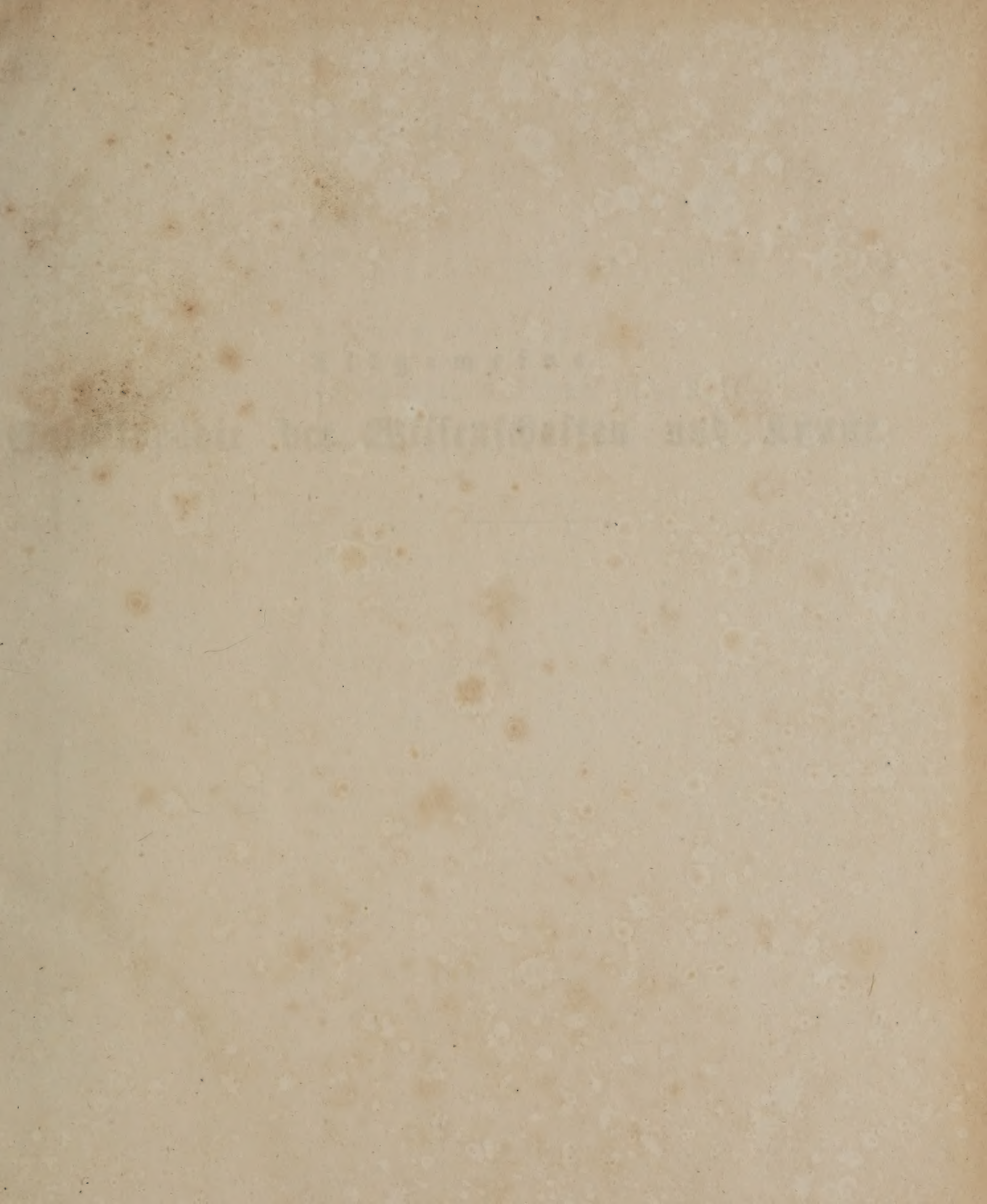




Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Achtzehnter Theil.

PERSES — PETER LUDWIG (Herzog von Parma).

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Achtzehnter Theil.

PERSES — PETER LUDWIG (Herzog von Parma).

P E R S E S.

PERSES (Mythol.) *Πέρσης, ου.* 1) Sohn des Krios und der Eurybia, welche eine Tochter von Pontos, dem Bruder des Ästräos und des Pallas war, zeugte mit der Asterie, der Tochter der Phöbe und des Köos, die Hekate, die daher auch Perseis und Perseia genannt wird. (Vergl. *Hesiod.* Theog. 377, wornach er sich in allerlei Kunde auszeichnete; Ders. V. 409 fg.; dann *Hom.* Hymn. in Cerer. 24, wo er Persäos heißt, und auch *Apollod.* 1, 2, 2 und 4). 2) Der Bruder des Äetes, dem er das Reich nahm; als Medea nach Kolchis kam, tödtete sie den Perses und gab ihrem Vater Äetes die Herrschaft zurück. So *Apollod.* I, 9, 28. §. 6. Nach Dionysios aus Milet im ersten Buch der Argonautik (ap. Schol. *Apollon. Rhod.* III, 200), welchem Diodor (IV, 45) folgt, hatte Helios zwei Söhne: Perseus (Diodor hat Perses) und Äetes, von denen Äetes über die Kolcher und Mäoter, Perses über Taurien herrschte; Perses zeugte mit einer Nymphe die Hekate, die ihren Vater vergiftete und ihren Oheim heirathete. 3) Der Sohn des Perseus und der Andromeda; sein Vater ließ ihn, als er nach Griechenland abging, bei Kepheus zurück; von ihm, fabeln die Griechen, stammten die persischen Könige ab (*Apollod.* II, 4, 5). 4) s. Mithras. (*H.*)

PERSEUS. Der Mythus von Perseus, der unzweifelhaft zu den frühesten griechischen Sagen gehört, ist uns von keinem der älteren epischen Dichter in seiner ganzen Ausführlichkeit aufbehalten worden. Bei Homer findet sich nur an einer Stelle (Il. XIV, 320), die Angabe, daß Perseus ein Sohn des Zeus und der Danae, einer Tochter des Akrisios, gewesen sei, und auch diese Stelle ist bereits von älteren Grammatikern nicht ohne Grund dem Sänger der Iliade abgesprochen (vergl. meine Schrift über den Ursprung der Homerischen Gesänge 1. Th. S. 18 und II, 204). In der Theogonie des Hesiod erfahren wir (V. 280) beiläufig, daß Perseus das Haupt der Medusa abgeschnitten habe. Bestimmter tritt das Bild des Helden bei dem Homeriden hervor, welcher das Schild des Herakles besang. Er beschreibt den Heros gewappnet und mit den Attributen versehen, die ihm seine Abenteuer bestehen halfen: auf dem Rücken das Haupt der Gorgone und die magische Kibisis, auf dem Haupte den Helm des Hades, das Schwert an der Seite. Hinter ihm aber erblickte man die Gorgonen mit Schlangengürteln, die ihn verfolgten (scut. Herc. 216 sq.); eine Scene, die um so merkwürdiger ist, als sie auch auf dem Kasten des Kypselos abgebildet war. Bei den Cyklikern läßt sich keine Spur eines Gedichtes nachweisen, welches die Thaten des Perseus zu seinem besondern Gegenstande machte. Erst Pherecydes unseres Wissens behandelte dieselben in fortlaufender Erzählung; seine Worte sind uns von dem Schol. zu Apoll. Rhod. (Argon. IV, 1091 und 1515) aufbehalten. Nach seiner Darstellung verhielt sich die Sache etwa folgendermaßen:

Dem Akrisios, Könige von Argos, wurde eine Tochter mit Namen Danae geboren, und als derselbe das Pythische Orakel fragte, ob er auch männliche Nachkommen zu erwarten hätte, erhielt er die Antwort, daß der Sohn, den seine Tochter gebären würde, die Bestimmung hätte, ihn umzubringen. Der König versuchte daher, seinem Schicksal zu entkommen, indem er auf dem Hofe seines Hauses ein unterirdisches Gemach anbringen ließ, in welches er seine Tochter mit ihrer Amme einsperrte, ohne sonst Jemanden zu ihr zu lassen. Zeus aber, welcher Danae liebte, drang in Gestalt eines goldenen Regens durch das Dach, und die Tochter des Akrisios, die diesen in ihren Schoos aufnahm, empfing von ihm einen Sohn, Perseus, den sie in der Verborgenheit auferzog. Als das Kind einige Jahre alt geworden war, hörte der König zufällig seine Stimme. Er ließ Danae aus ihrem Gefängniß holen, tödtete die Amme und fragte seine Tochter, die er an den Altar des Zeus führte, von wem das Kind erzeugt wäre. Auf ihre Antwort, daß Zeus der Vater desselben sei, schloß er Mutter und Sohn in eine Arche und übergab diese den Wellen des Meeres. Beide trieben lange umher. Endlich landete die Arche an der Küste von Seriphos, wo Diktys und Polydektes, zwei Söhne des Magnes, eines Sohnes des Äolus, herrschten. Der ältere von ihnen, Diktys, saß am Ufer des Meeres und fischte, als er mit seinem Netze die Arche ans Land zog. Er nahm Danae mit ihrem Sohne freundlich auf und behandelte sie fortan als Geschwister. Nicht so sein Bruder Polydektes. Dieser hatte nicht so bald die Ankunft der Beiden erfahren, als er Danae zu seiner Sklavin machte und zu heimlicher Umarmung zwang; Perseus aber suchte er aus dem Wege zu schaffen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Als der junge Heros nämlich herangewachsen war, entschloß sich der König, um die Hand der Tochter des Önomaus zu wer-

ben und verlangte zu den Hochzeitgeschenken von jedem seiner Vasallen ein Pferd. Perseus, der sich in jugendlichem Selbstgefühl vergaß, erwiederte dem König, er werde ihm alles schaffen und selbst, wenn es das Haupt der Gorgo wäre. Polydektes hielt ihn nun beim Wort und befahl ihm, sein Versprechen zu halten. In dieser Noth nahm sich Hermes des gotterzeugten Helden an. Er suchte ihm die nöthigen Schutzmittel zu verschaffen, mit denen Perseus den gefährlichen Gang unternehmen sollte, und führte ihn zu diesem Zwecke zu den Graien, den Töchtern des Phorkos, welche ihm den Aufenthaltsort der Nymphen, in deren Besitz sich jene Wunderdinge befanden, verkünden sollten. Perseus bediente sich der List. Er entwand den Graien ihr Auge und ihren Zahn, denn mehr als ein Auge und einen Zahn besaßen diese drei nicht, und erhielt gegen die Rückgabe derselben von ihnen die Kunde von dem Aufenthaltsorte der Nymphen. Hier angekommen empfing er den unsichtbarmachenden Helm des Hades, die Flügelschuhe und die Kibisis (einen magischen Reisesack), deren er bedurfte, um sein Abenteuer auszuführen. So gerüstet, schritt er im Fluge zum Okeanos hin, wo er die drei Gorgonen schlafend fand. Athene, die ihm gefolgt war, belehrte ihn, daß er den Kopf der Medusa, denn diese war allein sterblich, mit abgewandtem Gesicht abhauen müßte, da ihr Anblick ihn zu Stein verwandeln würde, und zeigte ihm daher das Bild der Göttin in einem ehernen Schilde; Hermes gab ihm eine Sichel und Perseus trennte nun mit einem kräftigen Hiebe den Kopf von dem Rumpfe. Er steckte ihn dann in die Kibisis und eilte, durch den Helm des Hades vor der Verfolgung der Gorgonen geschützt, nach Seriphus zurück. Hier angekommen, foderte er den König auf, sein Volk zu versammeln, damit er ihm das Haupt der Gorgone überreichte. Dies geschah und Perseus verwandelte alle, die es sahen, durch diesen Anblick zu Stein. So rächte er die Schmach seiner Mutter und die seiner eignen Knechtschaft.

In Folge dieser Dinge übertrug Perseus die Herrschaft in Seriphos dem Diktys, seinem Wohlthäter. Er selbst ging zurück nach Argos in das Land seiner Geburt. Auch Akrisios hatte inzwischen von der Errettung und den Heldenthaten seines Enkels gehört und fürchtete die Erfüllung des Orakels. Er war daher zu den Pelasgern nach Larissa entflohen, um der Begegnung mit Perseus zu entgehen. Dieser folgte ihm dahin, und versprach, ihm kein Leid zuzufügen, doch die Macht des Schicksals war stärker als sein Vorsatz. Bei einem Wettkampf, den die Larissäer angestellt hatten und an dem auch Perseus Theil nahm, traf dieser gegen seine Absicht Akrisios mit einem Diskos und, wenngleich nur am Fuße verwundet, büßte der König doch hierdurch sein Leben ein.

Dies ist die Erzählung des Mythus, wie sie in ältester Gestalt gelautet haben mag. Wenigstens stimmen die Andeutungen, die wir bei den Lyrikern finden, damit überein. Pindar bestätigt in der 12. Pythischen Ode die wunderbare Empfängniß des Heros durch den goldenen Regen, seine Heldenthat, indem er der Medusa den Kopf abschlug und die Versteinerung des Polydektes mit den Seinigen. Auch den Zug, daß Danae von dem Könige von Seriphos zur Sklavin gemacht und zum Liebesgenuß gezwungen wurde, der, wie Welcker (Rhein. Mus. Suppl. II, 2. S. 669) treffend bemerkt hat, einer älteren Sage angehört, als uns Pherecydes mittheilt, hat uns Pindar aufbehalten. Simonides hat ein schönes Gedicht, unter dem Namen Danae, verfaßt, von dem uns Dionys. Halicarn. (de comp. verb. c. XXVI) ein Bruchstück mittheilt, welches den Moment, in dem Danae mit ihrem Kinde den Wellen des Meeres preisgegeben ist und zum Zeus fleht, auf ergreifende Weise schildert. Sophokles berührt die Gefangenschaft der Danae und die wunderbare Dazwischenkunft des Gottes in einem Chorgesange (Antig. 936 ed. *Erf.*)

Seine vollständige Ausbildung scheint der Mythus aber erst durch das Drama erhalten zu haben. Eine ganze Reihe von Stücken der drei großen Tragiker belehren uns, wie sehr sie diesen Stoff geliebt und bearbeitet haben müssen. Von Äschylos gab es zwei Stücke, Phorkides und Polydektes, von denen Welcker (Äschyl. Tril. S. 378 fg.) vermuthet, daß sie den letzteren Theil einer Trilogie gebildet hätten, deren Anfangsstück freilich sogar bis auf den Namen verloren gegangen sei. Sophokles dichtete ein Stück mit dem Titel Akrisios, in welchem die Einsperrung und Verbannung der Danae, ein anderes, die Larissäer, in dem die Vergeltung für die Übelthaten des Akrisios den Stoff ausmachten (s. Welcker, Rhein. Mus. Suppl. II, 1. S. 348). Euripides endlich verfaßte seine Danae, von der uns zahlreiche Fragmente erkennen lassen, daß auch hier, wie bei Sophokles die Gefangenschaft und Verstoßung der Heldin den Gegenstand bildeten, und seinen Diktys, der, wie Welcker (a. a. O. Suppl. II, 2) vermuthet, die Rückkehr des Perseus, die Versteinerung des Polydektes und die Belohnung des Diktys enthielt. Nach Ad. Schöll (Beiträge zur Kenntniß der trag. Poesie. S. 149—59), der zugleich darauf ausgeht, den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stücken der Tetralogie, welcher Diktys angehörte (Medea, Philoktet, Diktys, die Schnitter) nachzuweisen, enthielt dies Drama nicht nur die Bestrafung des Polydektes, sondern auch den Tod des Akrisios. Unter den römischen Dichtern hat besonders Ovid diesen Mythus mit Ausführlichkeit behandelt. Er beschreibt (Metam. IV, 752 sq.) das Abenteuer mit der Medusa und (V, 242) die Versteinerung des Polydektes, Beides offenbar nach griechischen Vorgängern. Als spätere Zuthat zu dem hier gegebenen Mythus muß es wol angesehen werden, wenn Perseus nach Ovid's Erzählung auch noch den Atlas (Metam. IV, 603) und den König Prötus (ib. V, 236), durch den Anblick des Medusenhauptes versteinerte und eine römische Umbildung der Sage ist es jedenfalls, wenn Virgil (Aen. VII, 410) berichtet, die Arche, in welcher sich Perseus und Danae befanden, sei an die italische Küste getrieben, wo der König Pilumnus sich mit Danae vermählt und Ardea gegründet habe. Noch andere Veränderungen in der Erzählung der Sage, die sich auf die verschiedenen dramatischen Bearbeitungen, welche der Stoff erhalten hatte, zurückführen

lassen, findet man *Hygin.* fab. 63 und 244. *Tzetz.* ad Lycophr. 838 u. A.

Als eine Episode in dem Gange des Perseus zu den Hyperboreern, oder wohin man sonst den Schauplatz seiner Heldenthaten verlegen will, berichten uns die Mythographen sein Abenteuer mit Andromeda. In Äthiopien nämlich, erzählt uns Apollodor (II, 4, 3), herrschte ein König, mit Namen Kepheus, der eine Frau, Kassiopeia, hatte, welche auf ihre Schönheit so stolz war, daß sie selbst mit den Nereiden in diesem Punkte um den Preis zu streiten wagte. Poseidon, über einen solchen Hochmuth erzürnt, sandte dem Lande des Kepheus eine Überschwemmung und ein Seeungeheuer, das nach menschlicher Speise verlangte, und das Orakel, welches man in dieser Noth befragte, that den Ausspruch, daß nur die Aussetzung der Andromeda, einer Tochter der Kassiopeia, den gekränkten Gott zu versöhnen im Stande sei. In Folge dessen wurde Andromeda an einen Fels gebunden und würde unfehlbar dem Verderben verfallen sein, wenn nicht Perseus sie erblickt und gerettet hätte. Er vermählte sich darauf mit ihr, und erzeugte fünf Söhne und eine Tochter: Alkäos, Sthenelos, Heleios, Mestor, Elektryon und Gorgophone.

Soweit die ursprüngliche Gestalt der Sage. Man sieht leicht ein, daß Perseus nur durch Zufall ihr Held geworden ist, wie es Herakles und Theseus bei so vielen ähnlichen Gelegenheiten wurden, denn der Kampf mit einem Ungeheuer und die Errettung eines Unschuldigen sind Dinge, die überhaupt dem Heroenthum angehören und zur nähern Individualisirung des Heros selbst nichts beitragen. Da aber der Name des Perseus einmal bei diesem Mythus überliefert war, so gaben die Dichter demselben auch einen Schluß, der des Gorgonentödters würdig schien. Sie erzählten nämlich, daß Phineus, ein Bruder des Kepheus, der früher mit Andromeda verlobt gewesen sei, dem Perseus seine Braut streitig gemacht habe. Es entspann sich in Folge dessen zwischen Beiden ein Kampf, welchen Perseus, nach Art seiner anderen Abenteuer, damit endete, daß er seine Gegner durch die Vorzeigung des Gorgonenhauptes versteinerte.

So wenig nun auch diese Sage, die unseres Erachtens selbst dem Pherecydes noch nicht mit Sicherheit zugeschrieben werden kann, wie Welcker (Rhein. Mus. Suppl. II, 2. S. 644) ohne Bedenken anzunehmen scheint, Anspruch auf ein hohes Alterthum hat, so ist sie doch ihres rein menschlichen Stoffes wegen von den Dichtern des Alterthums mit der größten Vorliebe behandelt worden. Bei Äschylos findet sich kein Drama dieses Namens, wol aber hatte schon Phrynichos eine Andromeda geschrieben (Schol. ad *Arist.* vesp. 1481) und Sophokles sowol, wie Euripides folgten ihm hierin nach. Die Fragmente des Sophokleischen Stückes sind freilich zu unbedeutend, um daraus über den Gang und die Ausdehnung der Handlung etwas Bestimmtes abzunehmen; die zahlreichen Andeutungen aber, die uns noch über das Stück des Euripides aufbehalten sind, lassen uns nicht zweifeln, daß nicht nur die Errettung der Andromeda, sondern auch der Kampf mit Phineus und die Versteinerung desselben, Gegenstand der Handlung waren (vergl. Welcker a. a. O. Suppl. II, 2. S. 644 u. Fritzsche's Thesmophoriazusen S. 494—517). Unter den spätern Tragödiendichtern hat Lykophron eine Andromeda geschrieben. Auch bei den Römern fand dieser Stoff vielfache Aufnahme. Attius sowol wie Ennius dichteten eine Tragödie dieses Namens, der erstere darin, wie Welcker (a. a. O.) vermuthet, mehr ein Nachahmer des Sophokles, der zweite des Euripides, während Livius Andronicus ihnen schon vorgegangen war. Eine ausführliche Beschreibung des ganzen Abenteuers aber sammt der des Kampfes mit Phineus und seinen Genossen gibt *Ovid.* Metam. IV, 662—751 und V, 1—235. Vergl. *Hygin.* fab. 64.

Ein so reicher Kreis von Sagen, wie der, welcher mit dem Namen des Perseus verbunden wurde, konnte nun nicht lange in dem Munde des Volkes leben, ohne daß man heilige Orte gezeigt hätte, an denen der Sohn des Zeus sich ein Andenken gestiftet haben sollte, Reliquien vorzeigte und mancherlei Legenden erzählte (vergl. *Paus.* II, 16, 3 und 22, 1), die freilich zum größten Theil der Vergessenheit anheimgefallen sein mögen. Argos war, wie die Sage meldete, das Geburtsland des Helden, und zu Argos, sagt Pindar (Isthm. IV, 36 ed. *Boeckh.*), wurde Perseus geehrt. Die genauere Lage des Tempels, welchen man ihm erbaut hatte, beschreibt Pausanias (II, 18, 1), fügt aber hinzu, daß noch zu seiner Zeit nicht hier, sondern in Seriphos dem Andenken des Heroen die größten Ehren erwiesen worden seien, während auch die Athener, durch ihre Gottesfurcht vor allen Hellenen ausgezeichnet, ein Heiligthum des Perseus nebst einem Altar des Diktys und Klymene gehabt hätten, die man die Retter genannt habe. Zu Argos zeigte man ebenso einen unterirdischen Bau, mit einem ehernen Gemach, welches Akrisios zur Einsperrung seiner Tochter angelegt haben sollte (*Paus.* II, 23, 7). Zu Larissa wird es an einem Grabmale des Akrisios nicht gefehlt haben (cf. *Apollod.* II, 4, 4. *Paus.* II, 16, 2 und 3). Sogar außer Griechenland findet man den Cultus des Perseus verbreitet. Herodot (II, 91) erzählt, zu Chemmis in Ägypten stehe ein Tempel des Perseus mit einem Standbilde des Heroen, und hier gehe die Sage, wenn er erschiene und dann einer seiner Schuhe, zwei Ellen lang, gefunden würde, so käme Segen über das Land. Auch Kampfspiele ordnete man hier zum Andenken des Helden an und brachte Perseus in genealogische Verbindung mit Danaus und Lynkeus, die aus Libyen nach Griechenland ausgewandert waren. Der Gang des Perseus zu den Gorgonen, deren Aufenthaltsort Pindar zu den Hyperboreern, andere an den Okeanos und noch andere nach Libyen verlegten, gab die erwünschte Veranlassung dazu, den Heros auch dieses Weges kommen zu lassen und ihn zum Stifter heiliger Gebräuche zu machen. Noch merkwürdiger ist es, daß auch die Perser ihr Geschlecht von Perseus, als ihrem Stammhelden, ableiteten (*Herod.* VII, 61. 150) und daß zu diesem Zwecke ein Sohn der Andromeda und des Perseus, mit Namen Perses, erdichtet wurde, auf den sie ihre Abkunft zurück-

führten, ein Umstand, der sogar von geschichtlicher Bedeutung wurde, als sich der Kampf zwischen Hellas und Asien entwickelte. Denn in Griechenland verehrten die Aleuaden den Perseus vorzugsweise als ihren Stammheros und erscheinen daher in einer fortgesetzten freundschaftlichen Verbindung mit dem persischen Königsgeschlecht. cf. ***Boeckh*** expl. ad ***Pind.*** Pyth. X. p. 331.

Tritt nun aus diesen Zügen das Bild des Perseus ebenso wol als das eines Hellenischen wie eines barbarischen Heros hervor, so können wir denselben Charakter auch in den plastischen Kunstwerken nachweisen, die ihn darstellen. Auf den griechischen Denkmalen erscheint er, wie K. O. Müller (Handb. d. Archäol. d. Kunst §. 414 3) bereits bemerkt hat, in Körperbildung und Costum dem Hermes sehr ähnlich, während eine spätere asiatische Kunst ihn durch eine mehr orientalische Tracht ihrer Heimath zu vindiciren suchte. Bereits auf dem Kasten des Kypselos sah Pausanias (V, 18) die Scene abgebildet, wie die Schwestern der Medusa, geflügelt, den Perseus verfolgten und eine andere Abbildung, in der Perseus dem Polydektes das Haupt der Medusa bringt, sah er zu Athen (I, 12, 6). In den uns erhaltenen Kunstwerken erblickt man ihn auf einer bedeutenden Reihe von Denkmalen aller Zeiten und Style: auf Opferschalen, Scarabeen von Karneol, gemalten Vasen, Sarkophagen, Basreliefs, Schaumünzen. Man erkennt ihn leicht an dem Helm des Hades, den Flügelschuhen des Hermes, dem Schilde, in welchem sich das Bild der Gorgo spiegelte, seiner magischen Tasche, der Kibisis, und an der Sichel, mit welcher er der Medusa das Haupt abschnitt. Auch der Moment, wo er Andromeda befreit, ist auf einem schönen Basrelief im Mus. Cap. IV, 52 abgebildet.

Was endlich die Deutung dieses wunderbaren Mythus angeht, so ist sie in alter und neuer Zeit auf mannichfache Art versucht worden. Allgemein bekannt ist die witzige Anwendung, die Horaz (L. III. Od. 16) von dem goldenen Regen im Schooß der Danae macht, um zu zeigen, wie groß zu allen Zeiten die Macht des Goldes gewesen sei, und hiermit stimmt es ganz überein, daß Lactantius und andere Grammatiker, ihrem Euhemerismus zufolge, sich die Sache so vorstellten, als ob nicht Zeus, sondern der König Prötus die Tochter seines Bruders durch Bestechung gewonnen und mit ihr den Perseus, einen jungen Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, erzeugt habe, eine Auffassung, in der ihnen freilich nach dem Schol. zu Il. XIV, 319 sogar Pindar vorangegangen sein soll. Die Zeit, wo man an Deutungen dieser Art Geschmack fand, ist vorüber, doch nur mit Schüchternheit theilen wir eine Erklärung anderer Art mit, die vielleicht bei den Mythologen unserer Tage mehr Beifall findet, aber möglicher Weise von unsern Nachfolgern in der Wissenschaft nicht größere Berücksichtigung erhält, als Lactantius und seine Glaubensgenossen von uns. Wir glauben nämlich, daß der Mythus von Perseus und die Gestalt dieses Heroen ursprünglich planetarischer Art ist, ja wir halten ihn für völlig gleichbedeutend mit Perses, dem Sohne des Kreios und der Eurybia, dessen Zusammenstellung mit dem dunkeln Asträos und Pallas, dem Vater der Selene (vergl. ***Hesiodus***, Theog. 375. ***Homer.*** Hymn. in Merc. 100), uns nicht zweifeln läßt, daß man unter seinem Namen an ein Sternbild gedacht hat. Möglich ist es daher immer, daß auch unter Perses ein Sternbild, welches mit den Witterungsverhältnissen in Verbindung stand, gemeint sein kann. Daher würden wir denn seine Empfängniß durch einen goldnen Regen auf die Zeit großer Fruchtbarkeit, die bei dem Aufgange des Gestirnes stattfand, beziehen, und unter seinen Attributen sein Spiegelschild und die Sichel auf die Constellation mit dem Monde, den Helm des Hades und die Kibisis dagegen auf momentane oder stellenweise Verfinsterung deuten, während die Flügelschuhe bei einem Dämon dieser Art wol keiner weitern Erklärung bedürfen. Was sich auf diese Weise aus den Attributen errathen läßt, bildet dann auch wieder zum Theil den Inhalt des Mythus selbst. Wie es uns nämlich scheint, so kann man unter Polydektes sowol, wie unter Diktys, nicht wol etwas Anderes verstehen, wie den Hades, oder, um den Gedanken gleich auszulegen, die Zeit des Unterganges. Die Gefangenschaft des Perseus also, seine Unterdrückung und sein Ausgang zu Abenteuern, dies bildete den Stoff für den ersten Theil des Mythus. Wir entnehmen die Veranlassung zu dieser Auslegung dem Umstande, daß man das Epithet *πολυδέκτης*, wie auch *πολυδέγμων* in der alten epischen Poesie dem Hades zu eigen gab; beide kommen sogar in dieser Bedeutung ohne Substantiv schon in dem Homerischen Hymnus an Demeter V. 9, 17, 31 vor. Das Bild aber vom Netz des Hades, von dem Diktys seinen Namen erhalten zu haben scheint, ist gewiß eins der ältesten in der griechischen Dichtersprache. Beide Bezeichnungen des Gottes der Unterwelt, *πολυδέκτης* und *δικτύς*, wurden daher, dem gewöhnlichen Gedankengange der Mythologie gemäß, zu Heroen gemacht und stellten ein feindliches Brüderpaar vor. Unter den Abenteuern des Helden verdient nur sein Medusenmord eine nähere Betrachtung, und auch dies erklärt sich leicht als ein planetarischer Vorgang, wenn man damit die Notiz aus Hesiodus (Theog. 280) verbindet, daß aus dem Kopfe der Medusa Chrysaor und Pegasos entsprungen wären, Sternbilder, die, wie es scheint, mit dem Niedergange eines andern, feindlichen Gestirnes, das man sich unter der Gorgone dachte, am Horizont erschienen. Soviel oder so wenig man nun aber auch von dieser Auslegung halten möge, so können wir doch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß schon im Alterthum eine ähnliche Auffassung stattgefunden haben muß, da man bekanntlich sowol Perseus, wie auch Kepheus, Kassiopeia und Andromeda unter die Sterne versetzte. Wie uns daher die Mythen, welche aus der Sphäre des animalischen oder vegetabilischen Lebens entnommen sind, oft durch eine Metamorphose zum Schluß das Verständniß über die Natur ihrer Helden eröffnen, so möchte auch jene Versetzung des Perseus an den Sternenhimmel vielleicht am besten den Weg dahin zeigen, wo wir den Ursprung dieses Mythus aufzusuchen haben. (***C. E. Geppert.***)

PERSEUS, König von Macedonien. Das Leben dieses Fürsten ist besonders deshalb eine geschichtlich bedeutende Erscheinung, weil mit seinem Falle die Freiheit und Unabhängigkeit des uralten Reiches von Macedonien, das unter dem großen Alexander sich auf kurze Zeit zu einem Weltglanze erhoben, trübe und jammervoll vor der römischen Übermacht und vor Roms tückischer Schlauheit verschwindet. Was ihn selbst anlangt, diesen Fürsten, so scheint er zwar nicht ohne Kraft und nicht ohne Einsicht gewesen, beide aber im außergewöhnlichen Maße nicht besessen zu haben. Wie Perseus in der Geschichte genannt wird, da sind die Zeiten und die Verhältnisse, die ihm eine trübe Bedeutung zu geben bestimmt waren, bereits ungemein finster geworden. Seinem Vater, dem König Philipp III. von Macedonien, ist der Gedanke seines Hauses, der Gedanke des Hauses der Demetrier von Macedonien, alle Stämme und alle Völker Griechenlands unter seinem Königthume zu vereinigen, durch den Ausgang seines Krieges gegen Rom im J. 197 vollständig und ganz gescheitert. Es scheitert dieser Gedanke, dessen Verwirklichung die griechische Welt vielleicht noch vor dem Untergange unter Roms Herrschaft hätte retten können, an zwei Dingen. Er scheiterte zuerst an der Stimmung und an dem Geiste der Griechen selbst, die nicht faßten, daß eine Vereinigung mit Macedonien die letzte Rettung für die nationale Unabhängigkeit sei, und die sich von den Römern mit dem trügerischen Zauberwort „Freiheit" täuschen ließen. Er scheiterte ferner an römischer Macht und römischer Schlauheit. Macedonien ward durch den Frieden mit Rom vom J. 197 auf seine alten und eigentlichen Grenzen beschränkt; nur die Halbinsel Chalcidike behielt es noch außerhalb derselben. Arm und klein stand man fortan der übermächtigen Roma entgegen und mußte es bald gewahren, daß die Tage des Unterganges nicht mehr fern ständen. Die Politik Roms gegen alle kleinere Staaten, namentlich aber gegen die griechischen und gegen die, welche aus dem Weltreiche Alexander's des Großen hervorgegangen, war entsetzlich und unsittlich im höchsten Grade. Das leuchtet selbst aus den Geschichten des Polybius und des Livius deutlich hervor, obwol sie nach Möglichkeit, was den Römern zur Unehre gereicht, verschweigen und verdrehen. Philipp III. hatte bei dem Kriege, welchen Antiochos der Große, König von Syrien, im J. 192 gegen Rom eröffnete, keinen solchen Entschluß, welcher noch Rettung zu bringen vermocht, ergriffen. Er hatte sich nicht an Antiochos, sondern an die Römer angeschlossen, eine Symmachie mit ihnen gemacht, deren Bedingungen von den Schriftstellern, die Rom zu Gunsten schreiben, nicht angeführt sind, damit es nicht klar und offenbar werde, wie Rom die täuschte und betrog, die es nicht mehr brauchte. Er hatte dieser Symmachie gemäß zu den Waffen gegen die Ätoler, die Bundesgenossen des syrischen Antiochus, gegriffen, und damit wenigstens etwas zu dem Glücke der Römer beigetragen, die nun den König von Syrien im J. 189 zu einem Frieden nöthigen, durch welchen der bisher noch immer großen Bedeutung des Reiches der Seleuciden ein Ende gemacht ward. Die Römer aber hatten in der Symmachie, die am Anfange des Krieges gegen den syrischen Antiochos mit Philipp III. geschlossen, diesem offenbar versprochen, daß er zum Lohne seines Mitwirkens Alles behalten solle, was er über die Ätoler oder über Antiochus selbst erobern würde. Das war der Preis, mit dem er zur Ruhe geködert worden. Philipp III. hatte sich nun wieder in Thessalien und auch an der von Griechen bewohnten Küste Thraciens festgesetzt. Aber kaum war der Krieg gegen Antiochos vorüber, als die Römer darauf denken, dem König Philipp Alles wieder abzupressen, was ihm während des Krieges gegen Antiochus den Großen durch Bund und Schwur überlassen worden ist[1]). Die römische Politik begnügte sich keinesweges, mit solchen Treubrüchen allein zu arbeiten. Auch andere bösere Künste kannte und übte sie noch. Spione und Verräther erkaufen, Verwirrung und Zwietracht in den Reichen schaffen, die zum Untergange bestimmt sind; darin sind die Römer schon zur Zeit der Republik Meister gewesen. Philipp III. von Macedonien hatte drei Söhne. Perseus war der ältere. Die Römer nannten ihn den Sohn einer Kebse. Viele Könige, die sie stürzen wollten und stürzten, werden von ihnen „Bastarde" gescholten, wie denn überhaupt nicht leicht eine Beschimpfung ist, die sie einem Gefallenen und Vernichteten nicht nachgerufen. Die Könige Macedoniens hatten die morgenländische Sitte, mehre Frauen zu nehmen, adoptirt. Um so leichter konnte die Beschimpfung „Bastard" ausgesprochen werden[2]). Andere Schriftsteller nennen den Perseus ohne Zusatz Sohn des Königs[3]), und unzweifelhaft ist, daß er in Macedonien als ältester Sohn und natürlicher Thronerbe angesehen ward. Der zweite hieß Demetrius, der dritte, welcher eine weitere geschichtliche Bedeutung nicht hat, Philipp[4]). Demetrius war nach dem Frieden vom J. 197 einige Zeit in Rom gewesen, und als nach dem Frieden mit Antiochus Streitigkeiten zwischen Rom und Philipp wegen der Landschaften entstanden, die er erobert und deren Räumung Rom verlangte, begehrte oder veranlaßte der Senat, daß zu deren Schlichtung Demetrios abermals nach Rom gesendet wurde. Von dem Senat, wie selbst Polybius berichten muß, wird dem Demetrius Hoffnung gemacht, daß man ihm den Thron, der dem Perseus entrissen werden sollte, in die Hände spielen würde[5]). Damit bezweckte Rom offenbar weiter nichts, als daß entweder gleich oder doch nach dem Tode Philipp's III. ein Bruderkampf zwischen Perseus und Demetrius entstehen sollte, in dem sie das Reich Macedonien ohne weitere Mühe hinwegnehmen und vernichten könnten. Um Philipp und Perseus aufmerksam und bedenklich über Demetrius zu machen, wird eine große Freundschaft für diesen recht laut und prunkvoll zur Schau getragen. Indem Philipp III. Alles herausgeben mußte, was während des Krieges gegen Antiochus von ihm gewonnen worden, sagte man ihm noch obenein: so mild handle Rom gegen ihn nur aus Rücksicht und aus Freundschaft für den jun-

1) *Liv.* XXXIX, 23. *Polyb.* XXIII, 4. *Appian.* de reb. Maced. 7. 2) *Plut.* Aemil. Paul. 8. 3) *Euseb.* Chron. 4) *Liv.* XL, 52. 5) *Polyb.* XXIV, 3.

gen Demetrius [6]). Dunkel ist für uns sehr Vieles in diesen Sachen und muß es sein, weil nur die Berichte römisch Gesinnter, deren Verdrehungen und Verdeutungen zuweilen doch offen zu Tage kommen, weil sie sich aus dem Gange der Dinge wie von selbst ergeben, uns geblieben sind. Die Hauptsachen stehen indessen auch hier fest und sicher da. Perseus, der vielleicht von einer unfürstlichen Mutter stammte, ohne deshalb Bastard zu sein, der auch des Demetrius größere Talente fürchtete, glaubte zu gewahren, daß derselbe bei dem Volke für den Fall des Todes Philipp's III. würde, wie er in Rom bei dem Senate geworben. Perseus fürchtete, besonders durch den Einfluß Roms, den Thron, der ihm gebührte, zu verlieren, und sann auf des Demetrius Untergang. Daher beschuldigte er den Bruder, das Land an die Römer zu verrathen, ja ihm, dem erstgeborenen Sohne, nach dem Leben getrachtet zu haben [7]). Philipp III., zweifelhaft und ungewiß zwischen den Söhnen stehend, beschloß, um der Sache auf den Grund zu kommen, zwei Männer mit angeblichen Briefen des Demetrius nach Rom zu senden. Aus den Antworten, die sie dem Demetrius geben würden, wollte er sehen, ob derselbe wirklich verrätherische Verbindungen mit Rom habe, ob er Hoffnungen auf die Römer stelle. Schriftsteller, die durchaus im Interesse der Römer reden, haben erst selbst erzählt, daß man in Rom dem Demetrius Aussicht auf den Thron, der ihm nicht gebührte, gemacht; jetzt aber, da es gilt, eine verrätherische Schmach von Rom abzuwälzen, leugnen sie wieder Alles ab [8]). Die Macedonier, berichten sie, die nach Rom gesendet worden, waren von Perseus bestochen, und die Briefe, die sie von Rom mitbrachten, und aus denen eine Schuld des Demetrius klar hervorzugehen schien, untergeschoben. Demetrius mußte nun Gift nehmen, und da dieses nicht sofort wirken will, ward er im J. 181 erwürgt. Perseus hatte sich so des einen seiner Gegner, eines Thronbewerbers erlediget, aber es währte nicht lange und er hatte wieder einen zweiten zu bekämpfen. Der war Antigonos, der Sohn des Echekrates, der ein Bruder des Königs Antigonos Doson gewesen. Die Schuld des Demetrius war eine zweifelhafte, Philipp III. in dem Augenblicke des Zorns zum Todesurtheil des früher geliebten Sohnes getrieben worden [9]). Der alte König empfand bald nachdem Demetrius nicht mehr war, tiefen Schmerz, und dieses Schmerzes bemeisterte sich Antigonos. Er bewies dem alten König, daß die Briefe, welche von Rom gekommen sein sollten, falsch und untergeschoben gewesen. Die beiden Macedonier, welche sie von Rom gebracht, gestanden das auf der Folterbank ein [10]). Mögen nun auch grade diese Briefe falsch gewesen sein, die Verbindung des Demetrius mit Rom und die Weise und die Gesinnung des römischen Senats in dieser Sache steht nichtsdestoweniger fest und unzweifelhaft da. König Philipp III. aber scheint allerdings seit dieser Entdeckung des Antigonos seinen Sohn Demetrius für nicht schuldig gehalten zu haben. Sicher war er es auch nicht in dem Sinne, wie Perseus ihn beschuldigt hatte; denn gewiß hatte er Macedonien nicht an Rom verrathen, nur durch römischen Einfluß und römische Hilfe das Reich dem Perseus abgewinnen wollen. Philipp III. warf einen großen Haß auf Perseus, der nach dem Untergange des Demetrius sich mit Stolz und Übermuth betragen haben soll. Es wird daran gearbeitet, die Gemüther der Menschen für Antigonos zu gewinnen, damit der und nicht Perseus nach Philipp's Tode auf den Thron komme. Perseus war in Thracien und Philipp empfiehlt allenthalben bei den Angesehenen des Landes den Antigonos als seinen Nachfolger. Aber noch ehe hier etwas vollendet werden kann, stirbt der alte König im J. 179. Perseus, von seinen Freunden schnell unterrichtet, eilt herbei und bemeistert sich, wie es scheint, ohne weiteren Kampf des Thrones von Macedonien [11]). Antigonos geht bald darauf vor ihm zu Grunde [12]). So kam Perseus auf den Thron, Perseus, auf den die Römer, wie auf alle ihre Gegner, alle mögliche Schande und alle mögliche Verbrechen zu werfen suchen. Er war ein Bastard, sagen sie, er war Schuld an dem Tode des Demetrius, ja er soll seine eigene Gemahlin ermordet haben, er hat seine Hände oftmals mit Blut befleckt, es war gar nichts an ihm, was Lob verdiente, er war von heftigem Geize beherrscht, er hat den Untergang seines Reiches selbst verschuldet, er hat Rom bedroht, er hat Rom herausgefodert [13]). Ähnliche Leichenreden halten die Römer allen ihren Gegnern. Der klare Gang der Sachen und andere sich widersprechende Berichte der Römer und der Römerfreunde selbst strafen die Leichenrede auf Perseus Lügen. Er war ein mäßiger und besonnener Mann, der nach Anstand und strenger Sitte lebte, seinem Volke mild und freundlich war, der die Zeit und die Verhältnisse, in denen er lebte, und die Römer kannte. Gleich am Anfange seiner Herrschaft sichert er sich den Thron durch verständige und versöhnende Maßregeln. Allen, die unter dem strengen und mistrauischen Philipp verbannt worden, allen, die gefangen saßen, wird Rückkehr oder Freiheit gestattet, alle Schulden, die dem Herrscher zu zahlen sind, werden erlassen [14]). Es soll Niemand fehlen bei dem großen Kampfe, von dem Perseus weiß, daß er ihn bald gegen Roms Übermacht wird zu bestehen haben. Darum rief er die Verbannten zurück, darum suchte er alle Macedonier um sich zu vereinigen. Eine seiner ersten Handlungen als König war, daß er den römischen Senat um die Erneuerung des Freundschaftsbundes angehen ließ, der unter Philipp zwischen Rom und Macedonien bestanden, denn er wollte zufrieden sein, wenn die Römer nur nicht weiter schritten, als sie bis jetzt gegangen, und Alles, was er von ihnen begehrte, war, daß sie ihn unvernichtet lassen sollten. Ein im römischen Sinne Sprechender sagt, der Senat habe recht wohl gewußt, daß Perseus mit Täuschungen umgehe, und dem Täuschenden habe man

---

6) *Polyb.* XXIV, 7. *Liv.* XXXIX, 47. 7) *Liv.* XL, 6—16. 8) *Id.* XL, 23. 24. 9) *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXIX. 10) *Liv.* XL, 54. 55.

11) *Liv.* XL, 56. *Just.* XXXII, 2. 3. 12) *Liv.* XL, 57. 13) *Liv.* XLII, 5. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXX. 14) *Polyb.* XXVI, 5.

mit Täuschung begegnen zu müssen geglaubt; so nur sei die Erneuerung des Bündnisses dem Könige von Macedonien bewilliget worden [15]). Von den Bedingungen desselben wird später nur beiläufig berichtet, daß Perseus wie sein Vater Philipp durch sie verpflichtet gewesen, die Grenzen des alten und eigentlichen Macedoniens nicht zu überschreiten und einen Tribut zu zahlen [16]). Die Ausdrücke waren, sicher nicht ohne Absicht, zweideutig gestellt, damit man eine Sache an dem König finden könne, sowie man wolle. Was war das alte und eigentliche Macedonien? Von welcher Zeit redete man, nach welcher sollte gerechnet werden? Es war den Römern an dem sofortigen Ausbruche eines Krieges mit Perseus jedoch nichts gelegen, denn sie hatten eben in Istrien, Ligurien und Iberien schwere Kämpfe zu bestehen, die erst geendet werden sollten. Wenn die Römer mit einem Volke, mit einem Fürsten nächstens zu Ende kommen wollen, so sind sie nie verlegen um die Art, in welcher der Ausbruch herbeizuführen, und diese Art ist wieder darauf berechnet, den Gegner, der fallen muß, noch als den angreifenden Theil, als einen Thoren, der es gewagt, das mächtige Rom stolz und übermüthig herauszufodern, erscheinen zu lassen. Man läßt einen solchen Gegner, doch ohne es direct auszusprechen, durch das Verfahren des römischen Staates sehen, daß er angegriffen, daß er vernichtet werden soll, sowie in Rom Zeit und Gelegenheit dazu passend wird erachtet werden. Nun rüstet das Volk oder der Fürst natürlich, so gut er kann, denn nur der elendeste Feigling wird sich widerstandlos, wie das Schaf vom Wolfe, wollen fressen und vernichten lassen. Solche Rüstungen erklärt der Senat dann für Drohung mit Angriff, für Beleidigung der römischen Majestät, und die Veranlassung zum Kriege, die Entschuldigung der Vernichtung ist da. Genau so ist nun auch mit Perseus von Macedonien verfahren worden. Die Römer beschuldigen ihn, daß sein Vater und er eine Bewegung veranlaßt, welche römisches Gebiet und römisches Interesse kaum von fern berührte. Die Bastarner waren über den Istros gegangen und kämpften gegen die Dardaner. Diese Bewegung, behauptete Rom, sei von den Macedoniern herbeigezogen; die Bastarner bestimmt gewesen, Italien anzugreifen. Eine Behauptung, die so unwahrscheinlich als möglich lautet. Es klagte Rom ferner darüber, daß Perseus einen barbarischen Fürsten, den die einen Abrupolis und die andern Abruporis nennen, der sich nach Philipp's Tode in den Besitz macedonischen Gebiets am Panganos gesetzt, daraus wieder vertrieben [17]). Römische Botschafter mußten dem Könige sagen: er möge des Bündnisses gedenken, von dem es scheinen könne, daß er es mit Rom habe. Selbst den Umstand, ob ein Bündniß wirklich vorhanden sei, oder ob es nicht vorhanden sei, scheinen die Römer durch dieses „scheinen könne" zweifelhaft machen zu wollen [18]). Die Hauptsache aber mußten die Achäer, die Bundesgenossen Roms, und ihre gehorsamen Schildknappen, thun, indem sie allen Macedoniern, wie bereits erklärten Feinden Roms, den Eintritt in ihr Land untersagten; worüber sie vom Senat mit Lob überschüttet werden [19]). Römische Späher und Lauscher, die Verräther erkaufen wollen, schleichen auch überall herum. Daran mußte Perseus, auch wenn es ihm die ganze damalige Weise Roms nicht schon gelehrt, erkennen, daß er nächstens, und sowie dazu Zeit und Gelegenheit sei, angegriffen und vernichtet werden soll. Also fängt er an zu rüsten und die Mittel in Bewegung zu setzen, die schon sein Vater für die äußersten Nothfälle gesammelt und die besonders in einem großen Schatze bestehen, mit denen der Krieg Jahre lang geführt werden kann [20]). Er siehet sich nach Freunden und Bundesgenossen um, um in dem verzweifelten Kampfe nicht allein zu stehen; er unterhandelt mit Carthago, mit Ptolemäus Philometor von Ägypten, mit Seleucus Philopator von Syrien, und als dieser im J. 175 starb, mit seinem Nachfolger Antiochus Epiphanes, selbst mit Eumenes von Pergamos, dem Römerfreunde und Römerknechte, der im Trüben fischen wollte, und mit Prusias von Bithynien. Aber er fand allenthalben nur Gleichgültigkeit, Feigheit oder Verblendung. Auch bei den Griechen suchte er Eingang zu gewinnen, aber auch im Achäischen Bunde, in Ätolien und in Thessalien, fand er bei den Lenkern der Staaten nur Feigheit, Verblendung oder Verrath [21]). Die Völker der Griechen und ihre Gefühle waren indessen allenthalben für Perseus. Als der Krieg mit Rom ausgebrochen war, eilte Alles, was noch eine freie und starke Seele hatte, zu den Macedoniern, um mit ihnen für die Freiheit der Welt gegen Rom zu fechten und mit ihnen zu sterben [22]). Nur ein geheimes Bündniß mit Böotien, das ihm nichts half, vermochte Perseus zu gewinnen [23]). Die Römer sahen den Rüstungen und den Bewegungen des Königs, die ihnen niemals gefährlich werden, ja nicht einmal ihren Siegeslauf hemmen können, geraume Zeit und bis sie ihre andern Angelegenheiten besser geordnet, ruhig zu. In demselben Maße aber, als diese sich besser gestalteten, begann der Senat von den ungeheuern, den drohenden Rüstungen des Königs Perseus zu sprechen [24]). Auch kam Eumenes, König von Pergamos, selbst nach Rom, um den Senat noch zum Kriege gegen Macedonien zu treiben. Er hoffte aus dem Sturze des Reiches Macedonien wieder große Vortheile für sich zu gewinnen, wie er solche aus dem Siege der Römer über Antiochus den Großen gezogen; er begreift nicht, daß das Reich von Pergamos von den Römern nur gefüttert und geködert wird, damit es helfe, Andere zu vernichten, um zuletzt, eine fette Beute, auch vernichtet zu werden. Damals, im J. 172, wie Eumenes von Pergamos eine so unwürdige Rolle in Rom spielte, war auch ein Botschafter des Perseus in Macedonien, Harpalus genannt, anwesend. Als er sah, daß Rom nun einmal Krieg haben wolle, erklärte auch er im Senat: „Perseus,

15) *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXX. *Maio.* p. 71. 16) *Liv.* XLI, 19. XLII, 42. 17) *Polyb.* Fragm. lib. XXII. *Maio* p. 412. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXX. *Appian.* de reb. Maced. 6. 18) *Liv.* XLI, 19.

19) *Liv.* XLI, 23. XLII, 6. 20) *Just.* XXX, 4. *Plut.* Aemil. Paul. 8. 21) *Liv.* XLI, 23. 24. 22) *Id.* XLII, 51 23) *Polyb.* XXVII, 1. 24) *Liv.* XLII, 2.

sein Herr, werde und könne beweisen, daß er nichts Feindliches gegen Rom im Sinne führe, wenn aber Rom durchaus Krieg haben wolle, so werde er sich mannhaft vertheidigen und denken, daß doch jedes Krieges Ausgang zweifelhaft sei [25])." Harpalos eilte mit der Nachricht zu Perseus, daß es nicht länger zweifelhaft sei, Rom werde den Krieg nächstens beginnen. Auch erklärte der Senat den König Perseus alsbald für einen Feind, und ein Prätor wird immer voraus nach Epirus gesendet, um die Küste bei Apollonia zu sichern. Der wirkliche Krieg aber soll erst im nächsten Jahre von einem Consul geführt werden. Auch geht ein römischer Staatsbote nach Macedonien, um den Freundschaftsbund feierlich aufzukündigen. Es ist natürlich, daß Perseus nun mit den höchsten Anstrengungen rüstet, und diese Rüstungen dienen dem Senate von Rom bei dem Volke wieder als Beleg der Nothwendigkeit, daß der Krieg mit Perseus nicht vermieden werden könne. Außerdem behaupten die Römer noch, Perseus habe den König Eumenes auf der Heimreise wollen ermorden lassen, er sei überhaupt ein abscheulicher Mörder und Giftmischer, der sogar römische Feldherren und Staatsboten habe wollen vergiften lassen [26]). Indessen sind alle Boten Roms, selbst nachdem der Bruch geschehen, wohl und sicher zurückgekehrt. Der Krieg ward erklärt, als die neuen Consuln gewählt sind und P. Licinius empfängt die Provinz Macedonien. Perseus, der nicht von den Römern allein, sondern auch von allen römischen Bundesgenossen, besonders von Eumenes, bedroht war, der bis jetzt außer Kotys, dem König der thracischen Odrysen, keinen bedeutenden Bundesgenossen hat gewinnen können, dem andere, wie Rhodus, nur kleine, ferne und zweideutige Hoffnungen gemacht; Perseus, der nie daran hatte denken können, Rom zu bedrohen, that für den Frieden, was ihm möglich war. Er sendete noch einmal nach Rom und erbot sich, alle Unbill abzustellen, die etwa von ihm gegen römische Bundesgenossen geschehen. Im Tempel der Bellona antwortete der Senat dem macedonischen Boten, Perseus möge sich an den Consul wenden, in Italien würden Friedensboten nicht mehr zugelassen werden [27])! Unterdessen war der König in Thessalien eingedrungen, und wenn er rasch nach dem Süden Griechenlands vorrückte, so konnte, wie die Stimmung der Menschen war, eine größere, eine gefährlichere Bewegung gegen Rom entstehen, und das römische Heer ist noch nicht auf dem Kampfschauplatze eingetroffen. Also mußte Perseus betrogen werden. Zwei römische Legaten waren eben in Griechenland, Quintus Marcius, der ein Gastfreund des königlichen Hauses von Macedonien, und Atilius Marcius, der sich für einen zu diesem Zwecke gesendeten Staatsboten Roms ausgab, versprach dem Könige aus guter, alter Freundschaft noch alles beizulegen, nur müsse er vor allen Dingen Thessalien sofort wieder räumen und sich nach Macedonien zurückziehen, damit seine gute und friedliche Gesinnung dem Senate sattsam erhärtet sei. Perseus ließ sich betrügen, weil die heilige Gastfreundschaft mit in's Spiel gebracht ward, zog sich zurück, schloß einen Waffenstillstand und sendete, nachdem er eine persönliche Zusammenkunft mit Marcius gehabt, noch einmal Boten nach Rom [28]). Diese wurden dort auf eine schnöde Weise kurz abgewiesen und Marcius und Atilius triumphirten in dem Senat, daß sie den König tüchtig betrogen hätten. Den alten Senatoren behagte es indessen wenig, nicht daß Perseus betrogen worden, sondern daß man laut den Betrug als Staatsmaxime verkündete [29]). Der König aber war, nachdem er die Täuschungen erkannt, wieder in Thessalien eingedrungen; aber das consularische Heer unter Licinius war nun auch durch Epirus, Jahr 171, herangekommen, und Perseus, so außer Stand gesetzt, sich rasch in den Besitz von Griechenland zu setzen und sich durch die Griechen zu verstärken. Er nahm nun mit etwa 40,000 Streitern eine Stellung in der Nähe des Peneus. In den Umgebungen des Königs, in den Macedoniern war eine große Bewegung, das Volk sich bewußt, daß ein Großes, die nationale Unabhängigkeit, auf dem Spiele stehe. Es waren daher große Opfer für den Krieg mit großer Freudigkeit gebracht worden. Aber an einzelnen Verräthern, die sich und das Vaterland an die Römer zu verhandeln gedachten, fehlte es freilich auch nicht. Perseus griff die Römer an und brachte besonders ihrer Reiterei eine schwere Niederlage bei, verstand aber nicht den Sieg zu benutzen, wie er benutzt werden mußte. Er gestattete dem Consul sich über den Peneus zurückzuziehen, obwol eine kühne Fortsetzung der Schlacht durch die Macedonier dem ganzen römischen Heer Vernichtung hätte bringen können [30]). Ein unglücklicher Gedanke, der Gedanke, daß es noch möglich sei, einen nicht unehrenhaften Frieden von Rom zu erhalten, war der Grund, daß der Sieg am Peneus nicht kräftig verfolgt ward. Perseus sendete nach der Schlacht an den Consul und bat noch einmal um Frieden auf dieselben Bedingungen, unter denen Philipp ihn geschlossen. Die Antwort war, daß der König sich in allen Stücken dem Willen des Senats unterwerfen, d. h. daß er sich ohne Widerstand müsse vernichten lassen. Da zog Perseus freilich, bitter in seiner letzten Hoffnung getäuscht, vor, mit dem Schwerte in der Hand zu fallen, und der Krieg ging fort. Der Consul, dem so viele Bundesgenossen und so reiche Hilfsmittel zu Gebote stehen, stellte seine Sachen bald wieder her, und Perseus ward genöthigt, sich nach Macedonien zurückzuziehen. Nach der Schlacht am Peneus kamen die Gemüther der Menschen in Griechenland in eine große Bewegung. Die Volksstimme sprach sich allenthalben für Perseus und die Macedonier, in denen man die Verfechter der Freiheit der Welt gegen die Römer sah, aus [31]). Aber die Lenker der Staaten im Achäischen Bunde, in Ätolien, in Rhodus, verharrten in ihrer alten Feigheit und konnten sich nicht zum Handeln entschließen. Eine drückende Furcht vor Roms Macht und Roms Rache, die

25) *Liv.* XLII, 11—14. 26) *Id.* 15. 16. 17. 27) *Id.* 36.

28) *Liv.* XLII, 38—43. *Polyb.* XXVII, 4. 29) *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXVIII. *Maio* p. 72. 30) *Liv.* 52—62. 31) *Polyb.* Fragm. lib. XXVII. *Maio* p. 423.

man schon vielfach in ihrer ganzen Furchtbarkeit hatte kennen gelernt, lag auf ihnen und vernichtete jeden freien Gedanken. Der Achäische Bund wollte sich einmal bis zum Beschluß der Neutralität erheben, wagte es aber nicht und decretirte wieder, daß man den Römern in allen Stücken zu gehorsamen habe [32]). So bleibt Perseus fast ganz allein auf dem Kampfschauplatze stehen. Consul Licinius kann indessen nichts weiter über ihn erreichen. In dem folgenden Jahre, 170, wo Hostilius den Heerbefehl gegen Macedonien hat, sind die Kriegsbulletins der Römer ungemein dürftig, wie immer dann, wenn die Sachen für das übermüthige Rom, einem schwachen Feinde gegenüber, schlecht gehen. Das Einzige, was man aus den kurzen und verworrenen Kriegsberichten erkennt, ist eben, daß die Sachen schlecht für die Römer gegangen sind. Der Senat traf daher größere Anstalten für den Krieg, wie dem neuen Consul Marcius Philippus die Provinz Macedonien aufgetragen wird. In dem wieder folgenden Jahre 169 ward nun Macedonien von der schwersten Gefahr bedroht. Die Römer erschienen mit einer mächtigen Flotte an den Küsten von Thessalien und Macedonien, das Landheer unter dem Consul erzwang mit ungeheuern Anstrengungen den Übergang über die Gebirge, die Thessalien und Macedonien von einander scheiden. Perseus scheint einen Augenblick den Kopf verloren zu haben. Schon will er die Schiffe verbrennen und die Schätze in's Meer werfen lassen. Indessen vermag der Consul doch nicht, sich lange in Macedonien zu halten. Zwar ließ er mit der gewöhnlichen römischen Täuschungskunst „die Freiheit und die Republik" allenthalben proclamiren, um Zwietracht zu erregen, aber das Volk von Macedonien ward dadurch nicht zum Verrath an sich selbst bestimmt [33]). An einzelnen Verräthern aber, das siehet man, die bei dem Falle des Vaterlandes thätig gewesen, hat es nicht gefehlt. Die Römer machten nun nach dem verunglückten Einbruche in Macedonien eine abermalige bedeutende Anstrengung. Perseus, der den letzten und entscheidenden Sturm kommen sah, wendete sich an alle Fürsten, die eigentlich gleiches Interesse mit ihm gegen Rom hatten, an Prusias, an Antiochus Epiphanes, an Eumenes: „Sie möchten durch Intervention oder durch Waffen Macedonien retten; wenn Macedonien gefallen, würde den Römern die Brücke nach Asien geschlagen sein und einer von ihnen nach dem andern vernichtet werden [34])." Aber auch das half dem Könige nicht. Eumenes war freilich bedenklich geworden über die Römer und wollte sich von dem Kampfe zurückziehen, wenn Perseus dafür 500 Talente zahle, das war Alles, was er thun wollte [35]). Die anderen aber thaten gar nichts. Nur den König Gentius, einen der mächtigsten Fürsten Illyriens, hatte Perseus endlich durch große Summen zur Bundesgenossenschaft bewogen, dadurch aber nur den Untergang dieses Fürsten, nicht eine Hilfe für Macedonien herbeigeführt. Gentius ging noch früher als Perseus unter und ward als Gefangener nach Rom geführt. Seine letzte Schlacht, die Schlacht der Verzweiflung, lieferte Perseus bei Pydna, Jahr 168, gegen den Consul Paulus Ämilius. Die Römer möchten ihm gern noch zuletzt das Brandmal der Feigheit aufdrücken [36]), aber Perseus hat, nach andern Berichten, gefochten wie ein Mann [37]). Da nach dieser Schlacht Alles verloren schien, flüchtete der König auf das Eiland Samothrake. Alle haben ihn verlassen, nur sein Sohn Alexander und sein jüngerer Bruder Philipp sind bei ihm geblieben. Er ergab sich an den römischen Prätor Octavius. Nun ward der Unglückliche mit seiner ganzen Familie, die ziemlich zahlreich gewesen zu sein scheint, nach Italien geschleppt. Vergebens flehte er um die Gnade, nicht mit im Triumphe des Consuls aufgeführt zu werden. Rom, das mit Lachen und Hohn antwortete, konnte sich diese barbarische Freude nicht versagen. Perseus ward mit in dem Triumphe aufgeführt. Fünf Jahre hat er darauf noch in Alba, wo er auch verstorben, als Staatsgefangener gelebt. (*Flathe.*)

PERSEUS, ein Geometer, den Proklos in seinem Commentar über das erste Buch der Elemente des Euklides (lib. II. ad Definit. 4 und lib. IV. im Eingange) als Erfinder der spirischen Linien (nicht Spirallinien) nennt. Dergleichen Linien entstehen, wenn eine σπεῖρα von einer Ebene geschnitten wird. Eine σπεῖρα ist aber, nach Proklos (ad Definit. 7), jeder Körper, der durch Umdrehung eines Kreises um eine in der Ebene des Kreises liegende nicht durch seinen Mittelpunkt gehende Axe entsteht *). Einige spirische Linien hat Montucla (Hist. des Mathém. T. I. p. 316, nouv. édit.) angegeben und gezeichnet; auch hat Pagani ein Memoire über diese Linien verfaßt, das von der Akademie zu Brüssel im J. 1824 gekrönt worden ist; vergl. dazu die Correspondance mathématique par *Quetelet* T. II. p. 237. Das Zeitalter, in welchem unser Perseus gelebt hat, läßt sich aus den Angaben des Proklos nicht sicher bestimmen. Nur kann man mit Chasles (Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géometrie etc. (Bruxelles 1837.) Chap. I. §. 5) daraus, daß Proklos (a. a. O.) auch den Geminus als Schriftsteller über die spirischen Linien nennt, schließen, daß Perseus vor Geminus, also vermuthlich auch vor Hipparch (s. Geminus), gelebt habe. (*Gartz.*)

PERSEUS, bei den Arabern برشاوش Berschausch oder سياوش Siausch oder حامل راس الغول Träger des Medusenkopfs (oder wie die Alphonsinischen Tafeln es übersetzen, deferens caput algol), ist der Name für eins der nördlichen Sternbilder. Es stellt einen Helden vor, der auf dem linken Beine steht, während e das rechte emporhebt. In der rechten Hand hält er ein

32) *Polyb.* XXVIII, 6, 10. 33) *Appian.* de reb. Maced. 17. *Liv.* XLIII, 3—7. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXX. 34) *Liv.* XLIV, 24. *Polyb.* XXIX, 3. 35) *Polyb.* Fragm. lib. XXVIII. *Maio* p. 408. 409. *Appian.* de reb. Maced. 16.

36) *Plut.* Aem. Paul. 14—16. *Liv.* XLIV, 40—42. 37) *Posidonius* ap. *Plut.* Aemil. Paul. 19.

*) Heron von Alexandrien (Definit. geom. XVI) scheint unrichtig die Axe durch den Mittelpunkt des Kreises gehen zu lassen.

überm Kopf aufgehobenes Schwert und in der andern das Haupt der Medusa. Die ganze Familie, mit welcher die Fabel Perseus in Verbindung bringt, ist an dieser Stelle des Himmels vereinigt. Westlich von Perseus seine, durch die Befreiung von einem Meerungeheuer errungene Gemahlin Andromeda, nördlich von beiden Cassiopeja die Mutter, und von dieser nordwestlich Cepheus, der Vater der Andromeda. Perseus selbst steht ganz in der Milchstraße und grenzt auf der Ostseite an das Sternbild Fuhrmann, auf der Nordseite an Cassiopeja und Camelopard, auf der Südseite an den Stier. Es enthält außer einer großen Anzahl kleinerer Sterne zwei von der zweiten Größe. Der eine ist der Stern α, welcher beim Ulug Begh, beim Tizini u. a. جنب برشاوش Dschemb Berschauschi, Seite des Perseus, in den Alphonsischen Tafeln Alchemb genannt wird, wofür jetzt die richtigere Aussprache الجانب, Algenib, allgemein angenommen ist. Auf jeder Seite von ihm steht ein Stern dritter Größe, welche drei zusammen einen flachen Bogen bilden. Der andere Stern zweiter Größe, der Stern β, liegt im Kopf der Medusa; er heißt bei Ptolemäus τῶν ἐν τῷ γοργονίῳ ὁ λαμπρὸς, der helle im Medusenhaupt, beim Tizini نير راس الغول naïr rasi 'lguli, der helle im Kopf des Gul, bei Ulug Begh schlechthin raso 'lguli, Kopf des Gul, in den jetzigen Sternkarten Algol. Da der Mythus von der Medusa den Arabern unverständlich war, substituirten sie den ihnen geläufigern Namen غول, gulon, ein Unheil stiftendes, den Menschen verderbliches Wesen, ein Teufel. Er bildet mit drei kleinern Sternen im Kopfe der Medusa ein Rhomboid und hat, wie Goodricke im J. 1783 zuerst entdeckte, eine Lichtabwechselung, die nach 2 Tagen 20 Stunden 48 Minuten wiederkehrt. (*Sohncke.*)

PERSEVANTEN, PROSEQUENTES, POURSUIVANS, waren bei den Heroldscollegien eine Art von Unterbeamten, welche unter gewissen Feierlichkeiten creirt wurden und von Adel sein mußten; ehe Jemand Herold werden konnte, mußte er sieben Jahre lang Persevant gewesen sein *). (*K. Pässler.*)

PERSHORE oder PEARSHORE, Marktstadt im obern Theile des gleichnamigen Hundreds in der englischen Grafschaft Worcester, welche, 103 Miles Nordwest bei West von London entfernt, sich in einer fast ¾ Mile langen Hauptstraße mit zum Theil schönen Häusern an der Nordseite des Avonflusses hinzieht. Sie besteht aus zwei Parochien, nämlich dem Vicariat St. Andreas und der Kapellanei zum heiligen Kreuze, zu welchen ein bedeutendes, mehre Landgüter und Kapellen umfassendes Kirchspiel gehört, ist lebhaft durch die sie durchschneidende Straße von London nach Worcester, hat jeden Donnerstag einen Wochen- und jährlich drei andere Märkte und zählt außer den beiden Kirchen zum heiligen Kreuze und zu allen Heiligen, welche letztere klein, aber nett gebaut und mit einem viereckigen Thurme versehen ist, über 450 Häuser und 2000 Einwohner, welche meistentheils in Strumpfmanufacturen Unterhalt finden. Pershore, dessen zweiter Name von den Pears (Birnen), welche in der Gegend wachsen und zur Bereitung von Perry benutzt werden, und von seiner Lage am Shore (Ufer) abgeleitet wird, ist eine sehr alte Stadt, welche bis zum 23. Regierungsjahre Eduard's I. Abgeordnete in das Parlament sendete. Nach dem Bericht des Bischofs Tanner [1]) gründete Oswald, ein Neffe des Königs Ethelred von Mercia, hier 689 ein Kloster, welches nach Wilhelm von Malmbury von dem Herzog von Dorset, Egelward, unter der Regierung Königs Edgar geschah. Um diese Meinungsverschiedenheit zu schlichten, nimmt Cambden in seiner Britannia an, Egelward habe das Kloster so reichlich beschenkt, daß er deshalb für dessen zweiten Gründer gehalten worden sei. Dies Kloster war Anfangs mit Weltgeistlichen, dann mit Mönchen besetzt. Diese letztern versetzte König Edgar im J. 984 und verwandelte die Stiftung in eine Benedictinerabtei, welche zuerst der gebenedeieten Jungfrau, sowie den Aposteln Petrus und Paulus, späterhin aber der heiligen Edburga gewidmet war. Zu dieser Abtei gehörte die 280 Fuß lange, 120 Fuß breite und mit einem hohen, viereckigen Thurme versehene Kirche zum heiligen Kreuze. Sie sowol wie das Kloster war ursprünglich von Holz erbaut. Beide brannten am Urbanstage 1223, dann wiederum, und zwar jetzt mit dem größten Theile der Stadt im J. 1287 nieder. Von der Abtei, zu welcher früher die Licestraße führte, durch welche man die Todten auf den Gottesacker trug, haben sich nur wenig Spuren erhalten, die Kirche dagegen wurde mehrmals erneuert und endlich zur Pfarrkirche bestimmt. Sie enthält mehre alte Denkmäler [2]). In der Nähe des alten Nordthores, von welchem sich noch ein kleiner Theil erhalten hat, lag früher die Kirche der heil. Edburga, der achten Tochter Königs Eduard des Älteren, welcher um das J. 900 regierte [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

---

*) *Spelmann.* gloss. s. v. *Heraldi.* *du Fresne*, Gloss. s. v. *Persecutores armorum.* Neue europäische Fama. 53. Th. S. 455 fg.

1) Vergl. Bischof Tanner's: Notitia Monastica, or a short history of the religious houses in England and Wales (Oxf. 1695). Dies Werk, welches Tanner noch nicht ganz 20 Jahre alt schrieb, fand solchen allgemeinen Beifall, daß es sich in kurzer Zeit äußerst selten machte. Daher veranstaltete sein Bruder, John Tanner, Vicar von Lowestoff in Suffolk und Vorsänger von St. Assaph, eine schon von dem Bischofe selbst beabsichtigte und vorbereitete neue Ausgabe, welche unter dem Titel: Notitia Monastica: or an account of all the abbies, priories and houses of the friers, heretofore in England and Wales; and also of all the colleges and hospitals, founded before A. D. 1540, in London 1754 in Folio erschien. 2) Einige Nachrichten über diese Denkmäler, sowie andere, das Kloster betreffende, Gegenstände findet man im Appendix (Nr. XI.) und in der Vorrede (p. CV) von *Hemingi* chartularium ecclesiae Wigeriensis etc. (Oxon. 1723). 2 vol. 3) Bemerkenswerthe Orte in der Nähe von Pershore sind: 1) Die zu ihm gehörige Kapellanei Defford mit Salzquellen; 2) Wicton bei Wych, wo nach dem Bischof Tanner Peter von Corbizon, Studley genannt, gegen das Ende der Regierung K. Heinrich's I. eine Priorei von Canonicis Augustinerordens gründete, welche späterhin nach Studley in Warwikshire verlegt wurde; 3) Wadborough, drei Miles nordwestlich von Pershore gelegen. Dieser Ort hieß früher Abbot-wood

PERSIANA *), falscher Name für Presciane oder Prisciane, und Presciane di sopra und di sotto (s. d. Art.) (*G. F. Schreiner.*)

Persianer (Zool.), s. Alcedo rudis, Merops und Voluta.

Persica *Tournef.*, s. Amygdalus.

Persicaria *Tournef.*, s. Polygonum.

PERSICETA, eine alte Stadt oder ein castrum im Gebiete der Boii, gegen neun Milliar. von Mutina entfernt, nicht weit von der via Aemilia (*Ph. Cluver*, Ital. ant. Tom. I. p. 293). Gegenwärtig S. Giovani in Persiceto. (*Krause.*)

PERSICO, eine Art Liqueur, welche durch Destillation des Weingeistes über Pfirsich= oder Aprikosenkerne und bittere Mandeln, mit Zusatz einiger Gewürze, entsteht. Man kann ihn nach folgender Vorschrift bereiten: Acht Maß (frankfurter Aichmaß) Weingeist von 85 Proc. Tralles werden in der Blase abgezogen über 1½ Pfund Pfirsich= oder Aprikosenkerne, 16 Loth bittere Mandeln, 4 Loth Zimmt, 4 Loth Muskatblüthe; das Destillat wird dann mit Zuckerauflösung gehörig versüßt. (*Karmarsch.*)

PERSICO. 1) Ein großes Gemeindedorf in dem nach Robecco benannten Districte V. der lombardischen Provinz Cremona, mit ungefähr 1200 Einwohnern, einer katholischen Pfarre des Bisthums Cremona, einer den heiligen Cosmas und Damian geweihten Kirche und drei Kapellen, sieben dazu gehörigen Cassinaggi und der einzeln liegenden Villa Persichello. Die Gemeinde wird durch die Gesammtheit aller Besitzer des Gemeindegebietes und einen aus drei Gliedern bestehenden Ausschußrath repräsentirt. Die Dorfflur ist reich an Getreide, Wein und Maulbeerbäumen. 2) Solarolo del Persico, eine zu demselben Districte gehörige Gemeinde, nordöstlich von Cremona und mehr als noch einmal soweit als Persico davon entfernt, nach Castelnuovo eingepfarrt, mit einem Oratorium und einer Villa. 3) Zelo Buon Persico, ein und zwar der District II der lombard. Provinz Lodi und Cremona, welcher 29 Gemeinden umfaßt und der gleichnamige Hauptort des Districtes und Gemeindedorf, in ausgezeichnet fruchtbarer Gegend, nicht weit vom rechten Addaufer entfernt, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einer dem Apostel Andreas geweihten Kirche und Schule, einer kleinen Meiereiwirthschaft und einem Gemeindevorstande sammt Convocato der Grundeigenthümer. Er ist der Sitz des königlichen Districts=Commissariates. 4) Isola Persico, eine zur Gemeinde Branciere gehörige Cassina Masserizia in dem nach Pieve d'Olmi benannten Districte VI. der lombardischen Provinz Cremona, und 5) P. eine zur Geneinde Cucciago gehörige Cassina der Provinz Como. (*G. F. Schreiner.*)

Persicus Sinus, s. Persischer Meerbusen.

Persien, s. Perser (Geogr.).

(Abtsholz), weil die Äbte des Klosters in Pershore hier einen Park hatten. Ein bedeutender Waldstrich in der Nähe des Orts heißt Nash's Plantation (Pflanzung). Vergl. *Nash*, History of Worcestershire. 2 Vol. Fol. Beauties of England. Vol. XV.

*) Bei Rampoldi in seiner Corographia dell' Italia.

Persienne, s. Perse.

PERSIFLAGE, PERSIFLIREN. Das französische Wort hat das teutsche Bürgerrecht erhalten; man bezeichnet damit Verspottung, die mit Hohn verbunden ist, und den Verspotteten von einer lächerlichen Seite darzustellen sucht, indem sie sich ironisch mit einem scheinbaren Ernst in der Nachahmung desselben gerirt. Dieser scheinbare Ernst gibt ihr die wahre Bitterkeit. (*H.*)

PERSIGNANO, eine Ortschaft in der Provinz von Florenz, des Großherzogthums Toscana, welche zum Bezirke und zur Podestaria von St. Giovanni im Valdarno gehört, auf der Höhe des Gebirges, das überall kräftige Weide hervorbringt, liegt, eine zum Vicariato St. Giovanni gehörige Pfarr=Priorei und eine Kirche hat. Die Gegend ist übrigens sowol für Geognosten als auch für Botaniker höchst interessant. (*G. F. Schreiner.*)

Persimone, s. Diospyros.

PERSIO, Cudbear, rother Indig, ist der durch Einwirkung des Ammoniaks auf das Erythrin (s. d. Art.) entstandene rothe Farbstoff. Er wird bereitet, indem man die Flechten von Lecanora tartarea, Lichen saxatilis, calcareus und omphaloides zuvörderst reinigt, unter Mühlsteinen zerreiben läßt, mit verdünntem Ammoniak zu einem Brei anmacht und längere Zeit stehen läßt, wobei sich eine sehr lebhafte Färbung einstellt, worauf die Masse zum Trocknen gebracht wird und dann ein violettes oder purpurfarbenes, zuweilen auch braunrothes Pulver darstellt. (*Döbereiner.*)

Persis, s. Perser (ältere Geographie).

PERSISCHE BAUMWOLLE, macht keinen regelmäßigen Gegenstand des europäischen Handels aus, obwol in einzelnen Fällen Etwas davon durch russische Karawanen ausgeführt wird. Die größte Menge der von Persien erzeugten (in der Beschaffenheit der ostindischen ähnlichen) Baumwolle wird im Lande selbst verarbeitet. (*Karmarsch.*)

PERSISCHE BEEREN, Gelbbeeren, Avignonkörner, grana Lycii, gallica, graines d'Avignon, stammen von dem in der Levante, Türkei, Griechenland, Italien rc. wildwachsenden und in Frankreich cultivirten Strauchgewächs, Rhamnus infectoria oder Färberkreuzdorn. Die Beeren werden vor der Reife gesammelt, sind schmutzig dunkelgrünlich gelb, von der Größe eines Pfefferkorns, drei= bis viereckig, und schmecken sehr herb und bitter. Sie waren sonst innerlich als Arzneimittel in Gebrauch, dienen aber jetzt nur als Farbmittel, da sie auf Leinwand eine schöne gelbe Farbe geben, die mit essigsaurer Thonerde befestigt wird. Die Farbe widersteht dem Licht und der Luft ziemlich lange und wird durch heiße Seifenlösung nur wenig blässer. Die Gelbbeeren dienen auch zur Darstellung des Schüttgelbes, welches auf die Weise dargestellt wird, daß eine Abkochung derselben mit Alaun und hierauf mit Kreide vermischt wird; letztere zersetzt den Alaun und die ausscheidende Alaunerde verbindet sich mit dem Farbstoff und fällt mit schwefelsaurem Kalk vermengt zu Boden; der Niederschlag wird im feuchten Zustande in gedrehte Kügelchen ge=

formt und im getrockneten Zustand als Stil de grains in den Handel gebracht. (*Döbereiner.*)

PERSISCHE BIRN, PERSIC-PEER (Pomol.), stammt aus England, ist eine mittelgroße Sommerbirn von braunrother und gelbgrüner, ringsum grün oder weiß punktirter Schale, hat ein brüchiges, sandiges, aber saftiges und gewürzhaft schmeckendes Fleisch, hält sich nur kurze Zeit und reift Ende Septembers. (*William Löbe.*)

PERSISCHE ERDE, okerartige Erde, welche in den londoner Farbenhandlungen unter dem Namen: Indisches Roth gefunden wird. Man gräbt sie auf der Insel Ormus im persischen Golf, sowie in einigen Theilen Indiens. Diese Erde ist ein sehr schöner purpurfarbener Oker von bedeutend festem Gewebe und großer Schwere. In der Erde blutfarbig, muß man sich zu ihrer Gewinnung der Brecheisen bedienen. Ihre Oberfläche ist staubigrauh und voll breiter, schimmernder und glänzender Theilchen von weißer Farbe. Sie klebt an der Zunge, hat einen stark zusammenziehenden Geschmack, färbt die Hände beim Anfühlen, wo sie sich rauh und hart zeigt, und braust in Essigauflösungen sehr stark auf. (*G. M. S. Fischer.*)

Persische Geschichte, s. Perser (Geschichte).

PERSISCHE KRIEGE. Der Kampf, den die Griechen Europa's gegen die Perser stritten, ward nicht allein von ihnen selbst angesehen als ihr höchster Ruhm und ihr höchster Glanz, er hat ihnen auch bei der späten Nachwelt einen ebenso großen als nachhaltigen und glänzenden Ruhm gebracht. Ja man hat sich gewöhnt, Alles Große und Herrliche in diesen Kampf hineinzudenken und leicht bewegliche Gemüther werden bei den Namen Marathon, Salamis und Platää wie von einem heiligen Schauer ergriffen. Das Volk der Griechen erscheint ihnen dann in einem schönen Lichte, in einem großen Glanze, wie ein leuchtendes Vorbild aller, die nationale Freiheit und Unabhängigkeit gegen fremde Vergewaltigung zu verkämpfen und zu beschützen haben. Es ist wahr, die Geschichte dieser Kämpfe hat einige erhebende Züge; es erscheinen Griechen in ihnen, die für ihre nationale Unabhängigkeit begeistert, große Entschlüsse mit Größe hinauszuführen, den freien Tod einer feigen Unterwerfung und dem Schweigen der Knechtschaft vorzuziehen verstehen. Aber im Ganzen und Allgemeinen genommen erscheinen die Griechen Europa's und die Griechen überhaupt in diesem Freiheitskampfe nichts weniger als groß. Kein großes Gefühl für die Freiheit, keine Bereitwilligkeit, ihr Alles zum Opfer zu bringen, ja nicht einmal ein kräftiger Gedanke für das Griechenthum geht durch die verschiedenen Stämme und Städte der Nation, hat noch weniger sie gewaltig ergriffen, sie zu kühnen Thaten und edlen Entschlüssen der Selbstaufopferung und der Hingebung für das Allgemeine begeistert. Herodot, obwol er den ganzen Kampf und den Sieg als den höchsten Ruhm seines Volkes betrachtet, läßt doch in seiner einfachen Natürlichkeit keinen Zweifel darüber, daß während ein kleiner Theil der Griechen, und besonders die Athener sich mit wahrhafter Größe in den gefährlichsten Augenblicken dieses Kampfes zeigen, bei einem anderen und größeren Theile Unentschlossenheit, Halbheit und Selbstsucht waltete, wiederum bei einem andren sogar Furcht, feige Unterwürfigkeit und Verrath der gemeinsamen Interessen Griechenlands vorherrschten. Die Siege selbst, welche über die Perser gewonnen, wurden auch ebenso sehr der Schwerfälligkeit, Unbeholfenheit und selbst Albernheit der Barbaren, als dem Muthe, der Tapferkeit und der Ausdauer der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Griechen verdankt, welche für die Freiheit die Waffen genommen hatten. Ist aber das Bild dieser Perserkriege, wie es der geschichtlichen Wahrheit entspricht, viel minder glänzend, als es die träumerische Phantasie sich zusammensetzen mag, immer enthält es doch ein bedeutungsvolles, ein inhaltschweres Moment der Geschichte des Alterthums. Es handelte sich ja um die Freiheit oder um die Knechtschaft Griechenlands, das ohne die Freiheit in der Welt nicht die Stelle auszufüllen vermocht, die es ausgefüllt. Lange vorher, ehe die Perser den Boden des eigentlichen, des europäischen Griechenlands Unfreiheit drohend betraten, waren Griechen und Perser feindlich zusammengestoßen. Als mit Cyrus im Innern Südasiens die Macht der Perser sich erhoben, die Zend-Völker, Assyrien, Babylonien, Lydien unterworfen wurden, hatten auch die Griechen, die an den Küsten Kleinasiens wohnten, sich fügen müssen, wie sie auch schon dem lydischen Reiche unterworfen gewesen. Harpagos der Perser hatte sie unterthan gemacht. Nur Milet hatte sich freiwillig unterworfen; die andern Städte waren nicht ohne Kampf gewichen. Die Bewohner von Phocäa hatten selbst den unfrei gewordenen Boden verlassen und sich nach Italien gerettet[1]). Das europäische Griechenland sah der Unterwerfung der asiatischen Brüder ohne Bewegung zu. Die Jonier Asiens hatten zwar Hilfe gesucht bei Sparta, das an der Spitze des Peloponnesischen Bundes, des größten, den es in Griechenland gab, stand. Sparta hatte auch eine Gesandtschaft an Cyrus gesendet, die ihn in Sardes traf und, unbekannt mit allen Verhältnissen, unbekannt mit der Macht und Größe des Perserreiches, ihm verbieten lassen, griechisches Land zu schädigen, weil sie solches nicht dulden würden. Darauf war nur eine Drohung von dem gewaltigen Kriegsfürsten geantwortet worden[2]). Das asiatische Griechenland fiel und Sparta kümmerte sich nicht weiter darum. Unterdessen fand Cyrus 529 den Tod gegen die Massageten und das Perserreich ging auf Kambyses über. Der zog nach Ägypten, die Herrschaft weiter auszudehnen. Die Spartiaten unternahmen zu derselben Zeit mit einigen ihrer Bundesgenossen eine Fahrt gegen Polykrates, den Tyrannen von Samos, und griffen ihn, obwol vergeblich, an. Samier, Feinde des Tyrannen, hatten sie gerufen. Den Joniern Asiens hilft Sparta gegen die Perser nicht, weil es nationale Gefühle für das allgemeine Griechenland nicht hat und nicht kennt. In Polykrates bekämpft es das seinem Staatswesen feindliche Element der Tyrannis und scheuet dabei

---

1) *Herod.* I, 76. 114. 162—167. 2) *Id.* 152. 153.

die weite Meerfahrt nicht [3]). Polykrates aber ward später von den Persern getödtet, 522 [4]). Unter der Herrschaft des Kambyses scheinen die Inseln der Griechen, die in der Nähe der kleinasiatischen Küste gelegen, von denen einige durch Cyrus bereits unterworfen, auch noch unterthan gemacht worden zu sein. Die Gefahr rückt dem europäischen Griechenland allmälig näher. Kambyses aber stirbt 521; mit ihm endet des Cyrus Geschlecht, und die Wahl der persischen Großen besetzt den Thron mit Darius. Schon streiften die Blicke der Perser bis in die fernsten Theile der europäischen Griechenwelt. Mit zwei Schiffen wurden der Grieche Democedes und 15 vornehme Perser an die griechischen Küsten gesendet. Der Grieche sollte den Persern das Land zeigen, sie es kennen lernen. Diese Perser kamen bis Kroton in Italien, darauf nach manchen Fährlichkeiten und Abenteuern zu ihrem König zurück [5]). Darius aber ließ die Insel Samos unterwerfen [6]) und es scheinen nun alle Griechen der Küste Kleinasiens und die Inseln daran den Persern unterthan gewesen zu sein, die Jonier, die Äoler, die Dorier, die großen und glänzenden Städte Milet, Ephesus, Kolophon, Klazomenä, Kumä, Smyrna, die Inseln Chios, Lesbos, Samos, Rhodos und andere. Sie zahlten ihren Tribut und leisteten die Heeresfolge zu Wasser, und zu Lande. In die inneren Verhältnisse der griechischen Stämme und Städte griffen die Perser weiter nicht ein. Sie thaten allenthalben so, denn sie waren zu ungeschickt, um verwickelte Verhältnisse leiten zu können; daher begnügten sie sich im Ganzen genommen mit den Tributen und der Heeresfolge der Unterworfenen. Indessen hatte doch Darius Häupter über die Städte bestellt, welche von den Griechen Tyrannen genannt wurden. Nun trieb aber der Geist der Eroberung die Perser weiter. Darius ging 513 mit einem mächtigen Heere über den Bosporos. Die Griechen dieser Gegend mußten sich nun ebenfalls unterwerfen; also kam auch die wichtige Stadt Byzanz unter die Perser. Die Fahrt aber ging eigentlich über die Donau, in das nordwestliche Europa hinein, gegen die Scythen. Die Tyrannen der asiatischen Griechen empfingen den Auftrag, die Brücke zu bewachen, die über jenen Strom geschlagen worden [7]). Die Fahrt war unglücklich und Darius mußte zurück über die Donau weichen. Indessen, ob auch der König selbst alsbald nach Asien zurückkehrte, behielten die Perser doch von nun an festen Fuß in Europa. Megabazes, der Perser, blieb mit einem Heerhaufen am Bosporos und am Hellespont zurück [8]). Nun verbreitete sich die Perserherrschaft allmälig über Thracien hin. Barbaren und Griechen, denn auch die thracische Küste war mit griechischen Städten besäet, mußten sich unterwerfen. Immer näher kam die Gefahr dem eigentlichen Griechenland, ohne daß dadurch die nationalen Gefühle aufgeregt und Entschlüsse zu gemeinsamem Handeln hervorgerufen werden. Schon berühren die Perser den äußersten Saum des eigentlichen Griechenlands, der freilich halbbarbarisch war. Megabazes sendet zu Amyntas, dem Könige von Macedonien, daß er sich unterwerfe und die Zeichen der Unterwerfung, Erde und Wasser, übersende. Die Macedonier tödteten aber diese Boten [9]). Also war das Zusammentreffen zwischen den Persern und dem europäischen, dem alten und eigentlichen Griechenland unvermeidlich. Der König dachte an die Unterwerfung überhaupt aller Griechen, und so würde das europäische Griechenland über kurz oder über lang angegriffen und die Katastrophe erfolgt sein, auch wenn der König von Griechenland aus nicht gereizt und erbittert worden. Es kam damit folgendermaßen. Histiäos, der Tyrann Milets, war nach Susa, an den Hof des großen Königs, berufen worden, Aristagoras sein Stellvertreter geworden. Der wollte sich bei den Persern in Gunst setzen und großen Lohn verdienen. Also wendete er sich mit gutem Rathe an Artaphernes, den persischen Satrapen zu Sardes: über die cykladischen Inseln hinweg, von denen noch keine unterworfen, müsse der Weg nach dem europäischen Griechenland genommen, Naxos, wo zwischen dem Volke und den edlen Geschlechtern Streit ausgebrochen, zuerst angegriffen werden. Zu diesem Plan gab der große König seine Einwilligung und der Perser Megabazes ward mit einer Flotte gegen Naxos gesendet, 501. Der Angriff aber scheiterte und Histiäos fürchtete nun um soviel bestraft zu werden, als er früher belohnt zu werden gehofft. Also fiel er von dem Reiche der Perser ab, ob auch Hecatäus, der Geschichtschreiber, mahnte, sich nicht tollkühn gegen eine so große Macht zu setzen. Zunächst nur von persönlichen Interessen getrieben, nahm Aristagoras doch das Wort der Freiheit in den Mund, entsagte der Tyrannis über Milet, foderte die Stämme und Städte auf, sich von den Barbaren frei zu machen. Die Griechen der Küste, wie es scheint, fast ganz unbekannt mit der Macht und Größe des Perserreichs, horchten auf diesen Ruf; allenthalben wurden die Tyrannen vertrieben, die von den Persern bestellt, gerüstet, und in jeder Stadt ein Feldherr bestellt [10]). Aristagoras aber mag die Verhältnisse besser gekannt haben. Darum eilte er nach Sparta um Hilfe zu erflehen, 500. Als aber König Cleomenes an der Tafel, die ihm Aristagoras zeigt, sieht, wie groß das Reich der Perser, weist er ihn zurück, als begehre er ein tolles und thörichtes Beginnen von Sparta. Selbst den 50 Talenten, die Aristagoras bietet, bleibt der König unzugänglich [11]). Aristagoras eilt nach Athen. Vor nicht langer Zeit hatte Athen den Tyrannen Hippias mit Hilfe der Spartiaten vertrieben und die Solonische Verfassung wieder hergestellt, 510. Bald darauf aber brach ein Kampf zwischen dem Volke und den Geschlechtern aus. An der Spitze dieser stand Isagoras, an der Spitze jenes Kleisthenes. Isagoras rief die Spartiaten herbei und die Geschlechter kamen in den Besitz der Gewalt. Das Volk aber erhob sich bald wieder; die Geschlechter stürzten, die Spartiaten wichen aus der Stadt. Damals hatten die

3) *Herod.* III, 30—60. 4) *Id.* 120—124. 5) *Id.* 135—138. 6) *Id.* 139—141. 7) *Id.* IV, 97. 98. 137. 138. 8) *Id.* 143.

9) *Herod.* V, 17—21. 26. 27. 10) *Id.* 30—38. 11) *Id.* 49—54.

Athener auch schon von den Persern gehört. Sie sendeten zu Artaphernes, dem Satrapen, nach Sardes, und begehrten einen Bund gegen Sparta. Der Perser begehrte vor allem Anderen Unterwerfung und die Boten Athens gelobten, daß sie werde gegeben werden. Athen selbst aber in seinem jugendlichen Stolze dachte daran nicht. Die Solonische Verfassung ward im demokratischen Style umgeformt. Sparta ergriff nun wol noch die Waffen für die Geschlechter, aber es geschah ohne Kraft und die neuen demokratischen Institute konnten sich in Athen befestigen. Die Athener warfen sich auf die Insel Euböa und eroberten zuerst Chalcis. Es war ihre erste bedeutende Eroberung. Schon der Anfang der Demokratie schien die Athener mit Stolz und mit Feuer zu beseelen. Theben, wo noch die edlen Geschlechter herrschten, sah nicht allein die Demokratie Athens, noch mehr das Emporkommen und die Eroberungen derselben mit bitterm Unwillen, und stachelte das Dorische Ägina, damals eine der bedeutendsten Seemächte Griechenlands, zum Kriege gegen Athen. In diesem Kriege geschah, daß Themistokles den Athenern rieth, die Einkünfte der laurischen Silberwerke nicht mehr zu vertheilen, sondern Kriegsschiffe von dem Gelde zu erbauen. Hundert Dreiruder wurden damals gebaut. Themistokles gab den Rath schon mit der Ahnung, daß die Perser bis in das alte und eigentliche Griechenland kommen würden, und meinte, daß man ihnen nur zur See entgegentreten könnte [12]). Auch Sparta ward besorgt ob des jugendlichen Emporstrebens Athens, rief Hippias, den vertriebenen Tyrannen, herbei, versammelte den Rath des Dorischen Bundes und gedachte durch die Zurückführung des Tyrannen Athen wieder zu beugen. Aber die Bundesgenossen hatten, besonders auf Korinths Betrieb, dagegen gestimmt, und Sparta war genöthigt, den Gedanken fallen zu lassen. Zwischen Ägina aber und Athen dauerte der Krieg fort. Hippias flüchtete nun zu Artaphernes, dem Satrapen, nach Sardes. Durch die Perser gedachte er wieder zur Gewalt zu kommen. Auch Athen sendete eine Botschaft nach Sardes. Diese brachte den Befehl des Satrapen, den vertriebenen Tyrannen wieder aufzunehmen, zurück. Nicht lange war dieses her, als Aristagoras nach Athen kam. Das Volk, erbittert auf die Perser wegen dieser Antwort, und ohne die mindeste Vorstellung von der Größe der Persermacht, decretirte, daß unter Melanthias 20 Schiffe nach Asien gesendet werden sollten. Die Stadt Eretria auf Euböa stellte noch fünf dazu, 500. Als diese unbedeutende Hilfe an die kleinasiatische Griechenküste gekommen, brachen die Griechen los, zogen nach Sardes und brannten die Stadt nieder. Schnell sammelten sich die Perser in Kleinasien. Die Griechen waren schnell von Sardes an die Küste zurückgezogen. Bei Ephesus holten die Perser sie ein und überwanden sie, 499. Die Athener und Eretrier schifften sich eilends wieder in die Heimath ein und das ganze kriegerische Feuer Athens scheint nach dieser bittern Lehre gewaltig gedämpft worden zu sein [13]). Beinahe sechs Jahre hielten indessen die asiatischen Griechen den Zorn und die Macht des großen Königs der Perser auf. Byzanz, Karien und Cypern bewogen sie auch noch, von den Persern abzufallen. Die Perser führten diesen Krieg offenbar mit keiner bedeutenden Macht; darum zog er sich so lange hin. Endlich ward doch die Flotte der Griechen bei Milet geschlagen, Milet selbst im sechsten Jahre des Aufstandes genommen, 494. Die Bewohner Milets ließ der große König an das rothe Meer verpflanzen. Jammer, Noth und Strafe kam nun über die Griechen Asiens. Nur auf der Insel Samos ward nicht gesengt und gebrennt, weil die Schiffe von Samos aus der Schlacht geflohen waren. Anderwärts wurden die Tempel niedergebrannt, die schönen Knaben zu Eunuchen gemacht, die schönen Jungfrauen in den Harem des Königs geschleppt [14]). Darauf wurden auch die Inseln Chios, Lesbos und Tenedos überwältigt [15]). Die Phönicier, welche aus Haß und Handelseifersucht gegen die Griechen den Persern treffliche Dienste leisteten, fuhren darauf auch hinüber nach Europa, um allenthalben den Abfall von dem großen König zu bestrafen: also wurden auch die thracischen Städte, welche abgefallen, unter ihnen Byzanz, wieder unterworfen, 493 [16]). Da entwich auch von dem thracischen Chersonnes nach Athen zurück Miltiades. Zur Zeit der Pisistratiden hatten seine Vorfahren, die kleinen Städte des Halbeilandes sich unterwerfend, hier ein kleines Fürstenthum gegründet, welches 515 auf ihn übergegangen war. Also kam auch der thracische Chersonnes unter die Perser [17]). Als nun aber der ganze Aufstand getilgt, ließen die Perser wieder Milde eintreten. Die Tribute wurden nicht gesteigert, die Tyrannen nicht wieder eingesetzt, sondern die Demokratie gelassen, nur bestimmt, daß die Griechenstädte keine Kriege mehr unter einander führen, sondern bei entstehenden Streitigkeiten sich gegenseitig zu Recht stehen sollten [18]). Herodot erzählt freilich viel von niedergebrannten Städten. Aber so arg kann es mit dieser Zerstörung nicht gewesen sein. Denn wenige Jahre darauf erscheinen die den Persern unterworfenen Griechenstädte wieder in Glanz und Blüthe. Als nun bis an die Grenzen von Macedonien hin der Gehorsam wieder hergestellt war, gab Darius dem Tochtermanne Mardonius Befehl, Athen und Eretria zu züchtigen. Es war aber dabei der Gedanke, überhaupt festen Fuß im eigentlichen Griechenland zu fassen und der Griechen so viele zu unterjochen als nur möglich. Die Perser waren bekannter mit den griechischen Verhältnissen, als die Griechen mit den persischen, denn um die Satrapen, um den König befanden sich viele Griechen. Von Athen und von Eretria sprachen die Perser allein, damit es nicht zu einem gemeinsamen Widerstande der Griechen kommen sollte. Sie wußten, daß die Griechen leicht aus einander zu halten wären. Also hatte Mardonius Heer und Flotte von dem großen König empfangen, um Athen und Eretria zu züchtigen. Beide mögen bedeutend gewesen sein, aber die Zahlen sind nicht

12) *Herod.* V, 55—96. *Plut.* Them. 3. 13) *Herod.* V, 97—103.

14) *Herod.* V, 104—126. VI, 1—25. 15) *Id.* VI, 31. 16) *Id.* 33. 17) *Id.* 35—41. 103. 104. 18) *Id.* 42. 43.

angegeben. Über den Hellespont gegangen, zieht Mardonius mit dem Landheer an der Küste von Thracien hin, die Flotte segelt nebenher. Letztere wird am Berge Athos von einem furchtbaren Sturme überfallen. 300 Schiffe und 20,000 Menschen sollen dabei den Untergang gefunden haben. Das Landheer ward von dem thracischen Stamme der Bryger überfallen und ihm eine schwere Niederlage beigebracht. Mardonius züchtigte die Bryger dafür, kehrte aber dann nach Asien zurück 492[19]). Nur mit wenigen Worten redet Herodot von dieser Unternehmung, und es wird nicht recht klar, warum eigentlich Mardonius nichts Weiteres unternimmt. Seit mehren Jahren schwebt nun ein drohendes Ungewitter über Griechenland. Schöne Theile des gemeinsamen Vaterlandes, das asiatische, das thracische Griechenland waren dem Reiche der Perser unterworfen. Daß auch das alte und eigentliche Griechenland, die Mutter jener Theile, angegriffen werden sollte, sowie die Perser nur dazu Zeit hätten, lag auf der flachen Hand. Dennoch ist in diesem alten und eigentlichen Griechenland nicht die mindeste Bewegung zu bemerken, sich zu rüsten, sich zu vereinigen gegen die große Gefahr. Die einen hält die Furcht gefangen, die Anderen hoffen sogar, große Vortheile zu gewinnen, wenn die Perser kämen und sie sich sogleich an dieselben anschlössen. Herodot macht keinen Hehl daraus, daß ein sehr guter Theil der Griechen nachmals nicht weil sie gezwungen worden, sondern gern und freiwillig sich an die Perser angeschlossen. Darius aber läßt nun in den Seeprovinzen des Reichs eine große Flotte ausrüsten; zugleich aber soll auch versucht werden, ob nicht durch bloße Drohung Griechenland zur Unterwerfung gebracht werden könne. Boten eilen in alle griechische Staaten, die Zeichen dieser Unterwerfung, Erde und Wasser, nach persischer Sitte, zu begehren. In Athen und in Sparta, erzählt Herodot nachmals beiläufig, warf man diese Boten in Brunnen und Gräben, daß sie Wasser und Erde sich gleich selbst holten[20]). Nicht so die andern Griechen. Auf dem Festlande gaben sie fast alle die begehrten Zeichen und die Inseln gaben sie alle. Auch Ägina, zum Dorischen Bunde gehörig, gibt sie. Athen verklagt die Ägineten darüber bei Sparta und die Ägineten müssen ihre angesehensten Männer als Geiseln nach Athen stellen[21]). Nachmals besinnt sich Sparta anders und begehrt vergebens von Athen, daß es die Äginetischen Geiseln wieder herausgeben sollte. Den Spartiaten, die unter allen diesen Ereignissen höchst kenntnißlos und unbeholfen erscheinen, mag es nun erst eingefallen sein, daß Athen nur deshalb Ägina der Verrätherei an die Perser verklage, weil es um anderer Dinge willen sich eben im Kriege mit dieser Insel befinde. Im Übrigen bewegen sich die Griechen in ihrer alten Weise unter einander fort, als ob nicht das Mindeste sie insgesammt bedrohe. Die Spartiaten greifen Thessalien und Argos an, als sei jetzt Zeit, in den alten kleinen Streitigkeiten fortzuleben und sich gegenseitig zu trennen und zu erbittern[22]). Zwischen Athen und Ägina dauert der Krieg fort. Die Athener werden in demselben sogar von Korinth unterstützt, obwol Korinth selbst zu dem Dorischen Bunde gehört, in dem auch Ägina ist. Die Athener bleiben sieglos in diesem Streit; ihre Seemacht ist noch nicht einmal der Äginetischen gewachsen[23]). In dieser Zeit ist Demonotos, seines Königthums in Sparta beraubt, ebenfalls zu den Persern entflohen und sucht sie gegen Griechenland in Bewegung zu setzen. Unterdessen sind die Perser fertig mit ihren Rüstungen geworden. Datis und Artaphernes sollen über das Meer ein großes Heer nach Griechenland führen, die Athener und Eretrier gefangen vor die Augen des großen Königs führen. Die persische Flotte segelt 490 durch die cykladischen Inseln hindurch, die insgesammt unterworfen worden zu sein scheinen. Naxos wird von den Persern mit vieler Härte behandelt. Sie kommen nach Euböa und greifen Eretria an. Die Eretrier haben vergebens bei Athen um eine kräftige Hilfe nachgesucht. In der Stadt selbst sind Menschen, die sogleich an sich selbst und an den Gewinn denken, den sie durch Verrath an die Perser machen könnten. Auch werden schon am siebenten Tage der Belagerung die Thore der Stadt durch Verrath zweier Vornehmen den Persern eröffnet. Die Tempel werden verwüstet und verbrannt, die Menschen zu Gefangenen gemacht[24]). Die Griechen aber erscheinen in einem beinahe seltsamen Lichte. Niemand kümmert sich um die Gefahr, die doch unmöglicherweise unbekannt geblieben sein kann. Selbst Athen scheint erst dann zu rüsten, als die Perser auf Euböa sind. Ein gewisser leichter Sinn, der die Griechen überhaupt charakterisirt, leuchtet auch hier durch. Es werden, außer dem Polemarchen zehn Strategen ernannt, unter denen sich auch Miltiades, der vertriebene Tyrann, befindet. Das nahe und seit 519 bundesverwandte Platäa sendet 1000 Männer zu Hilfe. Nach Sparta wird ein Eilbote gesendet, der indessen mit einer seltsamen Antwort zurückkommt: es sei wider ihre alte Sitte, vor dem Eintritte, des Vollmondes auszumarschiren. Sparta dachte nur an sich, meinte, daß es genug thue, wenn es den Peloponnes vertheidige. Aus dem andern Griechenland mochte werden, was da wollte. Die Perser hatten nach dem Falle von Eretria einige Tage dort geweilt. Dann kamen sie nach Attika herüber und landeten bei Marathon. Der vertriebene Tyrann Hippias war mit ihnen. Gewiß wollten die Perser ihn in sein Herrenthum einsetzen. Nach der Landung der Perser scheinen abermals mehre Tage verlaufen zu sein. Die Strategen Athens entschließen sich zum Angriff. Miltiades hat den obersten Befehl am Tage der Schlacht, denn derselbe wechselte. Im vollen Laufe griffen die Athener zur großen Verwunderung ihrer Feinde an. Wo die eigentlichen Perser standen, siegten die Barbaren, aber auf beiden Flanken wurden sie geworfen. Alles floh bald auf die Schiffe zurück. Bis zu diesem Tage, sagt Herodot, war es für die Griechen ein Schrecken, nur den Namen der Meder und Perser zu hören. Es ist ein beinahe wunderbarer Sieg. Freilich muß das Heer der Perser sehr groß gewesen sein

---

19) *Herod.* VI, 44. 45. 20) *Id.* 48. VII, 133. 21) *Id.* VI, 49. 50. 22) *Id.* 72. 77–82.

23) *Herod.* VI, 92. 93. 24) *Id.* 94–102.

da die Flotte aus 600 Schiffen bestand. Aber wie viele waren bei Marathon gelandet, wie viele schlugen die Schlacht! 6000 Barbaren, sagt Herodot, waren im Kampfe gefallen. Gewiß für das ganze Heer eine sehr geringe Zahl. Das persische Heer, die persische Flotte muß nach der marathonischen Schlacht noch als vollkommen unversehrt angesehen werden [25]). Weil dem so ist, ist auch das Betragen der persischen Heerführer nach der Schlacht gradehin unbegreiflich. Sie fahren vor die Stadt Athen, in welche die Athener mit Ausnahme eines Haufens, der unter Aristides auf den Feldern von Marathon stehen geblieben, zurückgekehrt sind. Da Datis und Artaphernes dieses sehen, fahren sie nach Asien zurück [26]). Es wäre nichts in der Welt auffallend und seltsam zu nennen, wenn das nicht auffallend und seltsam sein sollte. Aber da alle in dem Reiche der Perser, am Hofe, unter den Vornehmen stattfindende Verhältnisse uns ganz unbekannt sind, kann über die Gründe der Rückkehr der Perser nichts gesagt werden. Gewiß nur ist, daß die Perser zurückkehren, ohne durch die Griechen und durch die marathonische Schlacht dazu genöthigt zu sein. Nach derselben treffen nun die Spartiaten, 2000 Mann stark, in Athen ein. Sie kommen gleichfalls, um zu beweisen, wie gut ihr Wille, wenn sie nur gekonnt [27]). Sie kommen indessen vorsichtig erst, wie die Barbaren wieder fort sind. Athen aber macht vor der Hand auch einen seltsamen Gebrauch von seinem Siege. Miltiades wird mit einer Flotte ausgesendet, die kleinen Inseln, die freilich den Persern nicht hatten widerstehen können, die sich hatten unterwerfen müssen, dafür zu züchtigen und Geld von ihnen zu erpressen. Es wollte jedoch mit dem Gelderpressen jetzt noch nicht glücken [28]). Die Griechen kehren nach der marathonischen Schlacht zu ihrer frühern Weise zurück, oder sie sind vielmehr aus derselben durch den Angriff der Perser gar nicht herausgekommen. Der Perserkönig Darius gebietet nun eine große Rüstung durch sein ganzes Reich, und drei Jahre verlaufen, in denen Asien in einer großen Bewegung ist. Griechenland in seiner Sorglosigkeit scheint weiter gar nicht darauf geachtet zu haben. Im vierten Jahre sind die Rüstungen noch nicht vollendet. Ägypten fällt 486 von den Persern ab und die Aufmerksamkeit des großen Königs muß sich mehr auf das Wiederzugewinnende als auf das überhaupt erst zu Gewinnende richten. Darius stirbt und das Reich geht auf Xerxes über 485. Ägypten wird wieder besiegt und die Rüstungen gegen die Griechen, welche durch diese Zwischenfälle in etwas mögen gestört worden sein, werden von Neuem vorgenommen. Griechen waren in großer Zahl um den König, Hippias von Athen, Demaretos von Sparta, viele andere noch. Das edle Geschlecht der Aleuaden in Thessalien besendete den König auch. Sie wollten gern persische Satrapen über Griechenland werden [29]). Argos schloß vielleicht gar einen Bund mit Persien. Herodot konnte darüber nichts ganz Genaues erfahren [30]). Die von den Persern aus dem Innern Asiens zusammengetriebenen Haufen zogen allmälig in Kleinasien zusammen 481. Auch der große König kam nach Sardes. Von dort aus sendete er nochmals Boten an die Griechen, die Zeichen der Unterwerfung zu begehren; nur nach Sparta und nach Athen nicht [31]). In Sardes scheint der Perserkönig geraume Zeit geblieben zu sein. Es kamen griechische Späher nach Sardes. Sie wurden gefaßt, aber der König ließ sie allenthalben herumführen, ihnen alle Rüstungen zeigen [32]). Schon vorher, noch ehe Darius nach Sardes kommt und die Zusammenziehung der Massen in Kleinasien erfolgt, hat Sparta eine Versammlung seiner Dorischen Bundesgenossen auf dem Isthmus von Korinth gehalten, an welcher dieses Mal auch Athen Theil nimmt. Hier werden alle innere Streitigkeiten, besonders der Krieg zwischen Athen und Ägina, beigelegt, beschlossen, alle Griechen, die sich freiwillig an die Barbaren anschließen würden, dem Apollo zu zehnten, jedes Falles auch beschlossen, ein Bundesheer, wie gewöhnlich unter der Anführung Sparta's, zusammenzubringen und alle für einen Mann zu stehen [33]). Auch sollen Argos, Gelo, der Tyrann von Syracusä, Korcyra und Kreta um Hilfe angegangen werden. Von nationaler, großartiger und heldenmüthiger Gesinnung erscheint bei den Griechen ungemein wenig. Argos, um doch einen Vorwand zu haben, begehrte, wenn es helfen sollte, einen Antheil an der Hegemonie, die Sparta hatte. Da Sparta das weigert, erklärt Argos, viel lieber werde es sich den Persern unterwerfen, als den Spartiaten in etwas nachgeben. Gelo von Syracusä hilft sich mit einer ähnlichen Auskunft, war indessen dabei weit mehr zu entschuldigen als Argos, denn er war so schon gehindert, da auch hier Barbaren, die Carthager, mit einem Angriffe droheten. Gelo rüstete sich schon, dem Perserkönige Erde und Wasser zu senden, damit er nur nicht bis nach Sicilien komme. Korcyra, welche Insel eine bedeutende Seemacht besaß, gab eine bessere Antwort. Nicht müßig wolle man den Fall Griechenlands ansehen. Korcyra rüstet auch nachmals eine Flotte aus. Es thut aber diese nichts, sondern wartet beim Vorgebirge Malea erst die Entscheidung ab, damit sie sich drehen und wenden könnten, wohin der Sieg fiele. Kreta verbarg sich hinter einem Orakelspruch, um gar nichts thun zu müssen [34]). Unterdessen hatten die eigentlichen Thessalier und die kleinen Völker in Thessalien, ganz Böotien, mit Ausnahme von Platää und Thespis, den persischen Boten Erde und Wasser gegeben [35]). Und gegen das schwankende, uneinige, zaghafte Griechenland brach ein anscheinend furchtbarer Sturm los. Mit dem Frühjahre 480 war der Großkönig von Sardes nach dem Hellespont aufgebrochen. Herodot schildert das ganze, aus allen Völkern des ungeheuren Reiches bunt zusammengewürfelte Heer, erzählt bald von dem Übermuthe des Xerxes, der die Wellen des Hellespont peitschen läßt, weil sie seine Brücken zerrissen, bald von seinen Thränen, die er beim Anblick seiner eige-

25) *Herod.* VI, 103—113. *Plut.* Arist. 5. 26) *Herod.* VI, 115—118. 27) *Id.* 120. 28) *Id.* 132—140. 29) *Id.* VII, 1—6. 30) *Id.* 151. 152. IX, 12.

31) *Herod.* VII, 32. 32) *Id.* 146. 33) *Id.* 132. 138. 139. 145. *Plut.* Them. 6. *Diod. Sic.* XI, 3. 34) *Herod.* VII, 148—169. *Diod. Sic.* XI, 15. 35) *Herod.* VII, 132.

nen Macht und Größe im Gefühle der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge vergossen[36]). Als das Heer über den Hellespont gegangen, zog es bis Doriscos immer an der Küste von Thracien hin. Die Flotte segelte stets nebenher. Dieselbe bestand aus 3000 größern und kleinern Schiffen[37]). Herodot berichtet zuerst, daß das Fußvolk des Landheeres 170 Myriaden Krieger gehabt, in Hunderte, Tausende und Zehntausende getheilt, unter persischen Oberbefehlshabern, unter denen wieder nationale Führer für jedes besondere Volk gestanden[38]). Die Reiterei schlägt er auf acht Myriaden an[39]). Die Bemannung der Flotte schätzt er nicht, holt es indessen an einer späteren Stelle noch nach, daß über 50 Myriaden Menschen sich auf der Flotte befunden. Nach der Gewohnheit der Perser wird nun jedes Volk, auf welches das Heer stößt, mit fortgeschleppt. So geschieht es in Thracien und Thessalien. Griechen und Barbaren müssen Schiffe und Truppen stellen. Herodot rechnet nun, daß die Thracier und Thessalier hinzugezählt, die Zahl der Streiter sich auf mehr als 264 Myriaden, der Troß aber diese Zahl mindestens erreicht habe. Das gäbe also eine Masse von mehr als fünf Millionen Menschen[40]). Nun ließe sich vielleicht mit Herodot handeln und ein Paar Millionen abdingen, obwol seine Zahlen keinesweges aus der Luft gegriffen, sondern bei dem Landheere auf einer wirklich vorgenommenen Zählung, bei der Flotte auf einer Wahrscheinlichkeitsberechnung beruhen. Doch handelte man auch einige ab, Millionen bleiben immer. Und daß es Millionen gewesen, macht, wenn nicht Herodot's genauer Bericht, doch schon die ganze Art und Weise der Perser wahrscheinlich. Man braucht nur diese Millionen zu nennen und schon ist das Mislingen des ganzen Feldzugs der Perser hinlänglich erklärt. Mit allen Vorbereitungen und Künsten der neuern Zeit, von denen die Perser keine Ahnung hatten, würde es eine Unmöglichkeit sein, ein aus Millionen bestehendes Heer zu ernähren und zu erhalten. Das persische mußte sich mit Nothwendigkeit in wenigen Monaten in sich selbst zerstören, und durch Verwirrung, Hunger, Noth und Elend untergehen. Die Menschen, wie es vieler Orten schon in Thracien, besonders aber im innern Griechenland geschah, brauchten nur zu weichen, die Lebensmittel wegzuschaffen, so mußte es in ganz kurzer Zeit untergehen. Und das ungeheuere Perserheer ist wirklich so untergegangen, rein in sich selbst untergegangen. Nicht einmal die höchste Kunst und Voraussicht hätte ein so großes Heer vor dem Untergange bewahren können; persischer Unverstand und persische Ungeschicklichkeit mußten es in kurzer Zeit vernichten. Es ist wohl anzunehmen, daß dieses Heer schon abgemattet und abgehungert war, als Xerxes den äußersten Rand des eigentlichen Griechenlands, das kleine Reich Macedonien, berührte, welches sich nun auch unterwerfen mußte. In währender Zeit scheint der Dorische Bundesrath immer auf dem Isthmos von Korinth versammelt gewesen zu sein, um die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Viele Thessalier wendeten sich an denselben, baten, daß die Pässe besetzt würden. Auch wurden wirklich 10,000 Krieger nach Thessalien zur See gesendet. Indessen räumten die Griechen Thessalien bald wieder, weniger, wie Herodot glaubt, weil Amyntas, König von Macedonien, so rieth, als aus Furcht vor den Persern[41]). Der Bundesrath beschloß lieber die Pässe, die Thermopylen, die aus Thessalien nach Böotien führten, zu besetzen. Ehe sich nun die Perser noch über Thessalien ergossen, hatte der Bundesrath die Thermopylen durch König Leonidas besetzen lassen mit, wie es scheint, etwa 10,000 Kriegern, denn das eigentliche Hauptbundesheer war noch nicht zusammen. Lokrer, Phozier, und Thebaner befanden sich mit in den Thermopylen. Die Flotte der Griechen war an der Nordspitze von Euböa aufgestellt und schon vollständiger beisammen. Als nun die unermeßlichen Scharen der Barbaren den Thermopylen naheten, bemeisterte sich der Griechen Angst und Furcht. Sie wollten nach dem Isthmos von Korinth zurück. Nur Leonidas, die Phozier und Lokrer, deren Land preisgegeben war, wenn die Thermopylen aufgegeben wurden, waren für das Bleiben. Endlich ward doch dieses beliebt und beschlossen, weitere Hilfe zu entbieten[42]). Wie der Perser nun nahe herangekommen, wartete er vier Tage, meinend, das kleine Häuflein der Griechen in den Thermopylen müßte die Flucht ergreifen. Zwei Tage hinter einander ließ Xerxes durch die tapfersten Truppen seines Heeres, Perser, Meder, Saker und Kissier, vergebens stürmen. Die Spartiaten machten einen verstellten Rückzug, lockten die Barbaren in die Enge hinein und richteten dann ein großes Blutbad unter ihnen an. Da kam Ephialtes, der Melier, zu Xerxes und berichtete, daß es noch einen anderen Paß, Anopäa genannt, gebe, der über das Gebirge und in den Rücken der griechischen Stellung in den Thermopylen führte. In der Nacht zogen die Perser gegen diesen Paß. Tausend Phozier, welche ihn decken sollten, ergriffen sogleich die Flucht, wie sie den Feind gewahrten. Leonidas sendete nun alle Bundesgenossen fort, behielt nur die 300 eigentlichen Spartiaten um sich, die sich in den Thermopylen befanden, dann auch noch die Thebaner. Diese blieben nur gezwungen. Freiwillig blieben noch die Thespier. Es galt nicht mehr die Rettung des Passes, nur die Rettung der spartiatischen Kriegsehre. Die Griechen wurden nun von zwei Seiten angefallen. Die Spartiaten stritten alle wie Löwen und alle fielen den Heldentod; nur einer entrann. Die Männer von Thespis standen den Spartiaten nicht nach. Die Thebaner dagegen warfen, wie der Sieg sich zu den Persern neigte, die Waffen weg, schrieen, daß sie sich schon längst dem großen König überantwortet und Wasser und Erde gesendet. Xerxes ließ sie indessen doch alle brandmarken, so viele ihrer nicht in der ersten Wuth von den Barbaren niedergehauen worden[43]). Nun lag das innere Griechenland vor den Barbaren offen und sie stürmten in dasselbe hinein. Die Flotte der Barbaren hatte unter-

36) *Herod.* VII, 35. 45. 37) *Id.* 184. 38) *Id.* 60. 80. 81. 39) *Id.* 87. 40) *Id.* 184. 186.

41) *Herod.* VII, 173. 174. 42) *Id.* 175. 176. 202. 203. 207. 208. 43) *Id.* 210—233. *Diod. Sic.* XI, 6—11.

dessen große Verluste erlitten. Sie war von einem furchtbaren Sturme überfallen worden, der gegen 400 Schiffe zerschmetterte[44]). Die Flotte der Griechen war nur 270 Schiffe stark, von denen Athen allein bei 130 gestellt hatte; später kamen noch 50 und einige Schiffe von Athen. Den Oberbefehl führte, nachdem, von Themistokles bewogen, Athen auch hier freiwillig zurückgetreten, der Spartiat Eurybiades[45]). Auch hier kann das Heer nur mit Mühe zusammengehalten werden. Unaufhörlich wollen die Griechen fort, jeder in seine Heimath. Die Bewohner Euböa's müssen selbst Themistokles bestechen, damit er erwirkt, daß die Flotte nur so lange bleibe, bis sie Weib, Kind und Habe in Sicherheit gebracht[46]). Die Griechenflotte stand bei Artemision, zwischen Euböa und dem Festlande. Die Perser, die ihnen am Eingange der Meerenge entgegenstanden, wollten 200 Schiffe um Euböa herumsenden, damit die Griechen eingeschlossen würden. Auch diese 200 Schiffe wurden von Stürmen zerschmettert[47]). An dem Tage, wo in den Thermopylen gekämpft ward, ist auch die Griechenflotte von den Persern angegriffen. Eine heiße Schlacht, die keine Entscheidung gibt[48]). Als nun die Nachricht kommt, daß die Barbaren durch die Thermopylen gebrochen, segelt die Griechenflotte eilig nach den Gewässern des innern Griechenlands. Themistokles stellt vieler Orten auf Euböa Steine auf mit Inschriften an die Griechen, die mit den Persern kämpften: sie möchten übergehen oder doch so laß als möglich kämpfen[49]). Die Flotte segelte auf Bitten der Athener nach Salamis, damit die Athener gerettet würden. Denn nach dem Unfalle in den Thermopylen hatte Athen vergebens gebeten, daß das Bundesheer Böotien besetzen solle, damit Athen gedeckt sei[50]). Die Peloponnesier bewegten sich nicht von dem Isthmos hinweg. Sie hatten beschlossen, eine Mauer über den Isthmos von Korinth zu führen und sich hinter derselben zu vertheidigen, ein Gedanke, dessen Thorheit auch Herodot siehet[51]). Daran arbeiteten sie nun mit allem Eifer, und für die Athener blieb nichts übrig als sich zu retten, wie sie konnten. Themistokles, jetzt der angesehenste Mann Athens, denn Aristides war in der Zwischenzeit 483 verbannt worden, hatte lange gerathen, nur den Schiffen zu vertrauen. Also flüchteten alle Athener, Weib, Kind und Habe, hinüber nach Salamis, Ägina und Troizene[52]). Nur arm und dürftig Volk blieb in der Stadt zurück. Unterdessen waren die Perser, nachdem Xerxes einige Tage in den Thermopylen zugebracht, über das Land geströmt. Böotien unterwarf sich; nur Thespis und Platäa wurden niedergebrannt, weil sie nicht persisch waren. Lokris, das schon früher Erde und Wasser gesendet, unterwarf sich abermals, Phozis aber unterwarf sich nicht. Die Thessalier begehrten von den Phoziern Geld, wenn sie ihre Beschützung bei den Barbaren übernehmen sollten. Sie wurden also nicht persisch und zwar nur aus Haß gegen die Thessalier nicht. Sie flohen in das Gebirge des Parnasses[53]). Das Heer der Barbaren hatte sich getheilt. Ein Theil hatte sich gegen Delphi gewendet. Herodot berichtet eine wundervolle Geschichte, Apollo habe verboten, die Schätze des Tempels wegzubringen. Er selbst werde sein Heiligthum zu beschirmen wissen. Blitze hätten die Barbaren getroffen, herabstürzende Bergtrümmer sie vernichtet, geisterhafte Gestalten sie mit Angst und Schrecken erfüllt[54]). Ein anderer Haufe stürmte mit Xerxes unter wilden Verheerungen nach Attika. Die leere Stadt brannten die Barbaren nieder. Xerxes sendete Siegesbotschaft nach Susa. Aber eine Handvoll Athener vertheidigte die Burg geraume Zeit. Drei volle Monate waren eben seit dem Übergange der Barbaren über den Hellespont verflossen[55]). Das andere barbarische Heer bewegt sich nach dem Isthmos von Korinth zu. Dort stehen unter Kleombrotos, dem Bruder des Leonidas, die Spartiaten und alle ihre Peloponnesischen Bundesgenossen[56]). Die Griechenflotte lag bei Salamis. Die Anführer beriethen sich hin und her. Fast alle wollten die Flotte an den Isthmos von Korinth geführt wissen, nur Athens, Ägina's und Megara's Führer nicht. Sie wären durch diese Maßregel ganz preisgegeben worden. Lange hatte Themistokles den Beschluß aufgehalten, selbst durch die Drohung, daß die Athener dann das alte Griechenland ganz aufgeben, sich in Masse nach Sicilien begeben würden. Als aber die Botschaft kam, daß der Isthmos von Korinth nun ernstlich von den Barbaren bedroht sei, konnte er jenen Beschluß nicht länger aufhalten[57]). Themistokles aber wollte, daß hier bei Salamis geschlagen werde, auch wegen des günstigen Terrains. Also ließ er den Persern im Stillen rathen, die Griechen in der Bucht von Salamis einzuschließen, denn sie wollten entrinnen. Die Perser gingen in diese Falle und umschlossen des Nachts die Griechenflotte, welche bis auf beinahe 400 Schiffe gestiegen[58]). Aristides brachte die Nachricht den Griechen, daß sie eingeschlossen. Das Decret seiner Verbannung war zurückgenommen worden[59]). Bald griffen die Perser an und es erfolgte die berühmte Schlacht von Salamis, der Xerxes von dem Festlande aus, sitzend auf dem goldenen Throne, zuschaute. Sicher ist, daß die Barbaren zurückgewiesen wurden, die Einschließung von ihnen wieder aufgegeben werden mußte, schwerere Verluste von ihnen als von den Griechen erlitten worden waren. Aber an eine entscheidende Niederlage der Barbaren ist nicht zu denken[60]). Die Griechen selbst erwarten einen abermaligen Angriff. Doch plötzlich tritt eine andere Wendung der Ereignisse ein, deren eigentliche und hauptsächliche Gründe von Herodot unberührt bleiben. Die Flotte der Barbaren kehrt plötzlich nach Asien zurück und legt erst bei Kumä, dann vor Samos an, wo sie die asiatischen Griechen überwachen[61]). Xerxes, sagt Herodot, habe für sein Leben ge-

44) *Herod.* VII, 190. 45) *Plut.* Them. 7. 46) *Herod.* VIII, 4. 18. 47) *Id.* 12. 13. 48) *Id.* 15—17. *Diod. Sic.* XI, 12. 13. 49) *Herod.* VIII, 22. *Plut.* Them. 9. 50) *Herod.* VIII, 40. 51) *Id.* VII, 139. VIII, 71. 52) *Id.* VIII, 41.

53) *Herod.* VIII, 29. 30. 49. 54) *Id.* 35—38. 55) *Id.* 51—53. 56) *Id.* 71—74. 57) *Id.* 44. 49. 62. 58) *Plut.* Them. 12. *Diod. Sic.* XI, 16. 17. 59) *Herod.* VIII, 79. *Plut.* Arist. 8. 60) *Herod.* VIII, 82—96. *Diod. Sic.* XI, 18. 19. 61) *Herod.* VIII, 107. 130.

fürchtet und gemeint, nicht sicher nach Asien zurückkommen zu können, denn die Brücken über den Hellespont möchten von den Griechen abgebrochen werden. Im Besitz einer Flotte, die noch tausende von Schiffen zählte, wäre es doch eine gar zu seltsame Furcht des Königs gewesen, zu meinen, nicht einmal er selbst werde sicher nach Asien zurückkommen. Auch kommt Xerxes, obwol die Brücken durch Stürme zerstört worden, ganz sicher nach Asien [62]). Mit dem ganzen Rückzuge verhält es sich offenbar so: das Heer ist in die furchtbarste Unordnung gekommen, Mangel und Noth haben es in wenigen Monaten halb vernichten müssen, die Länder, wo es gestanden, sind aufgefressen und aufgezehrt [63]). Eine leise Ahnung davon, daß ihre ganze Kriegsweise eine tolle und thörichte, ist in den Persern, besonders in Mardonius, aufgekommen. Der beiweitem größte Theil der Massen mußte fortgeschafft werden, wenn sie nicht auch noch verhungern sollten. Gewiß aber war es noch viel schwerer, die Flotte zu erhalten, als das Landheer, und sie war kostbarer. Auch war durch sie nichts ausgerichtet worden; also kehrte zuerst sie zurück. Auch das Landheer sollte abgeführt werden und nur Mardonius mit 300,000 guten Kriegern zurückbleiben, um die Unterwerfung Griechenlands zu vollenden. Die Perser fingen, wie bemerkt, an, zu sehen, daß mit ihrem wüsten und ungeheuren Troß so nichts zu erreichen sei. Also zogen die Barbaren aus Athen, wo sie noch die Burg erobert und aus dem mittlern Griechenland ab, nach Thessalien. Von dem ungeheueren Heere sagt Herodot weiter nichts, als daß ein Theil davon in Thracien untergegangen. Man erfährt nicht, wo diese ungeheuren Massen geblieben; sie sind im Einzelnen untergegangen [64]). Den Griechen aber ist der Muth gestiegen durch diese Dinge, welche gewiß nur zum allerkleinsten Theile durch sie herbeigeführt worden. Schon hat Themistokles mit der Flotte nach dem Hellespont gewollt, den Persern den Rückzug abzuschneiden. Eurybiades aber meint, man müsse dem weichenden Feinde eher eine goldene Brücke bauen [65]). Bis Andros ist die Griechenflotte gesegelt, dann kehrt sie nach dem Isthmos von Korinth zurück. Themistokles und die Athener pressen die kleinen Inseln, weil sie sich den Persern gefügt, schon wieder um Geld [66]). Heer und Flotte der Griechen zerstreute sich nun und jeder ging in seine Heimath, weil es schon spät im Jahre war. Mardonius war den Winter über in Thessalien; nur die besten Truppen, Perser, Meder und Saker, dreißig Myriaden, hatte er um sich behalten. Mit dem Anfange des Frühjahres 479 war die Griechenflotte wieder bei Ägina zusammen. Asiatische Griechen kamen und begehrten, daß nach Asien geschifft, das asiatische Griechenland von den Persern befreit werde. Indessen nur bis Delos segelte die Flotte vor und rastete hier. Ein Unternehmen auf Asien schien Allen bedenklich [67]). Mardonius aber sendete Alexander, den König von Macedonien, nach Athen. Erweiterung ihres Gebiets ward den Athenern versprochen, auch ihre innere Freiheit, wenn sie sich nur dem großen König unterwürfen. Gleichzeitig arbeitete Sparta entgegen, versprach alle Hilfe und allen Schutz, wie lange auch der Krieg dauern würde. Wenn sich Athen den Persern auf diese Bedingung fügte, mußte der Peloponnes endlich auch fallen. Die Athener aber gaben die schöne Antwort: es sei nicht soviel Gold, nicht soviel Land in der Welt, um dessentwillen sie Griechenland verlassen und verrathen würden [68]). In Sparta und in dem anderen Griechenland waren solche Gesinnungen nicht zu finden. Mardonius brach nun aus Thessalien hervor, Athen fiel zum zweiten Male in der Perser Gewalt, und zum zweiten Male flüchteten die Athener nach Salamis. Noch einmal bot Mardonius Frieden und Unterwerfung. Ein einziges Mitglied des Rathes stimmte dafür. In ihrer Freiheitswuth tödteten die Athener ihn sammt Weib und Kind [69]). Aber vergebens hatten die Athener erwartet, daß die Peloponnesier bis Böotien vorrücken und Athen vor einem zweiten Falle bewahren würden. Die Peloponnesier waren auf dem Isthmos von Korinth versammelt. Dort arbeiteten sie mit großem Eifer an ihrer Mauer, denn, sagt Herodot, sie fürchteten sich gewaltig vor den Persern. Nun ließen aber die Athener drohen, daß sie den Frieden mit Persien schließen würden, wenn man sie so verlasse [70]). Ein Mann aus Tegea mußte die Ephoren erst darauf aufmerksam machen, daß die Mauer über den Isthmos gar nichts helfen würde, wenn man die Athener verlasse und diese so genöthigt würden sich an die Perser anzuschließen, denn mit der Athenischen Flotte würden die Barbaren ja auf jedem Punkte des Peloponnes landen können [71]). Erst nach dieser einleuchtenden Demonstration rückten die Spartiaten und ihre Peloponnesischen Bundesgenossen aus. Mardonius zog fast gleichzeitig nach Böotien und lagerte bei Platäa, um ein günstiges Terrain für seine treffliche Reiterei zu haben. Dorthin folgte das Heer der Griechen, mit dem sich nun auch die Athener vereinigt. Es zählte nun mehr als 100,000 Streiter [72]). Die 30 Myriaden des Mardonius mögen bereits bedeutend zusammengeschmolzen sein. Sechs davon hatten Xerxes bis an den Hellespont begleitet und scheinen die härtesten Verluste erlitten zu haben. Doch noch über fünf Myriaden Griechen, meint Herodot, waren bei den Persern [73]). So ward die Schlacht bei Platäa geschlagen, ohne Zweifel eine weit glanzvollere That, als sie in diesen Kriegen bis jetzt von den Griechen ausgeführt worden. Die Perser und die ihnen stammverwandten Völker waren keine Feiglinge. Sie stritten mannhaft, bis Mardonius gefallen. Dann erst wichen sie dem furchtbaren Anprall der Griechen und flüchteten in ihr Lager. Der Sieg ward dadurch erleichtert, daß Artabazos, der die Reserve befehligte, als Mardonius gefallen, statt vorzurücken, die Flucht ergriff. Die Griechen stürmten auch das Lager noch und rühmten sich, ein so großes Mordfest unter den Barbaren gehalten zu haben, daß

62) *Herod.* VIII, 117. 63) *Id.* VII, 118. VIII, 115. 64) *Id.* VIII, 115. 65) *Id.* 108. *Plut.* Them. 16. 66) *Id.* 111. 112. *Plut.* Arist. 10. 67) *Herod.* VIII, 132.

68) *Herod.* VIII, 140—144. 69) *Id.* IX, 4. 5. 70) *Id.* 6. 7. 8. 71) *Id.* 9. 72) *Id.* 28—30. 73) *Id.* 32.

mit Ausnahme der Reserve des Artabazos nur drei Myriaden entkommen[74]). Der größere Theil des Heeres der Reserve wird in Thrazien noch niedergehauen[75]). König Pausanias von Sparta, unter dessen Führung dieser wahrhaft glänzende Sieg erfochten worden, hat unmittelbar nach der Schlacht unter den Griechen, die für die Freiheit gestritten, einen Bund gestiftet. Der große Gedanke, daß die Griechen sich nicht mehr unter einander bekämpfen und zerreißen, frei ein jeder Staat und friedlich alle unter einander, die gemeinsame Kraft nur gegen die Barbaren gerichtet, neben einander bestehen sollten, scheint dem Bunde zu Grunde gelegen zu haben[76]). Aber zu rechter Vollziehung ist er nicht gekommen und nur wie eine matte Erinnerung leuchtet er durch die Geschichte der folgenden Zeiten hindurch. Nachdem nun nach der Schlacht bei Platäa der Freude ihr Recht widerfahren und die Beute vertheilt worden, zogen die freien Griechen vor Theben und begehrten, daß alle Anhänger der Perser ihnen ausgeliefert würden. Sie mußten ausgeliefert werden, wurden nach Korinth geführt und daselbst niedergehauen. Auch sollten noch alle Griechen, welche zu den Persern gestanden, von der Delphischen Amphiktyonie ausgeschlossen werden[77]). Es kam indessen nichts zu Stande, Themistokles war dagegen. Es hatte gegen die Perser keine große nationale Erhebung stattgefunden, es hatten sich im Allgemeinen keine großartigen nationalen Gefühle bei den Griechen während des Kampfs zu erkennen gegeben. Man kann und darf sich also auch nicht wundern, daß an dem Ausgange des Krieges der Gedanke, fortan treu und einmüthig gegen die Fremden zusammenzustehen, nicht aufkommen kann. Indessen war schon mit dem Tage der Schlacht bei Platäa das Widerspiel eingetreten. Bis jetzt waren die Griechen von den Persern, nun wurden die Perser von den Griechen angegriffen. Die Griechenflotte war unter den letzten Ereignissen auf dem Festlande von Ägina nach Delos gesegelt. Dorthin kamen Männer von Samos, Hilfe zu holen gegen die Perser und gegen den Tyrannen, der von diesen über die Insel bestellt. Die Griechen griffen die persische Flotte beim Vorgebirge Mykale an und schlugen sie an demselben Tage, an dem bei Platäa gefochten ward. Unter den thrazischen und asiatischen Griechen wachte nun der Gedanke auf, wieder frei von den Persern zu werden. Die Spartiaten hatten keine Lust, etwas daran zu setzen. Auf der Insel Samos ward berathen. Die Spartiaten wollten, daß die asiatischen Griechen nach Europa versetzt würden, in die Gebiete derer, welche auf Seiten der Barbaren gestanden. Athen aber widerstand, man müsse die Asiaten in ihrer Heimath schützen und befreien. Nun wurden Chios, Lesbos, Samos und die anderen Inseln, sagt Herodot, in die Symmachie aufgenommen[78]). Die Spartiaten segelten indessen bald nach Hause. Die Athenische Flotte blieb in den feindlichen Gewässern zurück und fing an, die thrazischen Griechen von den Barbaren zu befreien[79]). Gemeinsame Noth und Gefahr hatte die beiden genanntesten Mächte Griechenlands, Sparta und Athen, so ziemlich zusammengehalten. Aber wie oft hatte dabei Sparta nicht immer noch auf dem Punkte gestanden, Athen preiszugeben. Athen war auch in Bund mit Sparta getreten und gewissermaßen Mitglied des Dorischen Bundes geworden. Da nun die thrazischen und die asiatischen Griechen sich nach Freiheit von den Persern sehnten, diese Freiheit, wie Athen bald zeigte, nicht eben schwer zu erringen war, so hatte Sparta die Macht, seiner Symmachie eine große Ausdehnung, allmälig vielleicht über ganz Griechenland zu geben. Der Anfang dazu war durch die Aufnahme von Chios, Lesbos und Samos gemacht. Dazu gehörte indessen eine große Gesinnung, nicht eine enge und erbärmliche, wie die Spartiaten sie sogleich zeigen, indem sie die Athener an der Befestigung ihrer Stadt hindern wollen. Die Spartiaten senden zwar noch einige Feldherren aus, an dem Befreiungswerke zu arbeiten. Sie machen aber dabei bittere Erfahrungen; ihr König Pausanias läßt sich in verrätherische Einverständnisse mit den Persern ein. Ihre rauhe und harte Weise wird den thrazischen und asiatischen Griechen bald unerträglich, und zuerst wenden sich Chios, Lesbos und Samos an Aristides und Athen: sie sollten einen neuen Bund gründen, der mit gemeinsamen Kräften die Griechen von den Persern befreie. Da ziehen sich die Spartiaten von aller weitern Theilnahme an dem Befreiungswerke zurück[80]). Athen tritt an die Spitze des neuen Bundes und kämpft, besonders durch Cimon, den Sohn des Miltiades, denn Themistokles hatte auch Verrath mit den Persern angesponnen, die thrazischen und asiatischen Griechen von den Persern frei, oder vielmehr von den persischen Satrapen. Denn der Großkönig betrachtete die Küste immer als sein gehörend, und die Satrapen Kleinasiens mußten den ganzen Tribut nach wie vor an den Hof des großen Königs abliefern[81]). Bald überflügelte nun Athen die alte Dorische Symmachie, denn es verstand, die thrazischen und asiatischen Griechen aus seinen Bundesgenossen bald in Unterthänige zu verwandeln. Nicht Einheit, Kraft und Freiheit stehet an dem Ausgange der persischen Kriege in der Zukunft Griechenlands, sondern bald furchtbar in dem Peloponnesischen Kriege ausbrechende Zwietracht, Schwäche des Allgemeinen und Unfreiheit. (*Flathe.*)

Persische Lastträger, s. Karyatiden.

Persische Literatur, s. Perser (Literatur).

PERSISCHE MÜNZEN. A) Ältere. Wir folgen hier der von andern Numismatikern, auch von Eckhel[1]) angenommenen Eintheilung und sprechen daher zuerst von den Münzen unter den ältern persischen Königen, bis zur Vernichtung des Reichs durch Alexander, und gedenken dann in Kürze der Münzen der Arsaciden und Sassaniden.

1) Münzen der ältern oder Achämenidischen Könige.

74) *Herod.* IX, 53—69. *Diod. Sic.* XI, 29—32. 75) *Herod.* IX, 89. 76) *Thuc.* II, 71. *Plut.* Arist. 21. 77) *Herod.* IX, 86—89. *Plut.* Them. 20. 78) *Herod.* IX, 106. 79) *Herod.* IX, 114. 80) *Thuc.* I, 95. 81) *Thuc.* VIII, 5. 18. 37. 58.

1) Doctr. Num. Veter. III. p. 551 sq.

Nach Strabo[2]) hätten die Perser zwar sehr viel ungeprägtes Gold und Silber und namentlich viel Hausgeräth von diesen edlen Metallen, aber sehr wenig geprägtes besessen, und nur soviel Geld geschlagen, als grade das Bedürfniß nöthig gemacht hätte; man hätte das ungeprägte für geeigneter sowol zu Ertheilung von Geschenken als zur Aufbewahrung im Schatze erachtet. Gleichwol läßt Herodot[3]) Mardonius sagen „er führe viel geprägtes und viel ungeprägtes Gold mit sich," und einen Lyder, Namens Pythios, läßt derselbe Schriftsteller[4]) an Xerxes sein ganzes Vermögen zur Kriegführung anbieten und auf die Frage des Königs, wie viel er denn besäße, antworten: er besitze 2000 Talente Silbers und an Gold 3,993,000 Dareiken oder Stateren. Über die Schätze, die Alexander vorfand, lauten die Nachrichten ganz fabelhaft; Curtius[5]) läßt ihn in Arbela 4000 Talente finden, mit den in Babylon gefundenen jedem macedonischen Cavaleristen 135, jedem fremden Reiter 112½, jedem macedonischen Infanteristen 45 Thaler, allen übrigen Truppen den Betrag einer zweimonatlichen Löhnung als Geschenk auszahlen[6]); in Susa findet er nach Arrian[7]) und Curtius[8]) 50,000 Talente Silbers, nach Diodor[9]) ungemünzten Goldes und Silbers über 40,000 Talente, überdies 90,000 Talente Gold, was das Gepräge des Dareikos hatte; Plutarch[10]) erwähnt nur 40,000 Talente, aber geprägten Metalls (*νομίσματος*); endlich in Pasargadä fand er nach Diodor[11]) und Curtius[12]) 120,000 Talente, nach Plutarch[13]) ebenso viel geprägtes Geld als in Susa. Diese Data beweisen, daß wenn auch Strabo's Aussage sehr wohl in der Wahrheit begründet sein mag, es doch auch an vielem gemünzten Geld in Persien nicht gefehlt hat. Nach Plutarch[14]) stammte schon von Cyrus die Sitte der persischen Könige, welche auch Alexander[15]) beobachtete, während Ochus, um ihr zu entgehen, nie nach Persepolis gekommen wäre, daß nämlich der König, so oft er nach Persepolis kam, an jede Frau ein Geschenk von einer Goldmünze machen mußte. Ist diese Erzählung richtig, so müßte schon Cyrus, wenn er sich nicht fremder Münze bediente, Gold geprägt haben. Die persische Goldmünze war der Dareikus; bekannt ist Sokrates'[16]) Scherz, er wünsche lieber den Darius als den Dareikus zu seinem Freunde. Nach der allgemeinen Meinung des Alterthums war der Dareikus nach Darius Hystaspis' Sohn benannt; einige Lexikographen[17]) erklären sich dagegen und meinen, er sei nach einem ältern Könige genannt, das könnte also nur der Darius Medus des Buches Daniel, der Ahasverus des Buches Esther, der Cyaxares des Xenophon sein; hiernach hat man allerdings Ursache zu glauben, daß wenn auch der Name erst unter Darius Hystaspis aufkam, die Münze selbst ihrem Gewicht und Gehalt nach älter war. Es wird berichtet[18]), Darius habe das Gold äußerst rein ausscheiden lassen, und hinzugefügt, der Satrap Ägyptens, Aryandes, hätte dasselbe mit dem Silbergelde gethan, sodaß nun das Aryandische Silbergeld das reinste wäre, Darius ihn deshalb habe hinrichten lassen, weil er darin einen Versuch, sich ihm gleichzustellen und von ihm abzufallen, zu entdecken glaubte. Vielleicht war es dieser Umstand, vielleicht daß Darius diese Münze am zahlreichsten prägen ließ, weshalb sie grade nach ihm benannt wurde[19]). Überhaupt war ja die Finanzordnung des persischen Reichs ein Werk dieses Königs; von ihm wurden die Tribute für die einzelnen Provinzen theils in Silber, theils in Gold, die ersteren nach babylonischem, die zweiten nach euböischem Talent festgesetzt[20]). Daß der Dareikus der Attischen Goldmünze dem Chrysus oder Stater an Gewicht und Werth entsprach, ein Gewicht also von zwei Drachmen, einen Werth mithin von 20 Silberdrachmen hatte, und fünf Dareiken einer Mine Silbers im Werth gleich kam, bezeugen die Lexikographen einstimmig. Böckh (a. a. O.) bemerkt: „Das durchschnittliche Gewicht des goldnen Dareikus setzt Letronne auf 157¾ par. Gran; die von Hussey zusammengestellten geben 128.2 bis 129 engl. Gran; ein Pembroke'scher gibt 129 engl. Gran oder 157.38 par. Gran; einer des berliner königl. Cabinets 157.13 par. Gran. Vermuthlich haben sie aber fast alle mehr oder weniger verloren." Was die Reinheit des Metalls betrifft, so hat Barthelemy gefunden, daß der Dareikus nur $^1/_{24}$ unedlen Zusatz enthält. Das Gepräge zeigt einen Mann, der einen Bogen spannt, davon nannte man die Dareici, vielleicht nur scherzhaft, „Bogenschützen" (*τοξότας*). Agesilaus sagte daher zu seinen Freunden, als er mitten in seinem Siegeslauf und den großen Erfolgen des persischen Krieges von den Ephoren aus Asien abgerufen wurde, um den Sturm zu beschwören, der sich in Griechenland selbst gegen Sparta erhob, indem die bedeutendsten griechischen Staaten, wie Theben, gegen dasselbe conspirirten, er würde vom persischen König durch 30,000 Bogenschützen aus Asien getrieben; soviel Gold soll nämlich der Rhodier Timokrates im Auftrag des persischen Königs an die Demagogen Thebens und Athens vertheilt haben, um ihre Staaten zum Kriege gegen Sparta aufzuhetzen[21]). Halbe Dareici gab es ebenfalls; Xenophon[22]) erwähnt *ἡμιδαρείκους*.

2) XV, 735. 3) IX, 41. 4) VII, 28. 5) V, 2. 6) ***Mützell*** zu *Curt.* I, 394. 7) III, 16, 7. 8) V, 8, 11. 9) XVII, 66. 10) Alexand. 36. 11) XVII, 71. 12) V, 20, 9. 13) ib. 37. 14) De mulier. virtutib. T. VIII. p. 270 *H.* 15) *Plut.* Alexand. 69. 16) *Plutarch.* de frat. amor. 16. 17) *Harpocrat.* in *Δαρεικοί.* — *ἐκλήθησαν δὲ Δαρεικοὶ οὐχ ὡς οἱ πλεῖστοι νομίζουσιν ἀπὸ Δαρείου τοῦ Ξέρξου πατρὸς ἀλλ' ἀφ' ἑτέρου τινὸς παλαιοτέρου βασιλέως.* Dasselbe hat der Schol. zu Aristoph. (Eccles. 598 [633]). Auch Suidas hat in seinem zweiten Artikel über dieses Wort den Harpokration abgeschrieben; in seinem ersten trägt er mit dem Etymol. (248, 40) die gewöhnliche Meinung vor, *νόμισμά τι ἦν χρυσοῦν ὅπερ Δαρεῖος πρῶτος ἐπενόησεν;* denn damit, sowie mit den Worten des Hesychius *ἐκλήθησαν δὲ ὥς τινές φασιν ἀπὸ Δαρείου τοῦ τῶν Περσῶν βασιλέως* ist offenbar der ältere Darius gemeint,

18) ***Herodot.*** IV, 166. *Δαρεῖος — χρυσίον καθαρώτατον ἀπεψήσας ἐς τὸ δυνατώτατον, νόμισμα ἐκόψατο· Ἀρυάνδης δὲ ἄρχων Αἰγύπτου ἀργύριον τὠυτὸ τοῦτο ἐποίεε κτλ.* 19) *Boeckh.* Metrolog. 129. 20) ***Herodot.*** III, 89. 21) Plutarch hat zwar im Leben des Agesilaos (c. XV) nur *μυρίοις τοξόταις ὑπὸ βασιλέως ἐξελαύνεσθαι τῆς Ἀσίας*, aber *τρισμυρίοις* im Leben des Artaxerxes (c. 20) und in Laconic. Apophth. (VIII. p. 181 *H.*); in der zweiten Stelle heißt es: *τὸ γὰρ Περσικὸν νόμισμα τοξότην ἐπίσημον εἶχεν*, in der ersten und dritten *τοῦ δὲ Περσικοῦ νομίσματος χάραγμα τοξότην ἔχοντος.* 22) Anab. I.

Daß es aber nicht blos Gold= sondern auch Silber=Dareiken gab, beweist die Nachricht[23]), Rhósaces, welcher nach seinem Abfalle vom persischen Könige nach Athen mit vielem Gelde gekommen war und von den Demagogen sehr gehetzt wurde, habe, um Cimon zu gewinnen, in dessen Hause zwei Schalen aufgestellt, wovon er die eine mit Gold=, die andere mit Silber=Dareiken gefüllt hätte, und wenn[24]) der persische König Gesandte, die zu ihm kamen, jeden mit einem babylonischen Talent gemünzten Silbers zu beschenken pflegte, so können damit wol nur Silber=Dareiken gemeint sein. Böckh[25]) bemerkt: „Ein solcher im britischen Museum wiegt grade 224 englische Gran, andere ebendaselbst geben etwa 230 engl. Gran, welche, wenn sie wirklich so schwer sind, etwas über das Maß gemünzt waren, was oft vorkommt." Die silbernen haben eine völlig runde Form, während die goldenen eine ovale; auf dem Averse ist auch ein Bogenschütze, auf dem Revers ein Ruderschiff dargestellt. Auch die im Hebräischen „Sekel" genannte Münze war im persischen Reich üblich; Hesychius[26]) erklärt den Siglos für eine persische Münze und gibt[27]) von ihr zweierlei Werthe, theils acht Attische Obolen, theils zwei Attische Drachmen, während Xenophon[28]), auf den er sich beruft, ihn zu 7½ Attischen Obolen bestimmt; es scheint demnach leichte und schwere Siglen gegeben zu haben; denn eine Variation des Courses könnte unmöglich so bedeutend gewesen sein.

2) Nach dem Tode Alexander's und der Vertheilung seiner Eroberungen unter seine Generale kam Persien zunächst unter Oberhoheit der Seleucidischen Könige Syriens, später unter die Abhängigkeit der Arsacidischen Könige Parthiens, hatte jedoch unter den letztern seine eignen, nur von Parthien abhängigen, Fürsten, diese haben selbst wie die unter ihnen stehenden griechischen Städte Münzen geschlagen, und man bezieht auf sie seit Pellerin einige mit griechischen Jahreszahlen versehene, früher zu den parthischen gerechnete Münzen, indem sie sich durch den Kopfschmuck der Könige deutlich von den parthischen Münzen unterscheiden. Vergl. die Art. **Parthien** und **Arsaciden.**

3) Nach Besiegung des letzten Arsacidischen Königs von Parthien, Artabanus, im J. 226 n. Chr. Geb., erneuerte Artaxerxes ein unabhängiges persisches Reich und wurde Stifter einer neuen Dynastie, die nach seinem Großvater, Sasanus, die Sasaniden heißt. Sie bestand vier Jahrhunderte lang, bis sie von den Sarazenen gestürzt wurde. Über die Münzen dieser Dynastie wird unter dem Artikel **Numismatik (orientalische)** gehandelt werden. *(H.)*

B) Der neuern und neuesten Zeit. Das neuere persische Münzwesen beginnt nach der gewöhnlichen Annahme mit dem Schah Ismael Alsophi, dem Stifter der Suffavindynastie, d. i. 892 nach der arabischen oder 1486 der christlichen Zeitrechnung und die Hauptquellen über dasselbe sind Tavernier und Chardin. Zur Zeit beider Reisenden hatte der Schah, wie dies auch jetzt noch der Fall ist, allein das Recht Münzen zu schlagen, und Tavernier berechnet, daß derselbe von dem Prägen der Silber= und Kupfermünzen, denn eigentliche Goldmünzen[1]) gab es damals noch nicht, einen Gewinn von 7½ und ½ pr. C. bezog. Die verschiedenen Münzorte waren damals, wie zum Theil noch zu unserer Zeit, wo z. B. noch Teheran hinzugekommen, Eriwan hingegen weggefallen ist, Ispahan, Tabris, Derbend, Schuster, Kandahar, Kaschan u. a., und da zu jener Zeit, was Schmieder irrthümlich noch von der unserigen gelten läßt, alles fremde Silber oder Kupfer, möchte es in Geld oder Gefäßen bestehen, in einer dieser Städte umgegossen oder umgeprägt werden mußte, so benutzten dies die Münzmeister zu ihrem Vortheile, indem sie die Kaufleute theils durch Bestechungen, theils durch Drohungen zu bewegen suchten, dieses Umgießen oder Umprägen durch sie geschehen zu lassen[2]). Es hieß aber zu der angegebenen Zeit alles Geld in Persien im Allgemeinen Zer, d. i. Gold, aber das wirkliche Goldgeld wurde **Dinar**, sowie das Silbergeld **Dirhem** genannt, Hinsichts welcher beiden letztgenannten Worte wir auf die sie betreffenden Artikel verweisen. Rechnungsmünzen waren damals der Dinar bisty und der Tomân[3]). Über den Dinar als persische Rechnungsmünze Hinsichts ihres Werthes haben wir bereits in dem mehrfach angeführten Artikel das Nöthige gesagt und wir fügen nur noch hin-

---

23) bei *Plutarch.* Cimon 10. *Τὴν μὲν ἀργυρείων ἐμπλησάμενος Δαρεικῶν τὴν δὲ χρυσῶν.* 24) *Aelian.* H. V. I, 22. 25) Metrolog. 49. 26) *Hesych.* *Σίγλον νόμισμα Περσικόν.* 27) *Δυνάμενον ὀκτὼ ὀβολοὺς Ἀττικοὺς — δύναται δὲ ὁ σίγλος δύο δραχμὰς Ἀττικάς.* 28) Anab. I, 5, 6.

1) Die einzigen Goldmünzen, welche damals geprägt wurden, waren die, welche, wie wir bereits in der neuern Geographie von Persien bemerkten, am Nouroze= (Neujahrs=) feste oder bei einem Regierungswechsel unter die Großen des Reichs vertheilt wurden. Sie glichen daher der Hauptsache nach den französischen Jettons oder unseren teutschen Auswurfsmünzen, hatten zu Tavernier's Zeit einen Goldwerth von fünf Franken, cursirten aber nicht und wurden, was jedoch selten geschah, bald zu einem höhern, bald zu einem niedern Preise verkauft. Die Sitte der Münzenvertheilung an den genannten Festen findet, wie wir ebenfalls bemerkten, zwar noch jetzt Statt, allein wir haben nicht erfahren können, ob jetzt nicht, wo man wirkliche Geldgoldmünzen, daß wir uns dieses Wortes bedienen, ausprägt, solche oder auch nur Goldjettons vertheilt. 2) Kein Kaufmann war gesetzlich gezwungen, dies letztere in der nächsten Grenzstadt zu thun und wollte er dasselbe, über Eriwan oder Tauris kommend, z. B. in Ispahan, bewirken, wo es ihm größeren Vortheil brachte, so brauchte er nur die, sei es in Gefäßen oder Geld bestehende Metallmasse, welche er bei sich führte, dem Münzmeister einer der erstgenannten Städte anzugeben, um sein Metall ungefährdet nach Ispahan führen zu können. 3) Eine eigene persische Silbermünze ist der Larin, sogenannt nach der Stadt oder vielmehr Provinz Lar, welche Abbas der Große unterjochte. Sie ist eigentlich eine Drahtmünze, indem sie aus einem vier Zoll langen, federdicken Silberdraht besteht, welcher in der Mitte gabelförmig zusammengebogen und mit dem Wappen des Münzherrn bezeichnet ist. In Persien hörte sie nach Chardin seit Abbas auf, gangbare Münze zu sein und blieb nur noch Rechnungsmünze, allein sie wird dennoch in den südlichen Provinzen noch stark geführt. Nach der franz. Probe beträgt das Bruttogewicht des persischen Larins auf die cölnische Mark 48,3610, das Gewicht 4,833 franz. Gran oder 100,59 holl. Aß, der Feingehalt 15 Loth 9,01 Gran, der Werth 0,28045 Thaler Cour. und der Werth ungefähr sechs Groschen Conv.

zu: 1) Daß man zu Chardin's Zeit den gewöhnlichen und gesetzlichen Dinar unterschied, indem den Werth des ersteren der Gebrauch, den des zweiten das Gesetz bestimmte. 2) Daß man das Gewicht und den Werth des Dukatens nach dem Dinar cheray berechnete. Der Tomân als Rechnungsmünze enthielt 50 Abassy oder 80 Larin, und hatte also einen Werth von 16 Thlr. 16 Gr. Wirklich gangbare Silbermünzen waren zur angegebenen Zeit: 1) Die Bistis, d. i. ovale, randlose und bohnengroße, auf beiden Seiten mit persischer Schrift versehene Silbermünzen, welche im Lande etwa den Werth eines Silber- oder Neugroschens haben, da man auf einen Bisti 4 Casbeki rechnet; 2) der Châz, Chayet, Schahi, Zâgi, kreisrunde, auf beiden Seiten mit persischer Schrift bedeckte, Silbermünze, welche nach Chardin einen Werth von 4½ Sols, oder nach Schmieder von 2 Gr. 1 Pf. Cour. hat. Zwei solcher Schahi, deren jeder 10 Casbeken in sich enthält, bildeten 3) einen Mahmudi, Mamoudi, welchen Namen Chardin vom Schah Mahmud ableitet. Diese kleinen, dicken und auf ähnliche Art wie die Châz geprägten Silbermünzen sind 12 Loth 9 Grân fein; es gehen von ihnen 49⅞ auf die rauhe, 63⁸⁄₁₀ auf die feine Mark und ihr Werth beträgt etwa 5 Silbergroschen. Zwei dieser Mahmudi bilden 4) den nach Abbas dem Großen, wie Chardin will, benannten Abassi, Abbassy, eine Silbermünze, welche bei doppelter Dicke die Größe eines Viergroschenstücks und daher auch den doppelten Werth hat, obgleich dieser von anderen anders berechnet wird. Was das Gepräge dieser Silbermünzen im Allgemeinen anbetrifft, so findet man auf ihnen weder Bildniß, noch Wappen, sondern, wie dies auch auf den arabischen und türkischen der Fall ist, nur Schrift, welche auf dem Avers entweder nur den einfachen oder mit Lobeserhebungen begleiteten Namen des Sultans, auf der Kehrseite dagegen die Jahreszahl und die Stadt der Prägung enthält[4]). Die einzigen zu Tavernier's und Chardin's Zeit gangbaren Kupfermünzen bildeten 1) die oben erwähnten Casbeki oder Kasbeki, Kasbequi, ein Wort, welches nach Chardin aus Kas, d. i. Geld, und Bek, d. i. Herr, zusammengesetzt sein soll, sodaß das Wort analog unserem Kaisergelde soviel wie Herrengeld bedeuten würde. Andere leiten den Namen von Kasbin, einer bekannten westpersischen Stadt, ab und vielleicht mit mehr Recht. Diese Münze zeigt auf dem Avers das persische Wappen, nämlich den Sonnenlöwen, auf dem Revers aber den Namen der Prägestadt mit dem Münzort und ihr Werth ist gleich 2⅕—2½ Pf.[5]); 2) der Pul, Pullo von ovaler Form und dem Werthe eines Hellers. Diese Kupfermünzen sind jetzt noch im Gebrauch.

Die nähere Berührung, in welche Persien hauptsächlich durch Schah Nadir mit Indien kam, hatte auch Einfluß auf das Münzwesen dieses Reiches. Viele der älteren Münzen verschwanden entweder ganz, oder erlitten bedeutende Veränderungen. Bis auf Chardin hatte Persien, wie wir sahen, keine gangbaren Goldmünzen, von jetzt an gehört der Tomân, welcher bisher nur Rechnungsmünze war, wirklich zu den letzteren und man unterscheidet in der jetzigen Zeit den alten und den neuern Tomân. Von jenem gehen 49,0846 Stück auf die rauhe Mark, sein Gewicht beträgt 4,762 franz. Gran, sein Feingehalt 23 Karat und 4,05 Grân und daher sein Werth 4,38247 Thlr. Cour.; von diesem 61,583 auf die feine cölnische Mark und sein Werth ist gleich 3,59225 Thlr. Cour. Aus dieser Verschiedenheit des alten und neuen Tomân erklärt sich auch wol die Verschiedenheit, nach welcher die verschiedenen Schriftsteller seinen Werth berechnen[6]). Der indische Einfluß zeigt sich jedoch am stärksten darin, daß wir jetzt in Persien ebenfalls alte und neue Rupien finden. Die ersteren, welche im J. 1789 aufkamen, haben nach englischer Berechnung ein Gewicht von 4,533 franz. Grân, oder 100,59 holl. As; es gehen von ihnen 240,03 auf die cölnische Mark, ihr Feingehalt beträgt 15 Loth 11,37 Grân, ihr Werth ist gleich 0,67484 Reichsthlr. Cour. Von den neueren persischen Rupien hat das Stück ein Gewicht von 9,155 franz. Gran, einen Feingehalt von 15 Loth 2,14 Gran, einen Werth von 0,54832 Reichsthlrn., sodaß der Werth der letzteren Rupien nur um ⅙ geringer ist, als der der ersteren. Mehre der älteren Münzen cursiren zwar noch, werden aber nicht mehr geprägt, da dies die fremden Münzen unnöthig machen, deren freie Einführung jetzt längst gestattet ist[7]). (*G. M. S. Fischer.*)

PERSISCHE PFIRSCHE (Persique Pomol.), schöne, mittelgroße, längliche Pfirsche, hin und wieder mit kleinen Erhöhungen, gelb, auf der Sonnenseite ziegelroth marmorirt, hat schönes, festes, weißes, um den Stiel hellrothes, Fleisch von weinichtem, etwas süßsäuerlichem Geschmacke. Sie ist überhaupt eine vortreffliche Frucht, reift jedoch erst Ende Septembers, oft auch im October, und eignet sich besonders gut zum Pfropfen auf Pflaumenwildlinge. (*William Löbe.*)

PERSISCHE SEIDE und Handel der Russen und Armenier mit diesem Producte. Ungeachtet man in mehren Reisebeschreibungen, Naturgeschichten, Geographien, statistischen und anderen Schriften, viele Nachrichten von der rohen Seide, von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, Zubereitung und Verarbeitung zu

---

4) Man sehe solche Inschriften bei G. Ch. Schmieder, Handwörterbuch der gesammten Münzkunde Art. Abassi und im 22. Theile von Köhler's Münzbelustigungen. S. 177. Wir wollen nur die letztern geben. Sie lautet auf dem Avers: Hussein Schah, auf der Kehrseite: Es ist nur ein einziger Gott, Muhammed ein Prophet Gottes, Ali ein Freund Gottes, die letztern vier Worte sind bekanntlich das Abzeichen der Schiiten. Abbildungen dieser Münzen, welche mehr oder minder getreu sind, findet man bei Tavernier und zwar in der 1681 zu Nürnberg erschienenen Übersetzung. 11. Th. S. 219. 5) Zur schnellern Übersicht des Verhältnisses dieser Münzen unter einander, von deren meisten man auch doppelte und vierfache Stücke hat, diene Folgendes: 4 einfache Casbeken bilden einen Bistis, 10 einfache Casbeken einen Chayet, 20 derselben (zwei Chayets) einen Mamoudi, 40 einen Abassi.

6) Toman, Tomain, Tumain soll nach Chardin ein der Usbekensprache entnommenes Wort sein und soviel wie Myriade oder 10,000 bedeuten, welche Zahl den Persern heilig gewesen sei. Was die verschiedenen Werthsberechnungen anbetrifft, so verweisen wir auf den Art. Toman. 7) Benutzt sind Tavernier, Chardin, Abat de Pazinghen, Malcolm und Andere.

den schönsten Manufacturwaaren findet, die das, was hier davon gesagt wird, vielleicht weit übertreffen, so kann es doch wenigstens nicht undienlich sein, auch meine Bemerkungen und die mir während meines langen Aufenthaltes in Rußland über diesen Gegenstand zugekommenen Nachrichten den Lesern und Liebhabern von dergleichen Industriezweigen hier mitzutheilen. Sie erweitern nicht nur unsere Kenntnisse und Einsichten in die mannichfaltigen Erwerbszweige entfernter Nationen, sondern liefern auch einen Beitrag zu der Geschichte der veredelnden Industrie auswärtiger Länder und zur Benutzung für eigene inländische Fabrik- und Manufacturanlagen.

Unter die vornehmsten und reichsten Producte Persiens gehört bekanntlich mit die Seide. Man kann berechnen, daß in dem ganzen großen Reiche, das über 50,000 □Meil. in seiner Oberfläche enthält, eine Million Pf. Seide gewonnen wird. Nur die Provinz Gilan liefert in guten Zeiten alle Jahre über 360,000 Pf. roher Seide, und nirgends findet man sie schöner und in größerer Menge als in dieser Provinz. Auf sie folgt die schirwansche und eriwansche, dann die von Astrabad. Die letzte ist die schlechteste und wird auch wenig ausgeführt.

Reinlichkeit und Feinheit sind die vorzüglichsten Kennzeichen einer guten rohen Seide; auch darf sie weder Knoten noch Fasern haben. In Gilan ist der größte Theil der Seide von Natur gelb, doch findet man auch weiße und silberfarbige, welche sehr hoch geschätzt und am theuersten bezahlt wird. In Ansehung des Fadens muß sie eben, rund wie ein Draht und stark sein. Die Mittelsorte in Rücksicht des Fadens ist für Manufacturen die beste und bequemste.

Zu Anfange des vorigen (18.) Jahrhunderts lieferte Gilan allein jährlich 5000 Ballen Seide, jeden zu 7—9 Pud (à 40 Pfund) schwer, wovon jedes Pud mit 70—90 Rubel, oder ebenso vielen Speciesthalern, nach dem damaligen Werthe der Rubel, bezahlt wurde. Diese Seide ging damals größtentheils nach der Levante und in die Türkei. Da Peter I. seine Eroberungen bis in diese Provinzen verbreitete, so wurde auch dieser wichtige Handelszweig nach Rußland geleitet. Hanway *) schätzte zu seiner Zeit (um das Jahr 1745) die jährliche Ausbeute dieses Productes in Gilan auf 240,000 große Pf., wovon 6000 Pfund in Persien selbst verarbeitet wurden, 4000 Pfund erhielt Bagdad, das übrige wurde über das kaspische Meer ausgeschifft. Damals galt ein Batman (8 große Pfund) 20—25 Rubel, sie stieg aber bald zu 30—40 Rubel. Seit mehren Jahren wird ein Pud der besten rohen Seide von den Russen mit 200—230 Rubel bezahlt.

Die Seide wird das ganze Jahr hindurch, vornehmlich aber im August und September zu Markte gebracht. Es gibt verschiedene Arten derselben. Die erste und beste wird Scherbaff oder Weberseite genannt, weil man insgemein glaubt, daß die Weber, besonders in Räscht und Kaschan, die beste Seide, die sie nur bekommen können, gebrauchen; diejenige aber, welche größtentheils zu den Fabriken von Kaschan genommen wird, ist die feinste Art, deren Fäden mehr gespalten sind. Diese ist gemeiniglich ganz weiß, da hingegen die andere weiß und gelb ist; sie ist auch nicht so kurz aufgewunden, daher man sie auch nicht so hoch schätzt als die Scherbaffseide, ob sie gleich ebenfalls fein ist. Noch gibt es eine Art Seide, welche Arabs heißt, weil sie größtentheils von den Arabern aufgekauft wird, welche sie nach der Türkei verschicken, wo sie hernach verarbeitet wird.

Die astrabadsche Seide ist die geringste und wird blos in Persien selbst zu solchen Manufacturwaaren gebraucht, die mit Baumwolle verwebt sind, woraus für die Eingebornen Hemden und Beinkleider gemacht werden. Die Seide von Gilan hingegen wird nach Rußland und in die Türkei verschickt; doch wird, wie gesagt, ein Theil davon auch in Persien selbst verarbeitet, aber die Seide von Masanderan und Astrabad wird selten oder gar nicht ausgeführt. Von Schirwan und Eriwan geht ebenfalls ein Theil in die benachbarten Länder.

Da die Einwohner von Gilan wissen, daß die Ausländer die Scherbaffseide lieber kurz als lang gewunden haben, so bereiten sie dieselbe jetzt großentheils auf die verlangte Art. Warum sie die Seide in der Regel lieber lang als kurz winden, davon geben sie folgende Ursache an: wenn die Seide auf ein großes Rad oder Haspel gewunden wird, so klebt sie bei feuchtem Wetter nicht so leicht an den Speichen des Rades, wo sie oft schwarz wird und sich so fest anhängt, daß man Mühe hat, sie herunterzubringen: überdies kann man auch mit einem großen Haspel mehr schaffen als mit einem kleinen. Diese Leute bedenken aber dabei nicht, daß es schwer hält und Mühe kostet, dergleichen Seide zum Gebrauche der Manufacturen wieder abzuwinden.

Die Einwohner von Gilan sind in dem Preise der Seide ungemein genau. Gemeiniglich kauft man dieselbe durch Mäkler, aber der Käufer muß dabei sein, um das Geld auszuzahlen. Sie verkaufen auch nicht gern in großen Quantitäten, sondern lieber nur wenig auf einmal, und man kann also nicht allezeit ein Cargo zusammenbringen. Außer dieser Unbequemlichkeit muß man sich auch noch mit dem schlechten Gelde plagen; denn dieses ist so verdächtig und oft verfälscht, daß sie es mitten von einander schneiden müssen, um zu sehen, ob es nicht vielleicht übersilbertes Kupfer ist. Dieser Verdacht ging einst so weit, daß der Statthalter von Gilan den Befehl bekannt machen mußte, daß, wer kein Geld nehmen wolle, es möge übrigens sein, welche Sorte es wolle, wenn es nur nicht offenbar falsch wäre, dem sollten Nase und Ohren abgeschnitten und sein Vermögen eingezogen werden. Ob dieser harte Befehl jemals vollzogen worden ist, ist mir unbekannt geblieben.

Der Seidenwurm entsteht, wie bekannt ist, aus einem Ei von der Größe eines kleinen Nadelkopfes. Im März, wenn die Sonne schon sehr warm scheint, fangen die Einwohner in Gilan an, die Eier auszubrüten, welche sie den Winter hindurch aufbewahrt haben. Alles,

*) In seinen Reisen nach Rußland und Persien. I. Bd. Cap. 63.

Männer, Weiber und Kinder ist dann geschäftig. Auf jedem Dorfe, in jedem einzelnen Hause siehet man Eier zusammentragen. Sie stecken sie in der Absicht, um sie recht bald zu erwärmen und desto eher auszubrüten, zu sich, und zwar an die wärmsten Theile des Körpers, vornehmlich aber unter die Arme. In 10 oder 12 Tagen wird aus dem Eie, nachdem es mehr oder weniger Wärme empfangen hat, ein Wurm, der bald zu fressen anfängt. Die Maulbeerbäume oder vielmehr Gesträuche — denn sie werden jährlich beschnitten — geben bekanntermaßen die zartesten und besten Blätter zu ihrem Futter. In einer Zeit von ungefähr 40 Tagen gelangt der Wurm zu seiner völligen Reife und spinnt sich von Tage zu Tage enger in eine Schale oder in einen Knäul von Seide ein, in der Größe eines Taubeneies. Wenn dieses Seidengehäuse fertig ist (welches man aus dem Stillsein des Wurmes, der darin arbeitet, wahrnehmen kann), so erstickt man ihn mit Decken, oder durch die Sonnenhitze, wofern man die Seide nicht gleich aufwindet, denn sonst thut warmes Wasser dieselbe Wirkung.

Einige dieser Würmer oder Raupen müssen sie aber am Leben und die Schale durchbohren lassen. Denn sobald das Thierchen sein Gefängniß durchbrochen hat, wirft es seinen Samen oder seine Eier aus, wodurch die Fortpflanzung geschieht. Die Seide eines solchen Coccons, der von seinem Inwohner durchbohrt ist, kann nicht wie die Seide von anderen Gehäusen aufgewunden werden, sondern sie wird auf eine eigene und besondere Art zubereitet und wie baumwollenes Garn gesponnen. Diese Art von Seide heißt Kedsch und ihre Überbleibsel sind so schlecht, daß man sie blos zerstoßen und höchstens zu seidener Watte gebrauchen kann.

Die Sauberkeit und Klarheit der rohen Seide macht einen großen Theil ihrer Güte aus; die schlechte Seide hat viele Knoten und grobes, faseriges Zeug, das sich an den Faden hängt. Oft scheint ein Stück Seide dem Ansehen nach sehr schön zu sein, wenn gleich bisweilen sehr vieles Grobe darin ist; denn die Gilaner besitzen den Kunstgriff, die Seide so aufzuwickeln, daß die Mängel bedeckt werden und sie von Außen glänzend schön aussieht. Die beste Seide hat immer einen schönen Glanz, die ganz weiße oder silberfarbige hat den höchsten Werth; aber in Gilan ist der größte Theil ursprünglich ins Gelbliche fallend. Die weiße Seide, welche Schmutz hat, oder fleckig ist, hat gemeiniglich an feuchten Örtern gelegen, wodurch sowol ihre Stärke als Schönheit angegriffen wird. Die Seide muß eben, stark, sauber und rein, und völlig drahtgleich sein. Größtentheils muß sie von mittlerer Feinheit sein, indem die feinste eben nicht allemal auch die bequemste zu vortheilhaften Manufacturarbeiten ist. Sind die Faden der Seide eben, d. i. soviel als möglich, von einerlei Dicke, und nicht bald fein, bald grob unter einander gemischt, so kann man sie beim Abwinden desto leichter von einander absondern; sonst aber zerreißen die groben Fäden die feinen und verursachen bei der Manufactur Schaden. Diejenigen Faden hat man gemeiniglich am liebsten, welche aus 18 Coccons von Seide abgewunden sind. Wenn ein Stück in der Runde ungefähr 60 Zoll beträgt, so kann man es am besten abwinden. Größer dürfen sie nicht wol sein, und wenn sie kürzer sind, so brechen die Faden durch das geschwinde Herumdrehen des Haspels leichtlich ab, weil sie durch ihr Harz an einander geklebt sind. Hierbei muß man auch noch dies bemerken, daß ein großer Unterschied unter solcher Seide ist, welche durch Kämmen gereinigt worden ist, und unter derjenigen, welche so bleibt, wie sie vom Coccon gekommen ist. Jene wird dem, der es nicht versteht und die abgebrochenen Faden und Enden des Kammes nicht bemerkt, besser vorkommen, ob sie gleich um einen guten Theil schlechter ist.

Wenn die Armenier und Russen die erhandelte Seide einpacken, so kämmen sie gemeiniglich das Oberste der Stücke, um die Käufer zu betrügen, aber dieser vermeinte Kunstgriff macht die Seide gewöhnlich schlechter, weil er beim Abwinden schädlich ist. Diese pfiffigen Handelsleute, welche wegen ihrer Redlichkeit eben niemals sonderlich im Rufe gestanden haben, haben die Kunst, falsch zu packen, lange Zeit getrieben, und treiben sie noch, zumal bei ihrem Handel mit den Chinesen. Aus dieser Ursache ist die Seide, welche die Armenier in Smyrna und Aleppo, wie auch in Rußland selbst verkaufen, oft verworfen worden; zumal da es ihr beständiger Grundsatz ist, daß man ihre Ballen nie anders, als nur oben öffnen soll.

Der Preis der Seide steigt gewöhnlich, nachdem der Gewinn auf fremde Waaren ist, ausgenommen bei einem großen Mangel dieses Productes. Die Scherbaffseide, als die beste, wird gemeiniglich am theuersten bezahlt und ein Pud (40 russische Pfund) kostet 200—220 ja mehr Rubel. Nicht selten ist ein beträchtlicher Verlust mit diesem Handel verbunden, welcher eine natürliche Folge von dem betrüglichen Packen der Armenier und Russen ist. Ehedem wurde die rohe persische Seide von den Armeniern unmittelbar nach London und Amsterdam geführt, und daselbst gegen holländische und englische Tücher und andere Wollenwaaren umgesetzt. Aus bekannten Ursachen ist aber dieser Handel seit mehren Jahren ins Stocken gerathen. Es wird seit einiger Zeit auch viel griechische Seide durch die Walachei nach der Ukräne, und von da nach St. Petersburg gebracht; sie ist aber nicht so gut als die persische. (*J. C. Petri.*)

Persische Sprache, s. Perser (Sprache).

PERSISCHER MEERBUSEN (Neuere Geographie). Die Geographie des persischen Meerbusens hat seit dem Jahre 1809 mehr Fortschritte gemacht, als in der ganzen frühern Zeit. Die vorherigen Arbeiten der Portugiesen, bekanntlich der Ersten unter den neuern Nationen, welche diesen Meerestheil kriegend und handelnd durchschifften, der Engländer und der Holländer, enthielten neben einzelnem Richtigen auch sehr viele Unrichtigkeiten und ließen noch bedeutende Lücken in unserer Kenntniß. Daher sind auch die hieraus hervorgegangenen Kartenwerke mehr oder weniger unvollkommen. Unter denselben sind, der frühern von John Thornton 1703, John Friend 1704, John Cant, Samuel Thornton 1716, Russel (sämmtlich in Dalrymple's Collection of Plans of Ports for the Navigation of the East Indies),

Engelbert Kämpfer 1712 und von d'Après im Neptune oriental 1745, n. A. 1776, zu geschweigen, besonders zu nennen die von d'Anville, von einem gelehrten Memoire begleitet[1]), das sich durch scharfe Kritik auszeichnet, von Carsten Niebuhr, die sich theils auf seine eignen Beobachtungen, theils auf die um die Mitte des 18. Jahrh. von englischen Seefahrern angestellten gründet, von Edward Harvey 1778, von Dalrymple, welche dem Werke von William Vincent The Voyage of Nearchus (London 1797) beigefügt ist[2]), und sich besonders auf die seit dem Jahre 1785 vom Lieutenant M'Cluer von der ostindischen Compagnie-Marine, aus eigenem Interesse angestellten Beobachtungen und die daraus hervorgegangenen vier Blätter stützt, und endlich von Arrowsmith, welche für die Gegenden um Ras Mussendom und Ras Reccan viele neue Thatsachen enthält[3]).

Die oben angedeutete neue Epoche in unserer Kenntniß des persischen Meerbusens trat dadurch ein, daß die ostindische Compagnie wegen der zunehmenden Unsicherheit seiner Beschiffung durch die arabischen Seeräuber, besonders vom Djoasmistamme, 1809 von Bombai aus eine Expedition zur Bekämpfung derselben beorderte. Dieselbe wurde unter dem Befehle des Obersten Smith und des Capitains Wainwright glücklich ausgeführt und der Hauptschlupfwinkel der Seeräuber, Ras-el-Khyma, nebst einigen andern festen Orten zerstört. Dabei wurden zugleich von dem zuletzt genannten und einigen andern Officieren mehre Strecken der arabischen Küste und die davorliegenden Inseln erforscht. Das wissenschaftliche Resultat davon ist bereits in Hurd's Karte[4]) niedergelegt. Eine neue Expedition im J. 1819 gegen die unterdessen wieder erstarkten Seeräuber hatte einen gleichen Erfolg, auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Wichtiger aber ist die, nach der nun vernichteten Macht der Seeräuber durch die ostindische Compagnie von Bombai aus unternommene scientifische Expedition, indem zwei Compagnieschiffe, die Discovery und die Psyche, zuerst unter dem Befehle des Capitains P. Maughan, dann der Lieutenants Guy und Brucks in den J. 1821 bis 1825 die ganze arabische Küstenlinie, welche von jeher weniger bekannt gewesen war, vom Cap Mussendom bis zur Mündung des Schat-el-Arab nebst den Inseln, trigonometrisch vermaßen. Die Frucht dieser Arbeiten findet man in Horsburgh's, des Hydrographen der ostindischen Compagnie, classischem Werke: India Directory (I, 298—319). Auf dieses stützen sich Berghaus' vortreffliche Arbeiten[5]), welche wir wieder dem Nachfolgenden zum Grunde legen.

Der persische Meerbusen ist ein Theil des indischen Meeres und erstreckt sich zwischen Arabien im Südwesten und Persien im Nordosten in nordwestlicher Richtung in den Continent hinein. Er würde mit größerm Rechte der arabische als der persische heißen, nicht allein weil Arabien den größern Theil der Küstenstrecke einnimmt, sondern auch, weil die Inseln und das persische Litorale des Golfs von arabischen Stämmen bewohnt werden. Seine geographische Lage ist zwischen 24 und 30° nördl. Br. und 65° 30′ und 75° östl. L. Der nördlichste Punkt ist parallel der Nordspitze des Golfs von Suez. Der Eingang in den Golf ist nicht an seinem südlichen Punkte, sondern durch die Straße von Ormus oder Hormus, unter 26° 20′ nördl. Br., sodaß schon aus dieser Angabe seine gekrümmte Gestalt erhellt. Seine Dimensionen nach der Längen- und Breitenausdehnung, sowie nach der Küstenentwickelung gehen aus folgender Tabelle hervor[6]).

	Geogr. Meilen.	Teutsche Meilen.	Seemeil.
Die gerade Linie zwischen Ras Mussendom und der Mündung des Schat-el-Arab	480	120	160
Die Curve zwischen beiden Punkten oder wahre Länge d. Meerb.	540	135	180
Breite des Golfs am Eingange zwischen Ras Mussendom und Ras Koli	34	8,5	11,33
Breite zwischen Groß Quoin und Laredj	20	5	6,6
„ „ Cap Bostana und Amelgawein	66	16,5	22
„ „ der Tscherrubai und Khor Daun	180	45	60
„ „ Ras Nabend und Ras Reccan	92	23	30,6
„ „ Ras Berdistan u. Ras-el-Tanurah	96	24	33
„ „ Bender Buschir und Ras-el-Gilla	162	40,5	54
Mittlere Breite ungefähr	90	22,5	30
Die arabische Küste von Ras Mussendom bis Khor Abdilla hat eine Länge von	910	227,5	303,3
Die Mündungen des Schat-el-Arab nehmen eine Länge ein von	100	25	33,3
Die persische Küste von Deribuna bis zum Ras Koli	670	167,5	223,3

1) Recherches géographiques sur le Golfe Persique et sur les bouches de l'Euphrat et du Tigre. Lu le 17. Nov. 1758. In den Mémoires de Litérature tirés des Registres de l'Académie Royale des Inscriptions et belles lettres. T. XXX. (Paris 1764.) 2) Chart of the Gulph of Persia, copied by permission for this Work only from Mr. *Dalrymple's* Collection. 3) Chart of the Persian Gulph from original materials communicated by Capt. *Ritchie*, Lieut. *Bartholomew* R. N. and others compiled by *A. Arrowsmith*. (London, published 9 may 1810. Additions to 1813.) 4) A Chart of the Gulf of Persia constructed from the Drawings and Observations of Captains *Wainwright*, the honorable *J. Maude*, *D. E. Bartholomew*, Lieutenant *G. Crichton* and Messrs. *Maitland* and *Fulton* R. N. also *Mc. Cluer*, *Eatwell* and *Jeakes*, Commanders in the East India Companys Marine: collated with various M. S. and printed documents in the Hydrographical Office. Published by Capt. *Hurd*, Hydrographer to the Admiralty, Sept. 21. 1820. Additions to 1822 from Capt. *Loc*. R. N.

5) Atlas von Asien Nr. 12, und für eine Strecke auch Nr. 2, nebst dem dazu gehörigen Memoire. 6) Berghaus a. a. O. S. 4.

Der Flächeninhalt des Meerbusens läßt sich mit fast völliger Genauigkeit auf 69,440 geographische oder 4340 teutsche Quadratmeilen angeben. Darin sind die Inseln mit einem Areal von ungefähr 1200 geographischen oder 75 teutschen Quadratmeilen mit einbegriffen; dieses von Obigem abgezogen gibt für die bloße Wasserfläche des Busens 68,240 geographische oder 4265 teutsche Quadratmeilen.

Der Flächeninhalt der einzelnen Inseln wird folgendermaßen angegeben [7]):

	Geogr. □ Meil.	Teutsche □ Meil.
Kischm	490	30,62
Hormus	18	1,12
Laredj	10	0,63
Hindjam	10	0,62
Groß Tumb	2	0,12
Klein Tumb	1	0,06
Bumose	10	0,63
Schech Sure	18	1,12
Frur	1	0,06
Belior	11	0,69
Käs	5	0,31
Hinderabia	3	0,19
Buscheab und Schittuar	44	2,75
Mongella	8	0,50
Karedj	24	1,50
Kueri	3	0,19
Feludj mit Motschan und Ohar	8	0,50
Khubber, Garrow und El-Maradum	1	0,06
Fultonsinseln	4	0,25
Bezarine und Kenn	1	0,06
Tarut in der Katifbai	6	0,37
Bareihn, ungefähr	300	18,75
Arad	6	0,37
Wardensgruppe, ungefähr	10	0,62
Die Inselchen bei El-Biddah, sowie vor der Bucht Khor Daun	8	0,50
Seir Beni Yaß	24	1,50
Dalmy	12	0,75
Zircua	3	0,19
Daus, Djernain, Arzenie, Daeny, Scherarou und Haulûl	2,5	0,16
Seir Abonaid	7	0,43
Die Reihe der ostindischen Compagnie-inseln vielleicht	150	9,37

In geologischer und orographischer Beziehung, in welcher unsere Kenntnisse noch sehr mangelhaft sind, da sich die bisherigen Untersuchungen größtentheils nur auf Ortsbestimmungen erstreckt haben, ist für die Küsten des Meerbusens zu bemerken, daß sie zum größern Theil einer Kalkformation angehören, die sich auf der einen Seite von dem östlichsten Vorgebirge Arabiens, Ras-el-Had, über Mascat hinaus bis Ras-el-Khyma, auf der andern Seite aus unbekannter Ferne des Terrassenlandes Mekran wahrscheinlich bis Basra erstreckt. Die Inseln, theils aus eisenhaltigem Gestein, theils aus Kalkstein bestehend, tragen oft Spuren vulkanischer Eruptionen. Die meisten sind wüste und öde, voll steiler Piks und ohne Quellen. Vulkanisch sollen auch die einzelnen Berge sein, welche sich auf der arabischen Seite von der Landzunge Ser gegen Westen und weiter gegen Nordwesten, wo das Hochland Arabiens von dem Meere durch einen schmalen und niedrigen, fast durchweg sandigen Küstensaum getrennt wird, an einzelnen Stellen erheben. Noch näher tritt das Hochland auf der persischen Seite an das Meer, oft nicht einmal einem schmalen Küstensaume Raum gebend. Flüsse ergießen sich in den persischen Golf, mit Ausnahme des Schat-el-Arab, nur sehr unbedeutende von Persien aus. An der persischen Küste ist die Schiffahrt wegen der bis ganz ans Land sich erstreckenden Tiefe des Meeres am sichersten. Die regelmäßige und sichere Tiefe erkennt man besonders an dem Schlammgrunde, und jeder plötzliche Wechsel von den Schlammtiefen in Sand- oder Klippentiefen zeigt mit wenigen Ausnahmen an, daß man sich einer Gefahr nähert. Im Allgemeinen findet man auch an dieser Küste überall Ankerplatz, entweder in den verschiedenen Buchten oder unterm Schutze der Inseln.

Über Strömungen und Winde sind folgende Beobachtungen gemacht worden. Außerhalb des Eingangs des Golfs, zwischen Mascat und Cap Djask, sind die Strömungen veränderlich und ungewiß. An der Mündung des Golfs sind die herrschenden Strömungen in den Monaten Mai bis September hineinlaufend, während der übrigen aber herauslaufend. Innerhalb des Meerbusens, vom Ras Mussendom bis zu den Mündungen des Schat-el Arab, geht die Strömung durchgängig in der Mitte des Golfs, doch ist sie oft sehr schwach, und setzt zuweilen nordwärts an. Längs der Küsten herrscht eine Art Fluth mehr oder minder vor, und öfters eine Strömung, welche dann und wann drei oder vier Tage lang gegen Westen läuft. Allen Schiffen, welche die Bergfahrt machen, ist es daher anzurathen, die persische Küste zu halten, um die Gezeiten oder Nordwestströmungen, nicht minder auch die Landwinde zu benutzen, welche zuweilen eintreten. Die arabischen Daus und Trankeys, deren Führer mit den hydrometeorischen Verhältnissen des Golfs sehr vertraut sind, sieht man mit frischem Landwinde längs des Gestades fahren, während andere Schiffe, die weiter außen sind, Windstille haben und von den Strömungen umhergetrieben werden [8]).

Der Nordwestwind ist während des ganzen Jahres der vorherrschende. Nur im November, December und Januar kann auch auf südliche Winde gerechnet werden, die aber leicht wieder umsetzen. Am beständigsten ist noch der Südostwind. Die Nordwestwinde sind bisweilen von solcher Heftigkeit, daß sie die Luft mit einem unfühlbaren feinen Sande verdunkeln, welchen sie 30 teutsche Meilen weit von der arabischen auf die persische Küste hinüber-

7) Berghaus a. a. O.

8) Berghaus (nach Horsburgh) a. a. O. S. 9.

tragen. Ein Passatwind ist der von den Arabern Baw Schemaal genannte Nordwind, der einmal im Jahre, und zwar im Juni und Juli, gewöhnlich etwa 40 Tage lang weht und nur zuweilen von Windstillen und schwachen Winden unterbrochen wird. Man nennt ihn den großen Schemaal, zum Unterschiede von dem kleinen Schemaal, der im März und April zuweilen 20 Tage lang in gleicher Richtung weht.

Die Witterung ist im südlichen und nördlichen Theile des Busens verschieden, in letzterem nämlich weit beständiger als in ersterem. Namentlich wird der Regen, je mehr man sich Basra nähert, immer seltener, selbst während der in dem südlichen Theile recht regnigen Wintermonate. Das Klima dieses Meerbusens ist als eins der heißesten der Erde verrufen. Doch trifft dies vorzugsweise nur den Herbst, wo die Hitze oft einen fast unerträglich hohen Grad erreicht, und die arabische Küste mehr als die persische. Namentlich sind an letzterer die herrschenden heißen Winde weniger empfindlich und nachtheilig. Temperaturbeobachtungen haben wir bisher nur für einzelne Jahre und einzelne Orte, sodaß noch kein allgemeines Resultat möglich ist. In Buschir war die mittlere Temperatur nach dem Reaumur'schen Thermometer

	1803	1807	1808
Im Januar	13°,2		
Im Februar	14 ,1		
Im März	15 ,7		
Im April	18 ,7		
Im Mai	22 ,5		
Im Juni	25 ,5	22°,3	
Im Juli	27 ,3	26 ,5	
Im August	26 ,3	25 ,9	
Im September	24 ,9	24 ,6	
Im October	21 ,4	22 ,4	
Im November	16 ,3		17°,6
Im December	12 ,4		15 ,7

Wir schreiten jetzt zur Topographie der Küsten und beginnen, am Eingange des Golfs, mit der nordöstlichsten Spitze Arabiens. Dies ist das Vorgebirge Ras Mussendom, ein Name unbekannter Ableitung, der seit den portugiesischen Fahrten im 16. Jahrh. üblich geworden, eigentlich aber nicht ganz genau ist. Er gehört nämlich nicht einem Vorgebirge, sondern einer unmittelbar dem Festlande vorliegenden Felseninsel von zwei Meilen[9]) Länge, einer Meile Breite und mit der größten Erhebung, 400—500 Fuß Höhe an. Das Nordende dieser Insel, der eigentliche Eckpfeiler am Eingange in den Golf, führt bei den Arabern den Namen Ras-el-Djebel, d. h. Haupt oder Cap des Berges. Die geographische Lage desselben ist 26° 23′ 45″ nördl. B. und 74° 14′ 55″ östl. L. Rund um das Eiland Mussendom lothet man 40—60 Faden Klippengrund. Der Kanal zwischen dieser Insel und dem Festlande ist nur ⅓ Meile breit, in der Mitte 24 Faden tief und durch heftige Strömungen gefährlich. Wahrscheinlich deshalb führt auch das äußerste Vorgebirge des Festlandes, dem Südende der Insel Mussendom gegenüber, den Namen Ras Goberendi, d. h. Gräber-Cap. Es erhebt sich an 150 Fuß über dem Meeresspiegel. Eine halbe Meile nordnordöstlich von Ras-el-Djebel liegt ein hoher, unersteiglicher Fels, Kutschul, an dem das Meer 90—100 Faden tief ist. Sechs bis sieben Meilen nördlich von dem genannten Vorgebirge liegen drei kleine Felseneilande, von den englischen Seefahrern Quoins, d. h. Ecksteine, genannt. Bei den Arabern heißt Großquoin (26° 30′ 25″ nördl. Br. und 74° 14′ 5″ östl. L.) Benatha oder Mamma Salama, Kleinquoin Ben-Salama, weil die Muhammedanischen Schiffer, wenn sie aus Indien zurückkommen, hier den Salam oder Willkommen sprechen; die dritte der Quoins heißt bei den Engländern Gap Islet, d. i. Loch- oder Spalteneiland. Die Passage zwischen diesen Inseln ist für größere Fahrzeuge nicht geeignet.

Wir kehren zur Küste zurück, welche sich von Ras Goberendi etwa zwei Meilen weit zuerst südlich, dann eine kurze Strecke westlich bis Ras-el-Bab erstreckt, einem aus hohen und jähen Basaltfelsen bestehenden Vorgebirge. Dieses bildet den östlichen Endpunkt einer eine Meile breiten und sich drei Meilen ins Land erstreckenden Bucht, die von hohen und schroffen Felsen umgeben wird. Die Küste läuft darauf 2½ Meilen weit westnordwestlich bis zum Dorfe Cumza, mit 300 Einwohnern, welche dem Iman von Mascat unterworfen sind und, mit Ausnahme einiger Beduinenfamilien, welche eine bei dem spärlichen Futter in den Felsenspalten nur kümmerliche Ziegenzucht treiben, von der Fischerei leben. Die Küste behält noch eine Strecke weit eine vorherrschend westliche Richtung, nämlich bis zum Vorgebirge Ras-Scheik-Monsud, 26° 16′ 15″ nördl. Br. und 73° 58′ 45″ östl. L., das also südwestlich von Ras-el-Djebel und etwa 16 Meilen davon entfernt liegt. Als ausgezeichnete Küstenpunkte bis dahin sind noch zu bemerken die Bucht Colville's Cove, in der Richtung von Nordwest nach Südost 4 Meilen ins Land eindringend, im Durchschnitt eine Meile breit, an der Mündung 25 Faden und in einer Entfernung von ⅙ Meile vom Lande 9 Faden tief, von 100—150 Fuß hohen Klippen eingefaßt, ferner die Bucht Elphinstone's Inlet, erst bei der letzten scientifischen Expedition bekannt geworden (da sie besonders ihres schmalen Einganges wegen früher übersehen zu sein scheint), sich in einer Länge von ungefähr neun Meilen hinter Colville's Cove vorbei (von der sie an einer Stelle nur durch einen schmalen Bergrücken getrennt wird) bis fast zur entgegengesetzten Küste erstreckend, und reich an malerischen Ansichten durch die Einfassung von oft 800—1500 Fuß hohen Felsen, endlich das Fort Cassaab, 26° 13′ 15″ nördl. Br., die Residenz eines dem Imam von Mascat zinspflichtigen Scheiks. Soweit wir bis jetzt die Küste verfolgt haben, liegen ihr folgende Inseln oder Felsen vor: Djesirat-Gun, 7—8 Meilen südsüdwestlich von Großquoin und 3 Meilen nordöstlich von Cumza, hoch und schroff, etwa eine Meile lang und ¾ Meile breit,

9) Fortan sind unter Meilen geographische Meilen oder kleine Seemeilen, 60 = 1°, zu verstehen.

Djesirat=Abu=Raschid, 8¾ Meilen südwestlich von Großquoin, eine Meile nördlich von Cumza, von dem Festlande durch einen kaum eine Meile breiten Kanal getrennt, in welchem der hohe Fels Bab Macaliff liegt, ferner Lump Island, bei den Arabern Toukhul, sechs Meilen fast südlich von Großquoin und westnordwestlich von Ras=el=Djebel, ungefähr 400 Fuß hoch, mit schroffen Abhängen, Perforated Rock, 26° 23′ 54″ nördl. Br. und 74° 7′ 17″ östl. L., zwei Meilen westnordwestlich vom Nordende der Insel Abu=Raschid, endlich Gunnum=Insel, ungefähr zwei Meilen südwestlich vom Perforated Rock, von Norden nach Süden vier Meilen lang und an der breitesten Stelle eine Meile breit; in der größten Höhe sich 600—700 Fuß über das Meer erhebend.

Von Ras Scheik Monsud folgt die Küste etwa 150 Meilen weit einer südwestlichen Richtung. Zunächst liegt die Stadt Alarf, mit 7—800 Einwohnern, dann das Vorgebirge Ras Djeddi oder Yeddi, 26° 13′ 45″ nördl. Br. und 73° 56′ 15″ östl. L., eine hohe Landspitze, bei der das Meer 18 Faden tief ist. In der Mitte einer ungefähr eine Meile langen Krümmung liegt auf einem schönen sandigen Gestade die Stadt Bokh, mit 5—600 Einwohnern, größtentheils Fischern. Der Scheik von Bokh ist ein Vasall des Imams von Maskat. 5¼ Meilen südsüdwestlich von Ras Djeddi liegt die Landspitze Bokh, 26° 9′ 30″ nördl. Br. und 73° 54′ östl. L. 7 Meilen südsüdwestlich von der vorigen ist die Landspitze Schaum, mit welcher die Steilküste, welche wir bisher von dem Vorgebirge Mussendom an verfolgt haben, endet, indem die Höhe jetzt südwärts läuft und von der Küste immer mehr ablenkt. Ebenda hört auch das zusammenhängende Gebiet des Imams von Maskat auf (Debai, weiter gegen Südwest, ist eine getrennte Besitzung), und es beginnt die Herrschaft der schon erwähnten Djoasmi= oder Djewasimi=Araber, jener früher so gefürchteten Seeräuber, welche sich aber jetzt zum ruhigen Handel begeben haben. Die Küste, welche wir bis jetzt beschrieben haben, schließt mit der gegenüberliegenden östlichen (nach dem offenen indischen Meere) eine gebirgige Landzunge ein, welche nach Niebuhr bei den Arabern Ser heißen und nach der Stadt Ser, der Residenz des Scheiks, benannt sein soll. Bei der letzten Expedition hat man aber diesen Namen weder als den einer Stadt noch einer Landzunge entdecken können, und vermuthet, daß es einerlei mit Scharga sei, dessen Lage wenigstens dieser Annahme nicht widerspricht. Die ganze übrige arabische Küste, bis zu den Mündungen des Schat=el=Arab, führt bei den Arabern den Namen Küste der Gefahr, wegen der Untiefen und Bänke, die nur an wenigen Stellen einem Schiffe erlauben, sich dem Lande zu nähern. Die nächste Küstenstrecke vom Vorgebirge Schaum heißt die Piratenküste und wird von Horsburgh bis Debai, von Andern noch weiter gerechnet.

Zwei Meilen südlich von der Schaumspitze liegt das Fort Schaum, 26° 2′ nördl. Br., 73° 51′ 15″ östl. L., die Residenz eines Scheiks, der über 6—700 Menschen gebietet. Hier ist der Raum zwischen der See und den Bergen schon 1—1½ Meile breit und wird zum Anbau benutzt. Weiter südlich ist Raumps oder Rums, eine der Piratenstädte, gegenwärtig dem Scheik von Scharga unterworfen, 25° 53′ nördl. Br. und 73° 48′ 15″ östl. L. Das Meer ist dicht am Lande 3 Faden tief, 1⅕ Meile vom Lande 10 Faden. Unter 25° 48′ 15″ nördl. Br. und 73° 40″ (nach A. 44″) östl. L. befindet sich die Spitze Ras=el=Khyma (Vorgebirge des Zeltes), und an derselben die Ruinen der Piratenstadt gleiches Namens, welche 1809 (nach der Seeschlacht am 9. Nov. 1809, wobei 120 Piratenschiffe verbrannt wurden) und nach ihrem Aufbau abermals 1819 zerstört wurde. Die frühern Einwohner haben sich in die nahe gelegenen Dörfer zerstreut. Hiervon 11 Meilen südwestlich folgt Djesirat=el=Amram oder Rothe=Insel=Stadt, 25° 43′ nördl. Br. und 73° 35′ östl. L., früher ein nicht unwichtiger Ort von mehr als einer Stunde Umfang, aber gleichfalls bei jener Expedition von den Engländern zerstört und jetzt nur von 3—400 Menschen bewohnt. Den Namen hat sie von einer Hügelkette von rother Farbe, die sich längs dieses Theils der Küste in einer Entfernung von einer Meile hinzieht. 16 Meilen südwestlich von Djesirat=el=Amram liegt die Stadt Amelgawein, 25° 35′ 15″ nördl. Br. und 73° 21′ 30″ östl. L. auf der Nordspitze des Einganges zu einem der größten Creeks an diesem Theile der Küste; die Stadt hat mit den vorher erwähnten ein gleiches Schicksal gehabt. In derselben Richtung, 14⅙ Meilen von Amelgawein entfernt, treffen wir auf die Stadt Aymaun, 25° 25′ 15″ nördl. Br. und 73° 12′ 45″ östl. L., mit 1000—1200 von der Perlenfischerei lebenden Einwohnern, gelegen auf der Südspitze des Eingangs zu einem der besten Ankerplätze dieser Küste. Wichtiger ist Scharga, 25° 21′ 45″ nördl. Br. und 73° 9′ östl. L., an der Ostseite eines sehr engen und unbeträchtlichen Creeks, eine Meile südlich von dessen Mündung. Die frühern Vertheidigungswerke der Stadt sind von den Engländern zerstört worden. Die Einwohner, größtentheils Araber aus dem Djoasmistamme, belaufen sich auf 1700—2000, welche Zahl sich aber während der Zeit des Perlenfischfangs durch die hinzuströmenden Fremden fast verdoppelt. Die Stadt schickt 300 Fahrzeuge auf den Perlenfang aus, und jede an Bord gehende Person entrichtet einen Dollar an Licenzgebühren, was dem Scheik ein jährliches Einkommen von 3000 Dollars sichert. Die Ausfuhr dieses Artikels wirft jährlich 80—90,000 Dollars für die Stadt ab, welche auch außerdem eins der Haupthandelsemporien auf dieser Seite des Golfs ist. Die Umgebungen sind weit landeinwärts sandig und unfruchtbar, ohne irgend eine Spur von Cultur. 7½ Meilen weiter südwestlich folgt Debai, 25° 16′ 30″ nördl. Br. und 73° 4′ 30″ östl. L.; ungefähr 20 Fuß über dem Seespiegel auf der Südseite des Eingangs zu einem kleinen Creek gelegen, welcher an der Stadt 10—27 Fuß Wassertiefe hat. Die Einwohner vom Beni Yaß Stamme belaufen sich auf 1000—1200 Köpfe, und leben größtentheils von der Perlenfischerei, welche für die Stadt jährlich 20—30,000 Dollars abwirft. Sie sind dem Imam von Mascate unterthan, der hier eine Garnison von 150 Negersoldaten hält.

Der große Busen, von fast 250 Meilen Breite, welchen die Küste von Debai an bis zum Ras Reccan bildet, war bis zum Jahre 1813 fast ganz unbekannt geblieben. Sie bleibt zunächst bis Abuthubbi in ihrer südwestlichen Richtung. Die bis dahin zu bemerkenden Vorgebirge sind Ras Hussan, 24° 53′ nördl. Br., Gorabi, 24° 46′ 30″ nördl. Br., und Ras Ellora, 24° 41′ nördl. Br. Abuthubbi, eine Stadt mit einem kleinen Fort, liegt unter 24° 29′ nördl. Br. und 72° 11′ 45″ östl. L. Bald hinter Abuthubbi verändert die Küste ihre bisherige Richtung in eine westliche. Hier liegen ihr eine Strecke weit die von Lieutenant Guy so genannten ostindischen Compagnieinseln vor, deren jede aber ihren arabischen Namen führt. Sie erstrecken sich westwärts bis zur Insel Seir Beni Yaß, 70° 26′ östl. L., und sind in ihrer ganzen Ausdehnung ganz von Korallenriffen umgeben. Bemerkenswerthe Küstenpunkte sind: Djebel Hadwariah, 24° 12′ nördl. Br. und 70° 27′ östl. L., ungefähr vier Meilen südlich von dem Südostende der Insel Seir Beni Yaß entfernt, Ras-el-Matschebir, 24° 17′ nördl. Br. und 69° 25′ östl. L. Neun Meilen westnordwestlich von letzterem und unter 24° 23′ nördl. Br. liegt das Vorgebirge Ras-el-Adrah, in der Nähe die Gudwinsinseln und einige andere Inseln.

Die Küste geht von dem genannten Vorgebirge noch 15 Meilen weit westlich, dann wendet sie sich nördlich und nordnordöstlich, wodurch in dem Winkel selbst eine Bucht, Khor Daun, gebildet wird. Die nördliche Grenze dieser Bucht ist das Vorgebirge Ras Bugmais, 24° 34′ 30″ nördl. Br. und 69° 10′ 45″ östl. L. Bald darauf tritt bei dem Djebel Alladeid eine schmälere Bucht gleiches Namens, Khor Alladeid in das Land. Weiter nördlich folgt das Vorgebirge Ras-el-Allartsch, 25° nördl. Br. und 69° 18′ 15″ östl. L., von welchem ein Riff, Fusch Arreif, 6 Meilen weit südöstlich vorspringt. Ras Abu-el-Maschuit, 25° 15′ 30″ nördl. Br., ist die südlich vorspringende Ecke einer geräumigen Bucht, in deren Hintergrunde die Stadt El-Biddah, sowie die niedrigen Eilande Djesirat-el-Sufflie und Djesirat-el-Allilie liegen. Hierauf folgt ein niedriger morastiger Küstenstrich bis Ras Luffan, 25° 54′ 30″ nördl. Br. und 69° 15′ 45″ östl. L. Dann läuft die Küste mit einigen kleinen Einbiegungen nordwestlich bis Ras Anfir, 26° 10′ nördl. Br. Zwischen diesen beiden Vorgebirgen liegen die Städte El-Auhalie und Affirat, und längs der Küste zieht sich eine Bank hin. Bald darauf folgt Ras Reccan, nicht dem Festlande, sondern einer kleinen, demselben vorliegenden Insel angehörig, 26° 11′ nördl. Br. und 68° 56′ 45″ östl. L., ein wichtiger Punkt für die Anschauung der Küstenentwickelung des Meerbusens. Es bildet nämlich das nördliche Ende einer sich 60 Meilen weit von Süden nach Norden in das Meer erstreckenden breiten Halbinsel, längs deren östlicher Küste wir in unserer Beschreibung schon eine Zeit lang fortgegangen sind, und ist gleich weit von Ras Mussendom und von Khor Hälte, dem Hauptmündungsarme des Schat-el-Arab, nämlich 280 Meilen, entfernt.

In der großen Bucht zwischen Debai und dem zuletzt genannten Vorgebirge sind noch folgende Inseln zu bemerken: Dauß oder Dausi, 1⅕ Meile lang, unter 25° 8′ 30″ nördl. Br. und 70° 40′ 30″ östl. L.; Djernain von Nordwest nach Südost 1¼ Meile lang, 25° 8′ nördl. Br. und 70° 34′ 45″ östl. L.; Arzenie, von Norden nach Süden 1¼ Meile lang und ½ Meile breit und bedeutend hoch, 24° 48′ nördl. Br. und 70° 22′ östl. L.; Dalmy, 5 Meilen lang und 3 Meilen breit, 24° 27′ 30″ nördl. Br., 70° 6′ 45″ östl. L.; Seir Beni Yaß, vor dem Vorgebirge Hadwariah, 7 Meilen lang und 5—5½ Meilen breit, durch zwei ziemlich hohe Berge in der Mitte und durch schroffes Ansehen überhaupt ausgezeichnet, liegt unter 24° 18′ nördl. Br. und 70° 25′ 45″ östl. L., vom Festlande durch einen seiner Seichtigkeit wegen nur für kleine Perlboote fahrbaren Kanal getrennt; Daeny oder Danie, 1½ Meile lang, schmal und niedrig, und für die Schiffer beim Nebel sehr gefährlich, 24° 57′ 30″ nördl. Br. und 70° 4′ 45″ östl. L.; Scheraru, 3—4 Meilen lang, 25° 2′ nördl. Br. und 69° 57′ 45″ östl. L., und endlich Haulul, rund mit einem Durchmesser von einer Meile, 25° 41′ nördl. Br. und 70° 2′ 45″ östl. L. Alle diese Inseln sind dürr und unfruchtbar. Jenseit derselben zieht sich die 200 Meilen von Osten nach Westen und 70 Meilen von Süden noch Norden lange Perlbank hin, wo vielleicht die besten Perlen in der Welt gefischt werden.

In der Nähe von Ras Reccan liegen die Ortschaften Roces, Buder-Huf, Yamale, Yoasi (vielleicht das Jusofie bei Niebuhr), Khor Hussan (26° 4′ 30″ nördl. Br. und 68° 50′ 45″ östl. L., nach Chronometermessung von Buschir her), Frayah (vielleicht das Farâha bei Niebuhr), Zabara (26° 1′ nördl. Br.), von der zwei Meilen westlich die scharfe Landspitze Ras Asheridge ist. Die Richtung der Küste, welche die oben angedeutete, wie es scheint noch nicht benannte Halbinsel westlich begrenzt, ist von Ras Reccan nahe an 50 Meilen weit südlich gegen Westen. Hier ist die tiefe Einfahrt Duat-el-Efzan zu bemerken, an deren westlichem Ausgange die Wardensgruppe liegt. Die größte Insel derselben führt den einheimischen Namen Djesirat-el-Howaah; ihre nördlichste Spitze liegt unter 25° 44′ nördl. Br. und 68° 34′ 15″ östl. L. Die Küste bildet, wo sie sich wieder nach Norden und Nordwest wendet, die Bahreinbucht, in deren Hintergrunde die Stadt Ayndar oder Andjir (vielleicht Adsjâr bei Niebuhr) liegt. Doch ist in dieser Gegend auch nach der letzten Expedition noch viel Verworrenheit und Dunkelheit geblieben und keine sichere Zeichnung möglich. In der nordnordwestlichen Richtung der Küste, welche wir jetzt verfolgen, treffen wir auf die Katif-Bucht, deren nördlichste Spitze, Ras-el-Tanurah oder Norah, nach den Beobachtungen von Hamilton unter 26° 36′ 30″ nördl. Br. und 67° 51′ 45″ östl. L. liegt. Im Hintergrunde dieser Bucht ist die Stadt El-Katif zu bemerken. In der durch die mehrmals erwähnte Landenge gebildeten großen Bucht, einerseits der Bahreinbucht, andererseits der Katifbucht, Theilen jener größeren Bucht, gegenüber, liegt die Insel Bahrein, deren Namen „Zwei Meere" sich durch die eben angedeutete

Lage erklärt. Wir verweisen wegen dieser wichtigen Insel, sowie wegen der **Perl-** oder **Bahreinbank** und der dortigen **Perlenfischerei** überhaupt auf diesen Artikel. Beim Ausgange von Bahrein in das offene Meer befinden sich mehre Untiefen, die Djellia-Untiefe oder Teufelsbank (innerhalb derselben der sogenannte südöstliche Ankerplatz); die Scorpion-Untiefe (26° 44′ nördl. Br.) und die Durable-Untiefe (26° 59′ nördl. Br. und 68° 5′ 45″ östl. L.).

Vom Vorgebirge Tanurah bis zum Vorgebirge Ras-el-Zur (28° 53′ nördl. Br. und 65° 56′ östl. L.), eine Küstenstrecke von etwa 160 Meilen Länge, in nordwestlicher Richtung, können wir nur einige Namen anführen, da das Nähere über die Lage der Punkte und über die Gestaltung der Küste noch nicht allgemein bekannt geworden ist. Es sind das Vorgebirge Ras Alaly, die Insel Djesirat Bu Alli, das Vorgebirge Ras el Ghar (die Spitze einer Landzunge), desgleichen Ras Mushaab und Ras Burhadge und die Buchten Kuffagi und Benayu. Hierauf folgt Ras-el-Zur, und dann das Vorgebirge Ras Djillah. Dann sind die Ortschaften Shabi, El Fabil und Funtash zu bemerken. Auf dieser Strecke liegen in größerer oder geringerer Entfernung von der Küste die Fultonsinseln (eine derselben, Sandy-Island, unter 27° 52′ nördl. Br. und 67° 5′ östl. L.), ferner El Maradum oder Mulmuradam, 28° 48′ nördl. Br., Garrow-Insel, 28° 54′ nördl. Br., östlich von der vorigen, endlich Khubber oder Kuberdah, 29° 7′ nördl. Br., westlich von Maradum. Die Insel Feludje (auch Pheletschi, Pherlitschi, Phelihay, Felitsche, Peluche), mit dem Hauptorte unter 29° 30′ nördl. Br. und 66° 5′ 15″ östl. L., eine stark bevölkerte Colonie von Bahrein, liegt am Eingange einer Bucht, an deren südlicher Küste die wichtige Handelsstadt El Koueit (mit persischem Namen Grän), 29° 24′ 30″ nördl. Br. und 65° 41′ 15″ östl. L., gelegen ist. Ihre Einwohner, deren Zahl man auf 10,000 schätzt, treiben außer einer wichtigen Perlenfischerei auch einen ausgedehnten Handel, bis weit über die Grenzen des persischen Meerbusens hinaus. Bald darauf verwandelt sich die nordwestliche Richtung der Küste in eine östliche, welcher zunächst die bedeutende Bubianinsel, eine Bucht fast ganz ausfüllend, sodaß sie auf drei Seiten nur durch eine schmale Meerenge vom festen Lande getrennt wird, angehört, worauf das Delta des Schat-el-Arab folgt, bestehend aus 1) dem westlichsten und Hauptarme, Basrastrom oder Cossisa mit seiner Mündung Khor Hälte (29° 56′ 30″ nördl. Br.); 2) Bamischera, bei Niebuhr Bakmeschir mit dem Khor Gufgah; 3) Carun mit dem Khor Musah; 4) Seledge mit dem Khor Wastah; 5) Mohila; 6) Gaban; 7) Dorack [10].

Für die persische Küste, auf welche sich die englische Expedition nicht erstreckt hat, ist man noch auf ältere, oft schwer mit einander zu vereinigende, Nachrichten gewiesen. Dieselbe ist bis Buschir landwärts gekrümmt, mit der Hauptrichtung von Nordost nach Südwest. Davor liegt die Insel Karedj oder Karak, die 1754—1765 im Besitze der Holländer war und 1838 von den Engländern, als feindliche Demonstration gegen Persien, besetzt wurde. Die Flaggenstange im Fort von Karedj, auf der Nordostecke der Insel, liegt in 29° 15′ 30″ nördl. Br. und 67° 59′ östl. L. Die Insel ist hoch und bei klarem Wetter von der Rhede von Buschir zu erkennen. Eine niedrige Sandinsel dagegen ist das in der Entfernung von einer Meile nordöstlich gelegene Chouerl (auch Korg, Korgo, Gorgu, Kargo, Kulle). Dieses ist die nördlichste Insel auf der Ostseite des persischen Golfs. Diesen Inseln fast gegenüber liegt das Vorgebirge Ras Dilem (der Name Bang, der demselben auf fast allen Karten gegeben wird, scheint vielmehr einem südlichen Vorgebirge anzugehören), der nördliche Endpunkt einer südlich durch die Rohillaspitze begrenzten Bucht, welche in die Djenabe-Bai nördlich, und die Bender-Rig-Bai, südlich, zerfällt. In der Nähe der ersteren liegt das Dorf Djenabe (bei Niebuhr Gnaue oder Knaue, bei Anderen Gunnowa), an letzterer die Stadt Bender-Rig (Rech, Reig, Reeg), das Rhogonis des Nearch. Die Rohillaspitze wird für dieselbe gehalten, welche bei Niebuhr unter dem Namen Ras Schatt vorkommt. Die Lage von Buschir oder **Abuscher** (s. d. Art.) wird um 29° nördl. Br. und 68° 30′ östl. L. angegeben. Auf der Südseite der Buschir-Halbinsel liegt die Rischehr- oder Halela-Bai und wird von Vincent für Nearch's Hieratis gehalten. Zwischen Buschir und Cap Berdistan, wo die Küste ziemlich gerade südsüdöstlich läuft, gibt Niebuhr die Küstenorte Jakau, Andjero, Khor Essire, Ras-el-Khan und Om-el-Chäle an. Bei letzterem mündet der Sitan-Reghian (Sitakus des Nearch). Ras Berdistan (Verdistan, Bar[illegible], Burdistan, Bardestrand [van Keulen], Babestan [d'Après]), liegt unter 27° 58′ nördl. Br. und 68° 59′ östl. L., südöstlich davon die kleine, mit Bäumen bepflanzte Insel Mongella (auch Mondjellah, Monjilla), welche d'Anville nach portugiesischen Berichten unter dem Namen Pälmeira aufführt. Etwas südlicher (unter 27° 43′ nördl. Br.) liegt das Vorgebirge Ras Sermutaf, welches auf manchen Karten mit Ras Berdistan verwechselt wird. Die Küste nimmt jetzt wieder eine südöstliche Richtung an. Westwärts von Ras Berdistan liegen die Inseln Kenn oder Keyn und Zezarine. d'Anville glaubt in dem letzteren eine Ähnlichkeit mit dem Küstenorte Kierazin, des türkischen Geographen Kiatib-Tschelabi und mit Hieratin des Nearch zu erkennen. Beide Inseln, deren Breite um 27° 50′ angegeben wird, sind sehr niedrig und vermehren dadurch die ohnehin große Gefahr der Schiffahrt um das Cap Berdistan. Diesem zunächst treffen wir die Konkun-Bai (Kongûn, Kengoûn, Konkon [Gogana des Nearch]), unter 27° 48′ 45″ nördl. Br. und 69° 41′ östl. L., östlich durch die Arwysi-Spitze geschlossen. Längs der Küste liegen darauf die Ortschaften: Cienat, Schilu, Tähric, Brok, Nakhel-taki und Asselu; letzteres an einer Bucht, welche südlich mit dem Vorgebirge Ras-Nabend (27° 20′ nördl. Br. und 70° 10′ östl. L.) schließt. In dieselbe mündet der Fluß Nabon.

10) Aus **Berghaus**, a. a. O. S. 35. (Nach einer Combination der Nachrichten und Darstellungen von Niebuhr, Dalrymple, Horsburgh, Hurst und Arrowsmith.)

An der in derselben Richtung fortlaufenden Küste, am Fuße einer Bergkette, die sich bei Ras Nabend erhebt und eine Strecke weit parallel mit jener läuft, finden wir die Ortschaften Tschiu (in Dûpré's Liste), Tibben (bei Niebuhr), Bendah und Mughan (in Dupré's Liste), Tschetwar und Schewi (bei Hurst und Arrowsmith). Einige dieser Ortschaften fallen vielleicht zusammen. Hier ergießt sich der Darjabin oder Darabin, der auf seiner Südseite eine Landspitze bildet, auf welcher die Stadt Bender Nachl, d. i. Palmenhafen, liegt. Auf dem Küstenstriche zwischen Bender Nachl und Ras-el-Djerd erhebt sich der Tscharak-Berg, 26° 56′ nördl. Br. und 71° 50′ östl. L. Unter dem Orte gleiches Namens, an seinem Fuße gelegen, vermuthet Vincent und Macd. Kinneir Bender Siraf, daß im 9. Jahrh. die größte Handelsstadt der Küste war. Das Vorgebirge Ras-el-Djerd, ein ausgezeichneter Küstenpunkt, liegt unter 26° 31′ nördl. Br. und 72° 22′ 15″ östl. L. Etwas südöstlicher 26° 26′ 37″ nördl. Br. und 72° 32′ 15″ östl. L., ist das Vorgebirge Bostana oder Bustion, und zwischen beiden die Mogu-Bai, ein sicherer Ankerplatz für die größten Flotten, in ihrem Hintergrunde die Stadt Mogu. Beim Vorgebirge Bostana, an welchem die Stadt gleiches Namens (bei d'Anville Bustion, bei Dûpré Bistoun) und die Stadt Schenas (auch Chinas) liegt, biegt die Küste fast unter einem rechten Winkel um und wird nordöstlich. Der nächste wichtige Punkt ist die Hafenstadt Lundje (Linga, Lenguia, bei d'Anville Telenge), am Eingange zu dem Kanale, welcher Kischm vom Festlande trennt, früher ein Posten der Portugiesen, in neuerer Zeit ein Hauptsitz der Joasmikorsaren auf der persischen Küste. Wo die Küste wieder in eine östliche und hernach südöstliche Richtung umzulenken beginnt, liegt die Stadt Gambrôn (Gambrun, Komron, Gomron, Gomberun, Gomrun) oder Bender Abbas, d. i. Abbashafen, muthmaßlich unter 27° nördl. Br. und 73° 52′ östl. L., einst, durch die Bemühungen des Schah Abbas, das wichtigste Emporium des Handels mit Indien, jetzt, nachdem Abuschir an seine Stelle getreten, fast ohne Verkehr. Zwischen Lundje und Gambrôn liegt in der Nähe der Küste die wichtige Insel Kischm (s. d. Art.), die größte des persischen Meerbusens. Von den übrigen an der Küste liegenden Inseln zwischen Bender Nachl und Kischm, haben wir noch nachträglich zu erwähnen: Buscheab oder Schech-Schaaib, unter 26° 48′ nördl. Br. und 70° 31′ 45″ östl. L., unmittelbar vor Bender Nachl, nächst Kischm und Bahrein die größte Insel des persischen Golfs. Im Osten wird sie durch einen ¾ Meile breiten Kanal von Schittuar getrennt. Man hält Buscheab für dieselbe Insel, welche d'Anville nach portugiesischen Berichten Lara nennt. Südöstlich davon liegt die kleine flache, unbebaute und unbewohnte Insel Hinderabi (Indarawi, Hinderabia, Inderabia, Inderuca, Andarvia, Indernia, Indernore, Angarvia, Anderipe, Kaikandros), 26° 38′ 18″ nördl. Br. und 71° 18′ 30″ östl. L. Davon östlich Kás (Kaise, Kaez, Kenn, Kyen, Keisch, Gueß, Queche, auf holländischen Karten Zeits), wird für das Kataca des Nearch gehalten, in derselben Richtung weiter Belior (Polior, Pollior, Pelur, Pylora des Nearch), sechs Meilen von Südsüdwest nach Nordnordost lang und 3½ Meilen breit, unbewohnt und wüst, ebenso auch Frur (Nobfleur, Nobtlure), 26° 7′ nördl. Br. und 72° 7′ 5″ östl. L. Bewohnt und bedeutend größer als die letzte, unter 25° 53′ nördl. Br. und fast gleicher Länge mit Belior ist Scheich Sure (Serdi, Surde, Surdy), auf deren Südseite die Schiffe oft anhalten, um Erfrischungen einzunehmen. Eine unbewohnte Insel in deren Nähe ist Bumose (Boumoseh, Bomosa, Bormosa, Basman), und endlich, gleichfalls unbewohnt, südwestlich der Westspitze von Kischm, Groß- und Klein-Tumb oder Tomb, d. i. Grab, welche persisch den Namen gleicher Bedeutung, Gumbuz, führen. In der Nähe der schon erwähnten Insel Kischm liegen die Inseln Angár, Laredj (Larek, Lareg, Arek) und Ormus (Hormus, Harmuz).

Wieder zur persischen Küste zurückkehrend, auf der wir bis Gambrôn gelangt waren, haben wir nur noch das südöstlich davon gelegene Vorgebirge, Ras Koli (wahrscheinlich richtiger Ras Kohi, d. i. Bergcap) zu erwähnen, ohne Zweifel das Promontorium Harmozon des Strabo, 26° 20′ nördl. Br., dem arabischen Ras Mussendom gegenüber, zwischen welchen beiden hindurch die Straße von Ormus aus dem persischen Meerbusen in das indische Meer führt. (*A. Keber.*)

PERSISCHES HUHN (Gallina ecaudata), auch unter dem Namen Kluthuhn vorkommend, soll nach Einigen von dem Riesenhuhn aus Ceylon abstammen; nach Andern aus Persien oder Virginien, wo alle Hühner den Schwanz verlieren sollen; noch Andere behaupten, es wäre durch Zufall in Europa entstanden. Letztere Meinung ist ebenfalls die unrichtigere, weil man mit Gewißheit annehmen kann, daß alle Haushühnerarten von einem wilden Huhn abstammen. Das persische Huhn unterscheidet sich von dem gemeinen Huhn blos dadurch, daß es keinen Schwanz und am Unterkiefer zwei Bärte hat. (*William Löbe.*)

PERSISCHES PFERD, nebst dem hochasiatischen und arabischen, der Stammhalter aller verschiedenen Pferderacen. Die gewöhnliche Höhe ist fünf Fuß, das Gewicht im lebenden Zustande 10—12 Centner. Der Bau ist schlank und fein, weshalb es auch mehr lang als hoch ist, die Sehnen trocken und stark; der Huf klein und fest; der Kopf trocken und gerade, nicht stark und nicht fleischig; die Stirn platt; die Augen groß; die Nasenlöcher weit geöffnet; der Hals schlank und nicht sehr fleischig; die Brust schmal; der Rücken gerade; die Croupe spitz, selten abgerundet; der Schweif lang und gut angesetzt; die Extremitäten klein; die Hüften länglich; das Haar fein; die Mähne dünn, das Temperament lebhaft; die Bewegung rasch. Die Farben sind zwar verschieden, Schimmel sind aber vorherrschend. Obgleich der ganze Bau zart ist, so ist es doch an eine lange Ausdauer im Laufen gewöhnt. Das milde Klima, die trockene, kräftige Nahrung, die freie Bewegung von Jugend auf, die gesunden Weiden, auf denen es sich fast das ganze Jahr hindurch bewegt und die große Sorgfalt der, die Pferde liebenden, Nomadenvölker in der Züchtung, haben diese constante Race hervorgerufen. Das persische Pferd ist

kriegerisch und gelehrig, und ein Perser schlägt sein Pferd nie, sondern leitet es nur durch freundliche Worte. Bis zum vierten Jahre reitet man es ohne Sattel und läßt es nicht beschlagen. Es kann mehre Tage Durst und Hunger vertragen, bekommt gewöhnlich des Tags nur zwei Mal zu saufen, und wenn es nicht auf die Weide geht, blos ein Futter, und zwar des Abends, wo man ihm einen mit guter Gerste gefüllten Sack überhängt. Es wird zwar auf der ganzen Nordküste Afrika's gezogen, Iran bringt aber die schönsten und dauerhaftesten Pferde. (*William Löbe.*)

PERSISCHES RAD. Unter dieser Benennung kennt man eine Maschine, welche dazu dient, Wasser zur Bewässerung des Landes aus einem Flusse zu heben, welcher seiner hohen Ufer wegen nicht auszutreten vermag. Hinsichtlich der technischen Beschaffenheit sehe man den Art. Schöpfräder. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSIUS, ein römischer Familienname, dessen jedoch weder bei Schriftstellern noch auf Monumenten sonderlich häufig gedacht wird. Einen C. Persius, der im zweiten punischen Kriege sich bei einem Ausfalle aus dem Castell von Tarent sehr tapfer gezeigt hat, erwähnt Livius [1]). — Nicht unberühmt war der Zeitgenosse der Gracchen, C. Persius; der Stifter der Satyre, Lucilius, sagte, er wünsche sich zu Lesern seiner Schriften Männer, die weder zu sehr noch zu wenig gelehrt wären, weil diese Nichts, jene mehr als er verständen; so liege ihm auch Nichts daran, Persius zum Leser zu haben; denn der galt für den gelehrtesten und gebildetsten Römer [2]). Cicero sagt einmal [3]), daß er sich umgekehrt Leser wie Persius wünsche. Mit welcher Gattung von Literatur dieser Persius sich besonders beschäftigt habe, wird uns nicht berichtet; der Umstand [4]) indessen, daß die schöne berühmte Rede, die der Consul C. Fannius Strabo im J. d. St. 632, v. Chr. 112, gegen den Antrag des Tribunen C. Gracchus, den Lateinern Stimmrecht in Roms Volksversammlungen zu geben, gehalten hat, eine Rede, die man in Rom auch später bewundert hat, von mehren dem C. Persius zugeschrieben wurde, der sie natürlich für Fannius verfaßt haben müßte, dieser Umstand läßt, wenn auch Cicero selbst diese Vermuthung für unbegründet und ungerecht erklärt, doch erwarten, daß Persius sich der Beredsamkeit beflissen und Reden für Andere verfaßt habe. — Einem anderen sonst obscuren Persius hat Horaz zu unverdienter Unsterblichkeit verholfen, indem er in der siebenten Satyre des ersten Buchs mit vieler Laune den Proceß schildert, den dieser Sohn eines griechischen Vaters und einer römischen Mutter, der in Klazomenä als Negotiator lebte, gegen einen ebenso giftigen Menschen, Namens Publius Rupilius Rex aus Präneste, vor dem damaligen Statthalter Asiens, Brutus, mit lächerlicher Wuth gegen seinen Gegner und alberner Schmeichelei gegen Brutus im J. 711 d. St., 43 v. Chr., zur großen Ergötzlichkeit des anwesenden Publicums geführt hat. (*H.*)

1) XXVI, 39. 2) *Cic.* de orat. II, 25. Persium non curo legere; hic enim fuit, ut noramus, omnium fere nostrorum hominum doctissimus. 3) *Cic.* de finib. I, 3. Utinam esset ille Persius. 4) *Cic.* Brut. c. 26, 99. C. Fannius C. f., qui consul cum Domitio fuit unam orationem de sociis et nomine latino contra Gracchum reliquit sane et bonam et nobilem. Tum Atticus, Estne ista Fanni nam varia opinio pueris nobis erat. Alii a C. Persio literato homine scriptam esse aiebant, illo quem significat valde doctum esse Lucilius etc.

PERSIUS (Aulus Persius Flaccus). Die Hauptquelle für unsere Kenntniß des Lebens dieses Dichters ist, außer wenigen Andeutungen in seinen Gedichten, die Biographie, welche sich in vielen Handschriften der Satyren des Persius findet. Sie wird hier und da [1]) dem Suetonius zugeschrieben, wol nur, weil man sie in einen Zusammenhang mit den Biographien des Terenz, Horaz, Lucan, Juvenal setzen zu müssen glaubte, welche mit mehr oder minder Berechtigung den Namen des Sueton führen, und mit dessen noch nicht hinlänglich erforschtem Buche de poetis in Verbindung gesetzt werden. Eine äußere Beglaubigung für diese Annahme gibt es, soviel bekannt ist, nicht; die Biographie trägt nirgend den Namen des Suetonius und findet sich auch in Handschriften desselben nicht, sondern nur in denen des Persius. Ferner schreibt man sie, und zwar ist dies die gewöhnliche Annahme, dem Cornutus zu, weil sie sich gewöhnlich vor dem Commentar zum Persius findet, welcher diesen Namen führt, und versteht darunter den Stoiker und Grammatiker Annäus Cornutus, den Lehrer des Persius, worüber weiterhin zu sprechen sein wird. In den meisten, und zwar den ältesten Handschriften, findet sich aber über der Biographie die Überschrift: Vita A. Persii Flacci de commentario Valerii Probi sublata, woraus unwidersprechlich hervorgeht, daß ein Grammatiker Valerius Probus die Satyren des Persius erklärt habe, und von daher diese biographischen Notizen entlehnt seien, wodurch ihre Form sich erklärt. Die Untersuchung über die verschiedenen Grammatiker, welche diesen Namen führten, ist sehr schwierig und verwickelt (Osann, Beitr. zur griech. u. röm. Literärgesch. II. S. 168 fg.), in welche hier nicht eingegangen werden kann; aus der Beschaffenheit der Biographie selbst aber geht hervor, daß sie von einem Kundigen, der Zeit des Dichters offenbar sehr nahestehenden Manne herrührt, worauf auch einige in den Scholien befindliche Bemerkungen hinführen. Denn diese Biographie zeichnet sich durch Genauigkeit und Anführung interessanter Notizen, welche nicht aus den Worten des Dichters erfunden werden konnten, sondern von genauer Bekanntschaft mit seiner Zeit zeugen, vor den übrigen aus [2]), und es scheint kein Grund zu bezweifeln, daß der älteste uns bekannte Valerius Probus aus Berytos zu verstehen sei, welcher unter Nero lebte. Man vergl. *J. J. Breitinger*, Exerc. crit. in vitam A. Persii Flacci in *Schelhorn.* amoenitt. lit. T. X. p. 1103 sq. *Bouhier*, Remarques ebendas. p. 1133 sq.

A. Persius Flaccus gehörte, wie so viele römische Schriftsteller, dem Ritterstande an, und ward von wohlhabenden und durch verwandtschaftliche Verbindungen angesehenen Ältern zu Volaterrä [3]) in Etrurien den 4. Dec.

1) *C. Barth*, Adv. XI, 27. *Voss*, De hist. lat. I, 31. 2) Unbegreiflich ist Passow's Urtheil über dieselbe S. 86. 3) Ohne andren Grund, als weil Persius (VI, 6 sq.) eine große Vorliebe für

787 a. u. c., 34 n. Chr., geboren. Sein Vater starb, als er erst sechs Jahre alt war, und überließ ihn der Erziehung seiner Mutter Fulvia Sisennia[4]), welche nachher einen römischen Ritter Fusius heirathete, der aber ebenfalls nach wenigen Jahren starb. Bis in sein zwölftes Jahr wurde er in seiner Vaterstadt erzogen, dann begab er sich, wie Horaz, nach Rom, um dort eine sorgfältigere Ausbildung zu erhalten, als die Provinzialstadt gewähren konnte. Wie es Sitte war, machte er dort zuerst grammatische und rhetorische Studien und zwar bei den Männern, welche damals das größte Ansehen genossen, dem Grammatiker Rhemmius Palämon und dem Rhetor Verginius Flavus. Jener, ein Freigelassener, war obwol von unerträglicher Arroganz und übelberüchtigten Sitten, doch der ausgezeichnetste und häufigst besuchte Lehrer (*Suet.* gramm. 23) und sein Name wird von Juvenal schlechthin, um einen Grammatiker zu bezeichnen, gebraucht (VI, 452. VII, 215); dieser wird als Grammatiker und Verfasser einer ars rhetorica häufig von Quintilian erwähnt; er wurde von Nero verbannt, weil er mit Ruhm die Jugend in der Beredsamkeit unterwies (*Tac.* Ann. XV, 71. Vgl. *Passow* p. 98 sq.). Von dem größten Einfluß aber auf Persius war der vertraute Umgang mit Annäus Cornutus, zu welchem er sich in seinem 16. Jahre nach Anlegung der toga virilis begab; er trat in ein enges Freundschaftverhältniß mit ihm, von welchem der Eingang zur fünften Satyre ein schönes Zeugniß ablegt. Annäus Cornutus[5]) (so nennt ihn *Charis.* II. p. 181 P.) war nach Suidas aus Leptis in Libyen gebürtig und lebte zur Zeit des Nero in Rom, wo er wegen seiner gelehrten Bildung in Ansehen stand. Wegen einer freimüthigen Antwort ward auch er von Nero verbannt (*Dio Cass.* LXII, 27). Er gehörte der stoischen Philosophie an, trieb aber, wie es damals Sitte war, auch grammatische und rhetorische Studien, und hinterließ mehre dahin bezügliche Schriften, so ῥητορικαὶ τεχναί, welche die Ausleger zu *Arist.* categ. citiren, de figuris sententiarum (*Sauppe* ep. crit. p. 155), de enuntiatione (*Cassiod.* p. 2281 P.), einen Commentar zu Virgil, der häufig erwähnt wird und, wie es scheint, an den Dichter Silius Italicus gerichtet war (*Charis.* I. p. 100 P. Vergl. *Suringar.* hist. crit. scholl. Latt. T. II. p. 116 sq.), nach einigen auch einen Commentar zum Terenz, was freilich zweifelhaft ist (*Suringar* l. c. I. p. 164 sq.). Überall wird er mit großer Achtung genannt, und unter den bedeutendsten Grammatikern angeführt (*Augustin.* de util. cred. c. 17). Auch der Poesie war er nicht fremd geblieben; nach dem Verfasser der vita schrieb er Tragödien, und nach einer freilich sehr unzuverlässigen Nachricht auch Satyren (*Fulgent.* exp. serm. ant. s. v. titivillitium). Der Umgang mit diesem Manne war für den jugendlichen Persius von der größten Bedeutung; durch ihn wurde er namentlich in die stoische Philosophie eingeführt, in deren Lehren er, wie so manches edlere Gemüth jener Zeit, um so mehr Befriedigung fand, je mehr ihn das sittenlose Treiben der Gegenwart abstieß und sich in sich selbst zurückziehen hieß. Auch der Kreis von trefflichen und gebildeten Männern, welcher sich um Cornutus gesammelt hatte, und zu welchem Persius Zutritt gewann, konnte nicht anders als belehrend und anregend auf ihn einwirken; unter diesen nennt der Biograph zwei Männer als besonders ausgezeichnet, deren Namen uns sonst nicht bekannt geworden sind, und auch er kaum mit Sicherheit, da sie in den Handschriften corrumpirt sind. Es sind nach wahrscheinlicher Herstellung Claudius Agathemerus, ein Arzt aus Lacedämon, dessen Grabdenkmal man noch zu besitzen glaubt[6]), und Petronius Aristokrates aus Magnesia. Durch Cornutus lernte er den ebenfalls jungen, aufstrebenden Dichter Lucanus kennen, der wie er zu den Zuhörern desselben gehörte, und eine große Bewunderung vor dem dichterischen Talent des Persius hegte, sodaß er einst, da jener seine Gedichte vorlas, ausrief, das sind wahre Gedichte. Außer ihm werden uns zwei Jugendfreunde des Persius genannt, mit welchen er durch genauen Umgang und gemeinsame poetische Studien eng verbunden war. Der Name des einen, welcher sehr jung noch vor dem Persius starb, heißt in den Handschriften Calpurnius Statura, wofür man Sura hergestellt hat, ohne dadurch für die nähere Kenntniß desselben etwas zu gewinnen; Sauppe hat auch in ihm den Dichter Calpurnius Serranus zu finden geglaubt, welchen er durch eine Reihe scharfsinniger Hypothesen aus einer unverdienten Vergessenheit ans Licht zu ziehen bemüht gewesen ist (quaest. philol. c. 2—6). Etwas mehr ist uns von dem andern, dem Cäsius Bassus bekannt, an welchen Persius die sechste Satyre gerichtet hat, welche nicht blos von ihrer vertrauten Freundschaft Zeugniß ablegt, sondern auch von den dichterischen Bestrebungen des Bassus, leider in Anspielungen, welche für uns bei den sehr spärlichen Nachrichten über ihn nicht mehr ganz verständlich sind. Er war lyrischer Dichter, nach Quintilian's Urtheil (X, 1, 96) der einzige, den man etwa noch neben Horaz zur Lectüre empfehlen könnte; das zweite Buch seiner lyrischen Gedichte wird von Priscian angeführt (X. p. 897 P.). Daß der Cäsius Bassus, welcher eine Schrift über Metrik an den Nero richtete (*Rufin.* p. 2707), die von den Grammatikern mehrfach angeführt wird (*M. Victorin.* p. 1957. *Diomed.* III. p. 513. *Rufin.* p. 2713), und von Terentianus Maurus benutzt ist (*Lachmann.* praef. p. XVI, f.), derselbe sei, macht die Übereinstimmung des Namens und der Zeit wahr-

die Stadt Luna zeigt, bemühten sich mehre italienische Gelehrte zu zeigen, daß er dort geboren sei (*Passow* p. 87. Müller, Etrusk. I. S. 402. Den Namen Persius zeigen volaterranische Inschriften; eine (*Grut.* 700, 4. 920, 10) nennt einen A. A. PERSIVS. A. F. SEVERVS, der als achtjähriger Knabe gestorben sei; eine andere, in welcher A. PERSIVS SEVERVS eine VERGINIA SATVRNINA als seine Gattin nennt, verleitet Gori (Inscr. Etrur. II. p. 164) zu der höchst überflüssigen Vermuthung, es möge das wol ein Bruder des Dichters und seine Frau eine Tochter seines Lehrers, des Rhetors Verginius Flavus, sein.

4) Ebenfalls ein etruskischer Name. Müller, Etrusk. I. S. 426. 5) *G. J. de Martini,* Disp. lit. de L. Annaeo Cornuto philosopho stoico. (Lugd. Bat. 1825. 4.)

6) *Reines.* Inscr. p. 610. *Visconti,* Iconogr. gr. I. p. 287 sq. pl. XXXIII, 4.

scheinlich, da in jener Zeit eine Vereinigung grammatischer und poetischer Studien sehr gewöhnlich war. Eine Hindeutung darauf könnte man vielleicht auch in dem allerdings dunklen Ausdruck des Persius (VI, 3): **veterum primordia vocum** finden. Wie nahe sie sich standen, erhellt auch daraus, daß Cäsius Bassus nach dem Tode des Persius die Satyren desselben auf Veranlassung des Cornutus herausgab; er selbst soll später bei einem Ausbruch des Vesuv sein Leben verloren haben (Schol. VI, 1). So stand Persius durch eine sorgfältige Erziehung vorbereitet im lebendigsten und anregendsten Verkehr mit gebildeten, in literarischen Unternehmungen strebsamen Männern, die durch treffliche, freie Gesinnung nicht minder ausgezeichnet waren. In dieser Hinsicht, namentlich was die Belebung und Kräftigung einer freisinnigen, tüchtigen, echt römischen Gesinnung anlangt, war ohne Zweifel der Umgang mit Pätus Thrasea [7]), welchem Persius durch seine Frau, die jüngere Arria, nahe verwandt war, von großer Bedeutung. Dieser Mann, ein echter Anhänger der Stoa, der dem Cato von Utica in Wort und That nacheiferte, und durch unbeugsame Festigkeit sich den Haß Nero's zuzog, welcher ihn zum Tode verurtheilte, liebte den Persius, obwol er bedeutend jünger war, und zog ihn in seinen nähern Umgang, sodaß er ihn auch auf einer Reise begleitete. Vielleicht war das Gedicht *ὁδοιπορικά* in einem Buche, welches zu den Jugendarbeiten des Persius gehörte, eine Erinnerung an diese Reise, sowie ein anderer jugendlicher Versuch, ein kurzes Gedicht auf den heldenmüthigen Tod der berühmten älteren Arria, der Schwiegermutter des Pätus, unter dem Einfluß dieses Verkehrs entstanden war. Nicht minder einflußreich war der Umgang des M. Servilius Nonianus, den er mit kindlicher Liebe verehrte. Dieser, ein Mann der ehrenwerthesten Gesinnung, der das Consulat bekleidet hatte, und auch sonst von den Kaisern vielfach geehrt wurde, genoß den Ruf einer ausgezeichneten Beredsamkeit und war auch als Historiker nicht wenig geachtet [8]); es läßt sich daher ermessen, daß er auf den weit jüngern Persius bedeutend einwirkte. In seinem Hause lernte dieser auch den Plotius Macrinus kennen, an welchen er die zweite Satyre richtete, die uns seine edle und uneigennützige Gesinnung bezeugt, welche er, nach dem Zeugniß des Scholiasten (zu II, 1) auch dadurch bewährt haben soll, daß er ihm ein Grundstück um einen sehr billigen Preis verkaufte. Es ist daher sehr begreiflich, daß Persius, der unter Männern solcher Gesinnung herangewachsen und gereift war, auch in seinen poetischen Studien eine Richtung verfolgte, welche dieser Erziehung entsprach. Schon als Jüngling hatte er außer den schon erwähnten *ὁδοιπορικά*, einer damals beliebten Dichtungsart, und dem Gedicht auf Arria, eine Fabula praetexta [9]) geschrieben, welches von seinem ernsten, echt römischen Sinne zeugt, wozu er ohne Zweifel durch das Beispiel des Cornutus, der ja selbst Tragödien verfaßte, veranlaßt war, sowie auch Lucanus eine Medea unvollendet, wol eine Jugendarbeit, hinterließ (vit. Lucani). In späterer Zeit war er zunächst durch die Lectüre des Lucilius angeregt worden, Satyren zu schreiben, eine Dichtungsart, welche seiner strengen Gesinnung, beim Hinblick auf eine Gegenwart, die den Anfoderungen seines durch die stoische Philosophie zum Bewußtsein ausgebildeten sittlichen Gefühls so wenig entsprach, vor allem zusagte und von ihm nun mit Vorliebe ausgebildet wurde. Allein schon frühzeitig überraschte ihn der Tod; er starb im J. 815 a. u. c., 62 n. Chr. den 24. Nov., in einem Alter von 28 Jahren an einem Magenübel auf seinem Landgut an der Via Appia. Bis zuletzt bewies er dem Cornutus seine große Liebe, indem er ihm seine sämmtlichen Bücher und eine bedeutende Geldsumme vermachte, die letztere nahm aber dieser nicht an. Er war, so erzählt sein Biograph, sehr mäßig und keusch, von jungfräulicher Züchtigkeit und sanften Sitten, gegen seine Mutter und Schwester zeigte er ein musterhaftes Betragen; sodaß er, keine gewöhnliche Erscheinung jener Zeit, in jeder Hinsicht seiner Erziehung und den trefflichen Männern, die mit ihm verkehrten, entsprach. Auch seine äußere Erscheinung war ansprechend und schön. Man glaubte sein Portrait in einem Basrelief der Villa Albani zu erkennen [10]), weil es der Beschreibung des Cornutus von Schüchternheit und Bescheidenheit zu entsprechen scheint, und mit Epheu bekränzt ist; beides beweist aber nicht viel; dazu ist es das Bild eines wol schon älteren und bärtigen Mannes, das in späterer Zeit gearbeitet zu sein scheint. Die Sache ist also gänzlich ungewiß.

Cornutus rieth seiner Mutter, die früheren Jugendversuche zu vernichten, was auch geschehen zu sein scheint, mindestens ist keine Spur davon erhalten, und übergab dem Cäsius Bassus die Satyren zur Herausgabe, welcher einiges unvollendete wegschnitt, und die noch vorhandenen sechs in einem Buche vereinigt herausgab. Sie wurden sogleich eifrig gelesen und bewundert, wie die vita sagt, womit das Urtheil des Quintilian übereinstimmt (X, 1, 94: **Multum et verae gloriae quamvis uno libro Persius meruit**), welcher auch durch mehrfache Anführungen und Nachahmungen Persianischer Stellen ein genaueres Studium desselben beweist. Ganz ähnlich äußert sich Martialis (IV, 29, 7: **Saepius in libro memoratur Persius uno, Quam levis in tota Marsus Amazonide**). Und diese Vorliebe erhielt sich, wie zahlreiche Anführungen und Anspielungen beweisen, fortdauernd und ging auch auf die christlichen Schriftsteller über, Lactanz, Augustinus und besonders Hieronymus führen Verse des Persius häufig an, und sind voll von Wendungen und Ausdrücken, welche von Persius entlehnt sind und von der fleißigen Lectüre desselben zeugen. Daher hat die häufig erzählte Anekdote, deren Gewährsmann

7) *Suet.* Ner. 37. *Tac.* Ann. XVI, 21. *Plin.* epp. III, 16. *Dio Cass.* LXI, 15 das. d. Ausl. 8) *Tac.* Ann. II, 48. VI, 31. XIV, 19. dial. 23. *Quintil.* X, 1, 102 sq. *Plin.* epp. I, 13, 3. 9) Das Wort Vescio, welches dabei steht, ist ohne Zweifel corrupt und zeigte wol den Namen des Römers an, den sein Stück verherrlichte.

10) *Ursin.* imag. 103. *Bellori* imag. poet. 58. *Zoega*, Bass. II. v. 115. Vergl. Winckelmann's Werke. VI, 1. S. 255 fg.

ich aber nirgends angeführt finde, daß Hieronymus, erzürnt über die Dunkelheit des Persius, sein Buch mit den Worten ins Feuer geworfen habe: Wer nicht verstanden sein will, den soll man auch nicht lesen, wenig Wahrscheinlichkeit. Er gehört zu den das ganze Mittelalter hindurch viel und eifrig gelesenen Schriftstellern, wozu seine ernste Sittlichkeit, sein Eifer gegen sündliches, verkehrtes Treiben, weshalb man ihn, sowie den Juvenal ethicus (*Crenius*, Anim. hist. et phil. XIV. p. 1 sq.) und severus (*C. Barth.* adv. VI, 1) nannte, den Hauptgrund abgab, auch mochte der Reiz einer dunkeln, schwierigen Ausdrucksweise, die man schwerlich ganz faßte, hinzutreten. Diese große Schwierigkeit brachte frühzeitig das Bedürfniß einer Erklärung hervor, und Hieronymus (apol. adv. Rufin. I. t. IV, 1. p. 367) erwähnt bereits Commentare zum Persius. Auf uns ist eine Sammlung von Scholien gekommen, welche den Namen des Cornutus führt, welchen die gewöhnliche, obgleich vielfach bezweifelte, Annahme auf den Lehrer des Persius bezieht. Sowie es nun an und für sich wenig annehmbar erscheint, daß Cornutus die Satyren des Persius commentirt habe, so zeigt eine aufmerksame Betrachtung der vorliegenden Scholiensammlung, daß sie ein allmälig von verschiedenen Seiten her zusammengetragenes Conglomerat von Erklärungen ist, die durchgehends und wesentlich als das Product mittelalterlicher Gelehrsamkeit erscheinen, und sowie sie sich in verschiedener Fassung und in verschiedenen Handschriften finden, ein Resultat der Bestrebungen für die Erklärung des Persius im Mittelalter sind. Und diesen Charakter trägt auch der Theil dieser Scholien, welcher als der allgemeingültige Kern dieser Erklärungen anzusehen ist, sodaß man nicht etwa einen nur im Mittelalter interpolirten Commentar des alten Stoikers Cornutus annehmen darf [11]), sondern das Ganze ist sowol seiner Form und Fassung, als dem Gehalt und der Weise der Erklärungen, dem Maße der Gelehrsamkeit, der Kenntniß alter Schriftsteller nach, entschieden ein Werk des Mittelalters. Die sehr wenigen, aber leicht erkennbaren Spuren wirklich antiker Tradition, welche sich in einzelnen Notizen vorfinden, sind zu wenig umfangreich, als daß an sie sich die Erhaltung des Namens Cornutus für eine Arbeit ganz anderer Art und Weise hätte knüpfen können, in der sie sich unscheinbar und unbeachtet verlieren. Nun wird man aber geneigt sein, jede Beziehung auf den Stoiker Cornutus fallen zu lassen, wenn es sich ergibt, daß in späterer Zeit ein Mann dieses Namens einen Commentar zu den Satyren des Juvenalis [12]) schrieb, welcher ganz in der Weise der Scholien zum Persius, den Dichter erklärt, dessen mittelalterlicher Ursprung nicht zu verkennen ist, und das um so weniger, wenn man ihn mit den im cod. Budensis oder Sangallensis überlieferten Scholien vergleicht, welche die Tradition alter Grammatiker wirklich erhalten haben. Daß dieser Cornutus, welcher sich seinen Namen mit Beziehung auf den berühmten Grammatiker gegeben haben mag, wie ähnliches sich ja öfter findet, als Erklärer in besonderem Ansehen stand, geht daraus hervor, daß in andern handschriftlichen Commentaren zum Persius [13]) und Juvenalis [14]) seiner häufige Erwähnung geschieht, und seine Erklärungen eine Hauptquelle für die im Mittelalter zusammengetragenen Glossarien geworden sind. Jene wenigen Notizen antiker Überlieferung sind wol mit Wahrscheinlichkeit dem Valerius Probus zuzuschreiben, aus dessen Commentar die vita entlehnt ist, da sie sich den in jener enthaltenen Nachrichten durchaus anschließen [15]). Die unter dem Namen der glossae Pithoeanae bekannten Scholien sind Excerpte, welche J. Scaliger aus den, wie es in den älteren Handschriften häufig der Fall ist, an den Rand geschriebenen Scholien des Cornutus gemacht hat [16]).

In neueren Zeiten ist das Urtheil über den Charakter und Werth der Satyren des Persius sehr verschieden ausgefallen [17]). Was der Verfasser der vita berichtet: Et raro et tarde scripsit, findet bei näherer Betrachtung der Satyren vollkommene Bestätigung. Das poetische Talent des Persius kann nicht hoch angeschlagen werden, es ist wenig schöpferische Kraft bei ihm zu spüren, und Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung fehlt ihm durchaus. Dagegen ist ein sittlicher Ernst, ein tiefes Gefühl für das Gute, sowie ein heftiger Ingrimm gegen das Schlechte, welche durch den Einfluß der stoischen Philosophie eine gewisse Herbigkeit und Schroffheit bekommen haben, durchweg ausgesprochen, und diese haben gewiß wesentlich beigetragen, das Urtheil über Persius günstig zu stimmen, indem man darüber die poetischen Mängel übersah. Für die gesammte Beurtheilung des Persius ist es wichtig, ins Auge zu fassen, daß er so früh gestorben ist und durchaus den Standpunkt der Schule nicht verlassen hat. Es ist das eigenthümliche Wesen der römischen Satyre, daß sie auf das wirkliche Leben sich unmittelbar beziehe, das subjective Verhältniß des Individuums zu demselben, aus welchem sie hervorgeht, ausspreche. Allein vom Persius muß man sagen, daß er das Leben nicht selbständig erkannt und überwunden habe, sondern es nur kannte, wie es ihn die Schule kennen lehrte. Daher denn seine Satyre nicht aus einem innern, nothwendigen Drange entstand, sondern zunächst durch den äußerlichen Impuls der Lectüre des Lucilius und Horaz hervorgerufen wurde. Daß dies der Fall sei, und daß er den Lucilius vielfach nachgeahmt habe, wird in der vita und den Scholien mehrfach bemerkt. Wir sind nicht mehr im Stande, im Einzelnen nachzuweisen, wie weit und in welcher Weise die Satyren des Lucilius ih-

11) *Martini* l. c. Creuzer, Wiener Jahrb. LXIX. S. 105 fg. 12) Handschriftlich in Florenz. *Montfaucon*, Bibl. Ms. T. I. p. 338 A.

13) Handschriftlich in Florenz. *Bandini* cat. II. p. 256. 14) Handschriftlich in Bern. *Sinner* cat. I. p. 502 sq. 15) Die Untersuchungen, deren Resultate hier in der Kürze mitgetheilt werden, sind in den prolegomenis meiner Ausgabe des Persius geführt. 16) *Scaliger* opp. p. 515. De re num. p. 83. Scaligerana p. 184. 17) s. das sehr ungünstige Urtheil der beiden Scaliger, *J. C. Scal.* hypercrit. p. 838. Ars poet. III, 97. VI, 6. Scaligerana p. 45. 184. prima Scal. p. 125. Dagegen *Passow* p. 88 sq. Vergl. Bernhardy, Röm. Litgesch. S. 247 fg. Bähr, Röm. Litgesch. §. 113.

ren Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Desto auffallender ist uns die Abhängigkeit vom Horaz, welche um so entschiedener hervortritt, da Persius fast stets, wo er ihn vor Augen hat, ihn zu überbieten und die Kraft eines entlehnten Ausdrucks noch zu steigern sucht, wodurch denn die Absichtlichkeit ganz unzweifelhaft wird. Ebenso deutlich zeigt sich darin, wie überhaupt in seiner Ausdrucksweise, der Mangel an innerer Klarheit und Harmonie sowol der Gedanken als in der Form, indem ein beständiges Ringen und Kämpfen, um den Gedanken möglichst prägnant, möglichst scharf, verschiedene Nuancirungen erschöpfend darzustellen, ihn zu überkühnen Bildern, harten und eckigen Ausdrücken, und einer schroffen, ungefügen Composition geführt hat. Dagegen läßt sich hinwiederum oft eine eigenthümliche Kraft und Lebendigkeit, die mitunter von überraschender Wirkung ist, nicht verkennen. Wenn Persius selbst erklärt, daß er dem Beispiele des Lucilius, Horaz und der alten Komödie folge, so gilt dies, und auch nur in beschränkter Weise, nur von der ersten Satyre, durchaus nicht von den übrigen. Denn während jene Männer ihre Darstellungen aus dem vollen, frischen Leben der Gegenwart griffen, das in ihrem eigenen Herzblut pulsirte, das sie durchschauten in seinen Vorzügen und Mängeln, das sie beherrschten, sowie sie ihm ganz angehörten, so behandelt Persius in den fünf letzten Satyren nur in abstracter Weise bestimmte Lehrsätze der Stoa, und das Leben, auf das er sie anwendet, ist nicht das wirkliche, in dem er selbst schafft, das er geistig durchdrungen hat, sondern das, welches er durch die praktischen Beispiele seiner Schule hat kennen gelernt. Was seinen Satyren aber eine unleugbare Lebendigkeit und Wahrheit gibt, ist ein Talent der Darstellung, welches man das mimische nennen kann, das sich besonders in der Gabe zeigt, das tägliche Leben und Treiben der Menschen in seinen äußerlichen Erscheinungen mit scharfem Blick zu beobachten und in seinen charakteristischen Zügen aufzufassen und darzustellen. Dies ist offenbar die Stärke des Persius; er führt die einzelnen Züge der Beispiele, an welchen er seine Lehrsätze behandelt, mit scharfer, wenn freilich mitunter fast carrikirter Charakteristik bis zur sinnlichen Anschaulichkeit kleiner Genrebilder aus; man vergl. die Amme (II, 31 sq.), den Centurionen (III, 77 sq.), den Geizigen (IV, 27 sq.), den Bestius (VI, 37 sq.) u. a. m. Nicht unwichtig ist hierfür die Notiz des Johannes Lydus (de magistr. I, 41), daß Persius den Sophron [18]) nachgeahmt habe. Den eben in den Mimen, sowol den dramatischen, als den in mannichfachen Modificirungen zum Zweck des bloßen Vortrags ausgebildeten, war diese Nachbildung des täglichen Lebens, und zwar meist in den niedern Kreisen bis in die geringsten Einzelnheiten, in Gewohnheiten, Gebärden und Sprache die Hauptsache. Persius bedient sich zu diesem Zweck besonders einer außerordentlich freien Handhabung der dialogischen Darstellungsweise, welche sowol den Mimen als der römischen Satyre eigen war. Sowol die Personen, welche er beschreibt, als die, welche er sich als jedes Mal gegenwärtig denkt, läßt er ohne Weiteres selbst reden, und ebenso rasch läßt er den Dialog wieder fallen, was ihn häufig dunkel macht. Ebenfalls sind seine Beispiele, die Figuren, welche er auftreten läßt, die Scenen, welche er schildert, großentheils dem gemeinen Leben entnommen, und diesem entsprechend die Ausdrucksweise. Bilder und Vergleichungen sind meistens aus den dem Volke geläufigen Ideen und Begriffen entnommen, häufig vom Handwerk, und der Gebrauch von Sprüchwörtern, derben Obscönitäten steht ebenfalls damit in Verbindung; viele auffallende Redensarten und Ausdrucksweisen scheinen, wenn auch modificirt, dem Munde des Volks entnommen zu sein. Es ist begreiflich, daß dieses die Satyren des Persius bei den Römern beliebt machen mußte, für welche vieles auf diese Weise einen eigenthümlichen Reiz haben mußte, was uns jetzt fremd und unverständlich oder gleichgültig ist. Wenn wir darin einen eigenthümlichen Vorzug des Persius erkennen, so ist doch nicht zu verhehlen, wie weit diese Genremalerei, diese so zu sagen abstracte Menschen- und Lebenskenntniß zurücksteht hinter der großartigen Auffassung der Komiker, und der feinen, das Leben wahrhaft durchdringenden und beherrschenden Weltkenntniß des Horaz, dessen gewiegte, reife Erfahrung, klare und abgeschlossene Gemessenheit und vollendete Darstellung scharf absticht gegen den heftigen und schroffen Eifer des unerfahrenen Jünglings, der vergeblich nach dem Ausdruck der in ihm gährenden, durch das Leben noch nicht geläuterten Ideen ringt. So ist es erklärbar, daß diese Satyren in die unmittelbare Gegenwart so gut wie gar nicht eingreifen, denn die wenigen gelegentlichen Anspielungen (wie II, 72. V, 9. 90. VI, 47) sind von keinem Belang. In weit höherm Grade ist dies in der ersten Satyre der Fall, denn indem er die verkehrte Richtung des Geschmacks in der Poesie bei dem dichtenden wie hörenden Publicum scharf angreift, behandelt er eine Frage, welche im Leben der Gegenwart ihn als Dichter allerdings zunächst berühren mußte. Wie wenig es ihm dabei an Kühnheit fehlte, geht daraus hervor, daß er sich nicht scheute, den Nero als den Hauptrepräsentanten einer Classe von Dichtern hinzustellen, welche zum Theil Dilettanten, ohne innern Beruf, ohne wahre Empfindung um eines nichtigen Ruhmes willen dichteten, und daher in die eitle Ostentation einer fertigen Technik das wahre Wesen der Dichtkunst setzten, wobei glatte und zierlich gebaute Verse, pomphafte bombastische Redeweise, Weichlichkeit und Üppigkeit der Empfindung wie des Ausdrucks als das Höchste gelten. Indem Persius diese Richtung angriff, mußte er selbst ohne ausdrückliche Nennung den Nero [19]) treffen, aber er wählte nicht nur Verse des Nero als Beispiel, sondern gebrauchte auch den Ausdruck: **Auriculas asini Mida rex habet**, welchen man als eine ausdrückliche Beleidigung des Nero anzusehen fast gezwungen war, weshalb

18) Müller, Dor. II. S. 360 fg. Bekanntlich soll auch Platon den Sophron studirt, und ihm für die Kunst des Dialogs manches verdankt haben. *Hullemann*, Dur. Sam. fragm. p. 134 sq.

19) Vergl. *Wernsdorf*, Poet. Lat. min. T. IV. p. 586. *Passow* p. 330 sq. *Weichert*, de Augusto. p. 107 sq.

er ihn auf Anrathen des Cornutus, wie der Biograph erzählt, so änderte: Auriculas asini quis non habet? Wie wahr die Schilderung des Persius sei, wie entsprechend dem Zustande der Literatur, erhellt, wenn man den 114. Brief des Seneca vergleicht, in welchem derselbe Gegenstand besprochen wird; wie es denn überhaupt interessant und lehrreich ist, diese beiden Schriftsteller zu vergleichen, welche derselben Zeit und Schule angehörig, obgleich verschiedenartige Individualitäten vielfach dieselben Dinge berühren, und bei mancher scheinbaren Übereinstimmung die Grundverschiedenheiten ihrer Organisation nur um so deutlicher zeigen; wie denn der Biograph erzählt, daß Persius den Seneca habe kennen gelernt, ohne Behagen an ihm zu finden [20]). Jener Brief ist auch deshalb besonders interessant, weil er zeigt, wie auch Persius unter dem Einfluß seiner Zeit und mit seiner Darstellungsweise keineswegs so isolirt gestanden habe, als es uns scheinen möchte. Denn Seneca tadelt dort auch den entgegengesetzten Fehler einer harten und abgerissenen Composition, schroffer Übergänge, allzukühner Bilder und Übertragungen, dunkler und unklarer Ausdrucksweise als weitverbreitet und beliebt, zum Theil in einer Weise, daß man auf der Stelle an Persius erinnert wird. Und so wird der sonst befremdliche Beifall der Zeitgenossen auch hierdurch erklärlich.

Es gibt von wenig Schriftstellern so zahlreiche Handschriften als vom Persius, fast jede Bibliothek hat deren; es ist nachzuweisen, daß sie alle im Wesentlichen aus einer Quelle stammen, und den Text, wie auch zahlreiche Anführungen bei Schriftstellern beweisen, ziemlich rein überliefert haben; wozu die große Schwierigkeit des Dichters beitragen mochte. Auch der Ausgaben gibt es zahllose, 30 aus dem 15. Jahrh. sind verzeichnet bei Hauthal, *A. Persii Flacci* sat. I. (Leipz. 1833.) p. XX sq. Die editio princeps ist in Rom gegen 1470 von Udalr. Gallus gedruckt. Anzuführen sind etwa folgende Herausgeber, die um Kritik und Erklärung sich verdient gemacht haben: B. Fontius (Vened. 1481); Jo. Britannicus (Brix. 1486); Jo. Murmellius (Cöln 1522); Ant. Nebrissensis (1523); A. Foquelinus (Par. 1555); El. Vinetus (Pictav. 1560); P. Pithöus (Par. 1585); Lubinus (Amst. 1595); Th. Marcilius (Par. 1600); Is. Casaubonus (Par. 1605, wiederholt von Dübner Leipz. 1833); Schievel (Lugd. Bat. 1648); Sinner (Bern 1765); König (Gött. 1803); Passow (Leipz. 1809); Achaintre (Par. 1812); Weber (Leipz. 1826); Plum (Kopenh. 1827); Hauthal (Leipz. 1837).

Übersetzungen: Drogheim (Rostock 1725); Heyden (Leipzig 1738); Fülleborn (Züllichau 1794); Schindler (Leipzig 1803); Nasser (Kiel 1807); Passow (Leipzig 1809); Wagner (Lüneb. 1811); Donner (Stuttg. 1822); Otto (Leipz. 1828); Weber (Bonn 1834); Hauthal (Leipz. 1837).

Unter den Ausgaben des Cornutus sind die wichtigsten Venedig 1499, ed. *El. Vinetus* Pict. 1650, Paris 1613. (*Otto Jahn.*)

20) Vergl. über Seneca Gerlach, Histor. Studien. S. 271 fg.

PERSO, Farbe zwischen Roth und Schwarz. Die Abstammung scheint von perso, verloren, zu sein. Wie nämlich das schönste Colorit (s. den Art.) im Allgemeinen durch eine gewisse Indifferenz der drei Grundfarben (Roth, Gelb, Blau) gewonnen wird, so stellt die reinste Indifferenz und gleichgültigste Mischung dieser drei Farben das Perso dar, in welchem somit alle drei Farben gleichmäßig verhüllt, verloren genannt werden können. Das Perso ist die Farbe, welche in der Malerei das Körperliche am vollkommensten vergegenwärtigt, und kann deshalb als die Hieroglyphe der Materie angesehen werden. Es findet seine Anwendung in allen möglichen landschaftlichen Gegenständen, wie in der Carnation. Ihm gegenüber steht das Grau, welches nicht minder aus einer ganz gleichmäßigen Mischung der drei Farben entsteht. Das Grau ist die Farbe an sich, abgesehen von Licht und Materie; in der Natur ist Grau so wenig zu finden, als Schwarz und Weiß; ein beleuchteter grauer Körper stellt das Perso mit seinen Nüancen am reinsten dar. Wir sehen an einer vollkommen grauen Kugel den dunkelen Schatten schwarzroth, die nächsten Partien blau oder violett, und die höchsten Lichter gelb, und an der Grenze der Schattenhälfte treten mannichfache Reflexe hervor. Wir können deshalb das Perso als ein lebendiges Grau, und das Grau als ein todtes Perso ansehen. Die natürliche Bedeutung beider Farben würde für das Mineralreich eine ähnliche sein, wie die des Roth und Grün für das Thier- und Pflanzenreich.

Das Perso kann im Allgemeinen weniger auf solchen Flächen erscheinen, die ein starkes Tageslicht erhalten, als auf solchen, die durch örtliche, oder das ganze Sujet beherrschende Bedingungen, ein entweder gedämpftes (düsteres) oder ein bleiches Licht behalten. Das Erstere geschieht, wenn das hohe Licht durch Intervention dunkeler Körper in größerem Umfange gebrochen und hierbei vorherrschend geröthet wird; das letztere bei Mangel des Tageslichtes: zu der Zeit, wenn die Sonnenscheibe den Horizont berührt, bei Mondschein, Wetterleuchten, Kerzenlicht. Wir finden hier die sonderbare (immer stattfindende) Übereinstimmung zwischen Erscheinung und Bedeutung, indem, nach Obigem, die Zustände bei welchen das Perso gesehen wird, unter die Kategorie des Romantischen gehören, und das Perso für sich einen ähnlichen Eindruck macht, was wir täglich an Kleidfarben zu sehen Veranlassung haben.

Wo das Perso herrschend ist, werden blaßgelbe oder rothe Lichter verlangt, weiße oder orange Lichter sind nicht zu ertragen. Ganz anders verhält sich aber die Sache, wenn die Farben benachbarter Gegenstände sich berühren. Hier duldet das Perso weder gelb noch roth neben sich, sondern als Lichter nur orange und weiß. Doch mangelt hier eine gehörige Begründung, und die Verhältnisse stehen unter den Gesetzen einer sehr subjectiven Ästhetik. Wir können das Perso als Verhüllung einer orangefarbenen Carnation nicht dulden, sondern verlangen einen weißen Teint; aber duftig schwarzrothe Baumgruppen sind auf einem weißen Hintergrunde oder weißer Luft unmöglich, während sie auf orange höchst

anmuthig hervortreten. Wo das Perso von wenig beleuchteten Flächen gedrängt wird, sind Grün und Blau die entsprechenden Farben, während perspectivische Trennung das Grün ausschließt und nur das Blau gestattet. Wir sehen hier wieder die große Analogie mit Grau, welches an weißer Carnation lieblich, an gelbrother unziemlich; auf Landschaften neben weißen Lichtern unerträglich, bei orange angenehm sich verhält. Mit Halbschatten dasselbe Verhältniß: neben Blau schön, neben Grün grell; die Verschmelzung ist mit beiden Farben gestattet.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß das Perso in der Landschaftsmalerei durchaus keine örtliche Anwendung erfahren kann, sondern, wo es erscheinen soll, die Stelle eines Grundtones einnehmen muß. Steht es abgesondert, örtlich, so wird es unangenehm, oder im günstigsten Falle übersehen.

Bei den ältern Meistern scheint diese Farbe eine untergeordnete zu sein, wir finden an ihrer Stelle Blau oder Braun vorherrschend. Die Sachverständigen haben sich wenigstens noch nicht dahin ausgesprochen, daß dieses Braun erst ein Product der Nachdunkelung, ursprünglich aber ein Perso gewesen sein möge. Neuerlich dagegen hat mit der mehr romantischen Richtung der Kunst auch das Perso einen Vorrang gewonnen. Wir führen namentlich drei Bilder an: den Sklavenmarkt von Biard in Paris; Sängers Abendlied von Hurol in Düsseldorf; und den Sonnenregen von Scheins in Düsseldorf; vieler anderer nicht zu gedenken.

Wir finden das Perso in allen Naturreichen sehr verbreitet. Am Gefieder vieler Vögel: des Haushahns, Nußhähers, Stieglitzes, Seidenschwanzes, Kernbeißers, mehrer Paradiesvögel; in der Behaarung der meisten Affenarten; auf den Flügeldecken vieler Prachtkäfer (buprestis), Schmetterlinge, wie des Trauermantels; auf Schmetterlingslarven, in Blumen, als Ranunculaceen, Caryophyllaten, Aroideen ꝛc., in der Herbstfarbe vieler Blätter, im Mineralreiche, vorzüglich in Eisenverbindungen.

Auf manchen Körpern scheint die Farbe bei auffallendem Lichte leicht grün und bei durchfallendem erst blutroth.

Auf Landschaften ist die Farbe besonders wahrzunehmen auf der Winterseite der Felsen, auf Wäldern im Mittelgrunde, bei durchfallendem Lichte ganz vorzüglich, auf Abendschatten bei sehr rothem Sonnenuntergange; im Mondschein. Sie erscheint als complementäre Farbe subjectiv auf beleuchteten Baumstämmen, und nackten Erdpartien mitten im Grünen, z. B. Maulwurfshaufen; bei braunen Thieren, die im beleuchteten Grünen (Wiesen) vor oder in dem Lichte gehen (im letzteren Falle helle Nüance, wie mit Weiß gemischt), Hasen, Rehe ꝛc.

Wir sehen, daß das Perso auch in der Lichthälfte auftreten kann, seine ästhetische Bedeutung erhält es aber nur auf der Schattenseite; auch die Romantik blüht im Schatten.

Was die Technik betrifft, so ist die Farbe nur in der Glasmalerei, in Öl und Aquarell gebührend zu erreichen, während die sogenannten Deckfarben auf keine Weise die tiefe Reinheit, welche dieser Farbe eigenthümlich ist, darstellen können; auch in Pastell läßt sich ein gewisser roher, blendender Ton nicht vermeiden, der durch sein sammetartiges Zwielicht die Ruhe des Gemäldes stört.

In Arabesken und anderen Decorationsmalereien ist ein beschränkter Gebrauch der Farbe sehr vortheilhaft, besonders wenn sie in Kobaltblau oder Mohnblattgrün übergeht; andere Verbindungen sind wunderbarer Weise bei den gehalt- und bedeutungslosen Gestalten nie gefällig.

Die Farbe hat besondere Neigung, wie noch einige Farben, den tingirten Flächen ein sammetartiges Ansehen zu geben. Man weiß noch nicht, worin diese Eigenthümlichkeit liegt; in der zufälligen mechanischen Beschaffenheit der angewandten Farbkörper ist sie wenigstens nicht zu suchen.

Wir haben die Farbe das Symbol der Materie genannt; Misbrauch derselben bringt große Schwerfälligkeit in die Erscheinung.

Das Perso ist die eigentliche Naturfarbe, und ist deshalb unbewußt wie mit Bewußtsein von den Malern gesucht worden. Es ist nicht, wie z. B. das Blau und Grün, auf gewisse Breitengrade oder Jahreszeiten eingeschränkt, sondern findet sich in allen Zonen und allen Monaten, während die begleitenden Farben die individuelle Bestimmung des Colorits herbeiführen.

Es kann das Perso nicht als eine immer ganz gleiche bestimmte Farbe gedacht werden, sondern es zeigt bald einen geringen Stich ins Grüne, bald ins Braune, bald ins Blaue (Letzteres z. B. im Muskelfleische alter männlicher Thiere).

Die künstliche Darstellung der Farbe kann begreiflicher Weise nicht durch Mischung gleicher Maße der drei Hauptfarben geschehen (man würde hier Grau erhalten), sondern in Berücksichtigung der materiellen, also an sich dunkelen Farbe, muß die Quantität der mittelhellen Farbe (des Roth) vorherrschen, die der lichten und dunkelen aber zurücktreten. Hierzu kommt, daß die Eigenschaften der gebräuchlichen Farbstoffe, von welchen dem Roth geringere Kräftigkeit im Tingiren eigen ist, dem Gelb aber und namentlich dem Blau eine größere, eine Abweichung von den theoretisch begründeten Verhältnissen nöthig machen.

Im Aquarell hängt viel von der Manier, von der dem Künstler gefälligen Intensität der Farbe und anderen Gebräuchen ab, als daß ein bestimmtes Verhältniß zu geben stände. Auch im Öl ist der Willkür mehr überlassen. In Glasflüssen wird die Farbe durch Goldpurpur, Kupferoxydul oder Mangan erhalten (s. d. Art. Glasmalerei). In den Lackfarben (s. d. Art.) wird die Farbe durch Fällung z. B. des Krappfarbstoffes mit Metallsalzen (z. B. Zinnsolution) und vorsichtige Zufügung von Alkalien, weil leicht die Farbe hochroth wird, erreicht.

Perso ist nicht zu verwechseln mit Persico Pfirschenblüthfarben, und Persio, einer einen rothen Farbstoff gebenden Flechte (lichen tartareus). (Dr. *G. O. Piper.*)

Persönliches Recht, Persönlichkeit, s. Persona.

PERSOLATA, PERSOLUTA, bei Plinius (Hist. nat. XXI, 108. XXV, 66. XXVI, 12, 60, 74, 84) muß Personata heißen: es ist dies die gemeine Klette

(Arctium Lappa *L.*), welche auch von Matthioli und Dalechamps Personata genannt wird. (*A. Sprengel.*)

PERSON, Grafschaft des nordamerikanischen Staates Nord-Carolina. Sie grenzt im Norden an Virginia, im Osten an Granville, im Süden an Orange, im Westen an Caswell, und enthält die Quellen der Neuse, welche südöstlich laufend den Dan und Roanoke aufnimmt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSON und PERSONA. Persona bedeutete bei den Lateinern zunächst die Larve oder Maske, welche der Schauspieler trug, ihm Kopf und Mund bedeckte; da die alten Schauspieler, abgesehen von andern Vortheilen der Larve, auch den Nutzen von der Maske zogen, daß sie durch ihre Beschaffenheit geeignet war, die Stimme zu verstärken, so haben Manche, wie Bassus bei Gellius (V, 7), die Ansicht aufgestellt, daß persona von personare stamme, eine Ansicht, die trotz der Quantitätsverschiedenheit, indem das o in personare kurz, in persona lang ist, doch richtig sein kann, wie ähnliche Quantitätsverschiedenheiten bei anderen etymologisch doch zusammenhängenden Wörtern im Lateinischen vorkommen. Da nun die Larve sich nach dem darzustellenden Charakter richtete, so bezeichnete Persona auch die Rolle, den Charakter zunächst des Schauspielers, dann übertragen auf alle Lebensverhältnisse, und ist so allmälig Bezeichnung für das eigentliche Wesen und Charakteristische jeder menschlichen Individualität geworden. Streng genommen haben nur Menschen eine persona. Jedoch vermöge einer juristischen oder grammatisch-rhetorischen Fiction legt man auch den Dingen, den sinnlichen wie den abstracten, eine Person bei; die grammatisch-rhetorische, welche der Rede größere Lebendigkeit gibt, nennt man Personification oder Prosopopoeia. Wir lassen nun drei Specialartikel folgen, in denen von theologischer, juristischer und grammatischer Person gehandelt wird. (*H.*)

I) Im theologisch-dogmatischen Sinne.

Dieser Begriff ist zunächst von rein menschlichen Verhältnissen entlehnt. Man bezeichnet nämlich mit dem Worte Person den Menschen, sofern er als ein geistiges, und folglich selbstbewußtes und freies Wesen die Zwecke seiner Thätigkeit sich selbst zu setzen ebenso wol befähigt als berechtigt ist. Der Mensch als persönliches Wesen steht als Gegensatz einerseits, dem Dinge (der Sache) gegenüber, d. h. Allem, das nur eine unbewußte Existenz hat, und das ebendeshalb nur als Mittel für bewußte Wesen sich eignet; andererseits hat er seinen Gegensatz an der thierischen Natur, indem sie von den Dingen zwar schon einen Gebrauch, aber noch keinen vernünftig-freien Gebrauch zu machen weiß, indem ihr Leben sich zwar schon innerhalb der Grenzen des Bewußtseins bewegt, aber die Stufe des Selbstbewußtseins noch nicht erreicht. Erst der Mensch hat nicht blos eine bewußte, sondern zugleich eine selbstbewußte Existenz, er ist im Stande, sich ebenso wol von sich selber, als auch von der ihn umgebenden Welt zu unterscheiden, sich als denkendes Wesen zu erkennen und zugleich Alles, sich selbst nicht ausgenommen, zum Object seines Gedankens und seiner Thätigkeit zu machen, kurz Alles in eine bestimmte Beziehung auf sich selbst zu denken und zu setzen. Diese vernünftig freie, vollkommen selbstbewußte Natur des menschlichen Geistes bedingt in ihm die Fähigkeit, sich die Zwecke seiner Thätigkeit auf eine selbständige und von äußerm Zwang unabhängige Weise zu setzen, und verleiht dem Menschen den Charakter eines persönlichen Wesens. Da nun aber die Entwickelung der einzelnen menschlichen Persönlichkeit an die Entwickelung der ganzen Menschheit sich knüpft, da sie die Zwecke ihrer Thätigkeit nicht in einer völlig isolirten Sphäre, sondern nur mit und unter Menschen, d. h. in Gemeinschaft mit unzähligen andern Wesen von gleicher Natur und Beschaffenheit, zu verfolgen und zu erreichen im Stande ist, so ergeben sich für den Begriff der Person noch zwei gleich nothwendige und wesentliche Merkmale, das Merkmal des Rechts und der Pflicht. Es könnte einerseits der Fall eintreten, daß Andere uns ihre Zwecke aufdrängen, und die Richtung unserer Thätigkeit von unserer eigenen freien Selbstbestimmung nicht mehr abhängig bleiben ließen, aber es wäre auch noch der andere Fall möglich, daß wir selbst Andere an der freien Selbstbestimmung hinderten und es ihnen unmöglich machten, sich ihre Zwecke selbständig zu setzen und zu verfolgen. Sowol das Eine als das Andere würde im Widerspruche stehen mit der persönlichen Natur des Menschen. Denn hat der Mensch die Fähigkeit sich selbst seine Zwecke auf freie Weise zu setzen, so darf er auch von Andern fodern, daß sie diese Fähigkeit anerkennen, und seine Mitmenschen haben die Verbindlichkeit, ihm freien Spielraum für seine Thätigkeit zu lassen, wenn er sich Zwecke setzt und verfolgt, welche in den Bedürfnissen seiner Natur wesentlich begründet sind; andererseits ist er selbst auch schuldig und verbunden, diese vernünftig freie Natur auch in seinen Mitmenschen anzuerkennen, und ihnen bei der Verfolgung der Zwecke, welche die Erreichung der dem Menschen von Gott gewordenen Bestimmung nothwendig macht, in keiner Weise hindernd in den Weg zu treten. In dem Begriffe der Person sind demnach die Begriffe von Recht und Pflicht wesentliche Bestandtheile, und statt der oben gegebenen Erklärung ließe sich deshalb der Begriff der Person auch so bestimmen, daß man darunter den Menschen versteht, in sofern an seine geistige Natur sich ebenso wol bestimmte Rechte als bestimmte Pflichten knüpfen. Die dem Gebiete der Philosophie und Jurisprudenz zugehörigen Wissenschaften, welche die aus der geistigen Natur des Menschen fließenden Rechte und Pflichten zum Inhalt haben, sind einerseits die philosophische Rechtslehre (Philosophie des Rechts) und das Personenrecht, andererseits die philosophische Moral (Moralphilosophie). Von diesen Wissenschaften entwickelt die erste das System aller auf die ursprüngliche Natur des Menschen selbst sich basirenden Rechte, und zwar ganz abgesehen von den besonderen Verhältnissen, in welchen das Individuum als Glied einer bestimmten Familie, eines bestimmten Staates und einer bestimmten Kirchengemeinschaft sich befindet; die an-

dere entwickelt die Rechte des Individuums, soweit diese durch die Verhältnisse des häuslichen und öffentlichen Lebens eine besondere Gestaltung gewinnen; die dritte endlich ist die systematische Darstellung der Pflichten, welche sich aus dem Begriff eines persönlichen Wesens für dasselbe ergeben.

Auf einem andern, dem dogmatischen Gebiete begegnen wir dem Begriff „Person," wenn man von einem persönlichen Gotte redet. Hier finden wir den Ausdruck, der zunächst blos von menschlichen Verhältnissen abstrahirt ist, auf ein über der Sphäre der Menschheit liegendes Gebiet verpflanzt. Diese Übertragung des ursprünglich juridischen Begriffes geschieht indessen nicht, ohne daß man einzelne Merkmale fallen läßt, indem das Wort in der eben entwickelten Bedeutung keine Anwendung auf Gott zulassen würde. Hierauf deutet schon der Sprachgebrauch hin, indem man wol von einem persönlichen Gott, aber nicht von einer Persönlichkeit Gottes redet. Die Erkenntniß Gottes nämlich, soweit der Mensch ihrer fähig ist, hat einen symbolischen Charakter; er kann von Gott nicht reden, ohne in Ausdrücken, die zunächst blos von menschlichen Verhältnissen entnommen sind, die folglich auf Gott angewendet wol in einigen, aber nicht in allen Beziehungen ihre Geltung haben können, und wenn er solche Ausdrücke auf Gott überträgt, so muß ihn dabei das Bewußtsein begleiten, daß alle Bezeichnung des göttlichen Wesens durch Rede und Schrift immer nur ein unvollkommener Ausdruck desselben sind. Deßhalb läßt sich auch der juridische Begriff der Person nicht in allen Beziehungen auf Gott übertragen. Wollte man sich Gott ganz so denken, wie eine menschliche Person, die tausend andere Personen von ganz gleicher Natur sich selbst gegenüber weiß, und die gegen alle diese, wie ihre Rechte, so auch ihre Pflichten hat, so würde Gott aufhören der absolute Geist zu sein und unsere Gotteserkenntniß würde den Charakter des reinen Monotheismus verlieren. Dennoch sind wir berechtigt von einem persönlichen Gott zu reden, sobald man aus dem Begriffe die juridischen Merkmale von Recht und Pflicht, als Gottes nicht würdig, ausscheidet, und nur das erste und ursprünglichste Merkmal „vollkommenen Selbstbewußtseins und freier Selbstbestimmung" festhält. Ja die Übertragung des zunächst nur von menschlichen Verhältnissen abstrahirten Begriffs mit der angegebenen Restriction ist nicht nur gestattet, sondern sie bezeichnet zugleich das Eigenthümliche des christlichen Gottesglaubens auf's Kürzeste und Schlagendste. Das Christenthum ist nämlich auf dem Gebiete des Gottesglaubens entschiedener Theismus; es stellt Gott trotz seines immanenten Verhältnisses zur Welt, doch als unendlich über der Welt stehend und von ihr völlig verschieden dar, und, wie bestimmt sie es auch ausspricht, daß wir „in ihm leben und weben und sind" Apgsch. 17, 28, so gestattet sie es doch keineswegs, Gott und Welt zu identificiren, vielmehr legt sie Gott ein vollkommenes Bewußtsein seiner selbst wie seines Unterschiedes von der Welt bei, und zugleich eine vollkommen freie Selbstbestimmung bei jeder That. Der biblische Theismus steht daher in ebenso scharfem Widerspruche gegen den Atheismus, der die Realität des Göttlichen überhaupt leugnet und nichts als die Welt stehen läßt, als mit dem den Unterschied Gottes und der Welt leugnenden Pantheismus, mag er nun Gott in der Welt untergehen lassen, sodaß sein Endergebniß der Atheismus ist, oder mag er die Welt in Gott untergehen lassen, sodaß die Welt Gott gegenüber etwa dasselbe ist, was in der Lehre der Doketen der Leib Christi, d. h. Schein und Trug, oder mag er Gottes- und Menschenbewußtsein als identisch setzen, und folglich die Resultate der Entwickelung der Menschheit zugleich als den substantiellen Gehalt der Gottheit betrachten. Diesen theistischen [1]) Charakter des Christenthums, den die heilige Schrift ebenso kurz als anschaulich und gemeinverständlich ausdrückt, wenn sie Gott den „lebendigen Gott" nennt (z. B. Jerem. 10, 10. Dan. 6, 26. Joh. 6, 69) bezeichnet die Dogmatik, wenn sie von einem persönlichen Gott redet — ein Ausdruck, der, wie bestimmt die heilige Schrift auch an vielen Stellen den Unterschied Gottes von jeder menschlichen Persönlichkeit geltend macht (z. B. Num. 23, 19. Deuter. 10, 17. Jes. 42, 8. 1 Sam. 15, 29. 16, 7. Hiob 13, 9. Maleach. 1, 9 u. a. a. St.), gleichwol innerhalb der angegebenen Grenzen seine vollkommene Berechtigung hat.

Von besonderer Wichtigkeit ist nun aber der Begriff der Person auf dogmatischem Gebiete noch in der Trinitätslehre. Das eigenthümliche Verhältniß des Christenthums sowol zum Heidenthum als Judenthum drückt die Lehre von dem einen dreieinigen Gott am kürzesten und bezeichnendsten aus. Während der heidnische Polytheismus die Gottheit in eine Menge einzelner unabhängig neben einander bestehender, bald für, bald gegen einander wirkender Götter zersplitterte, während eine starre Abgeschlossenheit der Einzahl, die das göttliche Wesen in der ganzen Fülle seines Inhalts, wie seiner Offenbarungen noch nicht blicken ließ, den Charakter des Judenthums ausmachte, bildete das Christenthum die Vermittelung dieser Gegensätze, indem es die Zersplitterung des heidnischen Polytheismus durch die Lehre von einem Gott von sich ausschied, zugleich aber auch durch die Dreiheit der Personen in dem einen göttlichen Wesen über die streng numerische Einheit und starre Abgeschlossenheit des Judenthums sich erhob, und auf diese Weise durch die Lehre von dem einen dreieinigen Gott die volle Wahrheit auf dem Gebiete des Gottesglaubens darbot. Fra-

---

1) Das Christenthum hat wol einen theistischen, aber keinen deistischen Charakter. Der Theismus ist ein dogmatischer, der Deismus ein historischer Begriff. Der Theismus ist die Lehre des Christenthums von einem in sich lebendigen, vollkommen selbstbewußten und selbständigen Gott, und hat am Atheismus und Pantheismus seine Gegensätze. Der Deismus dagegen bezeichnet die gegen Ende des 17. Jahrh. in England auftauchende und vom positiven Charakter des Christenthums sich lossagende philosophische Richtung, welche mit bald mehr atheistischem, bald mehr pantheistischem Resultate sich von England aus über Frankreich und Teutschland verbreitete, und dort der Vorläufer des Systems der Encyklopädisten (Voltaire's, Rousseau's rc.), hier der sogenannten Aufklärungsperiode geworden ist.

gen wir nach dem Grunde dieser Lehre in den Urkunden des Christenthums selbst, so läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß sie in ihrer vollständigen Ausbildung, wie sie das symbolum Athanasianum und vollends die Dogmatiken des 17. und 18. Jahrh. geben, noch nicht enthalten ist, aber nichtsdestoweniger ist ihre biblische Grundlage als ganz unzweifelhaft zu betrachten. Mögen immerhin jene technischen Ausdrücke, wie Wesen und Substanz, Person, Wesensgleichheit rc., nicht in der heiligen Schrift sich vorfinden, so liegen doch in ihr alle wesentlichen Keime dieser Lehre, und die kirchliche Dreieinigkeitslehre ist im Grunde nichts anderes, als die consequente Ausbildung jener ursprünglichen Keime, oder die Verbindung der in den biblischen Schriften zerstreut sich vorfindenden Elemente dieser Lehre zu einem sowol thetisch als antithetisch das Eigenthümliche des christlichen Gottesglaubens ausdrückenden Dogma. Im alten Testament finden sich allerdings nur schwache Spuren dieser Lehre, und wenn mit dem alten Testament die Offenbarung Gottes abgeschlossen gewesen wäre, so hätte dies Dogma schwerlich auf so vollständige und gründliche Weise ausgebildet werden können, als dies schon im 4. Jahrhundert der christlichen Kirche der Fall gewesen ist. Aber jener Mangel an schlagenden Beweisstellen für diese Lehre erklärt sich theils aus dem vorbereitenden Charakter des Judenthums, das wol der Anfang, aber nicht die Vollendung der Offenbarung Gottes an die Menschheit sein sollte, theils und insbesondere auch daraus, daß diese Lehre, wie Hase (in seinem Hutterus redivivus) sich ausdrückt, „nicht sowol wissenschaftlich, als vielmehr thatsächlich geoffenbart ist, dadurch nämlich, daß die drei göttlichen Personen im Erlösungswerke nach ihrer verschiedenen Thätigkeit sich offenbaren." So konnte denn erst das neue Testament eine vollständigere Belehrung über das Wesen Gottes, als des Dreieinigen geben, und sie ist uns hier auch wirklich gegeben, nicht in wissenschaftlicher Form und systematischer Entwickelung, sondern auf eine der Bestimmung der heiligen Schrift, sowol ein Volksbuch als auch das Buch für alle Völker zu sein, entsprechende Weise d. h. in einfach praktischer Gestalt, wie sie namentlich in der Taufformel sich vorfindet, und dennoch in einer Weise, die ebenso wol dem denkenden Geiste ein unermeßliches Gebiet für philosophische Speculation eröffnete, als andererseits auch feste Grenzpunkte darbot, sodaß es der Speculation in den Labyrinthen von Verirrungen, in welche sie möglicher Weise hineingerathen konnte, nicht an einem leitenden und rettenden Faden fehlte. Die Trias von Vater, Sohn und Geist ist in den Büchern des neuen Testaments unleugbar enthalten. Es darf aber auch behauptet werden, daß nach der Darstellung Christi und der Apostel das Verhältniß dieser Trias ein persönliches ist. Gott der Vater wird nicht blos Vater genannt als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt (in welchem Sinne ihn auch das Heidenthum so nannte), auch nicht blos weil er seine verzeihende Vaterliebe und Gnade der Menschheit geoffenbart, sondern weil er zu Christo in einem eigenthümlichen, von seinem Verhältniß zu Welt und Menschen verschiedenen Verhältnisse gedacht wird. Joh. 1, 18. 5, 18. 6, 44—46. Joh. C. 17. 2 Cor. 13, 13. 1 Petri 1, 2. Offenb. 1, 6. Die Person Christi als solche ist zu keiner Zeit[2]) in der christlichen Kirche völlig geleugnet, erst Bruno Bauer ist soweit gegangen, daß er in dem Leben Jesu gar keine historische Grundlage, sondern nur eine Fiction anerkennt, und nach seiner Theorie die Person Christi von den Aposteln und ersten Christen ebenso gemacht ist, als Homer und Hesiod, wie Plato sagt, den Griechen ihre Götter gemacht haben. Indessen nicht blos die Person, sondern auch die Gottheit der Person Christi, muß nach der biblischen Lehre als über jeden Zweifel erhaben da stehen. Schon die alten Kirchenlehrer erklärten ihren Gegnern gegenüber, daß derjenige, dem in der heiligen Schrift selber sowol göttliche Namen[3]), als auch göttliche Eigenschaften[4]) beigelegt, von dem göttliche Werke[5]) prädicirt, und für welchen göttliche Verehrung[6]) in Anspruch genommen würde, doch nothwendiger Weise für ein gottgleiches Wesen von den Verfassern der neutestamentlichen Schriften müsse angesehen sein, und daß man sich in Widerspruch mit diesen setze, wenn man ihm eine geringere als die göttliche Natur beilege, eine wie hohe Würde man ihm sonst auch immer zuerkennen wolle. Läßt es sich auch nicht leugnen, daß einzelne von diesen Stellen, welche die Dogmatik für die göttliche Natur Christi geltend macht, Einwendungen Raum geben und eine andere als die kirchliche Auslegung zulassen, dennoch ist es ebenso gewiß, daß wenn man den Gesammteindruck, den jene Stellen im Zusammenhange machen, als entscheidend gelten läßt, an jenem Phalanx von Syllogismus, den die Kirchenlehrer des 17. Jahrh. aufstellten, alle Einwürfe und Einwendungen sich brechen, welche die Gegner der kirchlichen Lehre zu den verschiedenen Zeiten vorgebracht haben. Eine so schlagende Evidenz, wie sie die Beweisstellen für die Persönlichkeit und Gottheit Christi in dem neuen Testament haben, zeigt sich nun allerdings nicht in den Beweisstellen für die dritte Person der Gottheit, indessen an Beweisen und vielleicht selbst genügenden Beweisstellen fehlt es doch keineswegs. Nach Stellen, wie Joh. 15, 26. Matth. 10, 20. Röm. 8, 9. 11. 1 Kor. 2, 10. Apostelgesch. 5, 2—4. 9 u. a. muß man es wenigstens wahrscheinlich finden, daß der heil. Geist im neuen Testament als ein wahrhaft göttliches und mit Vater und Sohn in eigenthümlich metaphysischer und moralischer Verbindung stehendes Wesen dargestellt wird. Siehe Bretschneider's Handbuch der Dogmatik. 1. Ausg. §. 91. Gesetzt aber auch, es ließen sich aus der heiligen

2) Die Verirrungen des Gnosticismus und Doketismus bestanden mehr in einem bis zum Extrem einseitigen Hervorheben der göttlichen Natur Christi, als in einem radicalen Hinwegleugnen aller Realität in Christi Leben und Wirken überhaupt; auf dem Standpunkte desselben blieb Christus doch noch ein Wesen, keine bloße Idee. 3) Joh. 1, 1. 1 Joh. 5, 20. Röm. 9, 5. Tit. 2, 13 u. a. St. 4) Joh. 1, 1. 2. Joh. 8, 56. Joh. 1, 3. Matth. 28, 18 u. s. w. 5) Matth. 9, 6. Koloss. 1, 16. Joh. 5, 21. Apostelgesch. 1, 9. 2 Kor. 5, 10 u. s. w. 6) Joh. 5, 23. Philipp. 2, 9—11. Hebr. 1, 6. Joh. 20, 28 u. s. w.

Schrift gar keine irgend genügende Zeugnisse für die dritte Person der Gottheit beibringen, so würde doch schon dasjenige, was das neue Testament über das eigenthümliche Verhältniß von Gott und Christus und über die Natur beider in einer solchen Klarheit und Unzweideutigkeit lehrt, consequenter Weise zuletzt doch zu der Annahme führen, daß das *πνεῦμα ἅγιον*, dessen es an so vielen Stellen erwähnt, ein persönliches und ihnen gleiches Wesen sein müsse[7]), wie es denn keineswegs etwas Zufälliges ist, daß die Speculation sich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche mit solcher Entschiedenheit diesem Dogma zuwandte und dasselbe schon im 4. Jahrh. in so strenger und folgerechter Ausbildung hinstellte, daß die damals gegebene Form der unveränderte Typus für alle nachfolgenden kirchlichen Darstellungen blieb, und daß die spätern Jahrhunderte nicht eine Fort- oder Umbildung desselben nöthig gefunden, sondern immer nur eine andere Art der Begründung versucht haben. Die Bildungskeime dieses Dogma's waren einerseits in der heil. Schrift selbst gegeben, und harrten nur ihrer Entwickelung, die nicht ausbleiben konnte, da die christliche *πίστις* sich auch nothwendig zu einer christlichen *γνῶσις* gestalten mußte; auf der andern Seite sah sich die Speculation der Alternative ausgesetzt, entweder einem mit dem Monotheismus des Christenthums ganz unvereinbaren Dualismus anheimzufallen, wenn sie den Pneumatomachen die Gottheit des heil. Geistes opfernd nur die Gottheit Christi festhielt, oder mit der Bibel in offenen Widerspruch zu treten, und die Idee der Erlösung der Menschheit durch den Mensch gewordenen Sohn Gottes mehr oder weniger Preis zu geben, wenn sie die Gottheit Christi in Ebionitischer oder Arianischer Weise ganz oder theilweise aufgeben wollte. Der Gefahr, an einer von beiden Klippen zu scheitern, wußte sie sich zu entziehen, indem sie die biblische Lehre zum kirchlichen Dogma von dem einen dreieinigen Gott ausbildete. Dies Dogma hielt den streng monotheistischen Charakter des Christenthums bei, indem es die Einheit des göttlichen Wesens setzte (Gegensatz gegen den Polytheismus des Heidenthums, wie den Tritheismus einzelner Häretiker), andererseits setzte es in der Einheit des göttlichen Wesens die heilige Trias von Vater, Sohn und Geist, und zwar in der Weise, daß sie diesen drei Personen eine reale Existenz zuerkannte (Gegensatz gegen den Sabellianismus und Modalismus jeder Art, der nur eine dreifache Offenbarungsweise zugab) und zugleich Vater, Sohn und Geist der göttlichen Natur gleich theilhaftig setzte (Gegensatz gegen die Ebioniten, Arianer, und Subordinatianer jeder Fraction). In dieser Weise war die kirchliche Lehre ein großartiger Versuch, die einfach praktische Bibellehre nach ihrem ganzen Umfange im Gegensatz gegen die vielfachen Häresien der ersten Jahrhunderte im Dogma zu fixiren: denn die Bibelstellen, welche die Bildungskeime dieses Dogma's enthalten, sind so beschaffen, daß sie mit starrer Einseitigkeit aufgefaßt, folgerecht nur zum Arianismus, Sabellianismus und allen übrigen antitrinitarischen Häresien führen konnten; ebenso wenig läßt sich aber auch leugnen, daß ein Versuch, sämmtliche betreffende Bibelstellen im Zusammenhange aufzufassen und jeder einzelnen ihr Recht nur mit steter Rücksicht auf alle übrigen zuzugestehen, kein anderes Resultat haben konnte, als die kirchliche Trinitätslehre in der Form, wie sie schon die beiden ökumenischen Synoden des vierten Jahrhunderts zu Nicäa und Constantinopel festgestellt, wie sie nachmals bis auf die Zeit der Reformation als allein richtige Auffassung der Bibellehre gegolten, und auch von den Reformatoren selbst, trotz ihres sonstigen Gegensatzes gegen den Katholicismus, in ungeänderter Weise angenommen und in die symbolischen Bücher der Lutherischen wie der reformirten Kirche übergegangen ist.

Wenn es nun aber auch nicht zu bezweifeln ist, daß das kirchliche Dogma von der Dreieinigkeit eine biblische Grundlage habe, so könnte es doch um so zweifelhafter scheinen, ob sich dasselbe gegen die Angriffe der Philosophie hinreichend in Schutz nehmen lasse. Zwar hat die Philosophie selbst zu manchen Zeiten ihre Lanze sogar für dies Dogma eingelegt, indessen wenn es geschehen ist, so hat sie doch meistens das Dogma in seiner kirchlichen Fassung aufgegeben, und an seiner Stelle eine Trias behauptet, welche mit der kirchlichen Lehre wenig mehr als den Namen gemein hat; von nur wenigen Philosophen ist wie von Leibnitz das Dogma in der orthodox-kirchlichen Gestalt und nach seinem ganzen Umfange festgehalten und vertheidigt worden, und im Allgemeinen hat das kirchliche Dogma an der Philosophie mehr einen Feind als einen Freund gehabt. Um das Dogma den Einwendungen der Philosophie gegenüber zu rechtfertigen, ist es nöthig, auf die nähere Begriffsbestimmung der hierher gehörigen Kunstausdrücke näher einzugehen, zumal da in der ältesten Zeit der Sprachgebrauch kein ganz constanter war, und ein einzelnes Wort in einem mehrfachen Sinne gebraucht wurde[8]). Und zwar liegt es uns zunächst ob, die in der Trinitätslehre so wichtigen Begriffe Wesen und Person festzustellen. Das Wort Wesen kann eine zwiefache Bedeutung haben, entweder bezeichnet es in ganz allgemeiner Weise „etwas in sich Lebendiges, für sich Bestehendes, aus und durch sich Wirkendes," oder es heißt soviel als „Inbegriff aller Eigenschaften eines Gegenstandes." Wenn nun die Kirchenlehre die Einheit Gottes als erste Thesis aufstellt, so bezeichnet sie damit zunächst den vollkommenen Gegensatz Gottes gegen die Welt, gegen das Universum, sie setzt damit ein einziges Selbstbewußtsein, das sich als den Urgrund[9]) aller er-

7) Athanasius in der lateinischen Übersetzung Garnier's: Si Filius eo quod non est in distinctis locis sed dum in patre est, ubique est et est extra omnia, non est creatura, consequenter nec spiritus sanctus erit creatura, quum non sit in distinctis locis, sed impleat omnia, manens extra omnia.

8) *Augustinus*, De trinit. V, 8. Dictum est a nostris Graecis una essentia, tres substantiae, h. e. una *οὐσία*, tres hypostases, a Latinis una essentia vel substantia, tres personae, quia non aliter in sermone nostro, h. e. latino, essentia, quam substantia solet intelligi. Nach dem Concil zu Constantinopel 381 fixirte sich der Sprachgebrauch, indem *ὑπόστασις* nicht mehr in dem Sinne von *οὐσία*, sondern nur in dem Sinne von persona (*πρόσωπον*) gebraucht ward. 9) Athanasius definirt Gott tref-

schaffenen Dinge weiß, das trotz seines immanenten Verhältnisses zur Welt dennoch ein außer- und überweltliches, und zwar das alleinige außer- und überweltliche Wesen ist, und dem folglich auch einzig und allein alle Prädicate, welche sich aus dem Begriff eines absoluten Geistes oder eines allervollkommensten Wesens ergeben, zukommen, im Unterschiede von der Welt, die weder als Ganzes genommen, noch in seinen einzelnen Bestandtheilen die Merkmale absoluter Vollkommenheit für sich in Anspruch nehmen darf, wiewol sie, soweit es ihre endliche Natur zuläßt, Antheil daran hat. Wenn nun die Kirche in dem einen göttlichen Wesen die drei Personen setzt, so ist der Ausdruck Person (*πρόσωπον*, *ὑπόστασις*, im Gegensatz von *οὐσία*) ein das Wesentliche des Dogma's gut bezeichnender. Wesen und Person sind zwar in sofern verwandte Begriffe, als beide etwas in sich Lebendiges, für sich Bestehendes und durch sich Wirkendes bezeichnen, aber das erste Wort hat einen ungleich größern Umfang, indem es nicht blos Wesen unter sich begreift, welche eine vernünftig-freie Natur haben, sondern auch die vernunftlose und folglich auch unpersönliche Creatur. Dagegen bezeichnet das Wort Person nur eine Art von Wesen, nämlich die selbstbewußten, vernünftig-freien Wesen, und zwar solche, die zu andern Wesen derselben Art und Natur in einem bestimmten Verhältnisse stehen, weshalb denn auch das Wort Person sofort auf eine Mehrheit hindeutet, und mit dem Begriff einer starren Einheit unverträglich ist, während das Wort „Wesen" den Begriff der Mehrheit gar nicht involvirt, da ja ein Wesen von völlig eigenthümlicher Natur und Beschaffenheit durchaus denkbar ist, und die Annahme anderer gleichartiger Wesen nicht nothwendig erheischt. Die Kirchenlehre gibt nun dem monotheistischen Charakter des Christenthums eine eigenthümliche Gestalt, indem sie in dem einen göttlichen Selbstbewußtsein ein dreifaches Selbstbewußtsein setzt, und zwar in solcher Weise, daß das eine nicht ohne das andere gedacht werden kann, daß das eine das andere immer zu seiner nothwendigen Bedingung und Voraussetzung haben muß [10]). Auch hier läßt sich der Begriff der Person nicht im streng juridischen Sinne und in seiner ganzen Ausdehnung auf das metaphysische Gebiet der Trinität übertragen. Die Dogmatik schließt von dem Begriffe zunächst Alles aus, was die Beschränktheit eines endlichen Wesens nothwendig in sich schließt, wie die isolirte Existenz einer menschlichen Person außer und ohne die andere, das rechtliche Verhältniß der einen zur andern u. s. w., dagegen hält sie den Begriff des Selbstbewußtseins aufs Strengste fest, und, was damit zusammenhängt, das Merkmal vollkommener Gleichartigkeit bei einzelnen unterscheidenden Merkmalen, und umgekehrt eine Verschiedenheit in einzelnen Beziehungen bei sonstiger Gleichartigkeit des Wesens [11]). Wollte die Kirchenlehre nur die Einheit des göttlichen Wesens setzen, ohne die dreifache Existenz des göttlichen Selbstbewußtseins als Vater, Sohn und heiliger Geist zu lehren, so würde der christliche Monotheismus dem Muhammedanischen ganz ebenbürtig sein; würde er das eine göttliche Selbstbewußtsein in ein dreifaches so zerlegen, daß das eine außer dem andern in ganz isolirter Weise bestände und folglich das Merkmal nothwendiger Zusammengehörigkeit verloren ginge, so wäre die Kirchenlehre baarer Tritheismus; wollte sie das eine göttliche Selbstbewußtsein nur auf dreifache Art in der Menschheit zur Erscheinung kommen, und folglich eine dreifache Existenz Gottes nicht an sich, sondern nur im Menschenbewußtsein setzen, so fiele die Kirchenlehre mit dem Sabellianismus zusammen. Sie setzt aber im Gegensatz gegen die angegebenen Richtungen und Denkweisen nicht blos ein Verhältniß zwischen Gott und Welt, sondern auch ein Verhältniß der Personen zu einander; sie läßt das eine göttliche Wesen nicht blos als dreifaches Bewußtsein in der Menschheit existiren, sondern sie setzt in dem einen göttlichen Wesen in untrennbarer Verbindung und nothwendiger Zusammengehörigkeit ein dreifaches Selbstbewußtsein schon vor jeder Offenbarung des göttlichen Wesens in der Welt. Gott ist nicht deshalb ein dreieiniger, weil er sich als Vater, Sohn und Geist geoffenbaret und auf diese dreifache Weise der Menschheit zum Bewußtsein gekommen ist, sondern er hat sich deshalb als dreieinigen Gott geoffenbaret, weil er von Anfang an ein dreieiniger Gott ist, und Vater, Sohn und Geist nicht bloße Namen für drei verschiedene Offenbarungs- oder Wirkungsweisen, sondern Namen für die besondere Eigenthümlichkeit des göttlichen Wesens sind.

Die Kirchenlehre in dieser Fassung, obwol durch die mannichfachen Häresien der ersten Jahrhunderte hervorgerufen und zu ihrer Dämpfung ausdrücklich in so bestimmter Gestalt zum Symbol erhoben, ist nichtsdestoweniger zu allen Zeiten den Angriffen der Philosophie ausgesetzt gewesen. Schon die alten Kirchenlehrer haben deshalb die Nothwendigkeit erkannt, dies Dogma wissenschaftlich zu vertheidigen und philosophisch zu begründen, und sie haben sich diesem so schwierigen Geschäft keineswegs entzogen. Vor allem wiesen sie hin auf die Schran-

---

fend als die *οὐσία ἀναίτιος καὶ πάσης οὐσίας αἰτία ὑπερούσιος*.

10) Conf. Augustan.: Non pars aut qualitas in alio, sed quod *proprie subsistit. Melanchthon:* Substantia individua; intelligens, incommunicabilis, *sustentata in alia natura. Reinhard:* Individuum subsistentiae *incompletae*, per se libere agens, et divinarum perfectionum particeps. Subsistentia vero incompleta est is existendi modus, quo individuum aliquod sine quodam alio, per quod subsistit, non potest esse. Dagegen wird das Wesen Gottes definirt als: vis infinita, qua deus est, oder: dei quidditas, per quam deus est id quod est, oder: natura dei spiritualis et independens, tribus personis divinis communis, oder: complexus perfectionum divinarum, quibus ab omnibus aliis rebus distinguitur. Hiernach gibt Reinhard die Begriffsbestimmung: trinitas est illud attributum naturae divinae, quo communis est tribus individuis, coexistentibus quidem illis, sed vere diversis.

11) Die Versuche der Dogmatiker des 17. Jahrh., diese Gleichheit und Verschiedenheit der Personen begrifflich zu entwickeln und den hypostatischen Charakter derselben sowol in ihrem Verhältniß zu einander als zur Welt durch die notae internae und externae (s. den Art. Dreieinigkeit) festzustellen, haben in der Kirchenlehre selbst ihren nothwendigen Grund und sind in sofern anzuerkennende Versuche der Speculation.

ken der menschlichen Erkenntnißkraft[12]), wenn es gelte, die Tiefen der Gottheit zu erforschen; keine menschliche Definition, und wenn sie auch mit dem größesten Scharfsinn aufgestellt sei, könne dem Wesen des Gegenstandes selbst gleichgesetzt werden, weder auf dem physischen[13]) Gebiete, noch auf dem Gebiete des menschlichen Geistes[14]); am allerwenigsten aber dürfe man hoffen, auf rein metaphysischem[15]) Gebiete mit dem bloßen Begriff das Wesen Gottes zu erfassen. Sie riethen demnach mehr ab, das Dogma zu einem Problem philosophischer Auffassung zu machen, und wollten es nur als heiliges Mysterium betrachtet wissen, dem gegenüber nur ein einfacher Glaube das Geziemende und Rathsame[16]) sei. Indessen konnte diese Hinweisung auf die eigenthümliche Natur des Dogma's als eines Mysteriums keineswegs die einzige Antwort sein auf die mannichfachen Einwürfe der Gegner, vielmehr konnte man die Angriffe der Philosophie auch nur mit philosophischen Waffen abwehren; die ausgezeichnetsten Kirchenlehrer haben deshalb eine philosophische Deduction und Vertheidigung des Dogma's versucht, und wie stark auch manche vor der speculativen Auffassung warnten, so eiferten sie doch im Grunde nicht gegen alle Gnosis überhaupt, sondern nur gegen die falsche Gnosis, welche die Schranken der menschlichen Erkenntnißkraft verkennend der *πίστις* gar nicht mehr zu bedürfen wähnte, oder welche in völlig einseitiger Weise nur die speculativen Momente dieser Lehre berücksichtigte, dagegen die praktischen ganz vernachlässigte. Die Gnosis hat ihre vollkommene Berechtigung, sobald sie sich nur nicht vermißt, die Trinitätslehre auf mathematisch strenge Art begreifen oder beweisen zu wollen. Wenn es wahr ist, daß das Unendliche aus dem Endlichen keineswegs wie eine Garbe aus den einzelnen Halmen sich zusammensetzen läßt, und daß, wie Kant es ausdrückt, der Mensch nur durch einen Sprung vom Endlichen zum Unendlichen gelangt; wenn es ferner wahr ist, daß alle Argumente, welche für das Dasein Gottes von rein rationellem Standpunkt aus aufgestellt werden, den bedeutendsten Einwendungen Raum geben, und es äußerst mißlich um unsern Gottesglauben überhaupt stände, wenn wir denselben mit mathematischer Strenge deduciren sollten, oder wenn es für denselben nicht noch eine andere und bessere Garantie gäbe als die bloßen Verstandesgründe; wenn man folglich sogar auf dem Gebiete des Gottesglaubens überhaupt von den Argumenten nicht verlangen darf, daß sie eine schlagende Evidenz und zwingende Beweiskraft haben, so kann es nur eine überspannte und unbillige Foderung sein, wenn man eine mathematisch strenge Demonstration für die Trinitätslehre in Anspruch nehmen wollte. Wenn man dagegen auf dem Gebiete dieser Lehre nicht mehr verlangt, als auf dem Gebiete des Gottesglaubens überhaupt, so kann man, auch ohne blos das Ansehen der heil. Schrift oder der Kirche der Vernunft gegenüber geltend zu machen, dieselbe gegen die ihr gemachten Vorwürfe sehr wol in Schutz nehmen. Diese Vorwürfe sind aber hauptsächlich vier: a) die Annahme dreier Personen sei eine ganz willkürliche; b) widerspreche dem logischen Gesetze der Identität, indem das Ganze wol allen seinen Theilen zusammengenommen, nie aber der Theil dem Ganzen gleich sei; c) sei unvereinbar mit dem Gesetze der Causalität, indem der Grund immer eher als die Folge, folglich der Sohn nicht ewig, wie der Vater sein könne; d) widerspreche überhaupt der Idee Gottes, weil die eine Person Vollkommenheiten habe, welche der andern fehlten. Wenn man zunächst dem Dogma den Vorwurf der Willkürlichkeit gemacht hat, so könnte die Kirche in diesem Vorwurfe ein Zeugniß dafür sehen, daß die heil. Schrift keineswegs eine Offenbarung sei, die so gut wie nichts offenbare, daß sie vielmehr Manches lehre, das die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht gefunden haben würde, das ihr als etwas Willkürliches vorkommen könne, ohne daß es deshalb etwas Willkürliches sein müsse. Auch könnte sie verlangen, daß der Mensch Gottes Wesen nicht nach seinen Vorstellungen, sondern umgekehrt seine Vorstellungen nach Gottes Wesen zu gestalten habe. Aber sie kann ihre Vertheidigung der Philosophie der neuern Zeit selbst überlassen, denn diese leugnet ja die Willkürlichkeit der kirchlichen Trias und hat die Nothwendigkeit derselben zu demonstriren versucht, indem sie den Gott an sich, den Gott für sich, und den Gott an und für sich unterscheidet, oder indem sie in dem Vater den in sich verborgenen Gott, in dem Sohne den sich von sich selbst unterscheidenden, sich für sich selbst setzenden oder sich selbst anschauenden Gott, und in dem heiligen Geist den aus diesem Gegensatze in sich selbst zurückkehrenden, sich in sich

---

12) Athanasius erinnert, man müsse nicht „mit der Vernunft über die Vernunft" hinauswollen, *τῷ νοῒ ὑπὲρ τὸν νοῦν φιλοσοφεῖν.* 13) *Basilius:* Si minutissimae formicae naturam nondum cognitione assecutus es, quomodo naturam dei incomprehensibilem te comprehendere posse gloriaberis? Nam existimare se essentiam dei, qui res omnes longe antecellit, comprehendisse, magnae arrogantiae est et fastus. 14) *Augustinus:* Mi deus, si me scirem, te scirem. 15) *Augustinus:* Ubi quaeritur unitas trinitatis, Patris et Filii et Spiritus sancti, nec periculosius alicubi erratur, nec laboriosius aliquid quaeritur, nec fructuosius aliquid invenitur. Non pigebit me, sicubi haesito, quaerere, nec pudebit, sicubi erro, discere. Quisquis ergo hoc audit vel legit, vel pariter certus est, pergat mecum, ubi pariter haesitat, quaerat mecum, ubi errorem *suum* cognoscit, redeat ad me; ubi *mecum*, revocet me. Ita ingrediamur simul charitatis viam, tendentes ad eum, de quo scriptum est: Quaerite faciem ejus semper! So bescheiden drückte sich ein Mann aus, dem Freund und Feind das Zeugniß geben, daß er eminenten Scharfsinn und eine seltene Gewandtheit in der dialektischen Bewegung des Gedankens besaß. Daher ward denn auch einfacher Glaube als der sicherste Weg zur Erkenntniß der Trinität empfohlen. *Bernhardus:* Inquirere de trinitate perversa curiositas est, credere et tenere, sicut sancta ecclesia tenet, fides et securitas est, videre autem eam, sicuti est, perfecta et summa felicitas est. 16) Melanchthon in seinen Locis theol.: Non est cur multum operis ponamus in locis illis supremis de deo, de unitate, de trinitate dei, de mysterio creationis, de modo incarnationis. Quaeso te, quid assecuti sunt jam tot seculis scholastici Theologistae, cum in his locis solis versarentur? *Calvin.:* Utinam sepulta essent nomina, constaret modo haec inter omnes fides, patrem et filium et spiritum sanctum esse unum deum, ein merkwürdiges Wort im Munde eines Mannes, der mit solcher Strenge gegen einen Servetus verfuhr.

selbst zusammenschließenden Gott findet, und eine Mehrheit der Personen über die Trias hinaus ebenso wenig zulässig hält, als in dem logischen Verhältnisse von Thesis, Antithesis und Synthesis noch etwas Viertes erfoderlich oder möglich ist. Dem zweiten Vorwurf, daß drei nicht eins und eins nicht drei sein können, suchten manche unter den alten Kirchenlehrern [17]) dadurch zu begegnen, daß sie einzelne Beispiele von sinnlichen Gegenständen, in welchen die Dreiheit mit der Einheit verbunden sei, anführten. Indessen beweisen solche Analogien auf dem sinnlichen Gebiete wenig, theils weil man damit das Übersinnliche auf ein sinnliches Gebiet herabzieht, theils weil jene Beispiele wol durchgängig die Einheit des Gegenstandes mit einer dreifachen Erscheinungs- oder Wirkungsweise als vollkommen vereinbar zeigen, keineswegs aber beweisen, was doch zunächst zu beweisen war, daß drei Personen ein Wesen ausmachen können. Dagegen ist mit Recht gegen diesen Einwurf geltend gemacht, daß der Satz: eins könne nicht drei und drei nicht eins sein, ein Erfahrungssatz sei, den der Mensch zunächst von den sinnlichen Dingen abstrahirt, und dessen Übertragung von dem sinnlichen auf ein übersinnliches Gebiet erst gerechtfertigt werden müsse. Wenn die Kirchenlehre die Einheit des göttlichen Wesens bei der Dreiheit der Personen, und andrerseits die Dreiheit der Personen in der Einheit des göttlichen Wesens festhält, so denkt sie die göttlichen Personen in einem ganz andern Verhältniß als die Gegner der Trinitätslehre. Die Kirchenlehre verlangt ausdrücklich, daß man in dieser Lehre von allen räumlichen und zeitlichen Beziehungen, d. h. von allen Verhältnissen der sinnlichen Welt, ganz abstrahiren solle: sie würde sich über Misverständniß oder absichtliche Verkennung und Misdeutung beklagen, wenn man sich die drei Personen wie drei Leute denken wollte, die räumlich außer einander, in der Zeit nach einander und in causaler Beziehung ganz unabhängig von einander bestehen könnten; sie lehrt nur oder doch vorzugsweise, daß die drei Personen in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stehen, aber sie geht nicht darauf aus, zu demonstriren, wie dies Verhältniß denn eigentlich sei, sie will nicht sowol positive Bestimmungen darüber aufstellen, sondern mehr negativer Weise verfahren und möglichen Misverständnissen vorbeugen; sie ist zufrieden, wenn man nur das Verhältniß der drei Personen nicht als ein unvollkommen menschliches, sondern als ein Gottes würdiges sich denkt, und dies allein und nicht mehr verlangt sie, wenn sie die drei Personen nicht als drei menschliche Subjecte, sondern als in und durch einander bestehend und einander gegenseitig bedingend gedacht wissen will. Auf ebendiese Weise erledigt die Kirchenlehre den dritten Einwurf, daß sie nämlich unvereinbar sei mit dem Gesetze der Causalität. Wenn, sagt man, die Bedingung immer eher ist als die Folge, der Grund immer eher als die Wirkung, so muß auch der Zeugende eher sein als der Gezeugte, und wäre auch der Zeitunterschied nur ein Minimum; aber ebendeshalb, so fährt man fort, muß sich die Kirchenlehre die Alternative gefallen lassen, entweder die Ewigkeit des Sohnes aufzugeben, wenn sie den Sohn als durch den Vater gezeugt darstellt, oder die Zeugung des Sohnes durch den Vater aufzugeben, wenn sie die Ewigkeit des Sohnes retten will. Aber auch hier insinuirt man ja der Kirchenlehre, daß sie zwischen Vater und Sohn ein rein menschliches Verhältniß setze, während sie selbst gegen solche Auffassung immer auf das Entschiedenste protestirt hat. Wenn sie das Verhältniß von Vater und Sohn durch das Wort „Zeugung" bezeichnet hat, so will sie doch, daß man dabei von allen rein menschlichen Verhältnissen ganz absehen [18]) und nur die Gottes ganz würdige Vorstellung festhalten solle, daß der Vater die bedingende, der Sohn als die bedingte Person der Gottheit, und daß beide in untrennbarer Verbindung und nothwendiger Zusammengehörigkeit gedacht werden sollen, zu welchem Ende die Kirche das Verhältniß zwischen Vater und Sohn im stärksten Gegensatz gegen alle menschlichen Beziehungen als das einer ewigen Zeugung bezeichnet. Somit bleibt nur noch der vierte Einwurf, den zuerst Taylor gegen die Trinitätslehre gemacht, und der unter allen Einwürfen vielleicht der gewichtigste ist. Taylor suchte einen Widerspruch der Kirchenlehre mit der Idee Gottes als des absolut vollkommenen nachzuweisen, indem er bei seinem Angriff von dem **character hypostaticus** der einzelnen Personen ausging, und nur einen doppelten Fall als möglich setzte: entweder enthielte der hypostatische Charakter blos zufällige Merkmale, und dann würde man dem göttlichen Wesen etwas Unvollkommenes beilegen, oder der hypostatische Charakter enthalte nur wesentliche Merkmale und lege der betreffenden Person des göttlichen Wesens eine wirkliche Vollkommenheit bei, in diesem Falle würde die eine Per-

17) *Augustinus:* Videmus solem in coelo currentem, fulgentem et calentem. Similiter ignis tria habet, motum, lucem et fervorem. Divide ergo, si potes, Ariane, solem vel ignem et tunc demum divide trinitatem. Die merkwürdigste aber in fast allen dogmen-historischen Werken übersehene Stelle findet sich beim heil. Bernhard: Est Trinitas *creatrix*, Pater, Filius et Spiritus sanctus, ex qua credit *creata* Trinitas, memoria, ratio et voluntas. Et est trinitas, per quam cecidit, videlicet per suggestionem, delectationem et consensum. Et est trinitas, in quam cecidit, videlicet impotentia, caecitas et immundicia. Rursus trinitas, quae cecidit, id est memoria, ratio, voluntas. Singulae cujusque tripartitus excidit casus. Memoria cecidit in tres species cogitationum, affectuosas, onerosas, otiosas. Ratio in triplicem, ignorantiam boni et mali, veri et falsi, commodi et incommodi. Voluntas in concupiscentiam carnis, concupiscentiam oculorum, ambitionem seculi. Est trinitas, per quam resurgit, fides, spes, caritas. Quae trimembres habent subdivisiones. Est enim fides praeceptorum, signorum, promissorum. Est et spes veniae, gratiae, gloriae. Est et charitas de corde puro et conscientia bona et fide non ficta.

18) Als Arianisch gesinnte Häretiker den Augustinus mit der Instanz in die Enge zu treiben suchten, daß der Lichtstrahl doch wenigstens einen Augenblick später als die Sonne, der Sohn doch um einen Moment jünger als der Vater sein müsse, und folglich die Coäternität des Sohnes aufzugeben sei, so erwiederte er ihnen, sie auf die Eigenthümlichkeit des Gebiets der Trinitätslehre hinweisend: „Erst zeiget mir unter den Menschen einen Vater, der ewig ist wie Gott, und ich will euch den Sohn zeigen, der gleich ewig ist, wie der Vater."

son eine Vollkommenheit haben, welche der andern fehlte. Dieses Dilemma würde seine Gültigkeit haben, wenn nicht noch ein dritter Fall möglich wäre. Die Kirchenlehre, welche die drei Personen so wenig vermischt als getrennt wissen will, setzt dieselben als sich gegenseitig bedingend, als in und mit einander in nothwendiger Zusammengehörigkeit existirend und wirkend, sodaß gleichwie die Werke der einzelnen göttlichen Person mittelbarer Weise auch immer Werke des dreieinigen Gottes selbst sind, so auch die einzelnen Merkmale, welche direct und unmittelbar der einzelnen Person beigelegt werden, indirect und mittelbar dem göttlichen Wesen überhaupt zukommen. Zugleich ist der Unterschied geltend zu machen, den die Kirchenlehre zwischen den Attributen des göttlichen Wesens an sich (wie der Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w.) und den hypostatischen Merkmalen der einzelnen Personen in der Gottheit setzt: die letzteren sollen gar nicht das Wesen der Personen, sondern nur ihre wechselseitigen Beziehungen auf einander oder ihre τρόπους ὑπάρξεως bezeichnen, während die erstern Merkmale sind, die das göttliche Wesen als solches, auch wenn es kein dreieiniger Gott wäre, nothwendiger Weise haben müßte. Letztere müssen ihrer Natur nach einzelne Vollkommenheiten sein; die hypostatischen Merkmale dagegen brauchen es nicht nothwendig zu sein, weil sie nicht sowol die Eigenthümlichkeit des Wesens der Person, als vielmehr ihre Beziehung, ihr inneres Verhältniß zu den andern Personen ausdrücken sollen. Vgl. Bretschneider's Dogmatik. I, 493. (*Diedrich.*)

II) Juristische Person.

Persona, teutsch: Person (altteutsch in gewissen Beziehungen: Heido, Heit und in andern: Name, im ältern Schwedischen: Namn)[1]), bedeutet in seinem lateinischen Ursprung eine Larve, Maske, welche, aus Holz oder Thon gefertigt und den ganzen Kopf bedeckend, die Schauspieler, zur Verstärkung der Stimme, damit der Ton durch die Menge durchschallte (personare), trugen[2]). So also persona a personando[3]). Da diese Masken verschieden waren, je nachdem der Schauspieler diesen oder jenen Charakter darstellte, so verstand man sehr bald unter der Benennung Larve, persona, die Rolle, die der Schauspieler gab. So wurde endlich das Wort auch von dem Charakter, von der Rolle figürlich gebraucht, die der Mensch auf dem Theater der Welt spielt[4]), von den Eigenthümlichkeiten eines Menschen und so vom Inbegriffe dessen, was ein bestimmter Mensch, als solcher, ist. In die Grammatik übertragen, drückt die Conjugation dadurch die verschiedenen Verhältnisse des Subjects und Gegenstandes beim Sprechen aus, sodaß die erste Person die ist, welche spricht, die zweite die, zu welcher, und die dritte die, von welcher gesprochen wird. Doch bleiben immer die eigenthümlichen Qualitäten eines Individuums die, rücksichtlich deren man dieses lateinische und teutsche Wort am meisten gebraucht. So bezeichnet man dadurch die äußere Gestalt, Statur ꝛc. eines Menschen, wenn man von dessen Person spricht. Die inneren eigenthümlichen Eigenschaften eines Menschen, wenn auch in Verbindung mit den äußern, pflegt man mehr durch das Wort Persönlichkeit auszudrücken. So gebraucht man die Ausdrücke: angenehme oder unangenehme Persönlichkeit eines Menschen. Indessen pflegt man das Ganze eines Menschen mit Inbegriff seiner Würde, seiner Handlungsweise, seines Benehmens ꝛc. durch das Wort Person im Allgemeinen zu bezeichnen und sich so sehr oft desselben, statt des Ausdrucks, Individuum und Individualität zu bedienen, dann um den Menschen selbst von den bloßen Bezeichnungen desselben zu unterscheiden, z. B. er ist in Person da gewesen (franz. en personne). Daher nähert sich auch beim Schauspiel der Ausdruck Person wieder dem altrömischen persona, z. B. die Personen des Schauspieles sind folgende ꝛc. Und daher hat man, wiewol mit großem Unrechte[5]), den Ausdruck für gleichbedeutend mit Hypostase (s. d. Art.) in der Dreieinigkeitslehre[6]) angewendet und als erste Person Gott den Vater, als zweite Gott den Sohn, als dritte Gott den heiligen Geist bezeichnet — Ausdrücke, die man in der heiligen Schrift nicht findet, während das Wort Person an sich der Lutherischen Bibelübersetzung nicht fremd ist. Da wird es vorzüglich in der oben erwähnten Bedeutung von Persönlichkeit gebraucht, namentlich von der äußern Statur und von der Würde eines bestimmten Menschen: „Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst ꝛc.[7])." „Ein frech Volk, das nicht ansieht die Person der Alten ꝛc.[8])." „Keine Person sollt ihr im Gericht ansehen ꝛc.[9])." „(Zachäus) er war klein von Person ꝛc.[10])." Wir bezeichnen jetzt mit dem Worte Person im Teutschen jedes mit Vernunft und Freiheit begabte, also zur Erwerbung und Übernahme von Rechten und Verbindlichkeit geeignete, zu eigener Bestimmung der Zwecke seiner Thätigkeit an sich fähige Wesen, wenn es auch sich dieser Eigenschaften im Moment nicht bewußt wäre, wie Kinder, Wahnsinnige, Trunkene ꝛc. Dadurch unterscheidet sich die Person von der Sache, daß sie Selbstzweck (ens autoteles) ist, nicht bloßes Mittel für andere Zwecke, nicht bloßer Gegenstand der Thätigkeit Anderer, wie die Sache. Darum ist auch, nach unsern Begriffen jeder Mensch eine Person[11]); doch nicht jede Person ein Mensch[12]) (s. S. 49). Anders ist dies in den Sklaven-

---

1) Adelung, Wörterbuch der hochteutschen Mundart. 3. Th. u. d. W. Person. S. 693. 2) *Forcellini*, Totius latinitatis lexicon. (Lips. et Londini 1835.) Tom. III. s. v. *Persona*. Scheller's lateinisch-teutsches Wörterbuch. 2. Abth. u. d. W. Persona. 3) *Gellii* noct. att. Lib. V. c. 7. Schweppe, Römisches Privatrecht. §. 58. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 176 4) *Cicero*, Epist. ad Quint. 13. extr.: Personam petitoris capere, accusatoris deponere. *Livius* III, 72: Personam quadruplatoris ferre. *Cicero*, Epist. ad Pompej. in epist. ad Att. VIII. post ep. 11 in fine: Ut mea persona semper ad improborum civium impetus aliquid videretur habere populare.

5) Vergl. Krug's encyklopädisch-philosophisches Lexikon u. d. W. Dreieinigkeit. 6) s. d. Art. Dreieinigkeit. 1. Sect. 27. Th. S. 370 fg. 7) Psalm 73, 7. 8) 5 Mos. 28, 50. 9) 5 Mos. 1, 17. 10) Luc. 19, 3. 11) Glück, Pandekten-Commentar. 2. Th. §. 113. S. 61. 12) Fritz, Erläuterungen zu v. Wening-Ingenheim's Lehrbuch des Civilrechts. 1. Heft. 4. Cap. S. 131.

staaten, wo man die Sklaven, obgleich Menschen, doch wie Sachen behandelt, ihre Persönlichkeit nicht achtet. Darum nennt man auch Beleidigungen und alles, wodurch eine Nichtachtung gegen die Person bewiesen wird, Persönlichkeiten (obgleich dies eigentlich nur die Eigenschaften eines Menschen, als Person bezeichnet), weil Alles, was sich auf die Person bezieht, persönlich ist. Und daher spricht man von persönlicher Würde sowol in moralischer Beziehung, in wiefern von der innern Würde eines Menschen die Rede ist, als in rechtlicher, unter Berücksichtigung der ihm durch das Recht im Staate, durch Rang, Amt ꝛc. gegebenen Würde. Man spricht von persönlichem Bewußtsein, d. i. das Bewußtsein einer Person von sich selbst. Man spricht endlich von persönlichen Rechten (s. S. 55). Ja wenn man einen bloßen Begriff als eine Person darstellt, so personificirt man diesen Begriff, z. B. die Göttin Weisheit, der Gott Muth ꝛc. Aus dem Vorhergesagten erklären sich manche Ausdrücke, denen darum die Bezeichnung des Persönlichen beigefügt ist, weil sie entweder andeuten sollen, daß nur dieser Person ausschließlich Etwas zukomme, oder daß dasjenige, was von einer gewissen Sache getroffen wird, eine Person sei, oder, daß den Personen, welche auf etwas ein Recht haben, dieses Recht nur wegen ihrer persönlichen Rechte, nicht in Bezug auf Sachen zusteht, oder endlich viertens, damit man einen Gegenstand, der blos eine Person angeht, von einem gleichnamigen dinglichen unterscheide. Unter die erste Kategorie gehören die Ausdrücke Personenadel und persönlicher Adel[13]), Personallehen[14]) (feudum personale), d. i. ein solches Lehen, welches nicht auf die Erben übergeht, und daher jetzt, wo die Erblichkeit zur Natur des Lehens gerechnet wird, zu den uneigentlichen Lehen gehört. Verschieden von dem in die zweite Kategorie gehörigen Personenlehen[15]) (feudum personae), dessen Gegenstand ein Recht an gewisse Personen ist, wie bei der Belehnung mit Land und Leuten, Unterthanen, Erbmannschaft ꝛc. (jus in personas). In diese Kategorie fällt auch der Ausdruck Personalabgaben, Personensteuer[16]), eine solche Abgabe, welche eigentlich von jeder Person ohne Unterschied des Vermögens, Gewerbes ꝛc. entrichtet, und daher auch Kopfsteuer genannt wird, weil jeder Kopf, jede Person, sie eigentlich zahlen muß. Indessen wird dies in der Regel nicht durchgeführt, indem manche Köpfe, manche Personen von dieser Steuer frei zu sein pflegen, namentlich Kinder unter einem gewissen Alter, weil sich hier die in dieser ganzen Abgabe hervortretende Unzweckmäßigkeit und Ungerechtigkeit der Nichtbeachtung der die Steuerbarkeit eigentlich bedingenden Qualitäten[17]) am schreiendsten zeigt. In diese Kategorie gehört auch die Benennung Personalarrest, im Gegensatze von Realarrest, wenn man sich der Person selbst bemächtigt. Die dritte Kategorie bilden vorzüglich die Personalgläubiger, soviel wie Chirographarische oder Handschriftgläubiger[18]), und die im Staatsrechte so berühmten Personalisten. Im teutschen Reichsstaatsrechte waren es solche reichsständische Personen, welche die Reichsstandschaft (s. d. Art.) ohne ein reichsunmittelbares Territorium zu besitzen, erlangt hatten. Ihrer waren im J. 1792 funfzehn[19]). Gewöhnlich wurde ihnen, bei Ertheilung der Reichsstandschaft, die Bedingung gestellt, ein reichsunmittelbares Territorium zu erwerben, und sie wurden nicht eher zum hohen Adel gerechnet, als bis sie ein solches erworben hatten. Daher gehören ihre Nachkommen, wenn erstere bis zu Auflösung des teutschen Reiches Personalisten blieben, kein Territorium erwarben, auch jetzt nicht zum teutschen hohen Adel. Sie erlangten aber häufig auch durch Bewilligung des Kreistags in ihrem Kreise die Kreisstandschaft; daher und wegen des Ranges, den sie im teutschen Reiche einnahmen, müssen sie nach der Meinung mehrer Rechtslehrer zum hohen landsässigen Adel des Staates gerechnet werden, in welchem sie leben. Maurenbrecher[20]), der dies vorzüglich klar herausgesetzt hat, sagt in Bezug auf die Praxis rücksichtlich solcher Personalisten Folgendes: „Die Bundesregierungen befolgen hierin ꝛc. abweichende Grundsätze. Österreich hat z. B. alle seine reichsständischen Personalisten (Harrach, Wurmbrand, Khevenhüller, Kufstein, Rosenberg, Starhemberg, Trautmannsdorf) im J. 1829 bei der Bundesversammlung als Standesherren mit dem Prädicat „„Erlaucht““ angemeldet[21]). Dasselbe haben Würtemberg (für Neipperg und Rechberg), Darmstadt (für Görtz) und Hanover (für Platen-Hallermünde) gethan; letzteres aber mit der Restriction: daß Graf Platen nicht eher zur ersten Kammer der Stände gelangen sollte, als bis er ein bedeutendes Rittergut erworben habe. Baiern dagegen hat seinen Personalisten (Graf Giech) nicht als Standesherrn angemeldet[22])." Den richtigen in Vorstehendem herausgesetzten Grundsätzen gemäß verlieren nun selbst die mediatisirten Standesherren, welche ihr Standesgebiet veräußern, den hohen Adel und die Ebenbürtigkeit. Indessen findet in dieser Hinsicht ebenfalls keine gleichmäßige Praxis statt. „Die preußische Declaration" (vom Jahre 1820) „§. 63 behält dem König ausdrücklich das Recht bevor, über die per-

---

13) s. d. Art. Adel. 1. Sect. 1. Th. S. 379 fg., besonders 387 und 394. 14) s. auch unt. d. Art. Lehen. 15) s. d. Art. Lehen und Eichmann kleine Abhandlungen aus der Rechtsgelahrtheit. 25. Abhandl. 16) s. d. Art. Steuer. 17) Krug a. a. O. u. d. W. Kopf.

18) s. d. Art. Handschriftgläubiger. 2. Sect. 2. Th. S. 141. 19) v. Lancizolle, Übersicht der teutschen Reichs-, Bundes- und Territorialverhältnisse von 1792 bis jetzt. (1830.) S. 12. 20) In den Grundsätzen des heutigen teutschen Staatsrechts. (Frankfurt a. M. 1837.) §. 135. Not. a. 21) Bekanntlich mußten nämlich von den verschiedenen souverainen Bundesregierungen Teutschlands in Folge der Bundesgesetze vom 18. Aug. 1825 und 18. Febr. 1829 zur Realisirung des 14. Art. der Bundesacte, daß die mediatisirten Reichsstände und Reichsangehörigen ferner zum hohen teutschen Adel gehören und daher die Prädicate bezüglich Durchlaucht und Erlaucht und das Recht der Ebenbürtigkeit haben sollten, diese mediatisirten Herren bei dem Bundestage zum Genusse jener Rechte anmelden. 22) Classisch ist in allen diesen Beziehungen die Abhandlung von Klüber in seinen Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften. 1. Bd. (Frankf. a. M. 1830.) S. 225: VIII. Begriff, Verschiedenheit und Rechtswirkung der Ebenbürtigkeit ꝛc. in Beziehung auf den 14. Art. der teutschen Bundesacte. S. 225 fg., besonders S. 296.

sönlichen Verhältnisse eines Mediatisirten zu bestimmen, der sein Standesgebiet veräußert hat, und in Folge davon werden z. B. Fürst Kaunitz, Fürst Salm-Kyrburg, Graf Wallmoden, Freiherr von Bömmelberg, nach Veräußerung ihrer Standesgebiete nicht mehr mit den Rechten der Mediatisirten aufgeführt. Ebenso hat **Würtemberg** den Fürsten Metternich (nach Veräußerung seines Standesgebietes Ochsenhausen) bei der Bundesversammlung als Mediatisirten nicht aufgeführt; dagegen umgekehrt den Fürsten Colloredo-Mansfeld im J. 1829 angemeldet, obgleich er 1827 sein Standesgebiet verkauft hatte[23])." Solche Mediatisirte, bei welchen der letzte Fall eintritt, werden **standesherrliche Personalisten** genannt[24]).

Auch das Kirchenrecht hat einen von dem Worte Persona in der Bedeutung von Rolle, die Jemand vorstellt, abgeleiteten Ausdruck. Das Wort Persona selbst nämlich bedeutet in dieser Beziehung einen Geistlichen, der gewisse Beneficien genießt, sein Kirchenamt aber durch einen Vicarius verwalten läßt. Davon heißen solche Stellen **Personate** (personatus)[25]). Man verstand darunter eigentlich blos eine höhere Pfründe ([s. d. Art.] Beneficium majus), womit ein Vorrang ohne Kirchenjurisdiction verbunden ist, im Gegensatze von Dignität, welche immer auch Kirchenjurisdiction hat. Erst seitdem mehre Domherren Titel und Rang ihrer Ämter und Würden behielten, diese aber nicht ausübten, entstand die gedachte Verschiedenheit[26]), während oft auch beide Ausdrücke als gleichbedeutend gebraucht werden[27]). So versteht man im Allgemeinen unter Personat eine kirchliche Würde, mit der blos ein persönlicher Vorzug verbunden ist, ohne daß der Inhaber Antheil am Kirchenregimente hat, wobei vielmehr das damit verbundene Amt durch einen Vicarius versehen wird[28]) — ein von dem katholischen Klerus vorzüglich in die anglikanische Kirche übergegangener Misbrauch. Daß man den Ausdruck nun auch im allgemeinsten Sinne für geistliche Pfründe überhaupt, aber auch für das Vicariat in einer Parochie gebraucht, dies erklärt sich aus dem so leicht in solchen Fällen sich einschleichenden Sprachmisbrauche. Unter die vierte der vier obigen Kategorien (s. S. 48) gehört außer dem auch schon unter der zweiten Kategorie erwähnten und also in zweien derselben seinen Platz findenden Personalarreste, die **persönliche Dienstbarkeit** (servitus personalis) im Gegensatze von der **dinglichen Dienstbarkeit** (servitus realis) und nicht zu verwechseln mit der servitus irregularis, extraordinaria anomala[29]).

Am umfänglichsten und wichtigsten ist der Begriff und Gebrauch des Wortes Persona im Civilrechte. Man versteht hier unter Person jedes Wesen, dem Rechte oder Verbindlichkeiten zukommen[30]). Jedes Rechtsverhältniß aber besteht in der Beziehung einer Person entweder zu einer andern bestimmten Person, oder zu allen andern Menschen. Und da alles Recht nur um der jedem Menschen inwohnenden sittlichen Freiheit willen vorhanden ist, so können nur menschliche Wesen Subjecte der Rechte sein[31]). Jeder Mensch ist also Subject von Rechten[32]); nicht so richtig dürfte der umgekehrte Satz sein, daß nur der Mensch Subject der Rechte sein kann, in wiefern man unter Mensch einen bestimmten einzelnen Menschen versteht. Den Beweis für diese Behauptung liefert schon die Eintheilung in physische und moralische Personen (s. S. 50 u. 51)[33]). Nach den im Vorhergehenden herausgesetzten allgemeinen Grundsätzen ist also jeder Mensch eine Person. Er hat **natürliche Rechtsfähigkeit** (status naturalis). Nicht so nach dem römischen Rechte, nach welchem eine besondere **bürgerliche Rechtsfähigkeit** (nach römischem Rechte caput, oder status, jetzt status civilis genannt) vorhanden sein muß, um sich Person zu nennen[34]) Nur wer auch äußerlich frei, wer kein Sklave war, konnte danach Rechtssubject, konnte Person sein. Der Status libertatis (s. d. Art.) war die unerläßliche Bedingung der Persönlichkeit eines Menschen[35]). Indessen machte hiervon die Gewalt des Hausvaters bei den Römern eine bedeutende Ausnahme, sodaß z. B. Frau und Kinder ein Eigenthum des bezüglich Mannes und Hausvaters waren, hiernach auch, obgleich eigentlich freie Personen nicht Gegenstand der usucapio (s. d. Art.) und des Besitzes sein konnten, doch dies der usucapio der Frau nicht entgegenstand[36]). Das Recht der Persönlichkeit haftet an der Erscheinung als Mensch und beginnt mit den ersten Ursprüngen desselben im Mutterleibe, obgleich da der Mensch noch nicht eine wirkliche Person ist; es hört auch nicht auf, wenn die Thätigkeit der Vernunft nie erwacht, wie beim Blödsinniggeborenen, oder wieder unterdrückt wird, wie beim

---

23) Maurenbrecher a. a. O. § 134, besonders Not. t.

24) über die ganze Materie vergl. Maurenbrecher a. a. O. §. 68. Not. c. §. 69. 76. §. 133. Not. b.

25) Ganz verschieden von dem alten botanischen Namen Personata oder Personaria, die gemeine Klette.

26) c. 18. X. de filiis presbyterorum (I, 17.) c. 28. X. de praebendis (III, 5.) c. 1. de consuetudine in 6to (I, 4.) Clem. 4. d. praebendis (III, 1.)

27) c. 8. X. d. constit. (I, 2.) c. 8. X. de rescript. (I, 3.) c. 13. X. de praebend. (III, 5.)

28) Andreas Müller, Lexikon des Kirchenrechts u. d. W. Personata. Wiese, Handbuch des Kirchenrechts. 1. Th. §. 93. S. 654. 2. Th. §. 195. S. 318 fg. Walther, Lehrbuch des Kirchenrechts. 7. Aufl. §. 212.

29) Vergl. hierüber den Art. Dienstbarkeit. I. Sect. 25. Th. S. 37 fg. und Glück a. a. O. 9. Th. §. 621. S. 15 u. 19.

30) Thibaut, System des Pandektenrechts. §. 57 und 118. Wippermann, Die Grundbegriffe des gemeinen teutschen Rechts. 1. Heft. (Rinteln und Leipzig 1839.) §. 15. S. 49. Fritz, Erläuterungen zu v. Wening-Ingenheim's Lehrbuch des Civilrechts. 1. Heft. 1. Buch. 4. Cap. S. 131 fg. Göschen, Vorlesungen über das gemeine Civilrecht von Erxleben. §. 32.

31) v. Savigny, System des heutigen römischen Rechts. 2. Bd. §. 60. S. 1. 2.

32) T. J. de jure personarum (I, 3). v. Wening-Ingenheim, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. §. 57/75. Zum Theil gegen Schweppe a. a. O. §. 58. Savigny a. a. O. S. 2.

33) In gewisser Maße gegen v. Wening-Ingenheim a. a. O. und v. Savigny a. a. O. S. 2.

34) Thibaut, System des Pandektenrechts. §. 118. Glück a. a. O. 2. Th. §. 113. S. 60 fg. Mackeldey, Lehrb. des röm. Rechts. §. 116. Schweppe a. a. O. §. 60.

35) v. Wening-Ingenheim a. a. O. Göschen a. a. O.

36) Die Abhängigkeit der alieno juri subjecti von v. Schröter in der Linde-Marezoll-Schröter'schen Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 14. Bd. 2. Heft. Nr. VI. S. 172 fg. u. 175.

Wahnsinnigen. Der als Einzelwesen von der Natur für sich bestehende, der einzelne Mensch, in wieweit ihm Rechtsfähigkeit zugeschrieben wird, ist eine physische Person. Wenn aber ein Begriff zum Rechtssubjecte personificirt wird (s. S. 48), wenn z. B. mehre zu einem vereinten Handeln für gemeinschaftliche Zwecke vereinte physische Personen, als Ein Ganzes, Ein untheilbares Rechtssubject angesehen werden — ein Subject, das sich nur denken, nicht anschauen läßt [37]), — wenn sogar einer Sache, z. B. einer Casse, dem Fiscus ꝛc., Rechtsfähigkeit beigelegt wird; so geschieht dies vermöge rechtlicher Grundsätze. Dies Rechtssubject ist dann eine juristische, weil die ganze Personificirung auf einer juristischen Fiction (s. d. Art.) beruht, eine fingirte, weil die Vereinigung solcher Einzelwesen zu Einem Ganzen auf einem unsichtbaren Bande beruht, eine mystische, moralische Person (s. S. 51) [38]). Die Rechtsfähigkeit der physischen Person beruht auf ihrer Existenz als Mensch (sie muß erzeugt sein), also erstens auf der Conception. Der noch nicht Concipirte hat, wenn man das so ausdrücken will, nur in sofern Rechte, als gegen die gesetzlich bestimmten und die durch Anordnung Dritter den künftigen Familiengliedern zugestandenen Rechte nichts geändert, z. B. keine letztwilligen Dispositionen von seinen legitimen Ältern mit Übergehung seiner gemacht werden dürfen, weil nachgeborene Kinder das Testament brechen, sie mögen zur Zeit der Errichtung desselben gezeugt oder noch nicht gezeugt sein [39]). Noch mehr beruht die Rechtsfähigkeit der physischen Person zweitens auf der Geburt. Die Gesetze sehen den blos concipirten, noch nicht geborenen Menschen (embryo, foetus, venter) für einen Theil der Mutter an — pars viscerum matris [40]). Da die Rechtsfähigkeit der Person erst mit der Geburt wirklich eintritt, jedoch schon vorher beginnt, d. h. vorbereitet wird, so darf nichts geschehen, wodurch die Geburt gehindert wird; die Rechte, die der dereinst Geborne dann haben wird, gelten, als durch die Geburt bedingt, schon jetzt, nur daß er noch nicht in den Genuß derselben tritt. Sie müssen aber ebenso mit aller Sorgfalt gewahrt, deßhalb muß bei der Erbtheilung sein Gütertheil zurückgelegt, auf seine Geburt zehn Monate lang gewartet, und dann, weil man im Voraus die Anzahl der Embryonen nicht wissen kann, auf die nach der gewöhnlichen Erfahrung möglichst größte Anzahl derselben, auf Drei, gerechnet werden. Nur davon kann die Rechtsregel verstanden werden: Nasciturus pro jam nato habetur, quoties de ejus commodo agitur [41]). Mit der Geburt beginnt dagegen die wirkliche Rechtsfähigkeit, der Genuß der Personenrechte. Das Kind muß wirklich aus dem Mutterleibe zur Welt kommen, ob ganz auf natürlichem Wege oder durch künstliche Mittel, das ist gleich, wenn das Kind nur völlig getrennt von der Mutter existirte [42]). Die Rechtsfähigkeit der physischen Person beruht drittens auf der menschlichen Organisation, vermöge deren die Person diejenigen physischen Anlagen haben muß, die den Menschen, als solchen, charakterisiren. Ein blos verunstalteter Mensch (portentum, ostentum) hat alle Rechte der Person; ein Wesen aber, dem jene charakteristischen Merkmale fehlen (monstrum, prodigium), wobei wol auf den Kopf, als den Haupttheil der menschlichen Bildung, selbst nach Anleitung der römischen Gesetze [43]), vorzüglich zu sehen ist, kann nicht für eine Person gelten. Dennoch muß für seine Erhaltung ꝛc. polizeilich gesorgt werden und seine Geburt war in manchen altrömischen Verhältnissen nicht ohne Einfluß [44]). Die vierte ungezweifelte Grundlage der Rechtsfähigkeit der Person ist das Leben nach der Geburt, rücksichtlich dessen es gleichgültig ist, welche sichern Lebenszeichen das wirklich geborne Kind von sich gegeben hat, wenn diese auch in bloßem Athmen bestanden und der Tod gleich nach der Geburt erfolgte, oder, wie das Gesetz sagt, wenn das Kind in den Händen der Wehmutter starb, wenn es nur vollkommen lebend geboren wurde (si vivus perfecte natus est, ad orbem totus processit) [45]). So wenigstens nach römischem Recht, und diese Ansicht hat überall über die Grundsätze der älteren teutschen Rechte, wonach das Beschreien der vier Wände als Lebenszeichen erfoderlich war [46]), die Oberhand behalten. Ein schon vor der Geburt todtes Kind, ein todtgebornes Kind, wenn es auch nicht zu früh geboren war (abortus), ist nicht rechtsfähig [47]). Sehr streitig ist mit ihren Nebenfragen die Frage, ob fünftens die Lebensfähigkeit, Vitalität (vitalitas) ein Erfoderniß der Persönlichkeit sei? Für lebensfähig halten die Gesetze nach der Meinung des Hippokrates nur das Kind, das bis zu Anfang des siebenten Monats im Mutterleibe getragen ist, wo es dann denjenigen Grad der Ausbildung erreicht haben soll, der es zu einem weitern Leben fähig macht. Man behauptet, daß nur ein solches Kind Rechte, also z. B. Erbrecht, bekommen und auf Andere übertragen könne. Nach einer Gesetzesstelle [48]), die sich aber wol blos auf die Rechte des Status (siehe S. 49) bezieht, werden 182 Tage, nach welchen das Kind geboren sein soll, von den meisten Rechtslehrern als frühester Termin für die Vitalität an=

37) Gegen Krug a. a. O. u. d. W. Person. 38) Ebendas. Mackeldey a. a. O. §. 116. v. Wening=Ingenheim a. a. O. §. 65/98. Schweppe a. a. O. §. 58. Göschen a. a. O. §. 32. Savigny a. a. O. S. 2. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 196. 39) Schweppe a. a. O. §. 59. Glück a. a. O. §. 114. S. 64. 40) Fr. 1. §. 1. D. d. ventr. inspic. (XXV, 4.) 41) Schweppe a. a. O. Glück a. a. O. S. 64 fg. Thibaut a. a. O. §. 120. Mackeldey a. a. O. §. 118. Göschen a. a. O. §. 33. S 118 u. 120 fg.

42) Glück a. a. O. §. 115. S. 78. Thibaut a. a. O. v. Savigny a. a. O. §. 61. S. 4—7. 43) Fr. 44. D. de religiosis (XI, 7). Fr. 135. D. de verbor. sign. (L. 16) gegen Fritz a. a. O. S. 134. 44) Glück a. a. O. §. 114. S. 70. Mackeldey a. a. O. Thibaut a. a. O. §. 120. Schweppe a. a. O. S. 143. v. Wening=Ingenheim a. a. O. §. 58/76. Göschen a. a. O. S. 117. Savigny a. a. O. S. 9. 45) c. 3. C. de posthumis haered. (VI, 29.) Göschen a. a. O. S. 119. 46) Sachsenspiegel, 1. Buch. Art. 33 und Lehenrecht, Cap. 21. Schwabenspiegel Cap. 92. Alemannisches Lehenrecht Cap. 14. 47) Glück a. a. O. S. 77 u. 80. Thibaut a. a. O. §. 121. Schweppe a. a. O. S. 144. v. Wening=Ingenheim a. a. O. Göschen a. a. O. S. 118. v. Savigny a. a. O. S. 8. 48) Fr. 3. §. 12. D. de suis et legit. haeredib. (XXXVIII, 16.)

genommen[49]). Andere nehmen an, daß das Kind nur über den 181. Tag[50]) getragen zu sein braucht, noch Andere lassen es für lebensfähig gelten, wenn das Kind nur den 181. Tag begonnen hat[51]), weil nach der juristischen Rechnung, den Monat zu 30 Tagen angenommen, mit dem 181. Tage der siebente Monat beginnt. Ja man läßt sogar aus Gründen der Billigkeit ein Kind als rechtsfähig zu, das vor dem siebenten Monate geboren ist, aber doch den Anfang desselben erlebt hat[52]). Der ganze Streit aber wird dadurch gehoben, daß neuerlich sehr überzeugend dargethan worden ist, wie die Vitalität gar kein Erfoderniß der Persönlichkeit, vielmehr jedes lebend geborne Kind zur Erlangung und Übertragung der Rechte fähig sei[53]). Übrigens hört die physische Persönlichkeit mit dem physischen Tode, bei den Römern auch mit der **capitis deminutio maxima** auf[54]) (s. d. Art. Status).

Das römische Recht gesteht den physischen Personen manche Vorrechte vor den moralischen, mystischen, juristischen, fingirten Personen[55]) zu. Nach älterm Rechte konnten diese nicht zu Erben eingesetzt und es konnten ihnen keine Vermächtnisse zugewendet werden. Jetzt können Kirchen, Klöster, milde Stiftungen, auch **licita collegia**, wenn letztere ein besonderes Privilegium darüber erlangt haben, gültig zu Erben ernannt, gedachten Collegien jedenfalls Legate ausgesetzt werden, ja Mehre der neuern Rechtslehrer verlangen die Privilegien nicht einmal zur Erbeseinsetzung[56]). Soviel geht jedoch schon aus allgemeinen Grundsätzen hervor, daß das, einen großen Theil der moralischen Personen, als solche, charakterisirende Recht, als Gesammtpersönlichkeit anerkannt zu werden, nur mit Genehmigung des Staats erlangt werden kann. Daher sind als fingirte Personen nur solche anzunehmen, von denen dies die Gesetze ausdrücklich bestimmen; auch können sie, wie aus ihrer Natur hervorgeht, nie mit physischen Personen ganz allgemein gleichgestellt werden[57]). Merkwürdig ist die für die verneinende Antwort wol ziemlich allgemein jetzt entschiedene Streitigkeit über die Frage, ob moralische Personen Verbrechen begehen und bestraft werden können?[58]) Ebenso die Frage, in wiefern können moralische Personen beleidigen oder beleidigt werden?[59]) Desgleichen die mehrfachen Streitigkeiten im Civilrechte über die Gleichstellung der moralischen Personen mit Minderjährigen[60]) über ihre Begünstigungen bei der Verjährung[61]) rc. Früherhin behandelte man den Ausdruck moralische Personen, beinahe gleichbedeutend mit Gemeinheit, **universitas**. Erst in der neuern Zeit hat man den Begriff einer moralischen Person über die **universitas** hinauserstreckt und eingesehen, daß diese nur eine Art der moralischen Personen sind[62]). Andere[63]) beschränken die moralischen Personen auf drei Kategorien: 1) Individuen, welche mit ihrem Nachfolger nur Ein Subject bilden; 2) **universitates**; 3) Anstalten, Stiftungen. Doch den meisten Beifall[64]) hat wol die nachfolgende[65]) Eintheilung der moralischen Personen gefunden. Ist diese Person Alles, was außer dem einzelnen Menschen ein Rechtssubject bildet (s. S. 50), ist sie nur ein Begriff, etwas Gedachtes, so setzt doch dieses Gedachte immer etwas mit ihm in Beziehung Stehendes voraus, dem man eine gewisse Äußerlichkeit zuschreibt. Man hat dies das Substrat der moralischen Person genannt. Dieses Substrat sind nun 1. Eine oder mehre physische Personen. Dahin gehört die moralische Person des Regenten, welche nicht stirbt, vielmehr mit dem Nachfolger in Regierungshandlungen nur Eine Person bildet (**Le Roi est mort, vive le Roi**). Diese moralische Person wird durch die physische des Regenten repräsentirt. Ähnlich so ist dies mit den Einzelbeamten, z. B. Einzelrichtern, welche, als physische Personen, die moralische Persönlichkeit ihres Amtes repräsentiren, daher, in wiefern von Letzter die Rede ist, mit ihrem Vorgänger und Nachfolger Eine Person sind[66]). 2. Das zweite Substrat sind mehre physische Personen in ihrer Vereinigung zu einem immerwährenden Zwecke; hier ist die moralische Person eine Gemeinheit (**universitas**), wenn sie das Recht bekommen hat, durch ihren Collectivwillen eine einzige moralische Person zu bilden. Die zu öffentlichen Zwecken bestellte Gemeinheit ist ein Col-

49) Glück a. a. O. §. 115. S. 83 fg. Thibaut a. a. O. in den spätern Ausgaben bis zur 7. §. 210. Göschen a. a. O. S. 118. 50) Thibaut a. a. O. in der ersten Ausg. §. 191. 51) Schweppe a. a. O. 52) Glück a. a. O. S. 90, besonders Not. 49. 53) Savigny, Die Vitalität eines Kindes, als Bedingung seiner Rechtsfähigkeit; a. a. O. Beil. III. S. 385 fg. Vergl. auch §. 61. S. 10 fg. und v. Wening-Ingenheim a. a. O., auch Fritz dazu a. a. O. S. 133. Reinhardt, Ergänzungen zu Glück's Erläuterung der Pandekten. 1. Bd. 1. Abth. §. 115. S. 166. Thibaut a. a. O. 8. Ausg. §. 121. 54) Schweppe a. a. O. §. 61. S. 147. Göschen a. a. O. S. 119 fg. Fritz a. a. O. S. 135. 55) Roßhirt, über juristische Personen, im Archiv für die civilistische Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. XIII. S. 313 fg. Dirksen, über den Zustand der juristischen Personen nach römischem Rechte, in dessen civilistischen Abhandlungen. 2. Bd. 1. Abh. 56) Göschen a. a. O. §. 792. S. 41 und die da angezogenen Schriften. 57) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 65/98. 58) Im Allgemeinen verneint von Feuerbach schon in der ersten Ausgabe seines Lehrbuchs des peinlichen Rechts. §. 36; aus einem andern Grunde in den spätern Ausgaben, namentlich in der 13. von Mittermaier, dann in Martin, Lehrbuch des Criminalrechts §. 38; auch in der Hauptsache verneint von Henke, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 1. Th. S. 382. Dies Alles gegen Tittmann, Handbuch der Strafrechtswissenschaft. 1. Th. §. 39. Bauer, Lehrbuch des Strafrechts. §. 42. Selchow, Lehrbuch des peinlichen Rechts. §. 30. Die ältere sowol als neuere Literatur, soweit letztere hier nicht erwähnt ist, sowie Nachrichten über die verneinende Ansicht der neuern Particulargesetze s. in der angezogenen 13. Ausgabe Feuerbach's a. a. O. Not. d. Herausg.

59) Archiv des Criminalrechts. 3. Bd. Nr. 3. S. 8. 60) Richter, Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen. (Tübingen 1834.) Nr. XXV. S. 78. 61) Scheidlein, Miscellen aus dem Gebiete der Gesetzgebung des österreichischen Kaiserstaates. 5. Heft. §. 41 fg. S. 66 fg. u. §. 107 fg. S. 156 fg. 62) Vergl. Roßhirt a. a. O., besonders §. 6. S 313 u. 327. Fritz a. a. O. S. 148. 63) Schweppe a. a. O. §. 77. S. 178. 64) *Mühlenbruch* l. c. §. 196. Mackeldey a. a. O. §. 142. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 65/98. 65) Wir folgen hierbei Göschen a. a. O. §. 62. 66) Schweppe a. a. O. gegen Fritz a. a. O. S. 151 fg.

legium, mehre zu einem Ganzen vereinigte Collegia bilden ein Corpus. Bei ihrer Errichtung müssen sie wenigstens drei Mitglieder haben, können aber dann in Einem fortgesetzt werden. Die Hauptarten der universitas sind der Staat selbst, die Communen, d. i. Stadt- und Landcommunen, die Zünfte, Innungen, Gilden und andere Corporationen, mehre Genossen einer gewissen Art und endlich diejenigen öffentlichen Ämter, bei denen mehr als eine Person zu der nämlichen Function bestellt sind — Landescollegia. Die Kirche in ihrer Qualität als Gemeinde gehört nicht eigentlich hierher [67]). 3. Es kann auch eine Sache [68]) Substrat einer moralischen Person sein, wenn a) das Vermögen einer Person selbst als Person behandelt wird. Z. B. das Vermögen des Staates oder einer Commun, also zweier (wenngleich moralischer) Personen, wird selbst unter dem Namen des Fiscus, Ärarium, Staats- oder Kämmereicasse, Kriegscasse ꝛc. als moralische Person angesehen [69]). Dies ist ferner der Fall, b) wenn für den Moment herrenlosem Vermögen die Qualität einer moralischen Person beigelegt wird. Dies thuen die Gesetze, um Nachtheile der Herrenlosigkeit zu beseitigen, indem sie von der Erbschaft (s. d. Art.) nach dem Tode des Erblassers, ehe sie auf einen Erben übergegangen ist — haereditas jacens — sagen: Haereditas personae vice fungitur, sicuti municipium et decuria et societas [70]). Der dritte hier eintretende Fall ist c) wenn Anstalten zu Beförderung eines gewissen Zweckes als Personen behandelt werden, sogenannte Stiftungen und unter ihnen insonderheit fromme Stiftungen, wozu wieder die Kirche häufig als moralische Person gerechnet wird [71]). Daß aber nicht jede Sache, namentlich nicht jede einzelne Sache, welche wir in der Gesetzessprache zuweilen personificirt finden, wie Grundstücke mit Realrechten und Verbindlichkeiten ꝛc., darum eine moralische Person nach den Gesetzen sein soll, dies liegt in der Natur der Sache und der Sprache [72]).

Nicht immer reicht man mit der Definition der juristischen Person, sowie sie vorstehend (besonders s. S. 50) aufgestellt wurde, als eines zum Rechtssubjecte personificirten Begriffs, aus, vielmehr wird dadurch auch öfter nur der Inbegriff der rechtlichen Beziehungen eines Menschen ausgedrückt. Man kann daher sagen: Jede Person bestehe aus einer physischen und einer juristischen Person. Oft ist nämlich die Persönlichkeit eines Menschen unvollständig, namentlich darf er seine Geschäfte vor Gericht nicht selbst verwalten, er hat nicht personam standi in judicio (s. S. 54). In einem solchen Falle wird ihm ein Vormund gegeben, der diese Angelegenheiten besorgen muß. In diesem Sinne wird daher vom Vormunde eines Pupillen gesagt: Tutor personae, non rei datur [73]), und hier bedeutet persona die bürgerliche juristische Person des Tuenden in der eben angegebenen Bedeutung. Anders bei der Vormundschaft über einen Erwachsenen, Wahnsinnigen ꝛc. Hier heißt die Vormundschaft, wenn der Vormund zugleich für die Person seines Pflegebefohlenen sorgen muß, *Cura personarum, Cura personalis*, und hier wird unter persona die physische Person des Curanden verstanden, aber gleichfalls nicht in dem Sinne, wie oben dieser Ausdruck genommen wurde, als rechtsfähiges Einzelwesen, sondern in dem Sinne, in welchem man von physischen Menschen im Gegensatze von moralischen, spricht. Der Vormund soll für das physische Wohl des Curanden mit sorgen [74]). Merkwürdig ist auch, daß, sowie in Einem Menschen physische und juristische Personen in den letztern Bedeutungen vereinigt sind, oft auch die beiden juristischen Personen zweier Menschen in jenen beiden vereinigt sein können, daß unter ihnen Personeneinheit (*unitas personae*) stattfindet. Davon ist die Folge, daß der bekannte Grundsatz: Verträge binden einen Dritten nicht, dann nicht Platz greift, wenn dieser Dritte mit Einem der Contrahenten Eine Person ausmacht. Pater et filius habentur pro una persona ist schon ein bekanntes Sprüchwort, das sich auf alle, unter väterlicher Gewalt befindliche Kinder bezog, weil diese, nach dem ältesten römischen Rechte, innerhalb der Familie, wie Sklaven, nicht wie Personen angesehen wurden, wovon der Zustand der Personeneinheit in der Folge übrigblieb. Vater und Sohn konnten daher, außer in Bezug auf gewisse Arten des Peculium (s. w. u.), keine Verträge mit einander gültig schließen, und keine Processe gegen einander führen — Beschränkungen, die jetzt nicht mehr stattfinden, sodaß in der Praxis von dieser Personeneinheit nicht viel mehr übriggeblieben ist, als das Recht der bis an den Tod des Vaters in seiner Gewalt gebliebenen Kinder, dessen Erbschaft ipso jure und sogar unwissend zu erwerben und weiter zu übertragen (jus suitatis). Nach dem ältern strengen römischen Rechte fand aus demselben Grunde, wie bei den Kindern (s. S. 49), auch zwischen Mann und Frau Personeneinheit statt, noch jetzt aber zwischen dem Erblasser und seinen Erben [75]) (daher die beiderseitigen Activ- und Passivforderungen gegen Schuldner und Gläubiger des einen und des andern compensirt werden und die Erben nicht Testamentszeugen ihres Erblassers sein können, die Testamentszeugen selbst aber mit keinem von Beiden in Personeneinheit stehen dürfen, der Erblasser sogar vollkommen gültig Sachen des Erben einem Dritten vermachen kann); zwischen dem Tutor und dem Pupillen (daher der Pupill aus den seinetwegen geschlossenen Verträgen seines Vormundes belangt, der Vormund aber nie in rem suam auctor werden, d. h. einem Vertrag zwischen seinem

---

67) Thibaut a. a. O. §. 130. Schweppe a. a. O. §. 78 fg. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 67/100. Fritz a. a. O. S. 155. 68) In gewisser Maße gegen Fritz a. a. O. S. 150 und gegen Schweppe a. a. O. §. 77. 69) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 66/99. Fritz a. a. O. S. 149 fg. 70) Fritz a. a. O. S. 152. 71) Ebend. S. 153. Besonders abweichende Ansichten hierüber s. bei Roßhirt a. a. O. S. 321 fg. 72) Fritz a. a. O. S. 150.

73) Fr. 14. D. de testamentaria tutela (XXVI, 2). 74) Glück a. a. O. 29. Th. §. 1298 a, S. 12 fg. u. 33. Th. §. 1391. S. 234 fg. 75) Vergl. Hepp in der schon angezogenen Linde-Marezoll- v. Wening-Ingenheim'schen Zeitschrift. 4. Bd. 1. Heft. Nr. III. S. 42. 43.

Mündel und ihm durch seine Auctorität Gültigkeit geben kann, höchstens daraus eine obligatio naturalis für den Pupillen entsteht), nicht aber zwischen dem Curator und dem Minderjährigen; endlich zwischen dem Cessionar und Cedenten (daher gegen den aus einer Cession Klagenden nicht nur mit seiner eigenen Schuld, sondern auch mit der Foderung des Cessionars gegen den Cedenten compensirt werden kann)[76].

Das römische Recht hatte, außer der erwähnten, noch jetzt bestehenden Eintheilung, mehre andere, damals einflußreiche Eintheilungen der Personen, die jetzt von geringerm Einflusse sind. Dahin gehört die in gewisse und ungewisse Personen (*personae certae et incertae*), damals sehr wichtig, weil keine ungewisse Person vom Vater zum Vormunde seiner Kinder im Testamente bestimmt[77]), keine ungewisse Person als Erbe eingesetzt werden durfte[78]). Was freilich unter einer persona incerta jetzt noch zu verstehen sei, das ist darum streitig, weil die Hauptverordnung Justinian's darüber verloren gegangen ist. Nur soviel dürfte wol ausgemacht sein, daß nicht alle personae incertae die passive Testamentifaction, d. h. das Recht, zum Erben eingesetzt zu werden, erhalten haben[79]). Ungewisse Personen können erstlich solche sein, rücksichtlich deren der Testator sich so undeutlich ausgedrückt, daß man nicht ermitteln kann, wen er gemeint hat (eine Ungewißheit, die auch noch jetzt jede Erbeinsetzung ungültig machen würde); zweitens solche, welche erst durch ein ungewisses Ereigniß in Gewißheit gestellt werden, sodaß sie der Testirer selbst nicht kannte (z. B. wer das große Loos gewinnen wird, soll mein Erbe sein), drittens solche, welche zwar ganz genau und kenntlich charakterisirt, von denen aber ungewiß ist, ob sie je existiren werden (z. B. wer das Fliegen erfinden wird, soll Vormund meines Kindes sein), endlich werden auch fingirte Personen (s. S. 50) zu den ungewissen Personen gerechnet[80]). Das Gegentheil derselben sind certae personae, zu denen man jetzt auch alle vorgenannten mit Ausschluß der zuerst aufgeführten ganz undeutlich beschriebenen rechnet. Hiernächst waren die Personen ausgezeichnet, welche in nahen, dem Grade nach genau bestimmten, verwandtschaftlichen und schwägerschaftlichen Verbindungen mit der Person, um die es sich handelte, standen (*personae conjunctae*) und darum von gewissen allgemeinen Vorschriften ausgenommen waren (*personae exceptae*). Diese Verbindung begründete ein Ehehinderniß, zum Theil präsumtive Vollmacht in gerichtlichen Streitigkeiten, die strenge römische Verpflichtung zur Trauer nach dem Tode jener Person, untersagte diesen verbundenen Personen die Anklage Jener, aber auch die Zeugenschaft für und gegen sie, hob für die Verbundenen mehre Beschränkungen in Bezug auf Schenkungen auf rc.[81]). Bekanntlich war ferner die Geschlechtsaristokratie in Rom sehr mächtig. Obenan standen in der Hauptsache Personen aus dem Stande der Senatoren (*personae illustres*); unter diesen aber hatten den höchsten Rang die personae eas praecedentes, *superillustres*, mit welchem Titel man die Patricii und Consules, und unter den Kaisern die nächsten nach dem Kaiser, die Minister derselben, belegte. Zu den personae illustres gehörten vorzüglich die Praefectus urbi, Praefectus praetorio, die Consules und Magistri militum. Die zweite Classe waren die *personae clarissimae*, die Comites consistoriani, Rectores provinciarum, Praesides et Consulares. Zur dritten Classe der höhern Beamten — *personae spectabiles* — gehörten der Praefectus augustalis, die Proconsules, der Comes orientis et cujuslibet tractus Vicarii. Im Civil- und Proceßrecht waren die personae illustres et superillustres dadurch ausgezeichnet, daß sie in ihren Proceßsachen Anwälte bestellen mußten und, weil man überhaupt Geldausleihen auf Zinsen unter ihrer Würde hielt, höchstens tertiam partem centesimae, ein Drittel pro Cent monatlich, also jährlich nicht über 4 pro Cent Zinsen nehmen durften[82]). Im Gegensatze zu diesen ehrenvoll ausgezeichneten Personen sind im römischen Rechte die schändlichen Personen (*personae turpes*[83]) zu ihrem Nachtheile dadurch ausgezeichnet, daß wenn sie in einem Testament zu Erben eingesetzt sind, unter Vorzug vor den fratribus atque sororibus germanis et consanguineis[84]), diesen die Querela inofficiosi (s. den Art.) zu Umstoßung des Testamentes zusteht[85]). Die letzte im römischen Rechte ausgezeichnete Personenart sind die mitleidswürdigen Personen (personae miserabiles), worunter unmündige, ihres ehelichen Vaters beraubte Waisen, Witwen, durch langwierige Krankheiten erschöpfte (gebrechliche Personen, diuturno morbo fatigati et debiles), daher auch Taube, Stumme, Blinde (man zählt sogar abgelebte Greise dazu), und die, welche durch Unglücksfälle um ihr Vermögen gekommen sind (preßhafte Personen), gerechnet werden. Sie haben nach den römischen Gesetzen nicht nur das Recht, daß ihnen auf ihr Verlangen, und so lange sie dessen bedürftig sind, ein Curator (s. d. Art. Vormundschaft) bestellt werden muß[86]), sondern sie genießen auch eines befreiten Gerichtsstandes in der Maße, daß ihre Streitigkeiten, sie mochten Kläger oder

---

76) über alles dies vergl. Glück a. a. O. 2. Th. §. 132. S. 233 fg. §. 137 u. 138. S. 272. 274; 4. Th. §. 292. S. 103. §. 315. S. 301; 15. Th. §. 933. S. 93. 94; 21. Th. §. 1135. S. 122. §. 1145 rc. S. 352; 23. Th. §. 1211. S. 225; 29. Th. §. 1298[a]. S. 13 fg.; 30. Th. §. 1340. S. 462 fg. §. 1342. S. 475; 34. Th. §. 1413[a]. S. 343 u. 346. 77) Schweppe a. a. O. §. 735. S. 277. Glück a. a. O. 29. Th. §. 1301. S. 76 fg. Göschen a. a. O. 3. Bd. 4. Buch. §. 749. S. 171. 78) Glück a. a. O. 33. Th. §. 1406[a]. S. 476 fg. 79) Schweppe a. a. O. 5. Bd. §. 788. S. 46. 80) *Mühlenbruch* l. c. §. 641.

81) *Mühlenbruch* l. c. §. 210 et 442. 82) Glück a. a. O. 5. Th. §. 398. S. 274 u. 21. Th. §. 1133. S. 88. 83) s. hierüber umständlich den Art. Ehre. 1. Sect. 31. Bd. S. 418, besonders 419 fg. 84) s. d. Art. Verwandtschaft. 85) Glück a. a. O. 6. Th. §. 543. S. 563 u. 572 fg. 86) Mackeldey a. a. O. §. 597. Roßhirt, Über den obrigkeitlich bestellten Curator eines Gebrechlichen, in seiner und Warnkönig's Zeitschrift über Civil- und Criminalrecht. 2. Bd. 1. Heft. Mannichfaltiges. IV. S. 135 fg.

Beklagte sein, von ihnen, mit Übergehung aller anderer Instanzen, sogleich an den Kaiser gebracht werden konnten, daß sie dagegen, wenn Andere dies eingeleitet hatten und es ihnen beschwerlich war, sich nicht vor des Kaisers höchstem Tribunale, sondern blos vor dem Gerichte ihres Wohnortes zu verantworten brauchten. Ein besonderer Titel des Codex ist ihnen gewidmet, worin diese Verordnung des Kaisers Constantin enthalten ist [87]). Noch jetzt besteht in den einzelnen teutschen Staaten, welche gemeines Recht haben und wo dieses Privilegium nicht ausdrücklich aufgehoben ist, dasselbe in der Maße, daß solche Personen sich in ihren Rechtssachen ohne weiteres an die höchste Instanz wenden können, wenn sie auch keinen Grund zur Recusation des ordentlichen Richters haben. Dasselbe fällt jedoch weg, wenn beide Theile mitleidenswürdige Personen sind, auf dasselbe verzichtet, die fragliche Partei erst nach erfolgter Einlassung eine mitleidswürdige Person geworden, oder eine Partei durch ein Verbrechen in diesen Zustand gekommen, endlich die Sache eine Bagatellsache ist, oder die mitleidswürdige Person ihr klagbares Recht von einer persona non miserabilis cedirt erhalten hat [88]).

Im Allgemeinen hat auch in Teutschland der Stand der Personen Einfluß auf den privilegirten Gerichtsstand, welcher nicht blos in Bezug auf gewisse Rechtssachen (nicht hierher gehörig), sondern vorzüglich in obiger Beziehung besteht für Geistliche, Soldaten, akademische Personen, Gesandten (unter Berücksichtigung der Exterritorialität [s. d. Art.]), dann für, wie gedacht, mitleidswürdige Personen, vorzüglich aber für die sogenannten Kanzleischriftsässigen (s. d. Art.), zu welchen besonders der Adel und die höheren, oft alle Staatsdiener, ja zuweilen alle öffentlichen Personen gehören [89]). Man theilt nämlich die Personen, als Mitglieder des Staats, in öffentliche und Privatpersonen, je nachdem sie an der Verwaltung des Staates, wenigstens einzelner Theile desselben, wohin unter andern die Communen gehören, auch an der Verwaltung einzelner Zweige der Staats-Administration, z. B. der Justiz, Theil nehmen oder nicht. Jede öffentliche Person, selbst der Regent, ist aber auch zugleich, soweit sie in Bezug auf ihr Privatleben und dessen Angelegenheiten betrachtet wird, Privatperson, sowie überhaupt, nach der ganzen Darstellung des Begriffes der Person, Ein Mensch mehre Personen in sich vereinigen kann [90]). Nicht aber blos die eigene Person hat Einfluß auf den Gerichtsstand, oft ist es auch der Stand eines Dritten, der für eine andere Person einen besondern Gerichtsstand begründet (*forum ex persona tertii v. alterius*). So ist dies der Fall rücksichtlich der Ehefrauen, die den Gerichtsstand ihres Mannes erhalten und selbst, so lange sie Witwen sind, behalten, rücksichtlich der Kinder, so lange sie nicht aus der väterlichen Gewalt entlassen sind, ja rücksichtlich des Dienstgesindes, das in der Regel den Gerichtsstand seines Herrn hat. Selbst der Erbe muß in den Fällen, wo er als Erbe benannt wird, namentlich so lange die Erbschaft noch nicht getheilt ist, das Forum seines Erblassers in der Regel anerkennen (*forum haereditatis*) [91]). Bei dem Processe selbst finden wir die Eintheilung der Personen in Haupt- und Nebenpersonen (*personae principales et minus principales*) — eine Eintheilung, die in rechtlichen Verhältnissen auch in andern Beziehungen vorkommt und da öfter mit Unrecht übersehen wird [92]). Diese Personen bilden das Subject des Processes. Die Hauptpersonen, d. h. diejenigen, ohne welche ein Proceß nicht denkbar ist, sind Richter, Kläger und Beklagter (die beiden Letzteren zusammen die Parteien genannt). Die Nebenpersonen des Richters sind vor Allen der Gerichtsschreiber, Actuarius, Protonotarius, Secretair, Notarius rc. (eine Person, die nach der jetzigen Ausbildung des Processes, wo man sie eigentlich als Controleur des Richters ansieht, kaum nur zu den Nebenpersonen zu rechnen ist), dann die Registratoren, Copisten, Cancellisten, Sporteleinnehmer, Gerichtsboten, Gerichtsdiener, Gefangenwärter rc. Die Nebenpersonen der Parteien sind die Advocaten oder Anwälte, Procuratoren, Defensoren, Agenten [93]). Wer aber an einem Processe, oder an einem andern gerichtlichen Geschäfte Theil nehmen will, muß die Fähigkeit haben, bei Gericht zu handeln — *personam standi in judicio* — ein Ausdruck, welcher klar nach den Worten [94]) des Gesetzes selbst gebildet ist und in welchem persona nicht den Menschen selbst, sondern nur seine Eigenschaft (seine Rolle vor Gericht) bezeichnet. Diese Fähigkeit geht aber denen, welche von dem Schutze des Staats ausgeschlossen sind, nicht den gehörigen Verstand zur Besorgung der gerichtlichen Geschäfte und nicht freie Disposition über den Gegenstand der gerichtlichen Verhandlungen haben, ab, und zwar entweder gänzlich, wie Tauben, Stummen, Blöd- und Wahnsinnigen, Kindern unter sieben Jahren, bei den Römern den Sklaven, oder doch in gewissen Beziehungen, wie Minderjährigen in Civilsachen, ohne Beistand ihres Vormundes (s. S. 52), Kindern unter väterlicher Gewalt ohne Beistand ihres Vaters; nur der Haussohn hat personam standi in judicio, in gewissen, sein Peculium [95]) betreffenden Fällen [96]).

87) Const. unica Cod. Quando Imperator inter pupillos vel viduas, vel alias miserabiles personas cognoscat. (III, 14.) 88) Glück a. a. O. 6. Th. §. 522. S. 341 fg. *Kind*, Privilegio personarum miserabilium intuitu fori quatenus hodie locus detur? in quaestionibus forensibus. T. III. c. 4. 89) Glück a. a. O. 6. Th. §. 510. S. 240. 90) Ebend. 2. Th. §. 113. S. 62. 63. *Hertius*, De uno homine plures sustinente personas, in commentationibus et opusculis. T. III. p. 41. *Zachariae*, De pluribus personis in uno homine conjunctis, in ejusd. libr. quaestionum. (Vitteb. 1805.) Nr. 6

91) Glück a. a. O. §. 510 b. S. 243 fg. 92) Über die gewöhnlich übergangene Eintheilung der Personen, in Haupt- und Nebenpersonen, bei Buchholz, Juristische Abhandlungen (Königsberg 1833), Miscelle 6. 93) Knorr, Anleitung zum gerichtlichen Proceß, Einl. §. 12. S. 12. *Pfotenhaueri* doctrina processus, ed. *Diedemann*, §. 36. Danz, Grundsätze des ordentlichen Processes, §. 24 fg. und §. 43 fg. Martin, Lehrbuch des bürgerlichen Processes §. 31 fg. 94) Tit. 6. Lib. III. Cod. Qui legitimam personam standi in judiciis habeant vel non. 95) Umständlich auseinandergesetzt in dem Artikel Peculium. 3. Sect. 14. Bd. S. 398 fg. 96) Gönner, Handbuch des

Nach dem römischen Rechte betrifft die Rechtswissenschaft die Rechtssubjecte (Personenrecht, *jus personarum*), das, was kein Rechtssubject ist (Sachenrecht, *jus rerum*) und die gerichtliche Anwendung Beider (Klagrecht, jus actionum)[97]). Viele Ausstellungen sind hiergegen gemacht und andere Systeme aufgestellt worden[98]). Unter Personenrecht (*jus personarum*)[99]) versteht man — soviel dürfte als ausgemacht anzunehmen sein — den Inbegriff solcher Rechte, die in persönlichen, sowol natürlichen als bürgerlichen Eigenschaften und in dem Verhältnisse zu andern Personen ihren Grund haben. Persönliches Recht, auch neuerlichst, wiewol häufig noch mit andern Nebenbestimmungen, Obligationenrecht genannt (*jus personale*, jus ad rem s. in personam, *jus obligationum*[1]), nennt man das Recht, das sich auf Verbindlichkeiten anderer Personen gegen uns gründet. Diesem stehen die dinglichen oder sachlichen Rechte (jus in re, jus in rem, jus reale, jus rei) gegenüber, Rechte an Sachen gegen jeden Dritten. Welche der verschiedenen Theorien auch die Oberhand behalten dürfte, so wird doch die zuletzt aufgestellte Eintheilung sammt Definition ihr zum Grunde liegen müssen. Das Nähere darüber gehört in die Abhandlung dieser besondern Rechtstheile[2]).

(*Buddeus.*)

III) Person (grammatische).

Das lateinische Wort persōna, dessen Ursprung aus dem Griechischen *πρόςωπον*, sodaß es mithin, obschon lateinische Grammatiker es fälschlich auf persōnare bezogen, ein nicht in Italien einheimisches Wort wäre, in den Etymologischen Forschungen II. S. 287. 585 ist wahrscheinlich gemacht worden, bezeichnet ursprünglich die, im alten Schauspiele übliche, Maske, und deshalb, durch einen natürlichen Zusammenhang, auch die von einem Schauspieler übernommene Rolle oder durch ihn dargestellte Person. Die Erinnerung an diesen ursprünglich scenischen Gebrauch des Worts persona sowol als des Griechischen *πρόςωπον*, welches nicht nur mit jenem die Bedeutung der Maske, Rolle, Person, sondern desgleichen die der grammatischen Person theilt, im Übrigen aber zunächst und ursprünglich das Gesicht, allein, bedeutsam genug, nicht das thierische, sondern vielmehr menschliche (also ganz eigentlich persönliche) Antlitz, bezeichnet, diese Erinnerung dürfte hier um so weniger unangemessen erscheinen, als dasjenige, was die Grammatik unter Person zu verstehen pflegt, sich mit der Person im Drama auf eine überraschende Weise in ihrem durchaus repräsentativen Charakter begegnet. Unbestritten macht der Dialog, das Wechselgespräch von zweien oder mehr Personen, eine der wesentlichen Seiten vom Drama aus gegenüber der einseitigen Erzählung im Epos oder in der Historie, mögen diese auch gleich im Einzelnen, um die einförmige Ruhe solchen Erzählens zu unterbrechen, lebendige drastische Rede, die sogenannte oratio directa[1]), einmischen, wie ja auch umgekehrt das referirende und selbst reflectirende Element (der Monolog) nicht gänzlich vom Drama ausgeschlossen sind. In gleicher Weise basirt die natürliche Rede ursprünglich auf dem Bedürfnisse der Unterhaltung, des geistigen Verkehrs oder auf dem Dialoge, geführt von Redefähigen überhaupt, im Besonderen hinüber und herüber geführt in einem Medium, das den unmittelbar dabei thätig Betheiligten zugänglich, oder in einer von ihnen verstandenen Sprache. Hierbei ergibt sich nun leicht der Begriff dessen, was sprachlicher Seits den Namen einer Person in Anspruch nimmt, gewissermaßen von selbst. Nur Personen sind eigener Rede oder des Verständnisses fremder fähig; das sind aber in Wahrheit nur geistbegabte, selbstbewußte Wesen — Subjecte — oder, sobald wir nicht aus dem Bereiche der Erfahrung heraustreten, lediglich — Menschen; und, nehmen wir die höchste Persönlichkeit hinzu, Gott, der Eine Gott. Gleichwol schließt sich damit abseiten der Sprache noch keineswegs der Kreis derjenigen Wesen ab, welche ihr als Personen zu gelten, gelegentlich in den Fall kommen. Vorab hat sie mythische Personen jeder Art, auch darunter die selbstgeschaffenen überirdischen, gleich wirklichen zu respectiren und mit letzteren auf gleichen Fuß zu behandeln: nothwendig, weil, woran der Mensch glaubt, auch, wenigstens für ihn (subjective) Wirklichkeit hat, der Sprache, als solcher, aber die Frage nach objectiver Realität fremd bleibt. Der Mensch aber im Kindesalter seiner Gattung fand in Allem, was er in der Natur erblickte, seinen Widerschein und sein Echo: verwandte Wesen mit dem, ihm selber eigenen Fühlen, Denken, Wollen wieder, und flugs erhoben sich vor seinem Auge unzählige menschenähnliche Gestalten, als ebenso viele Personen durch jene großartige Prosopopöie, die bei ihm uranfänglich keine künstliche, poetische oder rhetorische Figur war, sondern wie ganze volle Naturwahrheit sich in seine Seele senkte. Zur Person wird in der Thierfabel auch selbst das Thier, denn es handelt, es redet darin, wie Menschen pflegen; ja dem Baume, dem Steine, der Argo, mag man gleichfalls in bewußter oder unbewußter Fiction Worte leihen, und sie damit — über sie hinaus — in eine ideale Welt von Persönlichkeiten versetzen. Nicht blos aber das sinnlich Faßbare kann gleichwie mit menschlichem Antlitz (*πρόςωπον*), mit der, dem Menschen selbst entnommenen

---

Processes 1. Bd. Nr. XIII. §. 3. Glück a. a. O. §. 529. S. 459 fg.

97) Thibaut, a. a. O. §. 6. 98) Thibaut, Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts, 2. Bd. (Jena 1817.) S. 1. 99) Schweppe, Juristisches Magazin, 1. Bd. 1. Heft. (Altona 1818.) 2. Abh.

1) Hugo, Civilistisches Magazin, 6. Bd. S. 346. Thibaut, a. a. O. S. 23. 2) Im Allgemeinen sind zu vergleichen Krug, a. a. O. u. d. W. Person und Persönlich; Schweppe, das römische Privatrecht, §. 57. Göschen a. a. O. §. 126. besonders S. 361.

1) Der dramatische Charakter der directen Rede bedarf keines Beweises. Die oratio obliqua hingegen kann sich nie über die Wirkung eines bloßen Berichts oder Referats erheben und mag daher als historisch oder episch gelten. Daraus fließt denn auch der eigenthümliche Wechsel der Personen, Modi ꝛc. in der letzteren in Vergleich mit jener z. B. Se ei dedisse zu Ego tibi dedi.

Maske dem Menschen erscheinen und sich ihm gegenüberstellen: nein, sogar das Übersinnliche, das Abstracte, ein bloßer Begriff vermag es, wie z. B. Fortuna, Spes, Nemesis, Frau Wizze oder Frau Aventiure, der Tod, u. s. w. Ist nun demnach der Begriff von Person, sprachlich genommen, kein gegenständlich fester, vielmehr flüssig je nach dem phänomenologischen Reflexe, den die Objecte jeweilig im Sprachbewußtsein werfen oder werfen sollen: so ist man eigentlich außer Stande zu sagen, wo im Sprachgebiete die Personification aufhöre. Gelegentlich kann sie All und Jedes in ihren Strudel ziehen, wie ja z. B. in den Semitischen Sprachen auch die sexuale Geschiedenheit in Mann und Weib, sich über sämmtliche Substantiva erstreckt, ungeachtet diese doch sonst nur dem Lebendigen oder, will man die Pflanzen hinzurechnen, dem Organischen gebührt. Dem Berge, dem Tische, Stuhle leiht die geschäftig Alles vergleichende und belebende Phantasie Fuß und Beine, dem Flusse oder Hebel Arme, der Flasche Hals und Bauch; und wie vielen anderen Dingen nicht menschliche Gliedmaßen! Warum nicht auch nach Umständen menschlichen Geist und Menschenrede? Die Sprache nimmt die Dinge nicht immer, wie sie sind, in ihrer objectiven Wahrheit, sie nimmt dieselben vielmehr oft, wie letztere sich dem ersten Blicke selbst geben, oder wie sie, vom Menschen in seine Subjectivität getaucht, daraus wieder hervorgehen. Mit einem Worte: ihr genügt schon die Maske, welche die Dinge dem menschlichen Bewußtsein entgegenkehren, oder welche dieses jenen vorheftet.

Nach so eben angestellter, hoffentlich nicht müßiger Vorerörterung werfen wir jetzt unsern Blick auf das, was im strengern Sinne grammatische Person heißt. Dabei müssen wir wieder, wie schon vorhin einmal, an die Natur des Dialogs anknüpfen. Als Person stellte sich uns für die Sprache dar Alles, was in Wahrheit der Rede fähig ist oder deren fähig gedacht und gesetzt wird. Im Fall nun solche wirkliche oder dafür geltende Personen redend in Scene treten und in einen Dialog sich einlassen, alsobald stellen sich die Einzelnen zur Rede in ein verschiedenes Verhältniß, in Sprechende und Hörende getheilt, und dieses Verhältniß zur Rede, in welchem sie sich jeweilig befinden, begründet ihren Charakter als grammatischer Personen.

Vorerwähntes Verhältniß ist, je nachdem man die Sache ansehen will, ein drei- oder nur zweifaches. Der üblichen Meinung nach gibt es drei grammatische Personen, wie, zwar beiweitem nicht in allen, aber doch in vielen indogermanischen Sprachen, ein dreifaches Geschlecht. Sonderbar genug erscheint freilich die Zumuthung, das genus *neutrum*, welches, wenngleich öfters auf wirklich von Seiten des Geschlechts Geschiedenes, z. B. mancipium, ζῶον, Pferd, Huhn, Kind, Weib, bezogen, doch stets der Strenge nach sich gegen das Geschlecht indifferent verhält und in Wahrheit das Ungeschlechtliche, Unlebendige, Sächliche in sich begreift, gleichwol unter die Kategorie Geschlecht stellen zu sollen: inzwischen wäre in diesem Falle „ein geschlechtloses Geschlecht" doch keine eigentliche contradictio in adjecto, in Betracht, daß Geschlecht beide Male in einem verschiedenen Sinne genommen wird, sodaß das Neutrum nur als ein die Sexualität ausschließendes Genus in jenem Ausdrucke sich darstellte. Nicht anders verhält es sich nun mit der sogenannten dritten Person, als dem Keins von den beiden andern. Halten wir nämlich blos an deren Beziehung zur Rede fest, wonach sie ein besprochener, gleichgültig, ob anderweit persönlicher oder unpersönlicher, Gegenstand ist, so fällt sie unzweifelhaft mit gleichem Rechte, als die beiden ersten Personen, unter die Kategorie einer grammatischen Person. Im Übrigen aber bemerkt man leicht, daß im Gegensatze zu Person 1. und 2. die dritte eben als dritte gerade vielmehr einen unpersönlichen Charakter zur Schau trägt. Obzwar Object der Rede nämlich ist dieselbe doch in keiner Weise in der Eigenschaft eines Subjects, d. h. eines selbstbewußten Wesens, oder, was dasselbe besagt, einer Person dabei betheiligt: welches letztere indessen von der zweiten Person in gleichem Maße als von der ersten gilt. Dies spricht sich allein schon z. B. in der Benennung impersonaler Verba zur Genüge aus. Der Name wäre übel gewählt, wenn man solcherlei Verben dadurch auch selbst allen Anspruch auf grammatische Persönlichkeit abzusprechen gedächte. Denn: tonat, pluit, oportet etc. sind entschieden mit dem Flexionszeichen dritter Person im Singular behaftet, und zum Überflusse schicken ihnen manche Sprachen sogar noch ein Pronomen dritter Person, wie z. B. die Teutsche das unpersönliche, neutrale Es, vorauf. Völlig, auch im grammatischen Sinne impersonal wäre unter den Verbalformen nur etwa der Infinitiv; jene Verba aber können in keinem andern als dem Sinne für unpersönlich gelten, daß sie, wie Schmitthenner es nennt, reine Existenzialsätze formiren, von einem bestimmteren Satzsubjecte, als dessen Wirkung ihr Inhalt angesehen werden müßte, dabei absehend [2]).

Vor der Rede ist an eine grammatische Person der Strenge nach gar kein Gedanke, indem vielmehr bis dahin Alles noch in dem indifferenten Schooße der unpersönlichen sogenannten dritten (nach orientalischer, durch Obiges gleichfalls gerechtfertigter Zählung: ersten), Person schlummert. Mit ihr erwacht aber sogleich ein redendes Ich voll souverainen Selbstgefühls gegen das Nicht-Ich, aus dessen weitem Bereiche es sich, nach freier Wahl, ein Du erkiesen mag behufs der Mittheilung an dasselbe von seinen Empfindungen, seinen Gedanken, seiner Willensmeinung. Darin liegt aber unmittelbar und nothwendiger Weise abseiten des redenden Ich die Voraussetzung des Verständnisses seiner Mittheilungen auf Seiten des von ihm ins Interesse gezogenen und

---

2) Uns kümmert hierbei nicht, daß mythisch in dem Ausdrucke: *Jupiter* tonat u. a. diese Impersonalia zu ganz eigentlich persönlichen umschlagen, und im Munde eines Jupiter also auch z. B. ein tono als erste Person gedenkbar bliebe. Oder allenfalls auch metaphorische Ausdrücke, wie: „die Geschütze donnerten" lassen wir zur Seite.

durch die Anrede zur Theilnahme aufgefoderten Du, und die von jener ersten eingeschlossene weitere Voraussetzung, daß dies Du ein wirklich zur geistigen Aufnahme der an selbiges gerichteten Rede geeignetes Individuum, also, der allgemeinsten Bedingung nach, ein der Rede seinerseits fähiges Wesen oder eine Person sei gleich dem Ich selbst. Nichts ist der Wahrheit gemäßer; ja dies so sehr, daß man ferner den Vocativ, d. h. ein nicht blos in abstracto, sondern ein concreter gefaßtes und bestimmtes Du, ebenso wie des ersteren Zwillingsbruder innerhalb des Verbums oder den Imperativ, d. h. die Anspruchnahme fremden Willens durch den eignen, ganz eigentlich persönliche Flexionsformen mit vollem Fug zu benennen sich berechtigt sieht. Es hindert dabei nämlich nicht, wenn vorkommenden Falles das Angeredete an sich keine Person, sondern etwa ein als Idol verehrter Klotz, ein unvernünftiges Thier, ein stummer Baum oder Stein, eine Stadt, die Hoffnung oder sonstiges Unpersönliches sein sollte; — macht doch auch die Poesie z. B. Mond und Sterne, Wald und Berg und Wies' und Thal zu Vertrauten des Herzens und entsendet Vögel, Bäche, Wolken als Boten zum fernen Liebchen.

Durch Ich und Du wird, abgesehen davon, daß, wo diese Ausdrücke in der Rede vorkommen, sie auch das Ich und Du als in dieselbe verflochtene Objecte (de quibus) darstellen, nur im Allgemeinen die persönliche Beziehung zu einer jeweiligen Rede ausgesprochen. Und zwar spielt ersteres dabei die active Rolle des Redenden, letzteres die zwar keineswegs aller Selbstthätigkeit bare, doch im Gegensatze zu jenem untergeordnete und passive Rolle des Hörers. Jedoch mag sich im nächsten Augenblicke, etwa wie beim Umdrehen ein Rechts plötzlich zum Links wird, das Verhältniß umkehren, sodaß der bisherige Deuteragonist die primae partes übernommen hat, und die secundae dem frühern Protagonisten zufallen. Zwar wird sich kein Subject in jedem Momente des Selbstbewußtseins anders denn als stetiges Ich fühlen und denken auch unabhängig sogar von aller Rede; aber trotz dem vermag keins dem zeitweiligen Schicksale zu entgehen, von einem fremden Subjecte oder Ich durch die Anrede zu einem Du herabgesetzt zu werden. Dagegen besitzt aber auch jedes in sich die Macht, sich durch seinen Willensact aus fremdem Subjecte den Gegensatz eines Du zu schaffen, ohne daß inzwischen dadurch eigentlich des letzteren innerstes Ich berührt würde. Wenn man hiernach selbst dem bloßen sich selbst denkenden und noch nicht redenden Subjecte ein Ich zuschreiben muß, so ist ein Du, genau genommen, nur eine lediglich der Sprache angehörende Existenz, ja gewissermaßen erst eine Schöpfung derselben. — Sogar innerhalb des denkenden Ich ist eine Entzweiung zwischen Subject und Object nicht allein möglich; bei der Selbstbetrachtung ist sie noch mehr, sie wird nothwendig. Dies der Grund, warum das Ich im Selbstgespräche die Anrede mittels Du, gleichsam als erginge die Rede an einen Anderen, an sich selbst richten darf, wie z. B. wenn ich: Thu das! zu mir spreche; eine Art der Selbstauffoderung, welche das Sanskrit energischer, als durch den bloßen Bericht des Thunwollens geschehen könnte, durch den Gebrauch einer sonst nicht für möglich gehaltenen ersten Person Imperativi (auch im Sing.) zu bewirken im Stande ist. Sind in diesem bestimmten Falle Subject und Object oder Ich und Du in Einem Individuum vereinigt, so müssen sie außerhalb desselben in zwei geschiedene Subjecte sich vertheilen, deren selbst das in den Fall eines Du versetzte Eine, trotzdem daß es dem Ich als ein außerichiges Object gilt, doch hierdurch so wenig seinen Charakter als Subject einbüßt, daß vielmehr schon die Anrede an dasselbe abseiten des Ichs von dessen Anerkennung jenes dem Du eignenden Charakters das unverwerflichste Zeugniß ablegt. Aus welchem und keinem anderen Grunde der Vocativ und Imperativ so gut als Nominativ und Indicativ nicht obliquer, sondern gerader Art sind. Man halte nun aber zum Ich und Du einmal die sogenannte dritte Person, und zwar meinetwegen nicht blos das Es, sondern sogar das Er und weibliche singulare Sie; — die sind in Bezug auf die eigentlichen Agonisten innerhalb des Dialogs nur Objecte.

Grammatische Personen, mag man nun den Ausdruck in weiterem oder engerem Sinne fassen, sind Allgemeinheiten, sind eigentlich nicht sie selbst, gleich dem Mimen, welcher nicht sich selbst, sondern einen Anderen darzustellen hat, vielmehr hinter sich zurückweisende Stellvertreter eines zwar nicht anderen, aber bestimmteren und volleren Inhalts. Um deßwillen gewährt ihnen die Wortclasse der Pronomina vermöge der eigenen, ebenfalls allgemeinen und formal-repräsentativen Natur aus ihrem Schooße den willkommenen sprachlichen Ausdruck. Allerdings, wie nicht zu leugnen steht, mag sich je zuweilen an die Stelle des Ich und Du das von ihnen substituirte Subject, z. B. durch Nennung seines Namens, drängen: damit geht aber die so höchst nöthige Andeutung des Verhältnisses zur Rede verloren, in welchem das genannte Subject gedacht wird. Lege ich z. B. dem Achilles die Worte: „Achilles cedere nescit" in den Mund, so lasse ich ihn nicht direct sagen: „Ich bin zu weichen nicht gewohnt," vielmehr blos in indirecter, sich selbst aus sich selbst objectiv und plastisch hinausstellender Weise: „Ein Achilles, ein Mann, wie ich rc.," in welchem Falle freilich der allgekannte Name des Helden eine größere Wirkung auf die Imagination hervorbringt, als ein mattes farbloses Ich es vermöchte. Umsonst hat man aus der Kinderart, an die Stelle der Namen oder anderer objectiven Bezeichnungen des redenden oder angeredeten Individuums erst spät Pronomina setzen zu lernen, auf die Sprache den Schluß gezogen, als habe auch diese erst in einem spätern Zeitalter sowol die persönlichen als sämmtliche übrige Pronomina erzeugt; ein Irrthum, den W. v. Humboldt in seiner vortrefflichen, überdies vieles hierher Gehörige enthaltenden akademischen Vorlesung: Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen (Berlin 1830. S. 3) in unwiderleglicher Weise aufdeckt. Dieser Forscher lehrt ferner, daß in der Sprache das Pronomen so ursprünglich sei als irgend ein anderer Redetheil, und namentlich sich keine Sprache finde, in der etwa Ausdrücke für Ich und Du fehlten. Es lautet aber bei ihm (a. a.

O. S. 5): „Viel reiner und getreuer, als im Pronomen selbst, ist der demselben zum Grunde liegende Verhältnißbegriff in den Personen des Verbums ausgedrückt. Hier ist keine Verwechslung mehr der Ichheit mit einem anderen Substantiv der ersten und dritten Person möglich. Wenn sich erweisen ließe, daß die Personen des Verbums in irgend einer Sprache wirklich durch Flexion entstanden und ursprünglich so gewesen wären, so ginge daraus untrüglich hervor, daß diese Nation den reinen Begriff des Pronomens vom Beginne ihrer Sprache an gehabt hätte. Wo aber der Personenunterschied nur durch offenbare oder verstecktere Hinzufügung der Pronomina selbst entsteht, läßt sich hieraus nicht mehr, als aus diesen schließen. Ist im Pronomen ein Substantivum zur Ichheit gestempelt und so an den Verbalbegriff angefügt, so nähert sich die so gebildete Flexion auch nur in sofern der wahren ersten Person, als jenes Substantivum dem Pronomen." Als solche Sprachen aber, worin die etymologische Identität der Personalendungen des Verbums mit Pronominen gegenwärtig nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegt, nennen wir unter andern die Semitischen und Indogermanischen. Nicht in allen Sprachen sind die Verba nach dem Personalunterschiede flectirt, woraus folgt, daß dieser anderweitig hinzutreten muß. In eigentlich flexivischen Sprachen aber, wie in den germanischen und romanischen, ist die Einführung freistehender Personalpronomina noch neben den verbalen Personenformen eine an sich müßige, aber durch Verdunkelung der letzteren herbeigeführte Tautologie, welche die Erzielung größerer Deutlichkeit oder Emphase se bst Sprachen gestattet, die sonst im Allgemeinen jene Wiederholung meiden. Die Personalendungen des Verbums sind z. B. in den indogermanischen Sprachen nie auch zugleich nach dem Geschlechte bestimmt, und mithin hier, wenigstens in Pers. 3., abstracter als das entsprechende Pronomen. Dies thun aber, mit Ausschluß der 1. Person, die Semitischen Idiome und erstrecken die Sexualunterscheidung sogar auf das Pronomen zweiter Person, wogegen die lateinische, eigentlich participiale Pluralform, wie amamini, trotz des männlichen Schlusses auf alle Geschlechter bezogen wird, hierin der sanskritischen 3. Pers. Fut. z. B. dâtâ (daturus, a, um est) gleichend. Noch gleichgültiger erweisen sich andere Sprachen sogar gegen eine Geschlechtsunterscheidung der dritten Person. So z. B. das Ungarische, in welchem sich nur im Interrogativ ein Unterschied zwischen Person (ki? wer?) und Sache (mi? was?) kund thut, sonst aber grammatisch eine Geschlechtsunterscheidung überhaupt nirgends und auch im Pronomen nicht stattfindet, weswegen z. B. ö (er, sie), Plural ök (sie, ii, eae), az (ille, a, ud), ez (hic, haec, hoc) rc. sich nicht sexual differenziiren. — Die erste Person, mindestens im Singular, möchte auch nach Vater's Meinung (Lehrb. der allgem. Gramm. S. 79. Vergl. Bernhardi Sprachl. I. S. 273), wol in allen Sprachen ein Commune sein: eine etwanige Ausnahme in der Yaruraſprache (Mithr. III. 2. S. 636) findet man Allgem. Lit.-Zeit. 1839. Nr. 54. S. 431 besprochen. Das Ich bestimmt sich zum Theil durch seine unmittelbare Gegenwart, die freilich in Schriften wegfällt, anderntheils aber allenfalls durch Apposition, z. B. Ich, der König, der Endesunterschriebene, sogar demonstrativ: *Ille* ego, qui quondam rc., hic homo, ὅδε ἀνὴρ und ἥδε für ἐγώ *Heind. Hor.* Sat. I, 9. 47. Ein Mittel, das Du unzweideutiger hervorzuziehen, liegt im Vocativ, obschon die durch ihn gegebene Auffoderung zum Anhören auch in eine Rede, in der sonst des Du keiner weitern Erwähnung geschieht, parenthetisch eingestreut sein mag, wie ja selbst der Urheber einer Rede, so energisch sich auch sein Wirken z. B. in der Regulirung mancher räumlicher und zeitlicher Verhältnisse nach seinem Standpunkte (als: Rechts und Links; Diesseits und Jenseits; Hin und Her; oder: Jetzt, Ehemals, Inskünftige) bemerklich macht, im Übrigen sein Ich außer der Rede, gleichsam im Versteck, zu halten sich oft veranlaßt sieht. Die reine dritte Person — das Er, Sie, Es im Teutschen — geht manchen Sprachen, z. B. der lateinischen, ab, weil diese zu dem Zwecke höchstens Pronomina mit einer andern Beimischung als hic — ille (Nähe und Ferne), oder Determinativa (is) herbeizuziehen hat, sonst aber schon an der bloßen dritten Verbalperson es sich genügen läßt. Überhaupt aber tritt für eine Darstellung mittels der reinen dritten Person, mit Ausnahme des ganz abstracten Es, in der Regel erst im Wiederholungsfalle eines besprochenen Gegenstandes dritter Person das Bedürfniß ein, weil die stete Anadiplose eines vollkräftigen Wortes rhetorisch zu lästig und, da ein bloßer Hinweis der Identität mittels eines kurzen, gewissermaßen einem algebraischen Zeichen gleichenden Pronomens vollkommen den Zweck erfüllt, ein unnützer Aufwand sein würde.

Da Ich und Du, außer dem ganz bestimmten Einen Falle, auch nur dritte Personen sind, alles Übrige aber dem Bereiche der letzteren zufällt, so erhellet leicht, daß, während jene sich mit der Zweizahl abschließen, diese in sich unendlich variirt erscheinen müssen, und deshalb auch beiweitem mehr allgemeine Bezüge, welche pronominal vertreten werden, zulassen. Um so auffallender erscheint die Thatsache, daß mehre Sprachen, namentlich die indogermanischen, grade im Pronomen der beiden ersten Personen mehr als Einen Stammlaut haben, wonach es, jedoch sehr unwahrscheinlicher Weise, möglich erachtet werden könnte, als hätten diese, wenigstens ehemals, eine verschiedenartige Bedeutung des Ich und Du gehabt. Dagegen erinnert aber v. Humboldt (a. a. O. S. 6) mit Recht: „Diese Mehrheit der Stammformen entsteht entweder blos zufällig aus zusammengeflossenen Mundarten, oder, wo sie die Casus obliqui vom Nominativus unterscheidet, aus so verschiedener Ansicht dieses Casusverhältnisses, daß daraus zwei Wörter entsprangen." Über diese Mehrheit von Stämmen habe ich näheren Aufschluß zu geben gesucht in der Beurtheilung von Max. Schmidt's Comm. de Pron. Graeco et Lat. 1832. (s. berl. Jahrb. März 1833. Nr. 41. 42). Nur Weniges daraus wollen wir hier wieder beibringen. Der Unterschied der Pronominalstämme erster und zweiter Person, welcher sich bei näherer Ansicht allerdings bedeutend mindert, weil zum Theil durch etymologische Trübung ein bloßer Scheinunterschied sich gebildet hat, bewegt sich nach

zwei Richtungen 1) in dem Gegensatze zwischen Casus rectus und obliqui, und 2) zwischen dem Singular- und den Mehrheitsnumeri. Der Nom. Sing. 1. Pers. hat, wenigstens dem äußern Anscheine nach, in sämmtlichen indogermanischen Sprachen mit Ausnahme einiger Spätlinge, welche zu dem obliquen Stamme sich einen entsprechenden, auch schon als —mi im Verbum vorfindlichen Nominativ (sogar franz. moi neben je) schufen, einen ihm eigenthümlichen Stammlaut, der in die obliquen Casus nicht eingeht: Sanskr. ah-am, Griech. ἐγώ, Goth. ïk u. s. w. Vielleicht darf man nun die nahe liegende Vermuthung wagen, daß sich dieser, das redende Subject repräsentirende Nominativ aus der Wurzel des sanskritischen Defectivverbums âha (dixi, inquam), in welchem das lange a wol nur von der Reduplication herrührt, deuten lasse und mithin ursprünglich: „Hic qui loquor" bezeichne. Man vergl. auch Althocht. jehan (dicere, fateri) und Goth. af-aikan (negare), Graff, Sprachsch. I. S. 581 fg. Allerdings mochte der Sprache nicht unwichtig erscheinen, das Object im Ich ganz verschieden vom Subject zu bezeichnen, wiewol doch im Verbum nicht die freie Nominativform (ego u. s. w.), sondern vielmehr die mit m anlautende vorkommt, welche nur da fehlt, wo sie durch Verstümmelung abhanden gekommen. In dieser letzteren ist nun das m wesentlich, und dürfte dieser, am vordersten Ende der Lautscala durch Zusammenkneifen der Lippen hervorgebrachte Laut allerdings charakteristisch bedeutsam sein, in sofern als er beinahe schon in die Außenwelt entwichen auf dem letzten Stadium noch wieder eingefangen wird und so im sprechenden Subjecte wie an dies selbst zurückgeliefert erscheint. Um so weniger darf es uns Wunder nehmen, auch in Sprachen, die dem Sanskrit völlig fremd sind, z. B. in mehren tatarischen, ebenfalls einem m als Grundlaute der ersten Person zu begegnen. Eine solche Stammverschiedenheit der Subject- und Objectcasus findet sich übrigens in der zweiten Person, sowie in den mehrheitlichen Numeri der ersten, entweder nicht oder nur in einigen Sprachen indogermanischen Stammes, z. B. in den germanischen, und zwar wol aus dem natürlichen Grunde, weil in beiden Fällen der logische Unterschied zwischen Subject und Object nicht mit solcher Klarheit als beim Ich — Mich, im Bewußtsein sich offenbarte. Das Du ist dem Ich gegenüber ein Nicht-Ich, wie die gesammte Welt und darin jede dritte Person; allein es ist ein Nicht-Ich eigner Art, nämlich ein angeredetes. Auch dies drückt sich in der Sanskritsprache und ihren Verwandten symbolisch dadurch aus, daß tu, du vielleicht verwandt mit Sanskr. twa (alter), aber wol so wenig mit dwi (2), als aham (ich) mit êka (1) — sich nur leichthin als Modification vom Demonstrativ-Stamme ta, der [3]), unterschieden zeigt. Letzterer aber mag sich als Thema eines Deute-Worts etwa mit der Verbalwurzel tan (dehnen, strecken) berühren, da das Zeigen vermittels des Ausstreckens von Hand und Finger vollbracht wird. — Wir gehen jetzt zu den beiden mehrheitlichen Numeri von Pers. 1. und 2 über. Die hier ebenfalls bestehende etymologische Verschiedenheit derselben vom Singular dürfte noch leichter als die oben betrachtete casuale gerechtfertigt erscheinen. Die schlechthin ausschließende- und zurückstoßende Natur des Ich erlaubt in aller Strenge von sich keinen Plural. Selbst die beim Dialoge betheiligten Personen, Ich und Du, können nicht eigentlich in die Dyas eines Duals zusammengehen, da solches immer nur ein Zusammenfassen von zwei ungleichartigen Gegenständen wäre, d. h. ein Ich + Du, aber kein Ich + Ich, höchstens ein Subject + Subject, mit Aufhebung des jedem einzelnen von ihnen anhaftenden Unterschiedes, wie wenn ich z. B. Cajus et Caja sunt — Romani unter eine gemeinschaftliche Kategorie bringe. Man vergl. *Rémusat*, Gramm. Chinoise. p. 58. r. 137, der vom Chinesischen bemerkt: „Il est très-rare, que les pronoms personnels soient accompagnés de marque pour le pluriel. On peut toutefois le former, comme pour les substantifs, en ajoutant au pronom l'un des mots suivans: *tèng* (ordo), *chŏu* (classis), *tchhâï* (turba), e. gr. *'oû chou*, *'oû tchhâï* (nous)." Also wird hier die Pluralität der ersten Person sehr richtig nur als: Ich in einer Ordnung, Classe, im Haufen, und folglich: mit den in diesem einbegriffenen Individuen — aufgefaßt und bezeichnet. „Das persönliche Fürwort," bemerkt Chamisso (Hawaiische Sprache. S. 23), „hat im Hawaiischen neben dem Plural einen Dual, und unterscheidet, wie alle Mundarten Polynesiens, und wol alle mit dem Malaiischen verschwisterte Sprachen, in der Mehrzahl zwei erste Personen, von denen die eine die angeredete Person mit einbegreift (wir Menschen), und die andere sie ausschließt und sich ihr entgegenstellt (wir, die wir zu euch reden). So also von au (ich) einschließend im Dual kaua, im Plural kakou, ausschließend im Dual maua, im Plural makou." Auch im Mandschu (v. d. Gabelentz, Gramm. Mandchoue. p. 37) begreift mouse (nous), vielleicht weil dessen Endung aus soue (vous) bestehen mag, den Angeredeten mit ein, wogegen be (nous), meni (de nous) u. s. w., das sich vom Singular bi (je, moi), mini (de moi) nur durch sein e, wie auch soue (vous) durch einen etwas volleren Laut von si (tu. toi), unterscheidet, ebendenselben ausschließt. Ja auch in Amerika hat die Thirokisprache einen Dualis zwiefacher Art: wir zwei, a) = ich und du, b) = ich und er (Talvj, Indian. Spr. S. 44). Im Delawarischen aber findet sich auch eine doppelte Form für den Plural 1. Pers., wovon die eine z. B. k' pendameneen im Allgemeinen: „wir haben gehört, wir alle haben gehört" besagen will, ohne eine besondere Anzahl von Personen im Sinne zu haben. N' pendameneen hingegen heißt: wir insbesondere, wir, Mitglieder der Familie, Nation, Gesellschaft u. s. w. Das Gegenübertreten der beiden Personen im Plural gewissermaßen als zweier Parteien macht sich unter Anderem durch den Zusatz otros (alteri) im Spanischen nosotros, vosotros, sowie auch durch die comparative Endung mancher auf das Mein und Dein bezüglicher Formen, z. B. Lateinisch

3) Vergl. im Séchuana: uena (du), ena (er), ona (es), vor Verben ua (du), oa (er), ea (es). *Casalis*, Etudes de la langue Séchuana (Paris 1841). p. 12.

noster, vester, Griechisch ἡμέτερος, ὑμέτερος, σφέτερος bemerklich. Wie aber beim Verbum selbst etymologisch die Pluralität der Personalendungen durch wirkliche Addition zweier Pronomina entspringe, z. B. Lat. *-mu-s* (ich + du = μι + σύ); *-ti-s* (tu + σύ), *-un-t* (Sanfk. ana, jener, + ta, der) u. s. w., glaube ich Etym. Forsch. II, 710 gezeigt zu haben.

Die höchst merkwürdige „Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen" hat W. v. Humboldt, in der Schrift dieses Titels, aus der Tongasprache, dem Chinesischen, Japanischen und Armenischen dargethan. Ein näheres Beispiel begrifflicher Verknüpfung auch der Person 1. und 2 mit dem Adv. des Raumes, gibt das Italienische, worin die Ortsadverbia ci (hier, Franz. içi) und vi (dort, ibi) oblique Pluralcasus, jenes der ersten, dieses der zweiten Person vertreten (Diez, Rom. Spr. II, 71), und auch das Teutsche her (huc) bezeichnet eine nach dem redenden Subjecte gerichtete Bewegung, wie umgekehrt hin (illuc) eine dem Objecte zustrebende. Noch sorgfältiger aber unterscheidet nun z. B. das Tonga, nach einer genau den drei Personen angepaßten Eintheilung der Ortsbewegung. Denn *mei* ist die Bewegung zum Redenden, *atu* vom Redenden zum Angeredeten, *angi* vom Redenden zu einer dritten, nicht angeredeten Person oder einer solchen Sache, und wo das Pronomen gesetzt oder ausgelassen ist, und diese Adverbia dasselbe begleiten oder vertreten, gehören sie den drei Personen in der obigen Folge an und werden nie noch auf irgend eine Weise verwechselt (Humb. a. a. O. S. 8). Einen solchen Unterschied beachtet gewöhnlich auch das Lateinische zwischen hoc (meum), istud (tuum), illud (eines Dritten) caput u. s. w. (*Heind.* Hor. Sat. I, 2. 73), obschon auch gegentheilige Fälle, als hic von der 2. (*Prop.* II, 7. 64. *Juv.* XIV, 58) und iste von 3. vorkommen, ja vermöge der großen Relativität der Raumbeziehungen nicht zu verwundern sind (*Burm.* Phaedr. I, 1, 5). Und nach Wagner (Span. Sprachl. 2. Th. 1811. S. 86) ist der Gebrauch vom Span. este, ese, aquel, dem des Lat. hic, iste, ille in vorgenannter Rücksicht ganz entsprechend.

Zuletzt werde noch der Anwendung oder Vertretung von Personalpronominen gedacht, welche im socialen Leben ihre Quelle hat. Es sind die Rangverhältnisse, welche sich 1) als ein coordinirtes Nebeneinander, 2) als ein Über- und Untereinander, oder als ein Subordinationsverhältniß darstellen und darnach ordnen. Sehr begreiflich, daß diese sich auch im Dialoge Geltung verschaffen und daher ganz vorzüglich auf die persönlichen Pronomina Einfluß üben. Am wenigsten befremden kann das Herbeiziehen des Pluralis für den Fall des höheren Ranges, z. B. wir, vous statt ich, tu. Ein derartiger sogenannter Pluralis majestaticus oder reverentiae ersetzt sinnbildlich den qualitativen Grad durch ein quantitatives Mengenverhältniß. Anders stellt sich die Sache, wo eine Verschiebung der Personen stattfindet, in der Weise, daß sich z. B. Person 1 oder 2 an sich unnatürlich in die dritte verlegen [4]). Die allgemeine Möglichkeit dazu ist freilich in der räumlichen Beziehung gegeben, der selbst das Ich und Du nicht entrathen; denn so kann das Zeigen zum Mittel werden ihrer Fixirung. Man nehme nur einmal den Ausruf: ὦ οὗτος! = heus tu, he, du da! wo die Person 3, mit dem interjectionellen Anrufe und einem Hinzeigen auf die gemeinte Person zusammengenommen, vollkommen genügt, die so bezeichnete Person als eine zugleich angeredete oder zweite hinzustellen. Erklärt ist damit jedoch im Besonderen die Sonderbarkeit einer solchen Personenverwechselung nicht. Diese möchte wol auf demselben Grunde beruhen, der eine Zeit lang im Teutschen die Weglassung oder doch den beschränkten Gebrauch des Ich in Briefen ꝛc. zum Gebot der Etiquette machte. Je weiter uns nämlich Jemand durch höheren Rang entrückt ist, um so scheuer treten wir vor ihm zurück, und ein knechtischer Sinn läßt leicht vor dem fremden Glanze entweder sein eigenes Ich gänzlich erlöschen (Ihr Diener ꝛc.), oder enthebt den Höhergestellten durch Behandlung desselben als dritter Person gleichsam der niederen Dunstsphäre, in welcher dieser als direct mittels der zweiten Person angeredet, mit dem anredenden geringeren Ich zusammen zu athmen gezwungen würde. Zwar erklärt Grimm, Teutsche Gramm., wo er im 4. Bde. Cap. 3 den höflichen und höfischen Personalgebrauch in den germanischen Sprachen geschichtlich verfolgt und darlegt, S. 308 als Ausgang des Gebrauchs von Er und Sie für die Anrede das Setzen von Herr und Frau nicht in directer vocativer, sondern in indirecter Weise; allein dieses Setzen selbst findet meines Bedünkens erst im Obigen seine Erklärung. Umgekehrt aber das Herabsinken des Er und Sie von der früheren Höhe zur jetzigen, niedrigsten Stufe der Anrede erklärt sich theils aus dem oftmaligen Sinken der Titulaturen überhaupt, theils ebenfalls aus einer Entfremdung des angeredeten Subjects vom redenden, nur freilich in entgegengesetzter Richtung. Daher kann diese Allocutionsweise auch leicht zur Geringschätzung werden, wie im Lateinischen iste oft den Beigeschmack des Verächtlichen mit sich führt, was sich unstreitig mit von der Beziehung des Wortes iste auf den Widerpart vor Gericht herschreibt. — Eine Umgehung der beiden subjectiven Personen mittels der dritten oder objectiven wird aber ganz vorzüglich bald durch ein Abstractum in Verbindung mit einem Possessivum, bald durch persönliche Substantiva bewerkstelligt. Beispiele der ersten Art sind in Menge verbreitet. So deren im späteren Latein, wie beim Eutrop mansuetudo tua, tranquillitas tua, im Spanischen das durch Zusammenschrumpfung aus vuestra merced entstandene usted, Ihro Gnaden, im Ungarischen mit dem sing. Possessiv-Suff. 2. Person, z. B. Kegyelmed (eure Gnaden), az Uraságod (eure Herrlichkeit = az úr der Herr), az Aszszonyságod (eure Frauenschaft = az aszszony die Frau), a' Hertzegséged (eure Fürstlichkeit), etc. von Person 2; von Per-

4) Am sonderbarsten muß man den Gebrauch von *Konata* (eig. hoc latere) im Japanischen finden, indem es theils gemeines Pronomen der ersten Person, dagegen vornehmes der zweiten sein soll. s. v. Humboldt a. a. O. S. 15.

son 1 aber z. B. meine Wenigkeit. Für die zweite Weise mag die Anführung von: „der Herr Graf ꝛc.," Ungarisch az úr (der Herr) und im Ung. Lat.: Dominus dignetur etc., das Sanskrit. bhawat (lichtbegabt, praeclarus, excellens), genügen. — Solche ceremonielle Ausdrücke jedoch, weit gefehlt nur den cultivirtesten Völkern und Sprachen anzugehören, kommen vielmehr ganz eigentlich bei halbcivilisirten Völkern namentlich Asiens in einer solchen Ausdehnung und in oft so ridicül-peinlicher Rang-Abstufung vor, daß sie, statt von hoher Cultur der genannten Völker zu zeugen, im Gegentheil die unnatürliche Verschrobenheit ihrer politischen und socialen Zustände an einem recht auffallenden Beispiele vor Augen stellen. Unter den Wortarten aber erstreckt sich im östlichen Asien der nach der Rangordnung sich unterscheidende Gebrauch der Sprache vorzugsweise auf das Pronomen, und zwar in dem Maße, daß dieses, wie im Chinesischen, fast gänzlich verändert wird (s. W. v. Humboldt, Kawi-Werk. 1. Th. S. 52 fg.). Über das Barmanische in dieser Rücksicht vergl. Schleiermacher (de l'Influence de l'écriture sur le langage p. 167 sq. §. 74—81) und, bezüglich auf den Vocativ (p. 153 sq.). Ferner über das Malaiische Pronomen (p. 546 sq.). Von den Cingalesen als argen Complimentarii spricht Adelung (Mithr. I. S. 233. 235. 237), indem er bemerkt, daß sie allein 7—8 Wörter haben, das Du nach Stand und Würden auszudrücken.

Eine weitere Erörterung der grammatischen Person unterlassen wir, weil sie sich zu tief in das Gebiet der Pronomina verlieren würde, insbesondere dann, wenn auch die sogenannte dritte Person von uns in nähere Betrachtung gezogen werden sollte. (*A. F. Pott.*)

PERSONA, Maskenschnecke, eine von Denys de Montfort für den Murex anus *Lin.* aufgestellte Conchyliengattung, welche aber nur von wenigen Naturforschern angenommen worden ist. (*Streubel.*)

PERSONA (Cristoforo), wurde um d. J. 1416 zu Rom in einer angesehenen Familie geboren; durch seine Biographen sind seine beiden Namen wunderlich verunstaltet worden; bald wurde er Porsena [1]), bald wieder Gulielmus statt Christophorus [2]) genannt. Sein Leben fällt in eine für die Geschichte der Bildung und wegen dieser Bildung für das Leben höchst bedeutsame Zeit. In Italien war damals noch nicht zu lange die Liebe zu den classischen Studien erwacht. Gleich einem elektrischen Funken durchzuckte dieselbe das geistige Leben, und gewann bald immer weitere Verbreitung. Wie innig diese Liebe war, sehen wir auch an Persona; denn obgleich er sich der Theologie gewidmet hatte [3]), so fühlte er sich doch zu den Historikern hingezogen [4]); und er selbst belehrt uns, daß ihn die Historiker zu bearbeiten die Überzeugung, unbekanntes Geschichtliche bekannt zu machen, bestimmt habe. Rein theologische Bedürfnisse hätten in den damaligen kirchlichen Verhältnissen, auch ohne Kenntniß der griechischen Sprache, welche sich Persona in seltener Weise erwarb [5]), und auch ohne die Beschäftigung mit griechisch redenden Historikern befriedigt werden können. Persona begnügte sich jedoch nicht mit dem Gewöhnlichen. Ihn drängte ein unwiderstehlicher Trieb nach Höherem. Kaum in's Jünglingsalter getreten, ging er nach Griechenland, um dort nach dem Zeugniß des Theodor Gaza [6]), die griechische Sprache zu erlernen, weil weder Italien noch ein anderes Land damals befriedigende Mittel für die Kenntniß dieser Sprache bot. Dort eignete sich Persona die griechische Sprache so vollkommen an, daß seine Aussprache, nach Gaza's Zeugniß, durchaus volksthümlich war, und ihn nicht im mindesten als einen Fremdgeborenen verrieth: ja Gaza schrieb Persona darüber, kennte er nicht seine in Rom angesehenen Verwandten so genau, er würde seine Abkunft aus Griechenland unbedingt behaupten.

Von Persona's äußeren Lebensverhältnissen wissen wir sehr wenig; das ist gewiß, daß sein Leben überhaupt allen äußeren Glanz und öffentliche Bedeutsamkeit entbehrte. Ansehen im bürgerlichen Leben konnte er nicht gewinnen, weil er als Mönch dem Eremitenorden der Guilhelmiten oder des heiligen Guilhelmus angehörte [7]), und Prior der Kirche der heiligen Balbina in Rom, auf dem aventinischen Berge, war [8]), bis er durch den Papst In-

1) Rob. Constantinus in seinem Nomenclator. 2) Fabricius im 5. Buch seiner Bibl. Graeca, vergl. dessen Bibl. mediae et infimae Latinit. T. I. p. 150. 3) In seiner Dedication der lateinischen Übersetzung des Agathias an den Papst Sixtus IV. sagt er: Constitueram B. P. quicquid in me unquam ingenii foret sacris in literis e graeco in latinum vertendis impendere. 4) Er fährt a. a. O. fort: Sed cum in Sanctitatis tuae Bibliotheca, quam inter caetera tua egregia opera, librorum mira varietate ac copia tam graecorum quam latinorum excultam parasti, Agathium historicum invenissem, belli Gothorum extrema quaedam narrantem, et peregrinas nonnullas, dignas memoratu historias, quae apud nos forte ad id aetatis incognita sunt, eum in latinum sermonem vertere decrevi.

5) Vor Persona wählte Pietro aus dem Flecken Abano bei Padua (daher Lat. Petrus Aponus, auch Petrus Aponensis, Petrus de Apono und Petrus de Padua genannt) im 13. Jahrh. (1250—1316 oder 1320) denselben Weg, die griechische Sprache zu erlernen. Von ihm behaupten einige, er sei deshalb nach Constantinopel, andere auf eine den Venetianern unterworfene griechische Insel gegangen. Schon diesem eigenthümlichen Geist genügte der Unterricht der von den Türken nach Italien geflüchteten Griechen nicht. 6) Dieses Zeugniß befindet sich in dem Briefe Gaza's an Persona, vor der Schrift des Origenes gedruckt. 7) *Trithemius*, De scriptoribus eccles. (Paris. 1512. 4. Bl. CXC b.): Christophorus Persona: Romanus, Prior sanctae Balbinae de Vrbe: ordinis fratrum heremitarum sancti Guilhelmi. Andere dagegen nennen Persona unrichtig einen Augustinermönch, so Phil. Elssius (in seinem Encomiasticon Augustinianum. p. 682), Joh. Matth. Toscanus (im Peplum Ital. p. 18), P. Torelli (in dem Secoli Agostiniani); andere wieder einen Serviten, so Pocciant (im Chronic. ord. Servorum. p. 235), P. Amid. Mar. Markel (De script. ord. Serv.). Die erste falsche Angabe beruht ohne Zweifel auf einem unbegründeten Schluß von der unter dem Papst Alexander IV. 1256 geschehenen, aber bald wieder und zwar lange vor Persona aufgehobenen Vereinigung der Guilhelmiten mit den Augustiner-Eremiten. Die Guilhelmiten folgten der Benedictinerordensregel, die ihnen der Papst Gregor IX. zugestand und Innocenz IV. bestätigte (*Chrysost. Enriquez*, Regula et Constitutiones Ordin. Cisterciens. p. 455. *Aub. Miraeus*, Origenes monasticae. Lib. II. c. XV). 8) Diese Kirche, oberhalb des Circus Maximus und bei den Bädern des Antoninus Caracalla, muß man von einer anderen auf der Via Ardeatina unterscheiden; s. *Ant. Bosio*, Roma sotteranea. Lib. III. c. 18.

nocenz VIII. im J. 1484 am 29. Sept. als Nachfolger von Bartolommeo Manfredi da Bartinoro Bibliothekar der Bibliothek im Vatican wurde [9]). Dies ist das Wenige, was aus seinem Leben bis zu seinem Tode im J. 1486 bekannt ist; er starb an der Pest, die seit dem 22. Juli 1485 in Rom wüthete. Gaëtano Marini sucht zwar zu erweisen, Persona sei am Ende des Jahres 1485 gestorben [10]), obgleich Trithemius a. a. O. sagt: Moritur Romae peste sublatus sub Frederico imperatore tertio, et Innocentio papa octavo Anno dominicae incarnationis Millesimo CCCCLXXXVI. Indictione IIII. Michele Poccianti [11]) und Arcangelo Giani [12]) berichten, er sei in der Kirche des heiligen Marcellus, die dem Orden der Servi gehörte, beigesetzt und sein Grab mit einer Inschrift ausgestattet; Apostolo Zeno jedoch fand die Inschrift in jener Kirche nicht, und sowie dieselbe von jenen mitgetheilt wird, ist sie offenbar falsch. Zeno gibt sie zwar verbessert, aber nach eigenem Gutdünken, weil er das Original nicht fand [13]). Auch darin irren jene beiden Berichterstatter, von denen der Letztere den Ersteren ausschrieb, daß sie als Todesjahr 1480 angeben, wodurch sie andere irre geleitet haben [14]). In dieser Grabschrift wird das schöne Lob: et puritate vitae et morum modestia insignis über sein Leben ausgesprochen [15]).

Von Persona gilt Voltaire's Wort: „Das Leben des Gelehrten sind seine Schriften." Die Folge seiner Schriften, die nur lateinische Übersetzungen sind, blieb bis jetzt unbeachtet, obwol man dieselbe aus dem schon erwähnten Briefe des Theodor Gaza entnehmen konnte. Dieser Freund Persona's sagt nämlich: Vidi *Chrysostomi* Sermones non paucos, quos e graecis latinos fecisti, et *Livanii* [16]) (Libanii) meletas nonnullas, veluti majoribus rebus futura praeludia. Vidi paulo post apud te *Athanasium* tuum, cujus traductio ita me oblectavit, ut in spem bonam eo ex tempore venerim posse te et *Origenem adversus Celsum* traducere. 25 Reden des Chrysostomus, moralischen Inhalts, übersetzte Persona, und widmete diese Übersetzung dem Cardinal Marcus Barbus. Diese Nachricht gibt schon Trithemius, und der denselben ausschreibende Mandosius [17]). Spätere, z. B. Niceron [18]) und selbst der sehr sorgsame und genaue Apostolo Zeno [19]) bekennen unumwunden, daß sie nicht wüßten, ob die Übersetzung jener Reden gedruckt sei. Ich vermag eine Ausgabe derselben nachzuweisen. Sie erschien v. J. u. O., und beginnt Bl. 1 a: Iohañis Chrysostomi ‖ Epl̄ā ad Cyriacuꝫ epūm et exulē ‖ Quīqꝫ ꝛ vigīti sermōes morales. Bl. 9 a (sign. A. i.): Sermōes beati ‖ Chrysostomi quinqꝫ ꝛ vigīti ꝑ Chri ‖ stofoꝝ ꝑsonam et priorē sancte Balbine nuꝑ e greco ī latinū traducti ac ‖ Reuerēdissimo dño domino Marco ‖ Barbo ꝛ veneto Cardīali scī Marci ‖ viro omni laude cumulato dedicati ꝛ ‖ inscripti Quoꝝ primus cōtra auaritiam etc. Ohne Zweifel ist Beloe's Ansicht [20]), daß diese Ausgabe um 1470 zu Rom gedruckt sei, die richtige, weil sie durch Gazá unterstützt erscheint. Von: *Libanii* opuscula quaedam, latine versa a Persona kenne ich ebenso wenig als Apostolo Zeno u. A. eine Ausgabe; sie scheinen ungedruckt geblieben zu sein. Über die Ausgaben der Übersetzung eines Commentars zu den Briefen des Apostel Paulus, den Persona mit dem Namen des Athanasius, andere aber mit dem des Theophylaktos herausgegeben, hatte man bis jetzt eine sehr unsichere Kenntniß. Zuerst erschien diese Übersetzung 1477 und zwar Bl. 1 b: SIXTO. IIII. PONTIFICI MAXIMO. Bl. 277 a: F. Cristoforus de persona Romanus Prior sancte Balbine de ‖ Vrbe: Traduxit Anno domini M. CCCC. lxix. Pontificatu ‖ Pauli pontificis maximi. Anno quinto. Et per ingeniosum ‖ uirum magistrum Vdalricum Gallum alias Han Alamanum ‖ ex Ingelstat. . . . . Rome impressum Anno in ‖ carnationis dominice M. CCCC. lxxvii. die vero XXV. mensis Ia ‖ nuarii. Sedente Sixto diuina prouidentia papa. iiii. Die übrigen der alten Ausgaben bezweifelt man. Wiederholt erschien die Übersetzung: Athanasii Episc. Alex. commentarii etc. (Paris. 1518), fol. aber auch mit dem Titel: Theophylacti Archiep. Bulgariae in omnes d. Pauli epistolas etc. Christ. Porsena (?) Romano interprete. (Colon. 1527. 4.) [21]). Darauf bearbeitete Persona die lateinische Übersetzung der Schrift: Origenis contra Celsum, dazu durch Theodoros Gaza in dem mehrfach erwähnten Briefe, welcher der Ausgabe dieser Übersetzung vorgedruckt ist, aufgefordert. Auf Gaza's Ansuchen hatte der Papst Nicolaus die Handschrift dieses Werks in Constantinopel durch einen deshalb dorthin Gesendeten kaufen lassen [22]); und auf

---

9) In einer Vaticanhandschrift Nr. 3952. fol. 197, 2 steht: Anno 1484. Ind. II. die 29. Septembris R. P. Dominus Christophorus Prior sanctae Balbinae factus per Sanctissimum D. N. PP. Innocentium Bibliothecarius Bibliothecae Palatii Apostolici. Vgl. *Angel. Rocca*, Biblioth. Vatic. p. 55. *Jo. Ciampin.* Catal. Bibliothecarior. S. R. Eccl. post examen libri Pontifical. p. 88. 10) Marini's Werk: Degli archiatri pontifici (Roma 1784. 4. 2 Bände) ist eine neue Ausgabe des Werkes von Trithemius, aber sehr vermehrt und verbessert. 11) Chronicon Ord. Servor. p. 235. 12) Annal. Ord. Servor. T. II. fol. 43. p. 2 fin. 13) Dissertazioni Vossiane. T. II. p. 148 sq. 14) *Anton. Possevin.* Apparat. sacr. T. I. p. 318. 15) Nach Zeno heißt die Grabschrift vollständig: Christophorus Persona aedis divae Balbinae, ac Bibliothecae Pontificis praeses, et puritate vitae, et morum modestia insignis, qui Chrysostomi, Livanii, Athanasii, Origenisque complura volumina, et Procopii de Bello Gothorum in latinum vertit, Agathiique accessionem, hic situs est. aetatis annor. LXX. mens. . . . . dier. . . . . Obiit anno MCCCCLXXXVI. 16) Livanii, wie es auch in der Grabschrift heißt, ist nach der griechischen Aussprache des b gebildet.

17) *Prosp. Mandosii* Bibl. Romana. (Rom. 1682. 4.) T. I. p. 58. 18) *Niceron*, Mémoires. T. XV. p. 6, 4 in der kurzen und dürftigen Nachricht über Persona's Leben und Schriften. 19) l. c. T. II. p. 147. 20) *Beloe*, Anecdotes. Vol. IV. p. 179. Vergl. mein bibliogr. Lexikon der gesammten Lit. der Griechen. Zweite verm. und verb. Ausg. 2. Th. S. 418 fg. 21) Latino Latini (Epistolae Viterb. ap. *Pet. Martinell.* 1667. 4. T. II. p. 57 sq.) schreibt diesen Commentar einem byzantinischen Mönch in Constantinopel, Athanasius, im 13. Jahrh. zu. 22) Gaza erzählt dies in dem schon erwähnten Briefe an Persona (s. Anm. 4). Er sagt: Quem librum, quia elegantissimus est, et in fidei christianae defensionem conscriptus, Nicolaus Pontifex, etsi de se erat novorum operum, et graecorum praecipue cupientis-

Gaza's inständige Auffoderung unternahm nun auch Persona die Übersetzung des Werks. Gaza sorgte so angelegentlich für die Bekanntmachung dieser Schrift: „quia elegantissimus est; et in fidei christianae defensionem conscriptus, wie er darüber urtheilt. Er sucht seiner Auffoderung und seiner Überzeugung von den Vorzügen jener Schrift besonderes Gewicht dadurch zu verschaffen, daß er gegen Persona die Absicht einer eigenen Übersetzung ausspricht, wenn er nicht durch eine bedeutende Übersetzung schon ganz in Anspruch genommen würde. So bliebe denn diese Arbeit Persona vorbehalten, weil er allein vermöge seiner vorzüglichen Kenntniß der würdevollen griechischen und der lateinischen Sprache geeignet sei, das Verdienst einer lesbaren und lateinisch-klingenden Übersetzung zu erwerben. Gaza sucht sogar dadurch Persona zu bestimmen, daß er ihm die Hoffnung auf entsprechende Belohnung durch den Papst Nicolaus und selbst durch Fürsten weckte; er möge nur mit frischem Muth und Ausdauer an's Werk gehen, um die großen Schwierigkeiten der Übersetzung zu überwinden[23]). Solchen ehrenvollen Auffoderungen widerstand Persona nicht; er mochte sich von diesem Unternehmen etwas versprechen, was man daraus schließen darf, daß er die Übersetzung an den Papst Sixtus IV., der unterdessen Petri Stellvertreter geworden war, mit einer anderen Vorrede, als an Giovanni Mocenigo, Fürsten in Venedig, gesendet hat. Vielleicht wollte er die Wahrheit der Hoffnungen Gaza's, die seine eigenen geworden sein mochten, erproben. So gibt es Ausgaben von einem Druck sowol mit der ersten, als mit der anderen Vorrede[24]).

Soweit lehrt uns Gaza die Folge der Schriften kennen. *Agathias* de bello Gothorum, sowie: *Procopius* de bello Gothorum sind die beiden letzten Arbeiten Persona's, erschienen aber beide erst lange nach dessen Tode. Welches von beiden Werken er zuerst bearbeitete, das kann man aus seinem eigenen Briefe an den Papst Sixtus IV. vor der Übersetzung des Agathias erkennen. Er sagt darin, daß er sich bisher nur mit theologischen Schriften beschäftigt, jetzt aber historischen zugewendet habe, weil er darin Unbekanntes zur allgemeinen Kenntniß bringen könne. Diese historische Schrift ist eben Agathias, den er dem Papst widmete, indem er demselben zugleich verspricht, in nicht zu langer Frist ein an Umfang und Inhalt bedeutenderes Werk vorzulegen. Dies letztere Werk ist offenbar kein anderes als Prokopios. Beide Werke übersetzte er wahrscheinlich kurz zuvor, ehe er Bibliothekar wurde; denn er selbst sagt, daß er die Schrift des Agathias in der Bibliothek Sr. päpstlichen Heiligkeit gefunden habe. Dieser Brief[25]) ist in sofern auch das gültigste Zeugniß dafür, daß Persona Agathias und Procopios nach der Schrift des Origenes übersetzte, und diese von den theologischen zuletzt, weil er Agathias dem Papst Sixtus IV. widmete, gleichwie die Schrift des Origenes, während Gaza wegen der Übersetzung der Letzteren im Namen des Papstes Nicolaus unterhandelte. So hätte ich also die Zeit aller Schriften gegen die bisherigen Angaben darüber sicher ermittelt. Übrigens scheint sich Persona als hochbetagter und in mönchischer Einsamkeit ergrauter Greis emsiger, als in seinen früheren Jahren um die Gunst der Großen beworben zu haben; denn auch die Übersetzung des Agathias sendete er sowol mit einem Briefe an den Papst Sixtus, mit dem dieselbe: Romae apud Jacobum Mazochium MDXVI. fol. gedruckt wurde, als auch mit einem anderen: ad Laurentium de Medicis, sowie sich dieselbe handschriftlich in der laurenzianischen Bibliothek zu Florenz befindet[26]). Gelehrte[27]) späterer Zeit haben diese

---

simus, meo hortatu Constantinopolim misit qui ad se coemptum deferret: delatumque mox mihi dedit, dixitque velle se ei quidvis praemii polliceri, qui latinum hunc faceret.

23) Er sagt: Aggredere ergo id opus, et pro ejus ut dignitate absolvas, continenter incumbe. Age Romanum virum, et animo ingenti difficultates omnes pervade. Est quidem hoc, fateor, interpretatu difficile: sed eo plus laudis consequeris, quo rem non facilem aggressus videbere. Vale. 24) Diese Ausgabe ist Bl. 1 b: *Theodorus Gazinus* Constantinopolita Xpoforo ꝑsona: S. P. D. Bl. 2 a: *Ioanni Mocenico* illustrissimo uenetorꝝ ꝑncipi: uniuersoq; ꝑ senatui īclito cōsultissimoq;: Christoforus ꝑsona romanus. Statt dieses Briefes befindet sich in anderen Exemplaren der Brief: Sixto. IIII. pont. max. C. P. Prior S. Balbine. Bl. 261 b: Origenis contra Celsum finis: quem Christophorus persona Romanus: prior sanctae Balbinae de urbe; latine graeceq; peritissimus: cū fide e graeco traduxit & emendauit: Magister uero Georgius Herolt de Bamberga Romae impressit. Anno incarnationis domini Millesimoquadringētesimooctogesimo primo etc. fol. Diese Übersetzung wurde: Venetiis per Lazarum de Soardis 1514. fol., in der Ausgabe sämmtlicher Werke des Origenes von Desid. Erasmus (Basil. *Froben.* 1536. fol. u. ö.), sowie in Fr. Rous Mella Patrum (Lond. 1650) wieder gedruckt.

25) Persona beginnt diesen kurzen Brief an den Papst Sixtus IV.: Sixto IV. Pontifici Romano. Constitueram B. P. quicquid in me unquam ingenii foret, sacris in literis e graeco in latinum vertendis impendere. Sed cum in Sanctitatis tuae Bibliotheca, quam inter caetera tua egregia opera, librorum mira varietate ac copia tam graecorum quam latinorum excultam parasti, Agathium historicum invenissem, belli Gothorum extrema quaedam narrantem, et peregrinas nonnullas, dignas memoratu historias, quae apud nos forte ad id aetatis incognita sunt, eum in latinum sermonem vertere decrevi, et Sanctitati tuae, quam equidem pro eius optimarum artium studiis ac praesentibus factis mirifice colo ac veneror, ut antehac solitus sum, dedicare. Der Schluß heißt: Sed libellum hunc B. P. sic velim in praesenti accipias, ut non longo post tempore aliud ex me habiturus volumen, et magnitudine, et materia ipsa hoc longe praestantius. Christophorus Persona Prior S. Balbinae. 26) *Montfaucon.* Bibl. Bibliothecar. p. 373. 27) Am härtesten und rücksichtslosesten, ja unwürdig spricht sich Vossius wiederholt so über die Übersetzung des Agathias aus: Ineptissimus ille Christophorus Persona quatuor Rerum Gothicorum libros vertit; si vertisse, et non pervertisse dici is debet, qui multa adeo omittit, et in iis, quae refert, toties nobis sua narrat somnia (*Vossius*, Hist. graec. Lib. II. c. XXII); ferner: Haec Agathias, quae tamen in sua interpretatione, et alia multa, plane praeteriit Christophorus Persona (De arte historica. c. XVIII. p. 94. Vergl. *Hadr. Iunii* Animadversa. Lib. I. c. IV.). Buonaventura Vulcanio's gehässiges Urtheil in seiner Vorrede zu dem Agathias ist: Hunc itaque Agathiam scriptorem luculentissimum, quem olim Persona lutularat, ac deformarat, ut quicumque eum attingeret, merito exclamaret: aquam manibus, εὐπρόσωπον, nitidioreque habitu a me donatum. In verschiedenen Anmerkungen zählt er die

Übersetzung zu hart und ohne Rücksicht auf die damaligen Zustände getadelt. Man besaß ja damals noch keineswegs alle diejenigen Vortheile in den classischen Studien, deren sich die spätere vorgeschrittene Zeit erfreute; offenbar fehlten Persona die Hilfsmittel, welche in reicheren und geläuterten Kenntnissen, sowie in besseren äußeren Hilfsmitteln liegen, die Persona nicht in dem Maß zu Gebote standen, wie sie einer späteren Zeit offen lagen. Wußte Persona nicht genug, um eine gute Übersetzung schaffen zu können, und nicht soviel als hundert Jahre später der Übersetzer des Agathias, Buonaventura Volcanio, wer kann darüber Persona anklagen, der mit seiner Zeit jenen Mangel litt? Machte er doch zuerst Agathias bekannt, und brachte er doch mit demselben erst das alles zur Kenntniß, was derselbe enthielt, und hundert Jahre später als etwas Altes galt. Dazu ist die einzige Handschrift in der Vaticanbibliothek, welche Persona benutzen konnte, lückenvoll und auch sonst nicht frei von Fehlern. Als Nachfolger in solchen Verhältnissen besser machen wird stets leichter sein, als Bahn brechen mit geringen Mitteln. Damit will ich keineswegs Persona wegen seiner Fehler freisprechen, dagegen aber rücksichtslose Vorwürfe von einem Mann zurückweisen, der in seiner Zeit und seinen Verhältnissen als einer der besten erscheint.

Die Ausgabe des Prokopios erschien: *Procopius*, De Bello Gothorum, *Christophoro Persona* interprete. Romae per *Jo. Besickem Alemannum*, impensa *Jac. Mazochii* MDVI. fol. mit einem Briefe von Mazochio. Zu dieser Arbeit wurde Persona, wie Niccolo Alemanni [28]) in der zweiten Vorrede der Ausgabe von des Prokopios historia arcana erzählt, dadurch bestimmt, daß er Prokopios in sein Recht einsetzen wollte, das ihm Lionardo Aretino geschmälert hatte. In Beziehung auf Persona's Übersetzung urtheilt derselbe Gelehrte: Post illas Raphael Volaterranus reliquos de Bello Persico et Vandalico libros latine vulgavit; sed nihilo meliore, quam Christophorus, Codice usus est: certe neuter, licet Vaticanae Bibliothecae uterque Praefectus, versionem ex Codice hausit Vaticano, quem plenissimum video, et ex omni parte integrum, atque emendatissimum, ut ex alio fonte eas illorum virorum interpretationes manasse non dubitem. Schonend urtheilt Rhenanus [29]) in seiner Vorrede zu der Geschichte der Gothen von Prokopios über Persona's Übersetzung. Der Übersetzer des Prokopios Claudio Maltreto [30]) versagt ihm nicht die verdiente Anerkennung.

Nach dem Zeugniß des Trithemius zeichnete Persona sich durch Gelehrsamkeit, vorzüglich in der theologischen Wissenschaft, aus, und war von der Natur mit Scharfsinn und Redegabe ausgestattet. Verständige und einsichtige Zeitgenossen, wie Gaza, schätzten Persona vor vielen hoch [31]).

Trithemius und mit ihm Mandosius erwähnen unter den Schriften Persona's noch: Epistolarum ad diversos liber unus, das jedoch weder gedruckt noch auch sonst bekannt geworden ist. (*W. Hoffmann.*)

PERSONA (Gobelinus). Person [1]), der Chronist, Dechant zu Bilefeld, war im J. 1358 [2]) in Westfalen geboren; von der ersten Kindheit an ward er in den Wissenschaften unterrichtet und brachte es nach dem Maßstabe des Zustandes derselben in jener Zeit weit. Teutschland und Frankreich waren damals hinter Italien zurück. Letzteres dagegen strebte besonders nach der Reinheit der lateinischen Sprache. Es war daher ein Glück für Persona, daß er italienische Lehrer erhielt, denen er sich zum Unterricht übergab. Es blühten damals in Rom und anderwärts in Italien die Dichter Franz Petrarcha und Johann Boccaccio, welche mit vielen andern das Studium der classischen Literatur eifrigst trieben und beförderten, und das Latein des Mittelalters verdrängten. Wie aus Persona's Geschichtswerke hervorgeht, durchwanderte er fast ganz Italien. Am römischen Hofe verharrte er lange, und stand sowol mit den Päpsten, als den übrigen Großen des Hofes, nämlich den Cardinälen und Bischöfen in vertraulichem, freundschaftlichem Verhältniß. Dieses

---

Fehler Persona's auf (p. 179. 181—184. 186. 188. 189 ed. reg.), nichtsdestoweniger muß man sein Urtheil misbilligen. Würdevoller ist des Reinesius Urtheil: Christophori Personae, Praefecti Bibliothecae Vaticanae, versio, qua carere tamen possumus, adeo inelaborata, obscura et incommoda est, und an einem anderen Ort: Agathiae Smyrnaei Scholastici, historici et poetae libros V de imperio et rebus gestis Iustiniani Imp. convertit Christophorus Persona Romanus praefectus Biblioth. Vaticanae anno 1484. An vitia et errores ejus quamplurimos post annos centum detexit Bonaventura Vulcanius, et edolavit non paulo doctiorem interpretationem, ut jam diem posteriorem (sit sane alio sensu prioris discipulus) prioris magistrum adpellare liceat. *Thomas. Reinesii* Variae Lectiones. Lib. I. c. XXV. p. 119. Lib. III. c. V. p. 416).

28) Alemanni's Zeugniß ist: Christophorus Persona, qui aegre simulationem Leonardi tulit, auctoris integro nomine eandem historiam vertit quidem e graeco, multis tamen partibus dimidiatam et pene laceram dedit.

29) Male vereor, ne interpres Gothici belli in graecum Codicem mutilatum inciderit, quod de Alaricho Rege prorsus nulla fiat mentio. 30) Hoc ultimum censurae caput proprie convenit in Christophorum Personam Romanum, qui Tetradem secundam librorum de bellis ita truncavit, ut Triadem fecerit. Caeterae reprehensionis partes ei communes sunt cum Raphaele Volterrano, Tetradis prioris interprete. Darauf weist er mehre Fehler Persona's nach, spricht dann aber: Lector, velim cognoscas Personae fidem, et conjicias, quo Procopium Agathiamque effecerit beneficio, cum illos latinae consuetudini tradidit. 31) Gaza's Zeugniß steht im Eingange von dessen mehrfach erwähntem Briefe an Persona. Er sagt: Cum diebus hisce superioribus animo, ut soleo saepe, Latinos viros versarem, qui graece scire aliquid viderentur, et graecos insuper auctores, qui in latinum verti non mediocri cum laude possent, ipse imprimis oblatus es, quem unum novi ab ineunte adolescentia sic graecas literas imbibisse, et, quod plurimum juvit, in Graecia ipsa, et graecis ex praeceptoribus, ut nisi te civem Romanum scirem, et propinquos tuos primarios urbis viros sat nossem, dicturus facile sim, ex Graecia te oriundum.

1) So nennt ihn der Erzbischof Dietrich von Cöln, der Administrator des paderborner Bisthums in dem zu Arnsberg den 12. Febr. 1416 gegebenen Schreiben bei H. Meibom dem Älteren Vita Gobelini Personae Bilveldensis Paderbornensis in dem von H. Meibom dem Jüngeren herausgegebenen 1. Theil Rer. Germ. Hist. p. 57. 2) *Gobelinus Persona*, Cosmodrii Aetas VI. c. 69 bei H. Meibom dem Jüngeren a. a. O. S. 286.

bahnte ihm den Weg zu kirchlichen Würden, Ämtern und Pfründen in Teutschland. Doch auch sein vorheriger Dienst an der römischen Kammer war in anderer Beziehung wichtig, nämlich im Betreff der Kenntniß eines Theiles der Thatsachen, die er in seinem Geschichtswerk beschreibt. So in Beziehung auf die Verbindung von fünf Cardinälen gegen den Papst, als dieser sich mit seinem Hofe in den Jahren 1384—1385 in Luceria (Nocera) befand, bemerkt Persona (Cosmodr. Aet. VI. c. 78. p. 300): Unde ad me notitia hujus facti devenit, quia de familia Camerae Apostolicae extiti etc. Doch erzählt Dietrich von Niem (De schismate. Lib. I. c. 42) den Hergang ganz anders, und konnte, da er in der Sache selbst gebraucht ward, wol auch ihren Plan besser darstellen. Aber es ist immer lehrreich, beide zu vergleichen. Der Papst und sein Hof wurden von dem Könige Karl III. von Sicilien in dem Schlosse von Luceria (Nocera) im J. 1385 belagert, aber endlich von den Genuesen befreit. Hierauf war Persona in Minervino. Er bemerkt (Cosmodr. Aet. VI. c. 79. p. 304) in Beziehung auf die Bulle, welche der bedrängte Papst zur Richtschnur, was die Christenheit zu thun habe, wenn ein Papst belagert werde, gab: Hanc constitutionem ego vidi et legi bullatam post liberationem in Minorbino civitate Apuliae. Cap. 79. p. 504 sagt Persona: Den 10. Januar, an dessen 11. Tage (1385) die Cardinäle, wie ich gesagt habe, gefangen genommen wurden, und die ganze Zeit über, in welcher die Söhne der Verwünschung, und Pharao, welcher das Volk des Herrn nicht anders, als durch starke Hand gezwungen, entlassen wollte, verhärtet in den vorher erwähnten Machinationen gegen den Papst beharrten, weilte ich in Diensten der apostolischen Kammer in der von Luceria der Christen ungefähr 30 italienische Meilen entfernten Stadt Benevent, bis ich mit dem Papst, welcher dahin kam, zurückging. In Benevent, welches durch die Streifereien der Kriegsvölker des Herzogs von Anjou, die die befestigten Orte der Umgegend inne hatten, viele Drangsale erlitt, sodaß die Beneventaner an ihrer Rettung verzweifelten, lag auf Persona'n, welcher sich von Seiten der päpstlichen Kammer daselbst aufhielt, durch die hinterlistigen Nachstellungen der Verräther eine nicht mindere Todesfurcht, als auf denen, welche bei dem Papste täglich in dem Schlosse von Luceria der offene feindliche Angriff ängstigte. Der durch die Genuesen aus dem belagerten Luceria (Nocera) befreite Papst Urban VI. kam von Fiumaro nach Benevent, und erpreßte hier den 3. Aug. (1385) 1000 Florenen (Goldgulden) von den Beneventanern, vertraute die Stadt nebst dem Schlosse Raimund Ursini'n an, ging von Benevent zurück und wieder nach Fiumaro; und so reiste auch Persona, welcher in den Diensten der päpstlichen Kammer sich abmühend, in Noth und Verlegenheit in Benevent lebte, hierauf mit dem Papste zu Lande und Meere durch mehre Gefahren. Er kam mit ihm nach Minorbium (Minervino), und sie blieben daselbst zwölf Tage, um die Landung der Galeeren abzuwarten. Da es drei Monate nicht geregnet hatte, mußten Persona und die Übrigen viel durch Wassermangel dulden. Er, der Papst, sein Hof und sein Heer zogen den 19. August vor Sonnenaufgang aus Minervino nach dem Meere zu, fanden aber in Barletta, wo die Schiffe der Genueser ankommen sollten, dieselben nicht, und nahmen ihre Richtung nach Trani, erblickten um die zweite Mittagsstunde die Segel, eilten zu dem Meere und wurden den Tag darauf bei der Einschiffung auf zehn Galeeren vertheilt. Auf der weitern Fahrt hatte Persona Gelegenheit den Streit zu sehen, den die von Bari mit den Genuesen hatten, lag ferner im Hafen von Messina, und lernte, als sie hinwegfuhren, einen Meeressturm zu Schiffe aus eigner Erfahrung kennen. Als die Galeeren vor Gaeta kamen, lief eine in den Hafen und lag daselbst mehr als fünf Stunden. Obgleich die Stadt dem Könige Karl III. von Sicilien anhing, so gingen doch Persona und einige andere unter dem Schatten (Schirm) der Genueser in die Stadt, und besuchten die Reliquien des heiligen Erasmus. Hierauf segelten die Galeeren weiter und lagen drei Tage in dem Hafen von Corneto. Auf der fernern Fahrt hatte Persona Gelegenheit, noch mehre Häfen kennen zu lernen, bis er endlich den 23. Sept. 1385 nach Genua kam. Hier weilte der Papst und sein Hof und Persona längere Zeit. Die Verwirrung, welche im Jahr 1386 der Abfall zweier Cardinäle am römischen Hofe veranlaßte, war auch Persona's Beförderung nachtheilig. Er hatte die Thaten des Papstes Urban VI. in Versen dargestellt, und konnte in jener Bestürzung, welche am römischen Hofe herrschte, keinen passenden Zutritt zum Papst erlangen und ihm die Verse selbst überreichen, sondern mußte sie bei Guillerm (Wilhelm) von Ancona, Thesaurarius des Papstes lassen. Dieser überreichte sie zwar in Persona's Abwesenheit, allein es war jene Verwirrung, welche der Abfall jener beiden Cardinäle veranlaßt hatte, ein großes Hinderniß, daß Persona ansehnlich befördert ward. Doch hatte er am Sonnabend vor Ostern 1385, als der genannte Bischof Guillerm von Ancona mittels Special-Commission des Papstes die Ordinirungen feierte, und beinahe 200 Personen ordinirte, unter den 72, welche zu dem Priesterthume befördert wurden, die Priesterweihe erhalten. Mit dieser kehrte Persona nach Teutschland zurück. Als der Presbyter Otto von Dyke, der Rector der in der paderborner Kirche befindlichen Kapelle der heiligen Dreieinigkeit, den 23. Jan. 1389 starb, war schon durch päpstlichen Befehl im Voraus für Persona gesorgt, und er erhielt durch denselben die Kapelle bereits den folgenden Tag. Er verwandte von der Zeit an bis zu der, wo er das 82. Capitel des 6. Zeitalters schrieb, auf die Verbesserung der Kapelle 80 Florenen (Goldgulden), denn er errichtete eine 14 Fuß lange Mauer mit einem Kamin, und zwischen dem Hause an dem Theile desselben, wo die Mauer sich hinstreckte, pflasterte er mit Steinen und Kalk, den Keller des Hauses bedeckte er mit einem steinernen Gewölbe, besserte das Thor mit behauenen Steinen und den Brunnen, vollendete die oberen Söller, und baute noch anderes aus Holze. In der Zeit, als er der paderborner Marktkirche als Pfarrer vorstand, gaben den 15. Sept. 1405 die Bürgermeister der Stadt Paderborn ein Edict heraus, daß ihre Bürger, wenn sie

feierliche Leichenbegängnisse begehen wollten, sie dieselben an den Sonntagen halten sollten. Die Bürgermeister ließen dieses Statut unter der Form eines Mandats durch ihre Boten oder Diener von Haus zu Haus öffentlich bekannt machen. Persona, als damaliger Pfarrer der Marktkirche, vom Eifer Gottes getrieben, tadelte, zum Behufe frommer Besserung dieses Statut in der Predigt, und erklärte nach Kräften, daß es gegen die kirchliche Freiheit herausgegeben und den kanonischen Decreten und den kaiserlichen Sanctionen zuwiderlaufe, bemerkte, daß denen, welche solche Statute geben, sowol von den heiligen Kirchensatzungen, als den kaiserlichen Edicten Strafen verhängt seien, und drückte sich dahin aus, daß die Übertreter sich bessern und die Unkundigen, nun so belehrt, sich scheuen möchten, künftig Ähnliches zu wagen. Die Urheber des Statutes jedoch, hierdurch hingerissen, legten das, was Persona aus Erfoderniß seelenhirtlicher Sorge gesagt, als aus dem Geist des Stolzes und dem Antriebe des Geizes ausgegangen, aus, und versuchten einen Aufruhr gegen ihn zu erregen. Aber obgleich der Unwille gegen ihn soweit ging, daß es einigen schien, als müsse Persona an der Erhaltung seines Lebens verzweifeln, so ging er doch durch die Triumphe der meisten Gerechten im Geiste gestärkt und auf die Wahrheit gestützt, von dem, was er gesagt, nicht ab. Aber jene ruhten nicht, sondern suchten mit größerer Heftigkeit, durch Einschlagung krummer Wege das Recht zu ähnlichen Verlusten des Heiles, wie Persona sich ausdrückt, zu verkürzen, und Niemand wagte den Stahl der Ärzte, durch welchen sie die Glieder, auf welche die Bähungen der Medicin keine Wirkung thun, abschneiden, zu führen. Persona ward daher im Geiste berührt durch die Worte des heiligen Hieronymus [3]). Es frommt, dem Prediger wegen der Gottlosigkeit der Unterthanen, und der Obern auch, welche die Wahrheit verkaufen, zu schweigen; und wieder ward er im Herzen beschwert durch den prophetischen Befehl (Jesaias 58, 1): Höre nicht auf zu rufen, wie eine Posaune, erhebe deine Stimme, und verkündige meinem Volke ihre Verbrechen. Doch entschloß er sich endlich, damit seine Schafe nicht in Wölfe verkehrt würden, zur Verzichtleistung auf die genannte Marktkirche auf dem Wege des Tausches, und entzog sich so der Bürde des Predigens [4]); und nachher verwischte nach dem nicht eitlen Verständniß einer Vision [5]), die er hatte, das Gewitter der Gemüther, und die Gottlosigkeit der Sitten der Verlauf der Zeit. Im J. 1416 finden wir Persona'n als Dechant von Bielefeld. Er nennt sich in dem Schreiben an das dasige Capitel der Chorherren: **Gobelinus Decanus Ecclesiae S. Mariae novi oppidi Bil-**

---

3) **in Prophetam Amos. c. 5.** 4) ***Gobelinus Persona*, Cosm. Aet. VI. c. 70. p. 289.** Nachdem Meibom der Ältere (in der **Vita Gobelini Personae p. 55**) die Enthebung Persona's von dem Predigeramt erzählt, fährt er fort: Es ist glaublich, daß ihm damals das Amt eines Officials, d. h. Vicars des Bischofs, in einem bestimmten Theile der Diöces übertragen worden. Als er dasselbe mit geziemender Redlichkeit und Sorgfalt ausübte, konnte er dem Hasse lässiger und Regellosigkeit des Lebenswandels liebender Menschen nicht entgehen. Besonders bei den paderborner Benedictiner-Mönchen stieß er an. Sie wollten nicht, wie man die Verbesserung des Kirchenzustandes und der Kirchenzucht nannte, reformirt werden, und widersetzten sich dem Bischof Wilhelm von Paderborn, der dieses vorhatte, mit Stolz und Hartnäckigkeit. Als ihm der Official in diesem Geschäfte fleißig beistand, kam er in Gefahr, denn da die in der Kutte ihm nicht offen schaden konnten, so nahmen sie zu Künsten, die Schändlichen in Gebrauche sind, ihre Zuflucht, und versuchten, ihn mittels in Speisen gestreuten Giftes aus dem Wege zu räumen. Aber er ging nach Entdeckung der Sache nach Bielefeld, der Hauptstadt der Grafschaft Ravensburg, und verlegte mit sich den Hof nebst der Grafschaft dahin. Es ward zwar von dem Capitel reclamirt, aber weder ihm, der bleiben wollte, Vertheidigung versprochen, noch das Geschäft der Reformation befördert. So Meibom. Umständlich erzählt Persona (**Cosmod. Aet. VI. Cap. 92**) die beiden Versuche der Mönche im J. **1411**, den Official zu vergiften. Aber er sagt nicht, daß er selbst der Official gewesen. Er nennt ihn **monachum quendam senem ordinis S. Benedicti valde devotum.** Aber sich selbst so zu heißen, würde er wol als Verstoß gegen die Demuth angesehen haben. Von dem Official redet er immer in dritter Person, und wenn er, nachdem er von den Versuchen der Mönche, den Official durch Gift aus dem Wege zu räumen, erzählt hat, fortfährt: **Quot autem et quantis dolis per illos et eorum fautores obtendebatur excusatio: qualiter apprehensi sunt ipsi in astutiis suis: non propter personarum, sed propter loci reverentiam scribere non intendo,** so redet er wahrscheinlich blos als Geschichtschreiber. An andern Stellen seines Werkes, wo er Lebensumstände oder Handlungen von sich erzählt, z. B. S. **288. 289. 310. 313. 330,** redet er immer in erster Person von sich. Daß er dieses nicht bei S. **334,** wo er von der wichtigen Geschichte des Officials handelt, thut, könnte man daher erklären, daß er es unterlasse, um den Ort dadurch nicht zu verrathen. Doch erhalten wir dadurch immer keine Gewißheit, daß er jener Official sei. Hat Meibom auch nur die Stelle S. **334** des **Cosmodromii** zur Quelle gedient, so hat er aller Wahrscheinlichkeit nach zu rasch aus dem **scribere non intendo** geschlossen, daß Persona überhaupt von sich handle.

5) Auf Visionen hielt er viel, und um so mehr ward er darin bestärkt, je mehr zufällig eine eintraf. In der **18.** Nacht des Decembers **1388** träumte er von einem großen Hagelwetter und zwei Blitzen, die in den Thurm der Domkirche zu Paderborn einschlügen und denselben vernichteten. Erschreckt begann er die Bußpsalmen zu lesen, und als er an das Ende des ersten Verses des dritten Psalmen kam, wachte er auf. Obgleich er erwog, was im **34.** Capitel des **Ecclessiaticus** oder des Buches Sirach geschrieben ist: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen. Träume sind nichts anders als Bilder ohne Wesen: Eigne Weissagung und Deutung, und Träume sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken," so ließ er sich doch durch das bestechen, was hinzugefügt wird: „Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon," und bezog die Eitelkeit der Träume nur auf jene Unklugen, welche keine von dem Höchsten gesandten Träume haben. Besonders wirkte auf ihn, daß er, als er sich spät in derselben Nacht zu Bette gelegt hatte, eingedenk der Vision Daniel's, in welcher der Engel zu ihm sagte: „Von dem Tage an, wo du Dein Herz auf das Verstehen gelegt hast" u. s. w., von plötzlichem Gedanken hingerissen wünschte, daß ihm etwas Zukünftiges enthüllt werde. Aus der Vision, welche er darauf im Traume hatte, schloß er auf das Bevorstehen des Verlustes des Bischofs, und eine auffallende Veränderung der paderborner Kirche. Auch ward der Bischof Simon wirklich bei der Belagerung gewisser gegen ihn sich empörender Dienstmannen in der kleinen Befestigung Brobeke durch einen Pfeil verwundet, sodaß er nach einem Monat den **25.** Jan. **1389** starb. Persona erzählt die Vision, welche er den **18.** Dec. **1388** hatte und auf den Bischof Simon deutete, umständlich im **Cosmodromium Aet. VI. c. 82. p. 313.** Die Anwendung, welche der Chronist davon macht, ist sehr charakteristisch für den Geist sowol des Schriftstellers in seinen übrigen Beziehungen, als auch insbesondere für das geistige Gepräge seines Geschichtwerkes.

veldensis, Paderbornensis dioecesis ad infra scripta a reverendissimo in Christo patre et domino nostro, Domino Theodorico archiepiscopo Coloniensi, et administratore ac pastore ecclesiae Paderbornensis, specialiter deputatus. Der Erzbischof Dietrich von Cöln, Administrator des paderborner Bisthums, ertheilt in dem den 12. Febr. 1416 zu Arnsberg gegebenen Schreiben dem Honorabili viro, Domino Gobelino Person, Decano ecclesiae S. Mariae Bilveldensis, Paderbornensis dioecesis, den Auftrag und die Vollmacht, die Gebräuche und Gewohnheit der Kirche der heiligen Maria zu Bielefeld, und besonders die Ordnung und Weise der Observanz und der Ceremonialien derselben, nach dem Inhalt des Buchs der genannten Kirche oder nach der Weise und Observanz der Domkirche oder anderer Collegiatkirchen der Stadt und Diöces Paderborn zu reformiren, und auf Kosten des Capitels in eine besondere Schrift zusammenzustellen. Nach einem so thätigen Leben der Geschäfte endlich müde, zog Persona in dem kürzlich reformirten Kloster Bodicheim die Kutte an und lebte daselbst nur den Gebeten und Wissenschaften. In welchem Jahre er gestorben, ist unbekannt; und nur soviel gewiß, daß er ein Sechziger war, als er im J. 1418 sein Geschichtswerk schloß. Er begann es zu schreiben, wie er selbst sagt [6]), unter dem Papst Bonifacius IX. [7]), und vollendete es erst unter dem Papst Martin V. im ersten Jahre von dessen Pontificat den 1. Juni 1418. Er betitelte es Cosmodromium, das ist Weltlauf, und theilte es nicht in Bücher, sondern in die sechs Zeitalter [8]), nach dem Muster mehrer Schriftsteller vor ihm [9]). Das Werk fängt mit der Schöpfung an, und hat zwar in den älteren Zeiten die gewöhnlichen Mängel. Doch schreibt auch Persona nicht blindlings nach, sondern sucht so kritisch als ihm seine Ansichten von Wundern und Visionen erlauben, zu verfahren. Besonderes Aufsehen und besondere Anerkennung [10]) hat in dieser Beziehung seine Beleuchtung der Legende der heil. Katharina erregt, welche er für eine Fabel erklärt, zwar nicht wegen ihres legendenartigen Inhalts überhaupt, aber wegen des Schweigens der früheren Schriftsteller und anderer Quellen, und aus anderen Gründen, z. B. wegen des Umstandes, daß Maxentius sie in Alexandrien umgebracht haben solle [11]). Persona sucht in kritischer Beziehung soviel zu leisten, als ihm sein Standpunkt erlaubte. Als Quellenschrift wird sein Geschichtswerk von Kaiser Karl IV. an wichtig, denn für diese und die folgenden Zeiten schreibt er aus eigener Erfahrung, und ist theilweise sehr umständlich. Die Nachrichten von den Begebenheiten, welche er beschreibt, hat er mit der größten Sorgfalt gesammelt, und stellt sie mit der größten Redlichkeit dar, mit Ausnahme dessen, daß er nach der Art und Weise, welche seines Gleichen beobachten, dem Papst sehr viel gegen die Kaiser zueignet. Auf das Gepräge des Geistes seiner Darstellung hatten natürlich Persona's Studien den größten Einfluß. Er, der sein ganzes Leben über das Müßigsein haßte, hatte in seiner Jugend seinen Fleiß auf die Philosophie, und in seinem Mannesalter auf die Theologie und das päpstliche Recht auf das Eifrigste gewendet. Den Augustinus hat er vor den anderen Schriftstellern mit Aufmerksamkeit gelesen, und daher gebraucht er die Worte und Sentenzen desselben oft nach einander. Mit Isidorus war er nicht minder vertraut; er hat ganze Seiten aus ihm ausgeschrieben [12]).

Unter den Schriften, welche er außer dem Kosmodromio verfaßt hat, ist besonders wegen seiner kritischen Tendenz und wegen der Kühnheit, mit welcher ein Günstling des römischen Hofes dieses wagte, hervorzuheben, daß von ihm verfaßt ward ein Tractatus de Legenda undecim millium virginum, Coloniensis cleri censurae oblatus. Über diese Schrift sagt er in dem Cosmodromio Aet. VI. Cap. 15. p. 200, nachdem er auch hier die geschichtlichen Unmöglichkeiten in der Legende von den 11,000 Jungfrauen gezeigt hat, Folgendes: Sed error iste surrexit, ut dicitur, de quadam foemina, nescio an inclusa vel monacha, quae erat apud Sconowgiam temporibus Friderici primi, circa annum Domini MCLVI., quae asseruit talia et

6) Am Schlusse seines Werkes. S. 346. 7) Dieser bestieg den päpstlichen Stuhl im J. 1389 und starb 1404. 8) Der letzte Theil von Persona's Werke ist daher umfangreicher, als die fünf ersten zusammen, weil das sechste mit Christus beginnt. 9) Er schreibt im Eingange S. 61: Perinde aetatibus igitur, sic saeculis jam decursis, invenio mundi cursum in sex aetatum spatia per majorum scripta distingui. Hinc est, quod ea, quae in diversis libris sparsim contenta perspexi, una cum his, quae modernis temporibus acciderunt, voluminis unius contextu comprehendere cupiens, praesentem librum, quem *Cosmodromium*, id est, mundi cursum (inscripsi), de sex aetatum mundi decursu, confeci. 10) Der ältere Meibom (in der Vita Gobelini Personae p. 56), nachdem er bemerkt hat, daß Persona parteiisch für den Papst gegen die Kaiser schreibe, fährt fort: Sicuti contra hoc notatu dignum, quod Legendam de XI millibus Virginum, et de S. Catharina in dubium vocare ausus fuit. Sane rationes in medium adfert non elumbes, sed ex veritate historica depromptas: neque temeritate quadam praescriptione in Ecclesia pro veris habitas in dubium vocat, sed veritatis investigandae studio circumstantias probe et pensiculate examinat, nec vel ipse nimia credulitate suspecta amplecti, vel alios, ut idem faciant, quod non minus delictum est, supino ac praepostero silentio induxisse videtur. In Betreff des von Persona über die Legende der heiligen Katharina Gesagten vergl. auch *Matthias Flacius Illyricus* in Catalogo testium veritatis editionis Argentinensis p. 586 und *Hermannus Hamelmannus* Lib. II. illustr. virorum Westphaliae, deren Stellen die von Meibom zusammengestellten Testimonia quorundam clarissimorum virorum de Gobelino Persona ejusque Cosmodromio p. 58 enthalten. Außer Flacius und Hamelmann werden hier die Stellen, welche *David Chytraeus* in Chron. Sax. Lib. III. *Suffredus Petri* Lib. II. de origine Frisiorum c. 5 et 15. *Christianus Cleinsorgius* in Chronico Comitum Lippiensium manuscr. *Reinerus Reineccius* in Oratione de Historia ejusque dignitate. *Petrus Albinus* in progymnas. Novae Saxoniae. p. 233. *Joannes Jacobus Frisius* in additionibus ad Bibliothecam Gesneri und *Joh. Gerh. Vossius* Lib. III. de Historicis Latinis, Part. IV. c. 9 über Persona haben, zusammengestellt.

11) Was Persona, um dieses zu widerlegen, sagt, s. bei diesem selbst Cosmodr. Aet. VI. c. 15. p. 202. 12) Vergl. Adelung, Directorium, d. i. chronologisches Verzeichniß der Quellen der Süd-Sächsischen Geschichte. S. 192.

multa alia, sibi revelationibus divinis patefacta, cujusmodi revelationes assertas ego perlegi, et in multis contrariantur libris Chronicis et Historicis. Unde quaedam ad impugnandum, seu verius ad elucidari provocandum hujusmodi erroris caliginem, collegi, quae Coloniam examinanda destinavi. Et licet plures viri solennes et magnae reputationis illa perlegerunt, tamen solutioni eorum, quae contra supradictas assertas revelationes in quantum historiam virginum praedictarum contingunt, allegavi, obtinere non valebam. Wäre damals schon die Buchdruckerkunst im Gange gewesen, und Persona hätte sie zur Verbreitung dieser kritischen Schrift benutzt, so hätte er sicher widerrufen müssen, oder ein Bruch mit dem römischen Hofe wäre unvermeidlich gewesen, und Persona hätte unter den Vorgängern der großen Reformation geglänzt. Doch so, weil er die Schrift nur nach Cöln gesandt hatte, zog die cölnische Geistlichkeit das Schweigen vor, und Persona hatte weiter keine Anfechtung, und glaubte es selbst wagen zu dürfen, in seinem großen Geschichtswerk gleiche Kritik zu üben. Im Übrigen zeigt er sich aber ganz als ein Freund und Anhänger der römischen Kirche, und hatte selbst seine Verskunst angewandt, um die Thaten des Papstes Urban VI. zu besingen, und sich selbst Beförderung zu verschaffen, indem er sein Poëma de rebus gestis Urbani VI. PP. schrieb. Nachdem er in seinem Cosmodromio Aet. VI. Cap. 81. p. 310 erzählt hat, wie im J. 1386 der Cardinal Pileus von Ravenna und der Cardinal de Petra Mala von dem Hofe des Papstes Urban geflohen und sich nach Avignon zu dem Gegenpapst begeben, und was von dort aus Pileus zur Schmach des Papstes Urban gethan, fährt er fort: Daher excommunicirte Urbanus die beiden genannten Cardinäle und beraubte sie des Cardinaliats. Zu derselben Zeit wollte ich gewisse Verse, welche ich über die Thaten des Herrn Urban, in den vorigen Tagen gemacht hatte, demselben Herrn Urban präsentiren; aber weil er durch den Abfall der genannten Cardinäle beunruhigt ward, konnte ich keinen gelegenen Zutritt zu ihm haben. Ich ließ jene (Verse) bei dem ehrwürdigen Vater und Herrn, Herrn Guilermus (Wilhelm) von Ancona, Thesaurarius des Herrn Urban, als ich von dem römischen Hofe zurückging. Er präsentirte nachher in meiner Abwesenheit dieselben Verse dem Herrn Papst, welche Verse zwar, damit sie den Lesenden nicht zum Überdrusse gereichten, ich an diesem Orte nicht einzurücken beschlossen habe, wenn jedoch Jemand Gefallen daran hat, sie zu sehen, so wird er sie nach dem Ende dieses Buchs hier unten geschrieben finden[13]). Und auf diese Weise war die durch die genannten Cardinäle erregte Unordnung kein geringes Hinderniß einer ansehnlichen Beförderung meiner[14]). So Persona zum Jahr 1386.

13) Sie finden sich jedoch daselbst auch nicht, entweder weil ein späterer Abschreiber sie hinweggelassen, oder weil Persona selbst vergaß, sie als Anhang seines Geschichtswerkes zu geben. 14) Doch ward er im Jahre 1386 wenigstens zum Priesterthum befördert.

Ferner verfaßte derselbe: Poëma de gestis Ruperti, episcopi Paderbornensis et nonnullis ejus antecessoribus[15]). Außerdem wegen der großen Trauer aller, welche bei dem Tode des Bischofs Ruprecht von Paderborn herrschte, fand, eingedenk der Wehklage des Propheten Jeremias, die er über den Tod des Königs Josias von Juda machte, mit welchem Ruprecht verglichen werden konnte, Persona sich bewogen, Verse an die Säule neben seinem Grabmal anzuschlagen, und sie auch im Cosmodromio Aet. VI. Cap. 82 mitzutheilen S. 305. Sie beginnen:

Plangite Rupertum, varia virtute refertum,
Montis magnificum Bavariaeque Ducem,
Germen animosum, detestans omne dolosum
Gloria Westphalicae qui fuit ecclesiae etc.

Auch verfaßte Persona auf den Tod des Fürsten Wilhelm von Berg, der sich zu Paderborn im J. 1408 ereignete, Gedächtnißverse, welche in Düsseldorf und Bielefeld gute Aufnahme fanden, und die er auch in seinem Cosmodromio Aet. VI. Cap. 88. p. 325. 326 mittheilt. Ihr Anfang lautet:

Turbida me cogis, ô mors, insignis Herois
Heu minus egregio gesta referre stylo
Versibus alternis claudis gradior, quia spernis
Gaudia: cur animo tristior hoc eligo.

Als Persona, welcher zwei oder auch mehre Male in Italien gewesen sein muß, zu dem Grabmale des Papstes Urban VI. in der Kapelle des heiligen Andreas zu St. Peter in Rom kam[16]), machte er Hexameter, und mischte keine Pentameter darunter, wie Sitte der alten Epitaphien ist. Er machte diese Abweichung, wie er sagt, um dadurch anzudeuten, daß sein Hintritt ein glücklicher gewesen. Er schlug die Verse an eine hölzerne Tafel neben Urban's VI. Grabmal mit Nägeln an, aber auf Urban's VI. Lob, Eifersüchtige nahmen sie hinweg. Der Verfasser hat sie jedoch in seinem Cosmodromio Aet. VI. Cap. 81. p. 312 aufbewahrt. Sie beginnen:

Bartolomaeus nomine, natu Parthenopaeus
Sextus et invictus Urbanus Papa, relictus
Huic humili[17]) tumbae, qui dum purgare columbae
Pennas rebatur heu mox formosa jugatur etc.

15) Persona sagt Cosmodr. Aet. VI. c. 83. p. 315: Alios (nämlich außer der Grabschrift in Versen auf den Bischof Ruprecht von Paderborn) etiam versus ad commendationem ipsius Domini Ruperti composui, quos cum facta ejus et quorundam praecessorum suorum superius expressa comprehendunt, et ne fastidio legentibus essent, hic ponere superfluum existimavi: si tamen quendam illos legere delectat, post fines hujus libri eos scriptos inveniet. Die Verse, welche des Papstes Urban VI. Thaten darstellten, sollte man post finem hujus libri (Cosmodromii), sagt Persona (Aet. VI. c. 81), und die auf den Bischof Ruprecht von Paderborn, post fines hujus libri finden. Aus diesem Unterschied, den er macht, muß man schließen, daß er recht lebhaft den Vorsatz gehabt, beide Gedichte als Anhang seines Geschichtswerks zu geben. Er kann zwar später dieses vergessen haben, doch ist es wahrscheinlicher, daß es Schuld der Abschreiber ist, daß wir sie jetzt nicht mehr angehängt finden. 16) Nachdem Persona (Comosdr. Aet. VI. c. 81. p. 317) bemerkt, daß Urban VI. im zwölften Jahre seines Pontificats zu Rom gestorben, fährt er fort: ad cujus sepulcrum dum postea veneram. 17) Dieses bezieht sich darauf, daß Per=

Aus dieser und den obigen Grabschriften, welche von Persona's Versen auf uns gekommen, läßt sich schließen, daß auch die beiden Gedichte, welche des Papstes Urban VI. und des Bischofs Ruprecht von Paderborn und einiger seiner Vorgänger Thaten besangen, in leoninischen Versen geschrieben waren, und überdies auch viele Verstöße gegen die Prosodie und überhaupt gegen das Versmaß enthielten. Es ist daher Persona's ungebundene Rede für erträglicher anzunehmen, als seine Verse. In solchen schrieb er auch: **Historia seu Cantus de Festo visitationis St. Mariae, a Johanne PP. confirmatus.** Nachdem er im **Cosmodromio Aet. VI. Cap. 90. p. 330** von der Wahl und der Krönung des Papstes Johann XXIII., welche den 25. Mai 1410 statthatte, gehandelt, bemerkt er weiter: Er (der Papst Johann XXIII.) bestätigte oder ließ bestätigen die Geschichte oder den Gesang, welche oder welchen ich über die Heimsuchung der heiligen Jungfrau Maria im vorhergehenden Jahre (1409) gemacht hatte, welcher Gesang anfängt: **Tecum Principum.** Er that dieses binnen sechs Wochen nach seiner Krönung, während ich mich in seiner Gegenwart befand."

Das **Cosmodromium** ist, wie es dasselbe verdient, von anderen Geschichtschreibern nicht unbenutzt geblieben. So hat der Verfasser des **Magnum Chronicon Belgicum** ganze große Stellen aus jenem aufgenommen; er thut es jedoch mit der gewissenhaften Bemerkung des Schriftstellers, dem er es verdankt [18]). Albertus Crantzius hat bei Abfassung seiner **Metropolis** ganze Seiten [19]) aus Persona's Geschichtswerk genommen, ohne ihn jedoch zu nennen. Hermann Kersenborch, der **Consarcinator catalogi Episcoporum Paderbornensium**, wollte, wie Meibom (S. 59) sich ausdrückt, lieber den **Gobelinus** beinahe ganz ausschreiben, als ihn einmal nennen.

Aus zwei Handschriften ist durch Heinrich Meibom den Älteren die erste Ausgabe unter dem Titel: **Gobelini Personae Decani Cosmodromium s. chronicon universale ab O. C. ad a. 1418. Item ejus expositio rerum sub Urbano VI. Bonifacio IX, Innocentio XII. Pontificibus gestarum. stud. et op. *H. Meibomii* (Francof. ap. haer. *Andr. Wechelii* 1599 sq.)** erschienen, und dieselbe wiederholt von dem Enkel des genannten Meibom, Heinrich Meibom dem Jüngeren, in **Rerum Germanicarum T. I. (Helmst. 1688)**, Einleitung S. 54—60, Text S. 61—346, Schlußbemerkung von Meibom dem Jüngeren S. 349—350, endlich **Notae in Cosmodromium Gobelini Personae p. 351—369.** Sie sind größtentheils von Heinrich Meibom dem Älteren, in der ersten Ausgabe, und hier in der zweiten vermehrt durch Meibom den Jüngeren. Leibnitz (**Script. Brunsvic. T. II.**) hat gegeben: **Excerpta de Gestis Ottonis Tarentini, Ducis Brunsvicensis. Ex Theodorico de Nyem et Gobelino Persona,** aus letzterem S. 56—59, sie betreffen die italienische Geschichte unter Papst Urban VI. und König Karl III. von Sicilien. Auch für die Geschichte der Ereignisse in Italien unter Bonifacius IX., Innocentius VII. und Gregorius XII. ist Persona's Geschichtswerk wichtig. Th. Raynaudus [20]) schreibt: viele haben angemerkt, daß das **Cosmodromium** von dem Papst Pius II. (Äneas Sylvius) verfaßt sei. Aber das ist eine Verwechselung mit Johannes Gobelinus, unter dessen Namen die von Pius II. verfaßten **Commentariorum de rebus libri duodecim** vorhanden sind [21]). Von Molanus und Surius wird dem Gobelinus Persona zugeschrieben [22]): die **Vita S. Meinulphi, Paderbornensis Ecclesiae Diaconi et Confessoris,** welche Surius in seiner Sammlung der **Vit. Sanct.** zum fünften October aber interpolirt und mit verändertem Styl, und **Christophorus Browerus,** in den **Sideribus illustr. et sanct. virorum** (Mainz 1616), wie er sie in der Handschrift fand, jedoch mit Hinweglassung der Wundererzählungen, herausgegeben. Nach der Vermuthung von Joh. Gerh. Vossius [23]) ist der Verfasser der genannten **Vita** entweder Johannes Gobelinus, der die Commentarien der Geschichte Pius' II. geschrieben habe, oder ein anderer Gobelinus, der älter als beide (Gob. Persona und Joh. Gobelinus), ein Zeitgenosse des Kaisers Albrecht von Österreich war, von dem Papst zu den Engländern als Gesandter geschickt ward, und **Statuta arbitraria** und **De poenitentia** schrieb. Nach Meibom dem Jüngeren (S. 60) hat weder dieser Gobelinus, noch Gobelinus Persona, noch Joh. Gobelinus (Pius II.) so geschrieben, wie der Verfasser der genannten **Vita**, und er hält ihn für älter. Auch handelt zwar Persona **Aet. VI. Cap. 41** von Meinulph [24]), erwähnt aber nicht, daß er dessen Leben geschrieben, was er gewiß nicht unterlassen haben würde, da er bei anderen Gelegenheiten seine dieselben betreffenden Schriften aufführt. (***Ferdinand Wachter.***)

---

sona, wie er selbst sagt, die Leiche des Papstes Urban VI. nicht in einem Mausoleum, sondern in einem gemeinen Grabmal bestattet sah.

18) s. Magnum Chronicum Belgicum ap. *Pistorium*, Rer. German. Script. ed. *Struve* T. III. p. 298. 299. 350. 351. 355. 358. 389. 392. 393, wo der Verf. des Magn. Chron. Belg. bemerkt: Huc usque Chronica Goblini, quondam Decani in Bilenvelde sepulti, in monasterio Canonicorum regularium Wyndesemensium, quae Cosmodromium, id est mundi cursum, inscripsit.

19) s. *Alberti Crantzii* Metropoleos Lib. I. c. 16. 28. Lib. IV. c. 4. Lib. VII. c. 28. Lib. IX. c. 5. Lib. X. c. 1. 2 et 35. Vergl. *Koenig*, Biblioth. Vet. et Nov. p. 350 und *Joannes Jacobus Frisius* in additionibus ad Bibliothecam Gesneri, wo er bemerkt: Balduinus parochus Paderbornensis scripsit historiam universalem ab orbe condito usque ad annum Christi 1418. Dieser Balduinus ist aber kein anderer als Gobelinus Persona. Durch Frisius verleitet führt Joh. Gerh. Vossius unsern Geschichtschreiber zwei Mal auf, einmal Lib. III. de Historicis Latinis Part. IV. c. 9 richtig als Gobelinus Persona, und zweitens ebendas. Lib. III. c. 5 als von Gobelinus Persona verschieden als Balduinus.

20) De mal. et bon. libris. part. I. Erot. 10. §. 1. p. m. 17. *Hallervord*, Spicilegium. p. 73. 74.

21) Vergl. *Vinc. Placcii* Theatrum Anonymorum et Pseudonymorum. p. 318.

22) Vergl. *Wharton*, Caveanae Hist. Literariae Script. Eccles. Append. p. 65 und *Vinc. Placcius* l. c. p. 312.

23) De Historicis Latinis. Lib. III. c. 9.

24) Wobei jedoch zu bemerken, daß nicht die ganze Stelle S. 242 von Persona herrührt, sondern die Worte: Et quod Meinulphus bis Bodeke ein späteres Einschiebsel sind, wie Adolf Overham in den Noten zu der von ihm

Personal, s. Pesth.
Personalabgabe, s. Person (Juristisch) u. Steuer.
Personaladel, s. Person (Juristisch) u. Adel.
Personalarrest, Personalgläubiger, Personalisten, s. Person (Juristisch).
Personallehen, s. Person (Juristisch) u. Lehen.
Personalservitut, s. Servitut.
Personaria *Lam.*, s. Gorteria.
Personata, s. Persolata.
Personatae *Vent.*, s. Scrofularinae.
Personate, s. Person (Juristisch).

PERSONE, ein im Landgerichte Condino gelegenes Dorf im rovereder Kreise Tyrols, am Fuße des Monte Valgio in der Nähe des Ursprungs des Droanellibaches, im Val di Vestino gelegen, mit einer eigenen katholischen Seelsorgestation, Kirche und Schule. Der Ort gehört zum Landgerichte Condino und ist durch die vielen Naturmerkwürdigkeiten beachtungswerth, welche der Reisende in seiner Nähe findet. (*G. F. Schreiner.*)

Personeneinheit, s. Person (Juristisch).
Personengedächtniss, s. Gedächtniss.
Personenrecht, s. Person (Juristisch).
Personensinn, s. Gedächtniss.
Personensteuer, s. Person (Juristisch) u. Steuer.

PERSONICO, eine Ortschaft des schweizerischen Cantons Tessin, im Districte von Bellinzona, im Livinenthale, am Fuße hoher Berge gelegen, die reich an herrlichen Krystallen und andern interessanten Steinarten sind, in einer überaus malerischen Gegend mit einer Brücke über den Tessin, der sich hier von seinen bis jetzt fast ununterbrochen gebildeten Wasserfällen nach und nach beruhigt, einer eigenen katholischen Pfarre, die zum Erzbisthume Mailand gehört und einer den heiligen Nazarius und Celsus geweihten Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

Personification, Personificirung, s. Person (Juristisch).

PERSOON (Christian Heinrich), Doctor der Medicin und Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, wurde geboren am Vorgebirge der guten Hoffnung und starb hochbejahrt zu Paris im J. 1836. Er hat, soviel bekannt, nie ein öffentliches Amt bekleidet, aber durch zahlreiche Schriften sowol um die beschreibende Botanik im Allgemeinen, als besonders um die Pilzkunde sich ein bleibendes Verdienst erworben. Außer vielen Beiträgen in Zeitschriften (Usteri's und Weterauer Annalen, Journal de botanique etc.) hat er folgende Werke herausgegeben: 1) Observationes mycologicae. Vol. 1. et 2 (Lips. 1796. 1798); 2) *Linnaei* Systema vegetabilium, ed. 15a (Gotting. 1797.); 3) Commentatio de Fungis clavaeformibus (a. u. d. T. *Holmskioldii* Coryphaei etc.) (Lips. 1797.); 4) Tentamen dispositionis methodicae Fungorum (Lips. 1797.); 5) Icones et descriptiones Fungorum minus cognitorum. Fasc. 1. et 2. (Lips. 1799. 1800. 4.); 6) *Schäfferi* Commentarius Fungorum Bavariae indigenorum icones pictas illustrans (Erlang. 1800. 4.); 7) Synopsis methodica Fungorum (Gotting. 1801.); 8) Icones pictae Fungorum rariorum. Fasc. 1—4 (Par. et Argentor. 1803—1808. 4.); 9) Synopsis plantarum s. Enchiridion botanicum. Vol. 1. et 2 (Paris 1805. 1807. 12.); 10) Novae Lichenum species (Par. 1811. 4.); 11) Traité sur les champignons comestibles (Par. 1819.); (teutsch mit Anmerkungen von Dierbach [Heidelberg 1822.]); 12) Mycologia europaea. Sect. 1—3 (Erlang. 1822—1825). In seinem Tentamen führte Persoon Tode's Anordnung der Pilze weiter aus und gilt noch immer für eine der ersten Auctoritäten in der Pilzkunde, wenn schon die von Fries gegebene Anordnung jetzt allgemeinere Aufnahme gefunden hat. Seine Synopsis plantarum, in welcher alle damals bekannten phanerogamischen Pflanzen (2308 Gattungen mit ungefähr 22,000 Arten) nach dem Sexualsystem aufgeführt sind, war Jahre lang, bis auf die neueren ungeheueren Vermehrungen des Pflanzenschatzes, eins der brauchbarsten Handbücher. (*A. Sprengel.*)

PERSOONIA. So nannte Smith nach dem rühmlichst bekannten Schriftsteller Chr. H. Persoon (s. d. Art.) eine Pflanzengattung (Linkia *Cavanilles*, Pentadactylon *Gärtner fil.*) aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Protaceen. Char. Die Blüthen zwitterig; die Blumendecke regelmäßig, vierblätterig: die Blättchen an der Spitze zurückgekrümmt, hinfällig; die aufrechten Staubfäden mitten auf den Blumenblättchen stehend; vier fleischige Drüsen unterhalb des Fruchtknotens; der Griffel einfach, mit stumpfer Narbe; die Steinfrucht beerenartig mit dem Griffel gekrönt und eine ein- oder zweifächerige Nuß enthaltend. Die dreißig bekannten Arten sind neuholländische Sträucher mit lederartigen, schmalen, ganzrandigen Blättern, ein- oder mehrblumigen Blüthenstielen, gelben oder röthlichen Blumen und eßbaren (?) Steinfrüchten; z. B. P. ferruginea *Smith* (Exot. Bot. II. t. 85., P. laurina *Persoon* syn. I. p. 118). — Persoonia *Michaux*, s. Marshallia. Persoonia *Willdenow*, s. Xylocarpus. (*A. Sprengel.*)

Perspectiv und Perspectivgläser, s. Licht.

PERSPECTIVE (Malerische). Wie nur in Gestalt und Farbe die Gegenstände sichtbar werden, und beide Phänomene vermöge räumlicher Bedingungen in dem Auge des Beschauers gewisse Modificationen erleiden, so hat die Perspective, als welche diese mannichfaltigen subjectiven Erscheinungen auf gewisse Gesetze zurückführt, beide, Gestalt und Farbe, zu betrachten, und ist sonach einmal Linearperspective in Auffassung der Gestalt, das andere Mal Luftperspective, in Auffas-

herausgegebenen Vita S. Meinulphi zeigt. Vergl. *Meibom jun.* Rer. Germ. T. I. p. 349. 350. Über Persona's Stelle vom heil. Meinulph nebst dem spätern Einschiebsel handelt auch der Fürstbischof Ferdinand von Paderborn (Monum. Paderborn., lemgover Ausg. von 1714. S. 204. 205), hat sich aber die Sache dadurch schwierig gemacht, daß er annimmt, Gob. Persona sei auch der Verfasser der Vita S. Meinulphi, und daß er das Einschiebsel in der Stelle vom heiligen Meinulph im Cosmodromium nicht als solches kennt, sondern es als auch von dem Verfasser des Cosmodromium herrührend betrachtet.

fung der Farbe. Mit Hilfe dieser Perspective werden die Gegenstände so dargestellt, wie sie von einem gegebenen Punkte aus gesehen, erscheinen. Diese Darstellung nach der Linearperspective nennt man Scenographie. Es kann nun für die Linearperspective von keiner wesentlichen Bedeutung sein, ob der Standpunkt des Sehenden sich wenig oder viel über die Grundfläche des Gegenstandes erhebt, und die gebräuchliche Bezeichnung einer „Vogelperspective" ist eben als Bezeichnung des Standpunktes recht brauchbar, darf aber nicht zu dem Glauben verleiten, als sei hier eine ganz besondere Sache zu erwarten, so wenig man die Luftperspective nach Nebel und Sonnenschein, klarer Luft und Dunkelheit eintheilen will. Es ist dienlich, die Relativetät der fraglichen Unterschiede sogleich in's Licht zu setzen. Man denke sich von dem Auge des Beobachters (a) nach der Grundfläche irgend eines Gegenstandes (b) eine gerade Linie gezogen, von b eine desgleichen nach der Fläche eines anderen Gegenstandes (c). Der Winkel b ist der hauptsächlich zu betrachtende. Liegt der Gegenstand c vom Auge des Beobachters entfernter als b, so muß der Winkel b der größeste im Dreieck sein, und hat, nach einem bekannten Lehrsatze der Mathematik, die größeste Seite gegenüber, die Seite ac. Wir mögen uns nun das Dreieck abc vertical, oder horizontal gerichtet mit seiner idealen Fläche denken, der Fall bleibt derselbe. Rückt das Auge von a mehr nach c (man schlage zu mehrer Verständigung Kreisbogen von a bis b, und von a bis c, sodaß die Linien ac und ab Sehnen werden; in diesen Bogen denke man sich das Auge gradweise fortrücken), so wird der Winkel b kleiner, somit die Seite ac kürzer, und kann endlich der Seite ab gleich werden. In diesem Falle wird man beide Gegenstände, welche doch ihre Distanz unter sich gar nicht verändert haben, begreiflicher Weise in einer ganz anderen perspectivischen Proportion sehen, und beide werden endlich, unabhängig von weiteren subjectiven Verhältnissen, ihrer wechselseitigen Entfernung unverkürzt, und ihrer Größe nach unter gleichen Gesichtswinkeln sich zeigen. Es geht hieraus hervor, daß das Auge z. B. in einer Landschaft, eine Menge concentrischer Kreise von solchen Gegenständen finden kann. Ist der Standpunkt tief, so werden die Abstände dieser Kreise unter sich verringert und verschmolzen; ist der Standpunkt hoch, so breiten sie sich mehr aus, und die einzelnen gleichgeltenden Reihen treten gesonderter heraus. Der Standpunkt wird ganz hoch angenommen, frei in der Luft, und die Kreise müssen möglichst vollkommen ausgebreitet werden; je höher der ideale Standpunkt, desto mehr. Indem wir uns von dem Horizonte Linien nach dem Auge gezogen denken, construiren wir einen Kegel, dessen Höhe gleich ist der Höhe des Gesichtspunktes, dessen Grundfläche gleich der Fläche des Gesichtskreises. Mögen wir nun den Standpunkt noch so hoch und das zu betrachtende Segment der Erdkugel noch so klein annehmen, immer muß, selbst wenn die Erdoberfläche geradlinig gedacht werden sollte, der die Höhe des Kegels bezeichnende, aus der Spitze auf die Grundfläche gefällte Perpendikel kürzer sein, als die das Profil des Kegels bestimmenden Seitenlinien. Rechnen wir hierzu die durch die Concavität der Kegelfläche vermehrte Längerung dieser Seitenlinien, so muß die Differenz immer schon sinnlich wahrnehmbaren Eindruck machen, und es müssen die gewöhnlichen perspectivischen Veränderungen erfolgen. Weil nun aber die Mathematik, welche sich die Vogelperspective usurpirt hat, diese Veränderungen ignorirt, so kann im eigentlichen Sinne von einer aus Vogelperspective gemachten Projection gar keine Rede sein, und die sogenannten Grundrisse, Plane ꝛc. gehören in den Bereich der geometrischen Zeichnung. Wir gehen zu den einzelnen Verhältnissen und Aufgaben der Linearperspective über, um sodann die nöthigen Betrachtungen anzuschließen.

Man pflegt zu sagen, daß die perspectivisch abzubildenden Gegenstände als durch eine vertical gerichtete Glastafel betrachtet zu denken seien, und man nun ohne weiteres unter dieser Tafel ein undurchsichtiges, perspectivisch gezeichnetes Bild sich denken solle; man nimmt dabei an, daß das Glas nicht seinen Einfluß als lichtbrechender Körper übe.

1) Vom Zeichnen wagerechter Bilder. Es ist unmöglich, für die perspectivischen Verhältnisse mathematische zu supponiren, weil die Höhe der Bilder ganz unbeschränkt innerhalb eines beliebig großen Halbkreises liegt, und deshalb bald die entfernteren Punkte einer Fläche, bald die näheren als höher liegende erscheinen können. Das allein ist auszusagen, daß horizontale Bilder dann unsichtbar sind, wenn sie in gleicher Ebene mit der Augenaxe liegen, ihre obere Fläche zeigen, wenn sie unter dem Auge, ihre untere Fläche, wenn sie über dem Auge liegen. Als Schema dieser zu zeichnenden Figuren können wir ein Quadrat betrachten, welches rechtwinkelicht vor den Augen liegt. Dieses horizontal liegende Quadrat verkürzt sich in zwei Richtungen. Zuvörderst in der Richtung vom Auge nach dem Horizonte, hierdurch wird es ein Oblongum; sodann in der Richtung von einem Auge zum anderen, oder von rechts nach links, und wird vermöge dieser Verkürzung ein Trapez. Beide Gestalten, die abgeplattete (das Oblongum) und die zusammengeschobene (das Trapez) werden sich dem wahren quadratischen Bilde um so mehr nähern, je höher oder tiefer die fragliche horizontale Bildfläche vom Auge ab liegt. Liegt die Fläche in gleicher Ebene mit der Augenaxe, oder mit derjenigen geraden Linie, welche zwischen dem Gesichtspunkte (s. d. Art.) und Augenpunkte (s. d. Art.) Hauptpunkte, Mittelpunkte, liegt, so erscheint sie als Horizont, Gesichtslinie. Jede Fläche, sie mag nun über oder unter der Augenaxe liegen, kann sich bis zum Horizonte ausdehnen, und in sofern ihre Ausdehnung eine gewisse Grenze überschreitet, zum Theil unsichtbar werden, weil der Horizont eben diejenige ideelle Linie ist, wo alles Wagerechte aufhört sichtbar zu sein. Man kann dieses Unsichtbarwerden des Wagerechten nicht der Wölbung des Erdrückens zuschreiben, sondern muß bedenken, daß auch eine mathematisch gerade Linie wegen der mit der Länge immer zunehmenden Verkürzung endlich aufhören müßte, sichtbar zu sein, weil das Reale

und Körperliche nur bis zu einem gewissen Grade gesehen wird. Man würde eine solche Linie durch ein Fernrohr noch weiter sehen, als mit bloßen Augen, auf gleiche Weise (wegen einer den Verkürzungen gegenwirkenden Vergrößerung), wie der Astronom die vergrößerten Sterne mit parallel summirter Bewegung durch das Sehfeld gehen sieht, und die Anatomen eine Zeit lang den Blutlauf für ungemein schnell hielten, weil sie unter dem Mikroskope die vergrößerten Blutbläschen mit gleich vergrößerter Schnelligkeit dahin stürzen sahen.

Erinnern wir uns derjenigen Verkürzung, welche, seitlich eintretend, das Quadrat zu einem Trapez verbildet. Auch vermöge dieser muß an einem gewissen Punkte die Breite der Fläche aufhören sichtbar zu sein. Dieser Punkt kann nur wiederum in der Linie des Horizontes liegen, weil in dieser die Axe des großen Kegels steht, welcher wunderbar groß seine Grundfläche auf der kleinen Netzhaut ausbreitet, und er muß in dieser Axe selbst liegen, und zwar im Augenpunkte, welcher die Spitze des Kegels darstellt. Weil nun alle Parallellinien in diese Spitze zusammenlaufen müssen, so wächst scheinbar die Verkürzung (die seitliche) einer sehr breiten Fläche in ungemein starker Progression, während die Abnahme bei schmalen Flächen, als welche dieselbe Länge erreichen müssen, wenig bemerkt wird.

In sofern alle diese Verhältnisse in der That ganz subjectiv sind, und die Alles bestimmende große concave Kegelgestalt der Erscheinung sich an der menschlichen Augenaxe bewegt, hat die Erscheinung, soweit wir jetzt bei Betrachtung horizontaler Bilder gefunden haben, keine Parallellinien aufzuweisen, indem überall, sobald das Auge sich von dem scheinbar parallelen Verlaufe zweier Linien durch Verfolgung desselben überzeugen will, die beschriebene seitliche Verkürzung eintritt, und sich das in den Kegel gehörige Dreieck herausstellt.

So sehen wir schon, daß alle Gestalten, welche seitlich von einigermaßen parallelen Linien begrenzt sind, sich in ihrer perspectivischen Gestalt mehr oder minder der Gestalt eines Dreieckes nähern müssen, dessen Grundfläche auf dem Auge, dessen Spitze auf dem Horizonte steht. Gegenstände aber, welche eine annähernd dreieckige, oder trapezoide Gestalt haben, und ihre Spitze oder schmale Seite dem Auge zukehren, werden mehr oder minder seitlich von Parallellinien begrenzt erscheinen. Man vermeidet daher, wenigstens in Landschaften, die Darstellung solcher Gegenstände, weil die größte Kunst kaum hinreichen würde, das Auge zu überreden, es habe nicht einen parallelseitigen, aufrechten Gegenstand vor sich. Es wird zugleich klar, weshalb eine Ellipse nicht wie ein verkürzter Kreis erscheinen kann, indem der Kreis sich so verkürzt, daß die dem Horizonte zugewendete Curve gewölbter (der Spitze des Dreiecks nachdringend), die dem Auge zugekehrte flacher (sich auf die Grundfläche des Dreiecks drückend) erscheint. Sonach bewirkt die Perspective sehr complicirte Gestaltungen, z. B. wenn eine elliptische Fläche mit ihren beiden Axen die Augenaxe kreuzt; es wird hier der dem Auge nächstliegende Bogen sich fast wie der Winkel eines sphärischen Dreiecks bequemen, während der dem Horizonte zugerichtete Bogen sich sehr ausgleicht, und in seiner Nachbarschaft, dem Augenpunkte zustrebend, aus der flacheren Begrenzung eine Wölbung sich herausbildet.

Es ist sonderbar, daß mit dem aufgestellten und thatsächlich erläuterten Gesetze ganz übereinstimmend, ein Dreieck, es mag eine Spitze dem Horizonte, oder dem Auge zukehren, in dieser Spitze immer stumpfwinkelicht erscheint, während die beiden anderen Winkel sich perspectivisch verengern und zuspitzen. Die wunderbare Gestalt des Dreiecks zeigt hier wieder die schon sehr lange erkannte, eigenthümliche Selbständigkeit, die man Eigensinn nennen könnte. Die perspectivische Darstellung der Dreiecke gehört zu den schwierigsten Aufgaben, und wird auch deshalb möglichst vermieden, man müßte denn von der Luftperspective bedeutende Unterstützung zu erwarten haben.

Wie wir schon erinnert haben, daß in der Ebene der Augenaxe wagerechte Bilder aufhören sichtbar zu sein, so ist leicht einzusehen, daß die Winkel keine Ausnahme machen können; die seitlich, zwischen Horizont und Auge ihre Schenkel vorüberstreckenden Winkel werden unsichtbar, indem sie sich bis zu Deckung ihrer Schenkel verengern; die mit ihrem Scheitelpunkte in oder nahe bei der Augenaxe liegenden und ihre Schenkel mehr oder weniger in der Richtung (strahligen) der Axe ausbreitenden Winkel werden unsichtbar, indem sich die Schenkel bis zu diametraler Gleichung ausbreiten. Je weiter die Ebene eines Winkels von der Ebene des Horizontes oder der Augenaxe liegt, desto mehr erscheint derselbe in seiner wahren Größe. Der rechte Winkel allein macht eine Ausnahme, indem er überall so gerichtet sein kann, daß er als rechter Winkel erscheint, und selbst in der die Erscheinung wagerechter Bilder aufhebenden Ebene liegend, nicht durch Ausbreitung oder Deckung seiner Schenkel zu verschwinden braucht, sondern nur weil der eine Schenkel, in der Augenaxe liegend, sich zum Punkte verkürzt.

Es fragt sich, wie die perspectivische Bestimmung liegender Winkel vollzogen wird. Man denke sich zuerst einen rechten Winkel, abc, dessen einer Schenkel ab parallel der Grundlinie (welche parallel dem Horizonte) liegt, so muß der andere Schenkel bc gehörig verlängert, in den Augenpunkt h fallen. Will man die Länge der Schenkel perspectivisch darstellen, so soll man sich des perspectivischen Maßstabes bedienen. Dieser Maßstab steht nun in dem Kopfe jedes Malers, widrigenfalls muß er für jeden concreten Fall neu angefertigt werden. Dieser Maßstab ist ein Dreieck, dessen Grundlinie in der Grundlinie des Bildes, dessen Spitze in dem Horizonte liegt. Die Grundlinie hat ein bestimmtes Maß, und dasselbe Maß wird nun wie an einem gewöhnlichen Maßstabe in bestimmten Zwischenräumen wieder angedeutet. Indem man sich den Radius des gewöhnlichen Horizontes von 90° von dem Standpunkte (Mittelpunkte) nach dem Horizonte (der Peripherie) körperlich dargelegt einbildet, stellt sich derselbe vermöge der perspectivischen Veränderung seiner Breiten- und Längenmaße als das beschriebene Dreieck vor

Soll nun ein rechter Winkel, dessen Schenkel nicht der Grundlinie parallel liegt, perspectivisch gezeichnet werden, so zieht man durch den Scheitelpunkt eine wagerechte Linie, und fällt von den Endpunkten seiner Schenkel Perpendikularlinien auf dieselbe. Von dem Auffallspunkte dieser Perpendikel zieht man gerade Linien nach dem Augenpunkte. Hiermit ist nichts bestimmt, als daß die Endpunkte der Schenkel in die nach dem Augenpunkte gezogenen Linien fallen müssen. Die Größe des Winkels und die Länge der Schenkel wird erst durch Messung der genannten Perpendikel, und Vergleichung der Maße mit denen des perspectivischen Maßstabes gefunden, indem die ausgemittelte perspectivische Größe der Perpendikel auf die nach dem Augenpunkte gerichteten Linien getragen, die Punkte bestimmt, welche von den Schenkeln des perspectivischen Winkels geschnitten werden müssen. Mit allen nicht rechten Winkeln wird auf gleiche Weise verfahren, indem ihre Bestimmung nach demjenigen Abschnitte des perspectivischen Maßstabes erfolgt, welcher von der durch den Scheitelpunkt gezogenen geraden Linie getroffen wird.

Die Bestimmung aller von geraden Linien begrenzten Bilder erfolgt auf die angegebene Weise, und das häufige Vorkommen von Parallellinien erleichtert dieselbe ungemein. Sind die Bilder von sphärischen Linien begrenzt, so kann ihre genaue Bestimmung nur dadurch erfolgen, daß wir sie möglichst einfach geradlinig, tangentenartig begrenzen. Wir umgeben auf diese Weise den zu bestimmenden Kreis mit einem Quadrate, ziehen die zu Diagonalen verlängerten Radien, andere vier Radien, welche die vier Seiten des Quadrates als Tangenten treffen, und verbinden die diagonalen Radien, wo sie die Kreisperipherie schneiden, durch gerade Linien. Sobald die verschiedenen Dimensionen des mannichfach getheilten Quadrates gefunden sind, was ebenfalls nicht ohne den Maßstab geschehen kann, so ist es leicht, die geringen Zwischenräume durch zweckmäßige Kreisbogen auszufüllen. Es sind nur zwei Punkte denkbar, in denen wagerechte Flächen unverkürzt, und in ihren wahren mathematischen Raumverhältnissen erscheinen können: der Zenith und der Punkt der Grundlinie, welcher perpendikulär unter dem Augenpunkte liegt. Eigentlich kann also keine Fläche in ihrer wahren Gestalt erscheinen, weil bei jeder Entfernung von den genannten Punkten die Verkürzung beginnt, unser Gesichtsorgan ist aber nicht so empfindlich, daß es schon bei geringen Ausdehnungen diese nothwendige perspectivische Beschränkung wahrzunehmen vermöchte.

2) a. **Vom Zeichnen verticaler Bilder.** Nur durch die Bedeutung des Horizontes, als der Grenze der Lebensbühne, als der ewig ruhenden Planetenfläche, konnte es geschehen, daß die wagerechten Bilder unter so einfachen Verhältnissen auftreten. Nicht so ist es mit den verticalen Bildern. Dieselben tragen theils dazu bei, seitlich den Hohlkegel des Gesichtskreises zu constituiren, in sofern ihre Richtung nach dem Augenpunkte geht; theils bedingen sie die Erhebung von Gegenständen innerhalb der Kegelhölung, in sofern ihre Richtung von dem Augenpunkte abgeht. Verticale Bilder werden unsichtbar im Zenith, und je nach ihrer Richtung in der Gesichtslinie und anderen Punkten der Grundfläche.

Ein vertical stehender Winkel, dessen ideelle Fläche parallel der Grundlinie ist, erscheint unverändert in seiner mathematischen Gestalt Die Bestimmung der mit einem Schenkel in die Ebene der Grundlinie fallenden Winkel ist sehr einfach, und direct aus der bei wagerechten Bildern gebräuchlichen zu abstrahiren. Steht der Winkel mit keinem Schenkel in gleicher Ebene als die Grundlinie, so ist der Abstand des unteren Schenkels zu messen, und das Maß an die den Scheitelpunkt des Winkels schneidende Linie des Augenpunktes zu legen. Auch hier ist die Anwendung des perspectivischen Maßstabes unentbehrlich. Die Bestimmungen aller anderen Figuren sind hieraus zu abstrahiren.

Verticale Bilder werden je nach ihrer anderweitigen Richtung theils, indem sie den Augenpunkt bedecken, theils indem sie seitlich an dem Diameter der Grundfläche stehen, in ihrer mindesten Verkürzung gesehen.

b. **Das Zeichnen schiefer Bilder** geschieht durch die so eben angegebene Bestimmung vertical stehender Winkel, als welche das Profil der schiefen Ebene gibt. Hat die Ebene eine doppelte Neigung, so zeigen sich auch zwei vertical stehende Winkel, deren einer die nach Richtung der Augenaxe gehende, der andere die mehr der Grundlinie zufallende Verkürzung gibt. Das nothwendige perspectivische Bild stellt sich nicht minder einfach heraus, als bei einer ganz wagerechten Fläche, nur werden, wie man aus dem Vorigen sieht, zur Messung der Winkel mehrfache Operationen erfodert.

Ehe wir uns auf eine weitere vergleichende Betrachtung der einfachen Flächenbilder einlassen, ist es dienlich, die gebräuchlichen Lehrsätze aufzuzählen.

1. Von jeder geraden Linie ist das Bild eine gerade Linie. 2. Die Bilder aller geraden Linien der Grundebene, welche winkelrecht auf der Grundlinie stehen, treffen verlängert in den Augenpunkt. 3. Die Bilder aller Parallellinien treffen verlängert im Horizonte zusammen. 4. Jede mit der jedesmaligen Grundlinie parallele Linie *erscheint* auch mit derselben parallel. 5. Der gegebene oder willkürlich angenommene Abstand der Füße von der Grundlinie, geometrisch vom Augenpunkte nach einer Seite des verlängerten Horizontes abgetragen, bestimmt den Distanzpunkt. Alle wagerechten Linien, welche mit der Grundlinie einen Winkel von 45° machen, somit Diagonalen horizontaler Quadrate sind, endigen sich im Distanzpunkte. 6. Der Punkt, wo eine Linie den Horizont berührt, wird ihr Vertiefungspunkt genannt. 7. Der Punkt, welchen die perspectivische Linie vermöge ihrer mathematischen Länge an der Scala der Tafel erreichen würde, heißt ihr Theilungspunkt. 8. Alle perspectivischen Parallellinien haben einerlei Theilungspunkt. 9. Alle dem Horizonte parallel-gehende Linien haben ihren Theilungspunkt in jedem willkürlichen Punkte des Horizontes. 10. Die Theilungspunkte aller Linien, welche verlängert in den Augenpunkt treffen (auf der Grundlinie winkelrecht stehen), fallen mit den Distanzpunkten zusam-

men. 11. Alle Linien, deren Vertiefungspunkt 30° vom Augenpunkte entfernt ist, haben ihren Theilungspunkt in gleicher Entfernung auf der entgegengesetzten Seite des Horizontes. 12. Alle Winkel, welche gleich viele Grade am perspectivischen Winkelmesser abschneiden, sind einander perspectivisch gleich. 13. Das Maß aller Winkel, deren Scheitelpunkt in den Horizont fällt, ist gleich 0°. 14. Das Maß eines jeden Winkels liegt in der Anzahl Grade, welche er mit seinen bis zum Horizonte verlängerten Schenkeln umfaßt; fällt die Verlängerung eines Schenkels in die Grundlinie, so ist derselbe rückwärts zu verlängern, der Nebenwinkel zu messen, und daraus das Maß des Winkels nach den Lehren der Mathematik zu abstrahiren; fällt die Verlängerung beider Schenkel in die Grundlinie, so verlängere man beide rückwärts, und messe den Scheitelwinkel; läuft endlich ein Schenkel dem Horizonte parallel, so verlängere man den anderen, der Winkel mißt so viele Grade, als zwischen dem Durchschnittspunkte und 0 enthalten sind. 15. Die Bilder aller wagerechten Parallellinien haben einen gemeinschaftlichen Vertiefungspunkt im Horizonte, auch wenn sie nicht in einer wagerechten Ebene liegen. 16. Das Bild einer Linie, welche auf der Grundlinie senkrecht steht, bildet auch mit der Grundlinie geometrisch einen rechten Winkel, und heißt eine perspectivische Höhe.

In diesen letzteren Mittheilungen liegen die Resultate der zeitherigen allgemeinen Erfahrung. Was die angegebenen Methoden der perspectivischen Zeichnung betrifft, so begreift man wol, daß sie der eigentlichen Zeichnenkunst fremd sind, und eher in der Mathematik neben der orthographischen Projection unter der Rubrik perspectivischer Projectionen einen Platz finden müßten.

Das Messen kann nicht in die Mechanik der Kunst gehören, und wenn ein Künstler am Rande der Tafel sich mit wenigen Punkten einen dem concreten Falle angemessenen perspectivischen Maßstab skizzirt, so hat er alles Mögliche gethan.

Übrigens liegt es schon seit geraumer Zeit in der Kunst selbst, daß der Ausübende mit ziemlicher Sicherheit die perspectivischen Bedingungen und Resultate seinem Geiste eingebildet hat, und seiner Vorstellung mehr trauen darf, als einem Maßstabe. Es ist auch schon länger bemerkt worden, daß die Anwendung der Maßstäbe zu vielen Irrthümern verleitet, und namentlich sagt Horstig, in seinem Briefe über malerische Perspective (1797): „daß derjenige, welcher alle perspectivischen Größen nach einer Scala abmesse, die Gegenstände selten so darstellen werde, wie sie dem Auge in der Wirklichkeit erscheinen, und daß es besser wäre, nie zu zeichnen, als die Zeichnungen immer mit dem Cirkel abzumessen." Erinnern wir uns der einmal den Schülern empfohlenen Copirmethode, wo über alle vorspringenden Punkte eines Profiles Cirkelbogen geschlagen wurden, auf diese Weise eine Reihe construirter Dreiecke abgetragen und ein Umriß hergestellt werden sollte, welcher wenigstens dem Originale mathematisch beweisbar gleich war.

Indessen ist es durchaus zweckmäßig, auf alle thunliche Weise solche, wenngleich subjectiven, doch höchst bedeutungsvollen Verhältnisse, wie die perspectivischen sind, zu erörtern, sobald man nur mehren theoretischen Erörterungen nicht eine praktische Sufficienz zugesteht.

Man weiß, daß die ältesten, z. B. Ägyptischen, antiken Griechischen Gemälde der Perspective fast ganz entbehrten, und namentlich (vielleicht aber mit einer poetischen Licenz) räumlich entfernte Gegenstände oder Gruppen unbedenklich über die Köpfe der Gestalten des Vordergrundes placirten. Diese Anordnung mag derjenigen geglichen haben, welche wir in vielen Holzschnitten des 16. Jahrh. finden, und namentlich in den aus dieser Zeit stammenden Ausgaben des Virgil rc. auf den beigedruckten Abbildungen sehen können. Auch hier scheint weniger völlige Unkunde, als die Abneigung irgend Raum verloren gehen zu lassen, oder Gestalten zu verdecken, die sonderbare Anordnung herbeigeführt zu haben. Auf der anderen Seite finden sich freilich die gröbsten Verstöße gegen perspectivische Anordnung einzelner Linien und Flächen.

Es ist sehr charakteristisch, daß Kinder und kindliche Völker gar nicht geneigt sind, sich auf der Grundfläche stehend zu denken, und so den Horizont niedrig und die concentrischen Weiten einander nachgerückt anzunehmen, sie bilden vielmehr, gleich als ob sie auf einem Berge ständen, die Perspective steil, treppenartig aufsteigend. Außerdem bezeigen sie ihre große Freude an recht perspectivischer Anordnung, wenn eine Reihe gleichartiger Gegenstände dargestellt werden kann; Schlachtordnung, Allee rc. Dergleichen sehen wir häufig auf ostindischen, noch allgemeiner auf Ägyptischen Bildern; die hinteren Gestalten werden dann nur durch einfache, das halbe Profil des Flügelmannes genau verfolgende Parallellinien angedeutet. Sie verfallen dabei freilich oft in den Fehler, die hinteren Gestalten größer werden zu lassen als die vorderen.

Man kann die von der Grundlinie bis zum Horizonte vorgehende Verkürzung auf doppelte Weise in ihrem progressiven Verhältnisse betrachten. Entweder läßt man die Progression von der Grundlinie beginnen, indem man berechnet, in welchem Verhältnisse die innerhalb gleicher perspectivischer Raumtheile liegenden geometrischen Größen nach dem Horizonte zu wachsen; oder man läßt die Progression von dem Horizonte anfangen, und untersucht, wie nach der Grundlinie zu gleiche geometrische Räume sich perspectivisch erweitern. Beide Betrachtungsweisen haben ihre eigenthümlichen Vortheile, man möchte sich aber aus folgenden Gründen für die letztere entscheiden. Zuvörderst gibt der Umstand, daß die Erscheinung als ein vom Augenpunkte, als seiner Spitze, sich nach der Grundlinie erweiternder Kegel zu betrachten ist, sogleich die Analogie mit einer in Zahlengrößen sich erweiternden Progression. Die andere Anschauung, welche die reale Größenerweiterung innerhalb scheinbar gleicher Raumtheile suchen will, ermangelt einer sinnlichen Basis, tritt deshalb nur undeutlich in die Vorstellung, und bewegt sich in bedeutenden Abstractionen. Sodann spricht für die schon bevorzugte Art der Betrachtung die mit Erhöhung des Standpunktes wachsende Größe der Stufen in fraglicher progressiver Zahlenreihe. Ein hoher Stand-

punkt erstreckt nämlich seine Wirksamkeit ganz vorzüglich auf das nächst Liegende, indem er dasselbe fast in völlig geometrischer Ausbreitung zeigt, während der Horizont zwar sehr erweitert wird, aber die dortigen perspectivischen Verhältnisse doch nur eine geringe Veränderung erleiden. Auf gleiche Weise ist der Abstand zwischen den ersten Gliedern einer Progression nie groß, wächst aber im Verlaufe der Reihe zu einer ungemeinen Weite. Wollte man die Progression von der Grundlinie beginnen lassen, so würde, was nicht erfreulich ist, mit der räumlichen Erhöhung des Standpunktes eine unverhältnißmäßige Erweiterung der progressiven Abstände eintreten, sofern die kleinen Anfangsglieder in die höchst ausgedehnten Räume des Vordergrundes zu theilen wären. Die also resultirenden Verhältnisse verdienen unbedingt eine wissenschaftliche Würdigung, aber um die perspectivischen Zustände zu versinnlichen, sind sie möglichst untauglich.

Es muß nun ein festes Verhältniß zwischen der Höhe des Standpunktes und der Größe der die Progression bestimmenden Unterschiedszahl stattfinden. Es sind noch keine Untersuchungen hierüber begonnen.

Es ist aus dem Vorigen klar geworden, daß es von der größten Wichtigkeit ist, den Horizont, und in diesem den Augenpunkt zu bestimmen. Es liegt nun nicht im Sinne der Kunst, immer den ganzen Hohlkegel, welcher sich jedes Mal auf der Nervenhaut abbildet, darzustellen, sondern es wird aus diesem ein beliebiges Stück abgesondert und zum Gegenstande erwählt. Gewöhnlich liegt der Augenpunkt innerhalb dieses Stückes, und zwar unbedingt in der Mittellinie. In mehren Fällen ist es dem Künstler zu seinem besonderen Zwecke dienlich, den Augenpunkt außerhalb der Tafel zu denken; nicht leicht wird es geschehen, daß er über derselben eingebildet wird, mehr aber, daß er unter derselben angenommen werden soll. Die Verkürzungen werden hier so bedeutend, daß sie ohne weitere sinnliche Hilfsmittel (z. B. hohen Standpunkt des Gemäldes, dicht unter oder an der Decke) kaum verstanden werden. Vorausgesetzt, daß ein solches Gemälde zweckmäßig aufgehängt sei, muß der Standpunkt des Betrachtenden von der Tafel soweit entfernt sein, wie die äußersten Punkte der Tafel vom Augenpunkte. Dann wird z. B. eine als in der Höhe stehend gebildete Gestalt in solcher Verkürzung erscheinen, als läge sie auf horizontalem Boden in einer Entfernung, welche der ihres Standpunktes gleich ist (minus der Körperhöhe des Betrachtenden) und der Standpunkt des Betrachtenden wäre so hoch über der Grundfläche, als sein Augenabstand vom Augenpunkte war (ebenfalls minus seiner Körperhöhe).

Um auf einem vollendeten Gemälde den Horizont zu bestimmen, darf man nur zwei auf gleicher Ebene aufrechte Gestalten, welche geometrisch gleiche, aber perspectivisch ungleiche Maße haben, an Köpfen und Füßen durch gerade Linien verbinden; wo diese Linien verlängert sich schneiden, ist der Horizont.

Ehe wir zu Bestimmung des Augenabstandes von dem Gegenstande und von der Tafel, sowie des Umfanges abzubildender Gegenstände übergehen, ist noch der Verhältnisse der verschieden gerichtete Flächen in bunter Verbindung darbietenden Körper zu gedenken.

Die von geradlinigen Flächen begrenzten Körper können von nicht weniger als vier Flächen eingeschlossen sein. Der von vier Flächen begrenzte Körper ist eine dreiseitige Pyramide. Von den Flächen können drei, zwei oder eine sichtbar sein. Das dreiseitige Prisma ist von fünf Flächen begrenzt, kann aber unter keiner Bedingung mehr als drei zeigen. Wenn es eine Fläche zeigt, kann man nicht erkennen, ob eine drei- oder mehrseitige Säule vor Augen steht, gesetzt man wüßte auch, daß alle Seitenflächen von gleicher Dimension wären. Würfel und vierseitige Säulen sind ebenfalls im Stande, nur mit einer Fläche zu erscheinen. Diese sichtbare Fläche muß dann allemal ganz unverkürzt erscheinen, sofern sie nicht wie beim Dreieck unbedingt und bei den Säulen möglicher Weise, auf den die andere Dimension entscheidenden Flächen nicht senkrecht steht. Das Unsichtbarwerden dieser Flächen ist nur in den wenigsten Fällen darin zu suchen, daß dieselben in die Augenaxe fallend verschwinden, sie würden vielmehr sichtbar sein, wenn der Körper durchsichtig wäre. Es ist bemerkenswerth, daß alle von geradlinigen Flächen eingeschlossenen Körper innerhalb eines ihrer größesten Grundfläche entsprechenden Raumes ihre Lage so verändern können, daß sie in gleicher geometrischer und perspectivischer Region verharrend, dem Auge größer und kleiner erscheinen. Schon das gleichseitige Dreieck, welches doch bei allen Verkürzungen seiner Seiten immer eine gleichgroße Fläche darbietet, muß seine perspectivische Größe in sofern verändern, als es, die Grundfläche dem Auge zuwendend, dieselbe nothwendig größer darstellt, als wenn eine Spitze nach dem Auge gekehrt, und die Grundfläche somit weiter entfernt ist. Sind die Dimensionen einer dreiseitigen Pyramide nur etwas bedeutend, so muß der fragliche Unterschied schon ganz sichtbar sein. Noch mehr tritt dasselbe beim Würfel hervor, wenn dieser einmal eine unverkürzte Fläche dem Auge zukehrt, das andere Mal einen Winkel, wodurch neben der noch wenig verkürzten Fläche die beiden andern Seitenflächen hervortreten. Von den anderen Gestalten, als unregelmäßigen Tetraëdern, allen Pentaëdern und Hexaëdern versteht es sich noch leichter, daß sie ihre perspectivischen Dimensionen bedeutend verändern können.

Die regelmäßigen Polyëder treten aus dieser Unregelmäßigkeit zurück und nähern sich so der Kugel. Das Oktaëder könnte noch etwas zweideutig erscheinen, die übrigen aber sind der Kugelgestalt bis zu dem Grade nahe getreten, daß sie allemal ihre halbe Gestalt zeigen, und die andere Hälfte verbergen, ihre Größe aber immer gleich perspectivisch zeigen.

Wenn wir zu den sphärisch gestalteten Körpern übergehen, so finden wir in der Kugel eine Gestalt, welche unter jeder Bedingung formell gleich erscheint. In sofern uns aber die Erscheinungswelt keine Kugeln darbietet, sondern nur mannichfach modificirte Kugelgestalten (s. d. Art. Kugel), Ellipsoide, so können wir die erwähnte Eigenschaft der Kugelgestalt nicht für die Perspective ver-

wenden, und uns nur auf die Verhältnisse dieser Ellipsoide einlassen. Diese sind entweder eiförmig, linsenförmig, oder linseneiförmig. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir hier die drei Grundformen der Ellipsoide vorfinden, deren eine die Ebene des größeren Durchmessers elliptisch, des kleineren kreisrund; die andere des größeren kreisrund und des kleineren elliptisch; die dritte aber beider Durchmesser Ebenen elliptisch zeigt, so können wir uns die complicirten Gestalten vorstellen, welche hier perspectivisch resultiren.

Was die mechanischen Hilfsmittel zu Darstellung dieser Dinge betrifft, so hat man hier auch keine anderen als die schon oben angegebenen Messungen.

Es ist hier noch einiger der perspectivischen Formbestimmung nicht fremdartiger subjectiver Gesichtserscheinungen in Bezug auf lineare Verhältnisse zu gedenken. Wenn man Kreis und Ellipse von gleichem Durchmesser neben einander stellt, so scheint die Ellipse, deren großer Durchmesser dem des Kreises gleich ist, größeren Durchmessers zu sein; eine Ellipse aber, deren kleiner Durchmesser dem des Kreises entspricht, scheint kleineren Durchmessers. Wenn man ein regelmäßiges Vieleck dergestalt um einen Kreis beschreibt, daß die Seiten Tangenten sind, so erscheinen diese Seiten concav an den converen Kreisbogen sich drückend; beschreibt man das Vieleck in den Kreis, daß seine Seiten Sehnen sind, so scheint der Kreis an den Punkten, wo sich zwei Sehnen berühren, eingezogen, über jeder Sehne aber mehr herausquellend. Etwas Analoges finden wir (ad 1) da, wo Kreise verkürzt erscheinen; ihr Durchmesser wächst. Weiter (ad 2 a) scheint das Zusammenschrumpfen des Körpers unter den trockenen Falten der Kleidung hierher zu gehören; (ad 2 b) möchten wir das Quellen nackter Glieder neben einem auch nur lose überliegenden Bande zählen.

Wir kommen dazu, die einfacheren Verhältnisse in den mannichfach verschlungenen und entwickelten Gestalten des Lebens aufzusuchen.

Am auffallendsten wird uns z. B. bei der menschlichen Gestalt die scheinbare Erweiterung des einen Durchmessers einer kreisigen oder elliptischen Fläche, wenn ihr anderer Durchmesser perspectivisch verkürzt wird. So sehen wir verkürzte Glieder nicht allein durch die stärker gewölbten Umrisse gedrungener, sondern auch stärker; es ist geschehen, daß Maler, durch solchen Anschein verführt, die verkürzten Glieder bald zu stark, bald auch zu dünn gebildet haben, je nachdem sie ihrer subjectiven Anschauung zu viel Vertrauen oder Mistrauen gaben. Andere gewöhnliche perspectivische Verhältnisse können hierdurch alterirt werden. Denken wir uns einen Arm mit der Faust nach dem Vorgrunde gerichtet, ziemlich horizontal ausgestreckt; hier tritt die zu erwartende Größe der geballten Faust und verhältnißmäßig mehre Stärke der Handwurzelgegend gegen die Musculatur des Vorderarms dicht vor dem Ellbogengelenke nicht gar sehr hervor, weil die stark verkürzten sphärischen Umrisse der letztgenannten Gegend die mehreckigen Umrisse der anderen perspectivisch vergrößerten Theile im Auge sehr überwiegen. Auch hier kann man sich des die Kreisperipherie begleitenden Vielecks erinnern. Ist umgekehrt der Arm so ausgestreckt, daß sich die Faust nach dem Horizonte entfernt, so wird die Verengerung der Umrisse, namentlich von der Dicke des Vorderarms bis zu der Hand, unverhältnißmäßig wachsen. Die Wendungen eines Weges, die Biegungen eines Ufers treten bei verticaler Richtung auf die Grundlinie sehr stark hervor, und das coulissenartige Vorschieben dieser Windungen hilft dazu, die horizontale Lage der Fläche und die Dehnung der Fernungen zu versinnlichen und gleichsam aufzudringen.

Die erwähnten complicirten Gliederungen der Menschengestalt wollen auch kaum ahnen lassen, daß sie sich in das, dem zum Horizonte liegenden angewiesene, Dreieck fügen könnten, vielmehr ist eine Ahnung solches Verhältnisses der Anschauung schöner Form ungemein hinderlich.

Die perspectivische Gestalt eines Körpers erleidet nun große Veränderungen nach dem jedesmaligen Augenabstande. Man hat daher in Erwägung dieser, oft namentlich durch Höhenverkürzung unnachahmlichen, Verwandlungen den Augenabstand als zweckmäßigsten in einer solchen Entfernung vom abzubildenden Gegenstande angenommen, daß dieselbe der dreifachen Höhe des Gegenstandes gleich ist. Hat man mehre Gegenstände zu berücksichtigen, so mißt man die Entfernung von dem vordersten, welcher nicht unter 3—5 Fuß hoch sein soll. Wollte man den Gegenstand zu nahe annehmen, so würden in der Höhenverkürzung wunderliche Dinge vorkommen, die in keine künstlerische Darstellung passen; es kann nur zu ganz concreten Zwecken dienlich sein, einen solchen Standpunkt zu wählen; der Gegenstand würde dann gleichsam in zwei Hälften zerfallen, und die obere in gleicher Kategorie mit solchen Bildern stehen, welche außerhalb des Augenpunktes liegen. Doch nicht allein die Höhenverkürzung ist es, welche den nahen Standpunkt gewöhnlich verbietet, sondern auch die horizontale. Theils, wenn das Object sich nach beiden Seiten so ausdehnt, daß die seitlichen Grenzen unverhältnißmäßig weit vom Auge entfernt werden, theils wenn sich in der Richtung der Augenare solche Ausdehnungen ergeben, daß einige Partien zu nahe an den Zenith treten. So ist es unthunlich, eine Eiche zu zeichnen, welche ihre unteren Äste vor dem Auge noch strahlicht nach dem Scheitelpunkte verbreitet, und mit ihrem Gipfel in eine gewisse Entfernung zurücktritt.

Ist der Augenabstand zu groß, so wird entweder die detaillirte Gestalt des Gegenstandes über Gebühr verwischt, oder wenn die Darstellung mehren Gegenständen gilt, so wird die nöthige Bedeutung des Vorgrundes nicht erreicht, und das Auge vermißt den natürlich gesuchten Ruhepunkt, es fühlt sich nicht heimisch in dem ihm übermäßig entrückten Raume, und ist nicht geneigt, sich in die Ferne, welche gleichsam getrennt vor ihm liegt, zu vertiefen. Es kann übrigens wol im Sinne des Künstlers liegen, dem Beschauer eine solche Stimmung aufzudringen, und dadurch das Gemälde auf eine eigenthümliche vorher bestimmbare Weise anschauen zu lassen. Gleicherweise möchte wol Jemand versuchen, den Abstand über die Norm nahe zu nehmen, wenn in ir-

gend einem Gegenstande das Riesenhafte, ausschließend Übermächtige zu versinnlichen stände. Und in der That würde der Künstler eine wunderbare Wirkung erreichen, wenn er in passendem Vereine einen Gegenstand genau perspectivisch aus einem regelwidrig nahen Standpunkte darstellte. Hierzu könnten sich Felsen und Bäume, aber auch gewisse Formen aus dem Kreise der Architektonik, sowie kolossale Statuen eignen, und es wären hier, wenn nur die Abweichung nicht willkürlich erschiene, sondern gehörig motivirt sich zeigte, auch durch die bloße Form bedeutende Resultate zu erwarten.

So sehen wir auch hier wieder die Regel vom Genius verachtet, oder wenigstens zurückgewiesen. Die Regeln der Kunst sind viel beschränkter, minder zahlreich, und weiter zum Mechanischen gerückt, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; das haben uns zum Theil die Werke der Meister bewiesen, und wir können uns vorstellen, daß es solcher Beweise noch viel mehre geben möge.

Nicht im Geringsten der Willkür preisgegeben ist freilich der Standpunkt oder Augenabstand bei gefertigten Gemälden. Es handelt sich hier um die Entfernung, aus welcher ein normales Auge die einzelnen Gegenstände noch deutlich zu sehen vermag, und man bestimmt daher für die kleinsten Darstellungen 5—6 Zoll, für größere mehr, 2, 8, 10 und mehre Fuße. Doch soll man den Augenabstand nie kleiner nehmen, als der Abstand des äußersten Randes der Tafel vom Augenpunkte beträgt. Diese Regel paßt für alle Fälle, auch diejenigen, wo der Augenpunkt außerhalb der Tafel liegt.

Weite der Tafel, oder Größe der darstellbaren Gegenstände ist viel besprochen worden. Es handelt sich hier um die Breite. Man hat von Drehung der Augen und dgl. geredet, ohne etwas auszumachen; man hat bestimmen wollen, daß der Sehwinkel nie größer als ein rechter sein dürfe, oder die Linien, welche man von den weitest entfernten Punkten am Rande der Tafel nach dem Gesichtspunkte zieht, sich unter einem höchstens 90 gradigen Winkel schneiden sollen, und hat damit die durch Höhe des Standpunktes, Weite des Horizontes, Richtung der Grundfläche gegebenen Veränderungen unberücksichtigt gelassen. Die Breite der Tafel ist allemal am Horizonte zu bestimmen, und nicht an die Punkte auszudehnen, wo der Horizont sich sichtbar wölbt, oder die Perpendikel divergiren.

Wenn man annimmt, daß der Sehwinkel von den entferntesten Gegenständen genommen, deßhalb nicht größer als ein rechter sein solle, weil ein größerer nicht bequem übersehen werde, so vergißt man, daß, wofern diese Gegenstände aus dem Horizonte genommen werden, der Vordergrund, dessen Grenzobjecte alsdann natürlich unter dem verpönt großen Sehwinkel erscheinen, unübersehbar werde, und somit der Hintergrund einer gehörig festen und breiten Basis ermangelnd, dem Beschauer gar keine Freude gewähren kann. Will man den Sehwinkel von Gegenständen des Vordergrundes nehmen, so darf man noch eher auf eine ziemliche Sicherheit rechnen, doch bleibt die angegebene Methode die vorzüglichste.

Die geziemende Höhe des Bildes kann eher auf die sonst angegebene Weise, daß wir den Inhalt der Schenkel eines 90 gradigen Sehwinkels abbilden, zweckdienlich bestimmt werden.

Hierbei ist vorzüglich zu berücksichtigen, daß das Auge vermöge seiner Gestalt allemal ein kreisförmiges Bild auffaßt, weshalb wir schon oben die jedesmalige Gesammterscheinung als einen am Auge beweglichen Hohlkegel darstellen konnten. Indem gebräuchlicher Weise die Bilder eckig begrenzt werden, hat man sich wol zu hüten, daß man nicht die erfoderlichen Ecken an den beschriebenen Gesichtskreis anzusetzen trachte, sondern das beliebige Viereck ist aus der erscheinenden Kreisgestalt herauszuschneiden. Der Ort, aus welchem das Viereck gewöhnlich zu nehmen ist, wird leicht aus dem nöthigen Standpunkte und Augenabstande erkannt, und man hat keine weiteren Nachweisungen hierüber als nöthig erachtet.

Hier ist noch eines sonderbaren Phänomens zu erwähnen. Versucht man nämlich Gegenstände, welche außerhalb des Gesichtskreises liegen, an die innerhalb dieses Kreises richtig perspectivisch gezeichneten in gleichem Verhältnisse anzuschließen, so erscheinen dieselben in allen oder den meisten räumlichen Beziehungen ganz unnatürlich. Zeichnet man z. B. nach dem perspectivischen Maßstabe eine Reihe Bäume, welche sich von der Peripherie des Gesichtskreises nach dem Augenpunkte erstreckt, nimmt eine bestimmte Entfernung der Bäume unter sich (eben nach dem Maßstabe) an, und versucht nun, außerhalb des Gesichtskreises die zweite Reihe der ersten parallel zu construiren, wobei man sich in Richtung der Reihe und Entfernung der Stämme freilich des dem gewählten Gesichtskreise adäquaten Maßstabes bedienen muß, so findet man, daß die Stämme der zweiten Reihe nach perspectivischen Gesetzen verkürzter Entfernung angeordnet, weiter entfernt von einander erscheinen, als die geometrische unverkürzte Situation ergeben würde. Noch einfacher kann man diese wunderliche Erscheinung herbeiführen, wenn man eine Grundfläche nach dem perspectivischen Maßstabe quadrirt, und nachdem man einen Kreis, oder einen Würfel in ein beliebiges Quadrat mit den geziemenden perspectivischen Verkürzungen gezeichnet hat, außerhalb des Sehkreises in ein gleicher Ebene angehöriges Feld dieselbe Figur zu zeichnen sucht. Hier findet man unzweideutig den längsten Durchmesser der außerhalb des Sehkreises liegenden Kreisfläche mathematisch größer, als den des innerhalb gezeichneten Kreises, obschon beide gleich sein sollten. Nicht minder findet man außerhalb des Sehkreises die verkürzte Seite des Würfels länger als die unverkürzte, somit die ursprüngliche Gestalt zerstört. Diese sonderlichen Phänomene werden wieder durch die Kugelgestalt der Erdoberfläche bedingt, welche wegen ihrer riesenhaften Dimensionen innerhalb des Sehkreises noch nicht sichtbar wird (so wenig als wir Divergenz der Perpendikel oder Krümmung des Horizontes sehen dürfen). Halten wir nun aber das Bild unverrückt, und fügen willkürlich etwas an, so fingiren wir die Erdoberfläche als gerade, oder als Kugel eines größeren Durchmessers, ohne die übrige Erscheinung dieser

Veränderung anpassen zu können. Es ist hier auszusprechen, daß die ganze Linearperspective unzertrennlich mit der Größe der Planetenkugel zusammenhängt, und durch diese bestimmt wird. So, wie nachher zu erörtern steht, die Schattenperspective durch die Entfernung des Planeten von der Sonne, oder im Allgemeinen des Körpers vom Lichte, und die Farbenperspective durch die Qualität der Atmosphäre bedingt wird.

Die Schattenperspective kann als ein Resultat der beiden, oder aller drei Verhältnisse, der Planetengröße, der Sonnenferne und des Lichtbrechungsvermögens der Atmosphäre, betrachtet werden, schließt sich aber in ihrer Bedeutung für die Kunst zunächst an die Linearperspective.

Wenn man Schatten als Abwesenheit des Lichtes definirt, so thut man Unrecht, indem der Grad des Schattens, auf welchen solche Definition Anwendung leidet, nur selten Gegenstand der Malerei wird. Es treten zu jedem Körper so viele und mannichfach beleuchtete Flächen, daß wir die Reflexe gar nicht mehr analysiren können und im Allgemeinen mit einer des vollen blühenden Lichtes entbehrenden Farbe den Schatten zu bezeichnen gedenken müssen. Die Bedingungen dieser Färbung können nur durch die Luftperspective recht deutlich werden. Die Gestalt des Schlagschattens aber muß auf die Linearperspective zurückgeführt werden. Zuvörderst müssen wir betrachten, daß der tellurische Schatten immer größer sein müßte als der Körper, welchen er abbildet (weil der auf den Körper fallende Lichtkegel seinen Umfang über den dunkeln Körper bis auf die Erdoberfläche ausdehnt, und diese Grundfläche des Kegels natürlich den größten Querdurchmesser desselben darstellt), wenn der Kegel perpendikulär auf der Erdfläche stehend, die Gegenstände rechtwinklicht auf seinen jedesmaligen Theilaxen anträfe. Sofern das aber nicht der Fall ist, sondern die Lichtstrahlen den dunkeln Gegenständen in den verschiedensten Richtungen begegnen, kann auch diese nothwendige Vergrößerung des Schattens nur in der außerhalb dieser Zufälligkeiten liegenden Richtung, welche wir die **Breite** nennen können, unbedingt sichtbar werden. Übrigens wird bei der meist ziemlich verticalen Richtung der epitellurischen Gegenstände die durchgängige Vergrößerung des Schattens nur beim tiefsten Sonnenstande, und auch hier in ihrer eigentlichsten Art nur beim Auffallen des Schlagschattens auf eine ebenfalls verticale Fläche gesehen werden. Der Schatten muß sich desto mehr vergrößern, je weiter der dunkele, beleuchtete Körper von der beschatteten Fläche entfernt ist. Der Schatten ist in seiner geometrischen Gestalt schon **perspectivisch**, und zwar so, daß der lichtstrahlende Körper dem Auge, die Grenze der Beleuchtung dem Horizonte gleich ist. Mit Freude gewahren wir hier wieder die Analogie des Auges mit dem Lichte.

Das Auge verhält sich nämlich receptiv, und bildet den Umriß des auf der Erdoberfläche liegenden Körpers als Grundfläche des Kegels betrachtend, in sich mit einer der Kegelspitze zunächst liegenden Fläche innerlich ab. Je weiter der Körper vom Auge entfernt ist, desto leichter gestaltet sich bei unmerklicher Abnahme des Durchmessers die Kegelspitze, desto kleiner wird der Körper gesehen, und umgekehrt. Das Licht, dem Auge gegenüberstehend, ausstrahlend, abbildend, schafft das Bild des Körpers über ihn hinaus, je näher ihm der Körper steht, desto größer wird das Bild, je ferner der Körper, desto kleiner. Das Licht gründet die Fläche des frei schwebend vor ihm stehenden Körpers, indem es die breite Basis des Kegels als Körperbild (Schatten) auf die Erde heftet. Dächte man sich die Atmosphäre zwischen Körper und Schatten mit einer halbdurchsichtig suspendirten Materie erfüllt, so würde man die untere Partie des Schattenkegels vor Augen haben, wie man bei einfallendem Lichte den Lichtkegel, vermöge der schwebenden beleuchteten Staubtheilchen, vor Augen hat.

Der Schatten jedes Punktes fällt in die gerade Linie, welche vom leuchtenden Punkte durch den beleuchteten gezogen wird. Die eigenthümliche perspectivische Gestalt des Schattens wird recht deutlich gesehen, wenn in der genannten geraden Linie eine verticale Ebene steht, oder eine beleuchtete Ebene die Linie unter einem spitzen Winkel schneidet. Hier ist es in der Natur zu sehen, was wir oben bei der Linearperspective als unnatürlich erkannten, daß nämlich, wenn man außerhalb des Gesichtskreises einen Gegenstand perspectivisch in Congruenz mit dem Maßstabe des angenommenen Kreises zeichnen wollte, derselbe seine Gestalt gänzlich verzerren würde; ein Kubikfuß wird die nach Analogie des Gesichtskreises verkürzte Fläche vielleicht zu einer mathematischen Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuß und darüber, objectiv ausdehnen. Wir können alle Tage auf solchen an der Schattenlinie stehenden Ebenen diese außerordentliche Breitenausdehnung wahrnehmen. Wie auf gleiche Weise das Farbenbild durch schiefe Flächen aufgefangen und gedehnt werden kann, wird in der Dioptrik und Katoptrik erörtert. Die Andeutung wird nur dazu dienen, die Bedeutung der Schattenperspective völlig klar zu machen.

Um den Punkt zu finden, in welchen jeder undurchsichtige Punkt seinen Schlagschatten werfen muß, ziehe man von dem leuchtenden Punkte durch den beleuchteten undurchsichtigen eine gerade Linie. Wo diese Linie auf eine perspectivisch sichtbare Ebene fällt, da muß der Schlagschatten liegen; trifft sie aber solche Ebene gar nicht an, so kann der fragliche Punkt überhaupt keinen im concreten Falle sichtbaren Schatten werfen. Da wir es hier nicht mit mathematischen, sondern mit sehr materiellen und aggregirten Punkten zu thun haben, so sehen wir auch hier sogleich, wie der Punktschatten sich perspectivisch (objectiv) zu einer Schattenlinie verlängern kann, indem die als Lichtstrahl construirte Linie eine Fläche unter sehr spitzem Winkel schneidet. Unsere mathematischen Hilfsinstrumente sind durch ihre Unvollkommenheit hier recht geeignet, uns die fragliche Nothwendigkeit vor Augen zu führen. Man construire nur einen möglichst spitzen Winkel, oder lasse eine Tangente auf eine ziemlich große Kreisperipherie fallen, und man wird sehen, daß bei möglichster Sorgfalt und Sauberkeit der Zeichnung die Schenkel des Winkels oder die Peripherie und Tangente in einer nicht unbedeutenden Länge sich berüh-

ren und decken, obwol sie mathematisch nur in einem Punkte zusammentreffen sollen. Diese sogenannte Unvollkommenheit der Construction kommt einzig daher, daß wir mit Körpern operiren; nun, ebenso geht es beim Schatten der Natur, und daher leitet sich die allerdings etwas wunderliche Erscheinung der perspectivischen Vergrößerung.

Die mechanische Auffindung des Schlagschattens erfodert Bestimmung der Fußpunkte des Lichtes und des beleuchteten Körpers durch gefällte Perpendikel. Die Auffallspunkte der Perpendikel müssen die Fußpunkte darstellen. Die Fußpunkte werden durch eine gerade Linie verbunden, welche gehörig verlängert wird, um mit der durch Licht und Körper gerichteten Linie zusammenzutreffen. In sofern diese gerade Linie nur das Profil der Ebene darstellen soll, in welcher Licht und beleuchteter Körper sich befinden, ist es sehr leicht, diese Ebene perspectivisch durch entgegenstehende verticale oder schiefe, ebene oder unebene Flächen hindurchzulegen, und so die völlige Richtung des Schattens zu bestimmen. Es bedarf hierzu keiner besonderen Regeln und Constructionsbemühungen, da die Annahme der Fußpunkte vor Beginn des Werkes dem Künstler ganz überlassen ist, und durch und an dieselben sich die ganze perspectivische Darlegung des Schattens nach den einfachsten Vorschriften der Linearperspective anschließt.

Es ist sehr zu bedenken, daß der Schatten an seiner Gestalt nicht allein durch die Sonderung in Kern- und Halbschatten beschränkt wird, sondern auch bei complicirteren, und am Rande ausgebuchteten, in ihrer Textur unterbrochenen Gegenständen auch dadurch einbüßt, daß das Sonnenlicht, durch enge Öffnungen dringend, jenseits ein kleines Bild der Sonne gestaltet. Die zwischen engen Laubpartien sichtbaren, den Schlagschatten fast zerstörenden kreisigen und elliptischen, vielfach in einander geschobenen Lichtflächen sind solche Sonnenbilder. Aber auch in größeren Zwischenräumen zeigt sich diese Neigung zu Wölbung der Licht- und Höhlung der Schattenpartien, wenngleich minder vollkommen. Wir können, wenn wir die Sonne unter dem gekrümmten an den Rumpf gestemmten Arme durchscheinen lassen, durch successive Bewegung diese sphärischen Lichtgestalten in allen Stufen uns anschaulich machen. Das wären die Beziehungen und Erscheinungen des Schattens, soweit sie unmittelbar die Perspective angehen. Das Weitere, sowie auch die Lehre von den farbigen Schatten s. unter Farbenlehre und Skiagraphie. Die Abspiegelung erfolgt zwar auch nach den Regeln der Perspective, doch kann dieselbe hier nur eine Andeutung finden. Im Wasserspiegel müssen alle Punkte vertical unter die ihnen entsprechenden des abgespiegelten Körpers fallen. Die Horizontallinien haben im Körper und im Spiegel einen gemeinschaftlichen Vertiefungspunkt. Die perspectivischen Verhältnisse gestalten sich im Spiegel so, als wäre der Gesichtspunkt auf der Spiegelfläche. Jeder Gegenstand spiegelt sich da, wo man ihn von der Wasserfläche sieht. Darum verdecken die vorliegenden Gegenstände unverhältnißmäßig.

Wir kommen zu der Luft- oder Farbenperspective. Schon über die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes ist schwer zu entscheiden. Wenn wir wissen, daß die Pflanze grün ist, so haben wir damit noch nichts für die Malerei gewonnen. Wir sehen die bekannten grünen Blätter bei durchfallendem Lichte lebhaft gelb oder orange, bei auffallendem Lichte in unzähligen unbeschreiblichen und nur skizzenhaft nachahmlichen Farbennüancen; wir sehen dieselbe Wolke weiß, gelb, roth, violett, grau, je nachdem die Lichtstrahlen auf sie gerichtet sind. Außer dieser Perspective ist nun noch die eigentliche Luftperspective verschieden, welche die Verkürzung und die Vertiefungspunkte der Farben nach dem Horizonte zu darlegt, und das mit der Entfernung zunehmende Übergewicht der Luft über den Körper bezeichnet.

Im Allgemeinen ist vorläufig auszusagen, daß wie, oben erörtert, das Beleuchtete sich wölbt, ausdehnt, und das Schattige sich buchtet, zusammenzieht, so die nach der Lichtseite liegenden Farben, Gelb und Orange, sich am längsten dem Auge offenbaren, die auf der Schattenseite liegenden, Roth, Violett, Blau, Grün, sich am meisten verkürzen und am frühesten in die indifferente nebelige Bleichheit der Ferne verlieren. Hiermit trifft zusammen, daß beleuchtete Körper ferner, größer und mit ihrer specifischen Farbe gesehen werden, während beschattete sich früher verbergen.

Die Farbenperspective erleidet große Veränderungen, je nachdem das Colorit warm oder kalt, feucht oder trocken ist, je nachdem die Grundfläche ebenmäßig beleuchtet, oder durch große Schatten gebrochen ist, je nachdem das Licht vor oder hinter der Tafel steht. Das sind Bedingungen, unter welchen bald der Vordergrund keck von der weiteren Landschaft getrennt erscheint, bald sich innig und unmerklich anschließt, bald beherrschend, bald untergeordnet gesehen wird. Es kann sich, wie wir den Schatten überhaupt der Luftperspective mehr untergeordnet sehen als das Licht, die luftige Milde desselben in den Vordergrund selbst erstrecken. — Die Farben, welche im Vorgrunde am wenigsten geneigt sind, sich einen gewissen Ton vom Lichte aufdrängen zu lassen, geben im Hintergrunde ihre Eigenthümlichkeit am leichtesten in der allgemeinen Nebelbeschattung auf. Hierin liegt ein bedeutender Grund der Landschaftspoesie. Die Landschaft ist um so sinniger, je mehr wir in weiterer Ausdehnung die innige Annäherung der einzelnen Objecte, ihre willige Verbindung und Unterordnung in die Herrschaft des jedesmaligen Lichtes gewahren. Hier ist es nun die Vegetation, welche in jeder Beziehung sich so verhält, daß ihre perspectivischen Veränderungen dem Auge zur größten Freude gereichen. Es ist hier nicht allein von Bäumen und Wiesenstrecken die Rede, sondern auch von den Felsen, welche nach der Sommerseite hervorragend, sich mit den Urformen der Pflanzenwelt vielfach verhüllt haben; alle diese Gegenstände zeigen in ihrer Farbe das Helldunkel, welches in seiner Unterordnung und Selbständigkeit das Verhalten der Farbe zur Perspective am reinsten darstellt. Der Baum im ersten Vordergrunde hat bei auffallendem Lichte die dunkelgrüne, ins Braune und Violette ziehende Farbe, und zeigt im Mittelgrunde keine andere, nur ein äußerst zarter wei-

ßer Schleier, den man ohne directe Vergleichung beider Farben kaum bemerken möchte, sondert die bezeichneten Weiten und Farben eben merklich genug. Die beschriebene Farbe des Baumes resultirt aus der allseitigen Richtung und Beleuchtung der Blätter, von denen die einen vertical vom Lichte getroffen und in gewissem Grade durchleuchtet werden, die anderen auf ihrer Oberfläche vom Lichte gestreift und wegen ihrer spiegelnden Glätte in gewissem Grade farblos werden; diese werden durchaus beschattet, jene gewinnen im Schatten neues Licht durch mancherlei Reflexe, und die mancherlei Farben vermischen sich zu einer wegen der Kleinheit und Sonderung der Flächen, auf denen sie wohnen, gemeinschaftlichen; wie feingepulvertes Glas dem Auge weder durchsichtig, noch mit seinen prismatischen Farben, sondern weiß erscheint.

Nächst dem Weiß, und mehren bleichen unbestimmten Farben ist es auch in der That das Grün, welches am ausgedehntesten vom Lichte zu allen möglichen Nüancen determinirt wird, und deshalb den eigentlichen Grund und Boden der Landschaft bildet. Es ist für die Mehrzahl der Landschaften ein Farbenmaß, welches dem linearen perspectivischen Maßstabe, entspricht. Wie der perspectivische Maßstab sich nach der Höhe des jedesmaligen Standpunktes verändert, so verändert sich dieser Farbenmaßstab nach der Höhe des Lichtes, welche Analogie in völliger Ausdehnung hernach specieller darzulegen sein wird.

Wir haben, weil die Bedeutung der Luftperspective nur in der Landschaft hervortritt, diese besonderen Betrachtungen vorausgehen lassen, um bei den auf gleiche Weise wie bei der Linearperspective relativen Bestimmungen aprioriſch einen Anhaltpunkt zu haben. Zunächst sind die Verhältnisse aufzuzählen, welche die individuelle Erscheinung nach Luftperspective bedingen. 1) Ist es die Größe des Gegenstandes; 2) die Farbe desselben; 3) seine Lage und Nachbarschaft; 4) die Stärke des Lichtes. Ihnen entgegen stehen vier andere Bedingungen, welche die jedesmalige Übereinstimmung des Einzelnen zum Ganzen geben. 1) Die Luft; 2) die Stärke des Lichtes; 3) die Reflexion aller beleuchteten Flächen; 4) die in concentrischen Fernkreisen immer wiederkehrende Größe der Gegenstände. 1) Die Luft mit ihrem Wassergehalte, mit aufsteigenden Dünsten, Strömungen pflegt über den ganzen Raum, welchen man in den Kreis des Landschaftsobjectes stellen kann, eine gemeinsame Färbung zu verbreiten, die theils der Stärke und Qualität des Lichtes zuzuschreiben ist, aber doch auch in sofern wesentlich durch die Qualität der vor dem Lichte gelegenen Luftschichten bestimmt wird. (Auf örtliche Lichtwirkungen, wie sie Feuer, Gewitter ꝛc. geben, können wir, weil die fraglichen Zustände schon an sich höchst complicirt sind, für jetzt unser Augenmerk nicht richten.) So erblicken wir im Hintergrunde die besonderen Farben der Gegenstände auf zwei complementäre Farben beschränkt, indem das dem Weißen Zufallende gelb oder orange, das dem Dunkeln Zufallende violett oder blau erscheint. Die besonderen Unterschiede werden hier wie die der Umrisse fast zum Unsichtbarwerden ausgelöscht, und bleiben höchstens als leise Nüancen des herrschenden Tones bemerkbar. Oft wirkt auch die eigenthümliche Constitution der Luft dahin, die Lichtseite der Farben in das gemeinschaftliche Nebelblau zu verhüllen, und dann tritt das complementäre Verhältniß der Lichter und Schatten, welches in vielen Fällen ein subjectives ist, nicht mehr hervor (vergl. d. Art. Farbenlehre). Die Luft hat zu dem Umrisse der Körper ein ähnliches Erscheinungsverhältniß, wie das Licht zum Schlagschatten. Durch die Flexion, welche Lichtstrahlen an der Grenze beleuchteter Körper erleiden, wird die Schattengrenze ihrer Schärfe und Bestimmtheit entäußert, der Schatten wird gleichsam gefaltet, und zeigt außerhalb seines dunkelen gleichmäßigen Kernes unzählbare Stufen und Mitteltinten, sodaß sein Umriß nur summarisch erscheint, und im Mittelgrunde am deutlichsten, weil hier wegen der wachsenden Verwischung des Einzelnen nur die großen allgemein und bedeutend unterschiedenen Massen stehen bleiben. Wie hier das Licht den Körper umspinnt, so geschieht ihm auch von der Luft. Die festen Körper, in einer beständigen Ausdünstung begriffen, sind von einem, der durch weite Räume sichtbar gewordenen Luft sehr ähnlichen Dunstkreise umgeben, welcher den Umriß in die allumgebende Luftfarbe zu verwischen wirksam ist. Dieser Dunstkreis wird im Vorgrunde bei den intensiven höchst materiellen Färbungen übersehen, und tritt erst im Mittelgrunde unter den ihm verwandten Nebelfarben merklich hervor. Wir unterscheiden fünf Stufen der Luftdichtigkeit. Bei der geringsten Dichtigkeit sind im Hintergrunde die Localfarben, als Grün, Roth, Gelb, noch ziemlich bestimmbar, aber ungemein leicht, traumhaft zart, und wie durchsichtig. Bei zunehmender Dichtigkeit dringt die Blaufärbung allgemeiner vor, und höchstens verräth sich Roth noch in einer aus dem Allgemeinen weichenden Farbe. Wird die Luft noch dichter, oder die Ausdünstung des Erdbodens und seiner Bedeckungen mächtiger, so tritt die Luft als beschattender Körper auf, und erzeugt das tiefe Blau, welches wir so oft in Gebirgswäldern sehen. Die Luft ist hier körperlich genug, um zu beschatten, aber noch nicht genug, um Licht zu reflectiren. Ist die Dichtigkeit bis zu dem Grade gewachsen, daß wir leichten Nebel annehmen, erscheinen die Gegenstände wieder blaßblau, wie durch ein dünnes Milchglas, die Umrisse sind aber sonderbar verändert, die Verhältnisse der Linearperspective alterirt, weil die Luft selbst Licht reflectirt und gewissermaßen zu opalisiren beginnt. Endlich wird als Nebel die Luft bekanntlich so dicht, daß sie selbst erleuchtet das Hinterliegende nicht mehr durchscheinen läßt. So verhält sich die Sache bei auffallendem Lichte, oder wenn der Beschauer das Licht im Rücken hat. Steht das Licht gegenüber, oder sieht man die Gegenstände bei durchfallendem Lichte, so tritt Gelb und Roth und Violett auf den mehr oder minder beleuchteten Partien hervor. Weil aber die Landschaft meist durch verticale Flächenzüge unterbrochen wird, so hat auch der blaue Fernschatten große Ausdehnung, erscheint auch dabei in noch gesättigterer Farbe, als das doch mittelmäßig beleuchtete Blau in vorigem Falle erscheinen konnte.

2) Die Stärke des Lichtes. Hier kommt allerdings in Betracht, ob die ganze Landschaft ziemlich gleich-

mäßig beleuchtet ist, wie gegen Mittag; ob vorzüglich der Vordergrund, wie bei tiefstehendem und auffallendem Sonnenlichte, oder ob vielmehr der Hintergrund, wie bei tiefstehendem und durchfallendem Lichte, oder ob die Landschaft halbseitig beleuchtet erscheint, wie bei seitlich tiefstehendem Lichte. Das tiefstehende Licht würde ebenso intensiv sein, als das hochstehende, wenn es nicht durch vorliegende trübe Körper gebrochen und gedämpft würde. Wir unterscheiden deshalb nach dem eigentlichen vollkommenen Tageslichte: bedeckten Himmel, Halbschatten und tiefstehende Sonne. Tiefer Stand der Sonne verändert direct die Farben. Die tief rothe und brandgelbe Farbe reichen am beständigsten in den Vordergrund, und geben somit dem ganzen Sujet einen möglichst gleichmäßigen Ton. Der Halbschatten kann über große Theile der Landschaft ausgebreitet sein, und erzeugt dann ein ruhiges, man möchte sagen, materielles Colorit. Ist aber der ganze Himmel mit Wolken bedeckt, so bemerkt man das wol bekannte, aber nicht zu beschreibende Schimmern namentlich der Partien, welche am Eingange des Mittelgrundes liegen; die perspectivische Farbenabstufung ist hier, falls sie nicht durch zufällige Beschaffenheit der unteren Luftschichten verstärkt wird, so wenig bedeutend, als beim hohen Sonnenscheine.

Die gleichmäßige (Mittags-) Beleuchtung der Landschaft ist zwar in der Natur sehr erfreulich anzusehen, erfodert aber bei künstlerischer Darstellung ungemein viel Umsicht. Wir finden sie selten angewandt; höchstens wenn bedeutende Gestalten im Vordergrunde, sich das Landschaftliche unterordnend, der in Rede stehenden Beleuchtung bedürfen. Man könnte eine in solcher Beleuchtung wesende Darstellung sehr wohl classisch nennen, während die so eben zu betrachtenden ungleichmäßigen Beleuchtungen romantische Zustände versinnlichen. Ist der Vorgrund beleuchtet, und das Übrige mehr oder weniger beschattet, so haben wir wol ein ganz anderes Bild, als wenn über dem schwerdunkeln Vordergrunde eine leuchtende Ferne steht, es ist aber schwer, den Unterschied bestimmt auszusprechen, weil auch die Einwirkung auf den Beschauer eine solche ist, daß Sehnsucht nach der Ferne entsteht. Ein namentlich dem letztgenannten ziemlich verwandtes Bild wird gegeben im Sonnenregen, als wo der wunderbare gelbliche Schimmer nur im Hinter- und Mittelgrunde und in den Horizontalflächen des Vordergrundes erscheint, während die hohen vordern Gegenstände ihren besondern Bau in eine tiefe, sammetartige Farbe verhüllen. Von der halbseitigen Beleuchtung läßt sich wenig sagen, als daß sie existiren kann.

3) Die Reflexion aller beleuchteten Flächen. Auf den gewöhnlichen Taglandschaften ist es diese, welche das harte Zusammentreten heterogener Farbentöne in den meisten Fällen verhindert, und das leise Anrühren, die Zartheit der Umrisse zu Wege bringt. Das beleuchtete Wasser schimmert an die hohen Ufer, Mauern, Bäume, welche an der Schattenseite liegen, ohne, wegen hohen Sonnenstandes, ihre Schatten über die Wasserfläche selbst werfen zu können, und gibt ihnen jenes bebende, schleierartig flatternde, zauberhafte blaßgelbgrüne Licht, das die starren Massen unmerklich schmelzen zu wollen scheint. Der von der Sonne beschienene Baum leuchtet an die schattige Kalk- oder Felsenwand, und diese an den schattigen Baum. Das Gewand scheint mit seinen hellen Faltenbogen an den Saum der schattigen Carnation und diese wiederum strahlt mit ihren blanken Flächen in die Schatten des Gewandes. Alle räumlich benachbarten Gegenstände treten in solches Wechselverhältniß, und so werden Lichter und Schatten unbeschreiblich verwoben zu dem Helldunkel (vergl. d. Art.), in welchem die fliehenden und sich auflösenden Farben nur noch mit leisen Banden zusammengehalten werden, als sollten sie eben wie ein Gewand fallen, und ein unbekanntes Licht vor die Augen treten lassen. Durch die Reflexe wird denn auch die wunderbare Wirkung erreicht, welche wir auf den Bildern von Ammerling in Wien gesehen haben, wo auf dem einzelnen Menschengesichte eine ähnliche zarte Auflösung der Formen möglich wird, wie so eben in der Landschaft dargestellt worden ist. Diese Auflösung der Formen aber dient nur zu einer Zusammengießung und Verwachsung der Gegenstände zum Erdlebenbilde (Carus), und scheint deshalb eine auch für den Künstler höchst wichtige Notiz zu geben, weil er durch keine Art der Perspective die Einigung und Ganzheit der gegebenen Erscheinung genügender und befriedigender darstellen kann.

In sofern wir das Mondlicht naturgemäß als reflectirtes Licht betrachten wollen, treffen wir zu aller Genugthuung auch die malerischen und ästhetischen Verhältnisse der eben erwogenen Reflexe im Mondscheine mit großer Sicherheit wieder. Das Mondlicht malt die Landschaft in einer Art lebendigen Camayeu, es löst die Farben in einander auf, und läßt nur Licht und Schatten in großen, traumhaft unbestimmten Massen stehen; es verwischt die Form und übergießt das Ganze wie mit einem dünnen, durchsichtigen Wasserstrome (in der That einige Ähnlichkeit mit dem Sonnenregen). Auf der andern Seite können wir die Mondscheinlandschaft einem etwas getrübten Mittelgrunde vergleichen, wie sich bei Betrachtung der Größe der Gegenstände weiter ergibt. Auch das unerwartete Blenden und Schimmern des farbeverhüllenden Mondlichtes ist dem Glanze anderer von einzelnen reflectirenden Flächen beleuchteter Gegenstände sehr ähnlich; wir haben schon oben von dem fast farblosen Schimmer der Baumblätter gesprochen, welche von dem durch andere Blätter gehenden Lichte getroffen werden. Man kann sich durch Augenschein überzeugen, daß dieser Schimmer sehr verschieden von dem ist, welchen über die Fläche der Blätter tangentenartig streifende Sonnenstrahlen erzeugen. Wir sehen auch im Mondscheine die Bäume mit dem beschriebenen farblosen Schimmer. Die mondbeleuchtete Ferne pflegt in ihren Umrissen so schwankend zu werden, daß sie nur mit der höchsten Kunst dargestellt werden kann.

4) Die in concentrischen Fernkreisen immer wiederkehrende Größe der Gegenstände. Die Mehrzahl der landschaftlichen Gegenstände hält sich in einer sehr wenig verschiedenen Größe: Bäume und Gebäude. Daß die Berge in eine ganz andere Kategorie gehören, darüber wird das Auge durch an oder auf

denselben jedenfalls sichtbare Gestalten belehrt werden, und die perspectivischen vor dem Horizonte laufenden Parallelen, welche die Ausdehnung der Landschaft bezeichnen, werden sichtbar genug bleiben, wenn sie auch theilweise über Berg und Thal laufen.

Diesen vier, die Harmonie der luftperspectivischen Erscheinung begünstigenden Dingen entsprechen in gewissem Sinne vier andere, welche die völlige Vereinung mäßig hindernd, das individuelle Leben in den Drang der Objecte zeichnen, und das Einzelne mit größerer Freiheit hervortreten und seine Natur deutlich bewahren lassen. Hier treffen wir zuerst, vom Einfachen zum Besondern fortschreitend: 1) Die Größe der Gegenstände, und werden sehen, wie dieselbe auch in die Luftperspective reichen kann. Es ist eine allgemeine und von selbst sich verstehende Regel, daß das Große sorgfältiger und detaillirter behandelt werden muß, als das neben ihm stehende Kleine. Das wird recht klar, wenn wir uns z. B. einen gothischen Thurm gezeichnet denken; sind die größern Umrisse recht kolossal darzustellen, so müssen wir innerhalb derselben die zarten Details durch oberflächliche Unterbrechung der großen und gedehnten spitzen und cylindrischen Licht- und Schattenflächen errathen lassen; eine gleichmäßige Behandlung beider Gestaltungen wird die Größe puppenartig erscheinen lassen. Darum sagt skizzenhafte Behandlung dem Großen, dessen Form doch in aller Flucht nicht verloren wird, so ungemein zu, während Detaillirung Alles in die Grenzen der Kleinheit unwiderstehlich herabzieht. Es ist sonderbar, daß hier eine detaillirte Ausführung dasselbe bewirkt, wie die, dem Wesen nach freilich kaum verschiedene Schärfe der Umrisse. Kaum möglich wird es sein, eine Pyramide, einen Würfel, ein Polyeder mit glatten und regelmäßigen Flächen so darzustellen, daß es sehr groß erscheint. Wir werden unbedingt genöthigt, die Umrisse schwankend und die großen Flächen irgend unterbrochen darzustellen, damit eine bedeutende Größe dem Auge erscheine. Das erstere am gothischen Thurme beschriebene Phänomen findet seine Erläuterung darin, daß der Künstler, in sofern ihm nur ein enger Raum zu Gebote steht, das groß sein Sollende in die Stufe des Mittelgrundes rückt, wo das Kleine eben anfängt, unsichtbar zu werden, und so antithetisch durch beginnende Verhüllung des Kleinen bei klarer Vorstellung des Großen, das erreicht, was er durch räumliche Ausdehnung und Darlegung des endlosen Reichthums der Gestalt zur Erscheinung zu bringen nicht im Stande war. Das zweite Beispiel von den regelmäßigen Figuren weist auf dasselbe hin; weil wir nämlich nicht gewohnt sind, das Riesenhafte in solcher Reinheit und Schärfe des Umrisses zu sehen, sondern entweder, in der Nähe stehend, die sonst mikroskopischen Unebenheiten, Abweichungen und Theilungen erblicken, oder ferner zwar diese aus den Augen verlieren, aber zugleich alle Umrisse umnebelt und verschleiert erblicken, sind wir nicht geneigt, eine mit scharfen Umrissen, und ohne jene minuten Unregelmäßigkeiten und Trennungen vor Augen befindliche Gestalt für groß zu halten. Aber die ganze Perspective ruhet ja auf Gewohnheit.

2) Die Farbe des Gegenstandes; die Localfarbe. Je mehr eine locale Farbe von dem Grundtone der Landschaft verschieden ist, desto deutlicher erscheint der Umriß des die Farbe tragenden Gegenstandes; je mehr die Farbe dem Weiß zufällt, desto deutlicher werden die einzelnen Formen; je mehr die Farbe das Licht reflectirt, desto bestimmter und ausgezeichneter bleibt sie auch unter dem Nebel des Hintergrundes. Die helle Farbe kann deshalb auch das Auge so täuschen, daß es die Gegenstände, an welchen sie haftet, näher wähnt, wie wir im Winter die mit Schnee bedeckten Berge und Hügel für weniger entfernt halten. So kann auch die Localfarbe die perspectivische Ordnung in gewissem Grade stören.

3) Die Lage und Nachbarschaft. Wir haben ihr Verhältniß schon bei Betrachtung des reflectirten Lichtes kennen gelernt, und finden hier zu bemerken, daß weiße Gegenstände vor schwarzen, und schwarze vor weißen, und weiter Berührung der annähernd als dunkel und hell entgegengesetzten Farben, große Deutlichkeit des äußern Umrisses, aber Verhüllung des auf der Fläche etwa Abweichenden bedingt. Schwarze Gegenstände vor weißen erscheinen immer etwas kleiner. In jedem Falle aber, wo sich zwei solche Farben berühren, tritt eine perspectivisch vermehrte Entfernung ein.

4) Die Stärke des Lichtes bewirkt die mehre oder mindere Deutlichkeit der Gestalt. Indem wir uns an 1) erinnern, werden wir nicht erstaunen, daß bei gedämpftem Lichte die Gegenstände kolossal erscheinen; meistens in dem als reflectirtes Licht am schwächsten wirkenden Mondlichte. Aber auch in stärkstem Lichte, und grade da vorzüglich erscheinen hellfarbige und weiße Gegenstände größer, sie erscheinen jedoch zugleich wegen der starken Reflexion undeutlicher in den Einzelheiten ihrer Gestalt; so berührt sich das scheinbar Fremde.

Wir finden in der ungezwungenen Gegenüberstellung dieser und der vorigen Dinge, wie durch Begegnung (unvermeidliche) des größten Theiles angegebener Bedingungen das Einzelne gefällig verbunden und doch deutlich und gesondert behalten wird.

Es ist ganz vorzüglich die Stärke des Lichtes, welche, deshalb auch in beide Rubriken gestellt, auf wunderbare Weise Deutlichkeit des Einzelnen, und Verschmelzung zur Gleichheit des Ganzen begünstigt. Von keiner anderen Bedingung läßt es sich aussagen, daß sie so wider alles Erwarten nach beiden Seiten wirke. Wir sehen bei unverborgener (Mittag-) Sonne den weißen Schimmer höchst gleichmäßig über alle Gegenstände verbreitet, und doch die Deutlichkeit des Einzelnen ungemein groß. Wir sehen, wenn die Sonne Abends durch die trüben breiten Dunstschichten leuchtet, die ganze Landschaft wie durch ein rothes Glas; die schweren Körper werden geisterhaft unbestimmt und scheinen ihre Begrenzungen ganz aufgeben zu wollen, während sich die leichte Luft weich und schwer auf die Erde legt. Bei solcher rothen Beleuchtung wird vorzüglich das Grün betroffen, weil es die complementäre Farbe ist, und wandelt sich durch Ausgleichung auch wirklich in ein tiefes, ins Violette ziehendes Roth, in ein lebendiges Grau. Hierdurch wird das

Grün sehr bedeutend von anderen, sogar den schattigen, Flächen unterschieden, aber dennoch wirkt die rothe Beleuchtung ungehindert ihre magische Verbindung, und scheint höchstens die Wälder als einen beginnenden Niederschlag fallen zu lassen.

Diese Verhältnisse sind höchst bedeutend, aber noch gar nicht aufgeklärt; eine etwas weitere Einsicht wird aber die Farbenlehre geben müssen. Wir zählen, wie bei der Linearperspective, eine Reihe praktisch-theoretischer Lehrsätze auf, wie sie gewöhnlich aufgestellt wird. 1) Je weiter ein Gegenstand entfernt ist, desto undeutlicher müssen seine Umrisse werden. 2) Wenn zwei Gegenstände von verschiedener Größe in derselben perspectivischen Kreisperipherie liegen, so muß der kleinere Gegenstand weniger deutlich, als der große detaillirt werden. 3) Die Spitze eines entfernten Thurmes oder Berges, oder jeder verticalen Fläche von bedeutenderer Höhe muß deutlicher erscheinen, als die tieferen Theile. Das kommt daher, weil, wie wir oben von allen festen Körpern ausgesagt haben, so vorzüglich der Erdboden mit einer dichteren Dunstschicht bedeckt ist, welche um so merklicher wird, weil die auf fortwährend wenig abweichender Grundfläche aufströmenden Dünste einander decken, zuletzt aber so dicht werden, daß sie Sonne und Mond nur roth (in bedeutender Trübung) durchscheinen lassen. 4) Von zwei gleich großen Gegenständen, die in gleicher Kreisperipherie liegen, muß der deutlicher sein, welcher von hellerer Farbe ist. Dieser Satz leidet Beschränkung, in sofern stark reflectirende Flächen wieder undeutlicher werden. 5) Von zwei gleich großen Gegenständen, die in gleicher Kreisperipherie liegen, und die von gleicher Farbe sind, muß der beschattete weniger ausgeführt werden. Wird unter solchen Verhältnissen der beschattete Körper durch reflectirtes Licht von Neuem erleuchtet, so verwischen sich die Einzelnheiten auf ihm noch mehr. 6) Von zwei gleichgroßen, -weiten, -farbigen Gegenständen muß derjenige bestimmtere Umrisse haben, der vor einem Gegenstande von entgegengesetzter Farbe steht. 7) Auch in Gegenständen des Vordergrundes dürfen die kleineren Theile nicht so deutlich ausgedrückt sein, als die größeren. 8) Der Schatten gewinnt erst im Mittelgrunde seine wahre Bedeutung, weil er im Vorgrunde wegen der innerhalb seiner Grenzen erkennbaren zahlreichen Details unterbrochen und gebleicht erscheint, denn 9) die Farben, welche zwischen Roth und Schwarz liegen, erscheinen dunkler in ganz gleichmäßigen Flächen, heller in ungleichmäßigen, wie umgekehrt die zwischen Roth und Weiß liegenden Farben in gleichmäßigen Flächen heller, in ungleichmäßigen dunkler erscheinen.

Wir kommen nunmehr zu der Feuerbeleuchtung. Wir haben schon gesehen, daß der Schatten um so größer ist, je näher der beleuchtete Körper dem Lichte, und je ferner er der den Schatten empfangenden Fläche steht. Da nun das Feuer gewöhnlich ein wenig extensives Licht gibt, so müssen hier die Schatten sehr groß erscheinen. Das Licht des Feuers ist auch wenig intensiv, weil die Flamme selbst durch verbrennende Körper getrübt wird, und daher verschwinden viele Farben im Feuerlichte (vgl. darüber **Farbenlehre**) und andere werden zu einer indifferenten Dunkelheit, zum Grau, herabgestimmt, während noch andere das gefärbte Licht der Flamme willig aufnehmen. Die Feuerbeleuchtung im Tageslichte läßt sich nicht wohl beschreiben oder analysiren, sondern höchstens glücklich nachbilden. Das Feuerlicht wird sehr bedeutsam, wenn es von Unten wirkt (was ein anderes Licht, in sofern es nicht reflectirt wird, nie vermag), und hierbei nicht allein ganz unbekannte Verhältnisse erscheinen, sondern auch hohe Gegenstände, indem ihre oberen Theile tiefschattig auf den unteren beleuchteten ragen, etwas wunderbar Übermächtiges erhalten läßt. Die fragliche Beleuchtung ist deshalb für viele Zwecke so höchst dienlich, ja unentbehrlich.

Mit der schon erwähnten Deutlichkeit gewisser Farben in größerer Ferne hängt auch das Vorherrschen einiger auf verkürzten mit geometrisch gleich breiten Farbenstreifen bedeckten Flächen zusammen. Vorausgesetzt, daß die Farbenbreiten perspectivisch hinter einander, und die Streifen parallel der Grundlinie oder doch ihre Reihe nach dem Augenpunkte richtend gesehen werden, finden wir nicht allein die Farben der Lichtseite, unter welche auch, wie immer, gewisse Nüancen des Blau und Grün gehören können, quantitativ vorherrschend, sondern auch in ihrer Qualität recht wohl bestimmt, während die der Schattenseite zuneigenden Farben, welche bei gehöriger Dichtigkeit der Farbentheile zwischen Roth und Schwarz liegen, nicht allein räumlich zurückgedrängt, sondern auch in ihrer Qualität sehr unbestimmt erscheinen. Das Alles kann freilich nur recht augenfällig werden, wenn die Farben auf einer durchaus ebenen und vor intensivem Lichte frei ausgebreiteten Fläche neben einander liegen. Sind die Farbenstreifen sehr schmal, stehen in prismatischer Folge, und die Fläche verkürzt sich bedeutend, so wird gar keine Farbe mehr erkannt, und die Fläche erscheint lichtgrau. Wir sehen wohl, daß uns dieses Resultat zusammenstehender und gedrängter Farben auch an die bleiche indifferente Farbe der Ferne erinnern müsse, und somit unzweideutig die Linearperspective als sehr wirksam in die Luftperspective eingreifend zu betrachten sei. Darum ist es auch ganz unthunlich, die letztere, abgesondert von der ersteren, zu betrachten. So wird auch erst die Bemerkung bedeutungsvoll, daß eine beleuchtete Fläche im Vorgrunde heller erscheint, und mit der hinteren Verkürzung ihr Licht verliert und trübt, während eine beschattete Fläche vorn dunkler ist als in ihren verkürzteren Theilen. Die Ausdehnung der Flächen darf nicht grade so groß sein, daß die Luft als Körper die Farben sehr determiniren könnte, sondern es genügt, eine große, nicht polirte Tischplatte im Sonnenscheine zu betrachten. Man darf auch nur, um über das Factum außer Zweifel zu kommen, alle schematischen Abbildungen in Zeichenbüchern und Lehrbüchern der Perspective ansehen, wo man lichte Flächen nach dem Hintergrunde zunehmend schraffirt, schattige aber nach Vorn stärker tingirt finden wird. Diese Abbildungen sind in sofern sehr lehrreich, als sie ein ahnendes Bedürfniß bekunden, die Farben- oder Lichterscheinung der Linearperspective gleichzusetzen. Wir finden nämlich die beleuchteten Flächen auch vorn zart linirt, die Li-

nien verdichten sich aber hinten nach Anweisung des perspectivischen Maßstabes, und die auf Schattenflächen zwischen den breiten Querstrichen sichtbaren lichten Zwischenräume, welche linienartig schmal sind, drängen sich auf gleiche Weise perspectivisch an einander. Man sollte eher glauben, daß, wo nicht die Luftverhüllung influirt, das Licht, welches doch einmal auf die geometrische Fläche fällt, sich in der Verkürzung summiren, und also größere Wirkung thun und der Schatten auf dieselbe Weise mit der Verkürzung wachsen müßte. Eine Erklärung kann man übrigens von dem Phänomene geben, wenngleich sie nicht ganz genügend zu sein scheint. Bedenken wir, daß die perspectivische Verkürzung auf Unsichtbarmachung des Körpers ausgeht, welche auch endlich im Horizonte erfolgt. Das Licht äußert ein gleiches Bestreben, die Körper unsichtbar zu machen, indem es dieselben durchdringt (die Körper sind durchsichtig). Die Körper aber widersetzen sich dem Lichte, indem sie es entweder brechen, oder, wie die Physiker sagen, verschlucken (schwarz sind) oder zurückwerfen (nicht schwarz, aber undurchsichtig sind). Nun sehen wir, daß eine durchsichtige Fläche, wenn sie nahe daran ist, wegen horizontaler Richtung unsichtbar zu werden, im Auge des Beschauers beginnt das Licht zurückzuweisen; eine farbige undurchsichtige Fläche aber, wenn sie sich in vollster Ausdehnung vor dem Auge befindet, und das Licht überdies hinter ihr steht, anfängt durchscheinend zu werden. Die Erklärung dieser alltäglichen Phänomene gibt die Optik. Wir aber machen eine solche Anwendung von denselben, daß wir die horizontale Fläche, welche, indem sie unsichtbar werden will, das Licht zurückwirft, und so noch recht körperlich sichtbar wird, der horizontalen beleuchteten Fläche vergleichen, welche dadurch, daß sie nicht alles Licht reflectiren kann, sichtbar bleibt, und nun in ihrer perspectivischen Bedrängniß ihre körperliche, das Licht verschluckende Seite dem Beschauer zuwendet. Die vom Lichte abgekehrte, schattige, durchscheinende Fläche aber vergleichen wir der perspectivischen Schattenfläche, welche, dem Lichte entzogen, das wenige zu ihr gelangende Licht reflectirt, und vorzüglich da, wo sie wegen Verkürzung unsichtbar werden will, wie der vor dem Lichte stehende Körper an seinen dünnsten Stellen das Licht durchscheinen läßt. Alle Erklärung beruhet auf Analogie und zuletzt stößt man auf ein Urphänomen, welches unerklärlich ist.

Eine weitere Ursache des Phänomens ist in der Reaction des Sehorgans zu suchen, welches nicht allein die complementären Farben erzeugt, sondern auch in das Licht, wo irgend thunlich, Schatten, und in den Schatten Licht einschiebt.

Noch ist es sehr wichtig in der Perspective, einen sinnigen Gebrauch von den complementären Farben zu machen. In allen Fällen dürfen dieselben nicht genau nach der in der Natur gehabten Anschauung gewählt werden, weil auch auf dem ausgefüllten Gemälde das Auge mehre dieser Farben zu erzeugen geneigt ist, andere aber nur in der lebendigen Beleuchtung hervorrufen kann. Zu den ersteren gehören die grünlichen Halbschatten in rother Schneebeleuchtung, zu den letzteren die Röthung der Baumstämme und Erdpartien im Grünen, und die blauen Schatten im Orangelichte.

So steht es im Allgemeinen und fast durchgängig im Einzelnen mit der Perspective. Es hat sich hier recht gezeigt, wie eine blos praktische Bearbeitung nicht im Stande ist, zu den für Regeln unerlaßlichen Abstractionen zu fördern. Die Künstler arbeiten in Linear- und Luftperspective sehr vorzüglich, aber Alles ist der ursprünglichen Wahrnehmung des Talentes überlassen, und die mühsam zusammengelesenen mathematischen Constructionen sind wol an vielen Orten sehr dienlich, aber nicht in der eigentlichen Malerei. Was sich in der bisherigen Erfahrung von Gesetzen u. dgl. hat auffinden lassen, ist dargelegt worden; es ist wenig umfassend und sehr fragmentarisch, doch zeigt schon das Wenige, welche reichen Beziehungen sich zwischen den oft irrthümlich getrennten, aber schon von Valenciennes in seinem recht löblichen Lehrbuche der Perspective annähernd vereinigten zwei Theilen auffinden lassen werden *). (Dr. *G. O. Piper.*)

---

*) Literatur: Aus der großen Masse können nur bedeutendere Schriften angegeben werden. Teutsch: Jörg Glogkendon, Von der Kunstperspective. 1509. Albrecht Dürer, Underweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit ꝛc. 1525, versus e Germanica lingua in latinam. 1532. Gualt. Heinr. Rivius, Bücher der neuen Perspectiv, oder von dem rechten Grunde des künstlichen Malens und Bildens. 1547. Joh. Lautensack, Unterweisung des Zirkels und Richtscheits, auch der Perspective. 1564. Perspectiva corporum regularium, d. i. eine fleißige Fürweisung, wie die fünf regulirten Körper in natürlich Perspectiv zu bringen, durch Christ. Wenz. Jormitzer. 1564. Ludw. Bruns, Von den Verzeichungen ein ausführlicher Bericht. 1615. H. Lenkart, Abhandlung von der Perspectiv. 1616. Andreas Alberti, Zwei Bücher von der ohne und durch die Arithmetika gefundenen Perspectiv, und von dem gehörigen Schatten. 1623. Peter Halten's perspectivische Reißkunst. 1625. Perspectiva Pes Picturae, d. i. kurze und leichte Verfassung der praktikabelsten Regul zur perspectivischen Zeichungskunst, v. J. J. Schübler. 1719. Lucidum Perspectivae speculum, d. i. ein heller Spiegel der Perspectiv, v. P. Heinecken. 1717. Joh. Christ. Bischof, Kurzgefaßte Einleitung zur Perspectiv. 1741. Die freie Perspectiv, oder Anleitung, jeden perspectivischen Aufriß von freien Stücken und ohne Grundriß zu verfertigen, v. J. G. Lambert. 1759. Die Erlernung der Zeichenkunst durch die Geometrie und Perspectiv, v. G. J. Werner. 1764. Abhandlung von der Perspectivkunst, v. Luc. Boch. 1780. Abel Burja, Anleitung zur Perspectiv für Maler. 1795, idem Mathematischer Maler, oder gründliche Anweisung zur Perspectiv. Joh. Mich. Rödel, Abhandlung von den zufälligen Punkten in der Perspectivkunst. 1796. Horstig, Briefe über die malerische Perspective. 1797. Breysig, über lineairische, Luft- und übrige Perspective. 1798. Eytelwein, Handbuch der Perspective, 1806. Schmid, Linearperspective. 1826.

Französisch: *J. Causin*, Livre de perspective. 1560. *Jacq. Andr. Ducerceau*, Leçons de perspective avec la raison des ombres et des miroirs. 1612. *Id.* Lectiones persp. positivae s. a. *Matth. Josse*, La perspective. 1635. La perspective pratique nécessaire à tous les peintres, graveurs et architectes par *un Religieux* de la compagnie de Jésus. 1642. Teutsch von Rembold. 1710. *Albr. Bosse*, Manière universelle de Mr. Desargues pour pratiquer la Perspective par petit-pied comme géométral; ensemble les places et proportions des fortes et faibles touches, teintes et couleurs. 1664. *Id.* Traité des pratiques géométrales et perspectives. 1665. *Frc. Höret*, Optique de portraiture et de peinture. 1675. *Bern. Lami*, Traité de la perspective, où sont les fondemens de la peinture. 1701. *Ozanam*, Perspective théor. et prat. 1711. *Ed. S. Jeaurat*,

PERSPECTIVE CURIEUSE nannte man in Frankreich noch Mitte vorigen Jahrhunderts ein Problem, eine Fläche so in Perspective zu bringen, daß sie in horizontaler Lage keine andere Gestalt habe, als der geometrische Grundriß. Man wollte diese Aufgabe lösen, indem man die Distanzpunkte zusammenrückte. Man hatte aber vergessen, daß der Distanzpunkt (vgl. d. Art.) nicht irgendwo liegt, sondern einzig da denkbar ist, wo alle Linien, welche auf der Grundfläche liegend, mit der Grundlinie einen Winkel von 45° bilden, somit die Diagonalen horizontaler Quadrate sind, den Horizont schneiden. Man pflegte, um alle Bedingungen einer unlogischen Foderung zu erfüllen, zur Aufgabe ein Quadrat oder einen Kreis zu stellen, und ergötzte sich lange an solcher Thorheit, obgleich grade durch die concrete Aufgabe, wegen der erwähnten Eigenschaft der Distanzpunkte, das Unsinnige widerlich grell vor Augen trat, und die Sache selbst aus den Grenzen eines alltäglichen anspruchlosen Scherzes rückte. Im J. 1638 erschien die Übersetzung des Thaumaturgus opticus von Niceron unter dem Titel: Perspective curieuse; vielleicht hat man aus diesem Buche die wunderliche Aufgabe genommen. (Dr. *G. O. Piper.*)

Traité de la perspective à l'usage des artistes. 1750. *Leroi*, Essay sur la perspective pratique. 1757. *Petitot*, Raisonnement sur la perspective pour en faciliter l'usage aux artistes. 1758 (Franz. und Ital.). *Le Chev. de Curel*, Essay sur la perspective linéaire et les ombres. 1766. *S. N. Michel*, Traité de perspective linéaire. 1771. *De St. Morier*, La perspective aërienne soumise à des principes puisés dans la nature, ou nouveau traité de clair-obscur et de chromatique à l'usage des artistes, 1789. *Valenciennes*, Conseiller de pratique d. p. 1792.

Holländisch: *John Friess Voedemann*, Het Perspectiv Conste. 1559 (Teutsch 1628). *Henr. Hondius*, Onderwysinge in der Perspective Conste. 1622.

Englisch: *Moron*, Practical Perspective made easy. 1670. *Peake*, Architecture Perspective s. a. *W. Halfpenny*, Perspective made easy s. a. *Brook Taylor*, Perspective. 1715. *Id.* Treatise on the principles of linear Perspective. 1715. *J. Hamilton*, Stereography, or a complete body of perspective in all its branches. 1738. *J. Kirby*, Perspective made easy in theory and practice. 1755. *J. Ferguson*, The art of drawing in perspective made easy to those, who have no previous knowledge of mathematicals. 1755. *J. Highmore*, Practice of perspective on the principles of Brook Taylor. 1764. *J. Lodge Cowley*, The theory of perspective in a method entirely new. 1766. *Jos. Priestley*, A familiar introduction to the theory and practice of perspective. 1770. *Edw. Noble*, The elements of linear perspective, demonstrated by geometrical principles. 1771. *Th. Malton*, A compleat treatise on perspective in theory and practice, on the principles of D. Brook Taylor. 1776.

Italienisch: *Bern. Zenale da Trevigni*, Trattato di prospettiva. 1524. *M. Dan. Barbaro*, Prattica della prospettiva. 1559. Dispareri in materia d'architettura e di prospettiva. 1572. *Giac. Barozzi di Vignola*, Le due regole della prospettiva prattica, con i commentari del *P. Danti.* 1583. *Lor. Sirigati*, La prattica di prospettiva. 1596. *Guido Ubaldi*, Prospettiva. 1600. *P. Accolti*, Discorso intorno al disegno con gli inganni del occhio, prospettiva prattica. 1615. *Bernh. Contino*, Prospett. prat. 1648. *Guill. Trolli*, Paradossi per prat. la perspettiva senza saperla matematica. 1672. *Paol. Amato*, Nuova pratica di prospettiva. 1736. *Eust. Janotti*, Trattato teor. pratico di prospettiva. 1766. *Bald. Orsini*, Della geometria et prospett. prat. 1774.

Lateinisch: *Joann. Baptist. Portae* (des Physiognomen), Perspectiva. 1551 (sehr merkwürdig). *C. Vitellio*, De natura, ratione et projectione radiorum visus, luminum colorum atque formarum, quam vulgo perspectivam vocant. 1551. *Joh. Franc. Niceron*, Thaumaturgus opticus studiosiss. perspect. 1638. *Em. Maignan*, Perspectiva horaria. 1648. *Andr. Putei* (*Pozzi*), Perspectiva pictorum et archit. 1693. (Lat. u. Ital.; Teutsch u. Lat. von Boxbarth und Bodner, 1706; Engl. u. Lat. von Strut 1693). *Ram. Rampinelli*, Lect. opt. c. 32. 1760.

Angeführt werden mehre alte Werke: *Lebicheur*, Leçons de perspective. *L. Carli Cigoli*, Persp. *Frc. Debreuil*, Perspectiva practica (schon in Alb. Dürer's vier Büchern von der menschlichen Proportion, 1528 genannt. Lomazzo (in Trattato dell' arte della pittura etc. 1585) nennt ein Werk des Bart. Suarti Bramantino und ein anderes des Vinc. Foppa, aus denen Dürer genommen habe, was er über Perspective sagt). In *Pompon. Gaurici Neapolit.* 1504. *Viator*, De artificiali perspectiva. 1505 (später übersetzt von Glogkendon, vergl. oben). *M. Antoni Capella*, Divina proportione, opera a tutti gl' ingegni perspicaci e curiosi necessaria ove chiascun' studioso di philosophia, prospettiva pittura etc. 1509. *Leonis Bapt. Alberti* III Libri de pictura 1511.

PERSSA VESZ, Gemeindedorf im unteren zagorianer Gerichtsstuhle, der varasdiner Gespanschaft des Königreichs Kroatien, in gebirgiger Gegend gelegen, nach Lobor (im beleczer Vice-Archidiakonatsdistricte des agramer Bisthums) eingepfarrt, mit 134 Häusern, 783 slawischen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken sind, und einem Gasthause. (*G. F. Schreiner.*)

PERSSETHI, Bezirk in der russisch-asiatischen Provinz Imerethi (Kaukasusländer) und im eigentlichen Imerethi mit dem zur Kreisstadt erhobenen Hauptorte Bagdad am Khani. Die Zahl der in diesem Bezirke überhaupt befindlichen Ortschaften wird auf 18 angegeben. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSTEIN, auch Neuperstein. 1) Eine gräflich waldstein- und wartenbergische Allodialherrschaft im westlichen Theile des bunzlauer Kreises des Königreichs Böhmen, in einer zwar ringsum von Bergzügen umgebenen Gegend gelegen, die aber auf dem Gebiete der Herrschaft nur in zwei einzigen beachtungswerthen Bergen sich erheben. Das Hauptproduct des Dominiums ist der grüne Hopfen, der weit hinaus nach Ungarn, Steiermark und in die Nachbarländer verhandelt wird. Zu dieser Herrschaft gehören zwölf Dörfer mit 241 Häusern und 2732 Einwohnern, die sämmtlich Teutsche und Katholiken sind. Unter dem Schutze der Obrigkeit steht auch das Städtchen Dauba (Duba). 2) Ein Dorf der Herrschaft gleiches Namens, an einem kleinen Bache gelegen, nach Dauba eingepfarrt (Bisthum Leitmeritz) mit eilf Häusern, 95 Einwohnern, einem gut gebauten herrschaftlichen Schlosse, das eine hübsche Kapelle und einen geschmackvollen englischen Park besitzt. (*G. F. Schreiner.*)

PERSTEYNECZ, PERSSTEGNEC, Altperstein, ein zur gräflich waldsteinischen Herrschaft Neuperstein (s. d. Art.) gehöriges, bereits in Ruinen liegendes, Ritterschloß im bunzlauer Kreise Böhmens, welches auf dem Gipfel eines Berges oberhalb des Dorfes Werchhaben liegt und eine Reihe geschichtlich höchst merkwürdiger Besitzer hatte. Der Name soll ursprünglich von Prsten, einem slawischen Worte, herkommen, das einen Ring be-

deutet, woraus von den Teutschen Perstein gemacht worden ist. Die Zeit der Erbauung ist unbekannt. Im J. 1487, nach dem Ableben des edlen Herrn Joh. Persteynsky von Miekowicz belehnte K. Wladislaw II. mit diesem festen Schlosse sammt allen dazu gehörigen Gründen und anderem Besitzthume den Burggrafen von Karlstein, Herrn Beneß von Weitmühl[1]). Späterhin gelangte das Schloß mit dem Ganzen der Herrschaft an die Herren Berka von Duba und Lipa, die es nach der für Böhmen so verhängnißvollen Schlacht am weißen Berge im J. 1620 verloren und zwar durch Confiscation ihrer sämmtlichen Güter. Mit der Herrschaft gleiches Namens gelangte es durch Kauf an den k. k. Oberstlandhofmeister Adam von Waldstein und von diesem ebenfalls durch Kauf an den Herzog von Friedland, Albrecht von Waldstein (Wallenstein). Nach Albrecht's gewaltsamem Tode verfielen dessen sämmtliche Güter dem königl. Fiscus. K. Ferdinand II. schenkte Hirschberg und Perstein dem k. General Richard Walter Buttler, einem genügend bekannten Manne. Im Laufe des 30jährigen Krieges scheint das Schloß zerstört worden zu sein[2]).

(*G. F. Schreiner.*)

PERSYN, PERSYNUS (Rainer oder Remigius), ein holländischer Kupferstecher, geboren zu Amsterdam 1639, bildete sich mit Bloemart, Theod. Matham, Natalis a. a. Längere Zeit arbeitete er in Italien, woselbst er im Verein mit jenen Vieles zu dem Werk über die antiken Statuen der Justinianischen Galerie lieferte. Zugleich bildete er sich in der großen Schule der Kupferstecher nach Rubens; hier nahm er vieles von jenem berühmten Meister an und verband es mit seiner schon ausgeübten Manier. Seine Grabstichelarbeiten haben viel Kraft und Zartheit und nähern sich in einzelnen Theilen der Manier des P. Pontius. Auch stach er mehre Blätter nach italienischen Meistern, z. B. das Bildniß Ariost's nach Titian — das Bildniß des Grafen Castiglione nach Rafael Sanzio, welches für ein vorzügliches Blatt gilt. — Ferner den Tod des Leander nach einer schönen Composition von Sandrart; nach ebendemselben zu der Folge der zwölf Monate, zu welcher Folge J. Falck, Suydehaef einige Blätter lieferte. Ferner arbeitete er nach Rubens ein vorzüglich schön gestochenes Blatt, bekannt unter dem Namen: Le soldat, la vieille et la signora. qu. Fol. Nach J. Isaaksen ein historisch-allegorisches Blatt auf die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Oranien. gr. qu. Fol. (*Frenzel.*)

PERTA (*πόλις Πέρτων*), eine alte kleine Stadt in Lykaonia, welche von Strabon (XII, 6, 568 *Cas.*) und von Ptolemäos (V, 4) genannt wird, und in einer rauhen, kahlen, von Hügelreihen durchzogenen, wasserarmen Gegend lag. Diese Gegend hatte Überfluß an wilden Eseln, weßhalb Sickler (Alte Geogr. II, 384) den Namen jener Stadt von dem phönic. hebr. Phárá (der wilde Esel; Pháred das Maulthier) ableitet. Hierokles (p. 676 dazu Wessel.) nennt diese Stadt verschrieben Pterna. Vergl. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 204. (*Krause.*)

PERTABGUR, starkes Fort im Districte Manickpoor der vorderindischen Provinz Oude, liegt 30 engl. Meilen nordöstlich von Allahabad unter 25° 58′ nördl. Br. und 82° 23′ östl. L. von Greenwich. (*Fischer.*)

PERTABPOUR, 1) Stadt in der vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, liegt unter 22° 35′ nördl. Br. und 87° 10′ östl. von Greenwich und ist 15 engl. Meilen von Midnapour entfernt. 2) Stadt im ostindischen Oude, liegt 52 engl. Meilen nordöstlich von Manickpour. (*G. M. S. Fischer.*)

PERTARID, Bertharid, König der Langobarden, war im Jünglingsalter, als sein Vater, der Langobardenkönig Aripert, ein geborner Baier, starb[1]), und ihm und Godebert das Reich zu regieren hinterließ. Godebert, obgleich der jüngere Bruder, hatte seinen Sitz zu Pavia, der Residenz der Langobardenkönige, Pertarid, der ältere Bruder, dagegen zu Mailand. Dazu säeten böse Menschen Zwietracht und Haß unter die Brüder, sodaß der eine des Anderen Reich an sich zu reißen unternahm. In dieser Absicht sandte Godebert den Herzog Garibald von Turin zu dem thatkräftigen Herzoge Grimoald von Benevent, und ließ ihn um Hilfe gegen seinen Bruder Pertarid ersuchen, indem er ihm seine Schwester, des Königs Aripert Tochter, zur Gemahlin versprach. Garibald jedoch, treulos an seinem Herrn handelnd, lud Grimoalden ein, des Langobardenreichs, das zwei Brüder, noch Jünglinge, zerrissen, sich zu bemächtigen. Grimoald zog mit einer mächtigen Heerschar nach Pavia, erschlug den von Garibald's List und Verrätherei umstrickten Godebert. Als Pertarid, der zu Mailand regierte, hörte, daß sein Bruder umgebracht sei, floh er zu dem Khan der Awaren, und ließ seine Gemahlin Rodelind und seinen kleinen Sohn Kunibert zurück. Sie wurden von Grimoald nach Benevent in's Exil geschickt. Grimoald befestigte sich auf dem Throne der Langobarden, und heirathete Aripert's Tochter, die Schwester Pertarid's und Godebert's[2]). Der Khan der Awaren schloß mit Pertarid, der bei ihm weilte, ein Bündniß, welches er bei seiner heidnischen Gottheit beschwor, daß er Pertarid'en niemals an seine Feinde verrathen oder ihn an sie ausliefern wollte[3]). Grimoald sandte an den Khan der Awaren die Botschaft, daß er, wenn er Pertarid'en in seinem Reiche hielte, den Frieden, welchen er mit den Langobarden und ihm bisher gehabt, fernerhin nicht haben könnte[4]). Der Khan der Awaren sagte zu Perta-

---

1) s. Jaroslaus Schaller's Topographie des Königreichs Böhmen 2c. (Prag 1790.) 4. Th. S. 203. 2) J. G. Sommer's Böhmen, bunzlauer Kreis. (Prag 1834.) S. 163. 167.

1) Nach Siegbert von Gemblours im J. 660, nach Muratori und Andern im J. 661. 2) *Paulus Diaconus* Lib. IV. c. 53 ap. *Muratori* Rer. Ital. Script. T. I. P. I. p. 474. 475. Lib. V. c. 1. p. 476. 3) Nach Eddius (Vita S. Wilfridi I. Eboracensis Episcopi ap. *Mabillon.* in app. tom. IV. saeculi Benedictini) erzählte dieses Pertarid selbst dem heiligen Wilfrid, bei der Gelegenheit, von welcher wir weiter sprechen werden. 4) *Paulus Diaconus* Lib. V. c. 1. Nach der Erzählung, welche Pertariden bei Eddius in den Mund gelegt ist, versprachen des Pertarid's Feinde dem Könige der Hunnen (dem Khan der Awaren) eidlich ein Maß oder einen Scheffel goldener Schillinge (solidorum aureorum modium plenum), wenn er ihn Pertarid'en so auslieferte, daß sie ihn

rid, er möge in ein Land gehen, in welches er wolle, damit nicht seinetwegen die Langobarden mit den Awaren Feindschaft anfingen. Pertarid kehrte nach Italien zurück. Er hatte gehört, daß Grimoald so mild sei. Als er nach Lodi kam, sandte er vor sich voraus den ihm so getreuen Hunulf, zu dem Könige Grimoald, damit er diesem seine Ankunft verkündigte. Hunulf begab sich zum Könige und verkündigte ihm, daß Pertarid in dessen Sicherheit ankomme. Grimoald verhieß, daß der in seiner Sicherheit Ankommende nichts Übles erleiden sollte. Während dessen langte Pertarid an, ging zu Grimoald hinein und wollte sich zu dessen Füßen werfen. Der König hielt ihn zurück, richtete ihn auf, und küßte ihn. Pertarid sagte zu ihm: Ich bin dein Sklave. Da ich weiß, daß du so christlich und fromm bist, und ich unter Heiden lebte, so bin ich auf deine Milde bauend zu deinen Füßen gekommen. Der König versprach, wie er pflegte, durch Schwören, daß Pertarid, da er unter seine Sicherheit gekommen, nichts Übles erleiden sollte, und er (der König) es so ordnen werde, daß er anständig leben könnte. Er ertheilte ihm eine geräumige Herberge und ließ für seine Bedürfnisse sorgen. In die Herberge zu Pertarid strömten alsbald Haufen von Bürgern Pavia's, um den alten Bekannten zu begrüßen. Böswillige Schmeichler hinterbrachten dem Könige, die ganze Stadt ströme zu Pertarid, und der König würde, wenn er Pertarid'en nicht des Lebens beraubte, des Reiches beraubt werden. Als Grimoald dies hörte, ward er zu leichtgläubig, und faßte den Plan, ihn morgen, da es heute schon zu spät war, umzubringen. Zum Abend sandte er ihm verschiedene Speise, vortreffliche Weine und mehrerlei Getränke, um ihn berauscht machen zu können, damit er die lange Nacht in Trunkenheit läge, und über seine Rettung nachzudenken nicht vermöchte. Da senkte einer, der im Dienste des Vaters des Pertarid gewesen war, als er ein Gericht herbeitrug, sein Haupt unter den Tisch, als wenn er ihn grüßen wollte, und benachrichtigte ihn heimlich, daß der König damit umgehe, ihn zu erschlagen. Pertarid befahl sogleich seinem Schenken, daß er ihm in den silbernen Becher nichts anderes als etwas Wasser zu trinken geben sollte. Als diejenigen, welche Getränke verschiedener Art vom Könige herbeibrachten, ihn im Namen des Königs auffoderten, den ganzen Becher auszutrinken, versprach er, ihn zu Ehren des Königs ganz zu leeren, trank aber nur etwas Wasser aus dem silbernen Becher. Als die Diener dem Könige verkündeten, daß Pertarid sehr gierig tränke, ward er froh, und sagte, es trinke jener Trunkenbold, morgen wird er die Weine mit Blut vermischt wieder geben. Pertarid ließ schnell Hunulf'en holen, und benachrichtigte ihn von dem Mordplane des Königs. Hunulf sandte sogleich seinen Diener in sein Haus und ließ seine Betten holen und sein Lager neben dem Lager Pertarid's aufschlagen. König Grimoald ließ durch seine Garde das Haus, in welchem Pertarid ruhte, umstellen und bewachen, daß er nicht entfliehen könnte. Nach Beendigung der Abendmahlzeit gingen alle hinaus, bis auf Pertarid und Hunulf, und Pertarid's Kleiderbewahrer, die ihm ganz treu waren. Letzterem eröffnete Hunulf den Rettungsplan, und bat ihn, sich, während Pertarid flöhe, so lange als möglich zu stellen, als wenn er in Pertarid's Zimmer schliefe. Der Kleiderbewahrer gelobte es. Hunulf nahm seine Betttücher, das Bettkissen und das Bärenfell, und legte es auf Pertarid's Schultern, trieb ihn wie einen bäurischen Sklaven aus der Thüre, überhäufte ihn mit Scheltworten, schlug ihn mit dem Prügel und drängte ihn, sodaß er angetrieben und geschlagen öfters zur Erde fiel. Die zur Wache aufgestellte Garde des Königs fragte Hunulfen, was das wäre. Dieser antwortete: der nichtswürdige Sklave hat mir das Bett in das Zimmer des trunkenen Pertarid's gemacht, der so voll Weins ist, daß er wie todt liegt. Genug bin ich nun seinem Unsinn gefolgt, ich werde künftig nur für den Herrn König [5]) leben und in meinem eigenen Hause bleiben. Die Garde glaubte, was sie hörte, und ward froh, und machte sowol Hunulf'en, als Pertarid'en, welchen sie wegen seines bedeckten Hauptes nicht erkennen konnten und für einen Sklaven hielten, Platz, und ließ sie fortgehen. Der Kleiderbewahrer verschloß sorgfältig die Thüre, und blieb allein darin. Hunulf ließ Pertarid'en von dem Mauerwinkel, welcher auf der Seite des Flusses Tesino ist, mittels eines Seiles hinunter, und gab ihm Gefährten. Sie und Pertarid ergriffen Pferde, die sie auf der Weide fanden, und eilten nach der Stadt Asti, wo Pertarid's Freunde sich befanden. Von da ging er nach Turin, und gelangte durch die Engpässe Italiens nach Frankreich. König Grimoald wollte am anderen Tage Pertarid'en aus der Herberge in seinen Palast führen lassen. Da der Kleiderbewahrer sich verschlossen hielt, ward die Thüre aufgesprengt. Der großmüthige König begnadigte ihn jedoch, und so auch Hunulf'en, der in die Kirche des Erzengels Michael geflohen war. Nach einiger Zeit fragte ihn der König, ob er bei Pertarid'en zu sein wünschte. Hunulf sagte, daß er lieber mit Pertarid'en sterben, als in den größten Ergötzlichkeiten leben wollte. Ähnliches antwortete auch der vom Könige befragte Kleiderbewahrer Pertarid's. Grimoald ließ also Hunulf'en und den Kleiderbewahrer ihre Habe mit sich nehmen, und sie gelangten durch seine Unterstützung zu ihrem geliebten Pertarid nach Frankreich. Ein Frankenheer, das aus der Provence in Italien einbrach [6]), erlitt durch Grimoald in der Nähe der Stadt Asti eine furchtbare Niederlage (um das Jahr 665). Mit dem Könige der Franken Dagobert II. schloß der Langobardenkönig Grimoald ein festes Bündniß. Grimoald's Macht fürchtete Pertarid, selbst auch in Frankreich sich befindend. Er ging daher aus Gallien und zu Schiffe, um sich nach Britannien zu dem Könige der Sachsen zu begeben. Während dessen starb

erschlagen könnten. Aber dieser Umstand ist wol Ausschmuck. Wenigstens wäre Pertarid ungeheuer unvorsichtig gewesen, wenn er diesen Umstand gewußt hätte, und sich doch kurz darauf auf Grimoald's Milde bauend in dessen Arme geworfen hätte.

5) Grimoald. 6) Paulus Diaconus (Lib. V. c. 29. p. 484) sagt nicht, daß dieser Einbruch der Franken in Italien auf Veranlassung Pertarid's geschehen. Die neueren Geschichtschreiber nehmen dieses jedoch an.

König Grimoald (im Jahre 671). Pertarid hatte schon etwas Meer durchschifft, als eine Stimme[7]) vom Strande gehört ward, welche fragte, ob Pertarid in diesem Schiffe sich befände. Als der Stimme geantwortet ward, daß Pertarid da sei, fügte jener, welcher rief, hinzu: Saget ihm, daß er in sein Vaterland zurückkehren solle, weil heute der dritte Tag ist, daß Grimoald aus dieser Welt genommen. Pertarid kehrte sogleich um, kam an das Ufer, konnte aber die Person, welche ihm Grimoald's Tod verkündet, nicht finden. Er meinte daher, daß es nicht ein Mensch, sondern ein göttlicher Bote gewesen. Er kehrte also nach Italien zurück, und als er an die Engpässe dieses Landes kam, fand er daselbst schon[8]) alle Palastdienste, und alles zur königlichen Würde Gehörige, nebst einer großen Menge Langobarden vorbereitet. Von da kehrte er nach Pavia zurück, und vertrieb das Knäblein Garibald, den Sohn des Königs Grimoald und der Tochter des Königs Aripert, des Vaters Pertarid's, also seinen Neffen vom Reich, und ward im dritten Monate nach Grimoald's Tode von sämmtlichen Langobarden auf den Thron erhoben, den er zierte, da er, wie der Geschichtschreiber[9]) bemerkt, ein frommer, katholisch gläubiger Mann war, fest an Gerechtigkeit hielt, und die Armen auf das Reichlichste ernährte. Sogleich sandte er nach Benevent, und rief von da seine Gemalin Rodelind und seinen Sohn Kunibert zurück. An derjenigen Stelle auf der Seite des Flusses Tesino, an welcher er einst vor Grimoald entflohen, errichtete er zur Ehre der heiligen Agathe ein Kloster, welches das neue[10]) hieß, stattete es mit vieler Habe und Ornamenten aus, und versammelte in ihm viele Jungfrauen[11]). Die Königin aber, Pertarid's Gemahlin, baute, außerhalb der Mauern der Stadt Pavia die ad Perticas[12]) genannte Kirche der heiligen Jungfrau Maria, ein Werk, das wegen seiner Bauart bewundert ward, und schmückte es mit ebensolchen Ornamenten aus. Ein Werk ebenfalls von bewunderungswürdiger[13]) Bauart, nämlich das Thor am Palaste, welches das Platinensische hieß, in der Stadt Pavia, erbaute Pertarid um das Jahr 680. Wenn er so seinen Namen in der Stadt Pavia durch Bauwerke verewigte, machte er sich durch seine Frömmigkeit selbst auch im Auslande berühmt. Seine Person hatte nicht nach Britannien kommen sollen, aber es gelangte dafür der Ruf seiner Frömmigkeit dahin. Es kam nämlich zu dem demüthigen, ruhigen und Gottes Wort fürchtenden Mann[14]) der vertriebene Bischof Wilfrid von York, als er sich im J. 678 nach Rom begab. Der König nahm ihn gütig auf und benachrichtigte ihn, seine (Wilfrid's) Feinde haben durch eine zu ihm (Pertarid) gesendete Botschaft, ihm die größten Geschenke versprochen, wenn er den Bischof in Zwang nähme, und ihn von der Reise zum apostolischen Stuhle zurückhielte. Hieran knüpfte Pertarid die Erzählung, wie ihn vormals der heidnische König (Khan) der Hunnen (Awaren) nicht an seine Feinde ausgeliefert und sagte, wie viel weniger werde er, der den wahren Gott kenne, seine Seele für den Gewinnst der ganzen Welt ins Verderben geben. Dann sandte er den Bischof und seine Gefährten ehrenvoll und mit Führern zu dem apostolischen Stuhle. Als Pertarid sieben Jahr allein regiert hatte, nahm er im achten Jahre Kuniberten, seinen Sohn, zum Reichsgenossen an, mit welchem er zehn Jahr regierte. Sein Sohn machte sich ebenfalls in der katholischen Welt durch seine Rechtgläubigkeit einen guten Namen. Der Erzbischof Mansuetus von Mailand, der (im J. 679) eine Provinzial-Kirchenversammlung hielt, sagt in dem Schreiben[15]), das er im Namen der Versammlung an den Kaiser Constantinus richtete: Nos autem omnes, qui sub Felicissimis et Christianissimis et a Deo custodiendis Principibus nostris Dominis Pertharit, et Cunibert, praecellentissimis Regibus, Christianae Religionis amatoribus (vivimus) una cum eorum sancta devitione etc. Während Pertarid und Cunibert in großem Frieden lebten und rings von allen Seiten Ruhe hatten, stand gegen sie Alachis auf, und erregte großen Unfrieden im Langobardenreiche, und vieles Volk ward erschlagen. Dieser Herzog von Trident, stolz auf seinen bewunderungswerthen Sieg über den Grafen der Baiern, der Bolzano und andere Schlösser regierte, befestigte sich, gegen seinen König Pertarid sich empörend, in dem tridentinischen Schlosse. Pertarid zog gegen ihn und belagerte ihn von Außen[16]), ward jedoch durch einen unerwarteten Ausfall des Feindes aus der Stadt in die Flucht getrieben. Aber das Schlimmste war, daß Kunibert Alachis sehr liebte, ohne Ahnung zu haben, daß dieser ihn einst des Reiches berauben würde. Pertarid hatte Alachis einige Male tödten lassen wollen, aber Cunibert dieses immer gehindert, und brachte es dahin, daß Pertarid, obgleich von Alachis in die Flucht getrieben, ihn doch nachmals

---

7) Wir geben die Erzählung, wie wir sie bei Paulus Diaconus (Lib. V. c. 32. p. 485. 486) finden. 8) So wunderbar hält Paulus Diaconus die Erzählung, man kann sich aber alles natürlich denken, daß nämlich Pertarid, als er im Begriffe war, sich nach Britannien einzuschiffen, die Nachricht von Grimoald's Tode erhalten, und daß er dann eine Botschaft hat nach Italien vorauseilen lassen, um seine Ankunft melden zu lassen. 9) *Paulus Diaconus* Lib. V. c. 33. p. 486. 10) So hieß es viele Jahrhunderte, auch wurde es das königliche genannt, und später das Kloster der heiligen Agathe auf dem Berge. Wie die Schriftsteller von Pavia dafür halten, erfolgte Pertarid's Flucht am Feste der heiligen Agathe, oder am Abend vor diesem Tage, und er widmete deshalb das Kloster der genannten Blutzeugin. Auf der Fronte der Kirche findet sich die Inschrift: Pertharitus, Longobardorum Rex, templum hoc S. Agathae Virg. et Mart. dicavit anno Christi DCLXXIII. 11) Früher war das Kloster mit Benediktinerschwestern, später mit Nonnen der heiligen Clara besetzt. 12) Zu den Stangen ward sie genannt, weil die Langobarden die Gewohnheit hatten, auf das Grab eines in der Schlacht Gefallenen oder sonst Umgekommenen eine Stange mit einer hölzernen Taube zu stecken, und sie nach der Gegend zu richten, wo der Geschätzte umgekommen war. 13) Nämlich von dem Standpunkte der Geschicklichkeit der damaligen Zeit aus betrachtet.

14) Wie Eddius ihn beschreibt. Er nennt ihn Berchterum, Campaniae Regem. Hadrianus Valesius und Mabillon bemerken dazu mit Recht, daß von dem Langobardenkönige Pertarid die Rede sei. Vergleiche die Anmerkung zu Paulus Diaconus (bei *Muratori* Script. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 476) und Muratori selbst (Gesch. von Italien. 4. Th. Halle 1746. S. 151. 15) *Labbe*, Conciliorum. T. VI. 16) d. h. erst die Stadt, er war noch nicht bis zur Belagerung des Schlosses gelangt.

wieder zu Gnaden annahm, und auf das unablässige Drängen des Sohnes, dem er vergebens vorstellte, daß dadurch die Macht Alachis', sich auf den Thron zu schwingen, vermehrt würde, das Herzogthum Brescia gab. Pertarid, ein durchaus sanfter und angenehmer Mann von schöngewachsenem und vollem Körper, starb, nachdem er 18 [17]) Jahre, erst allein und dann mit seinem Sohne auf dem Langobardenthrone gesessen hatte, und ward in der von seinem Vater erbauten Kirche St. Salvator begraben.

(*Ferdinand Wachter.*)

PERTE, eine Sorte französischer Hanfleinwand, wovon die groben Sorten hauptsächlich als Segeltuch angewendet werden. (*Karmarsch.*)

PERTENGO, ein Gemeindehauptort in dem nach Stroppiana benannten Mandamento X (Militairdivision Novara, Provinz Vercelli) der festländischen Staaten des Königs von Sardinien, in der großen norditalienischen Fläche, zwischen Vercelli und Casale, unfern vom linken Ufer des Torrente Marcova gelegen, mit einer zum Erzbisthume von Vercelli gehörigen Propstei, einer ansehnlichen Kirche, einer Schule und einer wohlbewässerten und sehr fruchtbaren Dorfflur, auf deren Gründen auch ziemlich viel Reis gebauet wird. (*G. F. Schreiner.*)

PERTEOLE, eine große Gemeinde im westlichen Theile des görzer Kreises, des österreichischen Friauls oder des Seeküstenlandes, mit 113 Häusern, 588 kathol. Einwohnern, welche Feldbau und Weinbau treiben, einer katholischen Kirche. Der Boden ist hier ringsum reich an Hutweiden und hat Gerölle zur Unterlage, das aber mit einer dünnen Schicht vegetabilischer Erde bedeckt ist. (*G. F. Schreiner.*)

PERTH und PERTHSHIRE (in Schottland), 1) P. lat. Perthum, Pertha, königlicher Borough, Hauptstadt der Grafschaft und Hauptort des Kirchspiels, welche ihren Namen führen, liegt 40½ englische Meilen nordwestlich von Edinburgh, auf dem westlichen Ufer des Tay, welcher hier eine fast nordsüdliche Richtung nimmt, dann sich nicht weit unterhalb der Stadt westlich wendet, und endlich hinter den Bergen von Kinnoul verschwindend, bei der gewöhnlichen Fluth für Schaluppen und kleinere Fahrzeuge, bei Springfluthen aber selbst für größere Schiffe bis an die Kaien fahrbar ist, in einer mit Villen und Gartenhäusern bedeckten Ebene [1]), und gehört hinsichts ihrer Bauart zu den schönsten, hinsichts ihrer Lage zu den begünstigtsten Städten Schottlands. Sie besteht jetzt aus der östlich gelegenen Altstadt und der westlich gelegenen Neustadt (Newtown). Die erste ist von einer mit Thürmen besetzten und von Thoren durchbrochenen Mauer umgeben und enthält von den acht sich fast im rechten Winkel durchschneidenden Straßen, die beiden Hauptstraßen, welche die Highstreet und Southstreet genannt werden, während eine dritte, fast ebenso bedeutende, den Fluß entlang läuft. In ihr befinden sich von öffentlichen und sehenswerthen Gebäuden 1) das Rathhaus am östlichen Ende der Highstreet oder hohen Straße, ein großes und schönes Gebäude; 2) das neue Gerichtshaus und Gefängniß ebendaselbst; 3) das Gildenhaus, welches gleichfalls ein schönes Gebäude ist und in der Mitte der erwähnten Straße liegt, doch zeichnen sich auch noch einige andere Hallen der incorporirten Gilden und unter ihnen namentlich die der Handschuhmacher, sowie die in der Georgestreet, wo sich auch ein Kaffee-Room befindet, vortheilhaft aus; 4) die Pfarrkirche St. Johannes [2]), welche ehemals der Abtei Dumferline gehörend, sehr alt und groß ist, aber auch durch ihre Kreuzform, sowie den reinen gothischen Styl, in welchem man sie erbaute, die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie wird jetzt in die Ost-, Mittlere- und Westkirche getheilt. Die Pfarrkirche St. Paul ist in neuerer Zeit erbaut und besitzt einen 140 englische Fuß hohen Thurm. Außer diesen beiden Kirchen findet man noch eine sogenannte Chapel of ease und eine große Anzahl anderer Kapellen für die verschiedenen Dissenters, zu welchen hier die Anhänger der englisch-bischöflichen Kirche, die Cameronianer, Baptisten, Burghers, Antiburghers ꝛc. gehören. 5) Die Brücke. In der Neustadt sind zu bemerken: 1) der Circus; 2) der Crescent, mit dem prächtigen Gebäude der Handelsschule; 3) die Terrasse, von welcher man eine prachtvolle Aussicht hat; 4) das neue Theater und die geräumigen Casernen. Für die Kranken wird in einer eigenen für sie bestimmten Anstalt gesorgt. Außer der Handelsschule besitzt Perth noch eine ehemals sehr berühmte lateinische Schule, welcher Männer, wie der berühmte Crichthon und Graf William von Mansfield ihre Bildung verdankten, ferner eine Akademie, in welcher jährlich 80—100 junge Leute in den philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, sowie in der italienischen und französischen Sprache und den übrigen Gegenständen, welche die höhere Bildung erfodert, gründlich unterrichtet werden. Zugleich bestehen hier eine literarische und eine alterthumsforschende Gesellschaft. Die letztere besitzt, neben der beiden gemeinschaftlichen, allgemeinen Bibliothek, eine ziemlich bedeutende Sammlung von seltenen Büchern, alten Manuscripten, Originalen, Münzen, Medaillen und anderen antiquarischen Gegenständen, zu deren Aufbewahrung und Aufstellung man einen Anbau an der Johanniskirche für gut befunden

---

17) So gibt Paulus Diaconus (Lib. V. c. 37. p. 487, vgl. c. 35. p. 486) die Regierungszeit Pertarid's an. Es geht aus dieser Vergleichung hervor, daß der Ausdruck, Pertarid habe achtzehn Jahre regiert, strenger heißen sollte, bis in das achtzehnte, nämlich er sei zwar bis in das achtzehnte Regierungsjahr gelangt, habe es aber nicht vollendet. Die 54. Anmerkung zur neuen Ausgabe des Sigonius setzt Pertarid's Tod ins Jahr 678. Pagi erst ins J. 691. Nach Muratori's Meinung scheint es beinahe ganz gewiß zu sein, daß Pertarid noch vor dem November des 686. Jahres gestorben. s. Muratori's Gründe in dessen Geschichte von Italien. 4. Th. S. 179. 180. 201. 202.

1) Diese Ebene wird durch die Stadt in die Nord- und Südinsel (North and South inches or islands) getheilt, deren jede etwa 1½ engl. Meile im Umfang hat. Sie sind mit Lindenalleen umgeben und dienen den Bewohnern Perths zum Nutzen und Vergnügen.

2) Nach dieser Kirche, deren Erbauung einige schon den Picten zuschreiben, führt Perth auch den Namen St. Johnston, Johnsthon, Jounstown, lat. Villa St. Johannis.

hat, welcher wol keinem Kenner genügen dürfte. Die besten Zeit- und Flugschriften liegen in dem Neuigkeitszimmer (News-room) den Leselustigen vor; für Bücherliebhaber bestehen mehre Buchhandlungen, für Schriftsteller sorgen einige gute Buchdruckereien.

Die Zahl der Häuser in beiden Städten beläuft sich auf 1900, die der Einwohner auf 21,000, welche acht Jahrmärkte unterhalten und jetzt einen lebhaften Handel treiben. Eine Wasserverbindung besteht mit London und anderen Städten. Nach der ersteren Stadt ging früher, während der Fischzeit, wo der Verkehr am lebhaftesten ist, alle vier Tage ein Schmackschiff ab, welches den Weg gewöhnlich in acht Tagen zurücklegte, jetzt hat die Dampfschiffahrt diese Zeit sehr abgekürzt. Der Fischfang erstreckt sich auf Fluß- und Seefische und der Lachsfang allein soll über 7000 Pf. Sterling eintragen. Jährlich sieht man auch eine große Anzahl Handelsschiffe in den Hafen einlaufen, von denen die leichter befrachteten im Flusse aus- und beladen werden. Die Stapelmanufacturen der Stadt liefern hauptsächlich Leinwand und man berechnet den Ertrag des Productes von 2500 Weberstühlen, die jedoch auch Baumwollenwaaren liefern, jährlich auf mehr als 300,000 Pfund. Leder gehört ebenfalls zu den Manufacturartikeln der Stadt und große Quantitäten davon werden für den auswärtigen Verkauf zu Schuhen, Stiefeln und Handschuhen verarbeitet. Zu den letzteren benutzt man vorzüglich die Häute der Damhirsche, welche nebst vielen Bockfellen das Hochland liefert. Auch finden sich in Perth sieben Öl- und drei Papiermühlen. Eine große Stütze gewähren dem Handel der Stadt vier Banken. Zwei derselben, die Perths Banks, sind städtisch, eine dritte ist ein Zweig der Bank von Schottland, die vierte aber verdankt ihre Gründung der britischen Linnengesellschaft.

Perth sendet als königlicher Borough mit Dundee in Forfar, Cupar of Fife und St. Andrews in Fife einen Deputirten in das Parlament und sein Magistrat besteht aus einem Provost, drei Baillifs (Amtleuten), einem Dean of guild (Gildenvorsteher), einem Treasurer (Kämmerer) und neun Councellors (Stadträthen), welche meist von den Gilden erwählt werden. Das Kämmereivermögen der Stadt ist sehr bedeutend und man hat das jährliche Einkommen vorzüglich in neueren Zeiten zu mancherlei Verbesserung angewendet. Da Perth Hauptstadt der Grafschaft ist, so befindet sich hier das Landgericht (Sheriff-court), auch halten die Lords of Justiciary bei ihren Kreisreisen (when they go on their circuits) alle sechs Monate eine Sitzung in Perth. Die Provosts sind seit der Zeit König Robert's III. zugleich Sheriffs innerhalb der Stadt, auch versehen sie das Amt der Coroner, doch ist dieses in Schottland nie gebräuchlich gewesen. Kommen wir jetzt zur Geschichte Perths.

Perth ist unleugbar eine sehr alte Stadt, doch ist ihre früheste Geschichte in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nach einigen soll sie bereits von den Picten unter dem Namen Bertha oder Pertha angelegt worden sein, jedoch nach dem Boethius an den Ufern des Almon, welcher sich in der Nähe des jetzigen Perth mit dem Tay vereinigt. Dieses Bertha soll nun 1200 durch gewaltiges Austreten der genannten Flüsse und gleichzeitiges Einbrechen der Meeresfluthen sammt dem Boden, worauf es stand, hinweggewaschen und darauf die jetzige Stadt etwa zwei englische Meilen unterhalb der untergegangenen erbaut worden sein. Allein man kann dieses alles gewiß mit vollem Rechte für ein Mährchen erklären, und mehr Wahrscheinlichkeit hat es, daß Perth entweder schon zur Pictenzeit auf seiner jetzigen Stelle vorhanden war, oder daß es seine Entstehung dem römischen Feldherrn Agricola verdankt, welcher um das Jahr 70 bis zu dieser Gegend vordrang. Die Lage und die Umgebungen Perths, sagt man, hätten eine solche Ähnlichkeit mit der Lage und den Umgebungen Roms, daß die römischen Soldaten, als sie den Tay und die anliegende Ebene zum ersten Male erblickten, jauchzend ausgerufen haben sollen: Ecce, Tiber! Ecce campus Martius! Von diesem Ausrufe soll es auch gekommen sein, daß der Tay von den Italienern die neue Tiber genannt wurde, und Fordun, ein alter schottischer Schriftsteller, nennt einen großen Sumpf im Westen der Stadt Tibermeer. Agricola habe nun Anfangs hier ein Winterlager aufgeschlagen und dieses dann in eine Colonialstadt verwandelt, was er schwerlich gethan haben würde, wenn zu seiner Zeit schon das alte Bertha gestanden hätte. Ferner ist noch heute ein schöner großer Wasserleiter vorhanden, durch welchen die Mühlen und Brunnen, und zur Zeit seiner bestehenden Befestigungswerke auch die Gräben Perths mit Wasser versehen werden und wurden. Ist nun dieser Aquäduct auch nicht grade ein Werk des Agricola, wofür er gilt, so ist er doch unleugbar ein Werk der Römer und somit ein sicherer Bürge, daß Perth schon zu ihrer Zeit seinen jetzigen Raum einnahm und bedeutend sein mußte, da man einen solchen Bau für nöthig hielt, um ihm das nöthige Wasser zuzuführen. Hierzu kommt, daß man, als der Grund zu dem Hause des Colonel Mercer von Aldie gelegt wurde, einen altbritischen Tempel entdeckte. Holinshed und Jeffrey von Monmouth gedenken desselben, und der Letztere nennt als dessen Erbauer einen britischen König, welcher ein Enkel des Königs Lear von seiner zweiten Tochter, Regan, gewesen sein soll. Allein dieser Meinung widerspricht die Bauart dieses Tempels, welche von bedeutenden Fortschritten zeugt, was auch die meisten bestimmt hat, seine Errichtung in die Zeit nach dem Einfalle der Römer zu versetzen, und sie lassen ihn dem Mars geweiht gewesen sein. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir auch in diesem Tempel einen wenigstens höchst wahrscheinlichen Beweis sehen, daß das jetzige Perth schon zur Römerzeit stand. Dies ist aber auch alles, was wir über diese Stadt bis gegen das Ende des 12. Jahrh. wissen. Jetzt erst erfahren wir wieder etwas von ihr, indem sie Alexander Necham, welcher 1180 zu Paris Geschichte lehrte, als einen sehr reichen Ort beschreibt. Dennoch weiß Niemand zu sagen, wann Perth zur privilegirten Stadt erhoben wurde. Im J. 1210 wurde Perth vom König Wilhelm, welcher die der Stadt früherhin zu Theil gewordenen Gnadenbriefe erneuerte und vermehrte, wie die schottischen Schriftsteller berichten,

stark befestigt, und es galt damals für die Hauptstadt Schottlands, wie es denn auch jetzt noch nur den Städten Edinburgh und Glasgow im Range nachsteht. Zwischen den Jahren 1201—1459 wurden nicht weniger als 14 große Nationalversammlungen hier gehalten, und während dieser Zeit war Perth auch die Residenz der schottischen Könige und der Großen des Reichs. Doch haben sich nur noch wenige Spuren aus dieser Zeit erhalten. Das Parlamentshaus, welches noch vor einigen Jahrzehnten in seiner Alterthümlichkeit dastand, hat einer prächtigen Halle weichen müssen, und die einzigen Paläste der Großen, welche sich erhalten haben, nämlich die des Bischofs von Dunkeld, sowie der Grafen von Athol und von Errol, sind sehr modernisirt worden. Damals war Perth, wie jetzt wieder, auch eine bedeutende Handelsstadt. Fordun berichtet, daß seine Kaufleute in eigenen Schiffen die Hansestädte besuchten und Alexander III. wird auch deshalb gepriesen, weil er 1286 Vorkehrungen traf, um die Handelsschiffe gegen Seeräuber zu schützen und es zu verhindern suchte, daß man sie ohne trifftige Gründe in fremden Häfen zurückhielt. In Folge der Sorge, welche dieser König für den während seiner Minderjährigkeit sehr in Verfall gerathenen Handel trug, kamen bald Schiffe aus den entferntesten Gegenden an, welche Güter aller Art brachten, um sie gegen Landesproducte auszutauschen. Unter denen, welche den Hafen von Perth besuchten, befanden sich frühzeitig flamländische Kaufleute und manche Individuen dieser Nation, welche in der Verfertigung von Leinen- und Wollenzeuch, sowie im Tuchfärben erfahren waren, scheinen sich in der Stadt niedergelassen und das Bürgerrecht erhalten zu haben. König Wilhelm folgte jedoch dem Beispiele seines Großvaters David und unterwarf die fremden Kaufleute großen Beschränkungen, und um das Ansiedeln fremder Manufacturisten zu verhindern, verordnete er in dem bereits erwähnten Gnadenbriefe, daß sich die einheimischen Kaufleute, mit Ausnahme jedoch der Walker und Weber, zu einer eigenen Gilde vereinigen sollten.

Durch Eduard I. von England erhielt Perth theils durch Verstärkung seiner Befestigungswerke, theils weil auf Befehl des Königs die Deputirten hier ihren Sitz nehmen mußten, eine größere Bedeutung. Robert Bruce, welcher einsah, daß die Einnahme Perths für ihn von größter Wichtigkeit sei, griff die Stadt 1306 an; allein er wurde von dem Grafen von Pembroke, welcher einen Ausfall that, bei Methven geschlagen und somit seine Absicht vereitelt. Besser glückte es ihm 1311, wo er den Angriff erneuerte, die Festung nach einer sechswöchentlichen Belagerung eroberte und die Werke schleifen ließ. Nach der Schlacht bei Duplin stellte der König Eduard Baliol diese zwar wieder her, allein nur, damit sie die patriotischen Schottländer kurz darauf zum zweiten Male schleifen konnten. Im October 1336 starb nach den englischen Schriftstellern hier des Königs Bruder, der Graf Johann von Cornwall, und zwar, wie Fordun berichtet, an einer Wunde, die er von der Hand seines Bruders erhalten hatte. Im J. 1339 wurde Perth nach einer langen Belagerung durch Austrocknung seiner Gräben genommen. Im J. 1437 wurde König Jacob I. im Kloster der schwarzen Mönche von Robert Graham, welcher ihm während des Kampfes 21, der zu Hilfe eilenden Königin aber zwei Wunden beibrachte, ermordet. Zu dieser Zeit scheinen die Stadtmauern sehr in Verfall gewesen zu sein, denn wir finden, daß König Jacob II. sie mit großem Kostenaufwande wieder herstellte. Im J. 1550 nahm hier die Reformation ihren Anfang durch eine Predigt, welche Johann Knox am 11. Mai in der Johanniskirche mit solchem Beifall hielt, daß, als der katholische Priester unklug genug seine Bilder und Reliquien auskramte, das Volk ihn angriff, die Bilder zerriß, die Reliquien zerbrach, die Altäre umstürzte, kurz alles vernichtete, was an den Katholicismus erinnerte. Damals wurden auch die Klöster der Stadt und Umgegend theils geplündert, theils zerstört. Im J. 1600 wurde der hier befindliche Palast der Grafen von Gowry der Schauplatz eines sehr problematischen Ereignisses, nämlich der sogenannten Gowrieverschwörung (s. d. Art.), an deren Spitze Johann Ruthven, welcher damals Graf von Gowrie war, und sein Bruder Alexander standen. Sie beredeten den König Jacob VI. unter dem Vorwande, daß er eine verdächtige Person sehen solle, deren sie sich bemächtigt hätten, sich nach Perth zu begeben und suchten ihn hier in ihrem Palaste zu ermorden. Allein der Versuch schlug fehl und die beiden Brüder fielen unter den Streichen der Begleiter des Königs. Hierauf versammelte sich das Volk vor dem Palaste der Gowries und drohte Rache an der königlichen Partei zu nehmen, und nur mit Mühe konnte man es dahin bringen, sich zu zerstreuen. Der oft erwähnte Palast liegt an der Südostseite der Stadt. Im J. 1520 wurde er von der Gräfin von Huntly erbaut oder eigentlich nur erneuert. Nach dem Untergange der Gowries wurde er Eigenthum der Stadt, und diese schenkte ihn, zugleich mit dem Bürgerrechte, dem Herzoge Wilhelm von Cumberland, welcher ihn wiederum für 5000 Pf. Sterling an die Regierung verkaufte. Seit dieser Zeit dient er einer Compagnie königl. Artilleristen als Caserne[3]). Im J. 1618 wurden in einer am 25. Aug. von einer geistlichen Versammlung zu Perth, welche unter dem Einflusse des Hofes und der Bischöfe stand, die sogenannten Perther Arti-

3) In dem zu diesem Palaste gehörigen Lustgarten befindet sich der Monks-tower (Mönchsthurm), ein sonderbarer Bau, dessen Ursprung und früheren Gebrauch man nicht bestimmt anzugeben weiß. Seine Gestalt ist oval und im Innern hat er eine Länge von 24 und eine Breite von 13 Fuß. Das Dach ist sehr hoch und gewölbt. An der Decke erblickt man einen grob gemalten Thierkreis, die heidnischen Götter und Göttinnen, sowie das Wappen und die Insignien der Familie Hay. Nach dem Style zu urtheilen gehört dies Gemälde der Zeit Karl's I. an und Einige sind der Meinung, daß es die Schöpfung eines derjenigen Maler sei, welche die Decke des Palastes Scoon malten. Man hat vermuthet, daß dieser Thurm ursprünglich zu einem Bankethause gedient habe. Andere versetzen seine Entstehung in das 14. Jahrh. und leiten seinen Namen davon ab, weil er auf Kosten der Klöster zu Lindores, Balmerinoch, Aberbrothik und Cupar in Angus erbaut worden sei, Kosten, welche, wie Fordun sagt, diese Klöster zu Grunde richteten.

kel entworfen, die der Hauptsache nach folgende waren: 1) das Abendmahl sollte nur knieend empfangen werden; 2) die Geistlichen sollten verpflichtet sein, Kranken, wenn sie es wünschten, das Abendmahl in ihren Wohnungen zu reichen; 3) die Geistlichen sollten in Nothfällen die Haustaufe verrichten, dies aber am nächsten Sonntage in der Kirche bekannt machen; 4) die Geistlichen sollten diejenigen Kinder, welche ihren Katechismus, das Vaterunser, den Glauben und die Gebote hersagen könnten, zu den Bischöfen bringen, damit diese sie confirmiren und einsegnen könnten; 5) das Weihnachts= Oster= Himmelfahrts= und Pfingstfest sollten in der schottischen Kirche gefeiert werden. Der König befahl, daß diese Artikel an den Straßenecken der verschiedenen Boroughs und durch die Geistlichen von der Kanzel herab vorgelesen werden sollten; doch die meisten Geistlichen weigerten sich dies zu thun, da sie weiter nichts als die Ungnade des Königs zu fürchten hatten. Der König aber, welcher entschlossen war, die Bestätigung dieser Artikel durch das Parlament durchzusetzen, erließ eine Bekanntmachung, nach welcher alle Geistlichen, welche sich den Artikeln widersetzen würden oder eine Eingabe gegen dieselben einzureichen willens wären, Edinburgh binnen 20 Stunden verlassen sollten. Die Geistlichen erwählten das Letztere, ließen jedoch eine Protestation gegen die Artikel, sowie eine Ermahnung an die Parlamentsmitglieder zurück, daß sie, bei Verantwortlichkeit am Tage des jüngsten Gerichts, die Artikel nicht bestätigen sollten. Der Hof siegte jedoch und die Artikel wurden dem Geiste der Kirche und des Volks zuwider, bestätigt. Diese Maßregel hatte eine allgemeine Verfolgung durch das ganze Königreich zur Folge und viele presbyterianische Geistliche wurden mit Geldstrafen belegt, eingesperrt oder durch die hohe Commission verbannt. Soweit ging König Jacob hinsichtlich der Wiederherstellung der Episkopalkirche in Schottland. Nach der Schlacht von Tibbermoor im J. 1644, wurde Perth von dem Marquis von Montrose belagert; 1651 nahm es Cromwell ein und legte an ihrem südlichen Ende eine Festung an, welche 500 Mann fassen konnte. Diese Citadelle ist jetzt ebenso verfallen, wie die ältere, welche der Spey=Tower genannt wurde. Diese war eine stattliche Feste mit einem starken Gefängniß. Die Rosses von Craigie waren Commandanten derselben. Zur Zeit der Reformation überlieferte Robert Roß die Schlüssel. Nur noch ein Theil dieses Castells steht und wird zum Zollhause benutzt. Im J. 1715 bemächtigte sich der Graf von Marr an der Spitze einer Rebellenabtheilung der Citadelle Cromwell's und behielt sie als Waffenplatz, bis der Herzog von Argyle die Rebellen in dem Treffen von Dumblane bei Sheriffmuir schlug und sie zwang, sich mit dem Prätendenten nach dem Norden zu wenden. Dieselbe Partei gelangte jedoch 1745 abermals in den Besitz der Stadt und setzte, als der Prinz Karl zum König ausgerufen worden war, einen neuen Magistrat ein. Von dieser Zeit schreibt sich Perths jetzige Blüthe her. Denn da es der Mittelpunkt der Rebellion war, so wurde es auch während einer langen Zeit der Sammelplatz aller Misvergnügten des Nordens, und dadurch wurde die alte Thätigkeit der Stadt wieder hergestellt, indem die Durchmärsche und der Aufenthalt der streitenden Heere in ihr einen Markt für jede Güterart zu Wege brachten. Industriöse Männer erwarben Vermögen und sie benutzten es, um den Handel, welchen der Zufall angeregt hatte, bleibend zu machen, und dadurch wurde bewirkt, daß es neben einzeln dastehendem Reichthum bald auch einen ziemlich allgemeinen Wohlstand gab. Die Früchte davon zeigten sich bald in der Beförderung von Wissenschaft und Kunst. Im J. 1761 wurde die bereits erwähnte Akademie gestiftet, und 1772 eine Brücke über den Tay geschlagen, welche Perth mit dem Baronieborough Kinnoul verbindet. Sie besteht aus zehn Bogen, ihre Pfeiler ruhen auf Pfählen von Eichen und Buchen, ihre Länge beträgt 906 Fuß 9 Zoll, ihre Breite, die Brustwehr mit eingeschlossen, 22 Fuß. Smeaton war ihr Erbauer; die auf sie gewendeten Kosten beliefen sich auf 25,000 Pf. St. Am 16. Dec. 1784 wurden die literarische und alterthumforschende Gesellschaft gegründet und 1798 machte die zunehmende Volksmenge die Anlegung der Neustadt nothwendig. Sie steht auf dem Boden, welchen ehemals das Kloster der schwarzen Brüder (black friars) einnahm.

2) P. Kirchspiel. Dieses ist ohne die Stadt vier englische Meilen lang und drei Meilen breit. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und gut angebaut, und die Scenerie gehört zu den prachtvollsten Schottlands. Dennoch findet man nur wenig Rittersitze. Bemerkenswerth sind jedoch das Schloß von Balhousie, der alte Sitz der Grafen von Balhousie, das Schloß von Pi=theveleß und Few=house. Auch die Baracken in der unmittelbaren Nähe der Stadt sind sehenswerth. An dem äußersten Ende der Southinch wurde 1812 ein großes Gebäude für die Kriegsgefangenen aufgeführt, welches 7000 Mann fassen konnte und jetzt zum Militairmagazin dient.

3) P. oder Perthshire. Eine der größten und wichtigsten Grafschaften in der nördlichen Abtheilung Schottlands, liegt zwischen 12° 42′ und 14° 38′ östl. L. und 56° 5′—56° 29′ nördl. Br., und wird südlich von dem Frith of Forth und den Grafschaften Stirling und Clackmanan, südwestlich von der Grafschaft Dumbarton, nördlich und westlich von Argyleshire und Invernesshire, nördlich und westlich durch dieselben Grafschaften und Aberdeenshire, östlich von Forfarshire und südöstlich von den Grafschaften Kinroß und Fife begrenzt. Ihre größte Länge von Osten nach Westen, d. i. von Blairgowrie bis Benloi, beträgt 77 engl. Meilen und ihre größte Breite von dem Forth bei Culroß im Süden bis zu dem nördlichsten Punkte von Athol 68 solcher Meilen. Der Flächenraum wird auf 5000 engl. □Meilen (110½ teutsche □Meilen) oder 3,200,000 schottische oder 4,068,640 engl. Acres (Morgen) geschätzt. Früher wurde dieser ganze Landstrich in die Districte Athol, Breadalbane, Rannoch, Strathearn, Balquidder, Monteith, Gowrie, Perth und Stormont getheilt, und man nannte diese Districte Stewartries. Sie standen unter der erblichen Gerichtsbarkeit der großen Landeigenthümer, unter welchen die Herzoge von Athol die erste Stelle einnehmen. Diese

Eintheilung ist jedoch jetzt in der That vernichtet, obgleich sie sich im gemeinen Leben erhalten hat. Die Zahl der Einwohner [4]) belief sich 1821 auf 139,050 Köpfe, welche 76 Kirchspiele und 26,720 Häuser bewohnen und in dem Unterlande die sogenannte Broad Scots sprechen, während man in dem Hochlande das eigentliche Gälische hört, indem dessen Bewohner größtentheils Nachkommen der alten Caledonier sind. Die Einkommentaxe beläuft sich nach Playfair auf 339,892, die Landtaxe auf 460,738 Pf. Sterling.

Die Oberfläche dieser Grafschaft hat, wie es sich bei ihrer großen Ausdehnung nicht anders erwarten läßt, ein ganz verschiedenes Ansehen. Von der Natur ist sie in das Hochland und Unter- oder Niederland getheilt. Das erstere hat einen rauhen, gebirgigen Charakter und bietet Scenerien von romantischer Pracht dar, während man im Unterlande nur Hügel und fruchtbare Thäler findet, welche alle Schönheiten der höchsten Cultur entfalten. Am Fuße des Grampiangebirges befindet sich das fruchtbare Thal Strathmore, an welches sich das nicht weniger üppige und weite Thal von Strathearn anschließt. Der Carse of Gowrie hat hinsichts seiner Naturerzeugnisse lange für den Stolz Schottlands gegolten und er steht in Beziehung auf Agricultur keinem Theile Großbritanniens nach. Auch der am Forth sich hinziehende Landstrich ist in manchen seiner Theile fruchtbar und schön. Dasselbe gilt von den Abhängen des Grampiangebirges und der Ochil zeigt Stellen der höchsten Üppigkeit und theilweisen Cultur.

Perthshire wird von drei hohen Gebirgszügen durchschnitten, den Grampian-, Ochil-, Sidley- oder Sidlawgebirgen. Das Grampiangebirge ist geschichtlich berühmt und im Allgemeinen hinlänglich bekannt. Es schließt sich an der Nordseite des Loch Lomondsees an die Lowtherhills an, zieht sich dann nördlich bis an den caledonischen Kanal und vor der Erreichung desselben zwischen dem Dee und Spey bis zum Cap Kinnards und südwestlich bis zur Halbinsel Cantyre hin. Vom rechten Ufer des Dee läuft südöstlich ein das Hauptgebirge an Höhe übertreffender Ast bis an die Küste; ein anderer Zweig erstreckt sich vom Erichtsee bis an die Murraybai. So durchkreuzt das Grampiangebirge in nordöstlicher Richtung fast ganz Mittelschottland und bildet die natürliche Grenze zwischen Hoch- und Unterschottland. Die Ochils-hills, welche in dem zur Grafschaft gehörigen Kirchspiel Dumblane beginnen, begrenzen das Thal von Strathearn im Süden und breiten sich dann über die Grafschaft Clackmannan bis zur Grafschaft Fife aus. Man findet in ihnen Achate, Krystalle und andere Steine von Werth, sowie Kobalt, Kupfer, Silber, Blei, Arsenik, Eisen und Steinkohlen. Die Sidleyhills liegen mehr nordöstlich und laufen, bei Perth ihren Anfang nehmend, fast parallel mit den Grampians. Die Erhebung der bedeutendsten Bergspitzen über das Meer gibt folgendes Verzeichniß:

Kinnoul [5])	632	engl. Fuß.
Dunsinnan-hill [6])	1040	— —
Kinseat-hill	1179	— —
Demyet	1345	— —
Tortum	1400	— —
Birnam-hill [7])	1580	— —
Ben Clach	2420	— —
Farragon	2584	— —
Ben Chenzie (Strathearn)	2922	— —
Ben Chochan	3000	— —
Ben Ledi	3009	— —
Benachony	3150	— —
Ben Vorlich oder Benvoirlich	3300	— —
Ben Doig, Benderig	3550	— —
Schichallion	3564	— —
Ben Gload	3724	— —
Ben More	3903	— —
Ben Lawers	4015	— —

Die Mineralien, welche diese Berge, sowie Perthshire überhaupt liefert, sind mehr in wissenschaftlicher und geologischer als in kameralistischer Hinsicht von Bedeutung. Das Grampiangebirge besteht hauptsächlich aus Granit, doch findet man auf seiner Südgrenze auch Schiefer und Quadern im Überflusse. Die großen Sandstein- und Kohlenlager Schottlands endigen sich im Süden der Ochils. Überhaupt findet sich in Perthshire die Grenze zwischen dem Sandstein und dem Granit; denn der erstere findet sich nur in einigen nördlichen Strichen der Grafschaft und der letztere zeigt sich mit Ausnahme der Gallowaygebirge selten im Süden. Auffallend ist in dem Grampiangebirge das Ineinandergreifen des secundairen Gesteins mit dem primitiven. So findet man in dem Kirchspiele Little

---

4) Im J. 1818 bildete sich hier eine neue politisch-religiöse Sekte, deren Mitglieder sich Freemen, d. i. Freimänner, nennen. Unter dem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes stehend, wie sie behaupten, ist ihnen das Sündigen unmöglich. Dabei verwerfen sie jeden äußern Cultus und jeden politischen oder religiösen Zwang.

5) Dieser Berg, welcher sich in der Nähe des Perth gegenüberliegenden und mit ihm durch eine Brücke verbundenen Dorfes Kinnoul erhebt, ist der westlichste der Sidlawkette und kann in Hinsicht seines Baues sowol als seiner Bestandtheile für eine mineralogische Merkwürdigkeit gelten. Die südliche Seite zeigt einen entsetzlichen Abgrund zerrissener Felsmassen, in welchen man verschiedene Lavaströme erblickt. Einige Theile dieser Felsen sind ganz dicht und fest, aber die Mehrzahl derselben ist voll kleiner Zellen, ähnlich denen in den Schlacken einer Eisengießerei. Ihre Farbe besteht im Allgemeinen aus einem ins Lila spielenden Grau. Geschmolzen bildet diese Steinart eine so zähe Glasmasse von dunkler Purpurfarbe, daß leicht Flaschen aus derselben geblasen werden können. Unter den Steinen an der Basis dieses Berges findet man schöne Achate, welche aus dem obern Theil der Abgründe herabgefallen sind, wo man mit einem guten Taschenteleskop deren mehre stecken sieht. Auch Sulphatbaryte, Calcedonier, rhomboidalkalkartiger Spath und grünliche Speck- oder Seifensteine findet man zuweilen. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten des Kinnouls gehört auch die sogenannte Drachenhöhle, in welcher sich Robert Wallace, wie die Sage berichtet, eine Zeit lang verborgen haben soll. 6) Auf der Spitze dieses Berges liegen die Ruinen von Macbeth-castle, in welchen Macbeth von Macduff und seinen Gefährten erschlagen wurde. 7) König Dunkan pflegte auf diesem Hügel, welchen Shakespear in seinem Macbeth verewigt hat, Gericht zu halten. Er gehörte der Sage nach zu seinen Domainen.

Dunkeld unterhalb Murphey ein unerschöpfliches Lager von sehr feinkörnigen Quadern, welche eine lichte, schwarzblaue Aschenfarbe haben und so hart sind, daß sie den Einwirkungen der Luft Jahrhunderte lang trotzen. Auch bei Cargill sind Kalk- und Quadersteinbrüche. In Monteath und im Benivenow findet man einen Kalkstein, welcher dem Marmor sehr ähnlich ist, sich wie dieser poliren läßt und dessen blauer Grund ins Weiße spielt. In den Birnam-hills hat der Schiefer eine tiefblaue, ins Violett spielende Farbe, und dies ist beinahe auch mit den Kalksteinen zu Rannoch, Glenlyon, Breadalbane und der Spitze von Strathearn der Fall. Außer dem bereits erwähnten Schiefer findet sich dies Gestein noch in mehren Theilen der Grafschaft in großen Massen. Das Hauptlager desselben nimmt seinen Anfang beim Lomondsee und scheint sich in der Nachbarschaft von Dunkeld zu verlieren. Diese Schiefer sind ihrer Farbe nach von zweierlei Art, nämlich blaue und graue. Die ersteren, welche die vorzüglichsten sind, finden sich auf der Nordseite der Ochils. Auch im Kirchspiele Wester Foulies findet sich blauer Schiefer von hohem Werthe, allein der Mangel an einem Flusse verhindert den Absatz desselben. Grauer Schiefer findet sich in großen Schichten sowol in demselben Districte als in Strathallen und Strathearn. Er läßt sich in sehr dünne Platten spalten, welche oft sechs Fuß ins Quadrat halten und seitdem man sie zum Dachdecken angewendet hat, gebraucht man sie hauptsächlich bei Malzdarren, sowie zum Belegen der Fußboden und zum Pflastern.

Die besten Quadersteine finden sich im Kirchspiele Tulliallan am Forth und bei Milnfield im südöstlichen Winkel der Grafschaft. Die erstern standen ehemals in hohem Rufe und wurden viele Jahre hindurch von einer holländischen Compagnie zu Tage gefördert. Doch sind die letzteren ihnen weit vorzuziehen und sie können für die besten in Schottland, wo nicht in ganz England gelten. In Beziehung auf ihre Feinheit nennt man diese Quadern Königssteine. Sie haben eine grauliche Farbe und sind so ungewöhnlich hart und dauerhaft, daß bei 500 Jahre stehenden Gebäuden noch kein Stein verwittert ist. Übrigens liefern die milnfelder Steinbrüche Bausteine aller Art. Manche dieser Steinmassen sind 50 Fuß hoch und 16 Fuß breit, andere dagegen so dünn, daß man sie zu Fußböden und zur Bedeckung flacher Dächer verwendet. Bei Drummond-castle und vorzüglich bei Callender ist der sogenannte Plum-puddingstein (Wurststein) sehr häufig. Er besteht aus einer großen Menge kleiner, runder Steine, welche durch eine Art brauner Lava mit einander verbunden sind. Die runden Steine sind von verschiedener Farbe und so fest an einander gekettet, daß sie eine feste und äußerst dauerhafte Masse bilden, welche zu Bauten gebraucht, mehre Menschenalter der Witterung Trotz bietet. Dennoch läßt sich dieses Gestein nicht mit dem Meisel glätten, sondern nur mit dem Hammer bearbeiten. Die Ader dieser Steinart beginnt oberhalb Callender, zieht sich dann meilenlang von Südwest nach Südost durch Sümpfe und Flüsse, durch Berge und Thäler, und läuft parallel mit den Schiefer- und Quadersteinlagern, etwa eine Meile von jedem derselben entfernt. Töpferthon findet man bei Culroß. An edlen Metallen ist Perthshire ärmer, als man bei der großen Ausdehnung seiner Gebirge erwarten sollte. Eisenstein hat man zwar in mehren Theilen der Grafschaft aufgefunden, allein nur an der Südseite der Ochils, wo sich auch der einzige Kohlendistrict in der Grafschaft bei Culroß findet, hat man Gruben angelegt. Auf Blei wurde ehemals in der Nähe von Tyndrum in Breadalbane, sowie bei Glenlyon gebaut, allein jetzt hat man beide Minen aufgegeben. Auch im Ben-Ledi fand man Silber und Blei, und eine äußerst reiche Silberader wurde auf der Nordostseite der Ochils entdeckt, doch war ihr Umfang zu gering, als daß man sich Vortheil von ihrem Anbaue hätte versprechen dürfen. Im Birnam hat man ebenfalls Bleiklumpen ausfindig gemacht, welche mit einer spath- oder vielmehr quarzartigen Masse überzogen waren, und ein etwa sechs Pfund schweres Stück bestand aus reinem, festem Erz. Es wurde in der Esse eines Hufschmieds geschmolzen und gab eine beträchtliche Quantität reines Blei. Man fand dieses Stück am Fuße des Berges, allein ähnliche Klumpen finden sich auch in den Spalten der Bergspitze, und man hofft daher immer noch hier auf ergiebige Bleiminen zu stoßen.

Die berühmtesten Mineralquellen finden sich zu Pithkethly (Pitcaithly oder Pitkeathly) im Kirchspiele Dumbarny. Sie enthalten kohlensaures Gas, kohlensauren Kalk, schwefelsauren Kalk, muriatische Soda und muriatischen Kalk, und man hat ihre Kraft bei Scorbut, Skrofeln, Gries- oder Steinkrankheiten sehr bewährt gefunden. Es sind deren fünf an der Zahl, über ihre Entdeckung weiß selbst die Sage nichts beizubringen. In neuern Zeiten ist auch die Mineralquelle zu Dumblane in Aufnahme gekommen. Außer diesen beiden Mineralquellen finden sich noch andere in der Grafschaft, z. B. bei Blair-Gowrie, sowie im Kirchspiele Fortingall, wo am Shehallion eine mit Neutralsalzen gesättigte Quelle entspringt, um Clunie, welche jedoch noch wenig beachtet worden sind.

An Flüssen und Bächen ist Perthshire sehr reich. Die hauptsächlichsten derselben sind: 1) der Forth, welcher hier den Teath, Allan und Devan aufnimmt; 2) der Tay, welchem der Earn, Almon, Lyon und der Tummel mit dem Garry, Bruar und Tilt zufließen; 3) der Bran, Isla, Ericht, Shee, Eardle und Dean. Alle diese Flüsse sind theils geschichtlicher Ereignisse wegen, welche noch in Liedern und Gesängen fortleben, theils der oft höchst großartigen und romantischen Scenerie wegen berühmt, welche sie entweder unmittelbar hervorrufen oder ihren nächsten Umgebungen mittheilen.

Der Teath entspringt bei Benharrow in der Nähe von Glenfalloch und ergießt sich kurz darauf in den Loch Katharina, welchen er wieder an dessen östlichem Ende verläßt. Nachdem er jetzt die Lochs Achray und Venacher gebildet und sich bei Callender mit dem Belvay vereinigt hat, geht er bei den Schlössern Lanrick und Dovone, ferner bei Blair Drummond und Ochtertyre vorbei und ergießt sich bei Drip in den Forth. Die ehemals ziemlich

bedeutende Fischerei sehr werthvoller Perlen in diesem Flusse hat sich sehr vermindert, da man die Muschelbänke zu wenig schonte. Der Allan entspringt bei Gleneagles an der nördlichen Seite der Ochils. Sein Lauf ist voll Bogen und Windungen, und seine, vorzüglich zwischen Dumblane und Lecropt, wo er Perthshire verläßt, äußerst prachtvollen Ufer haben Burns zu einem seiner schönsten Gesänge begeistert. Der Devon oder Dovan entspringt im Kirchspiele Alva, fließt dann ostwärts bis zum Crook von Devon, wendet sich hier plötzlich westlich und ergießt sich, nachdem er bei Dollar, Tillicoultry und Alva vorbeigeflossen ist, fast seiner Quelle gegenüber und in gerader Richtung nur sechs englische Meilen von derselben entfernt, nachdem er jedoch im Ganzen 40 englische Meilen zurückgelegt hat, in den Forth [8]). Der Tay ist der breiteste Fluß in Schottland und hat seine Quellen im Kirchspiele Breadalbane am westlichen Ende Perthshire's. Während seines Laufes bis zum teutschen Meere bildet er zwei große Seen, den Loch Dochart und Loch Tay, und endigt in einer Mündung, welche ebenso bedeutend ist, als die des Forth. Der Earn, welcher sich mit dem Tay vereinigt, entspringt aus einem See seines Namens nahe am Fuße des Gebirges von Benvoirlich. Er fließt durch einen üppigen Landstrich, welcher allgemein Strathearn genannt wird. Dieser erstreckt sich, von den Grampians auf der einen, von den Ochils auf den übrigen Seiten begrenzt, von Abernethy bis Comrie und enthält viele Landsitze. Der Almond entspringt in dem Narrowglen der Grampians, geht bei Logie, Almond, Methven und Rodgerton vorbei und ergießt sich oberhalb Perth in den Tay. Der Lyon entspringt im Lyonthale und sein Lauf hat eine Länge, welche der des Tay gleichkommt, in welchen er sich ergießt. Der Tummel, welcher sich bei Logierait, acht engl. Meilen oberhalb Dunkeld, mit dem Tay vereinigt, hat einen noch längeren Lauf, während dessen ihm der den Bruar und Tilt vereinigende Garry zufließt, und zeichnet sich durch den Loch Rannoch, sowie durch mehre Wasserfälle aus, welche zu den schönsten gehören, auf welche Großbritannien stolz ist. Alle diese Flüsse haben gleich allen Bergwassern einen äußerst schnellen Lauf und entfalten an mehren Stellen schöne Wasserfälle und pitoreske Scenerien. So hat der Fall des Bruar im Kirchspiele Blair-Athol eine Höhe von 200 Fuß, und obgleich vorspringende Felsen ihn in drei Abtheilungen bringen, so verliert er dadurch doch durchaus nichts von seiner Schönheit, welche durch die Anlagen des Herzogs von Athol, die dieser in Folge eines Gedichts des bereits erwähnten Bauern Burns machen ließ, ungemein erhöht worden ist. Auch der Mones, ein kleiner Waldstrom, bildet bei Aberfeldie äußerst malerische Wasserfälle. An dem Garry befindet sich unterhalb seiner Vereinigung mit dem Tilt und Bruar der berühmte Paß Killiecrankie, in dessen Nähe Viscount Dundee, einer der unerschrockensten Generale Königs Jacob VII., im Juli 1689 die Armee König Wilhelm's unter dem General Mackay mit weniger als 2000 Mann gänzlich schlug, aber auch den Sieg mit seinem Leben bezahlte. Der zweite nordöstliche Fluß, welcher in den Tay fällt, ist der Bran, an dessen Ufern bei Dunkeld in einer Entfernung von etwa einer englischen Meile die Natur ihre ganze Fülle und Pracht entwickelt hat. Ein geschmackvoll verzierter Fußpfad leitet von dem Dorfe zu einem Gebäude, welches einem kleinen Tempel gleicht und Ossianshalle oder die Eremitage genannt wird. Man genießt aus den Fenstern dieses Tempels eine der reizendsten Aussichten sowol auf den Fluß, welcher sich hier brausend und schäumend über Felsen stürzt, als auf dessen Umgegend. Etwas höher hinauf am Flusse gelegen befindet sich eine natürliche Höhle, welche Ossian bewohnt haben soll. Was die übrigen Flüsse, nämlich den Isla, Ericht, Shee, Eardle und Dean anbetrifft, so sind sie mit Ausnahme des letzteren ebenso reich an Naturschönheiten als die oben genannten. Am Ericht z. B. findet man zwei Meilen nördlich von dem Dorfe Blair-Gowrie eine äußerst romantische Scene. Die Felsenufer des Flusses sind nämlich in einer Länge von 700 Fuß an beiden Seiten 320 Fuß hoch und dabei so glatt, als wenn ein Künstler sie mit dem Meisel geglättet hätte. Bäume in großer Menge beschatten sie und der Botaniker findet hier viele seltene Pflanzen.

Perthshire enthält ebenso viele Seen als Flüsse und vorzüglich häufig finden sie sich in den westlichen Gegenden der Grafschaft. Sie verdanken ihren Ursprung zum Theil dem Austreten der Flüsse, welchen, während sie durch enge Thäler fließen, überall, ihren Lauf hemmende, Berge entgegentreten. Andere scheinen mehr einen vulkanischen Ursprung zu haben, wie sich überhaupt das vulkanische Feuer in Perthshire sehr thätig gezeigt hat und zum Theil noch zeigt. Zu den vorzüglichsten dieser Seen hinsichtlich der Größe und Schönheit ihrer Umgebungen gehören die Lochs Rannoch, Tummel, Dochant, Tay, Earn, Lub-

---

8) Der Devon ist einiger Naturmerkwürdigkeiten wegen beachtungswerth. Diese sind die Teufelsmühle (Devil's mill), die Knurrbrücke (Rumbling-bridge) und der Linnkessel (Cauldron Linn). Die Teufelsmühle wird gebildet, indem sich das Wasser mit reißend schnellem Falle in ein in den Felsen ausgehöhltes Bassin und dann in eine Höhle unter der Erde stürzt. Die besondere Construction der diese Höhle einschließenden Felsen bewirkt, daß der Fluß während seines Durchganges in eine heftige Bewegung geräth, welche ein dem Geklapper einer großen Mühle ähnliches Getöse erregt. Die Knurrbrücke liegt etwa 350 Yards (3150 rhein. Fuß) unterhalb der Teufelsmühle. Hier nähern sich die steilen Ufer des Flusses einander so sehr, daß ein Bogen von 20 Fuß hinreicht, sie zu verbinden. Die Tiefe von der Brücke bis zum Wasser beträgt 80 Fuß. Den Namen Rumbling bridge hat man dieser Brücke gegeben, weil der Fluß, indem er sich in dem sehr rauhen Thale von Felsen auf Felsen stürzt, gleichsam zu knurren scheint. Der Cauldron Linn liegt eine englische Meile weiter unten und besteht aus zwei Wasserfällen, welche nicht weiter als 20 Fuß von einander entfernt sind. Bei dem ersten Fall stürzt sich das zwölf Fuß breite Wasser 34 Fuß tief hinab. Der zweite Fall ist höher und zwischen beiden Fällen befinden sich drei runde Höhlen, welche ungeheuren Kesseln gleichen. In dem ersten und höchsten derselben ist das Wasser in einer so heftigen Bewegung, daß es zu kochen scheint, in dem zweiten Kessel ist es beständig mit Schaum bedeckt, in dem dritten aber ist es ruhig und still. Diese Kessel sind von verschiedener Größe, indem der kleinste etwa 16, der größte 22 Fuß im Durchmesser hält. Wenn der Fluß niedrig ist, sieht man, daß diese Kessel durch Öffnungen unter einander in Verbindung stehen, welche die Gewalt des Wassers durch die sie etwa in ihrer mittleren Tiefe trennenden Felsen gebrochen hat.

naig, Doine, Voil, Conar, Ard, Montheath, Van=a=choir, Achray und Katharine [9]).

In Hinsicht auf Boden, Klima und Ackerbau zerfällt Perthshire in das Hochland, Niederland und den Carse von Gowrie. Das Hochland, beiweitem der größte Theil der Grafschaft, wird von den Grampians umschlossen, oder vielmehr gebildet. Man kann dasselbe, welches gewöhnlich das südliche Hochland genannt wird, als den Mittelpunkt von ganz Schottland betrachten, und es zerfällt nach den Thälern Rannoch, Glenlyon, Glenlochie, Glendochart, Glenquеich, Glenshee und den Umgebungen des Loch Tay und Strath=Tay in kleinere Districte. Trotz seiner nördlichen Lage und der Höhe seiner Thäler, sowie seiner nackten Gebirge, welche zum Theil fast beständig in Nebel gehüllt sind, ist das Klima des Hochlandes doch ebenso mild, wie das in den Marschlanden von Yorkshire, und die Gebirge von Perthshire haben mit denen von Cornwall und Devonshire dieselbe Witterung, ja sie sind, nimmt man ihren westlichen Rand aus, wo ungeheuer viel Regen fällt, trockner als diese. In den engen Thälern ist die Hitze im Sommer oft fast unerträglich, dennoch ist die Luft im Ganzen heiter und gesund. Der Boden in den Thälern besteht im Allgemeinen aus braunem Lehm, welcher auf trockenem Kies oder Sand ruht und ungewöhnlich fruchtbar ist. Derselbe Boden findet sich an den Bergabhängen, oft auch unter der schwarzmoorigen Erde der Heiden, wobei es bemerkenswerth ist, daß die nördlichen Bergabhänge fruchtbarer sind, als die nach Süden zu liegenden, was seinen Grund mit darin haben mag, daß die letzteren der Sonne mehr ausgesetzt sind und dadurch zu viel Feuchtigkeit verlieren. Das Hochland entbehrt zwar der Thäler, welche so große Strecken fruchtbares Ackerland enthielten, wie dies in den südlichen Gegenden der Fall ist, ja selbst diese wenigen Strecken müssen vor der Bestellung meist erst von den Steinen gereinigt werden, welche von den Gebirgen auf sie herabrollen, allein da diese Thäler zahlreich sind, so hat jedes Pachtgut, wo die neuere Schaf= und Viehzucht nicht vorherrscht, seinen Antheil an Berg und Thal, an Ackerland, Wiesen, Weiden und Mooren. Das Ackerland wird in das Nah= und Weitfeld (infield and outfield) eingetheilt. Das erstere, welches in der Nähe des Pachtgutgartens liegt, erhält allen Dünger, welchen der Pachter aufbringen kann, und wird bestellt; das letztere, welches in den niedern und entfernteren Theilen des Thales liegt, wird, wenn es eben genug für den Pflug ist, ebenfalls, doch ohne alle Düngung, als Getreideland, oder, wenn es zu uneben ist, entweder als Weideland benutzt, oder auch als völlig unbrauchbar liegen gelassen. Die feuchten Stellen in den Thälern werden als Wiesen gebraucht, welche etwas Heu liefern. Die Vorderseite der Braes, die Pflanzen der Hügel, die Holz= und Steingegenden und ein kleiner Fleck in der Nähe des Wohnhauses sind im Allgemeinen im Sommer für das Rindvieh, im Win=

---

9) Außer diesen finden sich noch folgende Lochs in Perthshire: Alarich, Anacat, Benachally, Damh, Drumely, Errack, Essan, Frenchy, Garry, Kenmoor, Lydoch, Lyon, Mahahe, Merk, Skiach, Valikan. Der Rannochsee, welchen die Flüsse Gawer und Ericht bilden, ist gegen zwölf engl. Meilen lang und ein bis zwei solcher Meilen breit. Der Loch Tummel liegt an dem gleichnamigen Flusse unterhalb des vorigen und ist zwei Stunden von Blair=Athol entfernt. Den Dochartsee bildet der Fillaw, wie man einen Hauptarm des Tay nennt. Er liegt in dem wildromantischen Thale Glen=Dochart zwischen Killin und Tyndrum, hat eine Länge von drei engl. Meilen und steile Ufer, welche mit zahlreichen Wäldern bedeckt sind. In ihm befindet sich eine sogenannte schwimmende, und eine feststehende Insel. Über der letztern schwebt ein sehr großes Vorgebirge mit den Trümmern eines alten Schlosses. Der Fluß, welcher aus diesem See ausläuft, heißt gleichfalls Dochart, und er ergießt sich in den 15 engl. Meilen langen und ein bis zwei solcher Meilen breiten Taysee. Die Ufer des letztern sind theils mit Wald bedeckt, theils bestehen sie aus kühnen, schroffen Felsen, theils sind sie flach und eben. Er ist 100 Fuß tief, enthält Lachse, Forellen, Barsche, Aale und andere Fische im Überfluß, und ist geschichtlich merkwürdig durch die Nonneninsel (Nuns-Isle) mit den Trümmern eines von Alexander I. im 12. Jahrh. erbauten Nonnenklosters, in welchem sich das Grab der Gemahlin dieses Königs, welche eine Tochter Heinrich's I. war, befinden soll. Man sieht es diesem See deutlich an, daß er sehr bedeutende Revolutionen erfahren hat. Der 8½ Meilen lange und 1½ Meile breite Earnsee ergießt sich in den gleichnamigen Fluß. Eichenwälder bedecken fünf Meilen lang seine beiden Ufer und in Hinsicht der Scenerie kann er sich mit jeder anderen in Hochschottland messen. An seinen beiden Enden befinden sich zwei offenbar durch Kunst geschaffene Inseln, auf deren einer man die Ruinen eines Schlosses sieht. Das Benvoirlichgebirge an seiner Spitze wird deutlich von den Schlössern zu Edinburgh und London in Airshire gesehen. Der Loch Lubnaig ist der niedrigste See am Flusse Balvaig, sehr klein und den meisten Seen des Hochlandes ähnlich. Denselben Charakter tragen die Lochs Doine und Voil, welche etwas höher hinauf an demselben Flusse liegen. In der Mitte des Lochs Lubnaig befindet sich ein furchtbarer Felsen, Namens Craig=na=Coheilg, d. i. Felsen der Koppeljagd. Er erhielt diese Benennung, weil er die Grenze zwischen den Staaten zweier alten Häuptlinge bildete, welche gewohnt waren, sich an Jagdtagen hier zu treffen und gemeinschaftlich rund um den Felsen herum zu jagen. War dies geschehen, so trennten sie sich und kehrten in ihre Besitzungen zurück, bis an deren äußerste Grenzen sie gekommen waren. Der Conar oder Chonloch liegt an der Grenze von Perthshire und Stirlingshire zwischen den Bergspitzen des Ben Lomond und Ben Venue. Er ist drei engl. Meilen lang und zwei Meilen breit, und in seinem Busen befinden sich einige mit Eichen und mannichfachen Kräutern bedeckte Inselchen. Östlich von dem Conarsee liegt der etwas größere Ardsee, welcher ihm aber hinsichts der Scenerie völlig gleicht. Der Loch Montheath oder Monteith liegt in dem gleichnamigen Kirchspiel und gilt für einen der schönsten Seen Schottlands. Er bildet fast einen Kreis und hat gegen fünf engl. Meilen im Umfange. Seine nicht sehr hohen Ufer sind mit Bäumen bestanden. An seiner Nordseite steht das Pfarrhaus und die Kirche von Montheath, sowie ein schönes von der Familie Garthmore errichtetes Mausoleum. Die größte Zierde dieses Sees jedoch sind zwei kleine Inseln, auf deren einer man die Ruinen einer in gothischem Geschmacke erbauten und von König David I. gestifteten Priorei erblickt, während die andere die Ruinen des Schlosses der Grahams zeigt, welche Grafen von Montheath waren. Dieser See nährt übrigens außerordentlich viele Barsche und Hechte. Der Loch Van=a=choir ist vier engl. Meilen lang; der etwas größere Loch Achray ist reich an Lachsen, Forellen und Hechten, sowie an Naturschönheiten. Der Loch Katharine übertrifft jedoch diese beiden Seen in jeder Hinsicht. Hohe, alpenartige Vorgebirge erstrecken sich weit in seine klaren Fluthen hinein und viele Felseninseln starren aus der unergründlichen Tiefe heraus. Der Benivenon im Hintergrunde, sowie die an seiner Nordseite in einer Höhe von 200 Fuß über dem Wasserspiegel hinlaufende Landstraße tragen ebenfalls viel zu den Reizen dieses Sees bei, welcher jedoch am berühmtesten durch den Verfasser der Lady of the Lake geworden ist.

ter für die Schafe bestimmt. Die Pferde weiden im Sommer auf den Bergen, sowie im Moorlande. Man vertheilt sie auf verschiedene Strecken, die entweder gradezu an das Weideland grenzen, oder über demselben liegen, zuweilen auch gänzlich von dem Pachtgute getrennt sind. Meistentheils gehören die Weideplätze einem bestimmten Pachtgute, oft aber findet auch Koppelhutung statt. Dies ist der allgemeine Zustand der Landwirthschaft in dem Hochlande von Perthshire, und er hat seinen Grund weniger in dem Mangel an Industrie oder Klugheit, als in den besondern Verhältnissen der Pächter des Hochlandes. Wollte man ihnen aufhelfen, so müßte man ihnen mit Geld unter die Arme greifen, die Pachtungen vergrößern, die Clanschaften völlig aufheben und vor Allem die Afterpächter, welche man hier acremen oder crofters (Hintersättler, Gärtner) nennt, hinwegzuräumen suchen. Die Früchte, welche man erzielt, sind Hafer, welcher zum Brode benutzt wird, Gerste, Flachs, in dessen Bau die Hochländer Meister sind, Kartoffeln und einige Sorten Erbsen, und deutlich erkennt man, daß die Fortschritte, welche die englische Ackerwirthschaft seit einem halben Jahrhundert gemacht hat, auch hier nicht ohne Einfluß geblieben sind. Der Wohlstand der Hochländer ist im Steigen, würde es aber durch die vorhin angedeuteten Mittel in einem noch höheren Grade sein.

Das Unter- oder Niederland umfaßt denjenigen Theil von Perthshire, welcher, mit Ausnahme des für sich bestehenden Carse of Gowrie, im Süden der Grampians liegt, also einen Theil von Strathmore, sowie diejenigen Districte, deren Flüsse sich in den Forth oder Earn ergießen. Den Forth entlang von Garthmore bis zur Allanbrücke, eine Strecke, welche 18 engl. Meilen lang ist, ist der Boden der Ebene ein tiefer, reicher Lehm von verschiedener Fruchtbarkeit. Diesen Lehmboden bedeckt jetzt noch etwa vier englische Meilen lang ein 6—15 Fuß tiefer Moor, welcher, da er sich größtentheils in dem Kirchspiele Kincardine findet, gewöhnlich the Moss of Kincardine genannt wird. Ungeheure Granit- und Quarzblöcke ragen hier und da aus diesem Moore hervor, welches übrigens auch einige stehende Seen und Lachen enthält. Seit etwa 40 Jahren hat man vorzüglich auf Antrieb des Lord Kaines und einiger andern Eigenthümer angefangen, dieses Moor, welches früher das ganze Thal eingenommen zu haben scheint, trocken zu legen, was auch fast ganz gelungen ist. Es besteht seit dieser Zeit hier eine Colonie, welche 1801 aus 542 Köpfen, nämlich aus 115 Männern, ebenso viel Weibern, 119 Knaben und 193 Mädchen bestand. Jedes Glied dieser Colonie erhielt ursprünglich acht Acres auf 38 Jahre in Pacht, für welche in den ersten sieben Jahren nichts entrichtet ward. In den darauf folgenden 14 Jahren beliefen sich die Abgaben auf ein bis zwei schottische Mark, und zwölf Schillinge wurden für jeden in den letzten zwölf Jahren von Moor gereinigten Acre gezahlt.

In den niedern Gegenden von Strathearn baut man vielen Weizen und zwar gewöhnlich nach der Sommerbrache oder nach dem Klee. In den höher liegenden Theilen des Thales baut man Gerste und Hafer. Flachs wird in dem ganzen Districte gezogen, doch nirgends mit großem Erfolge. Kartoffeln und Rüben zieht man in leichtem Boden. Die Pachtgüter bestehen hier aus 30—400 engl. Morgen und man bewirthschaftet sie nach den besten Ackersystemen, doch sind die meisten Ländereien noch nicht umfriedigt. Zum Dünger nimmt man Lehm und Mergel, welchen letztern man in kleinen Seen, sowie in Lachen und Sümpfen findet.

Der dritte District hinsichts des Ackerbaues in Perthshire ist der sogenannte Carse of Gowrie am nördlichen Ufer des Frith of Tay. Er besteht in einer 16 engl. Meilen langen schmalen Ebene, welche ungefähr 18,000 Acres äußerst reichen und fruchtbaren Bodens enthält, und ist gewissermaßen Schottlands „goldene Aue." Der häufige Regen, welcher an den Quellen des Earns, Tay's, Tummels, Garry's und anderer Flüsse und Bäche fällt, welche sich mit den genannten vereinigen, bewirkt, daß diese Flüsse dem Carse alles fruchtbare Erdreich des Hochlandes zuführen, daher er eigentlich durch Niederschlag gebildet ist und in dieser Hinsicht Ähnlichkeit mit dem Delta Ägyptens und den Landstrichen am Ganges, Indus und Missisippi hat. Die südliche Abdachung des Carse besteht aus Lehmboden; in den höher liegenden Theilen desselben herrscht Sand, in seinen Niederungen Thon vor. Die Pächter stehen hier hinsichts der Landwirthschaft unübertroffen da, und ihre Pachtgüter zerfallen dem Boden nach in sechs Classen und folgender Kreislauf (turnus) ist hinsichts des Feldbaues ziemlich allgemein angenommen. Im ersten Jahre findet Sommerbrache und Düngung statt; im zweiten baut man Weizen, im dritten Erbsen allein, oder Erbsen und Bohnen, im vierten Gerste mit Klee oder Roggengras (rye-grass), im fünften Klee, im sechsten Hafer. In den höher liegenden Theilen des Carse baut man nur hier und da Weizen, das dritte, vierte, fünfte und sechste Jahr benutzt man das Land als Weideland, im siebenten baut man Hafer und im achten Gerste. Die Pachtgüter enthalten 100—300 Acres (Morgen); die Pachtzeit beläuft sich auf neun Jahre, das Pachtgeld ist so hoch als irgendwo in Großbritannien. Als Dünger bedient man sich des Kalks, und die Kalkgruben in Fife und England ziehen jährlich 2000 Pf. St. für dieses Material. Im Ganzen berechnet man den Ertrag des Grund und Bodens von Perthshire jährlich auf 2,250,000 Gulden.

Die Viehzucht in dieser Grafschaft, mit Ausnahme des Hochlandes, in welchem eine Sau eine ebenso seltene Erscheinung als eine guteingerichtete Pachtung ist, umfaßt Pferde, Rindvieh, Schweine, Geflügel und Bienen. Die Pferde, deren man mehr zieht, als der Bedarf erfodert, sind größtentheils von der hochländischen Race, von mittlerer Größe und wenigstens in dem Unterlande und Carse äußerst thätig. In dem letzteren trifft man sogar eine schönere Race, welche sich vorzüglich für den Pflug in tiefem und schwerem Boden eignet. Sowol in dem Hoch- als in dem Unterlande zieht man in jedem Districte etwas schwarzes Vieh und jedes Pachtgut hat eine gewisse Anzahl Kühe, welche gleichfalls zur hochländischen Race gehören und deren Gesammtzahl man in der Grafschaft

auf 80,000 anschlägt. Die Schafe haben durch Durchkreuzung eine bedeutende Verbesserung erlitten und auf den Ochilsbergen zieht man sehr viele dieser Thiere, welche hier gewöhnlich eine schwarze Schnauze haben. Man berechnet den ganzen Schafstapel auf mehr als 500,000 Stück.

In frühern Zeiten war die Grafschaft mit dicken Eichenwäldern besetzt, und man berechnet, daß der Raum, welchen sie einnahmen, 118,930 Acres umfaßte. Noch jetzt findet man in den Sumpfgegenden viele Baumstämme, deren einige eine ungewöhnliche Größe haben. Sie sind augenscheinlich von Menschenhand gefällt und die Sage schreibt dies den Römern zu, als sie unter Agricola zuerst über den Forth setzten. Eine irrige Ansicht der Dinge zerstörte die meisten dieser Waldungen, namentlich in dem Hochlande, wo an die Stelle des großen Manlornwaldes Schafpachtungen getreten sind. Auch der Wald von Blackironside an den Ufern des Earn, welchen Wilhelm Wallace durch seine Thaten berühmt gemacht, hat sehr gelitten. Nichtsdestoweniger besitzt Perthshire jetzt wiederum schöne, seit 50 Jahren angepflanzte Waldungen, welche über 51,000 Acres bedecken. Unter ihnen zeichnen sich die Forsten des Herzogs von Athol vorzüglich aus, doch sind auch die meisten Landsitze in der Grafschaft mit Wäldern umgeben, da ein solcher Sinn für Anpflanzungen in der Grafschaft erwacht ist, wie man ihn anderswo selten findet. Der Lärchenbaum, als zum Schiffbau vorzüglich tauglich, wird jetzt sehr häufig gepflanzt, auch werden die Hirsche und Rehe mehr geschont als früher, und der Wildstand des Herzogs von Athol ist ziemlich bedeutend.

Gegenstände des Manufactur- und Erwerbwesens sind in der Grafschaft, außer den Erzeugnissen des Landbaues und der bedeutenden Fischerei im Tay Frith, den Lochs und Flüssen, welche letztere sich vorzüglich auf den Lachs- und Forellenfang erstreckt, Leinwand-, Wollen- und Baumwollenweberei, Gärberei, Twistspinnerei, Papiermühlen, etwas Schiffbau und Küstenschiffahrt. Die Weiber spinnen jährlich große Quantitäten Garn und in jedem Dorfe befinden sich Leinweber, welche dasselbe in Leinwand verwandeln. Diese wird theils ungebleicht an die Kaufleute in Perth, Dundee und Glasgow verhandelt, theils sowol für den Hausbedarf als für den Verkauf gebleicht. Als solche Manufacturorte verdienen außer Perth, wo sich acht bis zehn Bleichen befinden, genannt zu werden: Abernethy, wo viele Hausleinwand und andere nach schlesischer Art für Perth verfertigt wird, Alyth, welches viel Garn und gefärbte Leinwand liefert, Auchterrader mit 400 Weberstühlen, Blair-Gowrie mit einer Flachsspinnmaschine und starker Leinwandweberei, Callender mit 100 Stühlen und bedeutender Baumwollenweberei, Cupar of Angus, welches ebenfalls viel Leinwand liefert und nicht unbedeutende Gärbereien unterhält, Doune mit einer großen Twistspinnerei, Dunkeld, dessen Bewohner viel Garn spinnen und Leinwand verfertigen. In Crief findet man Leinen- und Baumwollenwebereien, große Bleichen, Gärbereien, sowie zwei Papiermühlen. Auch in Errol gibt es Leinweber, wogegen sich in Methven Baumwollenspinnereien und Papiermühlen finden. Andere Orte übergehen wir, indem wir bemerken, daß die Ausfuhr der Grafschaft, welche in Vieh, Wolle, Leder, Korn, Leinwand, Talg, Fischen, Honig, Blei, Schiefer ꝛc. besteht, jährlich nahe an 5,000,000 Gulden einbringt.

Perthshire, welches im Norden der Römermauer liegt, war der Schauplatz zahlreicher Kämpfe, durch welche die Caledonier in den Niederlanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten suchten. Oft färbte nach folgendem Verse Claudian's:

Scotorum cumulos flevit glacialis Jerne

Blut die Wasser des Earn, und Tacitus berichtet uns, daß Agricola am Fuße des Berges Grampius den heldenmüthigen Galgacus fand und schlug. Vor dem Treffen soll Agricola bei Callender gestanden haben, wo man in einem östlich von dem Orte gelegenen Erdwall von 28 Fuß Höhe noch jetzt Überreste seines Lagers zu sehen glaubt; den Kampfplatz selbst versetzt man gewöhnlich in die Nähe von Stormont, wo man ebenfalls ein römisches Lager, sowie zahlreiche Cairns erblickt, welche letzteren unbezweifelt caledonische Grabmäler sind. Bei Ardoch findet man eins der vollendetsten römischen Lager in Großbritannien und nahe dabei zwei andere weniger vollendete. Bei Carchill, sowie bei den Ochils zeigt man gleichfalls römische Lager, und das bei den Ochils steht durch einen Damm mit denen bei Ardoch in Verbindung. Reste einer starken Erdfestung sind zwei Miles von Monzie sichtbar und an dem Dunmoreberge liegt eine andere Befestigung, innerhalb welcher Fingal nach Zerstörung seines Schlosses im Garathale seine Wohnung gehabt haben soll. Diese letztere Festung ist mit einem tiefen Graben und einem doppelten, aus Steinen ohne Mörtel errichteten, Walle von 20 Fuß Dicke umgeben. Ein ähnliches Fort, doch von ungleich größern Verhältnissen, liegt zwei engl. Meilen östlich von Fienteach und bei dem dort befindlichen Sumpfe finden sich zahlreiche Cairns. Einer dieser Grabhügel wird dem Vater Fingal's, Comhal, zugeschrieben. In der Nähe von Culloquhey findet sich ein kleines Fort, welches gälisch Comhal's Kults, d. i. Comhal's Schlacht, genannt wird. Hier soll Ossian begraben liegen, und noch zeigt man ein steinernes Gewölbe oder Grab, in welchem er ruhen soll. Nach Andern wurde jedoch dieser große Barde im Kirchspiele Monzie beerdigt, und man will sein Grabmal entdeckt haben, als man die große Straße durch Hochschottland anlegte. Auf dem Kirchhofe Abernethy steht ein runder Thurm, welchen man die Picten erbauen läßt, deren Hauptstadt dieser Flecken gewesen sein soll. Druidendenkmäler sind häufig in der Grafschaft; sie bestehen theils aus Tempelruinen, wie bei Dull, Aberfeldie und Cargill, theils aus Steinkreisen und einzelnen, aufrechtstehenden Steinen. Das Volk zollt diesen letztern eine abergläubische Verehrung und nennt sie Stones of worship, d. i. Steine der Gottesverehrung. Überhaupt hat sich die Religion der Druiden in einzelnen Zügen hier länger erhalten, als in irgend einem andern Theile Altenglands, und manche Gewohnheiten des Hochlandes stehen in offenbarer Beziehung zu ihr. Der erste Mai,

welcher den Sonnendienern heilig war, heißt noch jetzt Beltan oder Baal-tein, d. i. Baalsfeuer, und wird immer noch mit Milch- und Eierfesten gefeiert.

Auf dem Kirchhofe zu Meigle sieht man Reste des großen Grabmals der Vanora (Vanera, Wanor oder Guinevar). Sie war die Gemahlin König Arthur's und lebte, von den Picten und Scoten gefangen genommen, eine Zeit lang in sehr traurigen Umständen zu Barry-hill. Nach einigen Schriftstellern lebte sie außerordentlich ausschweifend und wurde von wilden Thieren zerrissen, worauf man das Grabmal errichtete, um ihre Schande und ihre Todesart zu verewigen. Diese ganze Sache ist jedoch sehr zweifelhaft und die Sage hat vielleicht ihren Grund in dem symbolischen Charakter des Denkmals, welches auf eine ungestaltete Weise verschiedene an einem weiblichen Charakter verübte Gewaltthätigkeiten darstellt. Pennant hat dies Denkmal beschrieben und durch Kupfer anschaulich gemacht.

Perthshire besaß ehemals zwei Bisthümer zu Dunkeld und Dumblane. Die Kathedrale der letztern Stadt, welche König David 1142 auf einer Anhöhe bei derselben gründete, ist bis auf den Chor verfallen, welcher jetzt als Pfarrkirche dient. Die Kathedrale von Dunkeld ist eins der schönsten alten Gebäude in Schottland und wurde 1818 in gothischem Style erneuert. Zu Culroß sieht man die Ruinen einer 1217 von dem Grafen von Fife, Malcolm, gegründeten Cistercienserabtei und auch in Scone befand sich ein berühmtes Augustinerkloster. Andere Abteien, Prioreien und Klöster befanden sich in Abernethy, Elcho, Inchaffray, Inch-Mahome, Perth, Strathfillan, Loch Tay &c., deren Gründung größtentheils in das 13. und 15. Jahrhundert fällt. In Perth, Scone, und Abernethy befanden sich königliche Schlösser, die in den beiden ersten Orten wurden während der Reformation zerstört. Die bemerkenswerthesten Burgen und Schlösser sind die Schlösser Campbell, Finlanrig, Elcho, Comrie, Doune, Ballumbri, Garth, Kinnaird, Gowrie, Murthly, Kinfaurs, Ruthven, Balloch, Atholhouse, Drummond, Kenmore, Logierait, Moulin, Scone, Tibbermuir.

Perthshire steht, gleich den übrigen Grafschaften, unter einem Lordlieutenant oder Obersheriff und einem abgeordneten Sheriff, welcher einen Substituten erwählen kann, der in seiner Abwesenheit die Gerichtssitzungen hält. Die Herzoge von Athol sind Erbsheriffs der Grafschaft. In kirchlicher Hinsicht bestand die Grafschaft 1811 aus 67 Kirchspielen, von welchen 19 auf das Hochland, 48 auf das Niederland kamen. Von diesen gehörten 19 unter das Presbyterium von Dunkeld, 21 unter das Presbyterium von Perth, 15 unter das Presbyterium von Auchterader und 11 unter das Presbyterium von Dumblane. Die vier Presbyterien aber stehen unter den Synoden von Perth und Stirling. Es befinden sich in der Grafschaft zwei königliche Boroughs, Perth und Culroß, sowie eine Menge bedeutende Städte und Dörfer, zu welchen Downe, Callender, Scone [10]), Dumblane, Comrie, Crieff, Auchterarder, Dunning, Abernethy, Dunkeld, Alyth, Cupar of Angus, Blairgowrie und Longforgan gehören [11]). (*G. M. S. Fischer.*)

PERTH. Diesen Namen führen drei, erst in neuerer Zeit angelegte, Städte, nämlich 1) P., Stadt in der englisch-amerikanischen Grafschaft Montreal, Gouvernement Untercanada, welche zwei Kirchen, gute Schulen, ein Postamt und 5500 Einwohner enthält. (*G. M. S. Fischer.*)

2) Stadt in der Colonie Westaustralien, eine der drei ältesten dortigen Niederlassungen, 1829 von Stirling gegründet, liegt am nördlichen Ufer des Schwanenflusses bei seinem Eintritte in die große Binnenbucht, welche er vor seiner Ausmündung ins Meer bildet. Obgleich Hauptort der Colonie hat es doch nur 6—700 Einwohner; 3) auf der Insel Vandiemensland, am Norduſer des Southesk, wo dieser auf einer Fähre passirt wird, drei Meilen von Launceston. (*A. Keber.*)

PERTH, Treffen bei, am 1. Sept. 1644. Während des Bürgerkriegs in England, den von 1642 an das unter dem Namen des langwierigen und blutdürstigen bekannte, zu Westminster versammelte, englische Parlament gegen den König Karl I. führte und an welchem in den nächstfolgenden Jahren auch die Schotten thätigen Antheil nahmen, nachdem die Stände zu Edinburgh mit jenem Parlament am 17. Aug. 1643 ein Bündniß, den sogenannten Covenant, zur Aufrechthaltung der reformirten Confession und ihrer Rechte abgeschlossen, warf sich der Herzog von Montrose, aus der Familie Graham, einer der ältesten und angesehensten in der schottischen Grafschaft Perthland-Athol stammend, kühnen Muthes auf, die Sache des Königs in Schottland mit gewaffneter Hand in einem Zeitpunkte zu vertheidigen, wo dort schon Alles für ihn verloren schien. Schon im J. 1638 hatte sich die Mehrzahl der schottischen Stände gegen die Absicht Karl's I., den Ritus der englischen Episkopalkirche in ihrem Vaterlande einzuführen, aufgelehnt, und Montrose auch in der ersten Zeit auf ihrer Seite gestanden, sich aber später dem Könige mehr zugeneigt. Darauf hatten ihn die Stände wegen Verdachts, mit Jenem einen geheimen Briefwechsel geführt zu haben, zu Edinburgh verhaftet und erst nach dem am 7. Aug. 1641 zu Westminster mit dem Könige zu Stande gekommenen Frieden unter der Bedingung wieder in Freiheit gesetzt, daß dieser ihn ferner nie in seine Dienste nehmen, oder in die Nähe seiner Person kommen lassen sollte. Dennoch aber begab sich Montrose im Februar 1643 während der König sich in York befand und nachdem die Königin, Kriegsmittel aus Holland herbeiführend, bei Bridlington gelandet war, zu Letzterer, um beide zu benachrichtigen, daß die Conföderirten in Schottland wieder angefangen, ihr Haupt zu

10) Sie verdanken diese Würde dem Könige Jacob VI., welcher sie dem William Murray für sich und seine Nachkommen, wegen seiner bei der Gowrieverschwörung bewiesenen Treue und Klugheit ertheilte.

11) Man vergl. Beauties of Scotland. Vol. IV. A Topographical Dictionary of Scotland by *N. Carlisle.* 2 vols. 1813. Sketches of Perthshire by the Rev. *P. Graham.* (Edinb. 1812.)

erheben. Gleichzeitig war auch der schottische Herzog von Hamilton in York angekommen, um den dortigen Zustand zu schildern, und hatte im Widerspruche mit Montrose zur Beruhigung der Gemüther nur zu sanften Maßregeln gerathen. Diese Ansicht drang durch, sodaß Hamilton von dem Könige beauftragt wurde, in seinem Namen mit den Conföderirten zu unterhandeln und dessen Genehmigung für eine neue Ständeversammlung zu Edinburgh zu verkündigen. So entfernt sich nun aber jetzt der nach Schottland zurückgekehrte Herzog von Montrose von einer jeden Einmischung in die vorliegenden Händel auch hielt, so wurde ihm doch von den Ständen, nachdem diese sich mit dem englischen Parlament auf das Engste gegen den König verbunden und ein Hilfsheer aufgebracht hatten, welches unter dem General Lesley, Grafen von Leven, in England einrücken sollte, bei demselben die Stelle eines Generallieutenants angetragen, wodurch sie hofften, ihn, den sie als heimlichen wie als offenen Gegner besonders zu fürchten hatten, für ihr Interesse zu gewinnen. Montrose hörte die deshalb an ihn abgeschickten Unterhändler nur an, um sie auszuforschen, und begab sich, ohne irgend eine Erklärung abgegeben zu haben, unmittelbar darauf zum Könige, den er im August vor Glocester mit dessen Belagerung beschäftigt fand und der seinen Berichten anfänglich gar keinen Glauben schenken wollte. Als aber derselbe im Spätherbste die Bestätigung davon durch Hamilton erhielt und er nicht Rath wußte, wie der neuen durch die Schotten drohenden Gefahr zu begegnen sein möchte, suchte und fand er ihn bei Montrose'n. Denn schon war von diesem der Marquis von Antrim, ein irischer Edelmann von schottischer Abkunft, dafür gewonnen worden, 10,000 Mann in Irland anzuwerben, welche in Schottland landen sollten; ferner schlug er vor, den König von Dänemark, Christian IV., um ein Hilfscorps anzusprechen, und erbat sich dabei nur noch von den königlichen Truppen, die der Herzog von Newcastle in Nordengland befehligte, soviel Reiterei, als dieser würde entbehren können. So hoffte er eine hinlänglich starke Macht zusammenzubringen, um das in Schottland gesunkene Ansehen des Königs wieder aufzurichten, der auch im Januar 1644 zu Oxford in Alles einwilligte, wo er ein englisches Gegenparlament, um zur Bekämpfung des Parlaments von Westminster Geldmittel zu erlangen, und noch viele ihm Treugebliebene vom schottischen Adel um sich versammelt hatte. Montrose eilte nun nach Unterzeichnung eines Manifests von letzteren, in welchem sie gegen den Covenant protestirten und sich verpflichteten, nur für den König zu fechten, zum Herzog von Newcastle nach Durham (in der gleichnamigen östlich gelegenen Grafschaft Nordenglands), dessen Heer damals gleichzeitig im Norden von den Schotten und im Süden von Parlamentstruppen bedroht war. Daher konnte ihm dieser nicht mehr als 100 Reiter und 2 Geschütze abgeben, mit welchen Montrose nicht säumte, sich nach Carlisle (in der westlich gelegenen Grafschaft Cumberland Nordenglands, zunächst der schottischen Grenze) aufzumachen, die Vorstellungen Newcastle's nicht achtend, vorerst Hilfstruppen aus Dänemark und den Erfolg einer schon vorbereiteten Aushebung in den Grafschaften Cumberland und Westmooreland abzuwarten. Montrosen begünstigte in Carlisle das Glück. Er gewann den Adel der Umgegend für eine Unternehmung gegen Schottland, brachte in kurzer Zeit 400 Reiter und 1600 Mann Fußvolk zusammen und versuchte nun mit dieser kleinen Schar über die Grenze zu dringen. An dem Flusse Annan (in der schottischen Grafschaft Dumfries) angekommen, verließ ihn zwar eine Mehrzahl seiner Leute; dennoch aber gelang es ihm, die Stadt Dumfries zu überrumpeln, wo er sich einige Zeit aufhielt, um die Stimmung in Südschottland zu erforschen und Nachrichten über die erwarteten Irländer einzuziehen. Jene fand er dem Könige nur abgeneigt und von diesen konnte er von keiner Seite her eine Kunde erhalten; auch rückte ein schottisches Corps gegen ihn heran, welches auf dem Wege war, zu Lesley's Heere zu stoßen. Es blieb Montrosen daher nichts übrig, als sich nach Carlisle schnell wieder zurückzuziehen, von wo er mit den noch bei ihm gebliebenen Engländern einen Streifzug in die Grafschaft Durham unternahm und dort mit den königlichen Truppen die von den Conföderirten besetzte Stadt Morpeth wieder eroberte. So war der Juni herangekommen. Gegen Ende desselben hatte der pfälzische Prinz, Ruprecht, Vetter des Königs, die durch die Schotten und ein Parlamentsheer unter dem Grafen von Manchester und Fairfax hart bedrängte Stadt York entsetzt und hierauf den Herzog von Montrose beordert, sich ihm anzuschließen. Ehe dieser aber ihn erreichen konnte, erlitt das königliche Heer am 2. Juli bei Marston-Moor eine gänzliche Niederlage. Hierauf nun und als nach Schottland ausgeschickte Kundschafter gemeldet hatten, daß von dort gelandeten Irländern noch nichts zu erfahren gewesen, daß aber eine zu Edinburgh versammelte Synode Montrose'n und den Marquis von Huntley, Generallieutenant des Königs, das Haupt der angesehenen und weitverbreiteten Familie Gordon, der gegen die Conföderirten die Waffen ergriffen, als Vaterlandsverräther erklärt habe, sank bei den Gefährten des Ersteren aller Muth und sie zerstreuten sich bis auf 100 Reiter, welche zum Könige nach Südengland aufbrachen. Montrose versprach ihnen zu folgen; doch nur zum Scheine; denn er entschloß sich nun zu dem Wagstücke, ohne Truppen nach Schottland zu gehen, wo er noch immer auf die Ankunft der Irländer, die schon im Mai hatte erfolgen sollen, und die Unterstützung durch eine im mittlern und nördlichen Schottland noch vorhandene gegen den Covenant und für den König gestimmte Partei hoffte, die bisher sich nicht getraut hatte, thätiger aufzutreten und dazu nur eines unternehmenden Führers bedurfte. So überschritt er denn im August mit zwei vertrauten Rittern, Rollock und Sibbet, als ihr Diener verkleidet, unentdeckt die von den Conföderirten bewachte schottische Grenze und langte am 22. glücklich bei einem befreundeten nahen Verwandten, Graham von Inchbracky, in der Grafschaft Perthland-Athol an. Daselbst hielt er sich streng verborgen, schickte aber sogleich seine beiden Begleiter mit von Carlisle datirten Briefen aus, die, ohne seine

Anwesenheit zu ahnen, an andere in seiner Nähe zurückschrieben, daß der Marquis von Huntley sich zwar mit seinen Anhängern in den Grafschaften Inverneß und Aberdeen in Bewegung gesetzt, daß diese aber bei Annäherung eines starken Corps unter dem Marquis von Argyle wieder auseinandergegangen und Jener genöthigt worden sei, in die Gebirge im äußersten Norden zu entfliehen. So schienen alle Hoffnungssterne, die Montrose'n noch dunkel geleuchtet hatten, untergegangen zu sein; doch bald nachher erhielt er aus Hochschottland die sichere Meldung von dort gelandeten irischen Truppen, die der Marquis von Antrim unter dem Ritter Macdonald abgesendet hatte, worauf er unverzüglich ein wiederum von Carlisle datirtes Schreiben an sie richtete, welches ihnen gebot nach Blair-Athol (7 teutsche Meilen nördlich von Perth) aufzubrechen. Erst als sie dort angekommen waren, ließ er die Nachricht von seiner Gegenwart in der Umgegend verbreiten und erschien dann selbst in dem Lager der Irländer. Diese nur gegen 1200 Mann stark, hatten sich bis dahin in einer verzweiflungsvollen Lage befunden. Sie waren ebenso schlecht bewaffnet als bekleidet und litten Mangel an Lebensmitteln; die Conföderirten hatten ihre Schiffe verbrannt und der Marquis von Argyle war schon im Anmarsche, um sie völlig zu vernichten. Sie sahen daher in Montrosen ihren Retter, und ihr Vertrauen zu ihm steigerte sich noch mehr, als nun auch der königlich gesinnte Adel des Hochlandes, durch sein Auftreten ermuthigt, ihm binnen zwei Tagen 800 zuverlässige Bergschotten zuführte. Jetzt brach Montrose unverzüglich gegen Perth auf, um eine in dortiger Gegend versammelte Truppenabtheilung Conföderirter zu überraschen, bevor noch Argyle an ihn herankommen konnte. Nachdem er den Taystrom überschritten und auf dem Gebirge von Buchanty angelangt war, rückten ihm schon von Perth her 500 Mann unter Kilpunt, ältestem Sohne des Grafen Monthet, entgegen. Durch einen Abgeordneten ließ er ihm sagen, nicht als Feind, sondern nur um sich der gerechten Sache des Königs anzunehmen, sei er nach Schottland gekommen. Darauf folgte eine Besprechung, in der es Montrosen glückte, ihn für sich zu gewinnen und nach welcher beide eine ganze Nacht hindurch den Marsch nach Perth fortsetzten. Mit Tagesanbruch am 1. Sept. sahen sie, nur noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, auf der Heide von Newbiggin die Conföderirten vor sich aufmarschirt, die ungleich stärker waren, als Montrose nach Kilpunt's Aussagen hatte vermuthen können. Sie zählten gegen 6000 Mann Fußvolk, gegen 700 Reiter und 9 Geschütze. Montrose hatte gar keine Reiterei, kein Geschütz und nur etwas mehr als 2000 Mann Fußvolk; die Irländer führten keine Degen und die meisten nur Pulver für einen Schuß. Dennoch waren sie, wol einsehend, daß unvermeidliches Verderben ihrer wartete, wenn sie nicht das Äußerste wagten, ebenso wie die Schotten, die Montrose'n jubelnd empfangen hatten, als er in ihrer Nationaltracht ihnen entgegengekommen, von dem besten Geiste beseelt. Er schickte sich daher an, sein kleines Heer in Schlachtordnung zu stellen, sandte aber zugleich einen Edelmann, Namens Matherty, zu den Conföderirten, sie einladend, mit ihm gemeine Sache zu machen. Doch vergeblich; denn nach einer hochfahrenden, abschlägigen Erwiederung nahmen sie ihn gefangen und bedrohten ihn mit dem Tode. Darauf setzten sie sich zum Kampfe in Bereitschaft, den Sieg schon für gewiß haltend, da sie bei ihrer Überzahl auch im Vortheil des Terrains waren. Ein Herr von Elcho, ältester Sohn des Grafen von Wrims, der das ganze Corps befehligte, führte den rechten Flügel, der Ritter Jacob Scot von Rossy, ihr erfahrenster General, den linken, und Graf Tulibarne das Mitteltreffen. Die Reiterei, mit der Elcho eine Umzingelung auszuführen gedachte, war auf den Flügeln vertheilt. Montrose ordnete, um eine ebenso ausgedehnte Linie wie der Feind zu gewinnen, seine Truppen in drei Glieder und stellte die Bergschotten, die am Besten bewaffnet waren, auf die Flügel. Den Befehl über den rechten, Rossy gegenüber, behielt er sich vor, in der Voraussicht, daß, wenn es ihm gelänge, diesen zu werfen, er mit den übrigen leichtes Spiel haben dürfte. Kilpunt führte den linken Flügel und Macdonald die nur aus Irländern bestehende Mitte an. Allen war befohlen, nicht eher zu feuern, als bis sich der Feind ganz schußrecht genähert haben würde. Das erste Glied sollte dabei auf das Knie fallen, die andern darüber wegschießen, und dann Alle vereint mit dem Degen in der Faust oder mit dem Kolben darauf gehen. Kaum hatte nun Montrose dies angeordnet und seinen Leuten noch in einer ergreifenden Rede den Ruhm vorgestellt, den sie durch Besiegung eines ungleich stärkeren Heeres erlangen würden, als auch schon von den Conföderirten eine starke Abtheilung unter Drummond zum Angriffe vorging. Diese wurde von einer ihr entgegengeschickten zurückgedrängt und zugleich erhob sich unter den königlichen Truppen ein allgemeines Geschrei als Zeichen ihrer Kampflust. Diesen Moment benutzte Montrose. Er befahl mit der ganzen Linie rasch vorzurücken, sodaß Drummond's Leute nicht wagten sich wieder zu setzen, sondern vielmehr in Unordnung sich auf das Hauptheer stürzten und darunter schon Verwirrung verbreiteten. Hierauf ließ er, in naher Schußweite angekommen, Halt machen und die Königlichen führten nun, nachdem sie ein Artilleriefeuer ausgehalten hatten, ohne erschüttert zu werden, den ihnen schon gegebenen Befehl mit einem solchen Erfolge aus, daß fast keiner ihrer Schüsse fehlte. Die Conföderirten sahen zwar bald, daß ihren Gegnern die Munition fehle, aber auch sie litten Mangel daran und versuchten nun einen Angriff mit der Reiterei. Doch auch dieser scheiterte an der Tapferkeit der Königlichen, die sich mit dem Säbel oder mit Kolben auf sie stürzten, oder in deren Ermangelung Steine schleuderten. So wurde der rechte Flügel und die Mitte der Conföderirten gänzlich geschlagen und nur ein Theil ihres Fußvolks auf dem linken Flügel hielt hinter besetzten Mauerwerken unter Rossy noch Stand. Nur erst als sich Montrose an die Spitze der ihm besonders ergebenen und braven Schotten gesetzt hatte, gelang es, auch diesen Posten zu nehmen; die Flucht der Conföderirten wurde nun allgemein und sie verloren, zwei englische Meilen weit ver-

folgt, gegen 2000 an Todten und viele Gefangene; die Königlichen dagegen erlitten einen nur sehr geringen Verlust. Dieser Sieg wurde am nämlichen Tage erfochten, an welchem der König in der Grafschaft Cornwall (der südwestlichsten Englands) einen bedeutenden Vortheil über ein von ihm eingeschlossenes Corps des Grafen Essex gewann, dessen ganzes Fußvolk er zu einer schimpflichen Capitulation zwang. Die Stadt Perth öffnete Montrose'n unmittelbar nach dem Treffen die Thore; obschon aber dieser sie gegen Plünderung schützte und alle Gefangene frei ließ, so fand er doch unter den für den Covenant fanatisch gestimmten Einwohnern keinen Anhang. Daher brach er nach drei Tagen wieder auf, sich gegen Aberdeen (18 teutsche Meilen nordöstlich von Perth) wendend, wo er am 12. September ein vor der Stadt unter dem Baron von Burley versammeltes Corps angriff und gänzlich zerstreute. Und so wurde das Treffen bei Perth, obschon wenig bedeutend an sich, doch für Schottland verhängnißvoll in seinen Folgen. Denn Montrose durchzog darauf, mit seltener Rastlosigkeit und Kühnheit, alle mittlere und die meisten nördlichen Grafschaften, den Sieg an seine Fahnen ein volles Jahr lang überall fesselnd, wo er die Conföderirten nur fand. Erst dann verließ ihn sein Glück, als er auf Befehl des Königs bis Südschottland vorgedrungen war, wo er am 13. Sept. 1645 bei Philipp-Haugh (unweit Selkirk in der gleichnamigen Grafschaft) von einem überlegenen Corps unter Lesley aufs Haupt geschlagen wurde. Nach dieser Niederlage setzte er zwar, mit einem schwachen Reste seiner Truppen nach Nordschottland entkommen, den Krieg eine Zeit lang hartnäckig noch fort, wurde aber in Folge einer dem Könige von den Schotten abgedrungenen Ordre, denen er sich, als sie im Mai 1646 Newark, in der englischen Grafschaft Nottingham, belagerten, in die Arme geworfen hatte, genöthigt, die Waffen niederzulegen und sich am 5. September nach Norwegen einzuschiffen. (*Heymann.*)

PERTH-AMBOY, auch schlechtweg Amboy genannt, kleine Post-, Hafen- und Handelsstadt der zum nordamerikanischen Freistaate New-Jersey gehörigen Grafschaft Middlesex. Sie liegt unter 40° 35′ nördl. Br. und 74° 50′ westl. L. nach dem Meridian von Greenwich, 35 engl. Meilen von New-York entfernt, auf dem Rücken einer von dem Raritonflusse und dem Arthur-Cull-Sund gebildeten Landenge am Ende der Raritonbai, und erfreut sich einer vortheilhaften und gesunden Lage. Sie zählt 200 Häuser mit 1000 Einwohnern und hat eine Kirche, einen Gerichtshof, eine Akademie, ein Postamt, verfallene Kasernen und ein Zollamt. Offen gegen Sandy-hook, erfreut sich Perth-Amboy eines der besten Häfen des nordamerikanischen Festlandes, welcher in neuerer Zeit zum Freihafen erklärt worden ist. Trotz dem und mancher anderer Begünstigungen und Aufmunterungen von Seiten der Regierung zählt die Stadt nur wenige Kaufleute, welche Heu verfahren und einen unbedeutenden Handel mit den Inseln Westindiens treiben. (*G. M. S. Fischer.*)

PERTHES, alter Flecken im französischen Departement der Obermarne (Champagne), Canton St. Dizier, Bezirksstadt Vassy, liegt 6¼ Lieues von dieser entfernt, nahe am rechten Marneufer zwischen St. Dizier, Chalons und Vitry le François und hat eine Succursalkirche, 110 Feuerstellen und 690 Einwohner. An seiner Stelle lag die von Attila zerstörte Hauptstadt des pagus Pertisus, oder das Ländchen Perthois, welches schon in den Capitularien Karl's des Großen erwähnt wird. Es bildete einen Theil der Champagne, soll seinen Namen den zahlreichen Meierhöfen, welche die alten Gallier hier besaßen und welche im Keltischen Perth hießen, verdanken, hatte in der spätern Zeit Vitry le François zur Hauptstadt und theilte in geschichtlicher Hinsicht das Schicksal der Champagne. In alten Zeiten soll es seine eignen Grafen gehabt haben, für deren ersten man den Vater der heil. Menehould, Namens Signase, hält. (Nach Expilly.)
(*G. M. S. Fischer.*)

Perthois, s. Perthes.

PERTHOLDS, auch Bertholds. 1) Großpertholds, auch Großpertholz, auch Berchtholds genannt, eine freiherrlich von hackelberg-landauische Herrschaft im V. O. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, zu welcher die Allodialherrschaft Kehrbach und das Allodialgut Hypolz gehören. Sie liegt im nordwestlichsten Theile des Kreises in gebirgiger, hoher, eben nicht besonders fruchtbarer Gegend, woran mehr die Rauheit des Klima's als die Beschaffenheit des Bodens Schuld ist; da der Ackerbau sich weniger lohnend zeigt, so wird um so mehr gesponnen und gewebt. Die Herrschaft hat acht Dominicalhöfe in eigener Regie und besitzt viele ausgedehnte Waldungen. 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger Markt und Hauptort derselben, mit 102 Häusern, 809 teutschen Einwohnern, einem herrschaftlichen Schlosse, einer Bierbrauerei, einer Papiermühle, einer eigenen kathol. Pfarre, Kirche und Schule*). 3) Kleinpertholds, ein zur Heerschaft Großpertholds gehöriges Dorf in demselben Viertel und Kreise. 4) Unterpertholds, ein zur Herrschaft Drosendorf gehöriges Dorf desselben Viertels und Landes über der mährischen Thaya zunächst der mährischen Grenze gelegen. 5) Zwei andere Ortschaften desselben Kreises, deren einer zur Herrschaft Böckstall, der andere zu Weißenbach gehört. (*G. F. Schreiner.*)

PERTI (Giac. Antonio), geb. zu Bologna 1656, ein Zögling der altitalienischen Schule, welcher er Ehre machte. Seine erste Anstellung fand er in Florenz, von wo er nach Wien berufen wurde, von den Kaisern Leopold und Karl VI. hochgeehrt und belohnt. Nach der Entsetzung Wiens von den Türken wurde 1683 sein Te Deum mit außerordentlichem Beifalle aufgeführt. Hier schrieb er auch sein Oratorium Abramo, Vincitur de propri affetti, welches nach Gerber 1687 zu Bologna gedruckt wurde. Von Oratorien werden noch genannt: Giesu al sepulcro (1718) und Morte del Giusto. Eine Messe für acht Stimmen (gedruckt); ein vierstimmiges Adoramus (Manuscript). Dazwischen fuhr er lebhaft fort, für das Theater zu schreiben, für welches er schon in seinem 14. Jahre die erste seiner Opern Atide geschrieben haben soll. Woher mögen das die Herren wol haben? Gerber

*) s. W. C. W. Blumenbach's neueste Topographie des Erzherzogthums Österreich unter der Ens (Güns 1835). S. 156.

gibt das Jahr 1679 an, was schon an sich vernünftiger klingt. Überhaupt werden 14 Opern von Gerber aufgezählt, die letzte Lucio Vero 1717. Als Kirchencomponist stand er jedoch in höherem Ansehen. Von seinen ernsten Werken ist auch jedem Liebhaber Mehres zugänglich. Etwa in seinem 70. Lebensjahre legte er seine Stelle in Wien nieder und begab sich in seine Vaterstadt Bologna, wo er, an Thätigkeit gewöhnt, eine Musikschule errichtete, in welcher unter Andern der nachmals berühmte Pater Martini erzogen wurde. Dieser hat seinem Lehrer in seinem Saggio di Contrapunto ein Ehrendenkmal durch Mittheilung von sieben Sätzen dieses Meisters errichtet. Auch Paolucci hat vier Nummern in Arte prattica di Contrapunto aufgenommen. Er brachte sein Alter sehr hoch und componirte noch in den letzten Jahren seines thätigen und überaus glücklichen Lebens. Er starb in seiner Vaterstadt 1747. (*G. W. Fink.*)

PERTICA, einer der höchsten Berge im westlichen Theile des venetianischen Königreichs, der nur wenig niedriger ist als das am Gardasee liegende Vorgebirge S. Vigilio (Punta di S. Vigilio), sich an der Grenze Tyrols mit dieser Provinz erhebt und sein kahles Haupt hoch über den Passo della Pertiga emporragen läßt. (*G. F. Schreiner.*)

PERTICARA. 1) Ein Flüßchen der Provinz Basilicata des Königreichs beider Sicilien, dessen Quellen auf den Bergen von Serracaprina liegen, bei dem Dörfchen Torre di Perticara. Nach einem Laufe von 15 Miglien, auf dem es südwestlich von Corigliano und von Frascineto dahingeflossen ist, vereinigt es sich bei Hiano mit dem Sauro. 2) Ein bedeutender Wildbach der Provinz Frignano der estensischen Staaten, der nie versiegt, bei dem Orte Lagocii im Westen von Lagosanto auf dem nördlichen Abhange der Apenninen entspringt, seinen reißenden Lauf von Südwesten nach Nordosten einschlägt und nach einem Wege von acht Miglien, die Schlangenwindungen mit eingerechnet, in geringer Entfernung von Roccapelago sich mit dem Scottenna vereinigt*). 3) P., Monte, oder Monte del Perticara, ein hohes Felsengebirge, das sich in der neapolitanischen (Domini al di qua del Faro) Provinz Calabria citeriore und zwar zwischen Umbriatico und Verzino erhebt und sich in der Richtung von Nordwest nach Südost dahinzieht. (*G. F. Schreiner.*)

PERTICIANENSES AQUAE werden im Itiner. Anton. als Ort auf der Insel Sicilien erwähnt, auf welchen Drepanum (auch τὰ Δρέπανα genannt) folgt. Vergl. *Ph. Cluver*, Sicilia ant. p. 273. (*Krause.*)

PERTICO, in Florenz eine Ackerfläche von 71⅙ franz. oder 74⅞ rheinl. Quadratfuß. (*William Loebe.*)

PERTIGAPASS (der), ein merkwürdiger Gebirgspaß bei Ala im Kreise der welschen Confinien von Roveredo Südtyrols, welcher in einer absoluten Höhe von 4894 Fuß liegt†) und aus dem Venetianischen nach Tyrol führt. (*G. F. Schreiner.*)

*) Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi* (Milano 1835). Vol. III. p. 160.

†) s. die gefürstete Grafschaft Tyrol mit Vorarlberg. Beschrieben von A. A. Schmidl (Stuttgart 1837). S. 17.

PERTINAX. Eine zu schnell vorübergehende Erscheinung ist dieser Mann auf dem Imperatorenthrone des römischen Weltreiches gewesen, als daß er eine politische Bedeutung zu gewinnen vermocht. Nur als sittliche Erscheinung ist er nennenswerth, aber als solche nimmt er auch eine nicht unbedeutende Stelle ein. Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert ist die römische Welt schon ein fauler Sumpf zu nennen, wenn man von Sittlichkeit redet, und es muß daher erfreuen, in ihr einen reinen Mann zu sehen, wenn es auch wieder schmerzt, zu finden, daß es eben diese Reinheit ist, die ihm den Untergang durch Mörderfäuste bringt. Helvius Pertinax ward im J. 126 in einem kleinen Orte bei der Stadt Alba Pompeja in Ligurien geboren. Sein Vater war der Freigelassene Helvius Sucessus, der einen Holzhandel betrieb. Pertinax scheint eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben. Er konnte sich in die Welthauptstadt Rom begeben, wohin, wer sein Glück machen wollte, sich begab, um Grammatik zu lehren. Indessen machte er damit das gehoffte Glück nicht, und so ergriff er das Handwerk der Waffen. Der Patron seines Vaters, Lollianus Avitus, verschaffte ihm eine Officierstelle im Heer. Es war unter der Herrschaft des Kaisers Titus Antoninus. Unter Marcus Aurelius erscheint er schon in bedeutenden Verhältnissen. In dem Kriege gegen die Parther hat er die Aufmerksamkeit des Imperators auf sich gezogen und wird in größern Staatsgeschäften angewendet. Bald erscheint er in Mösien und Dacien, bald in Rhätien und Noricum, bald in den Geschäften des Krieges, bald in den Geschäften des Friedens. Von einem Edlen, von dem Kaiser Marcus Aurelius selbst, verdient sich Pertinax Lob und Ehre, wird zum Prätor und Senator erhöht. Nur ein einziges Mal droht des Kaisers Gunst zu verschwinden, und Pertinax wird auf einen falschen Bericht seiner Staatswürden entsetzt. Die Falschheit des Berichtes ist aber von Marcus Aurelius alsbald erkannt und Pertinax in alle seine Würden wieder eingesetzt worden. Nachdem er früher schon die Provinzen Mösien und Dacien verwaltet, wird ihm die Verwaltung der wichtigen Provinz Syrien aufgetragen. Auch dort soll sich Pertinax bis zum Tode des Kaisers auf eine tadellose Weise benommen, mit der Thronbesteigung des Commodus aber sich geändert und seine hohe Stelle gemisbraucht haben, um sich Reichthümer zu erwerben. Dieser Vorwurf wird indessen nur von einem spätern Schriftsteller ausgesprochen. Zeitgenossen aber rühmen, daß Pertinax allen seinen Würden mit Ehre vorgestanden und mit Ehre aus ihnen herausgeschritten sei, ohne sich an ihnen zu bereichern. Sie nennen ihn überhaupt einen würdigen, mäßigen, besonnenen, in der Einfachheit früherer Zeiten lebenden und denkenden Mann, der grade deshalb in einer wild-verschwenderischen Zeit freilich leicht als Geizhals verschrieen werden konnte. Sie rühmen seinen milden und freundlichen Sinn, sie schreiben ihm die schönsten und rein menschlichsten Tugenden zu, sie lassen nicht unerwähnt, daß selbst der Besitz der höchsten Gewalt keinen Fehler, den er früher etwa verborgen, in ihm habe offenbaren können. Im Übrigen behielt Pertinax die Provinz Syrien nicht lange über den

Regierungsantritt des Commodus hinaus. Er ward in seine Heimath verbannt, wo die Sorge und die Vermehrung seiner Besitzungen ihn beschäftigte. Dieses Schicksal war dem Pertinax besonders durch Perennis, den Präfectus Prätorio, bereitet worden. Nach dessen Tode ward Pertinax auch von Commodus wieder in großen Staatsgeschäften angewendet. Die Truppen in Britannien waren gegen Commodus aufgestanden und Pertinax ward ausgesendet, die Provinz zu beruhigen. Als Soldat glaubte Pertinax auch dem Tyrannen Commodus die Treue bewahren zu müssen. Er unterdrückte die Bewegung, obwol sie ihm selbst Gelegenheit, sich zum Imperator ausrufen zu lassen, darbot. Pertinax handhabte eine strenge Disciplin und die Legionen Roms wollten diese nicht mehr. Einstmals empörte sich eine Legion gegen ihn, und fast hätte er den Tod bei diesem Vorgange gefunden. Pertinax selbst mußte um seine Zurückberufung nachsuchen, da seine eiserne Strenge ihn den Legionen verhaßt gemacht. Pertinax ward nun Präfect der Stadt Rom und gewann auch als solcher hohes Lob von allen Redlichen. Nach der gefährlichen Höhe eines römischen Imperators geizte Pertinax nicht. Sie ward ihm ohne sein Zuthun. Am letzten Tage des Jahres 192 ward Commodus von Lätus, dem Präfectus Prätorio, und Electus, seinem Kämmerer, erwürgt. Die Mörder beriethen, wen sie zum Imperator machten und fielen auf Pertinax, den damals 66jährigen Greis. Noch in der Nacht begaben sie sich zu ihm mit ihren Genossen. Pertinax soll bei dem Geräusch gemeint haben, sie brächten ihm auf des Commodus Gebot den Tod, dem er bis jetzt fast wunderbar entgangen, denn alle Freunde des Marcus hatte der Tyrann seiner grausamen Wuth geopfert. Zögernd nahm er das dargebotene Reich. Sie begaben sich nun in das Lager der Prätorianer, auf welche zu Roms Unglück bei der Besetzung des Thrones soviel ankam. Jubelnde Volksmassen begleiteten Pertinax schon und umstanden die Prätorianer, die dem strengen Pertinax wenig geneigt waren. Sie wurden ihm um so weniger geneigt, als er nur ein mäßiges Thronbesteigungsgeschenk versprach und gleich davon redete, daß gar vieles geändert werden müsse. Unter Commodus hatten die Prätorianer sich mit aller Frechheit und Zügellosigkeit betragen dürfen. Indessen machte die Furcht vor dem Volke, daß auch sie den Pertinax als Imperator begrüßten. Beinahe scheint es, als habe er nur von dem Sturme plötzlicher Ereignisse überwältigt und betäubt eingewilligt, das Reich zu übernehmen. Er bringt die Zeit bis zur Eröffnung des Senats am folgenden Tage im Tempel der Concordia zu und will dort den Claudius Pompejanus bewegen, das Reich noch an seiner Statt zu übernehmen. Dieser aber verweigert es, und als nun der Senat gehalten wird, schlägt er selbst noch den Glabrio als Imperator vor. Man hat keinen Grund anzunehmen, daß hier bei Pertinax eine sonst freilich oft vorkommende Verstellung stattgefunden, denn es wird versichert, daß er selbst später noch daran gedacht, dem Reiche wieder zu entsagen. Der Vorschlag des Pertinax mit Glabrio wird vom Senate nicht angenommen und er muß das Reich, das er nicht gesucht, übernehmen, duldet aber nicht, daß seine Gattin zur Augusta, sein noch junger Sohn, den er in seinen Privatverhältnissen läßt, erhöht werde. Er müsse den Cäsartitel erst verdienen, sagte er von dem Sohne. Die kurze Zeit, welche dem Pertinax auf dem Throne vergönnt war, verkündete dem Römerreiche nur Gutes. Er wollte nutzlose Kriege vermeiden, den Fremden zeigen, daß Rom noch Treue und Glauben achte, er wollte mit Weisheit und Besonnenheit mild über die römische Welt walten und die Wunden heilen, welche die Tyrannei des Commodus geschlagen. Die Verbannten wurden zurückgerufen, der Gemordeten Ehre wiederhergestellt, die eingezogenen Güter zurückgegeben, mehre Abgaben, die Commodus eingeführt, wieder abgeschafft, die Delatoren gezüchtigt und erklärt, daß der Imperator, wie in Rom aus Furcht vor den Tyrannen so oft zu geschehen pflegte, keine Vermächtnisse annehmen würde, die zum Nachtheil rechtmäßiger Erben gemacht würden. Der wüste Pomp, der in dem Palaste des Commodus geherrscht, ward abgethan. Pertinax lebte als Imperator fast ebenso einfach, wie er als Privatmann gelebt hatte. Schon fing seine Aufmerksamkeit an, sich über das ganze Reich auszudehnen; er verordnete, daß in Italien und den Provinzen wüstliegendes Land an fleißige Hände überantwortet werden sollte. Aber Rom sollte das Glück, einen solchen Imperator zu besitzen, nicht lange haben. Nur wenige Tage, so scheint es, waren nach der Thronbesteigung des Pertinax verlaufen, als die Prätorianer, seine Strenge fürchtend, den Versuch machten, einen andern Imperator aufzustellen. Sie wollten in ihrem Lager den Senator Maternus Lascivius zum Imperator ausrufen. Dieser entrann ihnen aber und flüchtete selbst zu Pertinax. Dann verschwuren sie sich, um einen andern, Fulco genannt, der von dieser Verschwörung selbst nichts gewußt haben soll, an die Stelle des Pertinax zu bringen. Die Prätorianer sind immer erbitterter auf den Imperator geworden. Es ist wieder eine strenge Disciplin über sie gekommen; sie dürfen die Menschen nicht mehr mishandeln und schlagen, wie sie unter Commodus im frechen Übermuthe oftmals gethan. Ihre Verschwörung wird aber entdeckt und hart bestraft. Lätus, vielleicht getäuscht in großen Erwartungen, die er sich auf große Belohnungen von dem sparsamen Pertinax gemacht, soll die Strafen noch strenger gemacht haben, als der Imperator sie selbst haben wollte, um es damit schneller zu einer neuen Revolution zu bringen. Auch ließ diese nicht lange auf sich warten. Einige hundert von den verwegensten Prätorianern erhoben sich am hellen Tage. Sie stürmten in den Kaiserpalast hinein. Pertinax trat ihnen furchtlos entgegen. Schon hatten seine würdevollen Worte viele rohe Gemüther gebändigt, als einer der Verwegensten ihm das Schwert in die Brust stieß. Nur 87 Tage war Pertinax Imperator Roms gewesen. (*Dio Cass.* LXXIII, 1—10. *Herodian.* II, 1—16. *Jul. Capitolin.* Pertinax.) (*Flathe.*)

PERTINENZEN[1]) (PERTINENZIEN), PERTINENZSTÜCKE, Zubehör, Zubehörungen, Zu-

1) Die Literatur über diesen Gegenstand ist so umfassend, daß

gehörigkeit, Angehörungen, Anhang, Eingedühn, (von ein, inwendig, und Dühn, das Haus, lat.: pertinentiae, dependentiae [2]), appendices [3]), appenditiae, res pertinentes [4]), accessoriae res, accessiones, attinentiae, appertinentiae, compertinentiae, annexa, cohaerentiae, adjacentia, franz. [5]): Appartenances) sind Nebensachen, welche, obgleich für sich bestehend, doch mit einer andern Sache, der Hauptsache, in solcher Verbindung sich befinden, daß sie den rechtlichen Verhältnissen derselben mit unterworfen sind [6]). Oft weichen die Particularrechte von dieser Definition ab [7]). Auch das römische Recht [8]) selbst hat zu andern Definitionen [9]) Veranlassung gegeben. Die Römer kannten nämlich den Ausdruck pertinentiae nicht, sie hatten dafür keine besondere technische Bezeichnung und pflegten, wenn sie von Pertinenzen sprachen, sich so auszudrücken: aedium sunt, fundi sunt, domus portio est [10]). In anderer Beziehung nannten sie die Pertinenzen auch causa rei, omnis causa, auch causa *κατ᾽ ἐξοχὴν* (daher cum causa restituere, causam restituere, causam omnem restituere), endlich auch, und zwar vorzüglich: accessio [11]). — Alles Ausdrücke, die häufig weit mehr, als die bloßen Pertinenzen bezeichnen [12]). Der Ausdruck pertinentiae ist eine Geburt der mittelalterlichen schlechten Latinität; er kommt zuerst in einer Bulle von 1102 vor [13]). Daß er von dem altlateinischen Worte pertineo, aber nicht in dessen Urbedeutung (a per et teneo, pervenio, penetro), sondern erst von der abgeleiteten Bedeutung, wiederum abgeleitet worden ist, worin das Pertinet ad me (attinet, es geht mich an, es gehört mir) gebraucht wird [14]), bedarf kaum einer Erwähnung. Nur ist die Bemerkung Leyser's [15]) nicht zu vergessen, daß das Wort pertinere eine weitere Bedeutung als Pertinentiae hat. Keineswegs aber können wir der Meinung Stryk's [16]) beistimmen, welcher glaubt, daß die Bedeutung frui, die zuweilen das Zeitwort pertinere habe, zur Bildung des Wortes Pertinentiae Veranlassung gegeben hätte. Das Entgegengesetzte von Pertinenz, Impertinenz, wird in der Bedeutung von Unzugehörigkeit (daher auch pertinent und impertinent, zugehörig und unzugehörig) nur in der juristischen Sprache gebraucht, außerdem versteht man darunter Ungehörigkeit in Bezug auf Personen und Handlungen, Unschicklichkeit, Unziemlichkeit, Beleidigung. Man pflegt aber hier in der Mehrzahl nicht, wie in der juristischen Sprache, das Pertinenzen und Pertinenzien vermischt, sondern blos die Form Impertinenzen zu gebrauchen und den, der sich deren schuldig macht, impertinent zu nennen [17]).

Wol — aber oft sehr schwer — sind die Pertinenzen von den Theilen der Hauptsache, namentlich eines Grundstückes zu unterscheiden, zumal häufig die Pertinenzen ganz die Natur der Hauptsache angenommen haben. Ebendies ist unstreitig die Ursache, warum die oben erwähnten Ausdrücke des römischen Rechtes so weitumfassend sind, daß man kaum die Behauptung aufstellen kann, die Römer hätten über diesen Unterschied ganz klare Begriffe gehabt [18]). Noch viel weniger stellten sie eine Theorie der Lehre von den Pertinenzen auf; sie begnügten sich mit Aufführung von Beispielen, denen gelegentlich die allgemeinern Grundsätze beigefügt waren. Übrigens werden die nachstehenden, über die Pertinenzen von den Rechtslehrern aufgestellten Grundsätze beweisen, daß man auch noch jetzt diesen Unterschied in den wenigsten Materien festhält. Das Hauptkriterium ist, daß die Pertinenzen für sich bestehende, aber um der Hauptsache willen und zu deren Nutzen vorhandene Nebensachen sind. Setzte die Pertinenz nicht ein in seinen Haupttheilen vollendetes Ganze voraus, wozu sie nicht eine außerwesentliche Nebensache wäre, so würde die Pertinenz mit der Haupt-

---

wir hier nur auf die Schriften werweisen können, wo sie sich, namentlich aus der ältern Zeit, möglichst vollständig findet: *Lipenii* bibliotheca realis c. suppl. s. voc. *Pertinentiae.* *Beselin*, De pertinentiis. (Götting. 1782.) §. 2 et not. e. p. 3 sq. Funke, Die Lehre von den Pertinenzen. (Chemnitz 1827.) §. 1. S. 7 fg. Außer dieser letztern Schrift selbst gehört zu den neuesten Erzeugnissen der Literatur in dieser Materie die bei Funke öfters angezogene Abhandlung von Gesterding, Das System des römischen Rechts von den Pertinenzien, in dessen: Alte und neue Irrthümer der Rechtsgelehrten. (Greifswalde 1818.) Nr. X. S. 301 fg. Unter den Dissertationen zeichnen sich die in Note 3 angezogene Mencken'sche und die eben erwähnte Beselin'sche aus, welche auch in Barth, Sammlung auserlesener Dissertationen sich im 1. Bd. 5. Abh. S. 105 übersetzt findet. Außerdem erwähnen wir, mit Ausschluß der nachstehend bei besondern Veranlassungen angezogenen Schriften, noch: *Schweder*, De clausula investiturae feudalis: cum pertinentiis. (Tübingae 1686.) *Mueg*, De pertinentiis, vulgo Zubehörungen. (Argentorati 1671.) *Joachim*, De pertinentiis a praediis sine oneribus separatis. (Lipsiae 1727.)

2) *Stryk*, De cautelis contractuum. Sect. II. c. 8. §. 20. 3) *Mencken*, Diss. de probatione pertinentiarum feudalium. (Vitembergae 1723.) §. 2. 4) Göschen, Vorlesungen über das gemeine Civilrecht. 1. Bd. S. 237. 5) *Beselin* l. c. §. III. et not. i. 6) So definiren in der Hauptsache Funke a. a. O. §. 2. Gesterding a. a. O. §. 1. S. 307. Göschen a. a. O. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 226. Schweppe, Das römische Privatrecht. §. 191. Glück, Pandektencommentar. 16. Th. §. 983. S. 98. Abweichend davon, zum Theil zu beschränkt, sind die Definitionen von Beselin l. c. §. 3. p. 4. Weber, Handbuch des in Teutschland üblichen Lehenrechts. 2. Th. §. 53. S. 99. Zu weitläufig die von v. Wening-Ingenheim, Lehrb. des gemeinen Civilrechts. 1. Buch. 5. Cap. §. 120. 7) Z. B. das k. sächs. Generale v. 1. Nov. 1741. §. 13. (Cod. Aug. Cont. I. Tom. II. Tit. II. p. 216) versteht unter Pertinenzgütern solche, welche Anno 1628 unter dem vollen Schockquantum eines Gutes oder Hauses in einer unzertrennten Schocksumme mit verschatzt worden sind. Vergl. Richter, Alphabetisches Repertorium zur Gesetzgebung des Königreichs Sachsen. 2. Bd. u. d. W. Pertinentien. 8) Z. B. Fr. 17. §. 7. D. d. act. emti et venditi (XIX, 1). Fr. 242. §. fin. D. d. verb. signif. (L. 16). 9) So definirt *Mencken* l. c. §. 2. Pertinentiae nimirum dicuntur, quae vel lege et consuetudine loci, vel destinatione patris familias accedunt rei. 10) *Mühlenbruch* l. c. not. 1. 11) Göschen a. a. O.

12) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 119. Fritz, Erläuterungen, Zusätze und Berichtigung dazu 1. Heft. S. 180. Göschen a. a. O. 13) Civitates autem fines dicimus, qui Pertinentias suas longe lateque concludunt. *Du Fresne*, Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis s. voc. *Pertinentiae.* 14) *Forcellini* Totius latinitatis lexicon (Lipsiae et Londini 1835) *s. v. pertineo.* Scheller ebend *Stryk*, De probatione pertinentiarum. (Francof. ad Viat. 1688.) §. 1. *Beselin* l. c. 15) In meditat. ad π. Vol. II. spec. 100. med. 6. 16) *Stryk* l. c. §. 6. 17) Krug, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon u. d. W. Pertinenz. 18) Funke a. a. O. S. 22.

sache in Eins zusammenfallen und nicht eine besondere Kategorie von Sachen bilden. Interessant ist dieser Unterschied besonders beim Lehen, da Lehenspertinenzen gar wol allodial sein können, nicht aber, welches der Natur des Lehens widersprechen würde, ein Theil des Lehens jure allodii besessen werden kann[19]. Daher unterscheidet man auch Lehenspertinenzen (pertinentiae feudi) — diese können feudal und allodial sein — und lehnbare Pertinenzen (pertinentiae feudales). In Sachsen werden die ersteren Pertinenzen eines Lehens, die letzteren hingegen minder bezeichnend Lehenspertinenzen genannt[20]. Diese letzteren können blos feudal, aber ebenso wol Pertinenz eines Lehen- als eines Allodialgutes sein. Die Pertinenzen eines Grundstückes können oft an andere Herren kommen, die integrirenden Theile des Hauptgutes müssen immer beim Hauptgute bleiben[21]. Daher muß man auch, wenn von Pertinenzen eines Grundstückes die Rede sein soll, dieses immer als ein geschlossenes Ganze ansehen, weil eigentlich was, als zu einem Ganzen gehörig, benutzt wird, als Theil desselben erscheint. Bei Gebäuden hingegen kann ein Grundstück Theil des aus Grundstück und Gebäuden bestehenden Ganzen, aber auch Zubehör des Gebäudes sein, wenn nicht das Gebäude grade auf dem fraglichen Grund und Boden steht[22]. Man darf mit den Pertinenzen auch diejenigen Grundstücke nicht verwechseln, die der Besitzer eines Hauptgutes neben diesem besitzt, ohne daß sie zum Gebrauche des Hauptgutes bestimmt oder gar Theile desselben sind, die walzenden Grundstücke oder fliegendes Land[23]. Zu den Pertinenzen gehören auch die Pertinenzen der Pertinenzen (pertinentiae pertinentiarum); sie sind auch Pertinenzen der Hauptsache[24]. Der Unterschied zwischen Pertinenzen und wesentlichen, integrirenden Theilen des Ganzen beruht darauf, daß durch den wesentlichen Theil die Vollendung des Ganzen nach seiner individuellen Beschaffenheit und Bestimmung bedingt wird, die Pertinenz hingegen in einem solchen Verhältnisse zur Hauptsache steht, daß sie sich, ohne wesentlich zur Vollendung derselben zu gehören, doch auf das Ganze, als solches, oder auf den Zweck desselben bezieht[25]. Daher gründet sich bei Grundstücken die Beantwortung der Frage, ob Eines Pertinenz oder integrirender Theil eines Andern sei? auf die Ermittelung der Vorfrage, ob ein Grundstück mehr oder minder wesentlich für das andere sei.

Die neueste Theorie[26], ausgehend von der oben im Eingange gegebenen Definition der Pertinenzen, folgert daraus, daß der Grund, auf welchem die Pertinenzialqualität beruhe, ein solcher sein müsse, dem die Kraft beigelegt werden könne, eine Beziehung von der Art zwischen zwei Gegenständen zu begründen, daß die eine den rechtlichen Verhältnissen der andern unterworfen werde. Es muß daher die Frage beantwortet werden: Was ist ein Ganzes und in welchem Verhältnisse muß die Pertinenz zu diesem Ganzen stehen, um als Nebentheil angesehen zu werden? Die Antwort auf den ersten Theil der Frage muß je nach der Verschiedenheit der Sachen auch verschieden ausfallen. Während bei Verbindung mehrer Immobilien mit einander die Frage, ob eine Sache Theil des Ganzen oder Pertinenz sei, ganz nach dem so eben (im vorigen Abschnitt) angegebenen Grundsatze zu beurtheilen ist, muß bei beweglichen Dingen, sie mögen mit einer beweglichen oder unbeweglichen Sache in Beziehung stehen, irgend ein Band aufgefunden werden, wodurch sie mit dem Ganzen zusammenhängen, wenn sie als demselben angehörig erscheinen sollen. Ein solches Band ist der unzertrennliche Zusammenhang einer Sache mit der andern, wodurch Beide nicht Pertinenzen von einander, sondern Theile eines Ganzen sind, und die immerwährende gleichmäßige Beziehung des fraglichen Gegenstandes auf das Ganze, wodurch Erster nach den vorhin (s. v. Sp.) angegebenen verschiedenen Rücksichten, entweder integrirender Theil des Ganzen, oder Pertinenz desselben ist. Daß ein Gegenstand, der zu mehren Sachen zugleich in solchen Beziehungen steht, als Pertinenz derjenigen angesehen werden muß, bei welcher diese Beziehung am stärksten ist, versteht sich von selbst. Als Zubehör kann nur das betrachtet werden, was der unmittelbaren Bestimmung einer Sache, nicht, was demjenigen Zwecke blos förderlich ist, der mittelbar durch die Hauptsache unter der Voraussetzung der schon bestehenden wirklichen Vollendung der Hauptsache, und zugleich durch andere Sachen mit erreicht werden soll. Die Unzertrennlichkeit des Zusammenhanges leidet dann eine Ausnahme, wenn die Bestimmung einer Pertinenz es erfodert, daß die fragliche Verbindung zu gewissen Zeiten aufgehoben wird, wie bei dem Schlüssel eines Schlosses, den Warmbeetfenstern, den Winterfenstern, Weinpfählen ꝛc. Diesem zufolge müssen Pertinenzen für sich bestehende, also von der Hauptsache trennbare Sachen sein, eine unbewegliche Sache kann aber, weil sie, eben wegen ihrer Unbeweglichkeit, der beweglichen nicht zu folgen vermag, nicht Pertinenz einer beweglichen, wol aber kann die bewegliche, weil sie unbeweglich gemacht werden kann, Pertinenz einer unbeweglichen Sache sein. Alle Geräthschaften, welche einem selbständigen Zwecke, namentlich der Betreibung eines Gewerbes, gewidmet sind, können nicht Pertinenzen eines Grundstückes, namentlich eines Gebäudes sein. Anscheinende Pertinenzen eines Grundstückes, insonderheit eines Gebäudes, welche in einer speciellen Beziehung zu dessen Besitzer stehen, z. B. bei besondern Vorrichtungen zur Treibung seines Geschäftes, sind nicht Pertinenzen[27].

19) *Cramer*, Observationes juris universi. Tom. V. obs. 885. De differentia inter partes feudi et pertinentias feudales. §. 1. 20) v. Hartitzsch, Entscheidungen praktischer Rechtsfragen. (Leipzig 1840.) Nr. CCLIII. S. 237 fg. u. d. W. Lehenspertinenzien. 21) Fr. 17. §. 2. D. d. act. emti et vend. (XIX, 1.) Fr. 12. §. 25. D. de instruct. v. instrum. leg. (XXXIII, 7.) *Mühlenbruch* l. c. not. 12. 22) Funke a. a. O. S. 18. 23) Eichhorn, Einleitung in das teutsche Privatrecht. §. 154. 24) Nach Analogie des Fr. 12. §. 6. D. d. instr. et instrum. leg. (XXXIII, 7.) *Hommel*, Rhapsod. observ. 294. num. 25. 25) Gesterding a. a. O. §. 9. S. 343 fg. Funk a. a. O. S. 11. 12. Diesem Letztern sind wir von nun an in diesem Theile des gegenwärtigen Artikels gefolgt. 26) Von Funke.

27) Gesterding a. a. O. S. 378. Wegen der dafür sprechenden Gesetze vergl. *Mühlenbruch* l. c. §. 226.

Ebenso wenig wird die Pertinenzialqualität durch Cohäsion, so oft diese auch zufällig bei Pertinenzen stattfindet, begründet, weil auch ohne sie die erstere vorhanden sein kann. Die bloße willkürliche Bestimmung einer Sache zu einer Pertinenz macht diese auch noch nicht dazu, wenn nicht dadurch das die Pertinenzialqualität erzeugende Verhältniß zwischen den beiden Sachen thatsächlich hergestellt ist, eben weil nur dieses Verhältniß die Pertinenzialqualität erzeugt.

Diese Behauptungen der neuern Theorie stehen im Widerspruche mit den Ansichten der ältern Rechtslehrer. Diese — und bis jetzt gilt ihre Theorie als die gemeine Meinung — stellen die Behauptung auf, die Pertinenzialqualität entstehe durch Cohaesio, durch Usus et destinatio [28]), also Privatwillkür, durch Verjährung [29]) und nach jetzigem Rechte durch das Herkommen in einzelnen Gegenden und Orten und das Particulargesetz [30]). Gegründet auf die allgemeinen Vorschriften des römischen Rechts unter den vielen Exemplificationen desselben [31]) und, bei einzelnen Sachen, auf die besonders darüber disponirenden Gesetze geht diese ältere Theorie davon aus, daß bewegliche Sachen den unbeweglichen vollkommen gleich sind, wenn sie mit einer unbeweglichen Sache durch die Wirkung der Natur, oder durch Kunst so zusammenhängen, daß sie einen Theil derselben ausmachen, oder daß sie ohne Schaden nicht davon getrennt werden können, oder wenn dies zwar geschehen kann, aber die Befestigung der einen Sache an der andern zum beständigen Gebrauch einer unbeweglichen Sache nach der eigentlichen oder Hauptbestimmung derselben geschehen ist. Aus den Gesetzen, welche solche Gegenstände fixa vincta nennen [32]), abstrahirt man die Regel, daß Alles, was Erd-, Wand-, Band-, Mauer-, Nied- und Nagelfest in einem Grundstück ist, für dessen Pertinenz zu halten sei. Indessen haben die dieser Behauptung klar entgegenstehenden römischen Gesetze [33]) schon früher [34]) die Beschränkung hervorgerufen, daß man nur dann der künstlichen Cohäsion das Recht eingeräumt hat, die befestigte Sache zu einem Theile des Ganzen zu machen, wenn die Befestigung entweder zum ökonomischen Gebrauche des Grundstückes selbst, nach der besondern Bestimmung desselben geschehen, oder doch die Sache auf eine solche Art der unbeweglichen einverleibt worden ist, daß beide sich ohne Schaden des Ganzen nicht wol trennen lassen. Man nimmt aber ferner unter Beziehung auf mehre Gesetze [35]) an, daß bewegliche Sachen dann für unbewegliche rechtlich geachtet werden, wenn sie zum beständigen Gebrauche einer unbeweglichen Sache bestimmt sind, und auch ohne Cohäsion sich am Orte ihrer Bestimmung befinden. So alle die Sachen, welche nothwendig bei einer Hauptsache sein und bleiben müssen, wenn diese einen Gebrauch haben soll, welche sonach einen Theil der Hauptsache ausmachen. Die Praktiker [36]) rathen daher rücksichtlich der Pertinenzen, nach Aufzählung der bekanntern, den Contracten die Clausel beizufügen: „Nebst allen dem, was zu diesem Gute gewidmet und gebraucht ist," oder: „Mit allen Zubehörungen, Rechten und Gerechtigkeiten, sowie ich mich derselben bedient, oder solche hätte gebrauchen sollen, können und mögen." Die, welche dieser Theorie huldigen, gestehen übrigens selbst zu, daß die bloße Bestimmung einer beweglichen Sache zum beständigen Gebrauche einer unbeweglichen noch nicht hinreicht, die Erstere zu einer Pertinenz der Letztern zu machen, wenn die Sache noch nicht ihrer Bestimmung gemäß angewendet wurde [37]). Ist nun gleich zuerst [38]) darauf aufmerksam gemacht worden, daß, wenn man den Willen des Eigenthümers als den alleinigen Producenten der Pertinenzen ansehe, alle diejenigen ausgeschlossen würden, welche durch eine reine Wirkung der Natur mit der Hauptsache verbunden wären, wie Pflanzen und Bäume, so ist man doch dabei stehen geblieben, daß durch die Handlung der Vereinigung, Einverleibung, Pertinenzen hervorgebracht würden. Die gegen jene ältere Lehre neuerlich aufgestellten Gründe werden am besten durch die Worte des Hauptverfechters der neuern Theorie [39]) ausgedrückt: „Mag auch das römische Recht einigen Anlaß zu diesen Grundsätzen enthalten, so kann doch eine genauere Würdigung derselben nur zu der Überzeugung führen, daß sie durchaus irrig sind. Denn man braucht nur zu erwägen, daß, wenn Destination oder Cohäsion den Grund der Pertinenzqualität abgeben soll, die Willkür des Eigenthümers jeder Sache diese Eigenschaft beizulegen vermöchte, stände sie auch noch so wenig in irgend einer Beziehung zur Hauptsache, indem derselbe dann blos zu erklären hätte: er wolle der fraglichen Sache diese Bestimmung geben, oder er habe ihr solche gegeben, oder nur sie zu affigiren hätte, um sie zur Pertinenz zu machen [40]), was doch in der That zum Lächerlichen führen würde; man darf nur bedenken, daß bei der Destination nur immer der Wille des Eigenthümers die Quelle der Erkenntniß der Pertinenzqualität abgeben könnte, daß aber doch, der Natur der Sache nach, die Willkür der Interessenten von der Entscheidung dieser Frage gänzlich ausgeschlossen bleiben muß, weil sie nicht Richter in ihrer eigenen Sache sein können, und daß es im Grunde ein Widerspruch ist, wenn die Cohäsion als Erkennungsgrund der Pertinenzen

28) ***Stryk***, in caut. contr. Sect. II. cap. VIII. §. 21. p. 291. *Idem* in diss. alleg. d. prob. §. 13 sqq. et 31. Strube, Rechtliche Bedenken, Ausgabe v. Spangenberg, Bed. 270. (III, 72.) Glück a. a. O. 2. Th. §. 173. S. 524 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 226. Schweppe a. a. O. §. 191. S. 443. 29) ***Berger***, Responsa ex omni jure. P. I. resp. 198. Nr. III. Zachariä, Handbuch des Chursächsischen Lehenrechts. §. 212. 30) Göschen a. a. O. §. 80. Schweppe a. a. O. S. 443. 31) Fr. 24. §. 2 et Fr. 91. §. 3. D. de legatis I. (XXX.) Fr. 12. §. 27. D. d. instructo et instr. leg. (XXXIII, 7.) 32) Fr. 38. §. 2. D. d. act. emti et vend. (XIX, 1.) 33) Fr. 17. pr. eod. Schweppe a. a. O. 34) Glück a. a. O. S. 526 fg. 35) Fr. 13. §. 31. Fr. 17. pr. et §. 7. D. de act. emti et vend. (XIX, 1.)

36) Z. B. ***Stryk***, in caut. contr. l. c. §. 21. p. 291. 37) Vergl. auch ***Stryk***, in Diss. cit. d. probat. etc. Cap. 1. §. 17 sq. 38) Gesterding a. a. O. §. 2. 39) Funke a. a. O. §. 1. S. 4. 40) Dies ist aber allerdings die Behauptung der Rechtslehrer, gegen die Funke in dieser Stelle ankämpft, z. B. Schweppe a. a. O. S. 444: „Privatwillkür kann überall die Eigenschaft der Pertinenz geben und nehmen, selbst stillschweigens," und Funke muß (S. 21) selbst zugestehen, daß das römische Recht den Grundsatz annimmt, bei Grundstücken sei es die Willkür, welche die Grenzen bezeichne.

neben der Destination bestehen soll, weil eine Sache affigirt sein kann, ohne daß der Eigenthümer wollte, daß sie beim Hause bleiben sollte; und es leuchtet das Unhaltbare dieser Theorie ein. Zwar meint man, nicht die bloße Destination begründe Pertinenzqualität, sondern es müsse dieselbe wirklich ins Werk gesetzt sein. Allein dies vermag nicht diese Lehre aufrecht zu erhalten. Denn es müßte doch immer die Bestimmung den Erkenntnißgrund abgeben, oder es würde die Pertinenzqualität nicht allein auf der Destination beruhen. Meint man aber, daß die Cohäsion und die Destination an gewisse Verhältnisse gebunden seien; nun so hören auch beide auf, wesentlicher Grund der Pertinenzqualität zu sein, und dieser muß vielmehr in diesem Verhältnisse selbst zu suchen sein." Es sucht nun aber dieser Schriftsteller[41]) überzeugend nachzuweisen, daß „das römische Recht der Destination und der Cohäsion die Kraft, Pertinenzqualität zu begründen, nicht beilege" — eine Deduction, die hier zu weit führen würde. Vergessen darf man aber bei diesem ganzen Streite nicht, daß es sich bei praktischer Anwendung dieser Materie nicht sowol darum handelt, ob diese oder jene Sache Pertinenz sei, als darum, ob sie durch Testament, Vertrag ꝛc. als zu der Hauptsache gehörig angesehen worden sei[42]).

Dadurch wird auch darzuthun gesucht, daß, was die Pertinenzen der Immobilien betrifft, das römische Recht in der That die Affixion nicht für einen Entstehungspunkt der Pertinenzialqualität hielt, vielmehr diesen in dem Verhältniß der Pertinenz zum Gebäude suchten. Denn daraus, daß jene Gesetze einige affigirte Sachen als Zubehör von Gebäuden nennen, folgt noch nicht, daß die Affixion auch der Grund jener Qualität sei[43]). Allein kein Unparteiischer kann leugnen, daß jene Gesetze die Infixion (Einverleibung), Infossion (Eingrabung) und Inädification (Einbauung) berücksichtigt haben. Die Sachen, über welche in dieser Beziehung die römischen Gesetze sprechen, sind specularia, die damalige Art der Fensterscheiben von Spiegelstein, pegmata, von denen Ulpian, der sie als Zubehör des Hauses behandelt[44]), nicht einmal sagt, daß sie befestigt (affixa) wären, und worunter unstreitig Vorrichtungen in den Vorhäusern und Bibliotheken der Römer zu verstehen sind, um Gegenstände der Kunst und andere Zierathen zur Schau auszustellen[45]); bibliothecae, hier in der Bedeutung von Bücherschränken[46]), statuae, Bildsäulen, sigilla, d. i. kleinere Statüen, vielleicht an den Wänden befindliche Hautreliefs[47]), tabulae, hier wol Gemälde auf in die Wände eingelassenem Holz oder dergleichen Marmor, Horologia, Uhren, deren nähere Einrichtung uns unbekannt ist. Die jetzige Anwendbarkeit der römischen Gesetze über diese Gegenstände dürfte übrigens, bei ihrem Zusammenhange mit römischen Polizeigesetzen, sehr problematisch sein. Offenbar aber waltet rücksichtlich der Frage, ob Infixion, Infossion und Inädification als Erzeuger der Pertinenzialqualität angesehen werden könnten, ein klarer Widerspruch in unsern Gesetzen vor[48]). Die neuere Theorie wird stets der Meinung des Ulpianus und Scävola beipflichten, welche jene Frage verneinten, da hingegen die bejahende Beantwortung des Pomponius, Javolenus und Paulus der entgegengesetzten Partei mehr zusagen wird. Nimmt man die verneinende Meinung an, so läßt sich daraus auch die Folgerung ableiten, daß die in einem Gebäude befindliche Vorrichtung dann als zu demselben gehörig anzusehen sein soll, wenn die Theile des Gebäudes zugleich Theile der Vorrichtung selbst sind, sodaß beide zusammen ein Ganzes bilden.

Die ältere Theorie rechnet die Pertinenzen ohne Weiteres zu den Accessionen, d. h. alle Nebentheile einer Sache, sie mögen mit derselben zusammenhängen oder nicht, seien durch Kräfte der Natur, oder durch menschliche Willkür dazu gekommen, oder durch Beides entstanden[49]). Daher die Eintheilung in Pertinentiae essentiales (wesentliche), d. h. solche, welche unbeschadet der Substanz der Hauptsache, oder der Pertinenz von Erster nicht getrennt werden können, oder ohne welche die Hauptsache nicht gedacht werden kann, naturales (natürliche), d. h. solche, welche an der Hauptsache so befestigt sind, daß sie für immer dabei bleiben sollen, accidentales (zufällige), d. h. die nicht mit der Hauptsache verbundenen, blos durch den Willen dessen, der sie zu Pertinenzen machte, dazu bestimmten. Andere[50]) ziehen die einfachere Eintheilung in nothwendige oder unmittelbare Pertinenzen, d. h. solche, ohne welche die Hauptsache nicht bestehen kann, und in entferntere, mittelbare, oder nicht nothwendige, deren Begriff sich von selbst erklärt, vor. Noch andere theilen sie sogar ein in personales, persönliche, und reales, dingliche, je nachdem der Grund der Pertinenzialqualität in der Verfügung eines Menschen oder in der Sache selbst liegt, und die letztern wieder in substantiales et accidentales s. adscitiae, unter jenen solche verstehend, die durch Natur oder Kunst im Innersten mit der Hauptsache zusammenhängen, unter diesen solche, welche von Außen zu der schon vollständigen Hauptsache hinzukommen. Dies Hinzukommen geschieht entweder so, daß sie ohne Vernichtung der Hauptsache nicht davon getrennt werden können — proximae, nächste — oder so, daß eine solche Trennung stattfinden kann — remotae, entfernte[51]). Die Pertinenzen sind ferner körperliche oder unkörperliche (pertinentiae corporales et incorporales). Während die Ersteren keiner Erläuterung weiter bedürfen, als der Bemerkung, daß, wenn von Pertinenzen der Immobilien die Rede ist, jene ebenso wol bewegliche als unbewegliche sein können; so versteht man unter den unkörperlichen Pertinenzen die mit einer Sache, z. B. mit einem Landgute, verbundenen

41) a. a. O. §. 9. S. 77 fg. 42) Funke a. a. O. S. 160. 43) Ders. a. a. O. §. 10. S. 87 fg. 44) Fr. 12. §. 25. D. d. instr. leg. (XXXIII, 7.) 45) Funke a. a. O. S. 107. 46) Fr. 52. §. 7. D. de leg. III. (XXXII.) 47) Funke a. a. O. S. 118.

48) Funke a. a. O. §. 11—13. S. 130 fg. 49) Glück a. a. O. 8. Th. §. 589. S. 248 u. 250 fg. Mackeldey, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. §. 148 u. 153. 50) Weber a. a. O. 2. Th. §. 53. S. 102. 51) *Beselin* l. c. §. 12. *Schweder* l. c. §. 6.

Gerechtigkeiten [52]). Bei Lehengütern — selten bei Allodialgütern — tritt nun noch die Eintheilung in lehenbare und Allodialpertinenzen (pertinentiae feudales und allodiales) ein (s. o. S. 106) [53]). Die gemeine Meinung rechnet zu den Pertinenzen der Immobilien [54]).

Erstlich alle auf dem Grundstücke ruhende Rechte, z. B. Servituten [55]); zweitens die durch die Natur mit Grund und Boden der Hauptsache verbundenen Nebensachen [56]). So alle mit dem Boden noch verbundene Erzeugnisse desselben, welches aber freilich mehr dessen Theile als Pertinenzen sind [57]), Saaten und Pflanzen, welche Wurzel geschlagen haben, Früchte, die noch nicht abgebracht sind [58]) (wogegen die schon geernteten Früchte keine Pertinenzialqualität haben [59]), auch die Meinung, daß vom geernteten Futter noch der Bedarf bis zur nächsten Ernte Pertinenz sei, blos auf Localobservanz beruht) [60]), dann eingewurzelte Bäume [61]) (mit Ausnahme jedoch der in den Baumschulen befindlichen) [62]), Hecken, Gesträuche [63]), das Holz auf dem Stamme [64]), keineswegs aber das, als Frucht des Grundstücks anzusehende, geschlagene Holz, selbst nicht die Windbrüche, Lagerholz, wenn sie auch noch nicht vom Boden getrennt sind [65]); doch wird die Meinung, daß das zur Fortsetzung der Wirthschaft bis zum nächsten Holzschlage nöthige Holz zu den Pertinenzen eines Gutes zu rechnen sei [66]), ganz gewiß aus unrichtiger Überschätzung der ökonomischen gegen die rechtlichen Gründe von einigen Ökonomen angenommen. Zwar nicht als Pertinenz, wol aber als Theil des Grundstücks ist hier auch das Quellwasser zu erwähnen, während das Flußwasser nach dem römischen Rechte eine res communis ist [67]). Auch das Wild in eingezäunten Wäldern und die zur Zucht in Teichen und stehenden Wassern befindlichen Fische sind Grundstückszubehörungen [68]).

Drittens. Die durch Kunst mit Grund und Boden der Hauptsache so verbundenen Nebensachen, daß sie im Verhältnisse zu dem Grundstücke, in welchem sie befestigt, oder zu dessen beständigem Gebrauche sie bestimmt sind, als unbeweglich betrachtet werden müssen [69]) (man vergl. indessen vorbefindliche Gegenbemerkungen S. 107). Daher rechnet man gewöhnlich bei Naturgrundstücken — die Grundsätze über die Pertinenzialqualität sind bei diesen und bei den künstlichen Grundstücken in der Hauptsache gleich [70]) — zu den Pertinenzen [71]) die auf dem Grundstücke stehenden Gebäude [72]), Brücken, Planken, Mauern, Zäune, Pfähle [73]), in die Erde befestigte, zur Benutzung des Wassers in einem Grundstücke gehörige Fontainen, Brunnen mit ihren Deckeln, wenn diese auch nicht daran befestigt sind, Plumpen [74]), Wassertröge, Röhrkasten, Röhren (wenn sie auch weit vom Hauptgrundstücke, aber zu dessen Gebrauch in der Erde liegen), dann Räder, Ketten und Eimer bei Ziehbrunnen, ferner Wasserbehälter, Hähne, Spunde und Zapfen (diese drei unter denselben Bestimmungen, wie beim Deckel), Figuren an den Brunnen zu deren Ausschmückung befestigt rc. [75]); zu einem Garten: die Mistbeetkasten und Fenster, Kasten und Decken zur Verwahrung guter Gewächse, Bildsäulen und Gemälde in freier Luft aufgerichtet [76]) [diese zum Theil aus dem bestrittenen Grunde der Gebrauchsbestimmung; zu weit jeden Falls ausgedehnt auf die zum Anbau und zur Auszierung eines Gartens dienenden Geräthschaften, Gefäße und Rüstungen [77]) und auf die in Gärten und Gewächshäusern, Kübeln oder Töpfen befindlichen Bäume und Pflanzen [78])]; zu einem Weinberge die Rebpfähle, wenn sie wirklich schon zu diesem Zwecke gebraucht, wenn sie auch momentan davon weggenommen sind [79]), die in der Erde befestigten Wein- und Ölkeltern, auch Ölmühlen [80]), die Weinpfähle, sie mögen im Weinberg eingesteckt, oder auf einige Zeit aus der Erde herausgenommen sein [81]), die Geländer, Pressen und die zur Bearbeitung des Weinbergs, Einsammlung der Trauben und Verwahrung des Mostes (nicht des Weines) vorhandenen, in der Erde befestigten Geräthschaften [82]) [diese Geräthschaften nicht, wenn das Grundstück kein Weinberg ist [83])]; bei Landgütern die dazu gehörigen Mühlen [versteht sich: nicht die beweglichen Mühlen der Römer [84])], besonders die gewöhnlichen Wassermühlen mit ihren Gebäuden [85]). Rücksichtlich der Windmühlen ist es

---

52) Glück a. a. O. S. 251. Göschen a. a. O. S. 237. 53) *Beselin* l. c. §. 13. Weber a. a. O. §. 53. S. 99 fg. 54) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 120. Gesterding a. a. O. §. 4 fg. S. 310 fg. Glück a. a. O. 8. Th. §. 589. S. 251. 16. Th. §. 983. S. 99. 55) Fr. 47—49. D. de contrah. emt. vend. (XVIII, 1.) Fr. 20. §. 1. D. d. adquir. rer. Dominio (XLI, 1). *Leyser* l. c. Vol. II. spec. 101. med. 7. Glück a. a. O. 16. Th. §. 983. S. 99. Göschen a. a. O. 56) Fr. 13. §. 10. D. d. act. emt. et vend. (XIX, 1.) 57) Funke a. a. O. S. 24. 58) Fr. 44. D. d. rei vind. (VI, 1.) Glück a. a. O. 2. Th. §. 173. S. 524. Gesterding a. a. O. §. 5. S. 311. Schweppe a. a. O. S. 442. 59) Fr. 17. §. 1. D. d. act. emt. etc. Gesterding a. a. O. S. 313. 60) Schweppe a. a. O. 61) Fr. 40. D. eod. *Mencken* l. c. §. 8. Glück a. a. O. Gesterding a. a. O. S. 311. 62) Vergl. das wittemb. Responsum bei Mencken (l. c.) zu dem allegirten §. 8. 63) Glück a. a. O. 16. Th. §. 983. S. 99. 64) *Mencken* l. c. §. 9. 65) Fr. 17. §. 2. D. d. a. e. e. v. *Mencken* l. c. und in dem wittemb. Erkenntniß zu §. 9. Glück a. a. O. S. 529. Gesterding a. a. O. S. 313. 66) Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyklopädie. 108. Th. u. d. W. Pertinenzien, S. 758. 67) Funke a. a. O. S. 25 fg. 68) Ebend. S. 29 fg. 69) Glück a. a. O.

70) v. Wening-Ingenheim a. a. O. 71) Das römische Recht sagt hier: fundi est, Fr. 60. 115 et 211. D. d. verb. sign. (L. 16.) Funke a. a. O. S. 19. 72) Fr. 44. §. 1. D. d. obligationib. et action. (XLIV, 7.) Schweppe a. a. O. 73) Fr. 17. §. 11. D. d. act. emti et vend. (XIX, 1.) Schweppe a. a. O. Funke a. a. O. S. 32. 74) Funke a. a. O. S. 32. 75) Über alle diese Wasserpertinenzen vergl. Fr. 40. §. 6. Fr. 47 et 48. D. d. contr. emt. etc. (XVIII, 1.) Fr. 13. §. 31. Fr. 14 et 15. Fr. 17. §. 8 et 9. Fr. 38. §. 2. D. d. act. emti et vend. (XIX, 1.) Fr. 12. §. 24. D. d. instr. v. instrum. leg. (XXXIII, 7.) Glück a. a. O. 2. Th. §. 173. S. 528. 76) Gesterding a. a. O. S. 374. 77) Krünitz a. a. O. S. 759. 78) Funke a. a. O. S. 35. 79) Glück a. a. O. S. 528; vergl. auch Not. 73 vorstehend. 80) Gegen Funke (a. a. O. §. 13. S. 153), der jedoch den Widerspruch mancher Gesetze gegen seine Meinung einräumt. 81) Fr. 17. §. 11 cit. Funke a. a. O. S. 40. 82) Krünitz a. a. O. S. 758 u. 759. 83) Glück a. a. O. S. 526. 84) Vergl. Funke a. a. O. 85) *Stryk*, De prob. pert. §. 66 sq. Glück a. a. O. 8. Th. §. 589. S. 251. 16. Th. §. 983. S. 100. Gesterding a. a. O. §. 5. S. 312, der übrigens wol mit Unrecht die Berufung auf Fr. 21. D. d. instr. v. instr. leg. (XXXIII, 7)

nach ihrer alten Bauart streitig. Erkennt man das Princip der Erzeugung der Pertinentialqualität durch Eingrabung an, so wird bei der jetzigen Bauart unserer Windmühlen diese Qualität ihnen nicht abgesprochen werden können[86]. Am streitigsten ist es wol rücksichtlich der Schiffmühlen, die aus dem Principe der Affixion wol nur höchstens dann zu den Immobilien gerechnet werden können, wenn sie auf einen bestimmten, zum Landgute gehörigen Platz gewiesen sind, da sie übrigens mit den zu den Mobilien gehörigen Schiffen ganz gleiche Natur haben[87]. In der Regel werden sie aber zu den Pertinenzen gerechnet[88]. Bei künstlichen Grundstücken, also bei Gebäuden[89], wird die Frage, ob Gebäude Zubehör von Gebäuden[90], ob Gärten Zubehörungen von Häusern sind, oder umgekehrt, in der Regel durch den Zusammenhang in Grund und Boden in einem gemeinschaftlichen Umfange, z. B. in einem Hofraume, entschieden[91]. Daher rechnet man nach römischem Rechte, welches nach Obigem Pertinenzen und Theile der Hauptsache nicht klar unterscheidet, folgende Gegenstände zu den Pertinenzen der Gebäude: Alles, was zur Vollendung des Begriffs eines Gebäudes gehört, oder unzertrennlich mit demselben verbunden ist[92], sonach zum Hause das Hintergebäude (domus postica)[93], die einzelnen Zimmer und Gemächer im Hause, aber auch diejenigen aus benachbarten Häusern, welche früher dazu gewidmet worden sind[94], den Garten am Hause, sammt den zu diesem gehörigen Lusthäusern. Doch folgt aus dem bloßen Zusammenhange dieser Grundstücke die Pertinenzialqualität nicht ohne Weiteres, sondern es werden noch adminiculirende Umstände zu deren Erweis erfoderlich, deren mehre beispielsweise das Gesetz anführt[95]. Es kommt Alles darauf an, in welchem Verhältnisse die einzelne Sache zum Gebäude steht[96]. So war sonst eine jetzt wol selten vorkommende Frage: ob, wenn ein Schloß, eine Veste (castrum) zu Lehen gegeben worden ist, zu den Zubehörungen desselben, außer Platz und Schloß selbst, Mauern, Wälle, Graben, Vor- und innerer Hof, Garten ꝛc. noch mehr z. B. die zeither dabei befindlichen Dörfer ꝛc. zu rechnen seien? Die Frage wurde vorzüglich nach gedachten Grundsätzen entschieden[97]. So betrachtet man als Zubehör eines demselben Besitzer, wie sie zeither hatten, gehörigen Hauses die daran gebauten Buden und Kramläden[98]. Nach den Gesetzen gehören aber unstreitig zu denselben Gebäuden: Balken, Steine, Thüren, Fensterladen[99], Jalousien[1], Fenster (s. o. S. 108)[2], Riegel, Schlösser und Schlüssel zu dem Hause und dessen einzelnen Behältern (weil die Römer, welche keine befestigten Schlösser hatten, sogar Vorlegeschlösser zu den Pertinenzen rechneten)[3], an oder in dem Hause befestigte Laternen, Hausthürklopfer, Klingeln sammt Klingeldrahten[4], Öfen jeder Art sammt den Ofenthüren, auch die s. g. Windöfen, wenn sie im Hause zum ökonomischen Gebrauche befestigt sind[5] (aber nicht die von einem Zimmer in das andere transportabeln kleinen Spiritusöfen)[6], eingemauerte Kessel[7], zum ökonomischen Gebrauche, nicht die zu einem besondern persönlichen Gebrauche des Hauseigenthümers angebrachten, z. B. Färbekessel eines Färbers (s. o. S. 106)[8], die in die Mauer eingemauerten, nicht blos daran angenagelten, Schränke, Betten[9], und Repositorien[10]. Wegen eingemauerten Uhren, sowie wegen in den Wänden befindlicher Gemälde, wozu unstreitig die Frescogemälde gehören[11], disponirt nach Obigem (S. 108) das römische Recht klar. Zu den Pertinenzen gehören in dieser Kategorie auch diejenigen Mobilien, wenn sie der Haussubstanz selbst einverleibt sind, durch welche gewisse Theile des Hauses zu ihrem bestimmten Gebrauche erst brauchbar werden, z. B. die angeschlagenen oder sonst befestigten, nicht die vorräthigen Tapeten in guten Zimmern[12], die an- und eingemauerten Topfbreter, Anrichten und Bratenwender in den Küchen, die Lager (Riegeln) in den Speisekammern und Kellern[13], in letztern auch, sowie in größern Wein- und Biermagazinen, die eingegrabenen, größern Fässer[14], (aber nicht die nicht eingegrabenen)[15], die in den Ställen befestigten Krippen[16]. Oft werden die Grundsätze über einzelne Theile eines Hauses auch zu Regeln für ganze Gebäude, wenn diese zu solchen Zwecken allein be-

---

tadelt, da der Schluß des Gesetzes von eingebauten molis im Allgemeinen spricht, wozu doch auch unsere Mühlen mehr oder weniger gehören.

86) *Mencken* l. c. §. 7. *Stryk* l. c. Funke a. a. O. S. 156. Not. 1. 87) Glück a. a. O. 2. Th. §. 173. S. 531. 88) Hommel, Pertinenz- und Erbsonderungsregister (auch in der rhapsod. quaestionum obs. 438 befindlich) u. d. W. Mühlen. Vergl. aber Funke a. a. O. 89) Westphal, Zusammengebrachte rechtliche Abhandlungen (Halle 1821). 1. Samml. 3. Abh. 90) Das römische Recht sagt hier: aedium s. aedificii est. Fr. 15 et 17. D. d. act. emti et vend. (XIX, 1.) Funke a. a. O. S. 19. 91) Fr. 31. D. d. legat. III. (XXXII.) Gesterding a. a. O. §. 7. v. Wening-Ingenheim a. a. O. S. 193. 92) Funke a. a. O. S. 43. 93) *Leyser* l. c. Vol. III. spec. 209. med. 3. 94) Fr. 31 cit. 95) Fr. 91. §. 5. D. eod. 96) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 78/120. 97) v. Cramer, Wetzlarische Nebenstunden, 57. Th. 3. Cap. S. 24 u. 58. Th. I. S. 1. Pütter, Auserlesene Rechtsfälle. 2. Bd. 1. Th. Deductio 185. thema 18 u. 19. S. 75. u. 104. *Kraut* l. c. §. 7 sq.

98) Nach Analogie des Fr. 13. pr. D. d. instr. v. instrum. leg. (XXXIII, 7) und Fr. 183. D. d. verb. sign. (L, 16.) Krünitz a. a. O. S. 760. 99) Schweppe a. a. O. S. 443. 1) Krünitz a. a. O. 2) Gesterding a. a. O. §. 10. S. 351. 3) Fr. 17. pr. D. d. act. emti et vend. (XIX, 1.) Gesterding a. a. O. §. 10. S. 356. Glück a. a. O. S. 525 527. 528. Schweppe a. a. O. gegen Krünitz a. a. O. 4) Gesterding a. a. O. S. 374. 5) Ders. §. 12. S. 372. 6) Anscheinend gegen Krünitz (a. a. O.), welcher aber diese Öfen wol noch nicht kannte. 7) Fr. 38. §. 2. D. d. act. e. e. v. cit. Glück a. a. O. S. 525. Gesterding a. a. O. §. 10. S. 354 u. §. 12. S. 373. 8) Vergl. übrigens Gesterding a. a. O. §. 8. S. 331. 9) Krünitz a. a. O. 10) Gesterding a. a. O. S. 373 u. Schweppe a. a. O. 11) Glück a. a. O. S. 524. Gesterding a. a. O. §. 10. S. 353. Schweppe a. a. O. 12) Dagegen in gewisser Maße Böhmer in der nachstehend Note 20 angezogenen Stelle. 13) Gesterding a. a. O. §. 12. S. 373. 14) Fr. 76. D. d. contrah. emt. vend. (XVIII, 1.) Glück a. a. O. Gesterding a. a. O. §. 13. S. 380; doch waren die römischen Juristen darüber nicht einig nach §. 8. S. 334. 15) Gegen Krünitz a. a. O. S. 759. 16) Gesterding a. a. O. §. 12. S. 374.

stimmt sind, denen sonst gewöhnlich nur einzelne Theile der Häuser angehören. So sind bei Bibliotheken, denen Naturalien und Kunstsammlungen gleich zu achten sind, schon nach Obigem (S. 108) die eingemauerten Schränke, Kästen rc. Pertinenzen, ebenso bei Apotheken, Brauhäusern, Branntweinbrennereien rc., rücksichtlich deren aber noch mehr der nachstehend (unter: Fünftens S. 112) aufgestellte Grundsatz zur Sprache kommt. Überhaupt müssen allerdings die Pertinenzstücke der Gebäude nach den verschiedenen Bestimmungen derselben beurtheilt werden. Kauft man ein Wohnhaus, so gehört dazu nur das, was nöthig ist, um dieses Haus im Allgemeinen zum Wohnhause zu benutzen. Befinden sich darin Geräthschaften, selbst ganz mit dem Hause verbunden, welche nur darum darin sind, weil der Besitzer zufällig ein besonderes Gewerbe, z. B. Färberei, trieb, so sind dieselben, z. B. die eingemauerten Färbekessel nicht Pertinenz des Hauses. Anders, wenn der Kauf über eine Färberei, ein Färbehaus abgeschlossen wird [17]).

Viertens. Wenngleich das römische Recht den Grundsatz ausspricht, daß das Instrumentum, das, was wir Inventarium zu nennen pflegen, nicht zu den Grundstücken selbst gehöre (s. folg. Col.), so ist man nichtsdestoweniger mittels Ausdehnung der Meinung über Erzeugung der Pertinenzialqualität durch destinatio et usus (s. o. S. 107) in der Praxis dahin gekommen, daß man viele Gegenstände, welche auch nicht der Hauptsache körperlich einverleibt oder in den Gesetzen speciell als Pertinenzen derselben genannt sind, doch als Pertinenzen betrachtet, daß mindestens, wie aus mehren vorstehenden Rubriken zu entnehmen ist, mehre Gegenstände, die für sich als nicht vollständig einverleibt anzusehen wären, doch durch ihre Bestimmung und ihren Gebrauch so, und hiernach als Pertinenzen angesehen werden. Außer vielen der vorgenannten, in der Hauptsache auf diesem Grundsatze beruhenden Pertinenzen erwähnen wir im Allgemeinen die zu einem Grundstücke gehörigen alten Kauf-, Verlaagungs- rc. Urkunden, Risse, Karten, Acten rc., die zur nähern Kenntniß und zur Begründung der Gerechtsame eines Grundstückes dienen, dann von den gewöhnlichen Häusern die Kaminbreter, Haus- und Bodenleitern [18]), die Feuergeräthschaften [19]). Die Mobilien aber, welche blos zur Ausschmückung eines Grundstückes dienen, werden nicht für Pertinenzen geachtet, wenn sie nicht damit in unzertrennbarer Verbindung sind [20]). Am weitesten sind die Ökonomen in diesen Beziehungen gegangen, daher die Beziehung auf Krünitz in Nachstehendem immer darauf deutet, daß gegen die geäußerte Meinung sich in rechtlicher Hinsicht viel einwenden lasse [21]). Man nimmt nämlich als Pertinenzen an: bei Apotheken die Gefäße und Geräthschaften, nicht die Arzeneien [22]); bei Brauhäusern alle zum Brauen, bei Branntweinbrennereien alle zum Brantweinbrennen nöthigen Geräthschaften und Gefäße [23]); bei Gasthöfen und Schenken die zur Bewirthung der Gäste bestimmten, z. B. mit der Nummer des Zimmers bezeichneten Geräthschaften und andern Mobilien, insonderheit bei Ersteren die Gastbetten [24]); bei Kramläden Tische und Waarenbehältnisse (nicht die vorräthigen Waaren) [25]); bei Mühlen die ganzen zum Betrieb des Werkes gehörigen Geräthschaften, sogar, gegen alle Grundsätze, (S. 112) das zur Ausbesserung bestimmte Schirrholz und Eisengeräthe [26]), während das römische Recht [27]) sogar den oberen Mühlstein zu dem nicht mit Pertinenzialqualität versehenen Instrumentum rechnet [28]); bei Fabriken die zu deren Betrieb bestimmten Geräthschaften, nicht aber die vorräthigen Materialien, oder in der Arbeit befindlichen und noch weniger die bereits verarbeiteten Sachen [29]); bei Hammerwerken die vorhandenen Vorräthe, Eisensteine, Kohlen, Bälge, Hämmer, Amboße und andern Instrumente [30]). Doch am meisten wird dies ausgedehnt bei Landgütern, wo es aber auch zugleich am streitigsten ist. Das römische Recht [31]) sagt mit klaren Worten, daß das Inventarium — Instrumentum — das Wirthschaftsinventarium, d. s. diejenigen bei einem Landgute befindlichen Geräthschaften, welche zu dessen Bewirthschaftung selbst verwendet werden, nicht Pertinenzstücke sind [32]). Damit stimmen die Rechtslehrer in der Regel überein [33]). Man ist ferner darin einverstanden, daß die vorzugsweise sogenannten Meubles (Mobilien im engsten Sinne, suppellex) nicht zum Gute gehören, selbst dann nicht, wenn das Gut mit dem Inventarium verkauft, legirt rc. wäre [34]). Vorhandene Vorräthe gehören ebenfalls nicht zum Gute, mit Ausschluß a) desjenigen Strohes, nach der Meinung Einiger [35]), welches zur Fütterung des Viehes bestimmt

17) Krünitz a. a. O. S. 759. Schweppe a. a. O. S. 444. 18) Krünitz a. a. O. S. 760. 19) Gesterding a. a. O. §. 12. S. 374. 20) *Boehmer*, Consultationes et decisiones. P. II. arg. 41. p. 186 sq. *Mencken* l. c. §. 6. *Stryk*, in diss. cit. d. prob. §. 79. 21) Hierüber vergl. man Gesterding a. a. O. §. 13. S. 375 fg. und Funke a. a. O. S. 35. 22) Gegen Krünitz (a. a. O. S. 761), der sogar die in den Gefäßen befindlichen Apothekerwaaren als Pertinenzen ansieht; vergl. *Leyser* l. c. Vol. I. spec. 26. med. 4, dagegen Gesterding a. a. O. 23) *Berger*, Oeconomia juris. Lib. II. Tit. I. §. 7. Glück a. a. O. S. 528. Krünitz a. a. O. S. 758. Dagegen Gesterding a. a. O. S. 376. 24) *Berger* l. c. *Schilter*, Exercitat. ad π. IV. §. 23. p. 54. *Mencken* l. c. resp. ad §. II. Krünitz a. a. O. S. 759—761 beschränkend. Glück a. a. O. S. 529. Dagegen *Carpzov*, Defin. for. P. III. const. 24. Def. 10. Gesterding a. a. O. S. 376 u. 381. 25) Krünitz a. a. O. S. 761. 26) Ders. 27) Fr. 18. §. 5. D. d. instr. vel instrum. leg. (XXXIII, 7.) 28) Gesterding a. a. O. §. 13. S. 381, besonders Not. 85 u. 86. 29) Krünitz a. a. O. Abweichend davon Funke (a. a. O. §. 16. S. 160 fg.), welcher seine Meinung mit sehr bedeutenden Gründen unterstützt. 30) Mit Bezug auf ein wittemberger Urthel *Leyser* l. c. Vol. I. spec. 26. med. 5. Dagegen Gesterding a. a. O. §. 13. S. 376. 31) Fr. 17. D. d. act. emt. e. vend. (XIX, 1.) Fr. 2. §. 1. D. d. instr. vel instrum. leg. (XXXIII, 7.) 32) Gesterding a. a. O. §. 10. S. 357. Funke a. a. O. S. 32. Vergl. übrigens d. vor. Sp. 33) *Brokes*, Selectae observationes forenses. obs. 287. Glück a. a. O. §. 983. S. 101 fg. Schweppe a. a. O. §. 191. S. 442. *Mühlenbruch* l. c. §. 226 in fine. Göschen a. a. O. 2. Bd. 2. Abth. 3. Buch. §. 499. S. 350 fg. Gesterding a. a. O. S. 313 u. 357. *Stryk*, Diss. all. d. prob. §. 75. p. 25. 34) *Stryk* l. c. et §. 77 et 79. p. 26. Glück u. Schweppe a. a. O. *Mühlenbruch* l. c. num. II. Gesterding a. a. O. §. 5. S. 313. 35) Glück a. a. O. 2. Th. §. 173. S. 528.

ist, nach Anderen[36]), welches dem Vieh untergestreut wird — stramentum — nicht stipula[37]) — b) des zur Düngung der Felder des Landgutes, nicht des zum Verkaufe bestimmten Düngers, er liege im Stalle oder irgendwo aufgehäuft[38]). Vorräthiges Brenn- und Nutzholz[39]), die zur Verwendung in ein Landgut zwar angeschafften, aber noch nicht wirklich verwendeten Materialien, z. B. Bauholz, Steine, Dachziegel, noch nicht gebrauchte Pfähle ꝛc. — ruta caesa —[40]) sind keine Gutspertinenzen. Doch pflegt man solche Vorräthe sowol bei Landgütern als Häusern für mitverkauft anzusehen, wenn das fragliche Grundstück mit der Clausel verkauft ist: „Wie es geht und steht, nichts davon ausgeschlossen." Werden aber mit demselben gewisse Gerechtsame verkauft, verpfändet, legirt ꝛc., so nimmt man in der Regel die zur Ausübung dieser Gerechtsame gehörigen Geräthschaften für körperliche Pertinenzen jener unkörperlichen Sache an, z. B.[41]) alle vorräthigen eigentlichen Jagdgeräthschaften, Netze, Lappen, Fangeisen ꝛc., nicht aber Schießgewehr, Jagdhunde, Pferde oder andere zum persönlichen Gebrauche der Jagenden bestimmte Stücke. Umgekehrt sieht man unkörperliche Sachen als Pertinenzen körperlicher an, wenn sie zum Gebrauche der Letzteren unentbehrlich sind, oder sonst mit ihnen in Verbindung stehen, dazu erworben waren und activ darauf ruhen[42]), z. B. die Wegeservitut, wenn man zu dem überlassenen Grundstücke nicht anders gelangen kann[43]); das mit dem Gute zusammenhängende Recht der Wasserleitung[44]). Wie weit aber die Ökonomen in Begünstigung der Pertinenzialqualität aus den angegebenen Gründen bei Landgütern gehen, das ergibt folgende Stelle des Krünitz[45]): „Als Pertinenzstücke eines Landgutes werden in der Regel alle darauf befindlichen Sachen angesehen, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht gebraucht werden. Auch Vorräthe an Gutserzeugnissen, welche erfoderlich sind, um die Wirthschaft so lange fortzusetzen, bis dergleichen Erzeugnisse aus dem Gute selbst, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur wieder genommen werden können, werden zum Zubehör desselben gerechnet. Auch das Feldinventarium, an Düngung, Pflugarten und Aussaat, gehört zu den Pertinenzstücken eines Landgutes. Desgleichen aller Vorrath an natürlicher und künstlicher Düngung. — Alles auf dem Gute befindliche, zu dessen Bewirthschaftung bestimmte Zug- und Lastvieh, ingleichen alles vorhandene nutzbare Vieh, nebst den zu beiden gehörigen Geräthschaften sind Pertinenzstücke dieses Landgutes. An jungem Viehe wird soviel zum Zubehör des Gutes gerechnet, als zur Unterhaltung des Bestandes erfoderlich ist. Vieh, welches blos zum Verkaufe oder Hausgebrauche auf die Mast gestellt worden, ist kein Pertinenzstück eines Landgutes. Die in den Teichen zur Besamung oder zum Wachsthume ausgesetzten Fische werden als Zubehör des Teiches angesehen, dagegen werden Fische in den Behältern dazu nicht gerechnet. Überhaupt sind Thiere, welche blos zum Haus- oder persönlichen Gebrauche, oder zum Vergnügen des Besitzers gehalten werden, unter den Pertinenzstücken eines Landgutes nicht mit begriffen. Gemeine Hühner, Gänse, Enten, Tauben und Truthühner werden zu den Pertinenzstücken eines Landgutes gerechnet. Seltene Arten von Federvieh gehören nur in soweit zu den Pertinenzstücken, als nicht gemeine Arten derselben in einer verhältnißmäßigen Anzahl vorhanden sind." Allerdings rechnet die Observanz Manches zu den Pertinenzstücken, was nach der Theorie nicht zu diesen gehört; nur darf man dies nicht als allgemeine Regel aufstellen. So z. B. werden an manchen Orten zu den Pertinenzen der Landgüter Ackergeräthe, Viehstand, Saatkorn, Futter bis zur nächsten Ernte gerechnet[46]), in Sachsen zu den Pertinenzen eines Rittergutes die Orangerie[47]).

Fünftens. Grundstücke, besonders kleinere Grundstücke, werden als Pertinenzen größerer angesehen, wenn aus den Umständen, z. B. der Benennung, hervorgeht, daß sie zeither als Theile des Hauptgutes angesehen und benutzt wurden[48]). Der bloße Mitbesitz eines solchen Grundstückes neben dem Hauptgute und die bloße Mitbenutzung des Ersteren bei dem Letzteren, ingleichen der bloße Miterwerb Beider, die bloße Mitverzeichnung der angeblichen Pertinenzen im Erbregister, wenn nicht ihre Pertinenzialqualität ausdrücklich bemerkt ist, wirken jedes allein keine Pertinenzialqualität und ebenso wenig einen Beweis dafür[49]). Die bloße Bestimmung eines Grundstückes zum Pertinenzstück als hinlänglichen Grund zur Pertinenzialqualität anzunehmen, wie öfter geschieht[50]), widerspricht obigen Grundsätzen (s. o. S. 107).

Bei beweglichen Dingen gelten rücksichtlich der Pertinenzen analog dieselben Grundsätze wie bei beweglichen Pertinenzen der Gebäude, also würde eigentlich als Pertinenz eines beweglichen Ganzen nur das zu betrachten sein, was in einer solchen gleichmäßigen Beziehung zu demselben steht, daß es zwar zu dessen Vervollständigung beiträgt, aber nicht wesentlich zu dessen Vollendung gehört[51]). Indessen hat man auch hier der Bestimmung,

---

36) Vergl. vorzüglich Gesterding a. a. O. §. 5. S. 314, dann *Mühlenbruch* l. c., allerdings in Übereinstimmung mit Fr. 12. §. 10. D. d. instr. etc. (XXXIII, 7.) 37) Fr. 17. §. 2. d. act. emt. e. vend. (XIX, 1.) 38) Fr. 17. §. 2. cit. Gesterding, Mühlenbruch, Schweppe u. Glück a. a. O. *Kind*, Quaestiones forenses. T. I. Cap. XXXIII. 39) Fr. 17. §. 2. cit. Glück a. a. O. S. 529. Vergl. oben S. 109 d. Art. 40) Fr. 17. §. 5. 6 et 11. Fr. 18. §. 1. D. d. act. emt. et vend. (XIX, 1.) Fr. 66. §. 2. D. d. contrah. emt. (XVIII, 1.) Glück a. a. O. 16. Th. §. 983. S. 100. Göschen a. a. O. 41) Krünitz a. a. O. S. 758. Mit Modificationen *Stryk*, in diss. cit. de probatione etc. §. 79. 42) Glück a. a. O. 16. Th. §. 983. S. 99. 43) Ebendas. 44) Fr. 47—49. D. d. contrah. emt. (XVIII, 1.) *Mühlenbruch* l. c. 45) a. a. O. S. 756 fg.

46) Schweppe a. a. O. S. 442. 47) Zachariä, Handbuch des Chursächsischen Lehenrechts. §. 213. Not. **. Vergl. diesen Art. oben S. 109. 48) Fr. 20. §. 7. Fr. 27. §. 5. D. d. instr. v. instrum. leg. (XXXIII, 7.) Fr. 91. §. 3 sq. D. d. leg. III. (XXXII.) Schweppe a. a. O. S. 442. Gesterding a. a. O. §. 6. S. 314 fg. 49) *Leyser* l. c. spec. 100. med. 6 et 7. Strube a. a. O. Bed. 144. (I, 75.) Gesterding a. a. O. 50) Göschen a. a. O. 51) Funke a. a. O. S. 155.

zu welcher die Nebensachen benutzt wurden [52]), einen großen Spielraum eingegeben. Auch treten hier oft abweichende gesetzliche Vorschriften ein. Bei Anwendung der erwähnten Bestimmung steht der Umstand nicht entgegen, daß eine auf Pertinenzialqualität Anspruch machende Sache nur von Zeit zu Zeit bei der Hauptsache gebraucht und in der Zwischenzeit wieder weggenommen worden ist, was z. B. bei den Schlüsseln, einem unbestreitbaren Pertinenzstück der zu verschließenden Meubles, der Fall ist [53]). Nur selten kommt übrigens bei Mobilien die Frage über ihre Pertinenzen vor, doch hat sie oft Sachen von nicht unbedeutendem Werthe zu ihrem Gegenstande. So ist es wol die richtige Meinung [54]), daß die Mastbäume, Segelstangen, Segel, Steuerruder zum Schiffe gehören [55]), nicht aber die sogenannten armamenta navis, Anker, Taue, Compaß, Fernröhre, Sprachröhre und alle Arten von Vorräthen [56]), nicht das Boot des Schiffes [57]), ebendeshalb aber auch nicht die auf dem Schiffe befindlichen Kanonen [58]). Für ein Pertinenzstück eines Geschmeides, Schmuckes, gelten Futterale, worin Ersteres sich befindet [59]). Am merkwürdigsten sind bei den Mobilien die Pertinenzen der Sesemovention, d. i. bei den Römern auch der Sklaven (als deren Pertinenz das Peculium [s. d. Art.] angesehen wurde) [60]), bei uns blos der Thiere. Nach klaren Vorschriften der Gesetze [61]) sind die Jungen keine Zubehör des Mutterthiers, auch wenn erstere noch von der Mutter gesäugt werden. Es versteht sich aber von selbst, daß unter der ganzen Heerde die Jungen mit begriffen sind [62]). Zum einzelnen Thiere gehört nur das zu seiner Bewahrung nöthige Geräthschaft [63]), also zum Pferde nicht Sattel und Zeug [64]). Ganz abweichend aber ist, daß der Vogelbauer als Pertinenzstück des Vogels in den Gesetzen angesehen wird [65]).

Die Rechte der Pertinenzen bestehen im Allgemeinen darin, daß sie, so lange sie bei der Hauptsache sind, an allen Rechten derselben Theil nehmen, auch diese Eigenschaft nicht verlieren, wenn sie aus vorübergehenden Gründen eine Zeit lang von der Hauptsache separirt sind, daß sie daher mit dieser auf jeden neuen Besitzer derselben übergehen, daß aber alle die Sachen, welche außerdem, ihrer Natur nach, Pertinenzstücke sein würden, es doch nicht sind, wenn sie einem andern, als dem Eigenthümer der Hauptsache zustehen, daß endlich das, was zur Pertinenz gehörig ist (pertinentiae pertinentiarum s. S. 106), ebenfalls zur Hauptsache gehört. Daher erstreckt sich auch die Verpfändung der Hauptsache auf deren sämmtliche Zubehörungen [66]). Die Particulargesetze enthalten mehre Verordnungen darüber, daß die Pertinenzen bei Subhastation der Hauptsache mit berücksichtigt, namentlich, daß wenn sie unter fremder Jurisdiction liegen, von der Subhastation der Hauptsache die Obrigkeit der Zubehör, um auch ihrer Seits das Nöthige zu verfügen, benachrichtigt [67]), ja sogar, wenn die Pertinenz zwar unter anderem Richter, aber in demselben Lande gelegen ist, deren Subhastation vom Richter der Hauptsache zugleich mit bewirkt werden soll [68]). So dürfen auch die Zubehörungen der Grundstücke Minderjähriger und aller andern unter Vormundschaft stehender Personen ebenso wenig als die Hauptsachen von den Vormündern eigenmächtig und ohne Veräußerungsdecret veräußert werden [69]). Der einem Dritten zugestandene Nießbrauch an einer Sache umfaßt aber nicht nur alle körperlichen und unkörperlichen Pertinenzen mit, sondern sogar beim Nießbrauch eines Landgutes das nach Obigem nicht zu den Pertinenzen gehörige Haus- und Wirthschaftsinventarium und Hausrath. Von der Alluvion hingegen (s. d. Art. Anländung) gehört ihm der Nießbrauch nur dann, wenn sich der Zuwachs von der Hauptsache, seinen Grenzen nach, nicht genau unterscheiden läßt, also z. B. nicht von der insula in flumine nata (s. d. 2. Sect.) [70]). Nach dem allgemeinen Grundsatze: accessorium sequitur suum principale, sind bei allen Contracten, namentlich beim Kaufe, die Pertinenzen der verkauften Hauptsache, wenn sie auch nicht ausdrücklich dabei erwähnt, wenn sie nur nicht ausdrücklich ausgenommen wurden, von selbst unter dem rechtlichen Geschäfte mit begriffen [71]). So scheint es freilich, als ob in Bezug auf die Pertinenzen die oben (S. 107) erwähnte gewöhnliche Clausel: Mit allem, was Erd-, Wand-, Band- ꝛc. fest ist, schon dadurch sich als unnöthig zeige [72]). Indessen ist dies doch von der ganzen sogenannten Pertinenzialclausel, d. i. dem Punkte in einer Urkunde, daß eine gewisse Sache mit ihren Pertinenzen der Gegenstand desjenigen Geschäftes sei, worüber die Urkunde abgefaßt wurde, nicht so ganz unbestritten. Man theilt diese Clausel in die allgemeine oder unbestimmte, d. i. wenn sie blos durch die allgemeinen Worte: „mit den Zubehörungen," oder: „mit allen Ein- und Zugehörungen" ausgedrückt wird,

52) v. Wening-Ingenheim a. a. O. und Num. II. Gesterding a. a. O. §. 15. S. 387. Schweppe a. a. O. S. 443. Göschen a. a. O. 1. Bd. 1. Bch. §. 80. S. 238. 53) Schweppe a. a. O. Vergl. auch oben S. 110. 54) Gesterding a. a. O. §. 14. S. 383 u. 385 gegen Glück a. a. O. 8. Th. §. 589. S. 252. 55) Fr. 44. D. d. evict. (XXI, 2.) 56) Fr. 3. §. 1. D. de rei vind. (VI, 1.) 57) Fr. 44. cit. et Fr. 29. D. d. instr. v. instrum. leg. (XXXIII, 7.) 58) Gegen Krünitz a. a. O. S. 761. 59) Ders. a. a. O. S. 762. 60) Fr. 1 et 2. D. de peculio legato (XXXIII, 7). Glück a. a. O. 61) Fr. 65. §. 7. Fr. 81. §. 4 et 5. D. de legat. III. (XXXII.) 62) Gesterding a. a. O. §. 15. S. 385 fg. 63) Krünitz a. a. O. 64) Gesterding a. a. O. S. 386 fg. *Stryk*, Diss. cit. d. prob. §. 81. 65) Fr. 66. D. d. legat. III. (XXXII.) Gesterding a. a. O. Not. 94. S. 387.

66) Glück a. a. O. 18. Th. §. 1076. S. 178. 67) Z. B. Königl. sächs. Mandat über die Subhastationen v. J. 1747. C. C. A. Tom. III. p. 335 sq. 68) Z. B. altenburgische Proceßordnung. P. I. Cap. XXXV. §. 14. p. 101. 102. 69) c. 22. C. d. administratione tutor. v. curat. (V, 37.) Glück a. a. O. 33. Th. §. 1382. S. 3. 70) über Alles dies s. Glück a. a. O. 9. Th. §. 633. S. 199 fg. Göschen a. a. O. 2. Bd. 1. Abth. 2. Buch. §. 293. S. 218. 71) *Stryk*, in diss. cit. d. probat. §. 83 sq. *Mevius*, in decisionibus. P. II. dec. 196. *Leyser* l. c. Vol. II. spec. 101. med. 6 et 7. Vol. III et IV. spec. 209. med. 1. 2. 5. Glück a. a. O. 16. Th. §. 983. S. 98. Göschen a. a. O. 1. Bd. 1. Buch. 3. Cap. §. 80. S. 237. 2. Bd. 2. Abth. 3. Buch. 5. Cap. §. 499. S. 350. 72) *Carpzov*, Definitiones forenses. P. II. Const. 33. def. 20. §. 6. *Stryk*, De cautel. contr. Sect. II. cap. 8. §. 20.

und in die *specielle* oder *bestimmte*, durch welche die einzelnen Pertinenzen möglichst speciell ausgedrückt werden. Die allgemeine Pertinenzialclausel wirkt in der Regel nicht viel, außer in Bezug auf den Beweis der Lehenqualität der Pertinenzen (davon s. w. u.); wol aber die einzelne Aufzählung der Pertinenzen, welche dann von Nutzen sein kann, wenn darunter strittige Pertinenzen, oder sogenannte entferntere, mittelbare, nicht nothwendige Pertinenzen (s. o. S. 108) befindlich sind, deren Pertinenzialqualität leicht bestritten werden kann. Man wird aber selbst in diesem Falle immer wohl thun, die allgemeine Pertinenzialclausel vorauszuschicken und die Aufzählung der einzelnen Pertinenzen nachfolgen zu lassen, damit nicht, wenn ungefähr eine oder die andere Pertinenz bei der Aufzählung vergessen würde, daraus der Schluß auf deren absichtliche Nichtberücksichtigung gezogen werde[73]. Häufig trifft man, wenn diese Clausel bei unbeweglichen Pertinenzen angewendet wird, den Ausdruck: *mit allem Zubehör, gesucht und ungesucht*, welcher dann, nach der ältern Urkundensprache, soviel als bebaute und unbebaute Ländereien, Zubehörungen unter oder über der Erde bedeutet[74]. Übrigens hört die Pertinenzialqualität auf, wenn der Eigenthümer — was er jedoch bei lehenbaren Pertinenzen eines Lehens und da, wo Landesgesetze gewisse Pertinenzen für vom Hauptgute unzertrennbar erklären[75], nicht eigenmächtig thun kann — die Pertinenzen in der Absicht, daß sie *für immer* (s. o. S. 106) vom Hauptgute getrennt sein sollen, davon abreißt[76], also überhaupt durch die rechtmäßige Auflösung des Verhältnisses, durch welches die Pertinenzialqualität begründet wurde[77].

Wenn mit der Hauptsache der Eigenthümer die Pertinenzen nicht erhält, so kann dadurch ein *Retractrecht* (s. d. Art.), oder, je nachdem die Verhältnisse, aus denen die Pertinenzialqualität hervorging, dies gestatten, ein Vindicationsrecht erwachsen, welches durch die diesfalls sogenannte *Revocatorien-*, *Recuperatorien-* oder *Revocationsklage* verfolgt wird[78]. Wenn eine Pertinenz evincirt wird, so ist auch die Klage aus dem Geschäfte, z. B. Contracte, gegründet, auf welchem der Anspruch beruht und bei Bestimmung des Interesses wird zugleich in Anschlag gebracht, wie viel durch Entbehrung der Pertinenz die Hauptsache an Werthe verloren hat[79].

Diese Revocation hat auch in sofern den Charakter einer wahren Vindication, als, wenn der Kläger nicht Erbe des Veräußerers ist, die Wiederabtretung unentgeltlich geschehen muß. Ja der Veräußerer und seine Erben können sogar letztere gegen Erstattung des Kaufgeldes und der Meliorationen verlangen, wenn die Veräußerung verboten war[80]. Dabei kommt es nun in der Regel auf den *Beweis der Pertinenzialqualität* an, welcher auch nicht wegfällt, wenngleich bei der Überlassung der Hauptsache die allgemeine Pertinenzialclausel beigefügt wurde[81] (s. o. S. 113). Der Fall, daß eine Sache Pertinenzen hat, ist der ungewöhnlichere, wird also nicht vermuthet, daher in der Regel die Vermuthung für das Gegentheil streitet, und derjenige, welcher Pertinenzialqualität behauptet, diese beweisen muß[82]. Indessen wird durch das Zusammentreffen mehrer der oben (S. 107) angegebenen Entstehungsursachen die Präsumtion der Pertinenzialqualität erwirkt. Man nennt daher unter den Thatsachen, durch welche, unter übrigens gegebenen Umständen, vorzüglich jene Präsumtion entsteht, folgende: Wenn bei Grundstücken das angebliche Pertinenzstück nahe bei der Hauptsache liegt, derselben durch Einschließung, Eingrabung, Einhaftung 2c. (s. o. S. 108) einverleibt, z. B. mit einem und demselben Aus- und Eingang versehen ist[83], wenn Ersteres mit Letzterem immer unter Einem Preis verkauft, zugleich vererbt, übergeben und von den Vorbesitzern zugleich besessen[84], auch Beide mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt[85], Ertrag, Aufwand und Abgaben Beider in denselben Rechnungen verrechnet[86], Beide in bestimmten Katastern bei einem Grundstücke zu einem geschlossenen Ganzen gemacht[87] worden sind. Allein, wie gedacht, nur das Zusammentreffen mehrer solcher Umstände erwirkt den fraglichen Beweis, nicht etwa allein die Nachbarschaft der Grundstücke und deren gleichzeitiger Besitz[88], nicht allein die Benennung beider Grundstücke, als einem Herrn gehörig, in den Zins- und Erbregistern, Amts- und Lagerbüchern, welche gewöhnlich die besten Beweismittel bilden[89], oder in andern Urkunden, als Lehen-, Meierbriefen 2c. 2c.[90], nicht z. B. der zeitherige, wenn auch noch so vieljährige Gebrauch einiger Theile eines zweiten Hauses von dem in einem andern Hause wohnenden Eigenthümer beider Häuser[91], auch

---

73) Man vergl. über dieses alles *Kraut* l. c. §. 13 et 14. *Stryk* l. c. §. 20 et 21. Weber a. a. O. 2. Th. §. 53. S. 101 fg. In beiden letzteren Werken finden sich auch Schemata für diese Clauseln. 74) Pütter a. a. O. 2. Bd. 1. Th. Ded. CXCIX. p. 380. num. XIV. u. p. 429. §. 162. 75) Fr. 18. §. 1. D. d. act. emt. et vend. (XIX, 1.) Fr. 242. §. 4. D. d. verbor. signif. (L. 16.) Eichhorn a. a. O. §. 154. S. 408. Göschen a. a. O. 1. Bd. 1. Bch. §. 80 a. E. S. 238. Schweppe a. a. O. S. 443. 76) *Mevius* l. c. P. V. dec. 276. num. 2 et 3. Glück a. a. O. 16. Th. §. 983. S. 103. 77) Funke a. a. O. S. 158. 78) *Leyser* l. c. Vol. II. spec. 100. med. 1. spec. 101. med. 3. Strube, Rechtl. Bed. Bed. 243. (III, 130.) Eichhorn a. a. O. S. 409. 79) Fr. 8 et 15. §. 2. D. de evictione et dupl. stip. (XXI, 2.) Fr. 82. §. 4. D. d. legat. I. (XXX.) Fr. 23. §. 1. D. d. usurpat. et usucap. (XLI, 3.) Glück a. a. O. 20. Th. §. 1122. S. 365.

80) Eichhorn a. a. O. §. 154. S. 409. 81) *Hommel*, Rhapsod. quaest. obs. 300; man vergl. auch die 37. sächs. Decision v. 1661. C. A. T. I. p. 314. 82) *Mencken* l. c. §. 6. p. 4. *Stryk*, in diss. cit. de probat. §. 15. *Id.* d. caut. contr. S. II. C. 8. §. 20. *Rosenthal*, De feudis cap. XII. concl. 15. n. 65. *Stryk*, Diss. cit. d. prob. §. 8 sq. Glück a. a. O. 2. Th. §. 173. S. 529. 16. Th. §. 983. S. 104 u. Schweppe a. a. O. S. 442. 83) Fr. 13. §. fin. Fr. 14. D. d. act. emt. et vend. (XIX, 1.) *Mencken* l. c. §. 6. *Mevius* l. c. P. VII. dec. 374. num. 4. 84) Fr. 91. §. 6. D. de legat. III. (XXXII.) *Mevius* l. c. §. 3. Eichhorn a. a. O. §. 154. S. 408. Vergl. übrigens diesen Art. oben S. 112. 85) Fr. 20. §. 7. D. d. instr. vel instrum. leg. (XXXIII, 7.) 86) *Mühlenbruch* l. c. §. 226. Eichhorn a. a. O. 87) Eichhorn a. a. O. 88) *Leyser* l. c. Vol. II. spec. 100. med. 7 (s. o. S. 100). 89) *Id.* med. 3. 90) *Id.* med. 6. Strube a. a. O. Bed. 144. (I, 57.) 91) Fr. 17. §. 7. D. d. act. emt. e. vend. (XIX, I.) *Brokes* l. c. obs. 570.

allein nicht der von Einigen [92]) vorzüglich gepriesene Beweisgrund, wenn der Besitzer des angeblichen Pertinenzstückes seine öffentlichen Abgaben immer an den Besitzer des angeblichen Hauptgrundstückes und nicht selbst an die bestellte öffentliche Einnahme entrichtet hat (denn auch dies wird oft bei gänzlicher Auslassung kleinerer Grundstücke aus größern Gütern bedungen). Zweifelhaft ist besonders die Frage: Soll man walzende Grundstücke (s. o. S. 106) unter fremder Gerichtsbarkeit als Pertinenzen zu einem Hauptgute erklären dürfen? [93]) — eine Frage, die sich nur nach den übrigen im grade vorliegenden Falle eintretenden Umständen beantworten läßt. Nach allem diesen können im Allgemeinen über den Beweis der Pertinenzialqualität nur folgende Grundsätze aufgestellt werden: Er wird vollführt, wenn man die Existenz des factischen Verhältnisses darthut, welches die Gesetze zur Begründung der Pertinenzialqualität fodern [94]). Es ist deshalb vorerst von dem, welcher die Pertinenzialqualität in Anspruch nimmt, zu beweisen, welches der Gegenstand des rechtlichen, in Frage befindlichen Geschäfts überhaupt ist, dann in wiefern die streitige Sache dazu gehört, worauf der die Pertinenzialqualität Leugnende die Ausnahme jener Sache von dem Geschäft im Gegenbeweise auszuführen hat [95]). Am schwierigsten ist unstreitig der Beweis der Feudalqualität der für lehenbar angesprochenen Pertinenzen eines Lehens, der s. g. Lehenspertinenzen [96]) (vergl. o. S. 106). In allen Fällen, in denen darüber ein Streit entsteht, muß für die Pertinenzialqualität schon entschieden sein, oder sie muß zugleich mit erwiesen werden [97]). Unbestritten aber ist im Allgemeinen das Princip, daß, da überhaupt nie für die Lehenseigenschaft präsumirt, diese vielmehr als eine Thatsache immer erwiesen werden muß, auch jedes Pertinenzstück im Zweifel für allodial zu halten ist [98]). Der zufällige Mitbesitz der Pertinenz von Seiten des Lehensinhabers mit dem Lehen [99]), sowie der Umstand, daß die Pertinenz zum Gebrauche des Lehens dient, begründen nicht die Feudalqualität der Pertinenz [1]), da Beides auch bei Allodialpertinenzen von Lehengütern denkbar, dagegen, daß eine der andern einverleibte Sache dadurch ihre ganze Natur umgeändert habe, nicht anzunehmen [2]) ist. Nur dann sind die Pertinenzen für lehenbar zu halten, wenn die Belehnung damit (Infeudatio) selbst, oder dafür schlüssige Thatsachen bewiesen werden [3]). Nur in Sachsen werden immer für lehenbar erachtet alle auf lehenbarem Grund und Boden errichteten Gebäude [4]) und die darin gemachten Reparaturen, auch alles, was darin Erd-, Nied-, Wied-, Band-, Wand- und Nagelfest ist [5]). Schlüssige Thatsachen aber sind es, wenn die Hauptsache ausdrücklich mit der wenigstens allgemeinen Pertinenzialclausel (s. o. S. 113) ohne ausdrückliche Exemtion der allodialen Pertinenzstücken [6]) in Lehen gegeben ist [7]), wenn zur Zeit der Beleihung mit der Hauptsache auch ohne jene Clausel die streitige Nebensache schon zu den Pertinenzen der Hauptsache gehörte [8]). Das beste Beweismittel für die Lehenbarkeit eines Lehenstückes ist übrigens, wenn es sich in dem Lehensdenombrement (s. d. Art.), in den Lehenbriefen und Lehenregistraturen aufgeführt findet. Dieses Beweismittel ist insonderheit gegen die im Lehensverbande stehenden Personen sehr kräftig. Denn die Beweisführung ist anders gegen den Lehensherrn, anders gegen die Agnaten, anders gegen die Landerben und den dritten Käufer [9]). Oft nimmt derjenige, welcher die Lehensqualität beweisen will, seine Zuflucht zu der von den vorigen Vasallen geschehenen Bestimmung der Pertinenz zum Nutzen des Lehens [10]). Allein ist nach Obigem (S. 107) dieses Merkmal schon rücksichtlich der Pertinenzialqualität sehr mißlich, so wirkt es noch weniger rücksichtlich der Feudalqualität. Denn der Besitzer kann eine vom Lehen unabhängige Sache zu dessen Nutzen mit demselben vereinigt haben, ohne daß es dabei doch seine Absicht war, diese Sache nicht mehr als Allodium, sondern als Lehen zu besitzen. Daher werden dergleichen Pertinenzen immer nur für Allodialpertinenzen des Lehens gehalten [11]). Ja es ist eine ganz übertriebene Ausdehnung der Ideen über Destinatio et usus, wenn Einige [12]) sogar die zum immerwährenden Gebrauche des Lehens bestimmten Mobilien für lehenbar halten. Nur das ist eine lehenbare Pertinenz, von welcher nachgewiesen ist, daß sie mit dem Lehen verbunden, mit Lehensqualität besessen und dafür vom Besitzer anerkannt ist [13]). Vermuthung für die Lehenbarkeit aber entsteht, wenn Jemand mit einem ganzen Gute beliehen ist, rücksichtlich alles desjenigen, was er an dem dabei benannten Orte bei dem Gute gebraucht hat [14]). Auch widerspricht dieser Lehenspräsumtion der Umstand nicht, wenn im Lehenbriefe einige Per-

92) Z. B. *Leyser* l. c. coroll. 3. 93) Beantwortet von Zu Rhein, Beiträge zur Gesetzgebung und praktischen Jurisprudenz. 2. Bd. 16. Abh. S. 268. 94) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 78/120. a. E. 95) Weber, über die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilproceß (Halle 1805). Num. VI. §. 33. S. 292 fg. 96) *Hommel*, De pertinentiis feodalibus in rhapsod. quaest. obs. 300. Auch ist vorzüglich für die Sonderung der Allodialgegenstände von den Lehen das berühmte alphabetische Pertinenz- und Erbsonderungsregister von Hommel gearbeitet, das sich in der angezogenen Rhapsodie, obs. 438, findet. 97) Pütter a. a. O. 98) *Beselin* l. c. §. 15 et 16. *Hellfeld*, Elementa juris feudalis. §. 457. Zachariä a. a. O. §. 214. *Engelbrecht*, Observ. select. forenses, obs. XVIII. *Stryk*, De prob. §. 25—30. 99) *Hellfeld* l. c. *Zepernick*, Repertorium juris feudalis. p. 295. (s. o. S. 100 u. 114.)

1) Weber im angeführten Handbuche des Lehnrechts. 2. Th. §. 53. S. 100. 2) *Stryk* l. c. §. 37. Ded. CXCIX. Num. XX. p. 380.

3) Weber a. a. O. *Böhmer*, Principia juris feudalis. §. 53. v. Hohnhorst, Jahrbücher des badischen Oberhofgerichts zu Mannheim. 1. Jahrg. (Mannheim 1823.) S. 132. Pütter a. a. O. Ded. CCXXXV. p. 1009. num. 138. 4) *Carpzov* l. c. P. III. Const. 31. def. 1. 5) Zachariä a. a. O. §. 215. 6) Pütter a. a. O. Ded. CCXXXV. p. 1009. Hierher gehört besonders die oben S. 105 in Note 1 angezogene Dissertation von Schweder. 7) *Böhmer* l. c. Pütter a. a. O. Ded. CXCIX, II. num. XIX u. XX. p. 380. 8) Weber a. a. O. 9) *Engelbrecht* l. c. 10) *Stryk*, in diss. cit. de probat. §. 58 sq. 11) *Stryk* l. c. §. 25. *Hellfeld*, *Böhmer* et *Engelbrecht* l. c. Weber a. a. O. 4. Th. §. 343. S. 671. 12) Z. B. *Wernher*, Sel. observationes forenses. P. III. obs. 138. 13) *Engelbrecht* l. c. 14) Strube, Nebenstunden. 3. Th. 17. Abh. §. 4. Weber a. a. O.

tinenzen beispielsweise besonders benannt sind und darunter das fragliche Stück nicht[15]). Gewöhnlich wird auch die Lehenbarkeit von allen auf dem Lehen haftenden Gerechtsamen vermuthet, zumal wenn sie nicht wol ohne das Lehengut ausgeübt werden können. Dagegen kann aus der Steuerfreiheit, dem Besitz der Pertinenzen bei dem Mannsstamme der zeitherigen Vasallen, und aus der Lehenbarkeit der übrigen meisten Gutstheile nicht auch auf Feudalqualität aller Pertinenzen geschlossen werden[16]). Unbemerkt kann jedoch nicht bleiben: Da theils ohne des Lehenherrn, vielmehr nur durch der Vasallen Schuld, oder durch die Macht der Natur Lehenspertinenzen verloren gehen können, und da überdies auf Abfassung der alten Lehensurkunden das Formelwesen einen so großen Einfluß hatte, daß darin oft die einmal für Aufzählung der Pertinenzen hergebrachten Formeln gebraucht wurden, wenn auch mehre der Stücken gar nicht bei dem in Frage befangenen Lehen waren[17]); so ist der Lehenherr nicht verbunden, alles das zu gewähren, was im Lehenbriefe genannt ist[18]).

Die Darstellung dieser Lehre in gegenwärtigem Artikel zeigt übrigens, welchen unendlichen Schwierigkeiten sie nach gemeinem Rechte unterworfen ist, da uns hier die Gesetze in der Regel verlassen und die Meinungen der Rechtslehrer, welche dadurch einen weiten Spielraum haben, sich deshalb so häufig widersprechen. Um so dankenswerther ist es da, wo die Particulargesetzgebung jene Lücken auszufüllen gestrebt hat, und um so mehr ist es zu wünschen, daß sie, soweit es nicht geschehen, ihr Augenmerk darauf richte. Außer dem, was gelegentlich (S. 105. 112—115) über die sächsische Gesetzgebung bereits angeführt worden, erwähnen wir nur, daß auch da, wo die Gesetze in Sachsen nicht ausdrücklich disponiren, die Literatur nachzuhelfen gesucht hat[19]). In Preußen sind die Grundsätze über die Pertinenzenlehre in den Gesetzen selbst sehr ausgebildet, nicht nur dadurch, daß das Gesetz selbst genau den Begriff erklärt und so unter anderem als Hauptgrund der Pertinenzialqualität die fortwährende Verbindung einer Nebensache mit der Hauptsache feststellt, sondern auch dadurch, daß das Gesetz noch besonders die Pertinenzstücke einzelner Arten von Hauptsachen, z. B. Landgüter, Wald, Jagdgerechtigkeit ꝛc., charakterisirt und in die gehörigen Grenzen verweist[20]). Über einzelne dennoch etwa ungewisse Punkte hat sich die Literatur verbreitet[21]). Selten finden wir Vorschriften über diesen Gegenstand in den statutarischen Rechten[22]). (*Buddeus.*)

PERTISAU, ein zum Landgerichte Rottenburg gehöriges Dorf im Kreise Unterinn- und Wippthal Tyrols, im hellsten Blumenschmucke fettgenährter Wiesen am Rande des achenthaler Sees auf sanftem Abhange des Gebirges hinaufgezogen und mit Buchau und dessen natürlicher Bergfestung darüber so malerisch gelegen, daß sie von jeher die beliebtesten Gegenstände zu Studien für Landschaftsmaler gewesen sind. Unter den zerstreuten Häusern des Dorfes zieht in dieser überaus herrlichen Bergeinsamkeit das Fischerhaus die Aufmerksamkeit auf sich, das mit der Fischerkirche auf der buchauer Seite lebhaft an die Zeit erinnert, wo die Landesfürsten von Tyrol, namentlich Siegmund und Ferdinand, sich hier jährlich auf einige Zeit aufhielten, und das noch jetzt an ihren Spuren erkennbare Fürstenhaus bewohnten, um dem Vergnügen der Jagd und des Fischfangs obzuliegen. Der zwei Stunden lange, eine halbe Stunde breite und an manchen Stellen über 400 Klaftern tiefe See von Achenthal, reich an Fischen, ist auch außer seiner wunderschönen Lage in anderer Hinsicht höchst merkwürdig, denn zur Zeit des schrecklichen Erdbebens in Lissabon, im J. 1755, sank er auf einmal um vier Schuhe, so zwar, daß man vom Zollhause am nördlichen Seeende trockenen Fußes an das jenseitige Seeufer gelangen konnte. Der Ausfluß des Sees, als Ursprung der Ache, hörte ganz auf, aber in 24 Stunden erreichte er seinen vorigen Wasserstand wieder*). (*G. F. Schreiner.*)

PERTÓCSA, ein zur Herrschaft Felsö-Lendva gehöriges Dorf im tót-ságher Gerichtsstuhle der eisenburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns im Thale und zwar am rechten Ufer der Lendva gelegen, mit 62 Häusern, 527 slawischen Einwohnern (19 Protestanten, die übrigen sind Katholiken), einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Stein am Anger und Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PERTOSA, eine bedeutende Ortschaft im Valle di Diano der Provinz Principato citeriore des Königreichs Neapel, die vordem zur Diöcese Trinita della Cava gehörte, in der Nähe der von Neapel nach Calabrien führenden Heerstraße, vor Ponte di Campestrino am Gebirge gelegen, mit 750 Einwohnern. Die dürren Felskuppen und kahlen Wände des Gebirges geben der Landschaft einen wilden, eben nicht einladenden, Anblick. (*G. F. Schreiner.*)

PERTOSA oder PETRAJA, eine Herrschaft in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore im Cantone dell' Auletta in einem engen Thale zwischen dem Monte della civita und dem Monte della Balzata in

15) Strube a. a. O. §. 5. Weber a. a. O. S. 668. Vergl. jedoch oben S. 114. 16) Weber a. a. O. S. 668 fg. 17) Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 1. Th. (Göttingen 1834.) §. 204. S. 824. 18) *Böhmeri* consultationes. P. II. resp. 94. num. III. §. 10. Strube, Rechtl. Bed. Bed. 113. (I, 112.) 19) Z. B. Erläuterung der 17. Decision des Jahres 1746 von der Übernahme geringerer Lasten bei der Trennung eines Pertinenzstückes vom Hauptgute, in Zachariä, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsw. in den Ländern des Kurf. Sachsen. 1. Bd. (Leipzig 1806.) Abh. XXV. 20) Preußisches Landrecht. 1. Th. 2. Titel. §. 42 fg. und 20. Titel. §. 443 fg. 21) Z. B. Über die Interpretation des §. 440 des a. pr. LR. 1. Th. Tit. 20. in v. Kamptz Jahrb. d. pr. Gesetzgeb. 6. Bd. S. 245. Wie ist es in Südpreußen mit dem Verkaufe der Pertinenzstücke adeliger Güter zu halten? in Stengel, Beiträge zur Kenntniß der jurist. Verf. in den preuß. Staaten. 12. Bd. S. 361.

22) Z. B. Über Einlösung der Hauspertinenzien nach Parchimschen Stadtrechte in v. Kamptz, Mecklenburgische Rechtssprüche. 1. Bd. 31. Rechtsspr. S. 79 und 2. Bd. 118. Rechtsspr. S. 55.

*) Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. (Innsbruck 1838.) 3. Bd. S. 5—7.

der Nähe der von Neapel nach Reggio führenden Straße gelegen, mit dem gleichnamigen Orte, der gegen 600 Einwohner zählt. In seiner Nähe befindet sich ein nach diesem Orte benannter Abgrund (Voragine della Pertosa), in den sich unter entsetzlichem Geräusch der Negrofluß stürzt, um nicht früher als in einer Entfernung von zwei Miglien erst wieder zum Vorschein zu kommen*). (*G. F. Schreiner.*)

PERTRE (le), Gemeindedorf im französischen Departement der Ille und Vilaine (Bretagne), Canton Argentré, Bezirksstadt Vitré, ist fünf Lieues von dieser entfernt und hat eine Succursalkirche und 1963 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERTRICH, Dorf im preußischen Regierungsbezirk Coblenz (Rheinprovinzen), Kreis Kochem (Kochheim), mit warmen Mineralquellen. (*G. M. S. Fischer.*)

PERTSCH (Johann Georg), ward den 10. März 1694 zu Wunsiedel, im Fürstenthum Baireuth, geboren, wo sein Vater gleiches Vornamens damals Superintendent war und 1718 als Superintendent und Professor der Theologie in Gera starb. Der öffentlichen Schule seines Geburtsorts und einigen Privatlehrern verdankte er den ersten Unterricht. Im J. 1707 ward Pertsch Zögling des Gymnasiums zu Gera, wo Hitzschold und Göldner den entschiedensten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung gewannen [1]). Der geistliche Stand, dem er sich nach dem Wunsche seines Vaters widmen sollte, entsprach nicht seinen Neigungen. Er entschied sich für die Jurisprudenz, als er 1713 die Universität Halle bezogen hatte. Thomasius, Böhmer und Gundling waren seine Hauptführer im Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit. Doch hörte er auch einige Collegia bei Wolf und Heineccius. Unter Böhmer's Vorsitz vertheidigte er 1715 seine Dissertation: de involucris Simoniae detectis [2]), erlangte im folgenden Jahre die juristische Doctorwürde durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de jure erigendi coemeterium [3]). Er lebte hierauf als Advocat in Gera, von wo er sich 1719 nach Baireuth begab. Dort ward er zum Regierungsadvocaten und 1722 zum Proceßrath ernannt. In dieser Eigenschaft diente er dem Markgrafen Georg Wilhelm in dessen eigenen Angelegenheiten bei den Reichsgerichten. Aus Dankbarkeit gab ihm der eben genannte Fürst im Jahre 1726 die Zusicherung, daß er bei der ersten Vacanz die Stelle eines Hofraths erhalten solle. Als jedoch der Fürst noch vor Erfüllung dieses Versprechens starb, verdankte er der Prinzessin Christiane Sophie Wilhelmine den erwähnten Charakter, nebst einem ansehnlichen Gehalte. Sie belohnte ihn außerdem noch reichlich, als er ihre Foderungen an den Thronfolger und an die Erben ihres Vaters in's Reine gebracht hatte. Der Markgraf Georg Friedrich Karl ernannte ihn zu seinem Hof- und Justizrath. Allein der Übertritt der Prinzessin zur katholischen Religion im Jahre 1728, nebst andern Veränderungen unter dem neuen Regenten, bewogen ihn, dessen Dienste zu verlassen.

Mit dem Entschluß, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, ging er 1728 nach Jena, wo er sich habilitirte und durch ein gedrucktes Programm zu seinen Vorlesungen einlud. Sie fanden großen Beifall unter den Studirenden. Der Herzog von Weimar ernannte ihn 1729 zum Hofgerichtsadvocaten. Aber die Hoffnungen, eine ordentliche Professur zu erhalten, blieben unerfüllt. Er folgte daher 1731 einem Rufe nach Hildesheim, wo er zum ersten Stadtsyndicus ernannt wurde. Aus den dortigen Archiven lernte er die Rechte und Privilegien der Stadt genau kennen, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, sie kühn zu vertheidigen. Durch mehre, mit gründlicher Sachkenntniß abgefaßte, Schriften [4]) und durch glückliche Führung verwickelter Processe erwarb er sich ein so großes Ansehen, daß der König von Großbritannien ihn 1733 zum Assessor des Hofgerichts in Hanover ernannte. Die ihm obliegenden Geschäfte besorgte er mit rühmlichem Eifer bis zum Jahre 1737, und übernahm im nächsten Jahre eine gleiche Stelle bei dem Herzoge von Braunschweig in Wolfenbüttel. In seinen Verhältnissen zu Hildesheim gefiel er sich so wohl, daß er die vortheilhaftesten Anerbietungen ablehnte, bis er 1742, als er die Wahl eines Predigers für ungültig erklärt, und sich dadurch viele Feinde erworben, anderes Sinnes ward. Um allem Streit auszuweichen, beschloß er sein Amt niederzulegen, ruhig einer anderweitigen Beförderung harrend. Er erklärte dies, als er grade beim Hofgerichte zu Wolfenbüttel war, dem Senat zu Hildesheim. Der Herzog von Braunschweig berief ihn hierauf 1743 als vierten ordentlichen Professer der Rechte nach Helmstedt, und verlieh ihm zugleich den Hofrathscharakter. In seiner Facultät von Stufe zu Stufe emporrückend, war er bereits 1748 erster ordentlicher Professor geworden. Zugleich ward ihm die Aufsicht über das Convict und die Verwaltung der Professor-Witwencasse übertragen.

Pertsch starb den 19. August 1754 mit dem Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Gründliche Kennt-

*) Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi.* (Milano 1835.) Vol. III. p. 160.

1) s. Götten jetztlebendes gel. Europa. 1. Th. S. 778. 2) Halae 1715. 4., späterhin umgearbeitet und erweitert in seiner Commentatio de Simoniae crimine (Halae 1719. 4.) von Böhmer mit einem Vorwort über die Meinungen der Kirchenväter von jenem Dogma begleitet. Vergl. Abgesonderte Bibliothek. 9. St. S. 805 fg. 12. St. S. 1117 fg. Journal des Savans. 1720. Mars. 3) Halae 1716. 4.

4) Recht der Beichtstühle. 2. Aufl. (Wolfenbüttel 1738. 4.) Zwei Bände. (Vergl. die von Thomasius herausgegebenen juristischen Händel. 4. Th. S. 208 fg. und dessen Historia content. inter Imper. et sacerd. p. 671 sq.) Recht des Kirchenbannes. 2. Aufl. (Ebend. 1738. 4.) Elementa jur. canon. et Protestantium ecclesiasticorum. Edit. III. (Jenae 1741.) 2 Voll. (Vergl. Nova Acta Eruditor. 1732. Octob. p. 462 sq.) Versuch einer Kirchenhistorie. (Leipzig 1736—1740. 5 Bde. 4.) Kurze Historie des kanonischen und Kirchenrechts. (Leipzig 1752.) Observat. juris canonici et ecclesiastici Protestantium. Accedit ejusd. elog. academiae nomine conscr. (Norimb. 1760.) u. a. Schriften, von denen Meusel in s. Lexikon der v. J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller, 10. Bd. S. 317 fg., ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat.

nisse besaß er vorzüglich im teutschen Recht, in der teutschen Alterthumskunde, ganz besonders aber im Kirchenrecht und in der Kirchengeschichte. Rastlos thätig, arbeitete er selbst in den schwierigsten Fällen mit ungemeiner Leichtigkeit. Aber sein feuriges Temperament und eine Leidenschaftlichkeit, die er nie ganz beherrschen konnte, veranlaßten ihn oft zu scharfen und unbilligen Urtheilen, und verwickelten ihn, besonders in jüngeren Jahren, in mannichfache literarische Fehden. Sein Bildniß, von Haid, befindet sich in Brucker's Bildersaal (8. Zehend), und vor seinen Elementis juris canonici [5]). (*Heinrich Doering.*)

PERTUGIO. 1) P. di Rostano, ein enger Paß und Weg, der durch die Seealpen hindurch nach Queyrasso und Castel delfino kommt, und den im Kriege 1745 der französische Marschall d'Uxelles zum Erstaunen Aller mit seiner ganzen Armee, deren Bagage und Kanonen, zurücklegte, um urplötzlich in's Piemontesische einzufallen; 2) P. di Valiano, der Name eines Thals, im Großherzogthum Toscana, durch das die Chiana ihren Lauf nimmt, und zwar da, wo die Gewässer des Chiarine ihren Namen verlieren, um den der toscanischen Chiana anzunehmen, die sich mit dem Arno vereinigt; 3) P. della Vulpe heißt eine Höhle, die sich nur wenige Schritte von Piazza, einem am Abhange des Berges Bisbino gelegenen Orte des nach Como benannten Districtes II. der gleichnamigen lombardischen Provinz, in der Nähe des Comersees befindet. Ungeachtet des sehr schwierigen Einganges besuchte doch D. Honoratus Solari dieselbe, fand sie mehr als 900 Fuß lang und brachte aus ihr sehr lange Stücke eines blumigen Alabasters heraus *). (*G. F. Schreiner.*)

PERTUIS, lat. Castrum de Pertusio, Vicus C. Petronii (Br. 43° 44′, L. 23° 15′ oder nach dem pariser Meridian Br. 43° 41′ 27″, östl. L. 3° 10′ 17″), Stadt und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Vauclusedepartement (Provence), Bezirksstadt Apt, liegt 8 Lieues von dieser, 195 Lieues von Paris und ½ Lieue von der Durance entfernt, am Flusse Air, in einer der angenehmsten, gesundesten und fruchtbarsten Gegenden des Departements, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungs- und eines Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche, ein Briefpostamt und 4704 Einwohner, welche Fabriken für Branntwein unterhalten und Handel mit diesem, mit Wein, Olivenöl und Färberröthe treiben. Nach einigen Schriftstellern soll Caj. Petronius hier geboren sein, denn man fand hier eine Inschrift, welche Honoré Bouche mittheilt und welche die Worte enthielt: Vicus C. Petronii ad ripam Druentiae. — Der Canton Pertuis enthält in 14 Gemeinden 14,303 Einwohner. Pertuis Rostang heißt eine durch Felsen gebrochene Straße, welche zwischen Briançon und dem Mont Dauphin über die Alpen führt und an deren Eingange man die Worte: D. Caesari Augusto dedicata, salutate eam, eingehauen findet. Pertuis d'Antioche, le, heißt eine fünf Lieues breite Meerenge, welche die Insel Oléron an der Nordseite, von der Insel Ré und le Pertuis de Maumasson eine andere, eine Lieue breite Meerenge, welche sie vom festen Lande trennt. Pertuis des Fées wird endlich eine 20 Fuß tiefe Felsengrotte in der Nähe der Stadt Josselin genannt. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERTUIS (Pierre), Petra Pertusa oder Porta Petrea, ein berühmtes Felsenthor in der Nähe der Quelle der Birs, gleich hinter Tavannes, im Canton Bern. Die römische Inschrift auf der Nordseite

NUMINI AUGUS
— UM
VIA . CIA PER m
DUI I.UM PATER' m
II VIR COL HEL VE —

hat keine schönen Formen und hat sich zur Linken weniger erhalten als zur Rechten, weil sie hier durch einen Vorsprung des Felsens gegen das herabfließende Wasser geschützt ist. Sie wird auf verschiedene Weise gelesen, gewöhnlich: Numini Augustorum Via facta per M. Dunnium Paternum II Virum coloniae Helveticae. Immer geht daraus hervor, daß ein helvetischer Duumvir hier ein Straßenwerk durchgeführt hat, zugleich aber auch, daß die Höhle nicht, wie Einige glauben, ein bloßes Werk der Natur war. Es wäre allzu auffallend, wenn gerade da, wo zwischen zwei Landschaften die schicklichste Verbindung sich darbietet, sie den Paß selbst so vollständig sollte geöffnet haben. Dieser Durchgang ist sehr unregelmäßig. Die Tiefe beträgt auf der Morgenseite 29 Fuß, die Höhe ungefähr 20 Fuß. Die Weite geht von 30 bis auf 50 Fuß. (*Gerold Meyer von Knonau.*)

PERTULIEN, heißen mittelmäßig starke Seile, welche den aufgewundenen Anker unter dem Krahnbalken festhalten. (*G. M. S. Fischer.*)

PERTUNA, PORTONE, PORTUNE, auch wol PORDUNE, darf nicht mit Bordun verwechselt werden. Das letzte ist eine Labialstimme, das erste eine sanft klingende Zungenstimme, die jetzt veraltet ist. Der größte Körper derselben, von 8 Fuß Ton auf C, hatte nur 2½ Zoll im Durchmesser, war gedeckt und hatte von einer Seite ein kleines rundes Loch zum Tonausblasen. Der Musikdirector Friedrich Wilke ist im Besitze eines solchen Exemplares, das er 1820 aus der unbrauchbar gewordenen, sehr alten Orgel zu Ziesar bei Brandenburg erhielt. (*G. W. Fink.*)

PERTUNDA, Name einer römischen Gottheit, deren jedoch nur die Kirchenväter Erwähnung thun (*Augustin.* C. D. VI, 9. *Arnob.* adv. gent. IV. p. 164 [131]);

5) Vergl. seine eigenen Äußerungen in dem Vorwort zu seiner Kirchenhistorie. (Leipzig 1736.) Götten, Jetztlebendes gel. Europa. 1. Th. S. 777 fg. 2. Th. S. 818. 3. Th. S. 795 fg. Moser's Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten. S. 96 fg. Weidlich's Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. 2. Th. S. 204 fg. (Nettelbladt's) Halle'sche Beiträge zu der jurist. Gelehrtenhistorie. 2. Bd. 8. St. S. 607 fg. *Wernsdorfii* Elogium. (1754. fol. u. 4.) Schröckh's unpartheiische Kirchenhistorie. 4. Th. S. 517 fg. Fikenscher's gel. Fürstenthum Baireuth. 7. Bd. S. 51 fg.

*) Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi*. (Milano 1835.) Vol. III. p. 160.

sie stand dem jungen Ehemanne zur Seite, wenn er zum ersten Mal die Umarmung seiner jungfräulichen Gattin genoß (quae in primo concubitu naturam feminae pertundere dicitur). (*H.*)

PERTURBATION oder Störung ist die Änderung, welche die Bahn eines Himmelskörpers dadurch erleidet, daß mehre als ein anderer Körper die Anziehungskraft auf ihn ausüben. Denn würde die Bewegung eines Himmelskörpers, außer dem präsumirten, ursprünglich ihm mitgetheilten, Stoß, nur durch die Anziehung der Sonne bestimmt, so wäre die Bahn des Körpers ein Kegelschnitt, dessen Elemente mit Leichtigkeit bestimmt werden können, durch die Integration der bekannten drei Differentialgleichungen,

$$o = \frac{d^2x}{dt^2} + \frac{Ux}{r}$$

$$o = \frac{d^2y}{dt^2} + \frac{Uy}{r}$$

$$o = \frac{d^2z}{dt^2} + \frac{Uz}{r}$$

die in jedem Lehrbuch über Mechanik behandelt werden und in denen U die veränderliche Kraft bedeutet, welche auf den bewegten Körper wirkt und nach einem festen Punkte hin gerichtet ist. Es wird dieses $U = \frac{\mu}{r^2}$, wenn r die Entfernung des bewegten Körpers von dem anziehenden ist und μ die Summe der Massen beider Körper. Da aber bei der Bewegung eines Planeten oder Kometen nicht allein die Anziehungskraft der Sonne, sondern auch die sämmtlicher Planeten zu berücksichtigen ist, so wird sich die Bahn des in Rede stehenden Himmelskörpers ändern. Die Natur der Bahn wird dieselbe bleiben, d. h. sie wird immer ein Kegelschnitt sein, aber die Elemente derselben werden sich ändern. Die Änderungen nun, welche die aus der Integration der obigen Gleichungen sich ergebenden Elemente durch die Einwirkungen der übrigen Planeten entstehen, nennt man die Perturbationen oder Störungen derselben. Das Problem aber in seiner ganzen Allgemeinheit, d. h. unter der Voraussetzung aufzulösen, daß nicht allein die Anziehungskraft der Sonne, sondern die sämmtlicher Körper des Planetensystems auf die Bewegung eines Himmelskörpers Einfluß habe, geht über die Kräfte unserer gegenwärtigen Analysis. Da jedoch die Entfernungen der Körper unter einander in Bezug auf ihre eigenen Dimensionen sehr groß sind und da diejenigen Glieder in den Gleichungen, welche von den Störungen abhängen, in die Potenzen der reciproken Entfernungen multiplicirt sind, so wird man bei der Untersuchung der Störungen eines jeden Planeten durch einen andern, den ungestörten Ort des ersten zu Grunde legen können und im Laufe dieser Untersuchung die Wirkungen der übrigen Planeten unberücksichtigt lassen. Indem man auf diese Weise die Störung jedes Planeten durch jeden der übrigen, abgesondert von einander, berechnet, sodann alle diese einzelnen Störungen zusammen addirt, so erhält man die Gesammtstörung des erstern. Dadurch wird das Problem der Perturbationen auf die Bestimmung der Bahn eines Planeten zurückgeführt, welcher außer der hauptsächlichsten Anziehung eines Hauptkörpers (der Sonne), noch einer natürlich bedeutend geringern Anziehung eines andern Körpers (eines Planeten) unterworfen ist, welches Problem unter dem Namen des Problems der drei Körper bekannt ist. Da aber auch schon diese so beschränkte Aufgabe nicht in ihrer vollständigen Allgemeinheit aufgelöst werden kann, so muß man sich mit annähernden Resultaten begnügen, welche jedoch, wegen der besondern Eigenschaften der hierbei vorkommenden Größen, der Wahrheit hinlänglich nahe gebracht werden können. Der Gang dieser Untersuchung soll im Folgenden angedeutet werden.

Wenn sich ein Körper mit der Masse m um den Centralkörper der Masse M bewegt und nicht allein von diesem, sondern auch noch von andern Körpern mit den Massen m′, m″, m‴.... angezogen wird, so sei der Mittelpunkt des Körpers M der Anfangspunkt der Coordinaten, x, y, z; x′, y′, z′; x″, y″, z″; ꝛc. respective die rechtwinkligen Coordinaten der Körper m, m′, m″, ꝛc. Führt man nun der Kürze wegen folgende Bezeichnungen ein

$$\sqrt{x^2 + y^2 + z^2} = r$$

$$\sqrt{x'^2 + y'^2 + z'^2} = r'$$

$$\sqrt{x''^2 + y''^2 + z''^2} = r''$$

$$\cdots\cdots\cdots$$

$$R = \frac{m'}{r'^3}(xx' + yy' + zz') + \frac{m''}{r''^3}(xx'' + yy'' + zz'') + \ldots$$

$$- \frac{m'}{\sqrt{(x' - x)^2 + (y' - y)^2 + (z' - z)^2}}$$

$$- \frac{m''}{\sqrt{(x'' - x)^2 + (y'' - y)^2 + (z'' - z)^2}} + \ldots\ldots$$

$$\mu = m + M$$

so werden bekanntlich die Gleichungen, welche die Bewegung des Körpers m um M unter der Voraussetzung ausdrücken, daß noch die Anziehungen von m′, m″, ... wirken, folgende:

$$\left.\begin{aligned} o &= \frac{d^2x}{dt^2} + \frac{\mu x}{r^3} + \frac{dR}{dx} \\ o &= \frac{d^2y}{dt^2} + \frac{\mu y}{r^3} + \frac{dR}{dy} \\ o &= \frac{d^2z}{dt^2} + \frac{\mu z}{r^3} + \frac{dR}{dz} \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (1)$$

Multiplicirt man diese Gleichungen der Reihe nach mit dx, dy, dz und addirt sie dann, so erhält man nach der Integration:

$$o = \frac{dx^2 + dy^2 + dz^2}{dt^2} - \frac{2\mu}{r} + \frac{\mu}{a} + 2\int dR \ldots\ldots (2)$$

wo $\frac{\mu}{a}$ die Constante der Integration und a die halbe große Axe der Bahn des Körpers m ist, wenn die Anziehung der Körper m′, m″, ꝛc. nicht berücksichtigt wird.

Multiplicirt man die Gleichungen (1) der Reihe nach mit x, y, z, und addirt sie zur Gleichung (2), so erhält man

$$o = \frac{1}{2}\frac{d^2.r^2}{dt^2} - \frac{\mu}{r} + \frac{\mu}{a} + 2\int dR + x.\frac{dR}{dx} + y.\frac{dR}{dy} + z.\frac{dR}{dz} \ldots\ldots (3)$$

Nennt man nun δr die Störung, welche der Radius r der elliptischen Bahn des Körpers m durch die Einwirkung des Körpers m′ erleidet, so geht die vorige Gleichung, wenn die höhern Potenzen von δr vernachlässigt werden, in folgende über

$$o = \frac{1}{2}\frac{d^2(r^2 + 2r\delta r)}{dt^2} + \frac{\mu}{a} - \frac{\mu}{r} + \frac{\mu}{r^2}\delta r + 2\int dR + x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz}.$$

Für die ungestörte Ellipse aber, wo $R = o$ ist, hat man

$$o = \frac{1}{2}.\frac{d^2r^2}{dt^2} + \frac{\mu}{a} - \frac{\mu}{r}$$

mithin ergibt sich durch Subtraction

$$o = \frac{d^2(r\delta r)}{dt^2} + \frac{\mu}{r^2}\delta r + 2\int dR + x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz} \ldots (4).$$

Multiplicirt man die erste der Gleichungen (1), indem man sie für die ungestörte Ellipse nimmt, also $R = o$ setzt mit $r.\delta r$ und die Gleichung (4) durch x, so ergibt das Integral der Differenz dieser beiden Producte:

$$o = \frac{r.\delta r.dx - x.d(r\delta r)}{dt} - 2\int x.dt\int dR - \int x\left\{x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz}\right\}.dt \ldots\ldots (5).$$

Multiplicirt man ebenso die zweite der Gleichungen (1), indem man sie ebenfalls für die ungestörte Ellipse nimmt, mit $r.\delta r$ und die Gleichung (4) mit y, so ist das Integral der Differenz beider:

$$o = \frac{r.\delta r.dy - y.d(r.\delta r)}{dt} - 2\int y.dt\int dR - \int y\left\{x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz}\right\}.dt \ldots\ldots (6)$$

Multiplicirt man nun (5) mit y und (6) mit x, so gibt deren Differenz:

$$o = r.\delta r.\frac{x.dy - y.dx}{dt} + 2y\int x.dt\int dR - 2x\int y.dt\int dR + y\int x\left\{x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz}\right\}.dt - x\int y\left\{x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz}\right\}.dt \ldots (7)$$

Nimmt man nun als xy Ebene die Ebene der Bahn an, so wird z nur eine Größe von der Ordnung der störenden Kraft des Körpers m′ sein, deren Quadrate und höhere Potenzen man wird vernachlässigen können. Man darf in Rücksicht hierauf auch den Radius vector mit seiner Projection auf die xy Ebene vertauschen, und wenn man den Winkel zwischen ihm und der x Axe v nennt, setzen:

$$x = r.\cos v$$
$$y = r.\sin v,$$

also: $dx = \frac{x.dr}{r} - y.dv$

$$dy = \frac{y.dr}{r} + x.dv$$

mithin: $x.\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz} = r.\frac{dR}{dr}.$

Setzt man diesen Werth in die Gleichung (7), beachtet dabei, daß sich aus der Integration der Gleichungen (1), unter Voraussetzung einer rein elliptischen Bahn, bekanntlich ergibt:

$$\frac{x.dy - y.dx}{dt} = \sqrt{a\mu(1 - e^2)}$$

oder $= na^2\sqrt{1 - e^2},$

wenn n die mittlere tägliche Bewegung des Körpers m um M und ae die Excentricität bedeutet. Man erhält dann:

$$\mu\sqrt{1-e^2}.\delta r = a.\cos v\int n.dt.r\sin v\left\{2\int dR + r.\frac{dR}{dr}\right\} - a\sin v\int ndt\,r\cos v\left\{2\int dR + r.\frac{dR}{dr}\right\} \ldots (8)$$

Diese Gleichung gibt die Störung des Radius vector r.

Da nun ferner dv der Winkel zwischen den beiden Radien r und r + dr ist, so wird $dx^2 + dy^2 + dz^2 = dr^2 + r^2.dv^2$ und die Gleichung (2) geht über in

$$o = \frac{dr^2 + r^2.dv^2}{dt^2} - \frac{2\mu}{r} + \frac{\mu}{a} + 2\int dR.$$

Subtrahirt man dieses von der Gleichung (3), so erhält man:

$$o = \frac{r.d^2r - r^2.dv^2}{dt^2} + \frac{\mu}{r} + x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz} \ldots\ldots (9)$$

Nennen wir nun wieder δv die Störung des Winkels v, welche durch die Einwirkung des Körpers m′ erzeugt wird, so haben wir $r + \delta r$ für r und $v + \delta v$ für v in diese letzte Gleichung einzusetzen, wodurch sie, mit Vernachlässigung der höhern Differentiale, in folgende übergeht:

$$o = \frac{r.d^2r - r^2.dv^2 + d^2r.dv}{dt^2} + \frac{r.d^2.\delta r - 2rdv^2.\delta r - 2r^2.dv.d\delta v}{dt^2} + \frac{\mu}{r} - \frac{\mu}{r^2}\delta r + r.\frac{dR}{dr}.$$

Bei der ohne Rücksicht auf Störung entwickelten, rein elliptischen Bewegung hat man aber

$$r.\frac{dv^2}{dt^2} = \frac{d^2r}{dt^2} + \frac{\mu}{r^2}$$

und $$r^2.\frac{dv}{dt} = na^2\sqrt{1 - e^2},$$

mithin wird die vorige Gleichung:

$$o = \frac{r.d^2.\delta r - d^2 r.\delta r}{dt^2} - \frac{3\mu}{r^2}.\delta r - 2.\frac{d\delta r}{dt}.na^2\sqrt{1-e^2}$$
$$+ r.\frac{dR}{dr} \ldots \ldots \ldots \ldots \quad (10)$$

Wenn man aber in der Gleichung (4) den zweiten Differentialquotienten von $r.\delta r$ entwickelt, also $d^2.(r.\delta r = d^2r.\delta r + 2dr.d\delta r + r.d^2\delta r$ setzt und beachtet, daß $x\frac{dR}{dx} + y\frac{dR}{dy} + z\frac{dR}{dz} = r\frac{dR}{dr}$ wird, so gibt die Gleichung (10)

$$\frac{d\delta r}{dt}na^2\sqrt{1-e^2} = \frac{2r.d^2\delta r + d^2r.\delta r + 3dr.d\delta r}{dt^2}$$
$$+ 3\int dR + 2r\frac{dR}{dr},$$

durch deren Integration man erhält:

$$\delta v.\sqrt{1-e^2} = \frac{2r.d\delta r + dr.\delta r}{na^2.dt} + \frac{3a}{\mu}\iint ndt.dR$$
$$+ \frac{2a}{\mu}\int n.dt.r\frac{dR}{dr} \ldots \ldots \ldots \ldots \quad (11)$$

Diese Gleichung gibt die Störung der Länge des Planeten.

Multiplicirt man endlich die erste der Gleichungen (1) mit y und die zweite mit — x, so ist das Integral der Summe beider Producte:

$$\frac{x.dy - y.dx}{dt} = c + \int dt.\left\{y\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dy}\right\}$$

analog ergeben sich

$$\frac{x.dz - z.dx}{dt} = c' + \int dt\left\{z\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dz}\right\}$$
$$\frac{y.dz - z.dy}{dt} = c'' + \int dt\left\{z\frac{dR}{dy} - y\frac{dR}{dz}\right\}.$$

Multiplicirt man die zweite von diesen drei letzten Gleichungen mit y und die dritte mit — x, so wird ihre Summe:

$$\frac{z(x.dy - y.dx)}{dt} = c'y - c''x + y\int dt.\left\{z\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dz}\right\}$$
$$- x\int dt.\left\{z\frac{dR}{dy} - y\frac{dR}{dz}\right\}$$

Die erste Gleichung aber gibt, wenn man die höhern Potenzen des mit dem Integralzeichen behafteten Gliedes vernachlässigt:

$$\frac{dt}{x.dy - y.dx} = \frac{1}{c} - \frac{1}{c^2}\int dt.\left\{y\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dy}\right\},$$

man erhält also durch Multiplication dieser beiden Ausdrücke:

$$z = \frac{c'y - c''x}{c} - \frac{c'y - c''x}{c^2}\int dt.\left\{y\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dy}\right\}$$
$$+ \frac{y}{c}\int dt.\left\{z\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dz}\right\}$$
$$- \frac{x}{c}\int dt.\left\{z\frac{dR}{dy} - y\frac{dR}{dz}\right\} \ldots \quad (12)$$

Nennt man nun s die Tangente der Breite des Planeten über der xy Ebene, so ist für die ungestörte Ellipse

$$s = \frac{z}{\sqrt{x^2 + y^2}}$$

und für die gestörte

$$s' = \frac{z + \delta z}{\sqrt{x^2 + y^2}},$$

mithin $s' - s = \delta s = \frac{\delta z}{\sqrt{x^2 + y^2}}$

oder $\delta s = \frac{1}{a}.\delta z$, weil man hier ohne merklichen Fehler $\sqrt{x^2 + y^2} = a$ setzen darf. Da aber die Störung von z gleich ist der Summe der drei letzten Glieder der Gleichung (12), so wird:

$$a.\delta s = -\frac{c'y - c''x}{c^2}\int dt.\left\{y\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dy}\right\}$$
$$+ \frac{y}{c}\int dt.\left\{z\frac{dR}{dx} - x\frac{dR}{dz}\right\}$$
$$- \frac{x}{c}\int dt.\left\{z\frac{dR}{dy} - y\frac{dR}{dz}\right\}.$$

Da aber $\frac{c'y - c''x}{c^2}$ sehr nahe $= z$ ist, und da dieses an und für sich sehr klein ist, so darf man z, wo es als Factor erscheint, $= o$ setzen. Die Constante c ergibt sich aus der Untersuchung der ungestörten Ellipse, $= \frac{\mu^2\sqrt{1-e^2}}{na}$.

Setzt man noch, wie vorhin

$$x = r.\cos v$$
$$y = r.\sin v$$

so wird

$$\delta s.\mu\sqrt{1-e^2} = a.\cos v.\int n.dt.r\sin v.\frac{dR}{dz}$$
$$- a.\sin v.\int n.dt.r\cos v\frac{dR}{dz} \ldots\ldots \quad (13)$$

Diese Gleichung gibt die Störung der Breite des Planeten.

In den Gleichungen (8), (11) und (13) ist die vollständige Lösung des Problems der Perturbationen enthalten, nur natürlich noch nicht, wie es zur wirklichen, praktischen Berechnung brauchbar ist. Die weitere Entwickelung dieser Formeln in brauchbare Reihen würde die natürlichen Grenzen dieses Artikels beiweitem überschreiten, ich verweise in dieser Beziehung vorzüglich auf die Théorie analytique du système du monde par *Pontécoulant.* (Paris 1829.) Vorstehende Deduction schließt sich hauptsächlich dem bekannten Werke über theoretische und praktische Astronomie von J. J. Littrow an.

Die weitere Entwickelung der vorstehenden Störungen führt auf zwei von einander sehr verschiedene Arten von Gliedern, theils nämlich auf solche, welche in trigonometrische Functionen der Zeit multiplicirt sind, und theils auf solche, deren Factor die Zeit selbst ist. Die letztern Glieder sind zwar sehr klein, führen aber doch

nach längerer Zeit eine merkbare Störung herbei, weßhalb sie säculäre Störungen genannt werden, während die andern periodische Störungen heißen. (*Sohncke.*)

PERTUS, eine einsame und einförmige Gegend im Thale der noch jugendlichen Stura in der piemontesischen Provinz Turin oberhalb Almese, mit den rechts neben der Straße liegenden Überresten einer alten Schmelzhütte (Pertus), welche die einzige wenig erfreuliche Menschenspur sind. Weiter hinauf im Thale liegt die aus einem einzigen Steinbogen bestehende Brücke, Pont des Echeles, die auf zwei Felsenstöcken ruht, zwischen denen die Stura brausend und beide mit ihrem Schaume übergießend hindurchtobt, und an einer Stelle steht, wo das Thal dem bestürzten Auge nichts weiter mehr zeigt, als Wasserfälle und Felsen. (*G. F. Schreiner.*)

PERTUSA, eine Stadt der Ilergetes in Hispania Tarraconensis, nach dem Itiner. Antonini (p. 391). (*Krause.*)

Pertusaria *Cand.*, s. Porophora.

PERTUSSET, eine kleine Ortschaft in der piemontesischen Provinz Turin, zunächst Mezzenile im Gebirge gelegen, von schöner Kastanienwaldung überschattet, in einer für den Botaniker höchst interessanten Umgebung, deren Pflanzenreichthum höchst ergiebige Ausbeute verspricht und deren geognostische Lagerungsverhältnisse, wie sie hier und im ganzen Alathale vorkommen, auch den Gebirgskundigen durch längere Zeit zu fesseln vermögen. (*G. F. Schreiner.*)

PERÚ, bei den ältesten spanischen Chronisten Piru genannt, war vor der Entdeckung das größte und am meisten civilisirte Reich Südamerika's, späterhin eins der vier Vicekönigreiche des spanischen Amerika, seit 1821 eine der veränderlichen Republiken, in welche die Colonien jenes Welttheiles zerfallen sind. Unter den Incas (s. d. Art.) umfaßte Peru eine Menge von Provinzen, die schon unter den ersten Vicekönigen abgetrennt, gegenwärtig völlig unabhängige Staaten bilden; es erstreckte sich damals vom 2° nördl. Br. oder der Gegend von Popayan, bis zum 26° südl. Br. und umfaßte kurz vor der Eroberung durch die Spanier sogar einen ansehnlichen Theil von Chile, bis etwa zum Flusse Maule oder dem 33° südl. Br. Nach Westen bildete der Ocean die natürliche Grenze, nach Osten der Abhang der Anden, denn historische Überlieferung, Grenzbefestigungen in der angegebenen Gegend und Mangel an allen Spuren, aus welchen ein weiteres Vordringen der Incas nach Osten sich ergeben könnte, deuten mit Bestimmtheit an, daß jene Fürsten niemals versucht oder vielmehr niemals vermocht haben, sich jene großen Ebenen zu unterwerfen, welche am Fuße der Anden beginnend, das Innere des äquatorialen Südamerika ausmachen. Dieses große Reich der Incas wurde unter die Eroberer dergestalt vertheilt, daß D. Francisco Pizarro unter dem Namen eines Gouvernement (Governacion) die nördliche Hälfte von Quito bis Chincha, 60 Leguas jenseit Cuzco, D. Diego Almagro aber die südliche Hälfte erhielt, die von Chincha bis tief in Chile reichte. Blasco Nuñez Vela war erster Vicekönig von Peru und regierte als solcher über die Audiencias von Quito, Lima, Charcas, die Governaciones von Chile und la Plata, und sogar den Salomons-Archipel im großen Ocean. Im J. 1718 trennte man die Provinz, oder, wie es wol auch hieß, das Königreich Quito von Peru und vereinte es mit anderen Provinzen zur Bildung des Vicekönigreiches von Neu-Granada, welches Caraccas, Venezuela, Cumana umfaßte. Im J. 1778 schuf man das Vicekönigreich Buenos-Ayres aus den ehemaligen peruanischen Provinzen Plata, Potosi, Charcas, Chiquitos, Paraguay und Maluinen. Peru blieb von jener Zeit bis zur Revolution unverändert, erstreckte sich von Tumbez 3° 34′ südl. Breite, bis an den Nordrand der Wüste von Atacama, 22° südl. Br., im Osten bis an die Grenze von Brasilien, die jedoch nur an wenigen Orten fest bestimmt war, im Süden bis an den Desaguadero, welcher die Grenze gegen die ehemalige Audiencia Charcas bildete, deren Provinzen sich 1825 in die neue Republik Bolivia constituirten. Die Grenzen der Republik Peru haben im Ganzen wenig Veränderung erfahren; sie sind ziemlich dieselben, wie diejenigen des Vicekönigsreichs in den letzten Jahren der spanischen Herrschaft. In Folge des Bürgerkrieges von 1836 trennten sich zwar unter Schutz des Präsidenten von Bolivia, Santa Cruz, die südlichen Provinzen Arequipa, Ayacucho, Cuzco und Puno, und errichteten unter dem Namen Südperu eine neue Republik, indessen sind sie seitdem wieder in das frühere Verhältniß gezwungen worden, und außerdem ist Veränderlichkeit so sehr der Charakter jener anarchischen Staaten, daß wir bei der gedrängten Darstellung der gesammten Verhältnisse Peru's das Land begreifen müssen, wie es im J. 1778 begrenzt dastand.

Die Oberfläche wird sehr verschieden abgeschätzt, je nachdem bei der Berechnung nur auf die völlig colonisirten Provinzen Rücksicht genommen ist, oder auch jene gewaltigen Landstriche mit in Anschlag gebracht sind, die zwar durch den Tractat von S. Ildefonso (1777) zu Peru gehören sollen, allein zum großen Theile nicht nur nicht von Weißen bewohnt, sondern sogar noch gänzlich unerforscht sind. Man findet daher die Abschätzungen des Flächeninhaltes zwischen 21,600 und 28,300 geogr. □Meilen hin und her schwankend. Humboldt (Rélat. hist. III, 165) gibt 41,400 □Seemeilen (= 23,287 geogr. □Meilen) an; Fröbel, welcher auf Maynas und die östlichen Wildnisse Rücksicht genommen, stellt die Größe auf 28,036 □Meilen. So ungewiß bei der Unsicherheit der heutigen Begrenzung das Resultat einer jeden Berechnung sein muß, und so unwichtig für allgemeine Fragen es bleibt, ob nun Peru ein Paar Tausend Quadratmeilen wilder Urwälder mehr oder minder als Gebiet beanspruchen könne, so scheint es uns doch, als ob jener höchste Satz der wahren Größe noch nicht gleich komme, indem Peru auch nördlich vom Amazonas seit alten Zeiten schon die Oberherrlichkeit ausgeübt hat durch seine Missionaire, und jener Landstrich von sehr bedeutendem, wenn auch sehr schlecht begrenztem Umfange ist. Indessen haben, wie gesagt, dergleichen Erörterungen vor der Hand keinen irgend erkennbaren Werth. Die Länge des Landes von Norden nach Süden beträgt an 300 geogr. Meilen; die

größte Breite liegt in der nördlichen Hälfte (von 62° — 82° westl. Länge von Greenwich); durchschnittlich mag die Breite zu 175—200 geogr. Meilen angeschlagen werden. Die Küstenlinie beträgt 375 geogr. Meilen und ist ziemlich gewunden; ihre allgemeine Richtung ist nordwestlich — südöstlich. Die physische Beschaffenheit dieser großen Fläche ist von sehr wechselndem, aber großartigem Charakter. Den auffälligsten Zug des Gesammtbildes stellen jedenfalls die Anden her, die mit großer Genauigkeit der Küste parallel verlaufen und sonach im Allgemeinen der Richtung von Südost nach Nordwest folgen. Sie sind überall vom Meere aus sichtbar, reichen aber nirgends bis an den Strand; selbst ihre Ausläufer bleiben, wenn sie sich dem Ocean nähern, niedrig, und stellen an den wenigen Orten, wo sie wirklich Vorgebirge bilden, nur unbedeutende Höhen dar. Um so imponirender ist daher der Anblick jener Bergkette, die ohne viele oder tiefere Einschnitte wie eine ungeheuere Mauer emporstrebt, und nirgends von niederen Vorbergen verhüllt, den Gedanken an fast unersteigliche Schroffheit sogleich erwecken muß. Ehedem hielt man fest an der Idee, daß die Anden eine einfache Kette bildeten, deren Ostseite im Ganzen sich vom westlichen Abfalle allein durch das Vorhandensein einiger Stufen unterschiede. Hänke und Humboldt wiesen zuerst die Unrichtigkeit dieser Ansicht nach, und theilten Thatsachen mit, die seitdem durch die Untersuchungen von Pentland und mehren Anderen Erweiterung und Bestätigung erhielten. Die Anden Peru's theilen sich an drei Orten (Gebirgsknoten) in Äste: 1) nördlich von Potosi (19° 35′ südl. Br.) in zwei Äste, welche den Titicacasee umgeben; der östliche Zug ist hier der höhere; 2) unter dem 15° südl. Br. in zwei Äste, deren westlicher der höhere ist; 3) unter dem 11° südl. Br. bei Pasco in drei Äste, von welchen der westliche und mittlere Anfangs von gleicher Höhe sind und ein Hochthal einschließen, durch welches der Marañon seinen Lauf nach Norden nimmt; auf 7° südl. Br. beginnt aber der mittlere Arm zu sinken, erreicht nirgends mehr die Schneegrenze und erstreckt sich bis in die Provinz Jaen de Bracomoros, wahrscheinlich ohne die Höhe von 8000 Fuß zu übersteigen; der östlichste dieser drei Arme macht die Wasserscheide zwischen dem Huallaga und Ucayale, ist in der Gegend von Pozuzo noch ziemlich hoch, indessen bis an den Kamm bewaldet, dacht sich von da an sehr schnell ab, erscheint unter dem 7° südl. Breite nur noch als ein Bergzug, der sich schwerlich auf 2000′ erhebt, und verflächt sich unter dem 6° in unbedeutende Hügel. Ungeachtet dieser mehrfachen Theilungen ist die Kette doch nirgends unterbrochen, denn wenn auch die Höhe der parallelen Ketten wechselt, und bald die westlichen, bald die östlichen Züge die höheren sind, so finden doch vermittels der Gebirgsknoten Verbindungen der Art zwischen ihnen statt, daß ein die andern weit überragender Kamm entsteht, der über das ganze als ziemlich geradlinig gedachte System in mannichfachen, jedoch nicht bedeutenden Krümmungen hinläuft. Durch diese Trennungen in Äste entstehen einige Becken, von welchen diejenigen des Titicaca, des oberen Apurimac, des Marañon und des Huallaga am deutlichsten begrenzt sind; das erstere ist ohne Öffnung, die übrigen verlängern sich nach und nach in eigentliche Flußthäler, die gegen ihr Ende durch das Zusammentreten ihrer Seitenwände sich so sehr verengern, daß eben nur dem Flusse selbst ein Durchgang (Pongo, im Quichua Puncu, d. h. Thor) bleibt. Nur das Thal des Apurimac scheint sich auf gewöhnliche Art zu erweitern und so in die nördlichen Ebenen überzugehen. Obgleich nun diese Ansicht von der Theilung der Anden in Ketten im Allgemeinen eine richtige ist, so würde es doch ein Irrthum sein, sie eine noch ausgedehntere Geltung finden zu lassen und noch mehr Cordilleras als die angeführten anzunehmen. Es ist schon sehr zu bezweifeln, ob man mit Recht sämmtliche angeführte Gebirgszüge für wirkliche Spaltungen der Hauptkette halten dürfe; vielmehr möchten einige, wie zumal das Gebirg von Pozuzo, welches auch im Lande selbst nie Cordillera genannt wird, richtiger unter die Classe der Seitenausläufer zu rechnen sein. Je nachdem man nun diesen verschiedenen Höhenzügen wechselnde Geltung zuschreibt, wird auch die Breite der Anden sehr verschiedener Abschätzung unterworfen sein müssen; sie würde auf dem 10° südl. Br. an 40 geogr. Meilen, auf dem 7° südl. Br. über 70 geogr. Meilen betragen, und doch nicht den Querdurchmesser der ganzen Fläche ausdrücken, welche das Gebirg vom westlichen Fuße bis dahin bedeckt, wo seine letzten niedrigen Ausläufer in die gewaltigen Binnenebenen des Ucayale und Amazonas verlaufen. Geognostische Untersuchungen, an welchen es für die Ostseite des Gebirgs und zumal für den Strich von Huancavelica bis Cuzco fehlt, können allein entscheiden, welche von diesen Ketten oder Zweigen als zum Centralsystem der Anden gehörig zu betrachten sind. Die Höhe der Anden ist ziemlich wechselnd, im Allgemeinen bedeutender in den südlichen als in den nördlichen Provinzen Peru's. In den letzteren erreicht die östlichere Kette nur erst in der Gegend ihres Ursprunges bei Pasco, durch einige Gipfel die Schneegrenze; die westliche bleibt bis 7° südl. Br. gleichfalls niedrig; von da an sind schon von der Küste aus Gipfel sichtbar, die in jeder Jahreszeit eine Schneedecke tragen, die Nevados von Huaylillas, Moyopata, Atunchagua u. a. m. Die Hochebene des Gebirgsknotens von Pasco liegt 14,280 Fuß über dem Meere; an ihrem westlichen Rande erhebt sich der Gipfel der Sierra la viuda noch um 2500 Fuß höher. Von da an südlich scheint der Kamm der westlichen Kette nirgends unter die Höhe von 14,000 Fuß hinabzusinken, südlich von 14° Br. kreuzen die Gebirgspässe Höhen, welche zwischen 4100 und 4700 Metres liegen (Altos de Toledo 4782 Metres = 15,685 Fuß nach Rivero), während einzelne Gipfel, wie der Vulkan von Arequipa (18,373 Fuß nach Pentland), der Vulkan von Tacora (5760 Metr.) noch weit höher emporragen. Ungeachtet der großen Schneemassen, welche sich alljährlich auf diesem so weit verbreiteten Gebirge niederschlagen, ist dennoch ein großer Theil von Peru sehr wasserarm. Von dem Abhange des Gebirges nach Westen ergießen sich überhaupt nur wenige und dabei unbedeutende Flüsse; angelangt an Fuße versiechen sie schnell in dem

bis zu großen Tiefen aus Sand bestehenden Küstenlande, sodaß außer der Regenzeit nur wenige von ihnen den Ocean erreichen. In den meisten Gegenden liegen diese, in unendlich breiten, aber flachen Betten laufenden Flüsse, halbe und ganze Tagereisen von einander entfernt, in den südlichern Provinzen gibt es sogar lange Küstenstriche, die wegen Mangels an süßem Wasser so gut wie unbewohnbar sind. Von Norden beginnend sind die wichtigsten: Rio de Santa, Rio Pasamayo, Rio Rimac, Rio de Quilca. Diese allein haben zu allen Jahreszeiten, wenn auch sparsames Wasser, jedoch bildet keiner von ihnen an seiner Mündung einen Hafen, der groß genug wäre für die unbedeutendsten Küstenfahrer. Auf der Ostseite der Anden verhält sich dieses aber ganz anders. Auf den Hochebenen der Cordillera, welche zwar nirgends sehr groß sind, aber häufig vorkommen, befindet sich eine Menge kleiner Alpenseen von fast unergründlicher Tiefe, die oftmals unter einander zusammenhängen und fast ohne Ausnahme einen gleich Anfangs bedeutenden Abfluß (Desaguadero) haben, aus dem in geringer Entfernung vom Ursprunge ein rascher und wasserreicher Gebirgsstrom wird. Unter sich stehen diese Flüsse sehr selten in Verbindung, sind oft nur durch geringe Bodenerhöhungen getrennt, verlaufen in ganz entgegengesetzten Richtungen, und senden dennoch ihre Gewässer endlich in den Marañon, der für alle, vom 4° — 21° südl. Br. den einzigen allgemeinen Abzugskanal bildet. So liegen auf der Hochebene von Pasco in nur geringer Entfernung von einander der berühmte Quellsee des nördlich fließenden Tunguragua oder Marañon, der Lago de Llauricocha, die Laguna de Chiquiacoba (13,200 Fuß über dem Meere), aus welcher der Anfangs nach Südost gewendete Huallaga entspringt und die Laguna de Quiluacocha, die den Rio St. Juan ernährt, der weiterhin als Rio Mantaro den größten Zufluß des mächtigen Apurimac bildet. Alle diese Flüsse finden sich weiterhin, wenn auch nach Umwegen von Hunderten von Meilen, wieder zusammen, nachdem sie noch unzählige den Anden entsprungene Confluenten aufgenommen. Das System der Gewässer des östlichen Peru ist eben daher sehr leicht verständlich und zerfällt nur in die Gebiete des oberen Marañon (Tunguragua, ist im Lande selbst ein wenig gebräuchliches Wort), des Huallaga und Ucayale. Der erstere Fluß empfängt alle Gewässer, welche in das schnell abfallende, zwischen der westlichen und sogenannten mittleren Kette der nördlichen Anden liegende Thal sich ergießen, tritt unterhalb Borja (in Maynas) durch den Pongo von Manseriche in die Ebene hinaus, wird von diesem Orte an schiffbar und nimmt zahllose, zum Theil von Quito herabströmende Flüsse auf (Pastaza, Huallaga, Tigre, Ucayale, Napo 2c.) und verläßt bei Tabatinga das Gebiet der Republik Peru. Der Huallaga wendet sich dem Marañon parallel nach Norden, nachdem er einen östlichen Bogen beschrieben, folgt sonach der Längenare der Cordillera, tritt unterhalb Chassuta durch einen Pongo in die Ebene, erlangt von da an einen ruhigeren Lauf und ergießt sich in den Marañon, nachdem er sowol von dem mittleren als dem östlichsten Zuge der Anden (Montaña de Pozuzo) eine große Menge Zuflüsse aufgenommen. Der Ucayale ist noch sehr unbekannt hinsichtlich seiner Zusammensetzung aus mehren großen Strömen, unter welchen auch der Beni figurirt, der zu Folge neuer, in brasilischen Zeitschriften (1840) erschienenen, Behauptungen ein Arm des Madeira wäre; der größte Theil seiner Confluenten ist aber peruanischen Ursprungs, so der Apurimac und Chanchamayo. Nächst dem Marañon ist der Ucayale der größte Strom Peru's; er ist an seiner Mündung sogar bedeutender als der ihn aufnehmende Marañon, und daher der Streit der spanischen Geographen dieses Landes über die Frage, ob der Ucayale oder der von Westen kommende Marañon den eigentlichen Hauptstamm des Amazonenstromes ausmache. Über die physische Beschaffenheit dieses weitschichtigen Landes im Allgemeinen zu sprechen ist um so weniger möglich, als es drei höchst verschiedene Regionen umfaßt, die in Hinsicht ihrer Bodenbeschaffenheit, Höhe über dem Meere, Klima und Producte fast gar keine Verwandtschaft zeigen, und kaum an den Grenzen einige schwache Übergänge gewahren lassen. Man hat zu unterscheiden zwischen dem Küstenlande, dem gebirgigen Theile, welcher zugleich einige der milderen Thäler des östlichen Abhanges einschließt und den ungeheuren Ebenen, die vom Fuße der letzten Berge beginnend, sich bis an die politisch, aber keineswegs von der Natur vorgezeichneten Grenzen Peru's ausdehnen. Das westliche Peru oder das Küstenland erstreckt sich zwischen den Anden und dem Ufer des großen Ocean durch volle 19 Breitegrade, und erscheint um so mehr als ein schmaler Streifen, da seine Breite von 3—10 geographischen Meilen in durchaus keinem Verhältnisse zu seiner Länge steht. Kaum gibt es irgendwo auf der Erde einen gleichgroßen Landstrich von so eigenthümlichem physischem Charakter. Meist ist die Oberfläche gering wellenförmig, theilweis wol auch ganz eben, denn selten treten unbedeutende Ausläufer der Anden bis an den Strand vor, um da nackte Vorgebirge von abgerundeter Gestalt zu bilden. Der Boden besteht ganz und gar aus Sand und scheint unter dem Fluche ewiger Dürre und Unfruchtbarkeit zu liegen, denn Wüsten von vielen Meilen in der Länge trennen die wenigen bewohnbaren Landstreifen. Man nennt die letzteren sehr uneigentlich Thäler, und gibt daher dem ganzen Küstenlande den Namen „los Valles." Die sogenannten Thäler sind nur flach muldenförmige Vertiefungen, durch welche die sparsamen Flüsse des westlichen Gebirgsabhanges dem Meere zufließen; sie würden ohne die hier allein mögliche künstliche Bewässerung ebenso unbewohnbar sein, als die übrige Wüste. Wie in Afrika bedarf der Reisende hier kundiger Führer, denn der durch nie rastende Winde umhergewirbelte Sand verdeckt jede Spur. So arm an Quellen oder ausdauernden Wasserbehältern ist die ganze Gegend, daß jeder Zug von Lastthieren das Wasser mit sich führen muß. Veränderlichkeit der Oberfläche und Sandberge, deren Höhe gegenüber den Anden des Hintergrundes in Nichts verschwindet, wol aber von dem Reisenden beschwerlich empfunden wird, verhindern schnelleres Fortkommen. Die Cultur beschränkt sich nothge-

drungen nur auf die Ufer jener Flüsse, von welchen mehre zur Zeit des Schneeschmelzens eine furchtbare Höhe erreichen; sie ist nur unbedeutend zu nennen, wie tröstlich auch der Anblick ihrer schmalen grünenden Streifen zwischen solchen Umgebungen sein mag. Nicht minder ist das Klima des Küstenlandes so eigenthümlich, daß schon die ersten Entdecker ihre Verwunderung aussprachen, die Physiker unserer Zeit aber in ihm reichen Stoff zur Untersuchung fanden. Während sechs Monate eines jeden Jahres hängt ein feiner, aber jede Fernsicht hindernder Nebel über dem Lande. Indem er sich von Zeit zu Zeit verdichtet, schlägt er sich in Form mikroskopischer Tropfen auf alle Gegenstände nieder, und ist das einzige Mittel, die sparsame Vegetation zu beleben, welche unter dem völlig wolkenlosen, obwol nicht heißen Himmel der übrigen sechs Monate dem Absterben nahe kam. Man nennt in Peru diese Nebel „Garuas," und diejenigen Bewohner, welche nie die Küste verließen und daher nie einen eigentlichen Regen sahen, beehren solche geringe Niederschläge wol auch mit dem Namen von Aguaceros oder Platzregen. Über ihre Entstehungsweise herrschen mehre Ansichten. Die natürlichste ist es wol, sie von den periodischen Meeresströmungen abzuleiten. Das Vorhandensein der letzteren entlang der Westküste von Südamerika ist schon im 16. Jahrh. vermuthet, um die Mitte des 18. Jahrh. durch Anson bestimmt nachgewiesen worden. Allein man hat ihre Schnelligkeit und Ausdehnung nicht nur überschätzt, sondern auch über ihre Richtung sich geirrt. Sie folgen nicht den in jenem Theile des großen Oceans vorherrschenden Süd- und Südostwinden, sondern kommen von Südwesten, wo sie schon auf höheren Breiten beobachtet worden sind. Duperrey hat diese Strömungen aufmerksam verfolgt, auf seiner hydrographischen Karte der Südsee verzeichnet und nachgewiesen, daß sie sich im nördlichen Chile der Küste nähern und ihr parallel nach Norden laufen. Vermöge ihres Ursprungs in den hohen Südbreiten besitzen sie eine niedrigere Temperatur als das umgebende Meer; im Hafen von Callao fand Humboldt im Monat November nur 15,5° Centigr.; Dirckink beobachtete unfern von demselben Hafen im März 19,5° C. als Temperatur der Strömung, hingegen außerhalb derselben 26,4°—29,7° C. Eine so niedrige Temperatur der breiten Strömung kann nicht ohne Einwirkung auf die atmosphärischen Verhältnisse des nahen Festlandes sein. Die auf ihr ruhenden kalten Luftschichten condensiren die Wasserdämpfe, welche aus jenem sandigen Boden sich allezeit entwickeln, selbst während des dürren Sommers als nächtliche Thaue nicht fehlen, dann dem übrigens wolkenfreien Firmament eine gewisse glanzlose Dunstigkeit mittheilen, und anzeigen, daß tief unter dem lockern Sande sich Abflüsse der Anden befinden. In eigentliche Regen verwandeln sich diese Garuas vielleicht nicht ein Mal während eines oder mehrer Menschenalter, und geschah dieses, so war fast immer ein Erdbeben vorausgegangen (z. B. in Lima 1687, 1746, 1806) und der Schaden der geringen Benetzung um so größer, da nicht ein Haus des Küstenlandes durch seinen Bau gegen so ungewöhnliche Erscheinungen verwahrt ist. In dieser ganzen Region ist das Wärmeverhältniß ziemlich dasselbe, selten erhebt sich das Quecksilber über 25° C. und als mittlere Jahrestemperatur kann 21° C. angenommen werden. Plötzliche Wechsel der letzteren kommen niemals vor, dennoch aber ist das Klima kein ganz gesundes. Sind auch gelbes Fieber und ähnliche Epidemien, welche alle Inseln und die festen Küsten des Antillenmeeres des westlichen Mexico u. s. w. heimsuchen, in Peru unbekannt, so herrscht dafür das dreitägige Wechselfieber, welches meist nur durch Ortsveränderung zu heilen ist, und die Eingeborenen aller Farben so wenig verschont als die Europäer. — Beiweitem mehr Mannichfaltigkeit herrscht in der physischen Beschaffenheit des gebirgigen Theils von Peru, in der Andenkette, welche an sich einen großen Raum bedeckend, einen wunderbaren Wechsel von Zonen erkennen läßt, die durch Temperatur und Producte schon ihre verschiedene Erhöhung über dem Meeresspiegel verrathen und seit den ältesten Zeiten der eigentliche Sitz der peruanischen Bevölkerung sind. Die wasserarme Westseite dieses Gebirges, welches in Peru nicht sowol Cordillera wie in Chile, sondern Sierra genannt wird, entbehrt an den meisten Orten den Schmuck grüner Wälder, und ist nur in den engen Thälern fruchtbar genug, um Ansiedlungen zu gestatten. Weite Strecken sind mit zertrümmertem oder durch atmosphärische Einwirkung zu grobem Grus zerfallenem Gestein bedeckt. Wo breitere Stufen an dem Abhange sich hinziehen, da entstehen geschützte, aber nie sehr lange Ebenen mit fruchtbarem Boden, die jedoch niemals unter einander zusammenhängen, sondern häufig durch Felsberge oder unendlich tiefe Schluchten (Quebradas) von einander getrennt sind. Die untersten eignen sich noch zum Anbau tropischer Pflanzen, allein wie die Erhebung wächst, ändert mit der botanischen Physiognomie auch die Cultur. Um den Begriff jener Zonen leichter herzustellen, dient besonders die Anführung der eine jede bezeichnenden Vegetation. Vom Fuße der Anden, d. h. etwa 600 Fuß über dem Meere bis zur Höhe von 600 M. reicht die Zone der tropischen Nahrungspflanzen, der Banane, des Zuckerrohrs, Kaffees, der süßen Kartoffel (Batate), der eßbaren Caladien, der Anonen, Persea und ähnlicher Fruchtbäume; die untere Grenze dieser Region bezeichnet zugleich die Grenze der Regen, die nicht tiefer hinabsinken. Die zweite Zone ist diejenige der europäischen Cerealien und reicht bis 3000 M. In ihr gedeihen die meisten europäischen Fruchtbäume neben Weizen, Gerste, Mais und verschiedenen Spielarten von Kartoffeln. Sie ist zumal die Region der einheimischen Waldbäume, die weiter unten aus Mangel an Bewässerung verkrüppeln, höher oben durch Kälte getödtet werden. Das landschaftliche Ansehen dieser Region ist ziemlich europäisch, zumal gegen ihre obere Grenze, wo in der kalten Jahreszeit nächtliche Reife gewöhnlich sind. Die dritte Zone ist diejenige der Gräser, sie reicht von 3000—4700 M. und trägt einen völlig alpinischen Charakter. In sie fallen jene kleinen Hochebenen, welche auf dem Kamme der Centralkette sich hinziehen, jedoch zu beiden Seiten von höhern Bergen eingefaßt sind, an vielen Orten nur aus Torfmooren bestehen und außer einer

Menge niedriger Alpenpflanzen besonders zahlreiche Gräser ernähren und daher Pajonales heißen. Mit Ausnahme der Oca (Tropaeolum) ist keine Nahrungspflanze hier anzubauen, denn Schnee fällt nicht allein im Winter, sondern bei schnellen Witterungswechseln mitten im Sommer. Die Temperatur ist zu niedrig, um mehr als Schafzucht zu erlauben, und im Allgemeinen ist diese Zone, obgleich nichts weniger als unbewohnt, doch eine der unwohnlichsten der Erde. Noch höher hinauf deckt ewiger Schnee die Felsen, die dennoch an schroffen, der Sonne zugewendeten Orten selbst auf 4800 M. einzelne Alpenpflanzen nähren, bei 5000 M. noch mit Flechten sich bedecken. Leicht zu glauben ist es, daß nicht überall entlang dieses gewaltigen Gebirgszuges die Zonen mit gleicher theoretischer Genauigkeit sich folgen, und daß örtliche Abänderungen, wie Pentland in Bolivia entdeckte, auch im eigentlichen Peru nicht fehlen werden, allein für allgemeine Zwecke genügt jenes Bild. Zwischen den einzelnen Zonen gibt es jedenfalls mannichfache Verbindungsglieder, indessen liegen bis jetzt beiweitem noch nicht genug hypsometrische und botanische Materialien vor, um so specielle Eintheilungen, wie an europäischen Gebirgen möglich zu machen. Anders verhält sich aber der östliche Abfall des Andeslandes. Das Gebirge besteht dort aus zahlreichern parallelen Bergreihen, und birgt daher in seinem Schooße manche Thäler. Im Allgemeinen ist das Klima dieser östlichen Abdachung durch sehr große Feuchtigkeit ausgezeichnet und auf gleichen Höhen über dem Meere wahrscheinlich auch minder kalt als der westliche Abhang. Die Vegetation ist daher nicht nur viel üppiger, sondern zumal durch Reichthum an baumartigen Formen ausgezeichnet, Wälder von sehr eigenthümlichem Charakter reichen bis zu Höhen von 4—5000 Fuß und bilden da einen fortlaufenden Gürtel, der nach Oben in die Zone der buschartigen Vegetation, nach Unten bei 2500—3000 Fuß Höhe in die Region der hochstämmigen Urwälder übergeht. Der Peruaner nennt diesen breiten Saum bezeichnend genug „la Ceja de la montaña, — die Braue des Urwaldes.“ Mit Wasser ist die östliche Gebirgseite überall reichlich versehen; nicht nur ergießen sich von den Hochebenen und den beschneieten Gipfeln zahlreiche Bäche, die oft nach wenigstündigem Laufe schon die Gestalt von Flüssen annehmen, sondern es entspringen auch weiter hinab Quellen, die man an der Westseite kaum jemals sieht, fast überall in so reichlicher Menge, daß selbst in ungünstiger gelegenen Gegenden viele Fruchtbarkeit herrscht. Zu dem Wasserreichthume der Erde gesellt sich eine überschwängliche Feuchtigkeit der Atmosphäre. Die vorherrschenden Ost- und Nordostwinde treiben über die weiten Ebenen des innern Südamerika alle Dünste, die sich aus den großen Flüssen und natürlichen Wasserbecken entwickeln. Sie schwimmen als leichte Wolken dahin, bis sie die kühlern Luftschichten über den Vorbergen der Anden erreichen, verdichten sich aber dort zu Unwettern, die von unzähligen Spitzen angezogen die verschiedensten Richtungen nehmen, oft tagelang die höhern Kämme verhüllen, aber nur selten über sie hinüber bis auf den westlichen Abhang, niemals bis an die verdorrte Küste gelangen. Stets ergießen sie sich in reichlichen Strömen, während der einen Hälfte des Jahres mit seltenern Unterbrechungen, während der anderen mit drei und mehr Tagen des hellsten Wetters wechselnd. Örtliche Verschiedenheiten hinsichtlich des Eintritts der Regenzeit und des allgemeinen Feuchtigkeitsgrades ergeben sich bei der bedeutenden Längenausdehnung dieses Gebietes sehr viele, sie sind zwar zum Theil bekannt, allein ihre Erklärung wird nur erst in Folge umsichtiger und anhaltender meteorologischer Beobachtungen möglich sein. Mit Ausnahme einiger Küstenpunkte, wie Lima, Arica u. s. w., wo Humboldt, und der hochgelegenen Gegenden um den Titicacasee, wo Pentland, D'Orbigny u. A. gearbeitet haben, fehlt es an solchen für das übrige Peru, besonders aber für die eben besprochene Region des östlichen Abhanges der Anden. Die Temperatur derselben ist, wie es scheint, minder abgestuft als auf der entgegengesetzten Seite, und im Allgemeinen etwas höher. Mindestens erreicht hier die Zone der Culturpflanzen ansehnlichere Höhen, zumal in geschützten Thälern. Beständigkeit und Milde ist der auszeichnende Charakter des Klima's auf Höhen, die zwischen 4—6000 Fuß liegen, und da sich große Fruchtbarkeit des Bodens hinzugesellt, so gehören die dort sich erstreckenden Thäler zu den schönsten der Erde. Keineswegs sind sie selten, denn auf alle jene tiefen Einschnitte, welche den östlichen Abhang von Lamas bis auf die Breite von Cuzco durchfurchen, paßt jene Angabe. Allerdings sind aber die wenigsten bewohnt, viele kaum bekannt, denn südlich vom zwölften Grade ist die Bevölkerung nur an wenigen Orten von den Hochebenen oder dem obersten Theil des Abhanges nach Osten bis in die Tiefen herabgestiegen, wo das eigentliche Gebirg endet, und allein niedrige Hügelreihen die Flüsse einfassen. Daher ist auch die Kenntniß des östlichsten Gebietstheiles von Peru überhaupt nur eine geringe, und umfaßt nur das Thal des Huallaga, des Amazonenstromes, des unteren Ucayale, und eines geringen Theils der kleineren Gewässer, die weiterhin in den zuletzt genannten Fluß sich ergießen. Der obere Lauf des Ucayale, des Beni, der noch innerhalb der theoretisch festgesetzten Grenzen der Republik fließt, und alles Land, was nördlich und südlich vom Amazonas liegt, ist völlig undurchforscht. Urtheilt man auf das Ganze nach der Beschaffenheit des Uferlandes, wie es am Amazonas und seinen mehrfach bereisten Confluenten sich zeigt, so bildet das östliche Peru eine große Ebene, die mit geringer Neigung nach Osten sich abdacht, und in dieser Richtung endlich so flach wird, daß die Ströme beschränkende Ufer entbehren, und nicht nur aus weiter Entfernung sich gegenseitig Arme zusenden, sondern zur Zeit der regelmäßigen Anschwellungen so vollständig alles zwischenliegende Land überfluthen, daß dieses, wäre es nicht mit Urwäldern bedeckt, einem Meere gleichen müßte. Große Landseen bleiben in Folge dieser periodischen Erscheinungen zurück, die an sich selten von ansehnlicher Tiefe, dennoch niemals eintrocknen, indem sie stets durch kleine Flüsse genährt werden. Bunter Sandstein bildet wol überall die Unterlage, indessen tritt er nur an wenigen Orten erkennbar an die Oberfläche herauf. Sand- und Lehm-

schichten lassen allein sich da deutlicher unterscheiden, wo zufällig die etwas höheren Flußufer durch die Macht der Gewässer ausgerissen sind. Auf ihnen liegt aber ein überaus fruchtbarer Pflanzenboden von vielen Fußen Mächtigkeit, der in jeder Jahreszeit wie ein Schwamm mit Wasser durchzogen, eine ebenso kräftige als mannichfaltige Pflanzenwelt ernährt. Stellenweis scheint der Sandstein sich mehr als gewöhnlich der Oberfläche zu nähern, und trägt dann Schichten eines zäheren thonigen Bodens von mehr trockener und unfruchtbarer Beschaffenheit. Sind solche Flächen von größerer Ausdehnung, so bildet sich auf ihnen eine eigenthümliche Vegetation aus, die besonders durch Reichthum an Gräsern sich auszeichnet und im scharfen Gegensatze zu derjenigen der düstern und feuchten Urwälder steht. Von den Peruanern erhalten solche verhältnißmäßig seltene Unterbrechungen der endlosen Forste den Namen Pajonales; sie sind gewöhnlicher in der Nähe des Fußes der Anden als weiter hinab in der großen Ebene, die endlich ganz den von Humboldt, Martius u. A. beschriebenen Charakter der waldbewachsenen Flächen des innern Südamerika trägt. Schwerlich finden sich noch andere erhebliche Verschiedenheiten im allgemeinen Bilde dieses bis an den Mamoré, Javari und Putumayo sich erstreckenden Landes; denn wenn auch hier der Ausdruck Pampas sich wiederfindet, zumal in den so fabelhaft geschilderten Pampas del Sacramento, so deutet er nicht entfernt eine steppenartige Beschaffenheit an, sondern nur eine durch Horizontalität besonders auffallende, im Übrigen ebenfalls dichtbewaldete Ebene. Das Klima des ebenen Ostperu ist in allen Beziehungen ein äquatoriales. Im Anfange Januars, oft schon um die Mitte Decembers, treten schwere Gewitter ein, die seltener von Osten als von Westen herbeiziehen und unter den heftigsten Entladungen während mehrer Stunden erstaunliche Wassermengen herabgießen. Anfangs sind diese Erscheinungen weniger an eine feste Zeit gebunden, allein den förmlichen Eintritt der Regenzeit bezeichnet die tägliche Wiederkehr dieser Unwetter in den ersten Nachmittagstunden. Bisweilen dauern sie nur wenige Stunden, indessen verlängern sie sich wol auch bis Sonnenuntergang. Stets folgt auf sie eine ruhige sternenhelle Nacht und ein wolkenloser Morgen. Im Monat Juni beginnt die trockene Zeit, welche durch das Seltenerwerden der Regen sich schon gegen Ende Mai's angekündigt hatte. Während ihrer Dauer verstreichen bisweilen wol drei oder vier Tage ohne Unterbrechung der Ruhe und Heiterkeit der Atmosphäre, allein niemals bleiben vorübergehende Gewitter ganz aus. Die mittlere Temperatur der großen Flußthäler scheint nirgends 22° C. zu übersteigen, und ist weder schnellen, noch bedeutenden Wechseln unterworfen, kühler jedoch in der trockenen Zeit. Zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht ergibt sich unter gewöhnlichen Umständen selten ein größerer Unterschied als 6—7° C. Mit den periodischen Regen hängen auch die Anschwellungen der Flüsse auf das Engste zusammen. Sie sind um so allgemeiner, je niedriger das Land ist, und je mehr die geringen Bodenerhebungen fehlen, welche näher den Anden, die von beiden Seiten her dem Amazonas zuströmenden Flüsse scheiden. Im Thale des letztern Stromes erreichen sie daher eine fast beispiellose Größe und überdecken das Land soweit, daß man die Abschätzung ihres Umfanges füglich nach geographischen Graden anstellen kann. Da eine außerordentliche Wassermasse erfodert wird, um den Flußspiegel, wie dieses am Amazonas wirklich geschieht, auf 40—45 Fuß über den Stand der trocknen Zeit zu erhöhen, so treten jene Überfluthungen nicht nur langsam ein, sondern auch für die verschiedenen Gegenden in verschiedenen Zeiten. Aus dieser Ursache sind westlicher gelegene Niederungen schon längere Zeit überschwemmt und die Seitenflüsse des Amazonas bis zu sehr bedeutenden Höhen angeschwellt, ehe in dem unteren Theile des Ucayale oder in den östlichsten Gegenden der Stand der Gewässer bemerkliche Änderungen erleidet. Nach Maßgabe dieser Umstände fällt auch der Eintritt der Jahreszeiten um so mehr auf verschiedene, jedoch nicht entfernt von einander liegende Perioden, als überhaupt die Wasserhöhe der Flüsse sie bedingt. Die Zeit der Überschwemmungen ist nämlich für die großen Thäler jener Hauptströme die Zeit der Blüthe der meisten Bäume und bleibt auch auf das Thierreich nicht ohne Einwirkung. Sie wird daher von den Einwohnern sehr richtig als besondere Periode des Jahreslaufes unter dem Namen Tiempo de las aguas unterschieden. — Die Naturerzeugnisse Peru's sind so mannichfaltig, wie die Wechsel, die sich in der Bildung des Bodens und des Klima's darlegen. An umfassenden geognostischen Untersuchungen herrscht noch immer Mangel, indessen sind einzelne Landstriche durch Helms, Humboldt, Rivero, Pentland, D'Orbigny, die Beamten der englischen Bergbaugesellschaften u. s. w. genau untersucht worden. Zu den jüngsten dort vorkommenden Gebilden gehört der rothe Sandstein, welcher sowol an der Küste als in den östlichen Ebenen bemerkt wird, in den letztern die ausschließliche Gebirgsart bildet, und dann in Verbindung mit sehr ausgedehnten Steinsalzlagern auftritt. Die letztern nehmen allein am Huallaga eine Oberfläche von 60 geogr. □Meilen ein, fehlen nicht auf der Nordseite des Amazonas an den Flüssen Santjago und Pastaza, bilden zwischen dem Perene und Pozuzo förmliche, schon im 17. Jahrh. entdeckte Hügelreihen, finden sich an der Küste der nördlichern Provinzen über weite Flächen verbreitet, indessen mit Sand überschüttet, fehlen auch auf den Hochebenen der Anden nicht und dürften wahrscheinlich in den südlichsten Küstenprovinzen von kaum geahnter Größe sein. An den Küsten treten stellenweis Porphyr und Granit hervor, die an vielen Orten des Hochgebirges große Räume anfüllen. Auf den Hochebenen lagert trachytisches Gestein, Augitporphyr und Diorit, auf diesem bisweilen dichter Kalkstein oder bunter Sandstein. Der Hauptrücken des Gebirges von Loxa bis Micuipampa im nördlichen Peru, besteht nach Humboldt aus Glimmerschiefer. Aus Thonschiefer bestehen die Wände der sehr tief eingeschnittenen Thäler, die vom Titicaca bis über Cuzco hinausreichen, und ebenso diejenigen, die in den mittleren Provinzen den östlichen Abfall der Anden durchfurchen. Um Arequipa und von da bis fast auf die Hochebene des Titicaca ist der Boden ganz vulkanisch, indessen

ist mit Ausnahme des nur selten rauchenden Vulkans von Arequipa kein Feuerberg in Thätigkeit. Erloschene umgeben nicht allein jenes große Wasserbecken, sondern erheben sich auch an vielen Orten auf den Hochebenen der Anden, doch wird bei genauerer Untersuchung wol mancher als Porphyrdom oder Pyramide aus Sandstein erscheinen, den jetzt das Volk, durch äußere Gestalt getäuscht, mit dem Namen eines Vulkan belegt. Der Reichthum Peru's an edlen Metallen ist seit der Entdeckung sprüchwörtlich und nicht übertrieben. Gold kommt an vielen Orten bald allein, bald mit andern Metallen verbunden vor; nach Hänke gibt es kaum einen Gebirgspaß, der bei genauer Untersuchung dieses edle Metall nicht enthielte, oder mindestens Anzeichen seiner Nähe darböte. Die ergiebigsten Gruben liegen bei Huaylas und um Tarma, jedoch ist wol die Menge des Waschgoldes größer als die des gegrabenen. Fast alle kleine Flüsse, welche von den Anden herabströmen, führen goldhaltigen Sand, der auf sehr einfache Weise gewaschen wird. In der Provinz Jaen wurde dieses Geschäft ehedem als besonders einträglich betrieben, liegt aber jetzt in Folge der langen Unruhen sehr darnieder. Im Übrigen gibt es wol keinen, wenn auch kleinen, District ohne Goldwäschen, die jedoch schon darum wenig bekannt werden, weil nur Einzelne mit ihren Familien sie betreiben und häufig weiterziehen, wenn ihnen der Ort erschöpft scheint. Die Quantität des gewonnenen Goldes läßt sich nicht einmal annähernd abschätzen, indem nur ein kleiner Theil vermünzt, sehr vieles im Lande selbst zu Schmuck und Kirchengefäßen verarbeitet wird, und zumal der Goldstaub ungeachtet des Verbotes ausgeschmuggelt wird. Man weiß nur soviel aus amtlichen Listen, daß in vier Jahren (1826—1829) in Lima 2,698 Mark Gold vermünzt worden sind, welche den Werth von 372,324 spanischen Thalern haben. Wahrscheinlich ist dieses nur der vierte Theil des innerhalb dieser Zeit gewonnenen Goldes. Auf Silber wird an unzähligen Orten gebauet, doch sind die Gruben oft so unbedeutend und mit so geringen Mitteln betrieben, daß man ihre Existenz nur in den nächsten Umgebungen kennt. Die größten Bergreviere, wo nur Bergbau getrieben wird und der Reichthum der Metalladern so viele Speculanten herbeigezogen hat, daß zahlreiche Gruben auf kleinere Räume zusammengedrängt gefunden werden, bilden die Minas de Gualgayoc nahe bei Micuipampa, von Huallanca in der Provinz Huamalies, von Pasco, Lucanas, Huantajaya. Außer diesen ist aber keine Gegend der Anden ohne gangbare oder aufgegebene Silbergruben, und von vielen Orten kann man fast sagen, daß ihr Boden nach allen Richtungen, nur nicht in größere Tiefen hinab, durchwühlt sei. Der Bergbau Peru's steht nämlich, trotz der vielen Bemühungen einzelner Grubenbesitzer und der ehemaligen Regierung, immer noch auf einer geringen Stufe. Es hat nichts gefruchtet, daß von Spanien aus Männer wie Hänke, Nordenflycht u. A. nach Peru geschickt und mit der Direction königlicher Gruben oder dem Unterrichte der dortigen Bergbeamten beauftragt wurden. Ausdauer und Ordnungsliebe liegen nicht im Charakter der Creolen, die um so weniger von ihrem alten Systeme eines Raubbaues abgingen, als die oberflächlichsten Silbererze schon sehr ansehnliche Ausbeute gaben, und bei der allgemein herrschenden Verschwendungssucht nur Wenige im Stande oder geneigt waren, große Summen auf einen methodischen, aber nicht sogleich lohnenden Bau zu verwenden. Die Folgen sind nicht ausgeblieben. Während des langen Krieges gegen die Spanier und der bis jetzt noch nicht zu Ende gebrachten Revolution veranlaßte der Mangel an Arbeitern, an Capitalien und an Sicherheit zur Einstellung des Betriebes. Die planlose Anlegung der Gruben und der Mangel an den gewöhnlichsten Vorkehrungen zog Einstürze und besonders Anfüllung mit Grubenwassern nach sich, die man in den meisten Fällen umsonst versucht hat zu bewältigen, und die sogar an vielen Orten jeden Versuch eines kunstgerechten Betriebes vereiteln würden. An diesen Schwierigkeiten, die noch nebenbei durch die ungewöhnlich hohe Lage vieler Grubendistricte bedeutend vermehrt wird, sind viele europäische Speculanten, aber auch jene Compagnien sämmtlich gescheitert, welche kurz nach Vertreibung der Spanier in England gebildet wurden und mit ganz ausschweifenden Summen sich an den Bergbau in Peru wagten. Die Menge des seit der Eroberung im 16. Jahrh. aus Peru nach Europa geflossenen Silbers läßt sich nur annähernd bestimmen, indem aus frühern Zeiten keine genauen Register vorhanden sind, und sonst noch ein in seinem Betrage gar nicht abzuschätzender Schleichhandel von jeher getrieben worden ist. Da man aber aus geschichtlichen Aufzeichnungen die Ausbeute besonders reicher und gleichsam isolirt dastehender Jahre kennt, und außerdem aus dem genau bekannten Ertrag des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts eine Mittelzahl ausziehen kann, so erhält man eine Zahl, die, wenn sie auch die Wahrheit nicht völlig erreicht, doch einen Begriff von der überschwenglichen Silbermenge Peru's gibt. Humboldt nimmt für die Periode von 1630—1803 an gesammter Ausbeute (einschließlich des nicht registrirten, sondern heimlich ausgeführten Silbers) den Werth von 1232 Millionen spanischer Piaster an. Laut der Zollregister wurden in dem Zeitraume von 1786 bis 1820 nicht weniger als 15,232,679 Mark = 137,094,111 spanische Piaster wirklich verzollt. Man hat hierzu aber mindestens ein Achttheil der ganzen Summe hinzuzusetzen, für Silber, welches zu Geschirren verarbeitet oder auf Schleichwegen exportirt wurde, und erhält dann für den Zeitraum von 35 Jahren die Summe von 154 Millionen spanischer Piaster als wahrscheinlichen, jedoch eher zu niedrig als zu hoch angeschlagenen Ertrag. Während des Krieges gegen Spanien und der spätern bürgerlichen Unruhen sind keine allgemeinen Übersichten geliefert worden, indessen kennt man für eine Reihe von Jahren die Menge des in der Hauptstadt geschlagenen Silbergeldes. Von 1826 bis mit 1833 betrug es 1,992,739 Mark = 16,938,281 spanische Piaster. Daß Peru noch ungleich größere Summen liefern würde, herrschte Friede, Sicherheit für Eigenthum im ganzen Lande und ein wissenschaftlicheres Verfahren im Bergbau, leidet durchaus keinen Zweifel. Vor der Hand ist aber nicht die entfernteste Aussicht auf Erfüllung dieser

Bedingungen geboten. Quecksilber kommt an vielen Orten vor, allein da die ehemalige Regierung das Monopol sich vorbehielt und die Quecksilbergruben von Almaden bevorzugt werden sollten, so durften nur die Gruben von Huancavelica betrieben werden. Sie gehörten der Krone, wurden um 1570 eröffnet und lieferten bis 1789 im Durchschnitte jährlich 4750 Centner, welche den durch das Amalgamiren entstandenen Verbrauch beiweitem nicht deckten. Schon in den letzten 30 Jahren der spanischen Herrschaft sehr vernachlässigt, sind die Gruben von Huancavelica während des Revolutionskrieges fast ganz unbrauchbar geworden. Man hat in neuesten Zeiten einige schwache, jedoch ganz erfolglose Versuche zu ihrer Herstellung gemacht. Kupfer, Blei, Eisen kommt in vielen Gegenden vor, allein man hat es kaum der Mühe werth gehalten, sich mit ihrer Gewinnung zu beschäftigen; auf das erstere Metall bauet man in einigen unbedeutenden und schlaff betriebenen Gruben, mit der Gewinnung des Eisens hat man sich niemals beschäftigt und würde es bei der Theurung der Arbeitslöhne und den gewaltigen Kosten des Bergbaues überhaupt niemals ohne den größten Schaden unternehmen können. Holzarmuth erschwert allerdings in einem großen Striche von Peru den Bergbau, allein es scheint, daß an vielen Orten Kohlen liegen, die entweder die Spanier und Peruaner nicht kannten, oder nicht achteten, ungeachtet sie unter den erwähnten Umständen für unschätzbare Reichthümer hätten gelten sollen. Englische Bergleute entdeckten um 1825 reiche Steinkohlenlager auf 14,700 Fuß Erhöhung über dem Meere in der Nähe des berühmten Bergortes Cerro de Pasco, wo mit Ausnahme des Torfes, der auf den höchsten Ebenen der Anden häufig vorkommt, jedes andere Brennmaterial fehlt, oder ausschweifend theuer ist. Braunkohlen sind in den Sandsteppen der Küste, südlich von Ilo, gefunden worden und bei Tarapaca in der Provinz Arequipa liegen Wälder von unbekanntem Umfang unter dem leichtbeweglichen Sande des Küstenlandes ausgestreckt, deren Holz keineswegs in Kohle verwandelt ist, sondern wie gewöhnlich sich spalten läßt, mit heller und geruchloser Flamme brennt, und durch eine Art von Grubenbau gewonnen, den Bewohnern der Gegend bei der Bereitung ihres wichtigsten Ausfuhrerzeugnisses, des Salpeters, von größter Nützlichkeit ist. — Peru ist eins der pflanzenreichsten Länder der Erde, indem eine jede der obenerwähnten Regionen ihre eigenthümliche Flora besitzt. Zur Entwerfung eines Bildes der Vegetation jenes Landes ist dieses nicht der Ort, und außerdem reicht das vorhandene Material zu einem solchen nicht aus. Vor 1785 war Peru nur von Feuillé, Jussieu und einigen weniger gekannten Botanikern besucht worden, die indessen nur die Küste kennen lernten. Die von der Regierung ausgesendeten Spanier, Ruiz, Pavon und Tafalla, durchforschten die Umgegend von Lima, die Anden von Tarma, die Subandinen von Huanuco, Cuchero, Pozuzo. Seitdem sammelten dort nur Hänke um Huanuco, Humboldt zwischen Loxa und Lima, Meyen von Arequipa bis Puno, Pöppig in der Provinz Huanuco, der Engländer Mathews um Moyobamba, und manche andere, die aber nicht bis auf die Anden gelangten. Im Ganzen sind sonach nur schmale Landstreifen botanisch bekannt. Urtheilt man von diesen auf das Ganze, so wird das westliche Peru für ein pflanzenarmes, zumal aber baumloses Land gelten müssen, während völlig entgegengesetzte Eigenschaften das weitausgedehnte östliche Gebiet bezeichnen. In dem letzteren gewinnt die Vegetation um so mehr ein tropisches Ansehen, je weiter man in die Niederungen hinabsteigt, und zuletzt verhält sich der Urwald ganz wie im äquatorialen Brasilien, sodaß wenn auch die Species andere sind, doch das Verhältniß der botanischen Familien zu einander dasselbe bleibt. Die Flora des östlichen Andenabhanges ist sehr eigenthümlich und überaus reich, und wird zumal durch die Cinchonen bezeichnet, die nirgends in gleicher Menge von Arten und Individuen vorkommen. Die höchste Andenregion zeichnet sich durch das Vorwalten strauchartiger Synanthereen aus, bietet aber zahlreiche Repräsentanten von Gattungen (z. B. auch Gentianen), die sonst in Südamerika höchst selten sind. Die sandige Küstenprovinz ist überaus steril, und hat in ihrer sparsamen Flora nicht einmal einen so besonders vorstechenden Charakter, wie z. B. die Flora ähnlicher Strandgegenden von Neuholland oder Südafrika. Palmen werden an der Westseite der Anden schwerlich irgendwo wild gefunden; cultivirt kommt hingegen dort vor die Jubáa aus Chile, die Dattel- und Cocospalme; auf der entgegengesetzten Seite wird diese Familie hingegen ebenso durch zahlreiche Arten repräsentirt, wie die der baumartigen Farrnkräuter, die ausschließlich den östlichen Andenabhang und die von seinem Fuße sich ausbreitenden Ebenen bewohnt. So groß aber der natürliche Reichthum an nutzbaren Pflanzen da sein muß, wo ein Gewächs das andere zu verdrängen sucht, und in Entfernung weniger Schritte zwanzig oder mehr Arten von Bäumen dem Wanderer in den Wäldern aufstoßen, so ist doch der Nutzen, welchen der Peruaner aus ihm zieht, nur ein beschränkter. Welchen Gebrauch er von diesen artenreichen Gewächsen in seinem ärmlichen Haushalte mache, kann hier nicht in Anschlag gebracht werden, denn solches thut auch der Indier der Urwälder, der für den Weltverkehr keine Bedeutung hat; allein gering ist die Zahl der Pflanzenproducte, die von Peru aus im Handel vorkommen, zu nennen, wenn sie mit der großen Menge der ungekannten oder aus Gleichgültigkeit ungenutzten verglichen wird. An der Spitze steht für viele Gegenden trotz aller Nachlässigkeit oder absichtlichen Betruges immer noch die Fieberrinde. Von den Grenzen von Quito bis in die Gegend von Cochabamba trägt die östliche Abdachung der Anden Wälder, die stellenweise fast nur aus Cinchonen bestehen, einem artenreichen Geschlechte, welches an den oberen Grenzen der ihm eigenen Zone (1600—1700 Metres) nur noch in Form von Sträuchern auftritt, weiter hinab in Form kräftiger Bäume erscheint, und fast bis in das Gebiet der niedrig liegenden heißen Urwälder sich erstreckt. Von allen hat die Rinde eine mehr oder minder fiebervertreibende Kraft, und findet in Europa, wo sie mehr geschätzt ist als im eigenen Vaterlande, stets einen guten Markt. Von Jaen de Bracomoros bis Cuzco gab es in

früheren Zeiten zahlreiche kleine Niederlassungen, deren Besitzer nur vom Rindensammeln lebten und durch dasselbe sich nicht selten bereicherten. Die Bürgerkriege und gelegentliche Erniedrigungen des Preises haben diese Classe entmuthigt, und daher liegt der Rindenhandel jetzt sehr darnieder. Die Rinden von Bolivia und zwar aus einer Region (Yungas), die hinsichtlich ihrer physischen Bedeutung ganz der Cinchonenzone Peru's gleicht, gelten, mit welchem Rechte ist ungewiß, für kräftiger als die niederperuanischen, kommen in großen Mengen über Arica u. s. w. in den Handel und haben jene fast ganz verdrängt. Eine zweite wenigstens hinsichtlich des inneren Verkehrs bedeutende Pflanze Peru's ist die Coca (Erythroxylon Coca), ein Strauch, dessen Blätter gekauet, keineswegs, wie man wol ehedem glaubte und schrieb, eine nährende, sondern nur eine nervenaufregende und daher die Gesundheit untergrabende Eigenschaft haben. Dem stumpfen Indier ist die letztere höchst willkommen und daher der Gebrauch dieser Pflanze, der nicht allein schon aus der frühesten Zeit der Incas sich herschreibt, sonach wenigstens 800 Jahre alt ist, sondern auch eine ungemein weite Verbreitung bemerken läßt. Dieselbe Region, welcher die Cinchonen angehören, ist auch die angemessenste für den Anbau der Coca, die aber, weit weniger empfindlich gegen hohe Temperaturen als jene Bäume, selbst in den heißen Niederungen des Amazonas, soweit hinab als Ega in Brasilien noch angepflanzt wird. Im Großen wird diese Cultur zumal in der Provinz Huanuco getrieben, wo ein einziges Engthal (Quebrada de Chinchao) jährlich über eine halbe Million Pfund getrockneter Blätter liefert, die mindestens einen Werth von 90,000 spanischen Piastern haben. Allein auch im Departement von Cuzco fehlt es nicht an solchen Pflanzungen, und Bolivia liefert an zehn Millionen Pf. Tabak war ehedem Gegenstand eines königlichen Monopols, darf seit der Revolution an allen Orten cultivirt werden und wird seiner guten Qualität wegen viel nach Chile ausgeführt. Am geschätztesten sind die von Jaen kommenden Sorten, von geringerem Werthe sind die in den Küstenstrichen der Nordprovinzen (Truxillo) erzeugten. Indigo wächst wie in anderen Gegenden des tropischen Amerika an grasigen Orten wild, allein besondere Arten, unter welchen auch der echte Indigo von Guatemala, sind der Cultur unterworfen. Nirgends erreicht aber die Production einen solchen Umfang, daß sie unter die wesentlichsten Handelszweige aufgenommen werden dürfte; der größte Theil des gewonnenen Farbstoffes wird im Lande selbst consumirt, nur der Rest geht nach Chile, ist aber von so guter Beschaffenheit, daß er mit Vortheil für die Producenten auf europäische Märkte gebracht werden könnte. Kaffee gedeiht zu beiden Seiten der Anden, kommt in kleinen Anpflanzungen selbst in der Nähe des wasserarmen Lima vor, wird aber nirgends in Peru im Großen angebaut, obwol seine Beschaffenheit sehr gut ist. Die Peruaner selbst beziehen ihren Bedarf von Guayaquil, oder kaufen denselben den fremden Schiffern ab. Zuckerrohr ist durch ganz Peru verbreitet, soweit das Klima seinen Anbau zuläßt. Selbst in dem unfruchtbaren Küstenlande liegen Pflanzungen von großem Umfange an allen Orten, wo irgend künstliche Bewässerung möglich ist. Man bauet indessen andere Abarten in diesem Gebiete als in den feuchten Waldländern nach Osten. Der in den innern Provinzen erzeugte Zucker wird an Ort und Stelle consumirt, und dient zumal zur Verfertigung von Branntwein, allein an der Küste bringt man einen groben, von seinem Syrop noch nicht ganz befreieten Zucker, sowie eine grobe Muscovade hervor, die in Chile, welches selbst keinen Zucker erzeugt, bedeutenden Absatz finden. Von anderen geringfügigen Erzeugnissen des Pflanzenreichs, wie spanischem Pfeffer, Baumharzen, die man außerhalb Peru's weder kennt noch anwendet, wohlriechenden Rinden, der nie gesammelten Vanille von Maynas, der nur im Lande selbst verbrauchten Baumwolle, den mancherlei Gewürzen und Arzneistoffen, deren Kenntniß man größtentheils den Indiern dankt, den Farbestoffen, den leichter zu verarbeitenden Pflanzenfasern, z. B. der Agave, und vielen anderen mehr, kann hier um so weniger die Rede sein, als alle diese Producte entweder im Lande bleiben, oder doch nur in geringsten Mengen exportirt werden. Gleiches gilt von der Sarsaparilla, dem Copal und Copaivbalsam, Producten der heißen Urwälder am unteren Huallaga und dem Amazonas, die vor der Hand nur dem Indier Mittel sind, um tauschweise an der brasilischen Grenze diejenigen Dinge zu erlangen, die er selbst hervorzubringen nicht vermag. So holzarm das westliche Peru ist, einen so großen Überfluß an den kostbarsten Holzarten besitzen die östlichen Provinzen. Allein wie alle andere Erzeugnisse dieser von der Natur so reich gesegneten Gegenden, werden auch diese nur dann erst einen angemessenen Weg finden und Gegenstände eines Handels im Großen werden können, wenn die natürliche, die einzig vortheilhafte Verbindungsstraße, jene durch den mächtigen Amazonenfluß, hergestellt, belebt sein wird. Soviel Vortheil Peru aus seinen silberreichen Anden ziehen mag, an deren Seiten klimatische Zonen mit Fähigkeit zur Hervorbringung der verschiedensten Culturpflanzen begabt sich erstrecken, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß dieses bis in die Region des ewigen Schnees hinaufreichende Gebirge immerdar ein wesentliches und kaum besiegbares Hinderniß allgemeiner und leichter Verbindung, zwischen den fruchtbaren östlichen und den zum Handel geschickt liegenden westlichen Provinzen bleiben werde. Außer den oben genannten auf den Handel bezüglichen Producten cultivirt man in Peru noch viele andere Nahrungsgewächse. Die große Verschiedenheit des Klima's innerhalb kurzer Entfernungen veranlaßt es, daß man in derselben Provinz Bananen, eine die Wendekreise bezeichnende Frucht, und Gerste anbauet. In der Region des Küstenlandes bis auf 4000 Fuß Höhe, theilweise sogar bis 6000 Fuß gedeihen die Banane, in vielen Spielarten, die Yams, die Bataten, die Yuca (Manihot), die eßbaren Aroideen, die Maranta, Mais, die gelbe peruanische Kartoffel; von Früchten viele Spielarten von Orangen, Anona, Mammea, Persea, Ananas, Papaya, und in der Umgegend von Lima einige aus Asien eingeführte Fruchtbäume. In den öst-

lichen Provinzen kommen nicht allein dieselben Gewächse wiederum vor, sondern es gesellen sich zu ihnen manche wildwachsende, deren Früchte von vielem Wohlgeschmacke sind. Ungefähr bei 5000 Fuß Höhe beginnt die der Weizencultur angemessene Zone, denn tiefer hinab kommt zwar diese Getreideart ebenfalls fort, verlangt aber, um gute Ernten zu geben, stets einen kühleren Standort. Neben derselben erscheinen Anfangs immer noch Südfrüchte, allein sie verschwinden, ehe man noch die obere Grenze der Weizencultur (bei ungefähr 8000 Fuß) erreicht. Gerste und das eßbare Tropäolum (Oca) gesellen sich zu ihr und nehmen in Gesellschaft mit Hülsenfrüchten, Kartoffeln und einem knollentragenden Sauerklee die höchste der Ackerbau zulassenden Regionen ein, an deren oberster Grenze (13,000 Fuß) die Gerste niedrig bleibt, keine Ähren ansetzt, oder doch dieselben nicht zur Reife bringt, und daher nur als Futtergras angebaut wird. Als Futter cultivirt man in Peru, ebenso wie in Chile, Bolivia und den Plataſtaaten vorzugsweise den Luzernerklee (Alfalfa), welche eine ungewöhnliche Verbreitbarkeit besitzt, und vom Meeresstrande bis auf 11,000 Fuß mit ziemlich gleichem Erfolge sich anbauen läßt, zumal aber in Thälern von ungefähr 4000 Fuß Höhe durch üppigstes Wachsthum überrascht, und nur der künstlichen Bewässerung bedarf, um das ganze Jahr hindurch reichliche Ernten zu gewähren. Durchschnittlich betrachtet steht der peruanische Ackerbau auf einer sehr niedrigen Stufe, indem Handel mit den Erzeugnissen, welche auf den täglichen Bedarf sich beziehen, nicht gewöhnlich oder doch nicht umfänglich ist, jede Familie, besonders in den Waldgegenden (Montaña), eben nur soviel erzeugt, als sie für sich braucht, Neigung des Volks, Mangel an Verbindungen und an einer dichten Bevölkerung ebenso jede allgemeinere und ausdauernde Thätigkeit erschweren oder verhindern wie der Druck von Oben, und die Unsicherheit des Besitzthumes. Obgleich die Bewohner der Städte, besonders der an den Küsten gelegenen, an Brod als tägliches Nahrungsmittel gewöhnt sind, und dort nur die niedere Classe mit den Brodsurrogaten tropischer Länder (Bananen und vielerlei Wurzeln) sich begnügt, und sonach der Getreidebau ziemlich einträglich ist, so producirt Peru doch beiweitem nicht den für den einheimischen Verbrauch nöthigen Weizen. Es bezieht vielmehr seit alten Zeiten seinen Bedarf aus den Südprovinzen von Chile und erhält aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika so große Mehlzufuhren auf dem weiten Wege um Cap Horn, daß der Mehlhandel lange Jahre eins der wichtigsten und einträglichsten Geschäfte der fremden, in Lima und andern Häfen angesiedelten Handelshäuser gewesen ist. Am östlichen Abhange der Anden reicht die Weizencultur nicht weit hinab, vielmehr nährt sich in jenen Gegenden die Bevölkerung mehr von Mais und Bananen. Ungeachtet der Wärme und des gleichförmigen Klima's stehen dem Ackerbau in den meisten Gegenden Peru's doch bedeutende Naturhindernisse entgegen. Theils fehlt es an größeren Ebenen von gleichmäßig fruchtbarem Boden, theils an dem nöthigen Regen. Man hat daher seit uralten Zeiten versucht, wenigstens den Mangel des letzteren zu beseitigen, indem man auf bisweilen sehr sinnreiche Art künstliche Bewässerung einführte. Ohne solche würde im westlichen Landtheile durchaus kein Ackerbau möglich sein, und daher auch die Beschränkung des Ackerbaues auf die schmalen Uferstreifen der kleinen Flüsse, die man in Tausende von kleinen Kanälen so erfolgreich vertheilt, daß in der trockenen Zeit nur wenige bis an das Meer gelangen. Noch auf ansehnlichen Höhen befolgt man dasselbe System, und nicht minder auch in allen denjenigen Thälern des östlichen Abhanges, welche oberhalb der Grenze der Urwälder und der durch Regen häufiger betroffenen Zone liegen. Schon die Ureinwohner des Landes bedienten sich der künstlichen Bewässerung, und haben Werke ausgeführt, die zwar nicht durch imponirende Größe Erstaunen verursachen, aber als Beweise einer außerordentlichen Ausdauer Bewunderung verdienen. Da sie mit hydraulischen Vorkehrungen unbekannt Wasser zu heben nicht vermochten, so haben sie auf sehr hohen Punkten des Gebirges Bäche aufgefangen, sie in festgemauerten Kanälen, bisweilen drei und mehr Meilen weit an den Bergseiten hingeführt, und auf größten Umwegen und durch geduldige Verfolgung aller Thäler und Einbuchten endlich bis in die milderen Zonen geleitet. Noch jetzt sind einige dieser anspruchlosen Werke in Gebrauch, und andere mindestens noch in ihren Resten weithin erkennbar. Die Benutzung des Wassers unterliegt den Vorschriften einer in dieser Beziehung sehr genauen Gesetzgebung; ein wasserreicher Kanal ist ein werthvolles Besitzthum, indem das Recht der Ableitung theuer bezahlt werden muß. In den östlichen Ebenen wird der Ackerbau ganz nach Indiersitte betrieben. Man schlägt in dem herrenlosen Lande ein Stück Wald nieder, verbrennt es nach gehöriger Austrocknung kurz vor Eintritt der Regenzeit, bepflanzt es mit den gewöhnlichen Nahrungsgewächsen, erntet auf derselben Stelle drei bis vier Jahre, und verläßt sie wieder, um eine andere Anpflanzung auf gleiche Weise zu machen, indem man den Boden dann für unfruchtbar hält, und durchaus nicht geneigt ist, durch Sorgfalt und Arbeit die unglaubliche Tragbarkeit desselben zu bewahren. — Das Thierreich ist sehr artenarm im westlichen Peru, und was von der Sterilität dieser Provinzen bereits im Allgemeinen gesagt worden, gilt auch in dieser Beziehung. Weite Landstrecken erscheinen wie ausgestorben, selbst Insekten mangeln auf den Sandflächen. Dafür ist aber der Strand, besonders da, wo Felsen als Vorgebirge heraustreten oder Inselgruppen vorhanden sind, von unzähligen Seevögeln, Pelekanen, Möven und Seeschwalben, belebt. Sie schlafen gesellig an jenen Orten, und erzeugen auf denselben durch ihre Excremente Schichten von drei bis sechs Fuß Mächtigkeit, die nach Unten in eine feste, ziemlich gleichförmige, graue und sehr übelriechende Masse verwandelt, regelmäßig gegraben, in den Häfen verkauft werden und unter dem Namen Guano einen berühmten Dünger abgeben. Der Gebrauch des Guano war ebenfalls den Ureinwohnern schon bekannt. Für die sandigen Strecken von Peru ist er von dem größten Werthe, und stellt zu Folge der neuesten Untersuchungen französischer Chemiker eins der

besten Düngemittel dar. Nach England fing man an seit 1841 Guano zu exportiren, indessen hat die peruanische Regierung, und zwar mit allem Rechte, bald nachher diesen Handel, bei welchem der peruanische Feldbau in Gefahr kam, verboten. An Fischen ist der Ocean entlang der Küste sehr reich. Die ärmere Classe der Bevölkerung lebt eigentlich nur von ihnen; im wissenschaftlichen Sinne sind sie darum sehr interessant, weil sie eine große Menge von Arten enthalten, die nur hier vorkommen. Auch die Mollusken sind in letzter Beziehung bedeutend, wenn auch nicht reich an glänzenden Formen, sind sie doch selten in europäischen Sammlungen, und wurden besonders durch Cumming bekannter. Säugethiere größerer Arten kommen im Küstenlande nicht vor, wo alles irgend bewohnbare Land von Menschen in Besitz genommen ist, aber schon in den unzugänglicheren Anden treten die eigenthümlichen Formen der amerikanischen Kameele, die Lamas im gezähmten Zustande auf und wild streifen dort die Guanacos, Alpacas und Vicuñas herum. Die Lamas waren die einzigen Lastthiere der alten Peruaner, und dienen noch jetzt in den kältesten Regionen den unbemittelten Indiern statt der werthvolleren, aber auch in der Erhaltung weit kostspieligern Maulthiere. Aus der Wolle der Vicuñas verfertigten schon die Unterthanen der Incas mancherlei Zeuche, eine Kunst, die noch nicht untergegangen ist, obgleich ihre Erzeugnisse sich mit jenen nicht messen können, die man in Europa aus derselben, seit einigen Jahren im Handel erschienenen Wolle herstellte. Niemals gehen aber diese Wiederkäuer über die Grenzen der kältesten Region des Hochgebirges nach den östlichen Wäldern hinab, wo eine ganz entgegengesetzte Fauna beginnt, die in ihren allgemeinen Zügen derjenigen der Niederungen des tropischen Südamerika gleicht. Am wenigsten von den Bewohnern dieser milden Region fürchtet die Puma die Kälte, und es geschieht daher wol, daß sie von Hunger geplagt bis auf die Hochebenen hinaufsteigt, wo der peruanische Indier seine kleinen Schafheerden sorglos grasen läßt. Der südamerikanische Bär ist selten und niemals anders als in der Region der Ceja anzutreffen, am häufigsten noch in den nördlichen Provinzen um Caxamarca, Moyobamba. Affen überschreiten nur durch Zufall die Grenze der warmen Urwälder; der kühlen Ceja nähert sich allein der schwarze Coaita. Allein je weiter man in östlicher Richtung vordringt, um so artenreicher und häufiger werden die Thiere aller Ordnungen, bis zuletzt an den Ufern des Ucayale und Amazonas die Fauna der brasilischen fast vollständig gleicht. Affen, Jaguars, Eichhörner, vielerlei Mäuse, Agutis, Wildschweine von zwei Arten, Faulthiere, vier Arten von Ameisenfressern, dreierlei Hirsche, kleine gefleckte oder rein schwarze Waldkatzen bevölkern die Wälder, die Manatis weiden an den Stromufern, und ein Delphin dringt fast bis zum Fuße der Vorberge. Manches Säugthier jener Gegend ist noch unbekannt, andere mögen mit den ähnlichen Brasiliens verwechselt worden sein. Von den Vögeln, den leichter beweglichen und mit größeren Verbreitungsbezirken versehenen, wäre dasselbe vielleicht nicht zu sagen, allein in der Ceja der Anden, jener in allen Beziehungen so besonderen Zone, wohnen sicherlich viele den europäischen Ornithologen noch unbekannte Arten, und Gleiches mag auch von den höchsten Ebenen der Anden gelten, wo auf Seen von niedrigster Temperatur nicht selten eigenthümliche Arten von Gänsen, Enten und Möven gesehen werden. Noch fehlt es zu sehr an umfassenden Untersuchungen über diesen Gegenstand, allein schon D'Orbigny's Forschungen haben bewiesen, welche Entdeckungen um den See Titicaca zu machen waren, und berechtigen zur Erwartung, daß künftige Reisende in den unzugänglichern Theilen Peru's nicht allein die Ornithologie, sondern alle Theile des zoologischen Gebietes um Vieles zu bereichern vermögen werden. Der Condor horstet in der kälteren Region der Anden; er steigt bisweilen, wenn reichliches Futter sich ihm darbietet, bis an den Strand des Oceans hinab, allein er wird nie in der vom Urwald überzogenen, östlichen Ebene, selbst nicht auf dem waldigen Abhange der Anden, gesehen. Papageien leben zwar zu beiden Seiten des Gebirges, allein sie sind im Westen ebenso selten, wie sie häufig, ja sogar dem Landmanne zur Plage sich aufhalten im Osten. Von den großen Araras (Guacamayo) bis zum Sperlingspapagei hinab zählen sie wol an 20 verschiedene Arten. Nicht minder zahlreich sind in den wärmsten Waldebenen die Rhamphasten, die Spechte, Bucconen, Kolibris, Raubvögel; aus der Gruppe der Hoccos besitzt das Bergland des östlichen Peru einige der schönsten Arten, und andere, den brasilischen gleichende, bewohnen in Menge die Urwälder von Maynas. In den Sümpfen und an den Stromufern der letztern Provinz leben unverdrängt und fast unverfolgt von dem Menschen die größten aller Wadevögel, der Touyouyou, die Palamedea und die Tantalus, neben zahllosen Regenpfeifern, Schnepfen, Reihern, Löffelreihern und Ibis. Erstaunenerregend ist die Mannichfaltigkeit und Pracht der kleinen sperlingsartigen Vögel; ihre eigentlichste Heimath sind die Wälder am Fuße der Anden, die Thäler des Huallaga, Pozuzo, Vilcabamba, Apurimac, denn dort sind die vielfarbigen Ampelis, Tanagra, Pipra und ähnliche glänzende Gattungen, weit artenreicher als in den heißen Niederungen des Ostens, und mancher seltene Vogel, die peruanische Rupicola, der Cephalopterus u. s. w., werden nur dort angetroffen. Die Indier verstehen es, aus den oft goldglänzenden Federn mancherlei Zierathen zu verfertigen, in welchen Geschmack und Sinn für Farbenharmonie sich darlegt. Die unheimliche Familie der Reptilien wird in den westlichen Provinzen nur durch wenige Eidechsen vertreten, allein sie nimmt an Repräsentanten zu, je wärmer und feuchter das Klima des Waldlandes sich gestaltet. Landschildkröten und die große Emys des Amazonenstromes sind in Maynas zahlreich; die letztere ist zwar nicht so, wie in der brasilischen Provinz des Rio negro, das wesentlichste Nahrungsmittel der Eingeborenen während der einen Jahreshälfte, allein sie ist mindestens für die uncivilisirten Indierstämme von großer Bedeutung. Der Alligator fehlt in allen kühleren Gewässern, und dringt nirgends über die Pongos der Flüsse vor, vielmehr erscheint er nur im

Amazonas und dem unteren Theile seiner Confluenten, und wird nirgends zur Plage. Die Schlangen dürften der Mehrzahl nach identisch mit den brasilischen sein, jedoch nur in den niedrigsten Ebenen, keinesweges in der Ceja, wo sicherlich noch manche unbeschriebene Art vorkommt. Sie fehlen bis auf einige kleine und unschädliche Arten den westlichen Provinzen, allein sie sind dafür um so zahlreicher in Maynas, wo mehre Arten von Boa, unter dem gemeinsamen Namen Yacumaman (Flußmutter) begriffen, eine furchterregende Größe erreichen, und drei sehr giftige Species von Trigonocephalus eben nicht selten sind, goldgrüne Baumschlangen, die oft nicht dicker sind, als eine starke Schnure, in den dichten grünen Wipfeln ihre Jagd treiben. Die Seen der Anden werden nur von wenigen Fischen bewohnt, die meisten sind wol zu kalt und daher fast unbelebt. Aus demselben Grunde und vielleicht auch wegen ihrer stürmischen Schnelligkeit und ihrer Fälle, enthalten die Gebirgsflüsse wenige Fische. Dafür aber erfüllen diese alle größere und ruhigere Ströme, und mehren sich bis zur Gedrängtheit in jenen Monaten, wo unübersehbare Züge den Amazonas heraufsteigen, um in den oberen Gegenden seines Gebietes zu laichen. Die wilden Volksstämme nicht allein, sondern auch die Indier der Missionen und die Farbigen und Weißen der Flecken und Dörfer aller östlichen Provinzen, nähren sich hauptsächlich vom Ertrage des Fischfanges, und treiben mit getrockneten Fischen einen nicht unbedeutenden Handel nach den höheren und Weniges erzeugenden Gegenden der Anden. Die niedrigern Thierclassen entwickeln in Maynas den in allen feuchten Äquatorialländern gewöhnlichen Artenreichthum, sind aber nothwendigerweise in den beiden andern natürlichen Abtheilungen Peru's weit weniger repräsentirt. Daher fehlt es auch nicht an blutsaugenden Insekten, von welchen besonders die Flußufer stellenweise ganz unbewohnbar gemacht werden. Nirgends reichen jedoch diese Plagen bis in die gemäßigteren Zonen hinauf. Wilde Bienen gibt es in den Wäldern in großen Mengen, und daher ist die Einsammlung ihres Wachses eins der einträglichsten Geschäfte der Indier. Viehzucht steht in Peru ziemlich auf derselben Stufe wie der Ackerbau. Auch ihr stehen fast dieselben Hindernisse entgegen; in den Küstenländern die Trockenheit und der daher entspringende Mangel an Futter, in den Anden die Seltenheit weit ausgedehnter Weidegründe, in der Region der Urwälder das Klima, die allzu üppige Vegetation, und eine Menge von gefährlichen, wenn auch kleinen Raubthieren. In vielen Gegenden des westlichen Peru ist es vollkommen unmöglich Pferde, oder Kühe zu halten, da es die Einwohner selbst schwer finden, für sich und die Ihrigen einen hinreichenden Wasservorrath herbeizuschaffen; in den flachen cultivirten Thälern beschränkt man sich auf die unentbehrlichsten Zug- und Lastthiere, und so theuer ist selbst in den besten Gegenden das Futter, daß ein Pferd zu halten in Lima und anderen Städten ein Luxus zu nennen ist. Die Maulthiere, deren man sich in diesem so unwegsamen Lande allein zur Versendung von Gütern u. s. w. bedienen kann, gehören fast alle den Besitzern von Meierhöfen in der milderen Zone der Anden an, indem es dort allein möglich ist, für größere Heerden das nöthige Futter zu cultiviren. Weder diese Thiere noch die Pferde sind an Körnerfutter gewöhnt, sondern meist nur an Lucernerklee oder Weide, die man ihnen freilich nie in großem Überflusse verschaffen kann, und daher ist ihre Zahl selbst in den Anden nirgends sehr groß, ihr Verkaufspreis hoch, Fracht oder Miethe sehr theuer. Die peruanischen Pferde haben nichts Auszeichnendes; sie stammen allerdings von der andalusischen Race, allein man hat von jeher ihnen so wenig Aufmerksamkeit zugewendet, daß sie weit hinter den Pferden von Chile stehen. Im Allgemeinen eignen sie sich wenig für ein Gebirgsland voll gefährlicher und sehr felsiger Wege, und daher zieht man sie weniger zum Gebrauche, als um Maulthiere durch sie zu erhalten. Rindviehzucht wird zwar in den kühleren Gebirgsgegenden, jedoch nirgends in dem großen Maßstabe wie in Chile oder den Plataſtaaten getrieben; Huamanga und Cuzco haben allein größerer Heerden sich zu rühmen, und führen einen Handel mit Käse, der in einem Lande, wo so wenig Betriebsamkeit herrscht, angeführt zu werden verdient. Auf dem östlichen Abhange der Anden verbietet die Dichtigkeit des Waldes und der Mangel an offenen und natürlichen Weidegründen die Viehzucht, in Maynas und am Amazonas findet sie ihr größtes Hinderniß in den Insekten und den blutsaugenden Fledermäusen, welche nicht leicht ein junges Thier aufkommen lassen. Lamas, Huanuco, Huanta, Huancabamba, Cuzco bezeichnen ungefähr die Linie über welche hinaus Kühe nur als Seltenheiten gesehen werden. Den Indiern der Waldregion sind solche daher meist unbekannt; für sie bleibt der Tapir das größte Säugethier. Die niedere Volksclasse von Peru ist nicht an Fleischgenuß als etwas Unentbehrliches gewöhnt; der Verbrauch von demselben ist daher nicht sehr groß, und wird zwar nicht durch die einheimische Production, wol aber durch den Handel mit Chile, Charcas, Cochabamba, gedeckt, von wo, sowol zu Lande als zur See, ansehnliche Mengen von gedörrtem Rindfleische (Charqui), eingeführt werden. In Maynas begnügt man sich mit Fischen oder den vielerlei Vögeln, den Affen, Wildschweinen und anderen eßbaren Säugethieren. Schafzucht betreibt man auf sehr einfache Weise in den Anden, jedoch niemals als großartiges und dann ausschließliches Geschäft Die Race ist unansehnlich und besonders dadurch ausgeartet, daß man die Haltung von Heerden als ein zu unbedeutendes Geschäft ansah, und es daher dem gleichgültigen und unbemittelten Indier überließ. Man zieht diese Thiere an vielen Orten nur des Fleisches wegen und legt wenig Werth auf die meist grobe Wolle, die zeither auch nur im Lande selbst zur Bekleidung der ärmeren Volksclassen verarbeitet wurde. Einige Versuche der Exportation nach England haben zwar nichts weniger als günstige Resultate geliefert, indessen doch die Aufmerksamkeit einiger verständiger Peruaner erweckt und veranlaßt, daß man um Cuzco die Race zu veredeln und die Zucht systematisch zu betreiben begonnen hat. Für die letztere passen die Hochebenen der Anden gar sehr, und vielleicht wird künftig dieser Betrieb dort umfangreicher

werden und Gegenden beleben, die kaum zu irgend einem anderen Geschäfte sich eignen. Borstenvieh ist überall in Menge vorhanden, und wird in Chancay, Santa und an vielen anderen Orten der nördlichen Küstenprovinzen im Großen gezogen. Mit dem Fette und Speck dieser Thiere findet ein um so lebhafterer Handel statt, als man nirgends Butter bereitet, und die aus den vereinigten Staaten und Irland gebrachte eben nur für den Verbrauch der größeren Küstenstädte ausreicht. — Die Bevölkerung von Peru wurde im J. 1792 zu 1,076,000 angegeben, und mit Zuziehung einiger jetzt zu Bolivia gehörenden Provinzen zu 1,250,000. Miller schlug sie im J. 1825 zu 1,736,000 an, eine Zahl, die man noch im J. 1838 von Seiten der Regierung als die richtige angab. In einer Congreßverhandlung von 1840 wurde die Behauptung aufgestellt, daß das Gebiet der Republik, wie es damals begrenzt war, also mit Einschluß der nördlich vom Amazonas gelegenen Landstriche, welche eigentlich seit 1828 an Columbia (jetzt Ecuador) abgetreten, aber nicht in Besitz genommen worden sind, fast zwei Millionen Einwohner enthalte. Auf solche unbewiesene Angaben ist um so weniger Gewicht zu legen, als niemals allgemeine Zählungen durchgeführt worden sind, und diese bei der Zerstreutheit der Niederlassungen, sowie bei der Nachlässigkeit und Unredlichkeit der niederen Beamten schwerlich je genaue Resultate geben können. Daß während der unausgesetzten Kriege und Unruhen das an sich weder betriebsame noch wohlhabende Volk sich bedeutend vermehrt haben werde, ist nicht anzunehmen, vielmehr vermindert sich in steter Folge die Zahl der Ureinwohner, die in allen jenen Berechnungen verhältnißmäßig hoch angeschlagen wird. Man irrt wahrscheinlich nicht, wenn man die Schätzung Miller's als noch jetzt völlig ausreichend annimmt. Diese Bevölkerung ist hinsichtlich der Abstammung sehr mannichfach; sie besteht aus Indiern, Negern, eingeborenen Weißen und Europäern. Die ersteren trennt man in die sogenannten Serranos und die Indier der östlichen Waldregion, die wiederum in getaufte Bewohner des Missionslandes (Neofitos) und in wilde, noch unabhängige, Stämme zerfallen (Indios infieles oder Aucas). Nur die Serranos und die Indier des Küstenlandes sind echte Nachkommen der alten, einst den Incas unterthanen Peruaner. Wir haben bereits an einem anderen Orte (s. d. Art. Incas, Indier) über die früheste Geschichte dieses Volkes und seinen wahrscheinlichen Ursprung gesprochen. Was von ihm dem blutigen Kriege der Eroberung und den nachfolgenden Bürgerkriegen unter den Spaniern selbst entrann, wurde, zwar nicht durch das Gesetz, wol aber durch die Willkür der weißen Zwingherren, zu harter Knechtschaft verurtheilt, und erlitt daher große Verminderungen seiner Gesammtzahl. Daß die letzteren eingetreten, muß man auch dann noch zugeben, wenn man geneigt wäre, viele der Erzählungen von spanischer Unmenschlichkeit für unwahr zu halten, denn historisch nachweisbar ist es, daß besonders in den Bergbau treibenden Districten der Anden die ursprüngliche Bevölkerung sich so rasch verminderte, daß man oftmals genöthigt gewesen, Verpflanzungen aus anderen Gegenden vorzunehmen. Die Indier der Anden und der Küstenprovinzen unterscheiden sich im Körperlichen wenig von den Ureinwohnern der Provinz Maynas und des Landes östlich von Cuzco, allein sie sind civilisirter, wohnen seit drei Jahrhunderten unter Weißen und haben daher vieles von diesen angenommen. Sie bilden den eigentlichen Kern der Bevölkerung der höher gelegenen Gegenden, walten besonders in Cuzco, Arequipa und um den Titicaca entschieden vor, und haben dort noch am meisten eine Art von Nationalität behauptet. Manche Gebirgsstädte des Inneren werden nur von ihnen bewohnt, und noch jetzt gibt es ganze Districte, wo nur einzelne Männer spanisch verstehen. Ihre Beschäftigung ist vorzugsweise der Ackerbau, jedoch treiben sie in Städten auch mancherlei Handwerke, obgleich nie mit Ausdauer, und am wenigsten mit der Absicht, ein Vermögen zu sammeln. Meistens begnügen sie sich mit der Erwerbung des Nothwendigsten; sie leben bedürfnißlos und daher in rohem Zustande, und zeigen wenige oder keine Neigung, das jetzt häufiger dargebotene Beispiel höherer Civilisation zu befolgen. In der Art zu wohnen, sich zu kleiden, überhaupt in ihrer gesammten Häuslichkeit stehen sie auf der Stufe der Vorfahren zur Zeit der Incas, vielleicht sogar tiefer, denn Diejenigen unter ihnen, welche in großer Abgeschiedenheit auf den unfreundlichsten Hochebenen der Anden sich aufhalten, leben ohne Bequemlichkeit in großer Armuth und Schmutz, und ertragen beide ohne Versuch zur Verbesserung durch eigenen Fleiß und mittelmäßige Anstrengung. Der Stumpfheit und der Neigung zur Unthätigkeit, welche den Serrano nirgends verlassen, ist es zuzuschreiben, daß das Innere von Peru in allen Hinsichten hinter Chile und dem größeren Theile von Columbia zurückgeblieben ist. Indessen trägt diese kupferfarbene Bevölkerung keinesweges die Schuld ihrer Entartung, vielmehr erklärt sich diese am Ersten aus der früherhin bedrückenden, später nachlässigen und gleichgültigen Regierung der Spanier. Seit der Revolution ist dem Indier zwar größeres Recht eingeräumt worden, und, soweit es durch Verordnungen allein geschehen kann, wird auch für seine Anregung gesorgt und ihm Sicherheit des Besitzes, Schutz gegen Willkür gegeben, allein theils sind die allgemeinen Verhältnisse eher schlechter als unter der königlichen Regierung, theils ist das Übel zu tief gewurzelt, als daß ein Zeitraum von noch nicht zwanzig Jahren hinreichen könnte, um den Volkscharakter umzugestalten. Zu Folge der Constitution ist der seit Jahrhunderten christliche Indier völlig frei, darf nicht zu Frohndiensten verwendet werden, genießt sogar eine Art von freilich sehr beschränktem Stimmrechte, allein unter vielerlei Vorwänden verfügen die Behörden noch immer über ihn mit großer Willkür. Mit Ausnahme einiger Familien, die sich von den Incafamilien herleiten, sind nur wenige Indier bemittelt, in diesem Falle aber selten unvermischt, da das Vorurtheil gegen Verheirathung von Weißen mit wohlhabenderen Indiern jetzt nicht mehr so allgemein herrscht, als zur Zeit der spanischen Regierung. Bergleute, Handarbeiter, Maulthiertreiber, Hirten, Fischer und Landleute sind in Peru der Mehr-

zahl nach Indier, und nicht minder besteht das Heer fast nur aus ihnen. Daß sie als Soldaten unter verständigen und menschlich gesinnten Anführern Tüchtiges zu leisten vermögen, unermüdlich unter größten Entbehrungen ausharren und die Furcht vor den Weißen ganz ablegen, hat der Krieg gegen die Spanier bewiesen. Bolivar, Sucre und Miller haben in ehrendsten Ausdrücken dieses öffentlich erkannt. Große und allgemeine Gebrechen, unter welchen Trunksucht und Faulheit obenan stehen, lassen die Hoffnung nicht zu auf gedeihliches Erheben dieses unglücklichen Stammes. Die Sprache dieser Ureinwohner ist in den nördlichen Provinzen das Quichua, in den südlicheren das Aymara; beide zerfallen in Dialekte, die aber sehr in einander übergehen. Alle Völkerschaften am östlichen Fuße der Anden und von da entlang dem Huallaga, Pastaza, Napo und Amazonas, endlich sogar die des unteren Ucayale sind nicht die ursprünglichen Bewohner ihres Landes, sondern theils aus anderen Gegenden, zumal aus Brasilien, dorthin entflohen, um den Weißen zu entgehen, theils von den Missionairen in der Ferne zusammengezogen und übergesiedelt worden. Sie bewohnen das sogenannte Missionsland, welches weiter nach Süden auch die Thäler der Flüsse Pozuzo, Perene, Mantaro, Vilcabamba und Paucartambo begriff und zuerst durch die Jesuiten, später durch die Franziskaner regiert wurde, jetzt zum großen Theil wieder in ursprüngliche Wildheit zurückgesunken ist, oder unter einer sehr unvollkommenen, vom Staate angeordneten, Verwaltung steht. Die Anlegung der Missionen fällt in sehr verschiedene Zeiten; die ältesten sind diejenigen der Provinz Huanuco. Der Unterschied der auf solche Weise unterworfenen Stämme besteht mehr in dem Namen, der höchstens den Ursprung andeutet, als in Sitten; denn überall haben die Priester die Sonderungen aufzuheben getrachtet und die Quichuasprache zur ausschließlichen zu machen gesucht. Die Indier der Missionen gelten gesetzlich als Unmündige und wurden ehedem mit vieler Schonung behandelt; gegenwärtig erfahren auch sie die Folgen der großen Anarchie. Sie sind sämmtlich Christen, befolgen kirchliche Gebräuche, haben an den meisten Orten die ehemaligen Einrichtungen der Missionaire beibehalten, folgen aber in Bezug auf das Verfahren bei Feldbau, Jagd, Fischerei und der Verfertigung aller Geräthschaften fast ganz dem Beispiele ihrer heidnischen Vorfahren, welchen sie auch in der Neigung zum unstäten Herumwandern, zum Nichtsthun und zur Trunkenheit gleichen. Da die Missionen südlich von Huanuco, mit Ausnahme der nächsten Thäler nordöstlich von Cuzco, verlassen worden sind, und ihre Bewohner sich zerstreut und das wilde Leben von Neuem ergriffen haben, am Mayro und Vilcabamba sogar als Feinde Peru's auftreten, und da selbst am Amazonas seit dem Jahre 1820 ganze Dorfschaften verschwanden, so ist die vom Franziskaner Girbal im J. 1793 für die Missionen von Maynas angegebene Zahl von 8900 Seelen jetzt wol eher zu groß als zu gering. Über die wilden Völkerschaften in den undurchforschten östlichen Wildnissen weiß man selbst in Peru nichts Genaueres. Seit dem 17. Jahrh. hat kein Priester es versucht, östlich vom Ucayale und Beni vorzudringen, und alle Namen von Völkerschaften, die dort wohnen sollen und auf Karten und in Handbüchern wiederholt werden, beruhen auf den Angaben einiger Jesuiten, namentlich eines Teutschen, Richter (1680), und sind daher sehr problematisch. Alle wilde Horden vermeiden es, sich den civilisirten Districten zu nähern, oder erscheinen nur für Augenblicke in kleinen Gesellschaften, von welchen keine Nachrichten zu erhalten sind. Die zwischen 100,000 und 400,000 schwankenden Zahlenangaben der wilden Indierstämme entbehren daher aller Grundlagen und sind sonach werthlos. Die Negerzahl ist in Peru niemals groß gewesen, theils wegen der großen Schwierigkeit directer Importation von Afrika, theils auch, weil der zu Zuckerpflanzungen und Sklavenarbeit geeignete Boden sehr beschränkt ist und Afrikaner das Klima der Anden nicht vertragen. Man zählte 1793 nur 40,000 Neger. Da durch die Constitution die Sklaverei aufgehoben ist, so fällt jetzt die Möglichkeit der erneuerten Einführung weg. In Peru selbst glaubt man nicht, daß die Zahl der Schwarzen sich bedeutend gemehrt habe, denn im Anfange der Revolution bildete Bolivar Negerbataillone, welche theils viel litten, theils die abziehende Armee nach Colombien begleiteten. Die schwarze Bevölkerung ist ganz auf das Küstenland beschränkt und bewohnt besonders gern die Städte, da sie den Ackerbau nicht liebt und kleinen Gewerben den Vorzug gibt. In Sitten und allgemeinem Verhalten gleicht sie ganz derjenigen anderer warmer Länder Amerika's. Die weißen Peruaner dürften auf künftigen Zählungslisten sehr vermehrt erscheinen, indem die Revolution gewisse, sonst streng beobachtete, Schranken niedergerissen hat, und gegenwärtig ein großer Theil der Bevölkerung, der ehedem unbedingt zu der farbigen gerechnet worden wäre, auf den Namen der Weißen Anspruch macht und ihn erhält. Ehedem galt weiße Haut und directe Abstammung von europäischen Ältern dem Adel gleich, und wenn auch die Bevorzugung der Weißen nicht in allen Fällen durch das Gesetz ausgesprochen war, so fand sie doch in Folge uralten Herkommens überall statt. Peruanische, zu den Weißen gerechnete und im Lande angesehene oder durch Reichthum ausgezeichnete, Familien hielten es meistens für eine Ehre, Familienbande mit eingewanderten Spaniern zu knüpfen, wenn diese nur einen bekannten Namen trugen oder einen Titel besaßen. Die Revolution hat in dieser Beziehung manches verändert, denn Farbige sind nicht selten zu Ämtern und Officierstellen gelangt, und haben bisweilen ziemlich viel Energie bewiesen. Allein die alte Abneigung der Weißen gegen Farbige dauert fort und hat um so mehr Gehässiges und für die öffentliche Ruhe Gefährliches, als sie nicht länger ganz öffentlich auftreten darf. Völlig unvermischte weiße Familien sind schon darum jetzt seltener, weil Einwanderung von Spanien aufgehört hat, und die herabgekommenen Vornehmen hinsichtlich der Verheirathung mit anderen peruanischen Geschlechtern von zweifelhafter Abkunft nicht mehr die ehemalige Strenge beobachten und altem Stolze Gehör geben können. Der hohe Adel der Grafen und

Marqueses hat seine Titel verloren und ist theils durch Auswanderung, theils durch Verarmung aus den Reihen der Gesellschaft verschwunden. Über den Charakter der weißen Peruaner fehlt es nicht an Urtheilen europäischer Reisender; sie stimmen mit wenigen Ausnahmen überein und sind eher tadelnd als billigend. Weichlichkeit und Charakterlosigkeit zeichnen den Peruaner vor anderen Creolen aus. Er ist nicht ohne gewisse Gutmüthigkeit, allein unzuverlässig, überaus sinnlich und arbeitscheu, Neuerungen hold und daher einer vorwärtsstrebenden Regierung nicht hinderlich, aber unbeständig und unüberlegt, und zu jeder Staatsumwälzung bereit, die ihm persönlichen Einfluß oder Bereicherung auf öffentliche Kosten verspricht. Zum öffentlichen Dienste ist er nicht geeignet, denn der Geschäftsgang unter spanischem Scepter und die Unordnung und Gesetzlosigkeit in der republikanischen Periode, haben ihn gewöhnt, den Staatsdienst nur als Mittel zur Erreichung von Privatzwecken zu betrachten, Verkäuflichkeit als etwas Erlaubtes anzusehen und Unterschleife sich überall zu gestatten, wo die Gefahr des Entdecktwerdens eben nicht sehr augenscheinlich war. Im Kriege spielt er eine üble Rolle, weil er jeder Anstrengung abgeneigt und verweichlicht ist, und in seltenen Fällen wahren Muth besitzt. Die Siege über die Spanier wurden durch Indier und Mulatten unter der Anführung europäischer, chilenischer oder colombischer Officiere erfochten; die Bürgerkriege, die seitdem nie durch längere Ruhe unterbrochen wurden, beweisen am ersten durch die Art ihrer Führung und die prahlerisch beschriebenen unblutigen Schlachten, wie es mit dem Kriegsmuthe der peruanischen Creolen sich verhalte. Nicht leicht mag irgendwo ein Volk in einem Zustande von 20jähriger Anarchie und Revolution verharrt und dabei den Parteikampf auf so zahme Weise geführt haben, wie die Peruaner. Ernstlicher Anstrengungen zur Verbesserung seiner Lage ist dieses Volk nicht fähig, denn sonst würde es schon seit langer Zeit dem verderblichen Treiben der Unruhestifter ein Ende gemacht haben, oder darauf gedacht haben, die vielen Vortheile zu benutzen, welche ihm aus seiner gegenwärtigen Unabhängigkeit erwachsen müßten. Die Revolution hat das peruanische Volk ergriffen, ehe es für so große Veränderungen reif war, und kaum ist vorauszusagen, wann und auf welche Weise es ihm möglich sein wird, sich aus seiner traurigen Lage zu reißen. Im Handel und der Industrie legen die Peruaner nur geringe Beweglichkeit zu Tage, und überlassen viele Geschäfte den Fremden oder den Farbigen. Zum Ackerbaue greifen sie nicht leicht freiwillig, so lange sie nicht hinlängliche Mittel besitzen, um so viele Arbeiter und Aufseher zu miethen, daß ihnen als Grundbesitzern nur Weniges zu thun übrig bleibt. Meistens ziehen sie den Aufenthalt in Städten vor, und lieben Luxus, Vergnügen und Spiel. Der ehemalige Reichthum der Creolen ist übrigens sehr zusammengeschmolzen, hauptsächlich wol durch Verfall des Bergbaues, der ehedem die einzige, aber ergiebigste Quelle der ziemlich allgemeinen Wohlhabenheit war. Auch körperlich unterscheiden sich die peruanischen Weißen von den Chilenos und den Weißen der Platastaaten; sie sind zwar oft von hoher Gestalt, allein nicht kräftig; das weibliche Geschlecht, zumal in Lima wegen Üppigkeit seiner Sitten berüchtigt, trägt den Stempel großer Schlaffheit und altert so schnell, daß die Zeit seiner Blüthe sich kaum über das 20—22. Jahr verlängert. Geistige Bildung und Erziehung stehen auf niedrigerer Stufe, als in den Nachbarländern, denn ihre Nothwendigkeit wird viel weniger begriffen. Zur Zeit der spanischen Herrschaft wurde sie, jedoch nur scheinbar, gefördert, durch eine Universität, der ältesten Amerika's (San Carlos in Lima, gestiftet 1570, die jedoch 1831 nur 55 Studirende zählte) und einige Provinzialgymnasien, allein die Masse des Volkes blieb ohne Unterricht. Mit Europa hatte der Peruaner wenigen directen Verkehr, und er befand sich gegenüber dem Bewohner der Costa firme und der Platastaaten in einem großen Nachtheile. Nimmt man aber auch auf diesen Umstand billige Rücksicht, so kann man doch nicht umhin, mit Tadel zu bemerken, wie wenig Lust zum Lernen das Volk gezeigt, wie wenig die Regierungen noch gethan, um allgemeinen Kenntnissen Eingang zu verschaffen, seit der Zeit, wo solche Versuche weder durch physische, noch durch politische Hindernisse erschwert wurden. Wer sich auf die pomphaften Verkündigungen und die möglichst bekannt gemachte Thätigkeit einiger gebildeten Creolen stützen wollte, würde freilich zu einem andern Urtheile gelangen, allein bis jetzt sind die ersteren nur Blendwerk, die letztere wenig und gering. Wissenschaftlich tüchtige Männer im europäischen Wortsinne hat Peru bis jetzt vielleicht nicht zehn hervorgebracht, und von diesen waren wiederum die Meisten durch langjährigen Aufenthalt, Umgang und die Art, wie sie ihre Bildung erlangten, mehr zu den Europäern als zu den Peruanern zu rechnen. Noch immer ist jene Republik ohne ausreichende Bildungsanstalten, und jeder Eingeborene, der mehr als gewöhnliche Neigung zu wissenschaftlichen Studien hat, ist gezwungen, eine weite Reise zu machen und in Europa Unterricht zu suchen. Man gibt in dieser Hinsicht Frankreich gemeiniglich den Vorzug. Die Erziehung der untersten Volksclassen ist ganz vernachlässigt, denn obgleich neue Gesetze die Errichtung von Elementarschulen anbefehlen, so sind diese doch kaum in den Hauptstädten der Provinzen zu Stande gekommen und keineswegs gut beaufsichtigt. Indier können nur in sehr seltenen Fällen lesen; schreiben lernen nur diejenigen nothdürftig, welche in ihrer Jugend längere Zeit bei Priestern dienten und nebenbei zum Chordienste zugeschult wurden. In entlegenen Provinzen, z. B. in Maynas, ist die Regierung oft in Verlegenheit, wenn die Ernennung eines Alcalden oder sogenannten Gobernador nöthig wird, und sieht sich gezwungen, irgend einen Farbigen der unteren Stände, der keine Eigenschaft hat als die, Geschriebenes lesen zu können, aus großen Fernen nach jenen Punkten zu versetzen. Der religiöse Unterricht ist fast noch mehr vernachlässigt, weil die Beaufsichtigung fehlt. Die republikanische Regierung ist nämlich, so lange Spanien sie nicht anerkannt, auch von Rom ignorirt worden, hat sich aber durch Gleichgültigkeit gegen alle kirchliche Angelegenheiten gerächt, und die Einmengung durch Legaten, welche unverlangt ankamen, mit un-

gewöhnlicher Energie zurückgewiesen. Da kein Bischof geblieben war, geschahen nach der Revolution auch keine Ordinationen, sodaß die Zahl der Priester immer geringer wurde und für das weitschichtige Land nicht mehr ausreichte. Ein Concordat ist zwar nicht abgeschlossen worden, indessen hat man um 1839 eine Art von Abkommen getroffen und seitdem einige Bischöfe und Geistliche erhalten, die aber nur in den Städten sich aufhalten, indem in der Revolution Kirchengüter und sonstige Fonds verloren gegangen sind und die Regierung weder die Mittel noch den Willen besitzt, die Besoldung von Geistlichen zu vertreten. Aus dem letzteren Grunde sind auch die Missionen eingegangen, die einst von großem Umfange waren, mit Vorbereitungsschulen (Colegio von Ocopa in der Provinz Tarma) für jüngere Priester in Verbindung standen und ansehnliche Zuschüsse empfingen. Die Klöster sind fast alle aufgehoben worden, doch verfuhr man hierbei so unordentlich, daß dem Staate kein Vortheil zuwuchs, Mönche und Nonnen aber, statt die versprochenen Pensionen zu erhalten, hilflos gelassen werden mußten. Der Zustand der Religion ist wenig tröstlich; die unteren Classen sind zwar durchaus nicht intolerant oder bigott, jedoch sehr abergläubisch und höchstens mit den äußeren Formen der ausschließlich anerkannten katholischen Religion vertraut; die höheren Stände brüsten sich mit einer misverstandenen Aufklärung, die in vielen Fällen ziemlich nahe an Atheismus streifen mag. Von großem Einflusse auf das Ganze ist die zuletzt zu erwähnende Classe der farbigen Bevölkerung, die alle irgend möglichen Übergänge der drei Grundracen in sich schließt, und die Aufstellung einer Menge von Namen zu ihrer Bezeichnung veranlaßt hat. In den Städten des Inneren walten die Mestizen (Product der Vermischung von Weißen und Indiern) vor, verdrängen die Indier und würden Gleiches mit den Weißen versuchen, wären diese nicht durch Vermögen und Stellung die mächtigern. In Lima und den Küstenstädten sind Mulatten und andere geringere Abstufungen zwischen der weißen und schwarzen Race häufiger. Dem Staate sind die Mestizen keineswegs nützlich, denn sie scheuen jede Arbeit, streben nicht nach wirklicher Verbesserung und sind geneigt, zu jeder neuen Revolution die Hand zu bieten. Sie hassen im Stillen die Weißen, sind für den Indier grausame Zwingherren und seit alten Zeiten als unzuverlässige Menschen berüchtigt, von welchen sogar das Volkssprüchwort besagt, daß sie alle Fehler ihrer verschiedenfarbigen Ältern geerbt, aber nicht eine der Tugenden, welche diese auszeichnet. Dem Gesetze nach stehen sie jetzt zwar den Weißen gleich, allein die Aufhebung des früheren und ungerechten Druckes hat bisher in ihrem Wesen noch keine erhebliche Veränderung hervorgebracht. Man mag mit vollem Rechte in der Häufigkeit und Verdorbenheit der farbigen Bevölkerung eine der Grundursachen des fast hoffnungslosen Zustandes erblicken, in welchen die Republik Peru immer tiefer versinkt. — Der Gewerbsleiß der gesammten Bevölkerung Peru's ist nicht von Bedeutung. Unter der spanischen Regierung war es den Colonien untersagt, gewisse allerdings nicht zahlreiche Manufacturen zu betreiben, indem man dem Mutterlande dergleichen vorbehalten wollte; andere kamen aber nicht auf, weil die Kosten der Arbeit in Peru mehr betrugen als der Werth des Erzeugnisses, welches zu billigeren Preisen aus Europa bezogen werden konnte, und weil sich die Creolen nie zu einer ruhigen, ununterbrochenen und dabei nur mäßig lohnenden Thätigkeit neigten. Seit der Freiwerdung des Handels sind die Märkte mit allen irgend brauchbaren Gegenständen europäischer Industrie so reichlich versehen, oder sogar so überführt worden, daß die Preise häufig um die Hälfte geringer sind als ehedem, und daher jeder Versuch eigener Hervorbringung derselben Dinge scheitern mußte. Es ist daher die Industrie nicht nur nicht fortgeschritten, sondern einzelne ihrer Zweige sind sogar aufgegeben worden. Die im Lande selbst verfertigten Waaren beziehen sich fast nur auf die Bedürfnisse der niedern und armen Volksclassen. In den Anden verfertigt man ein grobes, sehr langwolliges Zeuch, aus der einheimischen Schafwolle, und versteht ihm recht schöne Farben zu geben. In den Provinzen Andahuaylas, Moyobamba, Lamas, und in den Küstenorten der nördlicheren Provinzen webt man unter dem Namen Tocuyo aus peruanischer Baumwolle ein sehr geringes Zeuch, welches gleichwol die gewöhnliche Kleidung der untersten Volksclassen ausmacht und den Hauptgegenstand des Handels mit den Indiervölkern am Amazonas darstellt. Die Indier von Cuzco liefern wollene Decken, deren Kunst darum Bewunderung verdient, weil sie auf sehr rohen Stühlen hergestellt werden. In anderen Provinzen versteht man sich auf zierliches Flechtwerk aus allerlei Pflanzenfasern, Cigarrenbüchsen u. dgl. und besonders die Hüte aus den jungen Blattrippen von Palmen, die man in Piura verfertigt, haben in neuesten Zeiten auch in Europa Beifall gefunden. Ehedem waren die Filigranarbeiten in Gold und Silber berühmt, welche Huamanga und Cuzco lieferten, die aber mit den chinesischen nicht zu vergleichen und ausschweifend theuer sind. Gold- und Silberarbeiter finden sich an allen Orten; ihre Arbeiten haben außer großer Wichtigkeit kein Verdienst, am wenigsten das eines guten Geschmacks. Die gewöhnlichen Handwerke werden zwar in allen Städten getrieben, allein nicht mit Vollkommenheit; in den Hafenorten kommen wenigstens die Handwerker nicht fort, deren Erzeugnisse auch aus Europa eingeführt werden, und wegen besserer Arbeit bei ziemlich gleichen Preisen vor einheimischen den Vorzug erhalten. Beurtheilung oder nur allgemeine Übersicht des peruanischen Handels ist ungemein schwierig, indem hinreichende Vorlagen fehlen und den vorhandenen kein Zutrauen zu schenken ist. Ebenso ungenügend müssen alle Vergleiche des jetzigen Handels mit dem aus der Zeit der spanischen Regierung ausfallen; sie können schon darum nicht als Beweismittel weder für noch gegen das jetzige System gebraucht werden, weil die Umstände sich vollkommen geändert haben, Verbindungen, Bedürfnisse und Befriedigung der letzteren gewechselt und theils abgenommen haben, theils vermehrt worden sind. In frühesten Zeiten wurde der Handel mit Peru durch Gallionen und Registerschiffe betrieben, und unterlag den drückendsten Monopolen. Nur einmal erlitt dieses System eine

Unterbrechung und zwar während des spanischen Erbfolgekrieges, wo das Mutterland, zu ohnmächtig, seinen Handel zu beschützen, den Franzosen bedingungsweise gestattete, eine Zeit lang die Spedition nach der Westküste Südamerika's zu besorgen. Man kam endlich zur Überzeugung, daß bei diesem Zwangssysteme nichts gewonnen werde, gab es 1778 auf, erlaubte Anfangs nur spanischen Schiffen den Handel und hielt die Fremden vom offenen Zutritte durch eine strenge Küstenblokade ab, die jedoch einen Schleichhandel von beispiellosem Umfange zu verhindern nicht vermochte. Man machte langsam immer mehr Zugeständnisse, jedoch war es noch keinesweges jeder Flagge erlaubt, des Handels wegen in jenen Häfen zu erscheinen, als die Revolution ausbrach und die neuen Regierungen überall damit begannen, den Handel für frei zu erklären. Seit 1812 sind jedoch so zahllose Abänderungen der Handelsgesetze und der Tarife erfolgt, daß es unmöglich sein würde, ihre Geschichte zu schreiben, denn das Schwanken der Behörden zwischen ganz entgegengesetzten Systemen hat sich grade in Bezug auf die Lehren der politischen Ökonomie, einer in Südamerika viel betriebenen, aber durchaus nicht verstandenen Wissenschaft, am auffälligsten verrathen. In Peru sind periodisch neue Gesetze in Anwendung gekommen, welche die Ausschließung der Fremden vom Seehandel zu bezwecken schienen, natürlich aber aufgegeben wurden, sobald England und Nordamerika sich beschwerten, oder die Lächerlichkeit des ganzen Systems grell hervortrat. So hat man sich lange gestritten, ob das Silber als Product des Landes oder als Geld anzusehen, ob seine freie Ausfuhr zu gestatten oder die ehemaligen spanischen Zölle wieder aufzulegen wären, und hat diese endlich, wenn auch etwas vermindert, eine Zeit lang erhoben. Der überseeische Handel Peru's liegt zum größten Theile in den Händen englischer Kaufleute, und daher ist die Mehrzahl eingelaufener Schiffe unter englischer Flagge. Laut der dem britischen Parlament im J. 1836 amtlich vorgelegten Papiere belief sich der Werth der nach Peru unter englischer Flagge ausgeführten Waaren in sechs Jahren, wie folgt: 1827 Pf. St. 228,466; 1830 Pf. St. 368,469; 1832 Pf. St. 275,610; 1833 Pf. St. 387,524; 1834 Pf. St. 299,235; 1835 Pf. St. 441,324; die Gegenstände dieser Ausfuhr waren zum größten Theile britische Erzeugnisse, oder sie kamen aus britischen Colonien. Die Einfuhr von Peru nach England im J. 1835 entbehrt der Werthangaben und bestand in der Hauptsache aus Gold und Silber, sowol in Barren als in Pesos duros, und außerdem nur in sieben Artikeln peruanischen Ursprungs, unter welchen Chinarinde (160,152 Pfund), Salpeter (41,354 Centner), Schafwolle (908,626 Pfund) die bemerkenswerthesten sind. In dem jährlichen Betrage jenes Handels müßte das auffällige Schwanken unerklärlich sein, könnte man es nicht von den ewigen Unruhen und dem Mangel aller Sicherheit ableiten. Nächst England haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika den lebhaftesten Handel mit Peru, allein auch dieser ist großen Schwankungen unterworfen. Im J. 1834 führten die Nordamerikaner ein den Werth von 618,412 Dollars, im J. 1835 aber den Werth von 1,118,278 Dollars. Gegenstände dieser Einfuhr sind: Mehl in großen Mengen, rohe Baumwolle, Salzfleisch, Butter, Lichte, Seife, teutsches Leinen, russisches Segeltuch, Quecksilber, Stahl rc. Nach Amerika zurück gehen wenige rohe Producte Peru's, sondern meistens nur Silber. Der Werth des französischen Handels ist nicht bekannt, allein nicht sehr bedeutend, ungeachtet der großen Menge von Weinen, Seidenzeuchen, kurzen Waaren rc., welche meist von Bordeaux nach Peru verschifft werden. Mit Spanien ist seit einigen Jahren ein Handel entstanden, der im Allgemeinen dem französischen gleicht. Mit Canton, Manila und Indien findet von Lima aus Verkehr statt, jedoch meistens unter englischer oder nordamerikanischer Flagge; die Ausfuhr besteht fast nur in Silber, die Einfuhr in chinesischen Waaren (Seidenzeuchen, Thee, lackirten Geräthschaften) Tabak und Cigarren von Manila, Seidenzeuchen, baumwollenen Stückgütern, Gewürzen und Indigo von Calcutta. Zwischen Chile und Peru würde ein weit lebhafterer Verkehr bestehen, betrachteten diese Staaten sich nicht mit gegenseitig großer Abneigung, die zumal in den Tarifen und absichtlichen Erschwerungen des Handels sich ausspricht. Unter der spanischen Regierung war Chile die Kornkammer von Peru, und fand in diesem Handel den einzigen ihm vom gleichgültigen Mutterlande zugestandenen Vortheil. Die Revolution, welche den Nordamerikanern die Häfen öffnete, zog schon Veränderungen nach sich, mehr aber die Feindlichkeit Peru's, welches unter dem Vorwande, den eigenen Ackerbau zu beleben, einen schweren Zoll auf chilenisches Getreide legte, aber jedenfalls in diesem Kampfe übel weggekommen ist, indem Chile den Zucker, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel Peru's, im Handel mit den benachbarten Staaten mit 12 P. d. Zoll für den Centner beschwerte. Diese Kämpfe dauerten noch 1841 fort, obgleich es im Interesse Peru's gelegen hätte, ihnen ein Ende zu machen, da Chile durch seinen Handel und seine allgemeine Regsamkeit weit unabhängiger dasteht als Peru, welches manche chilenische Producte (Bauholz, Mundvorräthe aller Art) nicht entbehren kann. Mit Guayaquil und den nördlicher gelegenen Häfen hat Peru nur unbedeutenden Handel mittels kleiner Küstenfahrer. Die Einfuhr von dort besteht in Bauholz, Cacao, Kaffee, Palmenfasern, Strohhüten und ähnlichen Kleinigkeiten, die Ausfuhr dorthin in Guano und allerlei europäischen Waaren. Der Binnenhandel hat um so mehr abgenommen, da viele Provinzen, welche sonst auf einem langen Landwege ihren Bedarf von Lima zogen, jetzt zu Bolivia gehören, oder in den kleinen Häfen der sogenannten Intermedios directe Verbindung mit fremden Kaufleuten unterhalten. In frühern Zeiten existirte eine Art von Karavanenstraße, die von Buenos Ayres bis Lima reichte und ungeachtet der Theurung und Gefahren eines solchen Landweges nicht selten zur Versendung europäischer Waaren diente. Gegenwärtig ist diese Verbindung ganz aufgegeben und nur eine unbedeutende Menge von Paraguaythee wird auf dem Landwege eingeführt. Von dem Handel mit Bolivia kann kaum die Rede sein, da grade mit diesem Staate schon vier Kriege geführt worden sind, und eine Zeit lang

die südlichsten Provinzen von Peru, mit Einschluß der Häfen, von Bolivia in Besitz genommen wurden. Mit dem östlichen Maynas, oder vielmehr mit den halb wilden Völkern, die bis zur brasilischen Grenze ohne bleibende Heimath leben, findet zwar ein Tauschhandel statt, indessen ist dieser, ebenso wie der an den Ostgrenzen von Cuzco getriebene, zu unbedeutend, um Nennung zu verdienen. Die Ergebnisse des ersteren, Wachs, Sarsaparille und ähnliche rohe Producte, werden nach Tabatinga, dem brasilischen Grenzorte am Amazonas, gebracht und dort gegen sehr gewöhnliche europäische Waaren umgetauscht. — Die Verfassung Peru's ist, seit der General San Martin am 28. Juli 1821 die Unabhängigkeit proclamirte, republikanisch; sie ist seitdem im Allgemeinen immer dieselbe geblieben, allein die einzelnen Constitutionen sind oft verändert worden, und selbst die eben jetzt gültige wird nur so lange bestehen, als es der herrschenden Partei möglich ist, sich gegen innere und äußere Angriffe zu behaupten. Die Constitution von 1837 ist jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgeahmt. Sie erklärt die katholische Religion für diejenige des Staates, verwirft die Verfolgung anderer Bekenntnisse, duldet aber nicht öffentlichen Gottesdienst der akatholischen Kirchen. Die Regierung zerfällt in die drei Zweige der Gesetzgebung, der ausübenden Macht und der Justiz. Peru besteht aus drei verbündeten Republiken, Nord- und Südperu und Bolivien, die ihre besondern Congresse haben, aber aller zwei Jahre einen allgemeinen Congreß veranstalten, der aus einem Senate und einer Kammer der Volksvertreter besteht. Die Senatorenwürde ist lebenslänglich; die verschiedenen Departements einer jeden Republik ernennen 30 Candidaten, von welchen der Präsident die Hälfte auswählt. Um wahlfähig zu sein, muß der Candidat ein jährliches Einkommen entweder aus Landbesitz oder irgend einer Gewerbsthätigkeit nachweisen, welches für den Senator 2000 Pesos, für den Repräsentanten 1000 Pesos beträgt. Der Oberpräsident der Conföderation wird durch den Generalcongreß aus sechs von den drei Republiken vorgeschlagenen Candidaten gewählt; seine Amtsführung dauert zehn Jahre. Jeder der Bundesstaaten regiert hinsichtlich innerer Angelegenheiten sich allein, und kann unter gewissen Bedingungen von den andern zwei unabhängig seine äußern Verhältnisse regeln. Diese Constitution ist jedoch bald darauf von den Parteien gestürzt worden und eine andere an ihre Stelle getreten, welche die Conföderation aufhebt, die alten Grenzen von Niederperu als eines einzigen und untheilbaren Staates wieder herstellt, und in ihren Hauptzügen die gewöhnlichen Formen amerikanischer Republiken wieder einführt, einen verantwortlichen Präsidenten anerkennt, die Minister für unverantwortlich erklärt, zwei Kammern feststellt, die Wählbarkeit erschwert, die Wahlfähigkeit ausdehnt und sonst noch einzelne, nur auf örtliche Verhältnisse bezügliche, Bestimmungen enthält. Über das Staatseinkommen und den öffentlichen Aufwand gibt es zwar Berechnungen, die jedoch nicht fortlaufen, und darum im höchsten Grade unzuverlässig sein müssen, weil keine der periodisch an das Ruder gelangenden Parteien geneigt sein kann, die Wahrheit zu veröffentlichen, vielmehr die gestürzte Faction der größten Unterschleife anklagt, und selbst wieder vertrieben wird, ehe sie noch Zeit hat, zu einer klaren Ansicht der Finanzlage zu gelangen. Unter der spanischen Regierung schätzte man die Einnahme in gewöhnlichen Jahren zu 6 Mill. Pesos, die Ausgabe zu 3,200,000 Pesos und übermachte den baaren Überschuß nach Madrid. In den letzten Jahren berechnete man die Staatseinnahme zu 5,575,000 Pesos, die Ausgabe zu etwas weniger. Die Staatsschulden sind fast allein seit der Unabhängigkeitserklärung entstanden und erreichen die verhältnißmäßig sehr große Summe von 27 Mill. Pesos; England hat hiervon über 9 Mill. zu fodern, wird aber wahrscheinlich nie Deckung erhalten. Zinsen von den Anleihen sind nur Anfangs bezahlt worden und ungeachtet aller diplomatischen Remonstrationen seit vielen Jahren ausgeblieben. Die Finanzverwaltung ist überhaupt in einer beispiellosen Unordnung, indem keine genaue Controle stattfindet, Unterschleif ungescheuet begangen wird, ein geregeltes Abgabesystem gar nicht besteht, und die endlosen Wechsel in der Regierung sowie die Bürgerkriege die Verwirrung täglich steigern. Die Haupteinnahme ist die des Zolles auf Einfuhr und einige Gegenstände der Ausfuhr, zumal Silber; denn was die Bürger der Städte direct zu bezahlen haben, ist höchst unbedeutend, ausgenommen wenn Contributionen ausgeschrieben werden. So betrug 1840 die Einnahme des Zollhauses zu Callao 1,200,000 Pesos und die Abgaben der Silbergruben von Pasco 384,017 Pesos, zwei Posten, die den vierten Theil des damaligen ganzen Staatseinkommens ausmachten. Der Landbau erlegt zwar Zehnten, allein von dieser Summe gelangt weniges in die Hauptcasse zu Lima. Das Heer der Republik ist von sehr wechselnder Größe, indem bei jeder Revolution Vermehrungen stattfinden, die Truppen aber sich zerstreuen, welche der unterliegenden Partei angehören. Die größte Zahl wurde im Kriege mit Spanien aufgestellt, überstieg aber niemals 9000 Mann. Bolivar nahm einen Theil dieser Truppen mit sich nach Colombien, und seitdem haben die sogenannten Armeen Peru's nie wieder jene Zahl erreicht. Für einen Officier, der, des Wartens müde, eine Revolution zur Verbesserung seiner persönlichen Lage unternimmt, sind 1000 Mann schon eine große Macht, und wirklich finden wir in der neuesten Geschichte Peru's häufige Beispiele von Schlachten, in welchen das Schicksal des Landes Entscheidung fand, und die Zahl der Kämpfenden zusammen noch nicht 5000 Mann erreichte. Uniformirt ist nur ein kleiner Theil dieser Truppen, die oft in vielen Monaten keinen Sold erhalten, und daher an den Ersten sich verkaufen, der die Berichtigung der Rückstände verspricht. Die Einzelnen, vor allen die Indier, sind abgehärtete, mäßige und furchtlose Soldaten, welche selbst der General Miller lobt, aber die Masse ist ohne Disciplin, ohne Übung und ohne wahre Tapferkeit, und daher unfähig, einem europäischen Heere zu widerstehen. Die Marine ist wo möglich in noch schlimmerem Zustande und zählte 1840 nur drei wirkliche Kriegsfahrzeuge neben fünf Kauffahrern, die man in der Eile bewaffnet hatte. Ihre Officiere sind meistens

Ausländer. Festungen von Bedeutung, obwol unfähig, Angriffen zu widerstehen, wie Flotten sie heutzutage machen, besitzt nur Callao, der Hafen von Lima. Kleine, jetzt fast immer zerfallene, Forts und Küstenbatterien haben die Spanier an vielen Orten erbauet. Die sogenannten Grenzforts des Innern sind nur leichte Feldbefestigungen aus Palisaden und einem Graben bestehend. Sie sollten ehedem zum Schutze gegen die wilden Indiervölker dienen, und sind jetzt ohne Besatzung, an vielen Orten sogar nicht mehr aufzufinden.

II. Geschichte. Die Spanier erlangten, mehr durch Zufall als in Folge absichtlicher Nachforschungen, zeitige Kenntniß von einem großen, südlich von Panama gelegenen Lande. Während eines von Balboa veranstalteten Entdeckungszuges in das Innere des Isthmus von Darien (s. Panamá) geriethen Soldaten über die Theilung von Gold in Streit. Ein mit dem Werthe dieses Metalls unbekannter Häuptling sah verwundert den Ergrimmten zu und unterrichtete sie, daß sechs Tagereisen südlicher ein Volk wohne, welches aus gleichem Stoffe seine gewöhnlichsten Geräthe verfertige. Für die Spanier, die ebenso durch Liebe zu Abenteuern als durch Goldgier auf der Bahn der Eroberung rastlos vorwärts getrieben wurden, bedurfte es keiner genaueren Nachweise. Bald war ein zur Ertragung des Schlimmsten williger Haufe zusammengetreten und rüstete sich nach Kräften zum Zuge nach dem Goldlande. Nuñez Balboa trat als Anführer an die Spitze, und 190 Spanier begannen unter dem Geleite von 1000 Indiern eine Wanderung, die in gerader Richtung gemessen kaum funfzehn teutsche Meilen betragen haben kann, dennoch aber zwanzig volle Tage erfoderte. Nur der größten Anstrengung gelang es, alle Hindernisse zu überwinden, welche die Vegetation der Urwälder und die Unwegsamkeit des Landes den Vordringenden bereitete. Der Anblick des offenen, vielversprechenden Meeres lohnte aber die kühnen Abenteurer. Balboa nahm von ihm im Namen seines Königs Besitz, erlag aber den Verfolgungen eines neidischen und unversöhnlichen Gegners (s. Pedrarias), ohne die Früchte seiner großen Entdeckung ernten zu können. Niemand wagte sich an die Ausführung von Balboa's kühnem Plane, Peru zu erobern, denn Alle glaubten, daß die niedrigen, ungesunden und dichtbewaldeten Küsten des Isthmus sich unverändert nach Süden erstreckten, und scheueten sich vor den bekannten Mühen und Gefahren eines Zuges durch solche Gegenden. Über diese Menge von gewöhnlichen Menschen erhob sich aber Francisco Pizarro, ein Mann von großem Muthe und Unternehmungsgeist, der, im Besitze aller einem Eroberer jenes Zeitalters nöthigen Eigenschaften, mit geringen Mitteln das Größte zu leisten verstand, allein den Glanz seiner Thaten durch manches Verbrechen verdunkelt hat. Als Begleiter Balboa's waren ihm die Sagen von einem großen und reichen Lande im Süden von Panama wohl bekannt. Sich dieses zu unterwerfen, blieb manches Jahr hindurch sein geheimer Wunsch, und den einmal gemachten Plan vermochten weder die frühern Erfahrungen, noch die Abmahnung Anderer zu erschüttern, die ein solches Unternehmen bei dem bekannten Mangel an hinreichenden Mitteln gradezu für Thorheit erklärten. Doch gelang es ihm endlich, zwei Theilnehmer zu gewinnen, beide die wohlhabendsten Bewohner der jungen Colonie von Darien. Diego de Almagro, ein glücksuchender Abenteurer von dunklem Herkommen, der auf anderen Zügen gegen die Indier vielen Raub zusammengetragen, und Hernando de Luque, ein durch Benutzung des damaligen Aberglaubens reich gewordener Weltpriester, schlossen unter religiösen Bräuchen mit Pizarro einen Bund und schafften die Mittel zur Anwerbung eines Soldatenhaufens von 114 Mann, und zur Ausrüstung eines einzelnen Fahrzeuges. Mit so geringen Kräften unternahm man die Eroberung eines Reiches, welches selbst die Sage als groß und mächtig schilderte. Die von Natur muthigen Spanier gefielen sich damals in der Aufsuchung von Gefahren, liebten den Wechsel eines abenteuernden Lebens, waren zu sehr an Mühen und Entbehrungen gewöhnt um sie furchtbar zu finden, und gingen, durch erstaunliche Erfolge verwöhnt und stolz gemacht, unbedenklich an die größten Wagnisse. Am 14. Nov. 1524 ging die Expedition unter Segel, und hatte im ersten Anfange sogleich mit Hindernissen zu kämpfen, weil aus Unkenntniß des Klima's die Jahreszeit, in welcher die vorherrschenden Winde die ungünstigsten sind, gewählt worden war. Nach langem Umherkreuzen zur Küstenfahrt gezwungen, entdeckte Pizarro doch nur ein niedriges schlechtbevölkertes Land, und kehrte nothgedrungen nach den Perleninseln (s. d. Art.) zurück, wo Krankheiten und Mangel die Mannschaft aufrieben. Almagro versuchte von Panama aus Hilfe zu leisten, schiffte sich mit 70 Mann ein, gelangte am 24. Juni 1525 an die Mündung des Rio San Juan, traf Pizarro in Chuchama an, und kehrte nach Panama zurück, um Soldaten und Vorräthe herbeizuschaffen. Mit zwei Schiffen und 80 Mann schloß er sich seinem Gefährten wieder an. Beide setzten nun den Entdeckungszug gemeinsam fort, hatten von Neuem große Entbehrungen zu ertragen, erreichten aber 1526 die Bai San Matheo an der Küste von Quito. Sie folgten hierauf der Küste bis Tumbez und begegneten hier zum ersten Male den Peruanern, in welchen sie sogleich ein Volk von höherer Bildung und die Unterthanen einer Macht erkannten, welche mit geringen Mitteln anzugreifen nicht rathsam schien. Am Ende des dritten Jahres traf die Expedition wieder in Panama ein. Allgemein und groß war das Erstaunen über die Aussagen der Wiedergekehrten, denn sie berichteten von einem Volke, welches in allen Hinsichten von den rohen Stämmen des Isthmus abwich, einer geordneten Regierung unterthan das Schauspiel großer Industrie darbot, mächtige Gebäude aufführte, den Boden sorgfältigst anbaute, manche Künste trieb, Lastthiere brauchte, Metalle zu bearbeiten verstand und Gold und Silber in Menge besaß. So lockend für den müßigen Haufen solche Aussichten sein mochten, so schwer wurde es doch den Verbündeten, eine neue Expedition zusammenzubringen. Alle Versuche scheiterten an den festen Verboten des Gouverneurs von Darien, Pedro de Rios, dem es nicht entging, wie Alle dem goldreichen und angebauten Peru zuströmen und nur zu gern die Co-

lonie des Isthmus verlassen würden, die zwar von politischer Wichtigkeit, aber sonst keineswegs geeignet war, den überspannten Ansprüchen der arbeitscheuen und nur auf schnelle Bereicherung denkenden Conquistadoren zu genügen. Um alle Hindernisse auf Einmal zu beseitigen, entschloß sich Pizarro zur Reise nach Spanien, brachte nicht ohne Mühe die hierzu nöthigen Geldmittel zusammen und gelangte in den ersten Monaten des Jahres 1529 glücklich nach Sevilla. Vorgelassen vom Kaiser Karl V. wußte er seine Plane so ausführbar darzustellen und so überraschende Schilderungen von Peru zu geben, daß man ihn mit Titeln beehrte und unter d. 28. Jun. 1529 die Erlaubniß zugestand, Peru bis 200 Meilen südlich von Tumbez zu erobern und dort als Generalcapitain zu herrschen, vorausgesetzt, daß er auf eigene Kosten die nöthigen Truppen und Ausrüstungen herbeischaffte. Für seine zwei Verbündeten hatte Pizarro so wenig gesorgt, sich selbst aber in jenem Contracte mit der Regierung so reichlich bedacht, daß auf seine Rückkehr nach Panama große Uneinigkeiten folgten, die endlich durch eine nur scheinbare Aussöhnung für den Augenblick beseitigt wurden. Ungeachtet aller Anstrengung brachten die Verbündeten nur drei Schiffe, 148 Fußgänger und 37 Reiter zusammen, und landeten diese im Jan. 1531 nach einer ungünstigen Seereise in der Bai San Matheo. Man beschloß zu Lande vorzudringen, folgte aber der Küste und hatte mit keinen andern Schwierigkeiten als solchen zu kämpfen, welche die Unwegsamkeit und Ungesundheit des Landes bereitete. Schrecken ging den spanischen Waffen und den nie gesehenen Reitern voraus; überall unterwarfen sich die Eingeborenen. Ein eben herrschender Bürgerkrieg begünstigte das Vordringen der Spanier. Als Pizarro zum ersten Male bei Tumbez erschien, herrschte in Peru eben der zwölfte Inca, Huana Capac, ein Fürst von vielen Talenten und von so unabhängiger Gesinnung, daß er nicht anstand ein Grundgesetz des Incareiches zu übertreten, welches den Fürsten verbot, sich außerhalb des Kreises der höchsten Adelskasten zu verheirathen. Er hatte Quito erobert und hierdurch Umfang und Macht seines Reiches fast verdoppelt. Die Tochter des besiegten Oberhauptes von Quito nahm er zum Weibe und erzeugte mit ihr einen Sohn, Atahualpa, dem er bei seinem 1529 erfolgten Tode die Nordhälfte des Staates übermachte, während er Huascar, den Sohn einer frühern gesetzlichen Ehe, zum Oberhaupte des südlichen Theiles von Peru bestimmte. Den Orejones (s. Incas) und überhaupt den aristokratischen Familien der ältesten Provinzen des Reiches, besonders aber Cuzco's, misfiel diese Neuerung in solchem Grade, daß sie den Huascar aufmunterten, sich zum alleinigen Inca zu erklären, und die abgetrennten nördlichen Lande durch Waffengewalt wieder zu gewinnen. Es kam zum Kriege zwischen den Brüdern; Huascar erlag in einer großen im Thale von Xaura geschlagenen Schlacht um so eher dem Atahualpa, als dieser zugleich mit Quito das Heer überkommen hatte, welches, aus dem Kerne der peruanischen Truppen bestehend, jenes Land dem Huana Capac erobert hatte. Den in Gefangenschaft gerathenen Huascar brachte der Sieger nach Cuzco, hielt ihn dort fest, sparte aber aus politischen Gründen sein Leben. Es dauerte längere Zeit, ehe die Spanier Kunde von diesem Zustande Peru's erhielten; kaum hatte aber Pizarro die Verhältnisse völlig begriffen, als er mit der Klugheit und Kühnheit, die alle seine Handlungen bezeichneten und Bewunderung verdienen würden, wenn sie nicht mit Falschheit und Verachtung jeglichen Rechtes allezeit verbunden erschienen wären, die Umstände zu benutzen beschloß. Vertrauend auf die Unordnung im Innern glaubte er entschiedener zu Werke gehen zu dürfen und drang vorwärts von der Bai San Michael, wo er im Mai 1532 die erste spanische Colonie in Peru begründet hatte, nach Caramarca, einer zwölf Tagereisen entfernten Stadt, wo eben Atahualpa lagerte. Der Erfolg bewies die Richtigkeit der Berechnung; ungehindert durchzog der übel ausgerüstete Haufen von 164 Soldaten, von welchen nur 22 mit Armbrüsten, drei mit Musketen bewaffnet, und 62 beritten waren, die Sandwüste von Motupe und die Engpässe der Subandinen, wo der geringste Widerstand der Peruaner entscheidend gewirkt haben würde. Dem Atahualpa mochte es eben wichtiger scheinen, die Angelegenheiten des Reiches zu ordnen, als sich um eine Handvoll von Fremden zu kümmern, über deren Zweck und Persönlichkeit man ohnehin nicht in das Klare zu kommen vermochte. Arglistig spielte Pizarro die Rolle eines friedlichen Gesandten, der gekommen sei, nur Gutes zu stiften und den Frieden wieder herzustellen; er ließ es an großen Versprechen nicht fehlen und wußte den Verdacht des Inca vollkommen einzuschläfern. In Caramarca nahm er sogleich Besitz von einer festen Stellung, sendete zwei seiner Officiere an Atahualpa und erlangte von diesem die Zusage einer öffentlichen Audienz. Mit beispielloser Treulosigkeit beschloß er sogleich das Vertrauen des Inca zum eigenen Vortheil zu benutzen, sich seiner Person zu bemächtigen und hierdurch das Land in eine Verwirrung zu stürzen, die den Spaniern den Sieg überaus leicht machen mußte. Am 16. Nov. 1532 fand diese verderbliche Zusammenkunft endlich statt. Die Spanier standen in gedrängten Haufen auf Angriff oder Vertheidigung gleichmäßig vorbereitet, und durch Waffen, Kleidung und das Fremdartige ihrer Erscheinung den Peruanern imponirend, schreckend durch ihre Pferde, die größten aller in Peru jemals gesehenen Thiere, die vom unwissenden Haufen für Doppelgeschöpfe gehalten wurden. Mit der Pracht des mächtigen Alleinherrschers nahete endlich Atahualpa, umgeben von den reich geschmückten Großen des Landes und einem Heere von 30,000 Mann. Noch nie hatte sich den gierigen Spaniern ein ähnliches Schauspiel von Größe und Reichthum in Amerika dargeboten, und sicherlich mußte dasselbe gerechte Besorgnisse für die eigene Zukunft in den Meisten erwecken. Um so rascher handelte Pizarro. Ein Dominikaner, Vincente Valverde, nahte sich in seinem Auftrage dem Atahualpa, trug diesem die unverständlichsten Satzungen der Kirche vor, ermahnte ihn zur Bekehrung, verlangte von ihm sich Kaiser Karl zu unterwerfen, dem rechtmäßigen Herrn Peru's durch päpstliche Schenkung, und drohte mit der schrecklichsten Rache im Falle der Nicht-

beachtung dieser Anträge. Erstaunt hörte der Inca diese dem Sinne nach unverständlichen Dinge in der Übersetzung eines peruanischen Überläufers, der etwas Spanisch gelernt hatte, und verlangte unwillig über die Kühnheit von Anträgen, wie sie noch nie an seine geheiligte Person gelangt waren, des Valverde's Beweismittel. Der Überlieferung nach reichte dieser sein Brevier hin, dem Inca ein völlig unbegreifliches und daher mit Verachtung zurückgegebenes Werkzeug. Mit scheinbarem Entsetzen über diese gottlose Handlung rief der listige Mönch, Pizarro's würdiger Gehilfe, die Spanier zur Rache auf. Solches war für diese das Signal, um blitzschnell und ebendaher mit Unwiderstehlichkeit über die ganz unvorbereiteten Peruaner herzufallen, sie zu Hunderten niederzustoßen, die Fliehenden bis an die Altäre ihrer Götter zu verfolgen und dort ohne Gnade und Rücksicht niederzumetzeln. Der Inca wurde von seinem goldenen Tragsessel herabgerissen, geplündert, gemishandelt und in ein Gefängniß geschleppt; Verwüstung, Leichen und Blut deckten das Feld, wo wenige Minuten vorher das Volk mit ehrfurchtsvollem Staunen den in höchster Pracht leuchtenden Herrscher umringte, und zu seiner Ehre Lobgesänge erschallen ließ, die nun dem Angstgeschrei der rettungslos Fliehenden und dem Stöhnen tödtlich Verwundeter gewichen waren. In der durchaus mit Blut geschriebenen Geschichte der Eroberung Südamerika's gibt es kein Ereigniß von so hervorragender Entsetzlichkeit als ebendieses, und sicherlich ist es ein überzeugender Beweis von der Versunkenheit, in welcher schon damals die Vornehmen Spaniens sich befanden, daß verhältnißmäßig Wenige derselben ihren Tadel über solche Thaten laut werden ließen, vielmehr Pizarro Titel und Ehren empfing, sobald umständlichere Berichte von ihm bei Hofe eingelaufen waren. Mehr in der Absicht der Erpressung, als aus irgend einer politischen Nothwendigkeit wurde der unglückliche Atahualpa in strenger Haft gehalten. Ihm half es nichts, daß er sein Wort erfüllte und als Lösegeld eine kaum glaubliche, von Herrera zu zwei Millionen Pesos in Werth angeschlagene Menge von Gold- und Silbergeräthen in kürzester Zeit herbeischaffte. Almagro war mit 150 Mann Verstärkung in der Bai S. Michael gelandet. Seine räuberischen, von Gold noch nicht übersättigten Genossen verlangten gleichfalls einen Antheil an der schändlich erworbenen Beute und drangen, als ihnen nicht vollständig genügt wurde, um so mehr auf die Hinrichtung Atahualpa's, als sie dann das völlig herrenlos gewordene Land nach Willkür ausplündern zu können hofften. Eine scheinbare Untersuchung von Vergehen fand statt, die entweder erdichtet waren, oder mindestens nicht vor den Richterstuhl spanischer Räuber gehörten, und Atahualpa erlitt den Tod durch Erdrosselung. Von jetzt an zogen die Eroberer, in kleine Haufen getheilt, im ganzen Reiche herum, besuchten die entlegensten Städte, übten die furchtbarsten Grausamkeiten, wo irgend Widerstand geleistet worden war, und bereicherten sich so mühelos, daß, wie unter jedem Räuberhaufen, auch unter ihnen Verschwendung und zügellose Wüstheit einriß, Zwietracht und offene Feindseligkeit immer häufiger wurde. Viele von den Abenteurern, welche in größter Armuth in Peru gelandet waren, sahen sich im Besitze so großer Schätze, daß sie ruhigen Genuß derselben in Europa erstrebten, unwillig dienten und absichtlich die Bande der Disciplin lösten. Pizarro gestattete ihnen, das Land zu verlassen, fest überzeugt, daß solches Gesindel für ernste Dienste nicht weiter zu gebrauchen sei, wol aber durch Erzählung seines Erfolges eine Menge tüchtiger Leute veranlassen werde, nach Peru zu kommen. Diese Verminderung der spanischen Macht entging den Indiern nicht, die endlich ihre Parteiungen aufgaben, und in der Provinz Cuzco den Manco Capac, einen Bruder des auf Atahualpa's Befehl endlich doch hingerichteten Huascar, zum Inca ausriefen (April 1533) und um ihn her sich so eifrig ansammelten, daß in kurzer Zeit ein großes und schlagfertiges Heer von Cuzco aus nordwärts vorzudringen begann. Pizarro erkannte die drohende Gefahr und suchte ihr vor Allem dadurch zu begegnen, daß er in der Person des Toparpa, eines Sohnes Atahualpa's, einen Gegeninca ernannte; ein schneller Tod befreite jedoch diesen von der Nothwendigkeit, zur Unterjochung seines eigenen Volkes mitzuwirken. Wie vorausgesetzt worden, hatte die Rückkehr der goldbeladenen Verabschiedeten schon in Panama so großes Aufsehen erregt, daß Abenteurer in Scharen nach Peru strömten und Pizarro nicht allein in Stand setzten, einige Plätze mit kleinen Garnisonen zu versehen, sondern an der Spitze von 500 Mann (Juni 1533) nach Süden aufzubrechen. Zwar unterlagen die Indier bei dem ersten Zusammentreffen, allein man erkannte, daß ihre Art zu fechten regelmäßiger geworden, daß sie nach längerer Erfahrung mindestens die abergläubische Furcht vor den Spaniern, die ihnen noch vor Kurzem als überirdische Wesen galten, abgelegt hatten, und daß sie fest entschlossen waren, das Äußerste zu wagen. Wenig fehlte an der Niederlage des Hernan Soto, der mit der Reiterei voranziehend unfern Cuzco mehre Tage hindurch die Angriffe der Peruaner zu ertragen hatte, und nur durch die rechtzeitige Hilfe Pizarro's gerettet wurde. Man eroberte jedoch endlich Cuzco, eine Stadt von solchem Umfange und Reichthum, daß selbst die an Überraschung gewöhnten Spanier staunten. Wie an andern Orten wurde auch hier der Gier des wüsten Haufens der freieste Raum gelassen; man plünderte die Tempel, erpreßte von den Einwohnern und grub sogar in Gräbern nach verborgenen Kostbarkeiten. Pizarro suchte die Peruaner zu beruhigen, verhieß ihnen Sicherheit, und lud sie zur Wiederkehr nach der halbverwüsteten Stadt ein, schwerlich wol aus Mitleiden, einem ihm ganz fremden Gefühle, sondern vielleicht aus Politik, vielleicht aus Furcht vor den Seinigen. Die großen Grausamkeiten in Caxamarca waren von einigen Spaniern gemisbilligt worden, und der Klugheit angemessen schien es durch ihre Wiederholung den Unwillen nicht von Neuem zu reizen und das peruanische Volk bis auf das Äußerste in einer Zeit zu treiben, wo unter den Siegern bereits deutliche Zeichen innerer Parteiungen hervortraten und Pizarro's Lage bedenklich werden konnte. Man unterhandelte mit dem Inca Manco Capac, der aller Warnungen ungeachtet in die Schlinge ging, von Pizarro die Krone der In-

cas entgegennahm, zum Vasallen Spaniens sich erklärte, und auf einen scheinbar günstigen Vertrag einging, der von dem spanischen Anführer wie gewöhnlich nicht ernstlich gemeint war und nie vollständig erfüllt wurde. Inzwischen war einer der Brüder Pizarro's nach Spanien gelangt, hatte dort durch seine Berichte, mehr aber noch durch die dem Kaiser überlieferten Schätze grenzenloses Staunen hervorgerufen, und war mit Titeln und mit Ernennungen zu Statthalterschaften versehen, in Begleitung einer großen Anzahl geübter Kriegsleute nach Peru zurückgekehrt. Almagro empfing bei dieser Gelegenheit den Titel eines Adelantado und die Erlaubniß, sich eine von Peru unabhängige Statthalterschaft zu erobern, die da beginnen sollte, wo Pizarro's Bezirk aufhörte. Da Cuzco weit südlich von der ursprünglich festgesetzten Grenze des letztern lag, so glaubte Almagro von der alten Hauptstadt Peru's ohne Weiteres Besitz nehmen zu können, erfuhr jedoch Widerstand von Seiten der Gegenpartei, und würde ohne die Ankunft Pizarro's mit den Waffen seine Ansprüche geltend zu machen versucht haben. Ungeachtet sich Pizarro das gerechte Mistrauen Almagro's durch mehrmals bewiesene Falschheit und Treubruch zugezogen, gelang es ihm doch, einen günstigen Vertrag mit diesem zu schließen, der bald nachher auszog, um Chile zu erobern. Manco Capac erfüllte mit Gewissenhaftigkeit alle Bedingungen seines Vertrages, entdeckte aber bald, daß Pizarro nicht entfernt beabsichtige, Gleiches zu thun, und benutzte daher die erste günstige Gelegenheit, um den Spaniern zu entkommen. Angelangt unter den Seinen ließ er kein Mittel unversucht, um das Volk zu entflammen, und fand so großen Anhang, daß er in wenigen Wochen drei Heere aufbrachte, die ohne Geräusch sich zusammenzogen und zu gleicher Zeit Cuzco, die neuerbaute Stadt Lima und den aus Chile erwarteten Almagro überfallen sollten. So groß war die Sorglosigkeit der Spanier, daß ein Theil dieser Plane durch Überraschung gelang. In Cuzco wurden die belagerten Spanier auf einige Straßen und Tempel beschränkt und würden sich haben ergeben müssen, hätten die Peruaner nur einige Kenntniß von der Belagerungskunst besessen. Sie hielten sich zwar acht Monate, allein sie litten harte Verluste, während alle von Lima zum Entsatz abgesendeten Truppen, über 400 an der Zahl, den Indiern in die Hände fielen und vertilgt wurden. Auch Lima erfuhr eine Belagerung und so viele und so entschlossene Angriffe, daß der dort eingeschlossene Pizarro nur mit Mühe sich hielt, und für die Zukunft bange, nach Panama, Nicaragua, Mexico und Domingo Eilboten entsendete, um dringend Hilfe zu verlangen für die so ernstlich bedrohte Colonie, unter den spanischen Eroberungen die wichtigste und größte. Noch ehe Unterstützung anlangte, entschied eine zufällige Überschwemmung, welche vielen Peruanern das Leben kostete und daher den Übrigen als ein Gottesgericht erschien, zu Gunsten der Belagerten. Die Indier zerstreuten sich und ließen Pizarro von nun an freie Hand, den in Cuzco Eingeschlossenen Hilfe zu bringen. Dort war nach einem merkwürdigen, bis tief nach Chile ausgedehnten, Eroberungszuge Almagro wieder erschienen, um seine Ansprüche auf Cuzco von Neuem geltend zu machen. Er hatte die Belagerungstruppen des Inca zerstreut, nachdem dieser es verschmäht, mit ihm gegen Pizarro's Partei ein Bündniß zu schließen, und mehr durch Überredung als durch Gewalt die Besatzung Cuzco's an sich gezogen und hierdurch den Besitz der Stadt und zweier dort befehlender Brüder Pizarro's erlangt. Der von Lima aus mit 500 Mann eiligst entsendete Alvarado wurde von Almagro am Flusse Abancay überfallen und mußte seine Truppen zum Gegner übergehen sehen, der nun eine hinreichende Macht besaß, um auf Lima loszugehen, Pizarro und die Vorzüglichsten seiner Anhänger zu beseitigen und sich zum Alleinherrscher von Peru zu machen. Allein derselbe Mann, dessen langes Leben soweit nur eine Folge von Gewaltthaten gewesen, fühlte zum ersten Male Bedenken, scheuete sich vor so entscheidenden Schritten, und ließ sich, trotz der früheren Erfahrungen und trotz der Abmahnung seiner Vertraueten, von Pizarro soweit überlisten, daß er mit ihm neue Unterhandlungen anknüpfte, erlangte Vortheile aufgab, Zeit verlor, und am Ende einen Vertrag des Inhalts abschloß, daß dem Kaiser die Entscheidung überlassen, einstweilen aber beide Parteien im Besitze des eben behaupteten Gebietes bleiben sollten. Während der absichtlich in die Länge gezogenen Unterhandlungen hatte Pizarro Alles aufgeboten, um durch herbeigezogene Verstärkungen sein Heer dem feindlichen gleich zu machen, und kaum sah er seine gefangenen Brüder wieder frei, als er, gleichsam als sei ein Vertrag niemals geschlossen worden, Almagro auffoderte, Cuzco zu räumen. Vom Alter gedrückt und abgeneigt gegen Schritte, welche einen Bürgerkrieg herbeiführen mußten, ergriff dieser nur halbe oder verkehrte Maßregeln, und gab manche Vortheile der Stellung nicht nur auf, sondern veranlaßte auch Mismuth und Besorgniß unter seinen auf rasche und entscheidende Handlung dringenden Anhängern. Der Kampf war indessen zum unvermeidlichen geworden. Bei Salinas, einigen salzigen Landseen unfern von Cuzco, trafen am 6. April 1538 die Heere auf einander und ungeachtet mancher zeitig begangenen Fehler in der Aufstellung würde wahrscheinlich Almagro gesiegt haben, wäre nicht der tapfere, an diesem Tage den Oberbefehl führende, Orgoñez im Gefechte schwer verwundet worden. Almagro fiel in Gefangenschaft, wurde einem förmlichen Rechtsverfahren unterworfen, aber auf Betrieb derselben zwei Brüder des Pizarro, die er, als sie in seinen Händen waren, geschützt hatte, zum Tode verurtheilt, und trotz aller eigenen und fremden Bitten im Gefängnisse erdrosselt und dann als Leichnam auf dem Marktplatze zu Cuzco enthauptet. Solche Treulosigkeit und die blutige, an den Gegnern späterhin genommene, Rache mehrte die Zahl von Pizarro's heimlichen Feinden, von welchen auch dann noch viele übrig blieben, nachdem man die Unruhigsten, auf damals gewöhnliche Bedingungen, zur Eroberung ferner, noch ununterworfener, Provinzen ausgesendet hatte. Die Partei Pizarro's ließ ihren vormaligen Gegnern, auch nach Abhaltung der blutigen Gerichte, ihren Haß fühlen. Unter Vorwänden oder mit offener Gewalt verdrängten sie die sogenannten Almagros von allen Ländereien und aus al-

len öffentlichen Ämtern; sie verhinderten diese, die in Armuth herumirrten, das Land zu verlassen und vor des Kaisers Thron ihre Klagen niederzulegen. Der Druck ging soweit, daß sich bald eine Gegenpartei zu einen begann und thätig aufzutreten beschloß, sobald ein Mittelpunkt gefunden wäre. Als solcher erschien der in Lima lebende Sohn Almagro's, der von Rache beseelt in kurzer Zeit an 300 dieser ehemaligen Anhänger seines Vaters um sich sammelte, und den Mantel des Geheimnisses kühnlich von sich warf, sobald aus Francisco Pizarro's Vorkehrungen sich ergab, daß Verdacht gefaßt, vielleicht sogar eine Verrätherei geschehen sei. Unter der Anführung des Juan de Herredia, eines kühnen Officiers und Erziehers des jüngeren Almagro, erstürmten die Verschworenen am 26. Juni 1541 den Palast Pizarro's, und tödteten diesen nach kurzer, aber tapferer Gegenwehr. So fiel der Eroberer Peru's unter den Schwertern von Meuchelmördern; ein Mann von unübertroffener Tapferkeit, von großem Feldherrentalent, von Klugheit und eiserner Ausdauer, aber geschändet in der Geschichte und seines Schicksals vollkommen würdig gemacht durch die unerhörte Treulosigkeit, Raubsucht und Grausamkeit, die durch alle Handlungen seines öffentlichen Lebens hindurchblicken. Noch ehe diese Entscheidung im Schicksale Peru's eintrat, hatte man in Spanien bereits Nachricht von dem verderblichen Treiben der sich bekämpfenden Häuptlinge, und fühlte ernste Besorgnisse über das Schicksal einer Colonie, deren politische Wichtigkeit zwar nicht erkannt wurde, die man aber an dem immerdar geldbedürftigen Hofe als eine Quelle von unentbehrlich gewordenen Reichthümern zu schätzen gelernt hatte. Die Furcht, diese ganz zu verlieren, hatte sich der Gemüther so bemächtigt, daß dem mit großen Summen nach Spanien gelangten Ferdinand Pizarro es nicht nur misglückte, Billigung oder doch Vergessen des Geschehenen zu erkaufen, sondern daß man ihn in ein Gefängniß warf, wo er an 20 Jahre verbrachte. Man schickte eiligst den Christobal Vaca de Castro, einen Oberrichter des Appellationshofes zu Valladolid, mit fast unumschränkter Gewalt ab, um in dem zerrütteten Peru Ordnung wieder herzustellen. Seine Ankunft verzögerte sich so lange, daß den Almagros nichts übrig blieb, als der eigenen Sicherheit wegen die erwähnte That zu üben. Ein großer Theil von Peru hatte sich ihnen alsbald unterworfen, indessen gab es noch genug geachtete Anhänger Pizarro's, die sich vereinten, Truppen an sich zogen und der Gegenpartei offenen Krieg erklärten. Es kam an vielen Orten zum Kampfe, Städte gingen verloren oder wurden wieder gewonnen, durch Meuchelmorde und Hinrichtungen fielen von beiden Seiten berühmte Anführer, die Indier erhoben sich und fügten den Weißen vielen Schaden zu, mit einem Worte, es herrschte eine so große Verwirrung, daß die Herrschaft der Spanier im höchsten Maße gefährdet war, als Vaca de Castro über Panamá in Quito eintraf, und die Zügel der Regierung sogleich mit so vieler ruhigen Energie und Furchtlosigkeit ergriff, daß ganze Abtheilungen des zum Bürgerkriege gerüsteten Heeres der Pizarros zu ihm übergingen und freiwillig sich erboten, die Sache des Kaisers gegen die Factionen zu vertheidigen. Mit soviel Klugheit und Geschicklichkeit wußte der Abgeordnete die rohen Haufen für sich zu gewinnen, daß er bald eine ansehnliche Zahl loyal gesinnter und ihm völlig vertrauender Soldaten um sich sah, und nun thätig einzuschreiten vermochte. In Lima mit allen einem Vicekönig zukommenden Ehren aufgenommen, zog er mit stets zunehmender Macht gegen Cuzco, den Hauptsitz Almagro's, der nur durch große Energie den auch unter seinen Anhängern sich regenden Geist neuer Spaltungen unterdrückt hatte. Almagro versuchte umsonst, durch Unterhandlung die seinem Vater zugesagte Statthalterschaft sich zu erhalten und für seine Anhänger Vortheile zu gewinnen. Vaca de Castro verlangte unbedingten Gehorsam, und setzte an die Stelle von Worten schnelle und entscheidende Handlungen. Rasch zog er dem Almagro entgegen, um ihn anzugreifen, traf ihn bei Chupas auf dem halben Wege zwischen Lima und Cuzco, und schlug ihn vollkommen in dem größten und blutigsten aller bis dahin auf amerikanischem Boden von Weißen gegen Weiße gelieferten Gefechte. Von 1500 Kämpfern, welche die gesammte Streitmacht beider Parteien gebildet hatten, lag der dritte Theil todt auf dem Schlachtfelde. Mit unnachsichtlicher Strenge bestrafte Castro die Aufrührer; 40, unter welchen auch der später ergriffene Almagro war, büßten auf dem Blutgerüste, Andere wurden verbannt oder nach entlegenen Provinzen versetzt, und bald durch solche Strenge völlige Unterwerfung Aller herbeigeführt. Auch für die Indier wirkte Castro wohlthätig, denn er suchte durch menschliche Gesetze sie zu schützen, und ging nach Möglichkeit auf die Ideen ein, die damals auf Betrieb des Bart. Las Casas am spanischen Hofe Wurzel faßten, jedenfalls aber nur darum Aufnahme und Beifall erhielten, weil man begriff, daß nach Ausrottung der Ureinwohner das Land die Hälfte seines Werthes verlieren müßte. Nach allen Seiten hin begann sich Ordnung und Gesetzlichkeit zu zeigen, als (bereits 1543) Castro abgerufen und durch den neuen Vicekönig Blasco Nuñez Vela ersetzt wurde, einen Mann, der da glaubte das vom Vorgänger gegebene Beispiel großer Festigkeit und unerbittlicher Strenge befolgen zu müssen, aber nicht eine der Eigenschaften besaß, welche jenem es möglich gemacht, eine so schwierige Rolle erfolgreich durchzuführen. Unklugerweise tastete er eins der wichtigsten, wenngleich unbilligsten, Vorrechte der angesiedelten Spanier an, jenes die Eingeborenen auf ihren Ländereien und in ihren Bergwerken als Leibeigene zu verwenden. Er versuchte, den Indiern die ihnen gesetzlich zugesprochene Freiheit zu verschaffen, nahm sich ohne alle Schonung und Klugheit gegen die eben nur beruhigten Parteihäupter und ging sogar soweit, seinen Vorgänger Castro mit Fesseln beladen in das öffentliche Gefängniß zu senden. Die Früchte dieses Verfahrens konnten nicht ausbleiben. Die Misvergnügten ernannten den allein von allen Brüdern noch übrigen Gonzalo Pizarro zu ihrem Vertreter, einen ehrgeizigen und kalt berechnenden Mann, der nach dem Falle seines Hauses, einem Befehle Castro's gehorsamend, sich ruhig nach Charcas zurückgezogen hatte, und nun

mit Eifer die Gelegenheit zur Rückkehr in das öffentliche Leben ergriff. Bald vereinigten sich zahlreiche Misvergnügte und bildeten ein Heer um den bekannten Führer, der nicht anstand nach Lima zu marschiren und unterwegs durch abfallende Truppen viele Vermehrung empfing. Inzwischen war durch eine unblutige Revolution der Vicekönig in Lima selbst entsetzt und, zum Transport nach Spanien bestimmt, eingeschifft worden. Die bürgerlichen Autoritäten versuchten nun mit Pizarro zu unterhandeln, indessen verwarf dieser mit Verachtung alle Vorschläge, bemächtigte sich der Stadt und nahm den Titel eines Generalcapitains wol nur in der Absicht an, um seinen Plan, sich unabhängig zu erklären, noch einige Zeit zu verbergen. Der Vicekönig Vela war seinen Wächtern und zwar nach Tumbez entkommen, hatte dort ein kleines Heer gesammelt und eine so drohende Stellung angenommen, daß Gonzalo Pizarro gegen ihn zu marschiren sich genöthigt sah. Nach langen und beschwerlichen Zügen trafen sich die Gegner unter den Mauern von Quito (18. Jan. 1546) und lieferten sich eine Schlacht, in welcher der Vicekönig Sieg und Leben verlor. Damals wäre es die richtige Zeit gewesen, die Oberherrlichkeit des in europäische Kriege verwickelten, weit entlegenen und erschöpften Mutterlandes abzuwerfen, und wirklich riethen die Vertrautesten und Verständigsten der Officiere zu diesem Schritte, der indessen dem Gonzalo so gewagt erschien, daß er es vorzog, einen Unterhändler nach Spanien zu senden, und dort Bestätigung in seiner Würde nachzusuchen. Nicht leicht hätte man diesem rauhen und im Glücke unbesonnenen Manne einen gefährlicheren Gegner auffinden können, als den von Seiten der spanischen Regierung mit der Unterhandlung beauftragten Rath der Inquisition von Valencia, den Licentiat Pedro de la Gasca, der die Menschenkenntniß und die Schlauheit des Weltmannes unter der Maske größter Anspruchlosigkeit des Geistlichen und unbefangener Einfachheit zu verbergen verstand, nur mit vieler Umsicht, aber auch mit Festigkeit handelte, und von seiner kirchlichen Würde nicht minder geschützt wurde, als durch die besondere Kunst, Menschen aller Stände in kurzer Zeit für sich zu gewinnen. Mit einer unumschränkten Vollmacht, aber fast ohne Begleitung, erschien Gasca (1546) in Panamá, ging von da aus langsam und alle Schritte vorbereitend, überall Freunde und Anhänger erwerbend, weiter, und wendete sich von Nombre de Dios aus brieflich an Pizarro, der jedoch alle Ermahnungen zur ruhigen Unterwerfung unbeachtet ließ und geheime Anstalten zur Ermordung Gasca's traf. Die Flotte fiel jedoch von ihm ab, und im Süden erhob sich in Diego Centeno ein gefährlicher Feind, der zwar am 18. Oct. 1547 nahe am See Titicaca geschlagen wurde, aber durch seinen Widerstand zur Verminderung von Pizarro's Streitkräften beitrug. Peru fiel dennoch von dem Sieger ab und erklärte sich für den König und Gasca, der inzwischen nicht unthätig geblieben war, auf geheimen Wegen überall Einfluß gewonnen und ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatte. Pizarro blieb in unbegreiflicher Verblendung in Cuzco stehen, statt Gasca entgegenzugehen, entfremdete durch dieses verkehrte und gefährliche Selbstvertrauen sich immer mehre seiner Anhänger und hatte endlich das Unglück, am entscheidenden Tage und während des unblutigen Zusammentreffens im Thal Xaquixaguana den größten Theil seiner Truppen zu dem königlichen Heere übergehen zu sehen. Er ergab sich freiwillig und wurde nebst nur wenigen seiner Officiere zum Tode verurtheilt, indem Gasca mit vieler Nachsicht gegen die Übrigen verfuhr. Mit dieser Katastrophe schloß zwar der Bürgerkrieg, denn alle ehemalige Anhänger der Pizarros fanden es für angemessen, sich der königlichen Regierung zu unterwerfen, indessen fanden Viele in kurzer Zeit wieder reichlichen Stoff zu neuer Unzufriedenheit. Der Endzweck aller jener Abenteurer war vom Anfange an es gewesen, große Besitzungen zu erwerben und über die Indier ohne Furcht vor möglicher Verantwortlichkeit so zu herrschen, wie es Eigennutz, oder Laune geboten. Zu beiden eröffnete sich um so weniger Aussicht, als die Mittel nicht zureichten, um die endlosen Ansprüche Aller gleichmäßig zu befriedigen, und neue und strengere Befehle des Mutterlandes (1548) menschliche Behandlung der Indier geboten und eine Gesetzgebung zu Gunsten der letzteren bereits begonnen hatte. Gasca vertheilte zwar viele Encomiendas, d. h. Ländereien, mit einer bestimmten Zahl von Indiern, die als Glebae adscripti betrachtet wurden, indessen blieb eine Menge selbst von jenen Glückssoldaten ohne Belohnung, die zur rechten Zeit sich für die königliche Sache erklärt hatten. Verschlimmert wurde dieser Zustand noch mehr, als (1550) ein königlicher Befehl die Dienstbarkeit der Indier aufhob. Gasca verlor den Muth und schiffte sich (25. Jan. 1550), statt dem Sturme zu begegnen nach Spanien ein und erhielt schon in Panamá die Nachricht, daß Antonio de Mendoza, welcher am 23. Sept. 1551 in Lima einzog, ihm zum Nachfolger bestimmt sei. Die kurz nach Gasca's Abreise ausgebrochenen Unruhen hatten noch keinen sehr ernsten Charakter angenommen, und es schien, als ob das Ansehen Mendoza's, der schon als Vicekönig von Mexico sich großen Ruhm erworben, ihnen ein Ende machen würde, allein schon am 21. Juli 1552 starb dieser kluge Staatsmann, und mit ihm verschwand die Hoffnung auf gütliche Ausgleichung jener schlimmen Misverhältnisse. Im südlichen Peru brach die Revolution am 6. März 1553 aus. Verschiedene der ehemaligen Anhänger Pizarro's spielten in ihr eine Rolle, besonders aber Francisco Hernandez de Giron, der nach mehrfachem Glückswechsel und einem 13monatlichen Kampfe gegen die Regierung (in Ermangelung eines Vicekönigs, die Audiencia von Lima) am 24. Nov. 1554 in Xaura gefangen und später in Lima als Verräther hingerichtet wurde. Mit der Unterdrückung dieses letzten Versuches der eigentlichen Eroberer endeten die blutigen Bürgerkriege. Die Regierung befestigte sich immer mehr, ein Vicekönig folgte ruhig dem anderen und die Geschichte Peru's wird endlich völlig farbelos. Sie bietet in dem langen Zeitraum von 250 Jahren, die zwischen der Wiederherstellung der königlichen Gewalt und dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges liegen, nur noch zwei Begebenheiten von allgemeinerem Interesse. Die meisten Indier hatten

zwar nach Misglückung jenes Versuches, welchen Manco Capac 1533 gemacht, sich in ihr Schicksal ergeben, und geduldig den furchtbaren Druck ertragen, dem Tausende erlagen, allein einzelne, theils zeitig ausgewanderte, theils später entflohene Familien hatten unter den unabhängigen Völkerschaften, am östlichen Fuße der Anden, Aufnahme erhalten. Dunkele Sagen über die ehemalige Größe des Reiches der Incas hatten sich nicht allein erhalten, sondern auch die Abstammung gewisser Familien von den Incas war so genau bemerkt worden, daß unter jenen Indiern noch 1742 ein Mann als gesetzlicher Nachfolger ihrer alten Fürsten verehrt wurde, der sich den Namen Atahualpa gab, eigentlich Juan Santos geheißen haben soll, nach dem Berichte der Spanier ein Abenteurer war, nach Anderer Ansichten aber allerdings ein Nachkömmling der Familie des Manco Capac gewesen ist. Jener Aufstand wurde erst 1745 unterdrückt, erstreckte sich über den Bezirk von Paucartambo und einen großen Theil der Provinz Tarma, und verbreitete sich so schnell, daß eine Zeit lang selbst Lima in Gefahr gerieth. Schon damals zeigten sich die üble Einrichtung des Staates, seine Wehrlosigkeit und Spuren von Abneigung der Creolen in hellem Lichte; die Regierung erlitt Niederlagen durch die Indier und siegte am Ende mehr durch Verrätherei und Intrigue des Klerus als durch Waffengewalt. Weit furchtbarer in seinen Folgen und vom ersten Beginn an bedrohlicher war der Aufstand der Indier von Oberperu im J. 1780, der sich im zweiten Jahre bis Cuzco auszudehnen begann, als die größten gleichfalls durch Verrätherei unterstützten Anstrengungen der Peruaner ihm ein Ende machten. Anführer waren mehre Männer aus der Familie Condorcanqui, die zwar nicht direct vom letzten Inca abstammte, aber zu den ältesten Familien des Landes gehörte, Austreibung aller Weißen und Wiedererrichtung des Incareiches beabsichtigte, und so schnell und so energisch auftrat, daß ihr Haupt, der sogenannte Inca Tupac Amaru (eigentlich Gabriel Condorcanqui) sich fast ohne Widerstand einen großen Theil von Oberperu unterwerfen und den Spaniern entgegentreten konnte, welche ihren Verlust während dieses langen Kampfes in ihren eigenen Berichten auf mehr als 30,000 Männer und eine sehr bedeutende Zahl von Weibern, Unmündigen und Greisen angeben. Bei der Erstürmung der Stadt Sorota sollen an 18,000 Männer ermordet worden sein. Die Indier erlitten eine große Niederlage durch den General José del Valle in der Provinz Tinta, wo sie ein Heer von 60,000 Mann aufgestellt hatten, Tupac Amaru selbst wurde gefangen und nebst seiner ganzen Familie grausam hingerichtet; allein dennoch fuhren die Empörer fort, die Spanier zu bekämpfen und würden ihnen vielleicht Oberperu entrissen haben, wären unter ihnen selbst nicht Spaltungen entstanden. Sie erlangten auf verhältnißmäßig gute Bedingungen einen zu Siquari am 26. Jan. 1782 abgeschlossenen Frieden. Wie sehr Spanien Ursache haben mochte, die Indier zu fürchten, geht theils aus dieser Nachgiebigkeit, theils aus der sonst bewiesenen Milde hervor, denn die Brüder des Tupac Amaru wurden nur zum Gefängniß verurtheilt und sonst kaum noch Strafurtheile ausgesprochen. Nochmals ging nach dieser gewaltigen Erschütterung ein Vierteljahrhundert ruhig über Peru dahin, allein noch vor seinem Ablaufe zeigten sich in den benachbarten Provinzen unverkennbare Spuren vom Herannahen großer Ereignisse. Aus Gründen, die hier ihre Entwickelung nicht finden können, hatte der Geist des Widerstandes gegen unbeschränkte Regierungsformen und Neigung zu gewaltsamen Umwälzungen auch in Südamerika Wurzel gefaßt und bereits in einzelnen Thätlichkeiten sich dargelegt, ehe die Masse des Volks noch zu so gewaltig tief eingreifenden Veränderungen, wie die Jahre 1808—1815 sie hervorriefen, reif war, ehe es überhaupt noch zu einer klaren Ansicht der eigenen Lage, seiner Bedürfnisse und seiner wahrscheinlichen Zukunft, zu gelangen vermocht hatte. Die großen Ereignisse in Spanien hatten zum ersten Male den Bewohnern der Colonien die Idee einer eigenen politischen Wichtigkeit gegeben, denn sie erkannten, daß französische und englische Agenten gute Gründe haben mußten, um sie abwechselnd mit der mehr im befehlenden Tone auftretenden Regierung des Mutterlandes zu bearbeiten. Es wurden Plane rege, die unter anderen Umständen wol nie erschaffen worden, oder sicherlich nicht an das Licht getreten wären, und während Anfangs nur die vornehmeren Creolenfamilien aus Stolz und daher entstandener Abneigung gegen ihre bisherigen Beherrscher auftraten und sich zu Herren des Landes zu machen beabsichtigten, mengten bald nachher auch Menschen sich ein, die aus weit ehrloseren Gründen, besonders aber in der Hoffnung auf Raub und Plünderung, die Sache der Revolution zu der ihrigen machten. Solches war der Anfang des Kampfes mindestens in der Stadt Buenos Ayres, die eine der ersten in Südamerika, und ehe sie noch des Beistandes der Provinzen versichert sein konnte (Mai 1810), dem Mutterlande den Gehorsam verweigerte, und nach wenigen Monaten sich in den Händen revolutionairer Häuptlinge sehen mußte, die, von niedrigem Herkommen, früher im Dunkel gelebt hatten. Die verschiedensten Interessen kreuzten sich in jener Stadt, Engländer, Spanier und Portugiesen arbeiteten sich entgegen, und der englische und nordamerikanische Handelsstand, der bei solchen Unordnungen gewinnen zu können hoffte, unterließ nicht das Feuer anzufachen und weiter zu verbreiten. Truppen aus den untersten Volksclassen darum mit Schnelle und Leichtigkeit gebildet, weil man den Angeworbenen als einstigen Lohn die Plünderung des reichen Oberperu erblicken ließ, verbreiteten sich über das Innere, fingen und ermordeten (26. Aug. 1810) den wackern General Liniers, der auf dem Wege nach Peru war, und drohten mit einem Einfalle in dieses Land. Schon im J. 1809 war in der Provinz Charcas ein Aufstand ausgebrochen, und vom General Goyeneche mit Mühe und Blutvergießen unterdrückt worden. Die Aufrührer hatten damals die Stadt La Paz eingenommen, geplündert, so großen Schaden angerichtet und so muthigen Widerstand geleistet, daß Überwachung jener Gegend zur Sicherheit Peru's unerläßlich schien. Der Vicekönig von Peru, José Fernando Abascal, war ganz der Mann, um diese schwie-

rige Aufgabe zu erfüllen und die Revolution auf gewisse Grenzen zu beschränken; es ist sogar wahrscheinlich, daß es ihm gelungen sein würde, sie, wenn auch nicht zu verhindern, doch lange aufzuhalten und vielleicht zum Vortheil beider Parteien zu leiten und zu zügeln, wäre er nicht Jahre lang auf seine eigenen Mittel beschränkt, vom erschöpften Mutterlande ununterstützt geblieben. Durch Milde und Klugheit hatte er nicht nur die Peruaner dahin gebracht, sich entschieden für Ferdinand VII. zu erklären, sondern er hatte auch seine Umsicht und Thätigkeit in der Staatsverwaltung klar dadurch bewiesen, daß er zuerst Ordnung in die Finanzen des Landes brachte und die Hilfsmittel so angemessen verwendete, daß ohne äußere Hilfe ein Heer entstand, das sowol durch Zahl als Disciplin und Bewaffnung Achtung gebot. Stolz auf die im Fluge errungenen Vortheile, besonders auf die unblutige Eroberung der Provinzen Salta und Tucuman, näherten sich die Truppen der Plataſtaaten (im Aug. 1810) den Südgrenzen von Charcas mit der sichern Hoffnung, daß ihre Erscheinung allein genügen würde, einen allgemeinen Aufstand der Bewohner hervorzurufen. Sie ging zwar nicht in Erfüllung, wie man erwartet hatte, allein einen empfindlichen Schlag erlitten die Spanier durch die Erhebung (17. Sept. 1810) der in ihrer Flanke gelegenen Provinz Cochabamba. Nichts blieb ihnen übrig, als sich in das Innere von Oberperu zurückzuziehen, nachdem zwei Versuche vorgeschobener Truppentheile unglücklich abgelaufen, der Oberst Pierola bei Sicasica völlig geschlagen worden war. Von den Truppen von Buenos Ayres unter Balcarce verfolgt, setzten sich die Spanier am 27. October bei Santjago de Cotagaita, und schlugen unter Befehl des Generalmajor Cordova zwar den Feind vollständig zurück, verloren aber die Früchte ihres Sieges, indem sie die Verfolgung unterließen. Allzu großes Selbstvertrauen veranlaßte Cordova, unbesonnen in eine Schlinge seines Gegners zu gehen; am 7. November verwickelte er sich auf einem ungünstigen, mit Hinterhalten umringten Boden bei Suipacha in ein Gefecht, verlor sein kleines, aber tapferes Heer, und ließ den rasch vordringenden Generalen Castelli und Balcarce den Weg nach Potosi offen, wo die königlichen Beamten, den Kopf verlierend, zeitige Flucht vergaßen, von den gleichfalls sich empörenden Creolen festgehalten und nebst 200,000 Pesos aus dem königlichen Schatze dem Sieger überliefert wurden. Mit bereits mehrfach bewiesener Blutgier schändeten diese ihre eigenen Lorbeeren, indem sie den alterschwachen Präsidenten Nieto, den gleichfalls bejahrten Anführer Paula Sanz und den auf der Flucht eingefangenen Cordova erschießen ließen. Zu Anfange des Jahres 1811 befand sich ganz Oberperu in den Händen der argentinischen Truppen, und dabei in offenem Aufstande gegen den König. Die Spanier hatten mühsam die Reste ihrer versprengten Truppen am Desaguadero, der Grenze zwischen Ober- und Niederperu, gesammelt, als der General Goyeneche, Präsident der Provinz Cuzco, erschien, um den Oberbefehl zu übernehmen. Geboren in Amerika war er dennoch der republikanischen Sache entschieden feindlich, und stand, vielleicht nicht mit Unrecht, im Rufe rücksichtsloser Härte und selbst der Grausamkeit. Unermüdlich im Handeln, energischer in Entschlüssen, als es gemeinhin die Peruaner sind, reich an Erfindung, um in schwierigen Lagen sich zu helfen, muthig und mit Kriegertalenten ausgerüstet, im Stande, wo es die Mühe lohnte, sich schnell bei Andern einzuschmeicheln, oder auch die Gunst des Volkes zu erwerben, war er einer der Tüchtigsten jener wenigen Männer, welche der wankenden Sache Spaniens sich annahmen und ihr treu blieben. Mit seltener Kunst verstand er diese zu derjenigen des höheren Klerus und der Aristokratie nicht allein, sondern auch der Mittelclassen zu erheben, verschaffte sich von allen Seiten Unterstützung, und sammelte durch rastlose Thätigkeit um einen vorgefundenen Kern von 200 Mann alter Truppen in sechs Monaten ein schlagfertiges Heer von 8000 Mann. Die Aufgabe war um so größer, ihre Lösung um so rühmlicher, als es galt, friedliche und unwissende Indier in furchtlose Soldaten umzuschaffen. Der argentinische Anführer Castelli verstand es hingegen nicht, den Vortheil der ersten revolutionairen Aufwallung der Oberperuaner zu benutzen. Statt seinen Siegeslauf zu einer Zeit fortzusetzen, wo die Spanier jeden Widerstand aufgeben mußten, ruhte er unbekümmert um seines Gegners große Thätigkeit in Chuquisaca aus. Den Ausbruch der Feindseligkeiten hielt ein Waffenstillestand um 40 Tage auf, als die Nachricht eingetroffen, daß am 16. Dec. 1809 die Cortes mit den amerikanischen Deputirten in Unterhandlung getreten, und eine Ausgleichung nicht unmöglich sei. Ungeneigt, die endlichen Erfolge abzuwarten, verwarf Castelli die Verlängerung der Waffenruhe, wahrscheinlich in der festen Überzeugung, daß es ihm sehr leicht sein werde, mittels seines 18,000 Mann starken Heeres die kaum 8500 Mann zählenden Spanier vor sich herzutreiben. Goyeneche überwand zuerst den Widerspruch seiner die Übermacht fürchtenden Officiere, und griff am 20. Juni den Feind an. Das Gefecht dauerte bis gegen Abend, indem die Argentinos nur langsam wichen, allein es endigte mit ihrer vollständigen Niederlage. Sie verloren über 1000 Todte, ihr Geschütz, Gepäck und Casse und wurden so zersprengt, daß mehre Wochen vergingen, ehe sich kleine Haufen wieder zusammenfanden. Solche erschienen unerwartet vor la Paz und belagerten diese unglückliche Stadt, die schon während des Rückzuges der Argentinos mit Raub und Mordthaten erfüllt worden war. Ehe dieses unordentliche, meistens aus Indiern bestehende Heer (im October) durch den spanischen Brigadier Benavente versprengt werden konnte, errang Goyeneche am 13. Aug. bei dem Dorfe Sipesipe einen zweiten Sieg über eine, meistens in Cochabamba gebildete Truppe von 12,000 M. Unaufgehalten zog er am folgenden Tage in Cochabamba selbst ein, und suchte sich nach Möglichkeit eine Eroberung zu sichern, die von doppelter Wichtigkeit sein mußte, da sie den Spaniern alle jene Hilfsmittel gewährte, welche die von fruchtbaren Gegenden weit entfernten Argentinos bisher aus derselben Provinz bezogen hatten. Diese gaben den regelmäßigen Krieg auf, suchten plündernd das bald zu verlassende Land zu erschöpfen, brachten aber die Bevölkerung endlich so gegen sich auf, daß diese begann scharenweise

zu den Spaniern überzugehen. Goyeneche fand sich hierdurch in Stand gesetzt, gegen die bis Salta und Jujuy zurückgewichenen Feinde vorzugehen, traf am 12. September in Potosi ein, drang im October bis Guacalera vor, und würde seine Operationen weiter ausgedehnt haben, wenn der Eintritt der Regenzeit, die bis April sich zu verlängern pflegt, schnelle Bewegungen erlaubt hätte. Neue im Rücken des königlichen Heeres ausgebrochene Aufstände erheischten Berücksichtigung. Die Bewohner von Cochabamba hatten nicht allein die Waffen ergriffen, und die Provinzen Oruro und Charcas zu revolutioniren versucht, sondern es waren auch die bei la Paz geschlagenen Indier wieder bei Huachacachi zusammengetreten, wo sie eine zweite Niederlage erlitten, und der wilde Benavente, ein, selbst von den eifrigsten Royalisten getadeltes, Blutgericht hielt. Die Spanier selbst geben an, daß mehr als 3000 Individuen unter dem Schwerte jenes furchtbar grausamen Mannes nach und nach umgekommen sind. Trotz der unbequemen Jahreszeit dauerte der kleine Krieg fort; die Spanier litten mehr durch das unaufhörliche Herumziehen zwischen Sicasica und Potosi als durch den Feind. Ihr Vortrab stand Anfang Januar 1812 noch bei Suipacha, vom Feinde nur durch den gleichnamigen, eben sehr angeschwollenen, Fluß geschieden. Ein von den Argentinos versuchter Überfall führte am 18. Jan. ein Gefecht, und eine so große Niederlage der letztern herbei, daß man in Salta und Jujuy zu fürchten begann, und zu Folge einer übrigens unverbürgten Sage, Unterhandlungen sollen angeknüpft worden sein, deren erste Bedingung, Anerkennung Ferdinand's VII., zugestanden worden wäre. Die Hauptarmee unter Goyeneche wendete sich gegen Cochabamba, um die Aufrührer zu züchtigen. Ungeachtet der Hindernisse des Vordringens durch ein absichtlich ganz verwüstetes Land gelangte das Heer bis in die Nähe der Hauptstadt und nahm diese nach zwei Gefechten den 27. Mai mit Sturm weg. Große Unordnungen folgten, die Stadt selbst wurde geplündert und mehre Insurgentenhäuptlinge zahlten mit dem Leben. Nach Verkündigung einer Amnestie und Zurücklassung einer starken Garnison ging Goyeneche nach Potosi zurück, um den Anführer seiner Vorhut, Pio Tristan, zu unterstützen, der mit vieler Kühnheit bis über Tucuman vorgedrungen und am 24. Sept. mit Belgrano, dem neuen Oberhaupte des argentinischen Heeres, in ein Gefecht verwickelt worden war, welches ihm 1000 Mann an Todten und Gefangenen, 7 Kanonen, 400 Gewehre und das ganze Lagergeräthe kostete. So schwer dieser, aus allzugroßer Nichtachtung des schwächeren Feindes entstandene Verlust auch empfunden wurde, so ließ Tristan sich doch nicht von dem Versuche abhalten, Tucuman wegzunehmen. Die dort eingeschlossenen Feinde litten zwar Mangel an Pulver und anderen Vorräthen, und konnten auch nicht hoffen, diese aus ihren 90 Leguas entfernten Magazinen bald zu ersetzen, aber sie wiesen dennoch die Auffoderung Tristan's mit so festem Muthe zurück, daß dieser den Angriff als zu gewagt aufgab, und den Rückzug nach Salta antrat, wo er am 11. Oct. ankam. Die Provinz Tucuman war verloren und mit ihr die Früchte aller bisherigen Anstrengungen. Daß auch Salta in kurzer Zeit wieder in die Gewalt des argentinischen Heeres fallen werde, war vorauszusehen. Auf die öffentliche Stimmung wirkte dieser Rückzug entscheidend und zwar zum Verderben der Spanier ein. In Peru begann das bisher ruhig gebliebene Volk sich zu regen; unverkennbar war die Neigung der niedern Classen mit den Argentinern, sobald sie sich zeigen würden, gemeinsame Sache zu machen. Diese faßten neuen Muth, vergaßen, daß sie vor kurzem sich schon in den Gedanken des Unterliegens ergeben hatten, machten Plane und ernste Anstalten zur Wiedereroberung von Oberperu, streueten durch geheime Agenten im Rücken des spanischen Heeres den Samen der Zwietracht und des Aufstandes aus, und suchten auf alle Weise ihre Streitkräfte zu vergrößern. Auf der andern Seite war auch Tristan nicht unthätig. Brennend vor Begier, die erlittene Niederlage durch einen Sieg auszugleichen, nahm er die ihm von Belgrano angebotene Schlacht den 20. Febr. 1813 an. Zum Theil in den Straßen der Stadt Salta aufgestellt, geriethen die Spanier zeitig dadurch in Unordnung, daß ihr linker Flügel, wie man sagt durch Verrätherei seines Anführers, des Marquis Tojo, sich auflöste. Tristan wurde zur Capitulation gezwungen, und seine Abtheilung entlassen gegen das Versprechen, nie wieder gegen Amerika dienen zu wollen, jedoch nahm der größte Theil sogleich bei Belgrano Dienste, der die öffentliche Meinung ganz für sich gewonnen hatte. Goyeneche empfing diese Schreckenspost in Potosi und erkannte sogleich die Unmöglichkeit, den siegreich vordringenden Feind in jenen Gegenden aufzuhalten. Er beschloß auf Oruro zurückzugehen, zog alle abgesendete Corps an sich, bis auf eins, welches gefangen wurde, und schien sich zum Widerstande vorzubereiten, als er auf ein Mal sein Heer durch die Mittheilung überraschte und entmuthigte, daß er um seine Entlassung angesucht und sie zu erhalten erwarte. Der Grund dieses, unter solchen Umständen höchst gefährlichen und persönlich entehrenden, Schrittes ist nicht genau bekannt. Vorgeschützt wurde Krankheit, namentlich Epilepsie, welche in Folge der Strapazen, besonders aber des Misgefühls über das erlittene Unglück, entstanden sein sollte. Wahrscheinlicher ist es, daß dem Vicekönige Abascal das sehr unabhängige Verfahren Goyeneche's bedenklich vorgekommen, der ohne zu fragen, große Veränderungen in der Regierungsform anordnete, und als Creole in den vielleicht begründeten Verdacht gerathen war, für sich selbst ein Reich erobern zu wollen. Jedenfalls sah das Heer in dieser Niederlegung des Befehls einen erzwungenen Schritt, und leitete ihn vom Mistrauen der Regierung ab, die, wie man meinte, bei erster Gelegenheit auf gleiche Weise gegen alle in Amerika geborene Oberofficiere verfahren würde. Misstimmung konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben; ihre Folgen zeigten sich bald auf die bedenklichste Weise. Officiere verschwanden, und die Soldaten gingen am hellen Tage in Haufen von 40 oder 50 Mann mit Wehr und Waffen zum Feinde über. Der Vicekönig übertrug den Oberbefehl des Heeres an den Brigadier Pezuela, einen viel gedienten und erfahre-

nen Spanier, dem man Einführung besserer Disciplin im peruanischen Heere und besonders die Errichtung eines bis dahin mangelnden Artilleriecorps verdankte. Mit einigen Verstärkungen und Kriegsvorräthen versehen, schiffte sich dieser am 28. April in Callao ein, landete Anfangs Juni in Quilca, und marschirte sogleich über Arequipa und Puno nach dem Desaguadoro, Oruro und Ancacato, wo er am 7. Aug. den Oberbefehl übernahm. Mit großer Thätigkeit schritt er zur Reorganisation des Heeres, ohne es jedoch auf mehr als 3500 Mann bringen zu können, und entschloß sich, seiner Schwäche ungeachtet, die fast doppelt zahlreichere Armee unter Belgrano anzugreifen. Unfern Porco, und zwar bei dem Flecken Vilcapugio, trafen die Heere am 1. Oct. auf einander. Das Gefecht war sehr ernsthaft, doch erklärte sich endlich der schwankende Sieg für Pezuela. Belgrano verlor 84 Officiere, 1415 Soldaten, 14 Kanonen, seinen Park und alle Zelte; die königlichen Truppen erlitten den verhältnißmäßig empfindlichen Verlust von 500 Mann. Vor der Hand war Peru zwar gerettet, denn kurz vorher hatte der Oberst Castro einen Haufen von 2000 undisciplinirten Indiern auf einer andern Seite geschlagen, und ein furchtbares Blutbad unter ihnen angerichtet, allein Pezuela vermochte nicht seinen Sieg zu benutzen, da er von Parteigängern umringt, viele Zeit über der Sicherstellung seiner Verbindungen verlor, und Aufstände in Cuzco und Arequipa ihn sogar im Rücken bedrohten. Belgrano und Diaz Velez, ein anderer General der Argentinos, glichen, durch die Bevölkerung eifrig unterstützt, ihre Verluste so schnell wieder aus, daß Pezuela, sobald es die Umstände gestatteten, gegen sie aufbrach. Die bereits begonnene Regenzeit bereitete ihm unsägliche Hindernisse; angeschwollene Gewässer, Schneestürme, Kälte, Mangel an Lebensmitteln und selbst an hinreichender Bekleidung erschwerten dem kleinen, aber tapfern Heere jeden Schritt. Um den Feind zu überraschen, hatte Pezuela den Weg über hohe und fast ungangbare Gebirge genommen, Lamas statt der Maulthiere angeschafft, und selbst das zerlegte Geschütz von Menschen transportiren lassen, er hatte mit einem Worte einen außerordentlichen Zug gemacht und das Äußerste geduldet, allein er wurde durch einen Zufall von Belgrano entdeckt, der mindestens Zeit gewann, sich in eine gute und leicht zu vertheidigende Stellung zu werfen. Ungescheuet griff Pezuela auf der Bergebene Ayohuma am 14. Nov. den an Zahl überlegenen Feind an und errang den Sieg durch verständige Verwendung seiner Truppen und die Fertigkeit seiner Artillerie. Die Niederlage der Argentinos war noch größer als bei Vilcapugio, denn nur 500 Mann gelang es in einiger Ordnung sich zurückzuziehen. Pezuela nahm die Stadt Chuquisaca am 4. Dec. ein, Potosi am 21. Dec., stellte in beiden die königliche Regierung wieder her, und entsendete Ramirez nach Süden, um Belgrano aus der Provinz Salta zu verdrängen. Ungeachtet jener Siege blieb die Lage der Spanier gefährlich. An die Stelle der größern Heere traten nun zahlreiche Parteigänger und erhielten die königlichen Truppen in fortdauernder, wenig fruchtender Thätigkeit. Der Vortrab Pezuela's hielt schon seit Anfange d. J. 1814 Jujuy und Salta besetzt, allein eine weitere Ausdehnung der Operationen verbot theils der Mangel an Kriegsbedürfnissen, theils Krankheiten unter den Truppen, und besonders die von allen Seiten drohende Verrätherei. Man erkannte, wie schwierig es sei, Krieg in einem Lande zu führen, dessen gesammte Bevölkerung dem Feinde heimlich ergeben war, mit diesem Verbindungen unterhielt, und wo irgend möglich, der königlichen Macht Schaden zufügte oder Hindernisse bereitete. Auf der andern Seite wünschte Pezuela jene Provinzen zu behaupten, um der 4000 Mann starken Besatzung von Montevideo, von der man erwartete, sie werde versuchen nach Peru sich durchzuschlagen, die Hand bieten zu können. Die sichere Nachricht von der Übergabe jener wichtigen Festung machte diesen Hoffnungen ein Ende und bewog Pezuela, nach Suipacha zurückzugehen. Ein neues Unglück ereignete sich im Innern von Peru, und machte die Lage des spanischen Heeres zur verzweifelten. Der Brigadier Mateo Pumacagua, ein Indier von Geburt, und bisher ein eifriger und tapferer Anhänger des Königs, erregte in Cuzco einen Aufstand, der am 3. Aug. ausbrach, von den nach Oberperu bestimmten Reservetruppen unterstützt, und durch ausgesendete Parteien bald über Puno und Arequipa verbreitet wurde. Die Verbindung zwischen Lima und dem Heere in Oberperu war vollkommen unterbrochen, der Vicekönig Abascal außer Stande mehr als einige hundert Mann zur Hilfe dorthin zu senden, in dem Heere selbst herrschte bereits gegenseitiges Mistrauen zwischen den spanischen und creolischen Officieren, im Hauptquartier selbst fiel der Oberst Castro von ihm ab, und suchte einen Soldatenaufstand zu erregen, und von Tucuman her drohte ein immer mächtiger werdender Feind. Pezuela schien bereits verloren, verzweifelte aber darum noch nicht an der Rettung. Vor Allem versuchte er die in Niederperu ausgebrochene und über drei Provinzen verbreitete Revolution zu unterdrücken. Daß dieses ihm gelang, ist ein Beweis, wie planlos die Peruaner bei ihrer Insurrection zu Werke gegangen, wie gering ihre Entschlossenheit, wie ermangelnd an innerem Verbande und Festigkeit ihr Unternehmen gewesen sein müsse. Die Generale Ramirez, Gonzalez u. a. brachten den Aufrührern solche Niederlagen bei, daß diese nicht nur alle gewonnene Vortheile aufgaben, sondern in der Gegend um Huamanga, Cuzco, Puno sich völlig auflösten. Am längsten hielt Pumacagua in der gleichfalls insurgirten Provinz Arequipa aus, deren Bewohner indessen bald genug der Erpressungen dieses Häuptlings müde, plötzlich eine Gegenrevolution machten, sich von Neuem für den König erklärten und mehre der Aufrührer gefangen ablieferten. Im December war zwar die Verbindung mit Lima wieder frei, allein dieses Zwischenspiel hatte den Spaniern ziemlich viele Leute gekostet, obwol ihr Verlust nicht entfernt demjenigen der Insurgenten gleich kam. Der Krieg hatte nämlich einen überaus wilden Charakter angenommen; von beiden Seiten wurde schonungslos gemordet und eine Menge kaum glaublicher Grausamkeiten begangen. Den in la Paz nebst seiner Garnison gefangenen spanischen Gouverneur Valdehojos

hatte man auf das Grausamste ermordet, weil zufällig ein Pulvervorrath sich entzündete und viele Indier tödtete. Man zerriß ihn und 57 höhere Officiere in Stücke, und so groß war die Wildheit der aufgebrachten Horden, daß sie das Blut dieser Schlachtopfer tranken, ihre ausgerissenen Herzen mit den Zähnen zerfleischten und die greulichsten Dinge mit den Leichnamen vornahmen. Unmöglich ist es, die Bewegungen beider Parteien in dem bis zum März 1815 fortgesetzten Kampfe zu verfolgen. Nach einer annähernden Berechnung wurden allein bis December 1814 an 150 Gefechte geliefert. Die Insurgenten waren zuletzt auf Cuzco beschränkt und erlitten am 11. März 1815 bei Humachiri eine entscheidende Niederlage. Vier Tage später fiel auch die Stadt Cuzco in die Hände von Ramirez, und die zugleich gefangenen Häupter der Insurrection, Pumacahua, Angulo, Bejar, erlitten nach kurzem Processe die Todesstrafe. Durch Mangel an Truppen während Ramirez' Expedition zur Unthätigkeit gezwungen, hatte Pezuela sich auf Cotagaita zurückgezogen und dort in einem festen Lager sich behauptet, bis im April General Rondeau, Belgrano's Nachfolger, eintraf, und Pezuela zwang, auf Oruro zurückzugehen. Die Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes und das Eintreffen von Ramirez und von neuen Truppen, welche Abascal zum Theil aus Chile gezogen, gestatteten Pezuela bald zum Angriffe zurückzukehren. Er nahm die Richtung nach Cochabamba, hatte wiederum mit den furchtbarsten Unwettern und Entbehrungen zu kämpfen, gelangte indessen endlich in die Nähe jener Stadt, wo er am 29. Nov. den General Rondeau aus drei Stellungen warf und vollkommen in die Flucht trieb. Unter den vielen Kämpfen jener Zeit zeichnet sich diese Schlacht von Viluma durch eine bedeutende Entwickelung taktischer Kenntnisse von Seiten des spanischen Anführers aus; sie kostete dem Feinde 2000 Mann an Todten und Gefangenen, sein Geschütz und Gepäck, und erhob in Peru und den Plataſtaaten das gesunkene Ansehen der Spanier. Pezuela misbrauchte keineswegs seinen Sieg, sondern verfuhr gegen die Bewohner der wieder eroberten Provinz mit großer Milde. Überzeugt, daß er auf Hilfe von Lima, oder gar von Spanien, nie mit Sicherheit rechnen könne, suchte er die im nächsten Bereiche liegenden Mittel möglichst zu benutzen, stellte die Regierung wieder her, errichtete neue Truppenabtheilungen, bemühte sich, den Bergbau des oftmals verwüsteten Potosi wieder in Gang zu bringen, und durch ein geregeltes Steuersystem die öffentlichen Cassen zu füllen. Mit bewundernswerther Thätigkeit wurde Alles zu einer entscheidenden Expedition nach Süden vorbereitet, die sich mit einer von Chile aus erwarteten vereinigen sollte und ganz geeignet gewesen wäre, dem Kriege in jenen ausgesogenen Provinzen ein Ende zu machen, vielleicht selbst die Plataſtaaten zur Unterwerfung zu nöthigen. Zwietracht war unter den Republikanern ausgebrochen, und Vieles vereinte sich, um dem verdüsterten Stern Spaniens neuen Glanz zu geben. Auch die seit Januar 1816 nach verschiedenen Richtungen ausgesendeten Streifcorps waren durchschnittlich im Vortheile geblieben, denn selbst in der östlichsten Grenzprovinz, bei Santa Cruz de la Sierra, vernichtete am 22. Nov. der Oberst Aguilera die zahlreichen Horden des Guerillaführers Barnes, und zerstörte hierdurch einen bisher unangegriffenen sichern Sammelplatz der zwar oft geschlagenen und flüchtigen, aber nach kurzer Ruhe stets zum Angriffe wiederkehrenden Argentinos. Inmitten dieser Thätigkeit und erfreulicheren Aussichten kam im spanischen Hauptquartier ein vom 14. Oct. 1815 datirter königlicher Befehl an, welcher den verdienten Abascal, unter dem Vorwande zu hohen Alters, der Verwaltung Peru's entband und nach Europa berief, an seine Stelle aber Pezuela zum Vicekönige ernannte. Ungern, wie gesagt wird, schied dieser von seinem siegreichen, 7300 Mann starken Heere, übergab es am 14. Juni an Ramirez als Oberbefehlshaber, und traf, nach einem Ritte von 540 Leguas, bereits am 7. Juli in Lima ein, wo man ihn mit großem Jubel empfing. Seine erste Sorge war es, Ordnung in die Verwaltung zu bringen, denn schon war die Schuldenlast auf 11 Mill. Pesos angewachsen, Mittel zur Deckung laufender Ausgaben zu finden und das Heer in Oberperu zu unterstützen. Mit nicht geringer Anstrengung gelang es ihm, diese Zwecke zum großen Theile zu erreichen. Am 8. Oct. lief die Fregatte Venganza, von Spanien kommend, in Arica ein, und setzte dort den zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannten General La Serna und ein Bataillon Linientruppen an das Land. Der erstere bezeichnete seine Ankunft in Potosi (im December) durch eine allgemeine Bewegung nach Süden. Man kämpfte mit wechselndem Erfolge, indessen war im Allgemeinen der Vortheil auf spanischer Seite. La Serna gelangte bis Salta, und würde weiter vorgegangen sein, hätte ihn nicht die Nachricht erreicht, daß der General San Martin, den er auf sich zu ziehen wünschte, über die Anden gegangen und in Chile eingefallen sei. Sie erheischte Änderung des Operationsplanes, und daher zog La Serna am 15. Mai von Salta wieder ab und setzte sich in Tupiza fest, ohne während des Restes des Jahres von den Argentinos ernstlich angegriffen zu werden. Es gelang ihm, gradweise die Ruhe in Oberperu wiederherzustellen, die Verwaltung zu ordnen und ein Heer zu bilden, welches auf europäischen Fuß eingerichtet in kurzer Zeit schlagfertig dastand. Pezuela rüstete inzwischen eine Expedition nach Chile aus, die unter Osorio am 9. Dec. Callao verließ. Man versprach sich von ihr die glänzendsten Resultate und hatte La Serna befohlen, den durch Chile's Wiedereroberung entstandenen Schrecken sogleich zum raschen Vordringen nach Tucuman und Cordova zu benutzen. Entweder schien jenem der Plan im Ganzen zu unsicher, oder er hielt seine Streitkräfte dem Unternehmen nicht angemessen, denn trotz der dringenden Auffoderungen Pezuela's blieb er, einige unbedeutende Streifzüge abgerechnet, während des ganzen Jahres 1818 in seiner Stellung. Ein Misverhältniß entspann sich hieraus, und trug nach kurzer Zeit die verderblichsten Früchte. La Serna war auf königlichen Befehl in Arica gelandet und zum Heere gegangen, ohne vor Pezuela, der als Vicekönig solche Aufmerksamkeit verlangen durfte, zu erscheinen und mit ihm Abrede zu nehmen. Wahrscheinlich war jener Befehl aus einem armse=

ligen und kurzsichtigen Mistrauen entstanden, welches glaubte die Generale in Südamerika am ersten in Abhängigkeit zu erhalten, durch Verhinderung gemeinsamen Wirkens und unbedingter Übereinstimmung. Die Bildung einer Reservearmee zum Schutze von Niederperu gab zu anderweitigen gereizten Verhandlungen Anlaß, und brachte endlich La Serna dahin, in dringendster Form seine Zurückberufung nach Europa zu verlangen. Der Krieg schien in Oberperu sein Ende erreicht zu haben; nur Guerillas standen dem königlichen Heere entgegen, welches jedoch in der Bewachung der mühsam eroberten Provinzen hinreichende Beschäftigung fand, und diese Wehrlosigkeit der Platastaaten nicht benutzen konnte. Das Misglücken der Expedition nach Chile zog hingegen ernste Angriffe von einer andern Seite her auf Peru. Jener junge Staat hatte, zum Theil mit fremder Hilfe, sich eine Flotte erschaffen und sie gegen Ende des Jahres 1818 unter den Befehl Lord Cochrane's, eines ehemaligen Officiers der britischen Marine, gestellt. Der Ankunft dieses Seemannes ging das Gerücht von seiner Entschlossenheit, seiner Erfahrung und Kühnheit voraus, und erfüllte nicht allein die Küstenbewohner Peru's mit Schrecken, sondern erweckte auch dem Vicekönige so ernstliche Besorgnisse, daß er La Serna, welcher kurz nachher die gewünschte Entlassung empfing und den Befehl an den aus Quito herbeigezogenen General Canterac abgab, im August (1819) nach Oruro zurückzugehen befahl. Er glaubte in solcher Stellung sowol die Argentinos in Schach zu halten, als auch Niederperu gegen die Gefahr vorübergehender Eroberung durch gelandete Chilenos sichern zu können. Pezuela hatte kaum erfahren, daß in Valparaiso ein Landheer unter San Martin sich sammle, um später in Peru zu landen, als er auch mit gewohnter Thätigkeit Vertheidigung anordnete. Man versah die kleinen Häfen mit Geschütz und Vorräthen, versorgte Callao mit Truppen, berief die spanischen Kriegsschiffe nach dem letzteren Hafen. Cochrane erschien am 28. Febr. vor Callao, schlug sich einige Stunden mit den Strandbatterien, und segelte dann der Küste entlang nach Norden. In Paita, Supe und Huambacho wurden Landungen unternommen, die zu kleinen Gefechten, ohne erhebliche Resultate, führten. Die Flotte kehrte bald darauf nach Chile zurück. War die wirkliche Gefahr dieser Versuche Cochrane's weit geringer gefunden worden, als man gehofft hatte, so drohte plötzlich ein Unwetter den Spaniern von einer Seite und in einer Gestalt, auf die man nicht gefaßt war. Emissaire waren im Geheimen auch in Nordperu thätig gewesen, denn unerwartet verweigerte die Indierbevölkerung von Yungai und bald nachher in der ganzen Provinz Huaraz den Gehorsam. Zwar unterdrückte man für dieses Mal den Aufstand, allein entmuthigend wirkte auf viele Spanier die Überzeugung, daß ringsumher Brennstoff aufgehäuft liege, der nur eines zündenden Funkens bedürfe, um über sie selbst mit verderblicher Flamme zusammenzuschlagen. Nothwendig mußte diese neue Sorge auf das Verfahren des Vicekönigs selbst zurückwirken. Sowol durch seine als La Serna's Anstrengung war die bewaffnete Macht so vermehrt, eingeübt und gerüstet, daß sie nicht nur jeden gewöhnlichen Angriff zurückzuweisen, sondern auch im Stande gewesen wäre, den Krieg auf feindliches Gebiet zu tragen. Von nun an blieben aber ihre Bewegungen gelähmt, denn nirgends herrschte genügende Sicherheit; man durfte nicht wagen, die Provinzen zu entblößen, aus Furcht vor innern Aufständen oder Landungen, die, zu andern Zeiten bedeutungslos, durch das Parteinehmen der Bevölkerung leicht sehr gefährlich werden konnten. Ein völlig gereifter Plan mit einem schlagfertigen, 9000 Mann starken, Heere aus Oberperu in die Platastaaten einzufallen, mußte nun aufgegeben werden, obgleich die in Buenos Ayres ausgebrochene Anarchie und der Bürgerkrieg in jenen Provinzen einem solchen Unternehmen den besten Ausgang versprachen. Cochrane war entschlossen, den Spaniern keine Zeit zur Vereinigung ihrer Macht auf einem Punkte und zur weiteren Ausbildung ihrer Kräfte zu gestatten. Die chilenische Flotte verließ bereits am 12. Sept. Valparaiso wieder und erschien mit 400 Mann Landungstruppen und doppelter Besatzung versehen am 28. Sept. vor der Bai von Callao. Cochrane's Versuche, sich der Festungen jenes wichtigen Hafens zu bemächtigen, scheiterten an der Wachsamkeit der spanischen Truppen; er selbst litt durch das Geschützfeuer der Garnison nicht wenig, und suchte sich durch Landungen in den kleinern und wehrlosern Häfen zu entschädigen. Sein Übergewicht zur See vermehrte er durch Wegnahme von spanischen Kriegsfahrzeugen, die man in schwer zugänglichen Häfen, z. B. im Flusse von Guayaquil, ganz gesichert geglaubt hatte, die aber dennoch mit vieler List und noch mehr Kühnheit überrascht und weggeführt wurden. Die seit langer Zeit vom Mutterlande erwartete Hilfe blieb aus, und als sie endlich erschien, war sie durch nothwendige Zurücksendung eines Schiffes, Untergang des andern am Cap Horn und ähnliche Unfälle mehr, auf den vierten Theil ihres ursprünglichen Bestandes vermindert. Täglich geriethen die Spanier in größern Nachtheil; abgeschnitten vom Mutterlande, welches erschöpft unter dem Joche einer schlechten Regierung seufzte, einer Umwälzung entgegenging und vom Anfange des Kampfes an nur wenig für die Colonien gethan hatte, umgeben von einer zum Abfalle sich vorbereitenden Bevölkerung, gefährdet durch die Parteien, welche sich unter den eigenen Truppen zu bilden begannen, hatten die Spanier einen Feind zu bekämpfen, der über ansehnliche Hilfsmittel verfügen konnte, durch Aussicht auf Erfolg angefeuert wurde, aus Europa Unterstützungen aller Art empfing und seine Land- und Seemacht durch die Aufnahme kriegserfahrener Fremder furchtbar zu machen verstand. Bisher hatte Pezuela noch vermocht die nöthigen Gelder zu schaffen, es war ihm sogar gelungen, einige Ordnung in die Finanzen zu bringen und sich regelmäßige Einkünfte zu sichern, allein sie reichten nicht mehr aus, sobald die von allen Seiten drohende Gefahr großartigere Vertheidigungsmittel erheischte. Die laufenden Kosten der Verwaltung und des Krieges in Peru waren bereits auf 196,000 Pesos monatlich angewachsen, und drohten in kurzer Zeit sich um die Hälfte zu vergrößern, und gleichzeitig verlangten Aymerich, der in Quito die Colombier abwehrte, Quintanilla, der bereits zwei Angriffe auf

Chiloe zurückgewiesen, die Commandanten der wichtigen Plätze Panama, Guayaquil und sogar der Vicekönig von Santa Fé Unterstützung an Geld und Kriegsbedürfnissen. Der Credit war erschöpft, Callao blockirt und hierdurch die wesentlichsten Theile der Staatseinnahmen, die Zölle, weggefallen, von Spanien stand nichts zu erwarten, und Anleihen, wie sie von den Gegnern schnell abgeschlossen wurden, ließen sich nicht machen. Einen üblen Eindruck erzeugte noch die Nachricht von der Revolution auf der Insel Leon und von der Einführung einer constitutionellen Regierung in Spanien, denn daß Spaltungen unter den spanischen Officieren von dieser Zeit an unvermeidlich sein würden, war leicht vorauszusehen. Unter so traurigen Aussichten verging der größte Theil des Jahres 1820, denn im Allgemeinen wurde nichts gewonnen und sogar im Stande der Sache nichts geändert durch einen glänzenden Zug, welchen die oberperuanische Armee im Mai und Juni ausführte, indem sie den Feind vor sich hertreibend bis in die Nähe von Tucuman vordrang, bis wohin seit 1812 kein spanisches Heer zu gelangen vermocht hatte. Pezuela that dennoch, ohne die Hoffnung zu verlieren, das Mögliche um Peru in Vertheidigungsstand zu setzen, gegen eine seit langer Zeit in Chile vorbereitete Expedition. Am 7. Sept. erschien die Flotte endlich in der Bai von Paracas, südlich von Callao. Sie hatte 4500 Mann Landungstruppen an Bord, die gut ausgerüstet, unter dem Oberbefehl von San Martin von fremden Officieren angeführt, und durch eine ansehnliche Seemacht unterstützt, geeignet schienen, den Spaniern große Nachtheile zu bereiten. Pisco und Chincha wurden ohne Schwertstreich genommen, doch erklärte sich die Bevölkerung keinesweges so schnell, als man erwartet hatte, für die Republikaner. Etwas herabgestimmt ging San Martin auf eine von Pezuela vorgeschlagene, ursprünglich von der constitutionellen Regierung Spaniens anbefohlene Unterhandlung ein. Man schloß am 20. Sept. einen Waffenstillstand; die Beauftragten beider Theile traten in Miraflores unweit Lima am 26. Sept. zusammen, allein jeder Gedanke an Vereinigung mußte schwinden, als die Spanier Unterwerfung unter die constitutionelle Regierung, die Amerikaner Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zur Präliminarbedingung erhoben. Man trennte sich, und schon am 5. Oct. nahmen die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang. Arenales, ein sehr unternehmender Officier der chilenischen Armee, verließ an demselben Tage Pisco, drang in das Innere vor, schlug an mehren Orten die gegen ihn abgesendeten Truppen, und erreichte nach einem Marsche von 80 Leguas durch eine Sandwüste Huamanga am 31. Oct., Tarma am 23. Nov., brachte am 6. Dec. unfern Pasco dem spanischen Brigadier O'Reilli eine empfindliche Niederlage bei, und blieb von nun an Gebieter der Gebirgsprovinzen im Osten von Lima. Von allen Seiten strömte ihm die Bevölkerung zu, die nur auf das Erscheinen einer Heeresabtheilung der Patrioten gewartet hatte, um das spanische Joch abzuschütteln; der Aufstand verbreitete sich weit über die Grenzen der verlorenen Provinzen, und konnte durch einzelne Vortheile und einen Sieg nicht aufgehalten werden, welchen der Brigadier Ricaforte am 29. Nov. bei Huancayo über einen rohen, aber 8000 Mann starken Haufen von Indiern erfocht. Abfall und Verrätherei in den eigenen Reihen machten die Lage des Vicekönigs immer gefährlicher. Die Garnison von Guayaquil erklärte sich für die Patrioten, und durch diesen unerwarteten Schritt ging den Spaniern ihr einziges Seearsenal in dem großen Ocean mit allen Vorräthen verloren. Das Bataillon Numancia verließ am 2. Dec. die Abtheilung des General Valdés und ging bis zum letzten Manne zu San Martin über, welcher unter andern Küstenorten auch Huacho besetzt hatte, und Ende Decembers in der Nähe von Callao mit seiner ganzen Expedition erschienen war, und mit einer großen Landung drohte. Im November fielen auch Trujillo, Piura und überhaupt die Nordprovinzen ab, die bisher noch allein den Spaniern Mundvorräthe geliefert hatten, indem Chile, seit alten Zeiten die Kornkammer Peru's, verloren war, und die übrigen Theile Peru's wenig fruchtbar sind. Um diesen sich häufenden Feinden zu begegnen und den Folgen so vieler Unfälle vorzubeugen, mangelten dem Vicekönige die Kräfte. Zwar zählte das spanische Heer noch immer an 23,000 Mann, allein es sah sich über einen Raum von wenigstens 15 Breitegraden verstreut, genöthigt, eine Menge von Punkten zu bewachen und in viele Abtheilungen aufgelöst, die durch Wüsten, unzugängliche Gebirge und aufgestandene Provinzen von einander getrennt waren. Die Flotte, das unentbehrlichste Mittel, um die lange Küstenlinie zu schützen, war theils verloren, theils genöthigt, vor der Übermacht unter den Kanonen der Forts von Callao Schutz zu suchen. Mehre Schiffe waren durch die Officiere freiwillig den Patrioten überliefert, andere genommen worden, zuletzt die Fregatte Esmeralda, welche Lord Cochrane am 5. Nov. durch die kühnste aller in der Geschichte der Seekriege verzeichneten Waffenthaten unter den Kanonen Callao's durch Überfall und Enterung wegnahm, und trotz aller Vorkehrungen und eines entschiedenen Widerstandes glücklich zu seiner Flotte entführte. Weder das spanische Heer, noch die königlich Gesinnten in Lima erwogen mit Unparteilichkeit, wie schwierig die Lage Pezuela's sei; sie gaben ihm Unthätigkeit, Mangel an Muth und Entschlossenheit Schuld, ohne zu bedenken, daß selbst das Aufsuchen San Martin's zur Zeit, als er in Peru stand, keinen Erfolg haben konnte, indem dieser, durch die Bevölkerung gewarnt, sich einschiffen und vor dem unvertheidigten Lima erscheinen konnte, ehe das spanische Heer den langen Weg zu Lande von Neuem zurückzulegen Zeit fand. Daß Pezuela als Vicekönig mehre politische Fehler gemacht, ist ebenso wenig abzuleugnen, als daß er als Obergeneral der gegen die Argentinos kämpfenden Armee mehre Jahre hindurch große Dienste geleistet und weite Provinzen den Spaniern erhalten hat. San Martin hatte Anfangs Januar 1821 theils bei Ancon, unfern Callao, theils bei Chancay Heeresabtheilungen gelandet. General Canterac und andere Stabsofficiere wünschten auf diese einen raschen Angriff zu machen, wurden aber durch Pezuela zurückbeordert. Während dieser das Schicksal Peru's von dem Besitze der Hauptstadt abhängig glaubte und diese

daher unter keiner Bedingung von Truppen entblößt sehen wollte, waren fast alle Officiere anderer Meinung, verlangten Lima aufzugeben, die gesammte spanische Macht im Innern zusammenzuziehen, und dann in einem geregelten Feldzuge das Waffenglück von Neuem zu erproben. Sei es nun auch, daß diese Ansicht den Vorzug verdiente, so wurde sie doch auf einem Wege endlich geltend gemacht, auf welchem alles spätere Unglück über die Spanier hereinbrach. Man verletzte die Gesetze der Subordination, zwang Pezuela (Jan. 1821) den Oberbefehl an La Serna abzutreten und sich (29. Juni) nach Spanien einzuschiffen. Die Räumung Lima's ging aber nicht so schnell von Statten, als jene Partei beabsichtigt hatte, denn es galt Callao zu verproviantiren, das Heer mit dem Nöthigen zu einem Zuge über die Anden zu versehen, für die zurückbleibenden Kranken und die königlich Gesinnten zu sorgen, und die Regierung so zu regeln, daß sie durch Aufgeben der Hauptstadt nicht völlig in Unordnung gerathen konnte. Unterhandlungen und kurze Waffenstillstände mit San Martin führten zu keinem Erfolge, und auch die Züge Canterac's nach den Anden blieben ohne allgemeinen Einfluß. Nach fünfmonatlichem Zögern verließ La Serna am 6. Juli Lima, nachdem er die Stadt und ihre Bewohner San Martin's Schonung empfohlen, und Callao mit 2000 Mann als Garnison unter La Mar versehen hatte. San Martin besetzte Lima am Abend des 9. Juli. Ein in derselben Nacht eingetretenes heftiges Erdbeben galt den Spaniern und königlich Gesinnten als ein Zeichen göttlicher Misbilligung, vermochte aber nicht, die Patrioten anderen Sinnes zu machen. Vielmehr schritten diese sogleich zur Belagerung Callao's, dessen Garnison schon nach wenigen Tagen großen Mangel an Lebensmitteln litt. La Serna kam durch Yauyos am 4. Aug. in Jauja an mit einer sehr verminderten Truppenzahl; die Beschwerden des Zuges über die Anden und Mistrauen in den Erfolg der spanischen Waffen hatten Auflösung der Ordnung und Desertionen herbeigeführt. Nach der Vereinigung mit Canterac zählte das königliche Heer doch nur 4000 Mann; es nahm sogleich eine feste Stellung ein, um Verstärkungen an sich zu ziehen und den Kranken und Erschöpften Zeit zur Wiederherstellung zu verschaffen. Um Callao wo möglich zu helfen, brach Canterac mit den besten Truppen (an 3000 Mann) am 25. Aug. wieder auf und entwickelte während des Marsches ein bedeutendes Feldherrentalent. Die Belagerer fanden es unmöglich, ihn aufzuhalten; am 10. Sept. gelangte er wirklich unter die Kanonen von Callao. Dieser kühne Zug blieb aber erfolglos, denn die Absicht, Callao vom Innern her zu verproviantiren, blieb unerfüllt, weil die Belagerer ihre durchbrochene Stellung sogleich in verstärkter Zahl wieder einnahmen, und ein Versuch, mit englischen Schiffen einen Contract über Lieferungen zu schließen, mislang. Unverrichteter Dinge zog Canterac am 16. Sept. wieder ab, umging den übermächtigen Feind und gelangte glücklich wieder in die Anden, wo er die schlimme Nachricht empfing, daß La Mar bereits am 19. Sept. die Festung an die Patrioten übergeben und hierdurch einen schon früher in seine Treue gesetzten Verdacht bestätigt habe. Die Garnison erhielt ungemein günstige Bedingungen, indem Cochrane und San Martin sich überboten, und jeder nach der Ehre strebte, Callao genommen zu haben. Aus diesem Verfahren der beiden Anführer ging deutlich hervor, daß zwischen ihnen keine Einigkeit bestehe. San Martin war am 9. Juli, Cochrane am 17. Juli feierlich in Lima eingezogen, und die Unabhängigkeit Peru's mit großem Pompe am 28. dess. M. öffentlich beschworen worden. Unverkennbar genug trat aber sogleich San Martin's bisher geheim gehaltenes Streben nach unbeschränkter Macht, und, wie man meinte, nach einer Krone hervor. Sein schroffer und befehlender Ton stand indessen in keinen Verhältnissen zu seinen Kriegsthaten, denn nicht nur hatte er manchen Monat in Unthätigkeit verloren, sondern nicht einmal gewagt, mit einer mehr als doppelt überlegenen Macht Canterac abzuhalten. Cochrane war theils mit Unwillen, theils mit Verachtung erfüllt und nicht geneigt, sich von einem solchen General etwas bieten zu lassen; er begehrte den rückständigen Sold der Marine, erhielt ausweichende Antworten, überwarf sich mit San Martin, und nahm ohne Weiteres eine große Geldsumme weg, die dieser durch Kauffahrer nach Chile zu senden im Begriffe stand. Höchst gereizt befahl San Martin dem Admirale, sogleich mit seiner Flotte die Bai von Callao zu verlassen, meinend, hierdurch große Verlegenheit über den unvorbereiteten Seemann zu bringen, der jedoch schon lange entschlossen sich auf eigene Verantwortung zu trennen, unter lautem Spotte zur Stunde der lächerlichen Ordre genügte und nach der mexicanischen Küste absegelte. San Martin ging nach Guayaquil, um mit Bolivar, der jedoch abgehalten zu sein vorgab, sich zu besprechen, und lebte dann scheinbar in republikanischer Einfachheit und Zurückgezogenheit, auf einem Landsitze bei Lima. Man suchte die Regierung zu organisiren und ernannte Minister, unter welchen besonders José de Monteagudo durch Brauchbarkeit aber auch durch sehr große Härte gegen diejenigen Spanier sich auszeichnete, die seit langen Zeiten in Lima ansässig, sich zu entfernen entweder nicht vermocht, oder nicht nöthig geglaubt hatten. Verfolgungen, Krankheiten, freiwillige Auswanderung und Vertreibung verminderte in weniger als acht Monaten diese Spanier von der Zahl von 10,000 auf 600 Köpfe, ein Erfolg, dessen sich Monteagudo öffentlich rühmen zu dürfen meinte. Torre Tagle, von San Martin zum Stellvertreter ernannt, regierte nicht minder mit eiserner Hand. Eins seiner ersten Edicte gab allen unverheiratheten Spaniern Erlaubniß das Land zu verlassen, aber nur unter der Bedingung der Abtretung der einen Hälfte ihres Eigenthums, und verhing Confiscation des Ganzen für den Fall der geringsten Verheimlichung. Die Reaction gegen die Spanier war sehr allgemein und um so unedler, da an ein erneutes Emporkommen derselben nicht zu denken war, sobald die Peruaner selbst nur einigermaßen zusammenhielten und entscheidend handelten. Der Erzbischof und höhere Geistliche wurden gleich Anfangs vertrieben, später die reichen Spanier arretirt, ohne Proceß und mit gesuchter Grau-

samkeit haufenweise aus dem Lande transportirt, nachdem sie sich bereits ein oder zwei Male durch große Summen freigekauft hatten. Im Gange der republikanischen Regierung offenbarte sich bald Planlosigkeit und das Streben der Mächtigen, den Augenblick zur eigenen Bereicherung zu benutzen. Theils in Folge der Unordnung, theils der unverhältnißmäßigen Lasten, für deren gleichmäßige Vertheilung man zu sorgen nicht verstand, riß der größte Geldmangel ein. Decrete voll von Widersprüchen halfen ihm so wenig ab, als die Erschaffung eines Papiergeldes und die Prägung einiger Millionen in Kupfergeld, welches man bis dahin im silberreichen Peru nie gekannt hatte und mit allgemeinem Widerwillen betrachtete. Ein bedenklicher Geist geheimer Unzufriedenheit bemächtigte sich aller Stände, selbst das Heer begann den Gehorsam zu verweigern und ein Bataillon versuchte zu Lord Cochrane zu entkommen. Die Indier im Innern schwankten und nahmen zum Theil sogar für die Spanier Partei, und am 4. Mai 1822 brach in Lima ein sehr ernster Aufstand aus. San Martin, der inzwischen zum zweiten Male in Guayaquil gewesen, und, wie die Sage ging, ohne Erfolg an Bolivar den Vorschlag gemacht, zwei Monarchien zu begründen, deren südliche er sich selbst vorbehielt, wurde so sehr zum Gegenstande des allgemeinen Verdachts, daß er von allen Planen, welche sie auch gewesen sein mögen, abstand, den Oberbefehl niederlegte und im August sich nach Chile einschiffte. Eine Regentschaft trat an seine Stelle. Die Spanier entwickelten in ihren unangreifbaren Standquartieren inzwischen eine außerordentliche Thätigkeit; sie erneuerten die Bewaffnung und Herstellung ihres Heeres, und suchten soweit als möglich durch Beförderung des Bergbaues, besonders in Potosi, dem auch sie drückenden Geldmangel abzuhelfen. Die vereinzelten Versuche republikanischer Abtheilungen wiesen sie mehrmals mit Erfolg zurück. Verstärkungen trafen indessen aus Colombien ein, und zugleich eine Weisung Bolivar's zu allgemeinen Bewegungen. In Arica, Iquique und an anderen Punkten jener Küsten landeten im November peruanische Expeditionen, und suchten in das Innere vorzudringen, um dem spanischen Heere die Verbindung mit Oberperu abzuschneiden. Solche Bewegungen zwangen dieses, vorwärts zu gehen. Unter der Führung von Canterac und Valdes traf das in zwei Abtheilungen marschirende königliche Heer am 19. Jan. 1823 bei Torata, zwischen Puno und Moquehua und am 20. bei Moquehua selbst auf die Gegner, schlug sie in beiden Gefechten und sprengte sie so vollständig aus einander, daß von 6000 Mann nur 800 entkommen sein sollen. Dieser harte Schlag brachte die Sache der Patrioten dem Untergange nahe. Kaum hatten sie noch 4000 Mann unter den Waffen. Ein Aufstand der Soldaten hatte den Congreß gezwungen den Obersten Riva Aguero zum Präsidenten der Republik zu ernennen, der mit großer Thätigkeit arbeitend, von Chile, Colombien und Buenos Ayres Hilfstruppen herbeizuziehen suchte, und einen Plan ersann, um das königliche Heer völlig einzuschließen und mit einem Schlage zu vernichten Ehe dieser zur Ausführung gelangen konnte, erschien von Süden herbeiziehend unter Canterac und Valdes das spanische, 9000 Mann starke, Heer vor Lima, und nahm am 19. Juni ohne Schwertstreich von dieser Hauptstadt Besitz. Der Congreß zerstreute sich oder suchte in Callao Sicherheit. General Sucre, Anführer der eben dort eingetroffenen Abtheilung colombischer Hilfstruppen, zerfiel sogleich mit Riva-Aguero, ließ diesen durch den Congreß absetzen und sich selbst mit der obersten Gewalt bekleiden. Canterac sah sich nach wenigen Wochen gezwungen, Lima wieder aufzugeben (16. Juli) und in das Innere zurückzugehen, indem der General Santa Cruz von Arica her den in Cuzco stehenden Vicekönig La Serna bedrohte, Sucre aber am 21. Juli in Quilca mit 3000 Mann erschien. Die spanischen Abtheilungen führten während der nächsten Monate eine Menge Bewegungen aus, die von La Serna selbst angeordnet, ein bedeutendes strategisches Talent nicht verkennen lassen, und glänzende Erfolge hatten. In vielen theilweisen Gefechten erlitten die Patrioten fast nur Verluste, und wurden gezwungen, das schon besetzte Gebiet schleunig zu räumen. Die gesammte Macht der verschiedenen peruanischen Expeditionen, welche gleichzeitig den Angriff unternahmen, belief sich ursprünglich auf 7000 Mann, von welchen es nur 1300 Mann gelang, sich wieder einzuschiffen. Das colombische Corps erlitt große Verluste durch Krankheiten und büßte fast seine ganze Reiterei ein; 2500 in Arica gelandete Chilenen mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen und ohne zum Schlagen gekommen zu sein, die eigenen Pferde in das Meer werfen. Die von Jujuy Anfangs vordringenden Argentinos hielt Olaneta bald völlig fest; ganz Oberperu blieb vor Angriffen sicher, und die öffentliche Meinung wendete sich sehr zu Gunsten der unbesieglich erscheinenden Spanier. Bolivar selbst erkannte, daß ohne Anwendung größerer Macht, das einzige auf amerikanischem Boden stehende Heer Spaniens, ungeachtet seiner Abgeschiedenheit vom ohnmächtigen Mutterlande, nicht leicht zu besiegen sein werde, erbat sich Urlaub und Unterstützung vom Congreß zu Bogotá, schiffte sich in Guayaquil ein und hielt seinen Einzug in Lima am 1. Sept., zwar, wie die spanische Partei behauptet, mit der geheimen Absicht, sich in Peru einen Thron zu begründen. Der noch immer einflußreiche Riva Aguero erfuhr nun noch schlimmere Verfolgungen, als kurz vorher von Sucre; die vielleicht nicht ungegründete Anklage, daß er mit La Serna über eine gütliche Vereinigung der streitenden Interessen geheim verhandelt, zog ihm Verbannung nach Guayaquil zu. Es ist ein sonderbarer, indessen in der Geschichte der Revolutionen und ihrer Anführer mehrmals vorkommender Zufall, daß ein Jahr später San Martin und Riva Aguero in Brüssel, wohin beide sich zurückgezogen hatten, zusammentreffen mußten. Die spanische Sache hatte in diesem Jahre sich sehr gehoben, und bei dem unsicheren Charakter der Peruaner war nicht zu sagen, ob jene nicht zur Sache des Volkes werden könne, ehe man sich dessen versähe. Indessen lagen bereits im spanischen Heere die Keime zur Zwietracht, und in dieser die Unmöglichkeit endlichen Sieges. Die Parteikämpfe im Mutterlande fanden in Peru Wiederhall. Auch

unter den spanischen Officieren bildeten sich dort zwei Parteien aus; die eine, ganz königlich gesinnt, verwarf jeden Vergleich mit den Patrioten und wollte durch Waffen siegen, die andere, der Constitution zugethan, rieth im Geiste der Cortes zu Unterhandlungen, und war bereit, die Unabhängigkeit der Amerikaner anzuerkennen, oder mindestens ihnen das Recht selbständiger innerer Verwaltung zu gewähren, vorausgesetzt, daß sie dem Mutterlande eine gewisse beschränkte Oberaufsicht und große Handelsvortheile, sowie ein jährliches Staatseinkommen zusagten. Unter dem 13. Febr. und 28. Juni 1822 waren von den Cortes bereits Bevollmächtigte ernannt worden, um auf solche oder doch ähnliche Grundlagen mit den neuen amerikanischen Staaten zu verhandeln. Zwei derselben trafen ein in Buenos Ayres, Anfang des Jahres 1823. Zu Folge ihrer ersten Eröffnungen und bald abgeschlossenen Präliminarien ernannte die dortige Regierung den General Las Heras, um mit La Serna zu unterhandeln, welcher den später berühmt und groß gewordenen Espartero nach Salta als Bevollmächtigten abschickte. Wie früher scheiterten alle Versuche der Ausgleichung an der Unnachgiebigkeit beider Theile. Ehe jedoch die Resultate dieser Unterhandlungen noch bekannt wurden, erhielt die Sache der Spanier einen Schlag, von dem sie sich nie wieder erholen konnte, und der darum doppelt gefährlich war, weil er auf einmal die unter den königlichen Generalen herrschenden Spaltungen auch zur Kenntniß der Soldaten und des Feindes brachte. Der General Olañeta, welcher bis dahin Cochabamba behauptet hatte, traf am 4. Jan. 1824 unerwartet in Potosi ein, begleitet von seiner 4000 Mann starken Division. Er suchte diese auf eigene Verantwortlichkeit unternommene Bewegung zwar zu entschuldigen, warf aber bald alle Rücksichten von sich und trat als offener Feind des Vicekönigs auf. Der Constitution der Cortes völlig abgeneigt und überzeugt, daß die übrigen spanischen Generale nicht nur ihr unbedingt anhingen, sondern dem absoluten König niemals gehorchen würden, hielt er es für angemessen, sich von ihnen zu trennen, und gab hierdurch ein verderbliches Beispiel, während er auf der anderen Seite die Plane des Vicekönigs durchkreuzte, der im Anfang dieses Jahres an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres von 18,000 Mann stand, und eben einen Zug vorbereitete, welcher Bolivar's im Norden stehender Armee den Untergang bringen mußte. Valdes, von La Serna zur Unterdrückung Olañeta's abgesendet, hegte im Stillen denselben Widerwillen gegen die Cortes und ihre Constitution. Kaum hatte er über Buenos Ayres Nachricht erhalten von Ferdinand's VII. Decret aus Puerto Santa Maria vom 1. Oct. 1823, welches die königliche Gewalt auf ihre ehemalige Höhe brachte, als auch er am 29. Febr. 1824 die Constitution für aufgehoben erklärte und mit Olañeta Unterhandlungen anknüpfte. Zu Folge der allgemeinen königlichen Verfügung war von nun an Alles, was unter der constitutionellen Regierung geschehen, ungültig, La Serna hörte sonach auf, Vicekönig zu sein, selbst Canterac und Valdes waren nicht länger Generale, während Olañeta der Befehl in Oberperu zukam. Der Vicekönig glaubte den Sturm zu beschwören, indem auch er und mit ihm seine Heeresabtheilung der Constitution entsagten und dem absoluten Könige huldigten; allein Olañeta blieb bei seiner Weigerung, sich wieder unterzuordnen, sei es aus Mistrauen in die Redlichkeit La Serna's, oder aus altem bitteren Hasse gegen Maroto und einige andere spanische Generale. Ein offener Krieg brach aus; Valdes vertrieb zwar seinen Gegner aus Potosi, drang bis Tarija vor, blieb in mehren Gefechten Sieger, erlitt aber auch einige Nachtheile. Der Feldzug dieser Generale gegen einander, die beide unter spanischer Fahne fochten, war unverhältnißmäßig blutig. Olañeta befand sich endlich am Flusse Cinti in verzweifelter Lage, und schon hatten seine eigenen Officiere ihn im Geheimen an Valdes verrathen, als neue im Norden Peru's vorgehende Ereignisse ihn retteten. Kaum hatte Bolivar Kunde von der Spaltung unter seinen Feinden erhalten, als er sein Heer von 11,000 Mann, dessen größere Hälfte aus kriegsgewohnten colombischen Truppen bestand, in Bewegung setzte, und im Thal von Huaraz eine Stellung nahm. Da die Nordarmee der Spanier unter Canterac sich ruhig verhielt, drang Bolivar im Juli bis Pasco vor. Über die kältesten Andenjoche ging sein Heer vorwärts; alle Beschwerden und Entbehrungen geringschätzend, bewies es solche Entschlossenheit und Ausdauer, daß selbst die am meisten parteiischen Geschichtschreiber der Spanier ihm Bewunderung nicht versagen. Ähnliche Truppen hatten, wenigstens in Peru, den Spaniern noch nicht entgegengestanden. Angeführt von dem am meisten gefürchteten Feldherrn Südamerika's, mit Generalen versehen, die, wie Sucre, ihre Tüchtigkeit schon oft bewiesen, sorgfältig ausgerüstet und durch Zufuhren von der Küste her versorgt, zählte es in seinen Reihen Regimenter, die bei Carabobo die königliche Armee von Venezuela vernichtet, aus Chile die Spanier vertrieben hatten, und von Wetteifer belebt, sehnlichst das erste Zusammentreffen mit den spanischen Streitkräften erwarteten. Canterac rechnete auf seine für unüberwindlich geltende Reiterei, glaubte durch sie am 5. Aug. bei Junin auf der Hochebene der Anden leicht siegen zu können, und erlitt eine vollständige Niederlage. Mit dem Verluste des ersten Treffens war der Untergang der Spanier fast als besiegelt anzusehen, denn entmuthigt flohen aus ihren Reihen die Peruaner, die bisher getreu zu ihnen gehalten. Am Schlusse eines eiligen Rückzuges, der bis Cuzco reichte, fand sich, daß 2000 Mann ihre Fahnen verlassen, nur 5000 übrig waren. Der Vicekönig rief Valdes zurück, der auch mittels eines außerordentlich schnellen Marsches schon am 11. Oct. in Cuzco eintraf. Wiederum zählte das königliche Heer 11,000 Mann, eine hinreichende Zahl, um angreifend aufzutreten. Bolivar hatte nach dem Gefechte von Junin die Seinen schnell nach Süden geführt, und Huamanga am 24. Aug. besetzt, war aber dann nach Lima zurückgekehrt und hatte Sucre den Oberbefehl überlassen, in der Überzeugung, daß während der bereits beginnenden Regenzeit die Spanier etwas Ernstes zu unternehmen nicht wagen würden. Unerwartet setzten diese sich nordwärts in Bewegung, täuschten durch gut ausgeführte Züge ih-

ren Gegner und zwangen ihn zum Rückzuge, indem sie ihm nirgends Gelegenheit boten sich zu schlagen, als auf völlig ungünstigem Boden. 47 Tage waren bereits unter fortwährenden Märschen über unwegsame Gebirge dem königlichen Heere verstrichen, es hatte bei Andahuailas, Matará und anderen Orten Gefechte bestanden, und dabei meistens die Oberhand behalten, allein es hatte viel gelitten und zählte nur noch 500 Europäer in seinen Reihen, als es endlich (am 8. Dec.) einige Stunden östlich von Huamanga den Feind vor sich in einer Stellung sah, die den Entschluß, an diesem Orte die Entscheidung zu erwarten, deutlich verrieth. Auf der kleinen Ebene von Ayacucho begann am nächsten Morgen die Schlacht; nach vier Stunden war sie entschieden. Von dem spanischen Heere fielen 3200 Mann in Gefangenschaft, unter ihnen der verwundete Vicekönig; der Rest entfloh in größter Verwirrung. Der geringen Zahl, die um Canterac und Valdes sich gesammelt, blieb kein Weg zum Rückzuge frei. Eine Capitulation, von diesen Generalen unterzeichnet, überlieferte Peru an die Sieger; den Spaniern gestattete sie, nach Europa sich einzuschiffen, und gewährte ihnen eine kümmerliche Geldunterstützung, den königlich gesinnten Peruanern verhieß sie vollkommenes Vergessen des Vergangenen. Viel ist über diesen Schlußact des langen Kriegs geschrieben worden, den einige wenige spanische Generale in Peru für ihren König führten, und ohne das Zwischentreten des entschlossenen und talentvollen Bolivar wahrscheinlich noch um einige Jahre verlängert haben würden. Daß Verrätherei der spanischen Anführer selbst den Verlust der Schlacht von Ayacucho, der entscheidendsten, die je auf amerikanischem Boden gefochten, herbeigeführt, ist nicht wahrscheinlich. Das königliche Heer war des hoffnungslosen Kampfes müde, und trug seit langer Zeit die Keime der Auflösung in sich. Selbst ein theilweiser Sieg hätte nicht vermocht es zu retten, denn neue Abtheilungen tüchtiger Truppen waren bereits in kurzer Entfernung eingetroffen, und würden ihm die Früchte des einzelnen Erfolges schnell entrissen haben. Mit Ende des Jahres 1824 war ganz Peru in den Händen der Patrioten, mit Ausnahme von Callao und dem von Olañeta behaupteten Theile von Oberperu. Der letztere General bereute zu spät seinen Abfall, versuchte Widerstand, allein er sah sich von den vertrautesten seiner Anhänger nach und nach verlassen, und fiel am 1. Apr. 1825 durch Meuchelmord. Callao gerieth durch Aufstand seiner Garnison (am 5. Febr. 1824) unerwartet wieder in die Gewalt der Spanier, die sogleich eine Garnison in die Festung warfen. Während des Feldzuges der nächsten Monate wurde diese nur leicht blokirt, jedoch förmlich belagert, sobald der Krieg im Inneren entschieden war. Der Commandant Rodil machte die äußersten Anstrengungen, dem Mutterlande für möglichst lange Zeit diesen wichtigen Landungspunkt zu erhalten. Seine Vertheidigung war eben so tapfer als hoffnungslos, verdient aber den von allen Unparteiischen über sie ausgesprochenen Tadel, weil sie über eine große Menge unglücklicher Flüchtlinge, die dort Schutz gesucht, unsägliches Elend brachte, und auch dann noch zwecklos fortgesetzt wurde, als die Unabhängigkeit aller ehemaligen Colonien Spaniens schon lange feststand. Dem Hunger, dem Scorbut und den feindlichen Kugeln war der größte Theil der Eingeschlossenen erlegen, als Rodil endlich (23. Jan. 1826) auf die Bedingung freien Abzugs die Festung übergab, und die letzte der spanischen Flaggen, welche seit 300 Jahren an Tausend Orten des amerikanischen Festlandes geweht hatten, herabsank. Peru war endlich frei und die Spanier vertrieben, die man als Urheber der nichts weniger als erfreulichen Lage anklagte, in welcher Staat und Volk sich befand, die, verglichen mit anderen, nicht nur mehr als ein Jahrhundert zurückgeblieben, sondern wie zum Aufleben und Fortschritt unfähig gemacht erschienen. Die mehr durch fremde als eigene Anstrengung erkämpfte Unabhängigkeit trug indessen den Peruanern nur bittere Früchte. Von der Zeit an, wo jener Kampf zu Ende gebracht wurde, verliert die Geschichte jenes unglücklichen Volkes alles Interesse. Sie bietet nur das Schauspiel einer immerdar wachsenden Anarchie, in deren Gefolge Verarmung und Verschlechterung des Volks überhand nimmt. Sichtbar ist es, daß die Peruaner nur zu bald fühlten, wie wenig ihnen im Ganzen die Freiwerdung geholfen; allein anstatt die Ursachen dieses ungenügenden Zustandes in der eigenen Schlaffheit und Verderbtheit zu suchen und sich zu allgemeinen Anstrengungen zu erheben, stürzten sie sich in einen kaum beschreibbaren Wirbel bürgerlicher Unruhen, die zuletzt zum Bedürfnisse geworden sind. Anfangs leiteten noch die Besseren diese Bewegungen, die darum fruchtlos bleiben mußten, weil man sich nicht klar geworden und im Äußeren, in Formen und Experimenten Heil suchte, allein nachdem diese kleine Zahl von tüchtigen, wenn auch im Irrthume befangenen Männern vom Schauplatz zu weichen gezwungen, begann das elendeste Treiben. Abenteurer aller Art, zumal aber die Officiere des Heeres, erregten Aufstände, die fast immer einen anderen Machthaber auf kurze Zeit emporbrachten, gewöhnlich eine Veränderung der Staatsverfassung und neue und ungereimte Gesetze hervorriefen, mit Plünderung der Staatscassen verknüpft waren, und vom Volke, welches ganz theilnahmslos diesem Unfuge zusah, ohne Versuch der Gegenwehr ertragen wurden. Nirgends ist ein tieferer Grund dieser unaufhörlichen, meist lächerlichen Umwälzungen erkennbar; sie gehen alle von der Herrschsucht und wol am häufigsten von der Geldgier aus, welche die von Jugend auf unstäten, mittellosen und dabei verschwenderischen Soldaten plagte. In der Zeit ernster Besorgnisse hatte man willig den rettenden Bolivar mit der Macht und dem Titel eines Dictators versehen. Kaum war aber die Gefahr beseitigt, so regten sich auch in Lima Mistrauen und Abneigung gegen die Colombier; Verschwörungen gegen sie, ja sogar der Plan eines an Bolivar zu verübenden Meuchelmordes kamen an den Tag. Bolivar hatte indessen in Peru hinreichenden Anhang, um eine lange gehegte Absicht durchzusetzen. Auf seinen Betrieb wurde ein Congreß aus ganz ergebenen oder eingeschüchterten Repräsentanten berufen, welcher am 9. Dec. 1826 die von Bolivar ausgegangene Constitution der

neuen Republik Bolivia auch für Peru annahm. Allein diese misfiel den unbeschäftigten Soldaten, weil sie dem zum Präsidenten auf Lebenszeit ernannten Bolivar eine sehr große Macht einräumte, und daher brach bereits am 26. Jan. 1827 eine Verschwörung unter den colombischen Hilfstruppen aus. Bustamante, ein geborner Peruaner, aber zu jener Zeit in colombischen Diensten, stellte sich an die Spitze, exilirte alle Bolivar zugethane Officiere, und erhielt zum Lohne den Oberbefehl über das Heer. Ein neuer Congreß entsetzte alle Anhänger Bolivar's ihrer Ämter und übertrug die Präsidentenwürde an den Großmarschall Santa Cruz. Die colombischen Truppen begannen ihre Theilnahme an dieser Umwälzung zu bedauern, allein man zwang sie, sich nach Guayaquil einzuschiffen. Bolivar war in Colombien zu sehr beschäftigt, um in Peru einschreiten zu können, und Sucre, nach dem Siege von Ayacucho zum Präsidenten von Bolivia erhoben, hatte nicht nur mit Unterdrückung eines in Chuquisaca, am 16. April 1828, gegen ihn ausgebrochenen Aufstandes zu thun, sondern auch ein peruanisches Heer unter Gamarra abzuwehren. Verlassen von den Bürgern Boliviens schloß er mit Peru Friede, dankte ab, am 1. Aug., und schiffte sich in Arica nach Colombien ein, wo er kurz nachher durch Meuchelmord fiel. Diese vorübergehenden Erfolge hatten die Peruaner stolz gemacht. Sie suchten und fanden gar bald Gelegenheit, um ihrem Hasse gegen die Colombier Luft zu machen. Ihr neuer Präsident, Lamar, vergrößerte, Colombiens Abmahnung ungeachtet, das Heer, zog es drohend bei Piura zusammen, beleidigte die colombischen Agenten, welche 5,595,000 Pesos für die gegen die Spanier geleistete Hilfe verlangten, nahm den wichtigen Hafen von Guayaquil für Peru in Anspruch, und fiel endlich in Quito ein. Bei Tarqui, unfern Giron, fand am 27. Febr. 1829 ein ziemlich blutiges Gefecht statt; die Peruaner wurden vollständig geschlagen, erlangten aber schon am folgenden Tage ehrenhafte Friedensbedingungen, ein sicherer Beweis, daß die Colombier hier nur abgewehrt, nicht aber zu erobern die Absicht gehabt haben. Ein von Arequipa mit Hilfstruppen nach Norden gezogener General, La Fuente, entdeckte, wie tief Lamar in der öffentlichen Meinung gesunken sei, und wie leicht eine Revolution zu veranlassen sein würde. Gleichgesinnte waren bald gefunden, im Lager brach ein Aufstand aus, La Fuente erklärte den Präsidenten für abgesetzt, exilirte ihn nach Guatemala, und ging nach Lima, um dort vom erkauften Congreß die Würde eines Vicepräsidenten zu empfangen. Gamarra, der, mit La Fuente im Einverständnisse handelnd, im Süden ein Heer gebildet, wurde Präsident. Indessen dauerte die Freundschaft beider nur kurze Zeit. Der Vicepräsident intriguirte gegen den abwesenden Gamarra, mußte aber 1831 die Flucht ergreifen, und wurde durch General Orbegoso ersetzt, der endlich durch eine Partei 1833 zum Präsidenten gemacht, an die Stelle Gamarra's trat. Dieser trat nun unter Darlegung sehr edler Gesinnungen zurück, erregte aber schon 1834 einen Soldatenaufstand in der Absicht, die Südprovinzen loszureißen, sie zu einer besondern Republik zu machen und sich als ihr Präsident festzusetzen. Er erlitt nach kurzem Feldzuge eine Niederlage, aber eine neue, vom eigenen Heere begonnene und in Lima anerkannte Revolution zwang auch Orbegoso zur Flucht, ohne ihm nur Zeit zu lassen, sich seines Sieges zu freuen. Der in Callao stehende General, Salaverry, nahm am 25. Febr. 1835 von Lima Besitz, erklärte die Regierung für aufgelöst, ernannte aber sich selbst zum Oberhaupte des Staates. Verstärkt von den Resten des Heeres, welches kurz vorher für Orbegoso gefochten, dehnte er bald seine Herrschaft über ganz Peru aus, verfuhr aber mit so vieler Härte und Willkür, daß das sonst ganz willenlose Volk begann, ihn ernstlich zu hassen. Orbegoso hatte bei Santa Cruz in Bolivia Hilfe gefunden. Ein bolivisches Heer zog gegen Lima, und traf Ende Januar 1836 bei Arequipa auf das wohlverschanzte Lager der Feinde. Unklugerweise verließ Salaverry endlich seine unangreifbare Stellung, erlitt im Engpasse von Tingo, am 7. Febr., eine große Niederlage, wurde auf der Flucht gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 18. Febr. nebst andern Mitschuldigen erschossen. Die Hilfe des bolivischen Präsidenten Santa Cruz war aber keineswegs eine uneigennützige gewesen, denn dieser verlangte und erhielt mehre große Provinzen, die zwar von den zu Sicuani am 17. März zusammengetretenen Provinzialdeputirten zur neuen Republik Südperu (aus den Departements Ayacucho, Arequipa, Cuzco, Puno, bestehend) erhoben wurden, aber in Wahrheit nur einen Theil von Bolivia bildeten, wo Santa Cruz eine fast der monarchischen ähnliche Macht ausübte. Die anderen Republiken sahen mit ernster Besorgniß diesen Vorgängen zu, erhielten aber erst Gelegenheit zur Einmengung, als gewisse Beschwerden Chile's von Santa Cruz und dem ihm ganz unterthanen Präsidenten von Nordperu, Orbegoso, abgewiesen worden waren. Chile und die Plataſtaaten schlossen ein Bündniß, und erklärten am 17. Mai 1837 den Krieg, der wegen Entfernung der Parteien von einander Anfangs nur auf Corsarenwesen zur See sich beschränkte. Der Angriff der Argentinos erfolgte mit so geringer Macht, daß der bolivische General Velasco ihn ohne Mühe zurückwies. Die Chilenen nahmen zwar unter Admiral Blanco Arica und Arequipa, allein Santa Cruz nöthigte sie zum eiligen Rückzuge, und war großmüthig genug auf sehr billige Bedingungen unter dem 17. Nov. einen Friedensvertrag mit seinem Gegner abzuschließen. In Chile herrschte wegen des Mislingens der Expedition so große Unzufriedenheit, daß die Regierung die Ratification des Vertrages ablehnte, und neue große Anstrengungen machte. An acht Mill. Pesos wurden auf die Ausrüstung einer Expedition von 30 Schiffen verwendet, die am 11. Juli 1838 Valparaiso verließ, und 8000 Mann Landungstruppen an Bord hatte. Sie erschien auf der Höhe von Callao am 7. Aug. und setzte zu Ancon 5000 Mann an das Land. Lima wurde am 21. August ohne Mühe genommen, und Gamarra, der mit der Expedition gekommen, von seinen chilenischen Beschützern im October zum Präsidenten ernannt, nachdem Orbegoso, der durch Santa Cruz eingesetzte Präsident, umsonst versucht hatte, mit-

tels eines Abfalles von der peruanisch-bolivischen Conföderation die Gunst der Chilenen und Bestätigung im Amte zu erlangen. Santa Cruz hatte indessen ein ansehnliches Heer in Südperu und Bolivien zusammengebracht, und zog langsam auf Lima, welches die Chilenen (im November) zu räumen für angemessen hielten, denn der Ruf jenes geübten Generals und Protectors des peruanischen Staatenbundes war groß genug, um den Anführer des Invasionsheeres, den General Bulnes, zur Vorsicht zu veranlassen. Chile hatte den Vortheil einer Kriegsflotte, beherrschte durch sie die Küsten und versetzte seine Truppen in wenigen Tagen nach Punkten, welche die peruanische Armee nur mittels wochenlanger Märsche durch dürre Sandwüsten erreichen konnte. Zuerst landeten die Chilenen wieder bei Huacho, nördlich von Lima. Während Gamarra sich in der Provinz Piura festsetzte und dort ein peruanisches, sogenanntes antiföderalistisches, Heer organisirte, nahm Santa Cruz Lima ohne Schwertstreich ein. Am 24. Dec. verließ er die Hauptstadt, marschirte nordwärts, verdrängte am 15. Jan. 1839 die Chilenen aus ihren Stellungen bei San Miguel, einem 25 Leguas von der Küste entfernten Flecken, und durfte mit Recht hoffen, den Feind aufzureiben, oder doch zur schnellen Einschiffung zu zwingen. Am 20. Jan. wurde er jedoch von den inzwischen zusammengestoßenen Generalen Bulnes und Gamarra in seiner Stellung bei Yungai angegriffen und so vollständig geschlagen, daß er nur mit wenigen geordneten Truppen dem Gefechte entkam, welches das blutigste und erbittertste aller je in Peru gelieferten gewesen sein soll. Ob Verrätherei hierbei im Spiele gewesen, ist unentschieden, jedoch wahrscheinlich. Santa Cruz floh nach Südperu, während die Chilenen schnell vorwärts gingen und am 28. Jan. Lima besetzten. Es würde ihm ohne Zweifel gelungen sein, seinen Verlust wieder zu ersetzen und vielleicht doch noch Sieger zu bleiben, hätte nicht General Velasco, der Oberbefehlshaber in Bolivia und Anführer eines bedeutenden Reserveheeres, sich des Verrathes schuldig gemacht, und der Gegenpartei angeschlossen. Da außerdem in Arequipa eine Meuterei ausbrach, so blieb Santa Cruz nichts übrig, als in Islai eine Zuflucht zu suchen, wo er unter dem 12. März eine Proclamation erließ, der Präsidentschaft entsagte und am 13. März am Bord einer englischen Fregatte nach Guayaquil sich einschiffte. Dieser Schritt verursachte den Zerfall der peruanischen Conföderation und einen bis jetzt (Jan. 1843) so ununterbrochen fortgesetzten Kampf zwischen schnell auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden militairischen Häuptlingen, daß es unmöglich oder doch ganz unnützlich ist, den Faden der Ereignisse weiter zu verfolgen. Gamarra, dem ein unverdient ehrender Tod auf dem Schlachtfelde wurde, La Fuente, Orbegoso, Velasco, Bermudez und viele Andere haben sich um die Macht gestritten; in Peru standen sich gelegentlich drei Präsidenten entgegen, und zuletzt ist es dahin gekommen, daß ein Fähnrich eine Umwälzung veranlaßte. Mit Santa Cruz fiel der talentvollste Führer, der seit Bolivar aufgetreten. Allzu großes Selbstvertrauen veranlaßte den Sturz dieses Mannes, der in Bolivia Ordnung hergestellt und eine für Südamerika musterhafte Regierung begründet hatte, aber unglücklicherweise mit seiner Stellung nicht zufrieden, sein Gebiet unmäßig erweiterte. Er scheiterte an denselben Klippen, wie Bolivar, an den provinziellen Abneigungen, an der eingewurzelten Neigung zur Anarchie, an der Demoralisation und der schimpflichen Selbstsucht der Vornehmeren, an der Rohheit oder Gleichgültigkeit der niederen Classen und dem entschiedenen Mangel wahrer patriotischer Gesinnungen im gesammten Volke. Die Geschichte der südamerikanischen Republiken beweist, wie weitverbreitet jene Verderbniß des Volkscharakters sei, wie alle Übel, die seit Vertreibung der Spanier über sie hereingebrochen, nur aus dieser Quelle entsprangen, wie gering die Zahl derjenigen neuen Staaten geblieben, wo Besseres die Oberhand zu gewinnen begonnen hat. Zu diesen gehört aber das unglückliche Peru nicht, dessen immer tieferem Sinken und endlichem Zerfalle nur das Auftreten einer jener Männer vorbeugen kann, die durch Talent und Kraft unterstützt der höchsten Gewalt sich bemächtigen, mit Umsicht, aber auch mit eiserner Strenge regieren, den Zeitgenossen häufig für Tyrannen, der Nachwelt aber als Erretter ihres Volkes gelten*). (*E. Poeppig.*)

---

*) Zur Literatur über Peru: *Franc. de Xerez*, Verdadera relacion de la conquista del Peru. (Salamanca 1547.) *Franc. Lopez de Gomara*, Historia general de las Indias. (Anvers. 1554.) *Cieza de Leon*, Chronica del Peru. (Anv. 1554.) *Diego Fernandez*, Primera y segunda parte de la hist. del Peru. (Sevilla 1571.) *Levin. Apollonii* De Peruvia etc. Lib. V. (Antverp. 1565.) *Aug. de Zarate*, Hist. del descubrimiento y conquista de la provincia del Peru. (Sevilla 1577.) *Petri Martyris Anglerii* De Orbe novo dec. VIII. 1587. *Garcilasso de la Vega*, Primera parte de los comment. reales del Peru. (Lisboa 1609.) *Garc. de la Vega*, Histor. general del Peru. (Cordova 1617.) *Antonio de Herrera*, Histor. general de los hechos de los Castellanos etc. (Madr. 1601—1615.) *Fern. Pizarro y Orellana*, Varones illustres del Nuevo mundo. (Madr. 1639.) *Joach. Brulius*, Hist. peruan. L. XVIII. 1651. *Ej.* Hist. L. IX. posterior. 1652. *Solorzano Pereira*, Politica indiana. (Amber. 1703.) *Torquemada*, Monarquia indiana. (Madr. 1723.) *Antonio de Ulloa*, Resumen histor. de los Emperadores del Peru. (Madr. 1748.) *Gonzalez Barcia*, Historiadores primitivos de las Indias occident. (Madr. 1749.) *Pascoe Thomas*, Journ. of a voyage to the Southseas in H. M.'s ship Centurion under the command of Commod. *Geo. Anson;* with some histor. account of Chili, Peru etc. (Lond. 1745.) El Pensador. (Lima 1814.) D. *Jorge Juan y D. Ant. de Ulloa*, Noticias secretas de America etc. (Lond. 1826.) *Mariano Torrente*, Historia de la Revoluc. hispano-americana. (Madr. 1829. 1830.) General *Miller*, Memorias, por *John Miller*. (Lond. 1829.) *Robertson*, Hist. of Amer. (Edinb. 1786.) *Gonz. Fernandez de Oviedo*, Hist. gener. y natural de las Indias. (Salamanca 1547.) *Acosta*, Hist. natur. y moral de las Indias. (Sevilla. 1590.) *Manuel Rodriguez*, El Marañon y Amazonas. (Madr. 1684.) *M. de la Condamine*, Rélat. abregée d'un Voyage fait dans l'interieur de l'Amérique méridion. (Par. 1745.) *Courte de la Blanchardière*, Nouv. voy. fait au Perou. (Par. 1751.) *Chaplair*, A voyage to Peru in the years 1745—1749. (Lond. 1753.) *Antonio de Ulloa y Jorge Juan*, Relacion histor. del viage a la Amer. meridion. (Madr. 1748.) *Ulloa*, Noticias americanas; entretenimient. phys. historic. sobre la America meridional y septentr. (Madr. 1772.) J. Xav. Veigl, Nachrichten über die

PERUBALSAM, Balsamum peruvianum s. indicum. Dieser von Myroxylon s. Myrospermum peruiferum abstammende Balsam kommt in zwei Modificationen im Handel vor. Der weiße Perubalsam ist flüssiger als Terpentin, weißgelblich, schmeckt scharf bitterlich, riecht angenehm wie Benzoë und Storax, wird an der Luft nach und nach dicker und trocknet zuletzt zu einer röthlichgelben, festen Masse ein, welche unter dem Namen fester Perubalsam oder Opobalsam im Handel kommt, gewöhnlich aber nur ein Kunstproduct ist. Der weiße Perubalsam soll freiwillig aus den Ästen jenes Baumes ausschwitzen, kommt aber nur selten echt im Handel. Der schwarze Perubalsam ist dunkelbraun, dünnflüssiger als Terpentin, in dünnen Schichten durchsichtig, riecht nach Benzoë und Vanille und schmeckt erst mild, dann bitterlich aromatisch nach Benzoë; er hat ein specifisches Gewicht von 1,140 bis 1,150, trocknet an der Luft nicht ein, verbrennt am Dochte mit lebhafter Flamme und starker Rauchentwickelung. An Wasser und besonders an heißes Wasser und verdünnte Alkalien gibt er seine sauren Bestandtheile ab, löst sich aber nicht in ihnen; mit absolutem Alkohol läßt er sich in allen Verhältnissen mischen, je mehr aber der Alkohol wasserhaltig ist, um so mehr verliert er die lösende Kraft. Äther löst nur einen geringen Theil des Balsams; mit Terpentinöl, fetten und ätherischen Ölen und Copaivbalsam läßt er sich ebenfalls in gewissen Verhältnissen vermischen, was zu vielen Verfälschungen Veranlassung gibt. Von concentrirten Alkalien wird er schon in der Kälte zu einer seifenartigen Mischung unter Abscheidung einer braunen schmierigen Masse aufgenommen; durch concentrirte Schwefelsäure wird er unter Erhitzung und Entwickelung von schwefeliger Säure zersetzt. Mit concentrirter Salpetersäure läßt er sich vermischen, ohne daß eine starke Einwirkung wahrzunehmen wäre; bei der Erhitzung wird er aber unter Entwickelung von salpetriger Säure, Blausäure und Benzoësäure zersetzt. Stoltze fand in 1000 Theilen des schwarzen Perubalsams 24 Th. schwerlösliches braunes Harz, 207 Th. leichtlösliches braunes Harz, 690 Th. Perubalsamöl, 64 Th. Benzoësäure, 6 Th. extractartige Materie, 9 Th. Feuchtigkeit und Verlust. Es ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit entschieden, ob der schwarze Perubalsam durch freiwilliges Ausschwitzen oder durch Auskochen, oder durch Ausschwellen der Äste gewonnen werde. In der neuesten Zeit hat Richter (s. Journ. für prakt. Chem. XIII, 167) eine Untersuchung über die Bestandtheile und die Umbildungsproducte des schwarzen Perubalsams bekannt gemacht. (*Döbereiner.*)

Perubalsam, s. auch Myrospermum u. Balsam.

PERÜCKEN. Falsches Haar und ganze Kopfbekleidungen aus demselben (also wirkliche Perücken) waren schon im Alterthume bekannt und in gewissen Fällen gebräuchlich; mehre Stellen im Xenophon, Suidas, Tacitus, Suetonius und Juvenal weisen dies mit Bestimmtheit nach, oder werden zum Theil wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit auf diese Weise ausgelegt. Wenn auch in folgenden Jahrhunderten der Gebrauch von falschem Haar nie ganz abgekommen sein mag, so scheint doch erst ungefähr um das Jahr 1500 diese Sitte wieder allgemeiner geworden zu sein. Zu jener Zeit waren Perücken in Teutschland nicht selten; Männer aber scheuten sich, die Benutzung derselben bekannt werden zu lassen. Im J. 1518 besaß Nürnberg Perückenmacher. In Frankreich kamen die Perücken durch Heinrich III. und Ludwig XIII. in Aufnahme. Ludwig XIV. führte die großen Perücken ein, welche von seiner Zeit an durch eine lange Reihe von Jahren als ein merkwürdiges Beispiel unnatürlicher Übertreibung in Flor blieben; unter seiner Regierung entstand in Paris 1673 (oder schon 1656) die erste Perückenmacherzunft. Berlin erhielt eine solche Zunft im J. 1716, nachdem schon etwa 40 Jahre früher, unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die Perücken Eingang gefunden hatten, und 1698 (oder 1701?) von Friedrich I. mit einer Steuer belegt worden waren. Die Perücken haben im Laufe der Zeit sehr viele Abänderungen in ihrer Gestalt erfahren, und sehr häufig wurden dazu nicht nur Menschenhaare, sondern auch Ziegenhaare und andere sonderbare Materialien (wie Wolle, Zwirn, Draht, Werg ꝛc.) angewendet, woraus schon hervorgeht, daß man den natürlichen Gesichtpunkt einer möglichst täuschenden Nachahmung des eigenen Haars verließ, wie denn in der That eine Zeit lang die Perücken nicht blos als ein Ersatzmittel des mangelnden Kopfhaares, sondern auch als ein Kleidungsstück von Solchen getragen wurden, denen die Natur einen genügenden Haarwuchs nicht versagt hatte. Die wunderlichste Ausartung dieser sonderbaren Kopfzierde waren die Allongeperücken (Staatsperücken) mit ihrer, oft bis auf die Mitte des Rückens herabreichenden, schweren Fülle von Locken. Als andere, zum Theil weniger unnatürliche, Arten sind zu erwähnen die Knotenperücken (Quarréperücken), deren Hinterhaare in Knoten geschürzt wurden; die Haarbeutelperücken (Beutelperücken), bei welchen das lange Hinterhaar in einen Beutel eingeschlossen war; die Zopfperücken, bei welchen dasselbe in einen Zopf zusammengebunden wurde; die Stutz- oder Abbéperücken, die im Nacken kurz abgeschnittenes Haar hatten. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahr-

Landschaft Maynas. (Nürnb. 1798.) Helm's Tagebuch einer Reise durch Peru. (Dresden 1798.) *D. Jacinto Calero y Moreira*, Mercurio peruano. (Lima 1791—1794.) *Jos. Skinner*, The present state of Peru. (Lond. 1805.) *H. M. Brackenridge*, Voy. to South-America etc. (Lond. 1820.) *Mathison*, Voyage to Chile, Peru and the Sandwich-Islands. (Lond. 1825.) *Chas. Brand*, Journal of a voy. to Peru 1827. (Lond. 1828.) *Edmond Temple*, Travels in various parts of Peru etc. (Lond. 1830.) *Basil Hall*, Journal written on the coast of Chile, Peru etc. (Edinb. 1824.) *H. L. Maw*, Journey from the Pacific. to the Atlantic. (Lond. 1829.) *Arch. Smith*, Peru as it is. (Lond. 1839.) *Smyth* and *Lowe*, Journey from Lima to Para. (Lond. 1836.) *Pentland* in Journ. Roy. Geogr. Soc. for 1830 sq. F. J. F. Meyen, Reise um die Erde. (Berlin 1834.) E. Pöppig, Reise in Chile, Peru ꝛc. (Leipz. 1836.) Fröbel, Erdbeschreibung von Peru. (Weim. 1831.) *M. B. Stevenson*, Account of Southamerica. (Lond. 1827.) *A. Du Petit Thouars*, Voy. autour du monde sur la frég. la Venus. (Par. 1841.) *A. D'Orbigny*, Voy. dans l'Amérique mérid. etc. (Paris 1838 sq.) *A. de Humboldt*, Voyage, rélation histor. Par. It. Examen critique de l'hist. de la géogr. du nouv. continent etc. (Par. 1838 sq.)

hunderts ist man zu der einzigen vernünftigen Anwendung der Perücken zurückgekehrt, und trägt sie nur in den Fällen, wo auf Antrieb der Eitelkeit, oder aus Rücksicht für die Gesundheit der Mangel des natürlichen Haares versteckt, oder dem kahlen Kopfe eine vor Erkältung schützende Decke gegeben werden soll. Je nach den Umständen gebraucht man nun entweder Perücken, die den ganzen sonst behaarten Theil des Kopfes einhüllen, und gleich einer Mütze aufgesetzt werden (Touren); oder solche, welche nur eine kleinere kahle Stelle bedecken, und theils aufgeklebt, theils durch Federn festgehalten werden (halbe Perücken, Toupets und Platten). Die Haarbekleidung ist, soviel möglich, naturgetreu dem kurzverschnittenen eigenen Haare nachgebildet, und nur etwa vorn oder an den Seiten mit einigen kleinen Locken versehen. Über die Verfertigung der jetzt gebräuchlichen Perücken s. m. d. Art. Perückenmacher. (*Karmarsch.*)

Perückenbaum, s. Rhus (Cotinus).

PERÜCKENBAUMGELB, Fisettholzgelb, wird durch Extraction des Holzes von Rhus cotinus (ungarisches Gelbholz) mit Wasser erhalten. Es ist eine grünlichgelbe Masse, welche sich in Wasser, Alkohol und Äther löst und zusammenziehend schmeckt. Der durch Gallerte gereinigte Auszug des Fisettholzes wird durch die feuerbeständigen Alkalien purpurroth, durch Ammoniak roth, durch Alaun gelb, durch Zinnsalz orangegelb und durch Bleizucker gelb gefällt. Durch Säuren wird der orangegelbe Auszug des Holzes heller gefärbt, er dient mit Cochenille verbunden in der Wollfärberei zu Scharlach, Orange ꝛc.; der Farbstoff ist jedoch nicht so fest, wie das echte Gelbholzgelb, indem es am Lichte mit der Zeit ins Rosenrothe übergeht. (*Döbereiner.*)

PERÜCKENFUTTER, das lockere, netzartige, gewöhnlich aus Seide bestehende, haubenähnliche Gewebe, welches die Grundlage der Perücken bildet, und auf welchem das Haar befestigt ist. Man nennt es auch wol Perückenhaube oder Perückennetz. (*Karmarsch.*)

Perückenhaube, s. Perückenfutter.

PERÜCKENKOPF, ein nach der Form des menschlichen Kopfes ausgearbeitetes Stück Holz, oder ein ähnlicher hohler Körper von Pappe, auf welchem der Perückenmacher die Perücken verfertigt, und dessen man sich auch wol bedient, um die Perücken zur Aufbewahrung darauf zu hängen. (*Karmarsch.*)

PERÜCKENMACHER. Das Material, welches der Perückenmacher verarbeitet, ist nachdem Pferde- und Ziegenhaar, die man in früherer Zeit wol anwendete, ganz außer Gebrauch gekommen sind, ausschließlich Menschenhaar. Man verfertigt daraus, nebst eigentlichen Perücken, Toupets und Haarplatten (s. Perücken), auch falsche Locken und Flechten (geflochtene Zöpfe) zum Haarputz des weiblichen Geschlechtes. Bei der jetzt allgemein üblichen Mode, wonach Männer das Haar kurz verschnitten tragen, kommt hauptsächlich das Haar von Frauenspersonen und von Kindern mit langem Haarwuchse in den Handel, weil in der Regel nur diese beiden die zur Verarbeitung erfoderliche Länge besitzen. Die größte Länge des Haares beträgt selten mehr als 3 Fuß, meist sogar nur 2 bis 2½ Fuß; die geringste Länge, welche ein für den Perückenmacher taugliches Haar haben darf, kann auf 5 bis 6 Zoll gesetzt werden. Von großer Wichtigkeit und von Einfluß auf den Werth des Haares ist, abgesehen von der Länge, dessen Farbe, Glanz, Feinheit, Weichheit und natürliche Kräuselung. Daß bei gewissenhaftem Verfahren nur das Haar lebender und völlig gesunder Personen zum Verkaufe abgeschnitten werden darf, versteht sich von selbst. Das Alter der Personen ist ein Umstand von Bedeutung, in sofern davon die Schönheit des Haares mehr oder weniger abhängt. Das Haar von Kindern ist nicht immer dick und stark genug, empfiehlt sich aber oft durch eine angenehme und dauerhafte natürliche Kräuselung, und wird deshalb in manchen Fällen gesucht; der Regel nach hält man es für weniger tauglich, als das Haar jugendlicher Individuen, die wenigstens 14 oder 15 Jahre alt sind.

Die Verfertigung der Perücken zerfällt, ihrem Wesentlichen nach, in folgende drei Haupttheile: a) Die Vorbereitung des Haares, b) die Vereinigung der Haare zu Tressen, c) die Befestigung der Tressen auf der Haube. Das rohe Haar wird zuerst von Schmutz und Fett gereinigt, indem man es mit Seife wäscht; auch wendet man Kleie, Haarpuder oder trocknen Sand zu gleichem Behufe an. Um dann sowol die zu kurzen Haare abzusondern, als die übrigen, brauchbaren, gehörig zu entwirren, zu ordnen und parallel zu legen, zieht man das Haar vorsichtig durch stählerne Hecheln, welche den Flachshecheln gleichen und fein zugespitzte vierkantige Zähne haben. Wenn hierauf das Haar nach seiner verschiedenen Länge in Abtheilungen gebracht (sortirt) ist, damit man sowol zu verschiedenen Perücken als zu den einzelnen Theilen einer und der nämlichen Perücke leicht Haare von der zweckmäßigsten Länge auswählen kann, schreitet man zum Kräuseln, wenn eine krause Gestalt erfoderlich und nicht schon von Natur in hinreichendem Grade vorhanden ist. Man macht zu diesem Zwecke das Haar naß, wickelt es auf rund gedrehte, 3—4 Zoll lange, ½—1 Zoll dicke Hölzer (Kräuselhölzer, von Buchsbaum), und verhindert dessen Losgehen durch einen herumgebundenen Faden. Dann werden die Hölzer, auf welchen sich Haare von gleicher Länge befinden, und welche einerlei Durchmesser haben, in ein Packet zusammengebunden, und ein Paar Stunden lang in reinem Regenwasser gekocht. Indem hierbei das Haar sich erweicht, fügt es sich willig der Rundung des Holzes, und nimmt die entsprechende schneckenartige Krümmung an, welche es theilweise und ziemlich dauerhaft auch nach dem Herabnehmen vom Holze behält. Dabei ist jedoch eine Bedingung, daß das Haar vollkommen (am besten in der Wärme) trocken geworden sei, bevor man es loswickelt. Um die Kräuselung haltbarer zu machen, wird oft das schon gekochte Haar sammt den Hölzern in einen Klumpen Brodteig eingeschlagen, den man im Ofen wie eine Pastete backen läßt. Hierbei bewirkt nämlich der im Teige entstehende Wasserdunst eine noch vollständigere Erweichung der Haarsubstanz, und wenn man nach zwei- bis dreistündigem Backen das Brod aus dem Ofen zieht, sogleich öffnet,

die Kräuselhölzer mit dem darauf befindlichen Haare herausnimmt und im warmen Zimmer trocknet, so erscheint das (erst nach vollendetem Erkalten abgewickelte) Haar auf das Vollständigste und Dauerhafteste gekräuselt.

Die Tressen sind eine Art schmalen Bandes, an welchem die Haare, wie die Fäden einer Franse regelmäßig neben einander hängen. Ihre Verfertigung heißt das Tressiren, und geschieht auf der sogenannten Tressirmaschine. Letztere besteht aus einem kleinen hölzernen Gestelle, mit zwei aufrecht stehenden, 12—18 Zoll weit von einander entfernten, zwölf Zoll hohen Stöcken. Von dem obern Ende des einen Stockes, zum obern Ende des andern, sind drei Seidenfäden von der Farbe des Haars horizontal und dicht neben einander ausgespannt. Der Arbeiter hat eine Hechel neben sich stehen, in welche ein Päckchen Haare eingeschlagen ist. Er zieht aus derselben sechs, acht oder mehr Haare zugleich mit den Fingern heraus, hält sie an den Spitzen mit der linken Hand fest, und flicht das andere Ende mit der rechten Hand zwischen die Seidenfäden ein, um sie gehörig daran zu befestigen. In eben der Weise wird mit immer neuen Haaren fortgearbeitet, bis eine Tresse von gehöriger Länge vollendet ist.

Ist ein hinreichender Vorrath von Tressen vorhanden, so kann daraus eine Perücke verfertigt werden, wobei man im Wesentlichen folgendermaßen zu Werke geht: Man bezieht einen Perückenkopf (s. d. Art. Perückenkopf) mit seidenem Petinet (einem leichten, netzartigen Stoffe, dessen Farbe mit jener der Haare übereinstimmen muß, und welcher, wegen seines löcherigen Gewebes, die Ausdünstung des Kopfes nicht hemmt), und bildet dadurch die Grundlage der Perücke, welche die Haube, Perückenhaube, das Perückenfutter, oder Perückennetz (die Montur) genannt wird. Vor dem Aufspannen wird das Netz in Wasser eingeweicht und wieder getrocknet, damit es einläuft, soviel es dazu Neigung hat, und nicht beim Gebrauche der Perücke durch den Schweiß sich verkleinert. Man schneidet es dann nach dem Maße in der erfoderlichen Gestalt zu; faßt es am Rande mit einem 6—7 Linien breiten seidenen Bande ein, welches darauf fest angenäht wird, legt es auf den Perückenkopf, auf welchem rings herum mehre kleine Nägel eingeschlagen sind, und spannt es gehörig mittels eines Fadens, der im Zickzack zwischen dem Rande des Netzes und den Nägeln hin und her läuft. Die ganze Fläche des Netzes und des Bandes wird nun mit Tressen dergestalt benäht, daß letztere 2—3 Linien weit von einander entfernt liegen, und die Haare überall eine naturgemäße Richtung und Dichtigkeit erhalten, auch bald langhaarige, bald kurzhaarige Tressen angewendet werden, je nachdem die betreffende Stelle des Kopfes ein Haar von größerer oder geringerer Länge erfodert. Der einzige Ort, wo die naturgemäße Lage der Haare nicht durch Aufnähen von Tressen hervorgebracht werden kann, ist der Wirbel. Dieser hat nämlich das Eigenthümliche, daß hier die Haare von dem Mittelpunkte nach allen Seiten strahlenartig auslaufen. Man zieht deshalb in ein Stück Taffet, welches in einem Stickrahmen aufgespannt ist, die Haare einzeln und in der gehörigen Richtung mittels einer dünnen Nadel ein, bearbeitet auf diese Weise einen kreisrunden Fleck von 2—2½ Zoll Durchmesser, schneidet denselben mit der Scheere aus, näht ihn auf das Perückennetz, und füllt dann, wie vorher beschrieben wurde, den übrigen Raum des Netzes mit Tressen an. Wenn der Tafft des Wirbels die Fleischfarbe hat, und die Haare auf demselben etwas sparsam angebracht werden, so ist dadurch sehr täuschend die etwas kahle Beschaffenheit, welche oft der natürliche Wirbel hat, nachzuahmen. Zuweilen werden sogar ganze Perücken auf die mühsame Art verfertigt, daß man die Haare mit der Nadel einzieht, ohne sie vorher in Tressen zu flechten, und bei gehöriger Geschicklichkeit des Verfertigers liegt hierin das Mittel, die Natur des Haarwuchses auf das Vollkommenste nachzubilden.

Die letzte Arbeit an den Perücken ist das Annähen der Federn, durch welche dieselben auf dem Kopfe festgehalten (gegen zufällige Verschiebung gesichert) werden. Man bringt diese Federn, welche sehr dünn aus Stahl gemacht sind, auf der innern oder untern Seite der Haube an, und bedeckt sie mit einem seidenen Bande, damit sie nicht den Kopf auf unangenehme Weise berühren. Nicht selten versieht man die Perücke auch mit einem kleinen Schlosse, um sie an einigen der noch vorhandenen natürlichen Kopfhaare festzuklemmen. Dasselbe besteht aus zwei, durch ein Gewinde mit einander verbundenen, schmalen Stahlblättchen von 9—10 Linien Länge, von welchen das eine an der Haube befestigt wird, das andere aber ebenso beweglich ist, wie ein Klappmesser in seiner Schale. (*Karmarsch.*)

Perückennetz, s. Perückenfutter.

PERÜCKENSCHACHTEL, eine runde Pappschachtel mit einem Deckel, bestimmt um darin eine Perücke aufzubewahren, die man entweder frei hineinlegt, oder sammt einem Perückenkopfe (Perückenstocke) hineinstellt. (*Karmarsch.*)

PERÜCKENSTOCK, ein hölzerner aufrechter Stock, unten mit einem breiten Fuße, oben mit einem kleinen Kreuze, um eine Perücke darauf zu hängen. Oft gebraucht man den Ausdruck gleichbedeutend mit Perückenkopf. (*Karmarsch.*)

PERÜCKENTHALER, wird ein von dem römischteutschen Kaiser Leopold I. im J. 1695 für Tyrol geprägter Thaler genannt, auf welchem dieser Kaiser zuerst mit einer Staatsperücke auf dem Haupte abgebildet erscheint*). Der Perückenthaler hat folgendes Gepräge: **Av. LEOPOLDVS. D.ei G.ratia ROM.anorum IMP.erator S:emper A:ugustus GE.rmaniae HV:ngariae BO.hemiae REX.** Das geharnischte und belorbeerte Brustbild des Kaisers von der rechten Seite, mit einer großen Staatsperücke auf dem Haupte und dem Orden des goldenen Vließes auf der Brust. **Rv. ARCHIDVX. AVSTRIAE DVX BVR.gundiae COM.es TYRO.lis. 1695.** Der gekrönte kaiserliche

*) *F. a Mellen*, Sylloge numorum ex argento uncialium. p. 146 sq.

Doppeladler mit Scepter, Schwert und Reichsapfel in den Krallen, auf dessen Brust das gekrönte und mit der Ordenskette behangene Wappen sich befindet.

(*K. Paessler.*)

PERUGIA. 1) Die Delegation Perugia ist eine der achtzehn Provinzen, in die der Kirchenstaat gegenwärtig eingetheilt wird, welche, weil sie einen Delegaten an der Spitze der Verwaltung zum Statthalter hat, Delegation genannt wird. Diese Delegation, da sie mehr als 100,000 Seelen zählt, gehört in die Reihe der Delegationen zweiter Classe. Sie ist 81½ geogr. □Meilen [1]) groß, grenzt gegen Norden an die Delegation Urbino, gegen Nordosten an jene von Macerata, im Osten an die Delegation Camerino, im Südosten und Süden an jene von Spoleto, im Südwesten an die Delegation Viterbo und im Westen an das Großherzogthum Toscana, zählt 188,598 Seelen in 7 Städten, 19 Flecken und 361 Dörfern [2]). Ihre Oberfläche ist sehr gebirgig, da auch durch sie der Hauptrücken des Apennins, welcher einst in dieser Gegend die juga Cimini montis genannt wurde [3]), hindurchzieht. Dieser schließt bald höchst anmuthige Ölwaldthäler oder ungemein schöne und überaus üppige Hügel ein [4]). Dazwischen breiten sich die fruchtbare, vortrefflich angebaute umbrische Ebene und ihre von Ortschaften und Thürmen gekrönten grünen Hügel aus [5]). Die in diesem Theile der Apenninen gelegenen Gebirgsgegenden gehören zu den schönsten und reizendsten Landschaften Italiens. Herrliche Höhen und Thäler, romantische Schluchten, in denen zahlreiche frische Gebirgsbäche rauschen, dazwischen tiefe, von hohen Gebirgsstöcken umgebene Krater, und dann wieder Höhen ganz ohne Bäume, oder öde, leere Bergketten, wechseln mit einander auf das Bunteste ab [6]). Die mildern, minder schroffen Abhänge bedeckt eine reiche Vegetation, während immer grüne Eichen, oft von mächtigem Umfange, die rauhen Gipfel krönen [7]). An vielen Orten hat das Gebirge wieder ein elendes, räuberisches Ansehen, das weder durch kühne Form, noch erschütternde Wildheit, noch durch kolossale Höhe imponirt [8]); oben sind die Berge meist kahl, zeigen dann nach und nach Gesträuche, geben Ölbäume und haben am Fuße üppige Weingärten [9]). Der Boden, obgleich natürlich im Einzelnen sehr verschieden, ist meist hellgelb und leicht zu bearbeiten. Perugia selbst umgibt eine der gesegnetsten Ebenen Italiens, die man von dem in der Höhe gelegenen Wege, der von Fuligno nach Assisi führt, sehr gut übersieht [10]). Spuren der Vulcanität des Bodens zeigen sich in mehren Gegenden, so namentlich in den Mineralquellen, von denen jene bei Perugia Asphalt und Schwefel führen [11]). Darum werden diese Gegenden auch häufig von Erdbeben heimgesucht, die in manchen Jahren hier große Verwüstungen anrichten [12]). Die Bewässerung ist in den meisten Gegenden hinreichend. Der Hauptfluß der Delegation ist die Tiber, die hier noch mit grünlichen Wogen als Gebirgsstrom [13]) zwischen anmuthigen Gebirgen dahinfließt und bei Perugia schon für kleinere Fahrzeuge schiffbar wird [14]), unterhalb welcher Stadt sich der Topino mit ihr vereinigt, nachdem er den Chiascio in sich aufgenommen hat. Die Chiana und der Clitunno bewässern ebenfalls Theile dieser Delegation. Von den kleineren Gewässern sind noch bemerkenswerth: die Bergströme Timia, Coina, Genna, Calcignolo u. m. a. [15]). Von größeren Wasseransammlungen findet sich hier der Lago di Perugia, von den Alten der trasimenische See genannt (der größte aller Landseen des ganzen Kirchenstaates, gegen 3 Meilen lang und 2½ Meilen breit), mit drei Eilanden, Polvese, Maggiore und Piccola, berühmt wegen der Niederlage, die hier Hannibal den Römern unter ihrem Consul Cajus Flaminius Nepos, 217 Jahre v. Chr. Geb., bereitete [16]). Zwischen seichten, flachen, schilfbewachsenen Ufern, die nur von einigen kleinen Ortschaften und dem Olivetanerkloster auf der Isola Maggiore belebt sind, breitet sich der klare grüne See in lautloser Stille zwischen Anhöhen mit Oliven, weinbedeckten Ebenen mit Hecken von Granatbüschen aus [17]); nur selten streicht ein kleiner Fischerkahn mit lateinischem Segel über die weite Wasserfläche dahin. Das Klima ist im Ganzen mild und der Gesundheitszustand erscheint nur in sehr wenigen Gegenden durch die mephitische Luft gefährdet. Auf den Gebirgen der Apenninen weht durchaus eine zwar schärfere, aber dafür auch eine um so reinere Luft. Als Hauptgegenstände der Production erscheinen das Getreide und der Wein. Der Weizen gedeiht hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Es werden auch Lupinen, Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen, Lein und türkisches Korn erzeugt. Wiesen sieht man fast gar nicht. Den Ölbaum trifft man

1) s. Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa; von D. Fr. W. Schubert. (Königsberg 1839.) 1. Bandes 4. Theil. S. 402. Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde; von J. G. Sommer. (Prag 1835.) 1. Bd. S. 145. Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreib. von A. Chr. Gaspari, G. Hassel u. A. (Weimar 1820.) 6. Bd. S. 645. Allgem. teutsche Real-Encykl. f. d. geb. Stände. (Leipzig 1835.) 8. Bd. S. 428. 2) Schubert a. a. O. Hassel gibt 181,542 Einwohner an, die Real-Encyklopädie 173,300, Sommer 181,582, das Hausbuch des geographischen Wissens ꝛc. Nach Balbi bearbeitet. (Güns 1834.) 1. Bd. S. 140 gibt 188,589 Seelen an. 3) *Livii* L. IX. c. 36. 4) Reise durch Italien und Sicilien; von A. W. Kephalides. (Leipzig 1822.) 2. Th. S. 219. 5) s. Handbuch für Reisende in Italien; von D. J. F. Neigebaur. (Leipzig 1840.) 3. Th. S. 54. 6) Kephalides a. a. O. S. 37. 7) Fußreise durch Italien und Sicilien; von J. Baumann. (Luzern 1839.) 2. Bd. S. 254 u. 255. 8) Kephalides a. a. O. S. 37. 9) J. G. Seume's sämmtliche Werke. Vierte rechtmäßige Ausg. (Leipzig 1839.) 1. Bd. S. 277.

10) s. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. (Stuttgart und Tübingen 1829.) 27. Bd. S. 179 und D. Ferd. Flor. Fleck's wissenschaftliche Reise durch das südliche Teutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. (Leipzig 1838.) 1. Bds. 2. Abth. S. 219. 11) s. *Julii Caesaris Capacii* de Balneis liber. in *Graevii* thes. antiquit. et histor. ital. (Lugduni Batav. 1722.) T. IX. P. IV. p. 16. 12) Reise nach Italien im Frühjahre 1835; von D. Wolfg. Menzel. (Stuttgart u. Tübingen 1835.) S. 270. 13) Reise durch Teutschland, Italien u. die Schweiz; von C. G. Carus. (Leipzig 1835.) 2. Th. S. 74. 14) Schubert a. a. O. S. 409. 15) s. die Carta amministrativa del regno d'Italia co' suoi stabilimenti politici etc. Nell' anno 1811. 6. Bl. Fermo. 16) s. Kephalides a. a. O. 2. Th. S. 220 fg. 17) Carus a. a. O. 2. Th. S. 80. Neigebaur 3. Th. S. 56. Schubert a. a. O. S. 411. Fleck S. 220.

ſehr häufig auf den Hügeln [18]). Außerdem findet man hier auch die Producte des übrigen Kirchenſtaates. — Dieſe Delegation gehört in die Reihe der mittelmäßig bevölkerten Landſchaften, indem 2314 Seelen auf eine geogr. □Meile kommen. Das Volk iſt der Mehrzahl nach nicht beſonders ſchön [19]), nur Perugia ſelbſt beſonders voll ſchöner Frauen, ganz nach römiſchem Schnitt, ernſt und hoch an Wuchs, majeſtätiſch an Haltung und Antlitz, kräftig an Bruſt und Schultern [20]). Inmitten der ſchönen Landſchaft herrſcht doch viel Elend unter dem Volke, das eines beſſern Schickſals würdig iſt; zum Glücke iſt dem Volke eine unglaubliche Sorgloſigkeit und Gleichgültigkeit gegen ſeine äußere Lage eigen, die wahrhaft nicht beneidenswerth iſt. Ohne Scheu ſpricht es den Fremden, auch wenn es grade nicht vom Betteln Profeſſion macht, um eine Gnadengabe an. Das Innere der Wohnungen iſt oft höhlenhaft; in einer großen Halle, in der ſich die ganze Familie verſammelt, brennt gemeinhin am Boden ein Feuer, über dem das Waſſer in einem großen, an einer eiſernen Stange hängenden Keſſel brodelt; ein Tiſch, einige Seſſel und das Bett bilden in den meiſten Fällen die ganze Einrichtung der Zimmer, deren Wände faſt immer durch Erdbeben gelitten haben. Auch die Ortſchaften haben etwas Düſteres, Schmutziges, Finſteres; ſie liegen faſt ſämmtlich auf bedeutenden Höhen und ſchauen drohend von ihren Felſenhöhen herab [21]). Die Städte ſind voll alter Baureſte und geſchichtlicher Erinnerungen. Die größten darunter ſind: Perugia mit 30,000, Foligno mit 9000, Citta di Caſtello mit 6000, Aſſiſi mit 4000, Citta della Pieve mit 2500 und Nocera mit 2000 Einwohnern. Im Ganzen ſind ſie freundlicher gebauet als jene. Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner bildet der Ackerbau. Der tiefe Lehmboden, wie man ihn in den breitern Thälern überall antrifft, wird tief, aber noch recht auf die urſprüngliche Art gepflügt; der Pflug hat keine Räder, und die Pflugſchar iſt nicht beweglich. So ſchleppt ſie der Bauer hinter ſeinen Ochſen gebückt einher, und wühlt mühſam die Erde auf. Es wird bis fünf Mal gepflügt; der wenige und nur ſehr leichte Dünger wird mit den Händen ausgeſtreuet. Endlich ſäen ſie den Weizen; dann häufen ſie ſchmale Sotteln auf, dazwiſchen entſtehen tiefe Furchen, alles ſo gerichtet, daß das Regenwaſſer ablaufen muß. Die Frucht wächſt nur auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen ſie hin und her, wenn ſie jäten. Das zweite Jahr bauen ſie Bohnen, auch Lupinen; der Lein bleibt den Winter über und wird durch den Froſt nur dauerhafter [22]). Der Weinbau wird in mancher Gegend dieſer Delegation, wegen der höhern Lage, in geringerer Ausdehnung betrieben, auch liefert ſie keine einzige Sorte allgemein bekannter guter Weine. Viel wichtiger iſt die Cultur der Ölbäume, doch thut man zu wenig, um den Epheu abzuwehren, der den Oliven- und andern Bäumen ſchädlich iſt. Die Viehzucht iſt auch nicht ſo bedeutend, wie in mehren andern Theilen des Kirchenſtaates. Das allgemeinſte Hausthier iſt der Eſel, der ſelbſt in den geringern Haushaltungen, ſogar da nicht fehlt, wo das Leben kaum noch über die Bettelei ſich erhebt [23]). Das Pferd wird ſelten gehalten, bekommt hier keinen Hafer, ſondern wird mit Bohnen gefüttert [24]). Noch immer, wie im Alterthume, umweiden die Quelle und den kurzen Lauf des Clitunno weiße Rinderheerden [25]). Ziegen und Schweine werden zahlreich gehalten, da ſie wenig Pflege erheiſchen. Nächſt der Seide von Foſſombrone, die für die feinſte gilt, ſteht jene von Foligno in hoher Achtung [26]). Der Gewerbfleiß läßt auch hier noch gar viel zu wünſchen übrig. Nicht unbedeutende Manufacturen von Wollen- und Seidenzeuchen ſind in Foligno in Thätigkeit. Auch iſt das hier bereitete Zuckerbackwerk faſt durch ganz Italien berühmt [27]). Die Seidenmanufacturen von Perugia ſtehen im Kirchenſtaate in Achtung, welche Stadt auch geſchätztes Baumwollengewebe liefert [28]). Die Papiermühlen aus der Gegend von Foligno erfreuen ſich eines ausgebreiteten Rufes [29]). Mit Branntwein treiben Perugia und Foligno einen ſtarken Verkehr [30]), der aber ſonſt eben nicht ſehr lebhaft und ausgebreitet iſt, obgleich zwei nicht unwichtige Straßenzüge, jener von Florenz und Arezzo über Perugia und Foligno nach Spoleto und Rom und der von Ancona nach Foligno, dieſe Delegation durchſchneiden. In kirchlicher Hinſicht iſt die Delegation in vier Bisthümer, nämlich von Perugia, Foligno, Città della Pieve und Città di Caſtello, getheilt, die jeder beſondern erzbiſchöflichen Aufſicht entzogen ſind [31]). Klöſter ſind nicht mehr ſo viele, als noch im Anfange dieſes Jahrhunderts vorhanden, von denen das Franziskanerkloſter zu Aſſiſi, das ſehr reiche Benedictinerſtift S. Pietro fuori delle mura zu Perugia und das herrlich gelegene Camaldulenſer ebendaſelbſt eine ausdrückliche Erwähnung verdienen. Zu Perugia iſt auch eine Judengemeinde, die aber keine beſondere Synagoge hat. Für geiſtige Bildung ſorgt die Univerſität zu Perugia, welche zu den Hochſchulen zweiten Ranges gehört und ſchon ſeit 1307 beſteht. Sie nimmt nach Rom und Bologna ihren Platz ein, zählt gegenwärtig an 400 Schüler und beſitzt in Mezzanotte, dem Philologen, Vermiglioli, dem Antiquar, dem Phyſiker Martini, in Marche, Antenoro und Braſchi ausgezeichnete Lehrer, die in ihren Forſchungen durch einige ſehenswerthe wiſſenſchaftliche Sammlungen unterſtützt werden [32]). An ihr wird auch ein botaniſcher Garten unterhalten. An der Spitze der geſammten Adminiſtration ſteht der päpſtliche Delegat, welcher auch dem Pro-

---

18) Goethe a. a. O. S. 179—181. 19) Menzel S. 279. 20) Kephalides 2. Th. S. 219. 21) Goethe a. a. O. S. 190. Kephalides a. a. O. Seume S. 281. C. Frommel's pittoreskes Italien. (Leipzig 1840.) S. 261. 22) Goethe a. a. O. S. 179—181.

23) Schubert S. 427. 24) Goethe S. 180. 25) Carus 2. Th. S. 67. Baumann 2. Th. S. 251. Frommel S. 273. Kephalides 2. Th. S. 218. 26) Schubert S. 427. 27) Baumann 2. Th. S. 251. 28) Nouveau guide du voyageur en Italie, sixième édition originale *Artaria*. (Milan. 1841.) p. 345. Schubert a. a. O. S. 433. 29) Schubert S. 435. Seume a. a. O. S. 277. 30) Haſſel a. a. O. S. 645. 31) Schubert S. 422. 423. 32) Frommel S. 267.

vinzialrathe vorsitzt und unter der Controlle und in Abhängigkeit von den Centralbehörden in Rom die Verwaltung aller Angelegenheiten der ganzen Provinz führt, mit Ausnahme der kirchlichen, der Civil- und Criminalrechtspflege und des Finanzwesens[33]. In Perugia besteht ein Civiltribunal, das zugleich auch mit der Ausübung der Criminalrechtspflege beauftragt ist[34].

2) Die Stadt Perugia[35] (Br. 43° 6′ 46″, L. 30° 1′ 58″) ist die Hauptstadt der Delegation gleiches Namens, der Sitz des Delegaten, eines Justiztribunals, eines Bischofs und mehrer untergeordneten Verwaltungsbehörden[36], liegt amphitheatralisch und ungemein malerisch auf einem langen, hohen und steilen Berge[37], der sich am rechten Tiberufer in der Nähe des trasimenischen Sees erhebt, und schauet auf höchst anmuthige Oliventhäler hinab, in denen der Fluß der Sieben-Hügelstadt noch mit grünlichen Wogen als echter Gebirgsstrom dahinfließt[38]. Noch höher als die Stadt liegt die Citadelle, welche noch immer eine kleine päpstliche Besatzung beherbergt, von Papst Paul III. erbauet wurde, um die damals noch immer republikanisch gesinnten Einwohner im Zaume zu halten[39], oft die Residenz der Päpste war, aber gegenwärtig von keiner Bedeutung mehr ist. Diese große, weitläufige, wohlgebaute, reinliche und volkreiche Stadt[40] ist mit hohen Basteimauern umgeben, deren einer Theil, unter der Herrschaft Braccio Fortebraccio's erbauet, noch immer den Namen dieses Helden und Nebenbuhlers Sforza's trägt, während der andere Theil der Befestigungswerke von San Gallo aufgeführt und in unsern Tagen in reizende Spaziergänge umgeschaffen worden ist, aber auch in dieser Gestalt noch einen mächtigen Eindruck macht, der den festen, muthigen Charakter der Peruginer des Mittelalters gut bezeichnet[41]. Diese Wälle und Mauern und die Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen geben der Stadt einen sehr stattlichen und malerischen Charakter[42]. Perugia ist drei Miglien von dem nach ihr benannten See und acht italienische Meilen von Assisi entfernt, und an der von Arezzo über Foligno nach Spoleto und Rom führenden Straße gelegen[43]. Diese alte Stadt, in der Alles mittelalterlich romantisch ist und in der man sich wegen ihres Charakters und der Menge von Kunstschätzen in einem italienischen Nürnberg zu befinden wähnt[44] und des italienischen Mittelalters erst recht froh wird, hat weitläufige Vorstädte[45], gegen 18,000 Einwohner[46], die einst sehr kriegerisch und wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt waren; fünf Thore, worunter das von S. Angelo das merkwürdigste ist, da es noch aus der Römerzeit stammen soll[47]; eine große Anzahl von Kirchen[48] und Mönchs- und Nonnenklöstern[49]. Die Straßen sind zum Theil eng, meist sehr abschüssig, ja, wegen der großen Unebenheit des Bodens, zuweilen sogar sehr steil und einige derselben mit Ziegelsteinplatten gepflastert[50]. Von den Häusern sind viele alterthümlich gebaut[51]. Die Stadt zählt auch der öffentlichen Plätze mehre[52], unter denen sich vorzüglich folgende auszeichnen: Der Domplatz, der ein sehr malerisches Ansehen hat, indem seine Mitte durch den berühmten Brunnen des Giovanni Orsano, obwol er schon lange nicht mehr springt, geziert ist, und sich zwischen dem Dome mit seinen vielfachen Stufen und dem alten Kaufhause ausbreitet, dessen gothische Architektur mit den zierlich gewundenen Säulen, den gekoppelten spitzbogigen kleinen Fenstern und den metallenen Greifen, welche an Ketten den Stab des Richtplatzes halten, auffallend an Venedig erinnert[53]. Die Piazza Grimana, auf der man das schönste Fragment von den alten, die Stadt umgebenden Mauern mit einem antiken Bogen, den man Arco d' Augusto nennt[54]. Die Piazza del Papa mit der Bronzestatue des Papstes Julius III. von Danti aus Perugia[55]. Die Piazza Sopramaro auf ungeheuren Substructionen ruhend, welche die beiden Hügel mit einander verbinden, welche den Dom und das Castell tragen, und jetzt zum Corso für die Peruginer dienen[56], und die Piazza Oddi[57] mit dem Palaste gleiches Namens, der wegen einer Sammlung von Alterthümern eines Besuches werth ist[58]. Perugia ist reich an Gemälden, öffentlichen Denkmälern und sehenswerthen Gebäuden, deren erstere sich theils in den zahlreichen Kirchen, theils in öffentlichen Gebäuden oder in Privatsammlungen vorfinden. Von den Kirchen sind besonders merkwürdig: der dem heil. Lorenzo geweihte Dom, ein Gebäude, das zu den schönsten Italiens gehört[59], im 15. Jahrhunderte erbauet worden ist. Das hohe und

---

33) Schubert a. a. O. S. 498. 34) Ebend. S. 505. 35) *Gambini*, Guida di Perugia. (Perugia 1826.) Eine Abbildung der Stadt s. bei Frommel a. a. O. S. 264. 36) Neigebaur a. a. O. S. 54. 37) Briefe in die Heimath aus Teutschland, der Schweiz und Italien; von D. Fr. H. v. der Hagen. (Breslau 1821.) 4. Bd. S. 339. 38) Carus a. a. O. S. 74. 39) Historisch-politisch-geographischer Atlas der ganzen Welt, oder großes und vollständiges geographisches und kritisches Lexikon 2c. Aus des berühmten k. span. Geographi *M. Bruzen la Martiniere* Dictionnaire géographique et critique. (Leipzig 1747. Fol.) 8. Th. S. 1833. 40) Carus a. a. O. Fleck a. a. O. S. 219. Menzel S. 279. Frommel hingegen nennt sie zwar einen blühenden Ort, sagt aber sie sei schlecht gebaut. 41) Frommel a. a. O. S. 266. 42) s. *Artaria's* Guide. p. 343. 344. 43) Encyclopédie ou Dictionnaire raisonnée des sciences, des arts et metiers, par une société de gens de lettres. (Genève 1778.) T. XXV. p. 402. 44) Menzel S. 279. 280.

45) Hassel a. a. O. S. 646. 46) Im Mittelalter besaß die Stadt über 40,000 Bewohner, nach Balbi gegenwärtig 30,000, nach Neigebaur 16,000, nach Sommer 15,000 Einwohner. 47) Dasjenige Thor, durch das man von Assisi oder Rom her die Stadt betritt, nennt Menzel (S. 279) antik und mit römischen Säulen geziert, dagegen v. der Hagen (4. Th. S. 340) ein modernes. 48) Frommel (S. 266) gibt deren 103 und 30 Klöster an, ebenso August Lewald in seinem Handbuche für Reisende nach und durch Italien. (Stuttgart 1840.) S. 226. 49) Hassel (a. a. O.) gibt 24 Mönchs- und ebenso viele Nonnenklöster an; Frommel und Lewald bestimmen ihre Zahl auf 30; v. der Hagen sagt nur, daß die Stadt mehr Kirchen und Klöster habe, als sie braucht. 50) *Martiniere* l. c. p. 1833. Neigebaur 3. Th. S. 54. 51) v. d. Hagen 4. Th. S. 340. 52) Conversations-Lexikon für gebildete Stände. (Leipzig 1835.) 8. Bd. S. 428. 53) Carus a. a. O. S. 74. 54) Lewald S. 227. 55) Ebendas. Frommel S. 266. 56) Handbuch fü Reisende in Italien; von D. Ernst Förster. (München 1840.) S. 485. Frommel a. a. O. Lewald a. a. O. 57) Hassel a. a. O. 58) Förster S. 484. 59) Kephalides a. a. O. S. 219. Nach v. der Hagen (4. Th. S. 341) verräth dasselbe nur noch durch die

geräumige[60]) Innere ist ganz erneuet, aber heiter und freundlich, etwas bunt, von modernen mächtigen Säulen künstlichen Marmors getragen[61]), mit Glasgemälden des G. Francesco de Barone Brunacci und Constantin Rosato[62]). Unter den zahlreichen Gemälden, welche diese Kirche enthält, sind besonders bemerkenswerth eine heil. Jungfrau von Luca Signorelli von Cortona (1439—1525)[63]), die im J. 1620 gemalte Himmelfahrt U. L. F. von Ippolito Borghese, einem Nachahmer des Pistoja[64]). Die Abnahme Christi vom Kreuze, eins der besten Bilder des Federico Baroccio (1528—1612)[65]). In dieser Kirche wurde sonst auch die Vermählung der Jungfrau Maria von Pietro Perugino, dem Lehrer Rafael's (1446—1525), bewundert, das aber nach dem Vertrage von Tolentino spurlos verschwunden ist und durch eine Copie von Wicar ersetzt wird[66]). Auch finden sich hier noch Bilder von Giov. Antonio Scaramuccia (1580—1650) und seinem Sohne Luigi (geb. 1616, gest. 1680) u. A.[67]). Noch reicher an Gemälden ist die Kirche des reichen Benedictinerklosters S. Pietro fuori le mura; ihre Wände sind stark mit Bildern behangen, sodaß sie fast einer Gemäldegalerie ähnlich sieht, doch hat sie auch noch manches andere Sehenswerthe, so das geschmackvolle Tafelwerk des Chors, die schönen antiken Säulen[68]) und noch manches Andere. Das Holzschnitzwerk des Chors soll angeblich nach Rafael Sanzio's Zeichnungen verfertigt sein[69]). In dieser in Basilikenform erbauten Kirche, die eine der größten im Kirchenstaate ist, findet man drei gute Bilder von Vasari (1512—1574)[70]), eine schöne Madonna mit einem Jünglinge, in welchem Rafael abconterfeit ist von Odoni d'Assisi, einem Schüler desselben[71]), einen heil. Gregor von Cav. Ventura Salimbeni (1557—1613)[72]); einige Arbeiten des Girolamo Danti, eines Peruginers (1547—1680)[73]); in S. Mauro einige sehr schöne weibliche Köpfe[74]), eine sehr schöne Copie der Rafael'schen Grablegung[75]), die früher hier gewesen, und eine heil. Apollonia[76]), sämmtlich von Giov. Bat. Salvi, genannt il Sasso ferrato, einem Caraccisten (1605—1685), einige Heilige, Fragmente von Fresken, von Pietro Vanucci, genannt il Perugino[77]), dem Lehrmeister Rafael's (1446—1524), und in der Sakristei einige auch ihm zugeschriebene Bilder[78]), worunter sich sechs sehr bemerkenswerthe, atempera gemalte Köpfe befinden[79]), eine in kunstgeschichtlicher Beziehung sehr sehenswerthe Jugendarbeit Rafael Sanzio's von Urbino (1483—1520), Christus und Johannes als Kinder[80]); eine überaus liebliche Madonna, die ihr Kind lesen lehrt, von Parmigianino[81]); die Verkündigung von Bernardino Pinturichio, einem Zeitgenossen und Nachahmer Rafael's (1454—1513); eine Pieta mit den Heil. Hieronymus und Leonardus von Benedetto Bonfigli (1420—1496), dem besten Peruginer seiner Zeit, eine Anbetung der heil. drei Könige von Adone Doni (ein Bild ist von ihm schon vom J. 1472 vorhanden)[82]); auch von Albano[83]), Giannicola[84]) und andern Meistern enthält die Kathedrale schätzbare Gemälde. In dem daranstoßenden Benedictinerkloster hält der Orden gewöhnlich seine Generalversammlungen. Köstlich ist von hier aus die Ansicht von Assisi, das thronend auf seinem Berge sich erhebt. Die Kirche von S. Franceso de' minori conventuali war vordem auch ein viel größerer Schatz von Gemälden als gegenwärtig. Hier war früher die berühmte Grablegung Rafael's, welche sich im Palazzo Borghese zu Rom befindet und hier durch eine Copie des Gioseppe Cesari d'Arpino[85]) ersetzt ist. Noch immer sieht man dort einen heil. Sebastian von Pietro Perugino[86]) und bewundert in der Kapelle del Gonfalone die von ihm gemalte Standarte, die von den Peruginern ungemein hoch geachtet wird[87]); dann das Bild des Gekreuzigten, zwischen der heil. Apollonia und dem heil. Hieronymus, von Domenico di Paris Alfani (1483—1553) und seinem Sohne Orazio (1510—1583) gemeinschaftlich gemalt[88]); ein großes Weltgericht von Adone Doni[89]); die heil. Dreifaltigkeit mit vier Heiligen in der Capella degli Oddi von Vincenzo Pagani (um 1529)[90]); ein im J. 1564 gemaltes Bild des Arrigo Fiamingo, der sich auf demselben Henricus Malinis unterschrieb[91]); Gemälde von Giacomo Giorgetti (lebte fast das ganze 17. Jahrh. hindurch) und Girolamo Marinelli[92]); eine Tafel von

---

gothischen Fenster sein Alterthum, ist aber sonst außen ganz rohes Mauerwerk, worauf stellenweise eine antike Bekleidung angefangen ist. Frommel (S. 267) nennt ihn einen kühnen gothischen Bau.

60) Carus (2. Th. S. 75) sagt von ihm, daß er nicht ganz im reinen gothischen Styl erbauet sei. 61) v. der Hagen und Carus. 62) Von diesen Meistern, deren Lewald und Förster erwähnen, habe ich weder in Lanzi, noch Füßli, noch Nagler eine Nachricht gefunden. 63) Fleck a. a. O. S. 220. 64) s. die Geschichte der Malerei in Italien rc. v. C. Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. v. Quandt, herausgegeben von A. Wagner. (Leipzig 1830.) 1. Th. S. 570. 65) Lanzi a. a. O. S. 194. Menzel S. 286. Neues allgemeines Künstler-Lexikon rc. von D. G. K Nagler. (München 1835.) 1. Bd. S. 279, ein Bild, sagt dieser, in welchem der lebendige Geist des Künstlers und die sprechende Charakteristik zu verehren sind. Ergreifend ist das Bild der in Ohnmacht sinkenden Maria, ihr herzzerreißender Schmerz stimmt zum Mitgefühl. Der Knecht, welcher Christi Leib umfaßt, der sinkende Christus selbst, bleiben gediegene vortreffliche Erfindungen. Nach Lewald (S. 227) befindet sich dieses Gemälde gegenwärtig in der Pinakothek des Vaticans. 66) Frommel S. 267. Dieser Vermuthung erwähnt auch Lanzi 1. Th. S. 354. Fleck 2. Th. S. 220. 67) Artaria a. a. O. 68) Neigebaur a. a. O. S. 55. 69) Förster S. 482. Artaria S. 344. Frommel S. 267. 70) Artaria a. a. O. Frommel. 71) Menzel S. 279, doch kann ich diesen Meister weder bei Lanzi, noch bei Füßli unter Rafael's Schülern finden. 72) Lanzi 1. Th. S. 306. 73) Ebend. S. 416.

74) Menzel S. 280. 75) Artaria S. 344. 76) Carus S. 75, diese soll nach Rafael's Zeichnung sein. 77) Förster S. 482. 78) Die allgemeine teutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Leipzig 1835.) 8. Bd. S. 428. 79) Carus S. 75. 80) Frommel S. 267. Förster S. 482. Real-Encyklop. a. a. O. 81) Menzel S. 279, doch gibt er nicht an, von welchem Maler dieses Beinamens, ob von Francesco Mazzuoli (1505–1540), Michele Rocca (um den Anfang des 18. Jahrh.) oder von Girolamo Scaglia (um 1672) das Bild sei; wahrscheinlich ist es aber, daß der erstere gemeint sei. 82) Förster S. 482. 83) Frommel S. 267. 84) Neigebaur S. 55. 85) Frommel S. 267. Lanzi 1. Th. S. 358. 86) Förster S. 483. 87) Frommel S. 267. 88) Lanzi 1. Th. S. 342. 89) Ebend. S. 344. 90) Ebend. S. 345 u. 399. 91) Lanzi 3. Th. S. 409. 92) Ebend. 1. Th. S. 462. Marinelli malte 1630.

Taddeo Bartoli (1403)[93]; unter einem Altar befindet sich ein Sarkophag aus dem 4. Jahrh., und in der Sakristei blos in einem offenen Schranke ohne Mausoleum, das er wol verdient hätte, die Gebeine Braccios Fortebraccio's[94]), dann einige sehr schöne Sachen von Fiesole (namentlich in zwei kleinen Bildern die Verkündigung Mariä)[95]) und höchst merkwürdige kleine Bilder, miniaturmäßig ausgeführt, und des heil. Bernardino's Leben, die dem Vittore Pisanello, der um 1450 blühte, zugeschrieben werden, jedoch zu hart in der Farbe und die Figuren ungewöhnlich lang und hager, und nach Lanzi von einem Andern sind[96]). Höchst interessant ist auch die Augustinerkirche, welche eine Hauptsammlung von Gemälden des alten Meisters Pietro Perugino enthält, welche zwar durchaus neuer als diese ist, aber in diesen ihren Gemälden eine sehr erfreuliche und lehrreiche Übersicht dieses Meisters gewährt. Man findet dort von ihm: Christi Geburt und Taufe; zwei himmlische Conversationen (eine von 1509); die Anbetung der Könige; Hieronymus und Magdalene; Gott Vater mit den Engeln. Alles große und meist Altarbilder. In der Sakristei sind kleinere, die Beschneidung, Anbetung der Könige, das Abendmahl und die Himmelfahrt, ganz ähnlich denselben kleinen Vorstellungen von Rafael, welche mit der großen Krönung Mariä von hier aus der Kirche S. Francesco[97]) über Paris nach Rom in den Vatican gekommen sind. Dann acht merkwürdige Köpfe, gleichsam die Studien zu den vornehmsten und häufig wiederholten Lieblingsgesichtern dieses Meisters und seiner Schule[98]). Außerdem findet man hier noch eine Ausgießung des heil. Geistes von Taddeo Bartoli[99]), ein Bild des Antonio Viviani, genannt il Sordo d'Urbino (gest. unter Papst Paul V.)[1]) und eine Abbildung der heil. Magier von Eusebio da S. Giorgio (1478—1550)[2]). Nebenan bei der Brüderschaft des heil. Augustin sieht man von P. Perugino eine Mutter Gottes mit dem Kinde und drei Heiligen (1520), von seinem Schüler Orazio de Paris Alfani, welcher Rafael'n am nächsten kam, auch eine heil. Jungfrau mit dem Kinde und den heil. Johannes, Philippus, Hieronymus, Augustin, Dominicus und Franziskus[3]). Hier ist noch eine große Arbeit auf Mauergrund von Giulio Cesare Angeli (1570—1630)[4]). Nicht minder interessant sind die alte und neue Dominikanerkirche. In der ersteren ist besonders das von Giovanni Pisano gefertigte Grabmal des im J. 1303 verstorbenen P. Benedict XI.[5]) bemerkenswerth, das ganz in gothischen Bogen und Zierathen ausgeführt ist. Giovanni machte hier auch das Grabmal des Bischofs Giudotti in der neuen Dominikanerkirche, welches er fester gründete und besser ausbaute[6]). In diesen Kirchen gibt es aber auch viele beachtungswerthe Gemälde, als da sind: die Glasmalereien der Fenster, welche der Dominikaner Fra Bartolomeo da Perugia im J. 1411 malte[7]); ein sehr schönes Bild von Mariano da Perugia (1516—1547)[8]); eine Pietà und ein Bild der Weisen von Benedetto Bonfigli; eine Madonna auf dem Throne mit Heiligen nebst einer Verkündigung von Fiesole[9]); auch einige andere Bilder dieser Kirche verdienen alle Aufmerksamkeit. Von außen zeichnet sich dieselbe durch eine herrliche Façade aus[10]). Bei der Brüderschaft des heil. Dominicus sieht man ein altes Gemälde vom J. 1447, welches die Unterschrift hat: **Opus Johannis Bochatis de Chamereno**[11]). Das Oratorium des heil. Petrus des Märtyrers besitzt eine Madonna, eins der schönsten Werke des Perugino, die so überaus lieblich ist, daß sie von Einigen dem Rafael zugeschrieben wird[12]); nebstdem besitzt die kleine Kirche auch noch eine Geburt und eine Taufe Christi von demselben Meister[13]). Bei den Camaldulensern, aus deren Kloster man eine überaus herrliche Aussicht über die Gebirge und in die Thäler hat, welche die Stadt umgeben, bewundert man in einem Chore ein neu aufgefundenes Frescobild Perugino's, eigentlich Rafael's, dessen Anordnung einigermaßen auf die bekannte Disputa des Letztern in den Zimmern des Vaticans erinnert[14]). In der Kirche

---

93) Förster S. 483. 94) Förster und Frommel a. a. O. und Lewald S. 227. 95) Carus 2. Th. S. 78. Fra Giovanni da Fiesole auch Giovanni Angelico genannt von 1387—1455. 96) Lanzi 2. Th. S. 22. Carus (a. a. O.) macht ihn zum Lehrer des P. Perugino, und sagt, daß das eine der Bildchen wirklich mit sehr saubern Figuren geziert sei. Nach G. B. Rampoldi's Corografia dell' Italia. (Milano 1835.) Vol. III. p. 162 besitzt, wie er sagt, das kleine Kirchlein von S. Francesco noch ein Portrait des Braccio und acht Bilder des Giov. Ant. Scaramuccia. Nach Vasari und Lanzi (1. Th. S. 353) malte Rafael für die Conventualen Mariä Himmelfahrt, nebst drei Ereignissen aus ihrem Leben am Sockel, die sämmtlich ein vollendetes Werk sind, nach Lanzi (1. Th. S. 384) eine Auferstehung mit einem Bildnisse Rafael's, das von Pietro Perugino sein soll. 97) s. den Schluß der vorhergehenden Note. 98) v. d. Hagen 4. Th. S. 343. Bei dieser Sammlung, sowie auch bei einigen anderen, möchte man allerdings der Warnung Lanzi's (1. Th. S. 338) gedenken, der da von Pietro sagt: In Perugia gesehen steigt er gewöhnlich in der Achtung der Reisenden, deren Viele nur ihm untergeschobene Werke gesehen hatten. 99) Förster S. 483.

1) Artaria S. 344. 2) Lanzi 2. Th. S. 342.

3) v. d. Hagen 4. Th. S. 343. 4) Lanzi 1. Th. S. 468. 5) Giovanni, Nicolaus' Sohn, starb 1320; s. über ihn und seine Werke und dieses Grabmal, das Tav. XXI. Vol. I. abgebildet ist, des Grafen Leop. Cicognara Storia della Scultura del suo risorgimento in Italia sino al Secolo di Napoleone, per servire di continuazione alle opere di *Winckelmann* e di *d'Agincourt*. (In Venezia 1813. Fol.) Tom. I. p. 381. 6) Auf einem hohen, reich verzierten, Unterbaue liegt der Papst in vollem Staate; ein Engel am Haupte und einer zu Füßen hält den Vorhang zurück; dieser hängt von einer sargförmigen, mit vier Brustbildern von Aposteln verzierten Kiste herab, auf welcher in drei gothischen Nischen von erhabener Arbeit die heil. Jungfrau mit dem Kinde sitzt, und der heilige Ambrosius und Dominicus stehen, neben welchem abermals der viel kleinere Papst knieet. Gewundene und zugleich gereifte Säulen, an welchen kleine Figuren kleben, tragen die Eckthürmchen, den Bogen mit dem Kleeblatte und den Giebel mit dem Vordache, woran im Kleeblatte das Brustbild des Heilandes erscheint. v. d. Hagen 4. Th. S. 342. 7) s. D. G. K. Nagler's Künstlerlexikon. (München 1841.) 11. Bd. S. 134. 8) Lanzi 1. Th. S. 343. 9) Förster S. 483. Nagler 2. Th. S. 38. 10) Reallexikon a. a. O. 11) Lanzi 1. Th. S. 328. 12) Lewald S. 227. Förster S. 483. 13) Carus 2. Th. S. 75. 14) Ebend. S. 78. Neigebaur (3. Th. S. 55) sagt, diese Freske sei eine Arbeit Rafael's vom J. 1505 und sei als Jugendarbeit desselben höchst bemerkenswerth, sowol um seiner Schönheit als seiner Ähnlichkeit willen mit dem obern Theile der Disputa. Auch Frommel (S. 267) gibt diese leider sehr be-

der S. Maria auf Monte Luci befindet sich eine Himmelfahrt der Maria, die von Vielen als eine derjenigen Arbeiten angeführt wird, welche Gianfrancesco Penni, ein Florentiner, genannt il Fattore (1488—1528) für seinen Meister Rafael nach dessen Tode ausführte, deren unterer Theil, wo die Apostel sind, von Giulio ist, der obere, von Rafaelischer Anmuth, soll von Fattore sein, während Vasari ihn dem Perino zuschreibt [15]. In der Sakristei befindet sich der Sockel dieses Gemäldes, der von einem von dem Meister selbst hochgeachteten Schüler Rafael's, Berto di Giovanni (auch Bertus Joannis Marci, malte 1497—1523), sein soll, die Ereignisse der Madonna darstellt, und ganz Rafaelisch ist [16]. Bei S. Maria dei Fossi befindet sich ein berühmtes Bild des Pietro Perugino: Maria und Anna, mit den heil. Joseph, Joachim, den beiden Marien und ihren Kindern dasitzend [17]. In S. Maria nuova ist ein sehr schönes Bild, die Reinigung der heil. Jungfrau Maria von Andrea Sacchi (1600—1661), eine Zierde der Stadt, und eine köstliche Himmelfahrt Mariä von Guido Reni (1575—1642) [18], eine Verkündigung von Niccolo Alunno aus Foligno (1458 und 1492), dem gemüthlichsten Unschuldsmaler, den es gibt [19], und eine Anbetung der Könige von Pietro Perugino [20]. S. Maria del Popolo zeigt ein schönes Bild des Cristoforo Gherardi, genannt Doceno, eines Schülers Raffaelino's (Gio. Maria Battalla 1496—1552), dessen oberer von ihm gemalter Theil so artig und anmuthig, als der untere, von Lattanzio della Marca, stark und derb ist [21]. In diesem Theile des Bildes der Madonna zeigt sich eine Menge Volkes in flehender Gebärde; Gesichter, die sich in der That empfehlen, eine gute Anordnung, schöne Landschaft, Kraft und Vertheilung der Farben, und im Ganzen ein Geschmack, der nicht Peruginisch scheint [22]. In S. Fiorenzo ist das Grab des vortrefflichen Architekten Galeazo Alessi, der in Perugia geboren wurde, aus der Schule Michel Angelo's hervorging und 1572 starb [23]. Hier war früher auch eine Madonna unter Heiligen von Rafael, welche aber nach England gekommen ist [24]. Agli Incurabili ist eine Verkündigung von höchst lebhafter Farbe von Antiveduto Grammatica (gest. 1626) [25]. In der Kirche des heil. Thomas ist dieser Apostel von ihm, der Thomas dagegen, welcher die Wunde des Heilandes betastet, von Giannicola da Perugia, der in diesem Bilde viel von seinem Meister Pietro Perugino hat, nur daß die Köpfe nicht so gewählt sind, als bei diesem [26]. Bei den Philippinern befindet sich ein sehr gutes Gemälde, eine in jeder Hinsicht reizende Darstellung, von Luigi, dem Sohne des Giov. Ant. Scaramuccia (1616—1680) [27]. In der Sakristei der Kirche des heil. Philipp ist auch ein Bild von Vincenzo Pellegrini (1575—1612), das aber in einem sehr trockenen Styl gemalt ist, worin man die Schule Baroccio's nicht wieder erkennen möchte [28]. In der neuen Kirche der Philippiner sollen auch Gemälde von Guido und Cortona und in der Sakristei eine heilige Familie von Rafael vorhanden sein [29]. In S. Antonio bewundert man in der Anbetung der heil. drei Könige eins der besten Werke des Pietro Perugino [30]. S. Simone besitzt in dem Bilde der heiligen Blutzeugen Christi ein vorzügliches Gemälde desselben Meisters, das für eins der ersten wohlgeordneten Altarbilder gelten kann [31]. In der Sakristei der Eremitaner sind mehre Bilder von Pietro Montanini, einem Landschaftsmaler (gest. 1689), die man fast niederländischen Geschmacks nennen möchte [32]. Bei den Jesuiten, deren Kirche durch ihre besondere Bauart ausgezeichnet ist, finden sich Gemälde von Sguazzino, der um 1600 lebte [33]. Auch S. Bernardino, deren schöne Façade vom J. 1461 ist [34], hat hübsche Schildereien [35]. Die drei kleinen Gemälde, mit welchen Rafael die Altarstufen in der S. Annenkirche geschmückt hatte, sind schon längst verschwunden, in die Orleans'sche Sammlung gekommen und mit dieser weiter zerstreuet worden [36]. Sehr sehenswerthe Kirchen sind noch S. Angelo, welche auf dem Grunde eines Vulkantempels erbauet ist, dessen alte Form sie zum Theil noch zeigt, und eine sehr alte Inschrift besitzt, die sich darauf bezieht [37], S. Girolamo, S. Chiara, S. Catharina und mehre andere Kirchen, die freilich manche ihrer Kunstschätze eingebüßt haben, die nach Paris übergeführt, nun nach ihrer Rückkehr in der Pinakothek des Vaticans zu sehen sind.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind auch mehre, die in artistischer Hinsicht mehrseitig beachtungswerth sind, und zwar vor allen übrigen: der große Palazzo della magistratura (Palazzo publico e del governo), gegenwärtig der Sitz des päpstlichen Delegaten, der Municipalität, des Archivs und verschiedener Kanzleien, ist ein imposantes und sehr weitläufiges Gebäude, im teutsch-italienischen

---

schädigten Fresken als Arbeit des jungen Rafael an, das Kenntliche daran zeige den strengen Schüler Perugino's, von dessen Manier der junge Genius noch nicht befreit gewesen sei. Förster (S. 483) spricht auch von einer al Fresco gemalten Kapelle Rafael's; ebenso Artaria (S. 344) und Lewald (S. 227). Da außerdem noch Lanzi (3. Th. S. 19 und 1. Th. S. 358) sowol die Kapelle des heil. Severus als auch den Gekreuzigten, welchen die camaïdulenser Väter aus der Mauer ausgesägt, aufbewahren, als bekannte im J. 1505 gefertigte Jugendarbeiten Rafael's behandelt, so ist Carus hier in einen offenbaren Irrthum verfallen. Nach Lanzi (3. Th. S. 19) haben diese Jugendarbeiten mehr Saftigkeit, als Perugino und Francia je hatten.

15) Lanzi 1. Th. S. 392. 393. 16) Ebend. S. 343. Lewald S. 227. 17) Lewald S. 227. Artaria S. 344. 18) Ebend. 19) Förster S. 483. Alunno malte a tempera, wie die meisten vor Pietro Perugino. 20) Ebend. 21) Lanzi 1. Th. S. 188. Förster S. 483. Frommel (S. 267) nennt ihn fälschlich einen Schüler Rafael's. 22) Lanzi 1. Th. S. 345. Lattanzio della Marca lebte 1553. 23) s. Nagler's Künstlerlexikon. 1. Th. S. 53. Frommel S. 267. Sein Grab sollen weder Grabmal, noch Inschrift bezeichnen. Lewald S. 227. 24) Lanzi 1. Th. S. 359.

25) Lanzi S. 312. Nagler (11. Th. S. 135) schreibt, die Textirung Lanzi's durchaus misverstehend, dieses Bild seinem Lehrer Domenico Perugino zu. 26) Lanzi 1. Th. S. 342. Giannicola wurde um 1478 geboren, starb 1544. Nagler a. a. O. 11. Th. S. 134. 27) Lanzi 1. Th. S. 460. 28) Ebend. S. 448. 29) *Rampoldi* l. c. p. 162. 30) Artaria S. 344. 31) Lanzi 1. Th. S. 337. 32) Ebend. S. 538. 33) Ebend. S. 428. 34) Neigebaur 3. Th. S. 55. 35) Hassel a. a. O. 36) v. d. Hagen 4. Th. S. 347. 37) Artaria S. 344.

Styl, das, wenn auch vielfach verstümmelt, doch noch die schönen mittelalterlichen Formen der Architektur trägt. Der ältere nördliche Theil wurde gegen den Anfang des 14. Jahrh. begonnen[38]), doch scheint das obere Stockwerk später aufgesetzt. Vorzüglich bemerkenswerth ist das große Portal, über dessen Spitzbogen ein Greif und ein Löwe von Erz, welche einen italienischen Wagebalken halten, sich zeigen. Das Gebäude hat aber auch eine Seitenpforte mit Löwenträgern und Rundbogen, spitzbogige Fenster und darüber rundbogige[39]). In diesem alten Gebäude sieht man noch die Mauergemälde des Benedetto Bonfigli, des besten Peruginers seiner Zeit, deren auch Varsari erwähnt; sie stellen die Geschichten des heil. Ludwig und Herculanus vor, und befinden sich im Vorsaale des Delegaten, der ehemals die Kapelle des Regierungspalastes war[40]). Hier soll auch eine sehr schöne Arbeit des Pietro Perugino sich vorfinden[41]) und ein kleines Museum von Antiken bestehen[42]). In dem Archive der Stadt, das durch die Auffindung eines verborgenen Zimmers mit Manuscripten aus dem Mittelalter an Bedeutung sehr gewonnen hat[43]), sind auch noch die ungemein strengen Aufwandsgesetze vorhanden, die im 14. Jahrh. in Perugia galten[44]). Noch interessanter ist das ehemalige Kaufhaus, il Cambio, im 15. und 16. Jahrh., die Börse von Perugia, oder der Versammlungsort der Kaufleute und Wechsler[45]). Er ist die Krone unter den Kunstreichthümern der Stadt, allwo man den alten Meister Pietro Perugino, Rafael's Lehrer, aus den Wandgemälden seiner ganzen Stärke und Höhe nach kennen lernt. In diesem Gebäude ist die Sala del Cambio und die daranstoßende ehemalige Capella del Cambio ganz mit al Fresco gemalten Bildern Perugino's und einiger seiner Schüler bedeckt[46]). Die Sala ist eine nach der Straße (dem Corso) zu offene Bogenhalle, die ursprünglich zur Börsenhalle bestimmt gewesen sein mochte, und die Kapelle ist ein daran stoßendes, ebenfalls gewölbtes Zimmer. Beide sind leider nur zu tief, im Erdgeschosse gelegen, und zum Theil auch darum zu dunkel, um alles in gehörigem Lichte zu sehen. In der Sala erscheinen in den Halbrunden der Bogenwände groß: 1) oben die Mutter Gottes mit dem Kinde, unten, anbetende heidnische Helden, in nicht ganz lebensgroßen Figuren, deren Unterschriften sie nennen: Lutio, Sicinio, Leonida Lacedemonio, Oratio Coclis, Publio Scipione, Pericle Ateniense, Quinto Cincinnato. 2) Oben wieder die Mutter mit dem Kinde und unten ebenso heidnische Weltweise und Helden: Fabio Maximo, Socrate Filosofo, Numa Pompilio, Furio Camillo, Pittaco Greco, Trajano Imperatore. 3) Die Propheten: Jesaias, Moses, Daniel, David, Jeremias, Salomo und die Sibyllen Erythräa, Persica, Cumana, Lybica, Tiburtina, Delphica. 4) Die Anbetung der Hirten. 5) Die Verklärung[47]). Dieser Saal wurde von Perugino von 1500—1507 gemalt, wobei eben höchst wahrscheinlich ist, daß ihm Andrea Luigi, genannt l'Ingegno, nicht geholfen habe[48]). Kindliche Einfalt, lächelnde Liebe, jene zarte, nur dem Mittelalter bekannte „Gottes-Minne," ein seliges Vertrauen, eine glückliche Ruhe spricht aus allen diesen Bildern[49]). Die Kapelle ist ganz ausgemalt (1515—1518) und von großer Frische. An der Decke ist Gott Vater als lächelnder Greis unter einer Menge kindlicher Engel, dann Evangelisten und Kirchenväter. Unten und am Altare die Geschichte Johannes des Täufers, von Giannicola da Perugia, der von Pietro gern zu seinen Arbeiten gezogen wurde[50]), die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt und Taufe Christi. In den zwei großen, vorn gegenüberstehenden Bogenwänden, die Geschichte der Herodias in zwei Gemälden; daneben angelehnt, zwei Sibyllen, die Erythräa und Lybica[51]). Unter den Propheten des Saales ist Daniel das Bildniß Rafael's[52]). Rechts beim Eingange in den Saal findet sich eine Art länglicher Kanzel mit schönen Arabesken in Holz, nach Zeichnungen von Rafael. Dieser Kanzel gegenüber sieht man an einem Pfeiler das Portrait Perugino's, von ihm selbst gemalt, in einem schwarzen Kleide mit rothem Käppchen. Das Brustbild athmet Geist und Leben; die dankbaren Mitbürger haben darunter ein schönes Lob geschrieben[53]). In dieser Kapelle soll Rafael nach Andeutungen seines Meisters besonders den Plafond gemalt haben, was man aus den präcisen, aber dennoch weichen, zarten Conturen schließt, und nicht minder auch aus dem herrlichen Colorit. Im Saale sind über den heidnischen Helden und Feldherren in der Höhe vier Allegorien: die Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Stärke. Im Oratorio della giustizia, dessen Façade mit Reliefs in terra cotta von Luca della Robbia (1438—1460) geziert ist, befindet sich eine Madonna des Pietro Perugino[54]). Im Waisenhause ist eine sehr schöne Verkündigung von Benedetto Bonfigli im neuern Styl. Der Engel darin ist sehr schön und man könnte das Bild mit den besten seiner Zeit vergleichen, wäre nur die Zeichnung genauer[55]). Eine für die Geschichte der Malerei sehr wichtige Sammlung von Gemälden befindet sich in der Akademie der schönen Künste. Hier findet man vor Allem eine Reihe Peruginischer Bilder, von Perugino selbst einen heil. Franciscus, Sebastian und Andere[56]), sowie auch hinter Glas eine Quittung desselben über den Preis eines seiner Bilder[57]); eine Pietà desselben Meisters[58]); eine Madonna auf dem Throne von Pinturichio, eine Madonna mit dem Kinde von Benozzo Gozzoli

38) Neigebaur S. 54. 39) v. d. Hagen 4. Th. S. 340. 40) Lanzi 1. Th. S. 335. Nagler's Künstlerlexikon. 2. Th. S. 38. 41) *Artaria* p. 344. 42) Hassel a. a. O. 43) Förster S. 403. Frommel S. 267. 44) Frommel S. 266. 45) v. d. Hagen (S. 344) nennt den Ort das Versammlungshaus des Adels. 46) s. darüber Schorn's Kunstblatt zum Morgenblatte. 1821. Nr. 33. 47) v. d. Hagen a. a. O.

48) s. K. F. L. v. Rumohr's italienische Forschungen. (Berlin 1827—1831.) 2. Th. S. 325—331. 49) Menzel S. 280. 50) Lanzi 1. Th. S. 342. 51) v. d. Hagen 4. Th. S. 344. 345. 52) s. Schorn's Kunstblatt a. a. O. S. 131. 53) Die Inschrift lautet:

Petrus Perusinus egregius pictor,
Perdita si fuerit, pingendi hic retulit artem.
Si nusquam inventa est, hactenus ipse dedit.

Auf der Kehrseite steht Anno Salutis MD. Ebend. S. 132. 54) Frommel S. 267. Förster S. 483. Lewald S. 227. 55) Lanzi 1. Th. S. 335. 56) Fleck a. a. O. S. 220. 57) Frommel S. 268. Lewald S. 228. 58) Förster S. 484.

(1400—1478), Gemälde von Taddeo Bartoli, Bonfigli, Giannicola und andern alten umbrischen Meistern [59]), ein Bild des Caravaggio [60]), eine Sammlung von Gypsabgüssen der besten Originale von Florenz, Rom, Neapel [61]), etrurischer Gefäße und alter Bronzen [62]). Auch mehre Privatgalerien haben sehr schätzbare Bilder, von der Art sind: die des Connestabile Staffa, eine kleine, mit dem Kinde lesende Madonna, eine der lieblichsten dieses Meisters, mit einer Bescheinigung darüber, aus Rafael's früherer Zeit, voll Einfalt und Innigkeit, vollkommen als Miniaturgemälde, von Amsler in Kupfer gestochen [63]); jene des Barons della Penna mit einem kostbaren Perugino, der früher bei den Serviten war [64]); die des Marchese Monaldi mit dem Neptun von Guido Reni (gest. 1642) [65]), welchen ein Monaldi, der Cardinallegat von Bologna war, bei dem Künstler selbst bestellte; die Casa Baldeschi mit einer Handzeichnung von Rafael zu Pinturichio's Fresken in Siena [66]); das Museo Oddi mit Alterthümern, jetzt schon sehr geschwunden [67]), und Frigeri mit Madonnen von Orazio di Paris Alfani, die den Arbeiten Rafael's sehr gleichen [68]). Auch einzelne Häuser der Peruginer haben manches sehenswerthe Gemälde minder bekannter und doch beachtungswerther Maler. So sollen nach Lanzi [69]) viele Häuser Bilder von Pietro Montanini, einem Schüler Ciro Ferri's, und Salvator Rosa's haben; nicht minder Altarbilder von Andrea Sacchi, die eine Zierde der Stadt sind (?) [70]), schöne Gemälde von Sinibaldo da Perugia (1524 und 1528) [71]), auch von Luigi Scaramuccia sind, so sagt Lanzi [72]), viele Leinwandbilder, öffentliche wie in Privathäusern, hier zu sehen.

Diese kunstreiche Stadt hat aber auch mehre öffentliche Denkmäler, die für die Geschichte der Sculptur von besonderer Wichtigkeit sind, und zwar verdient vor allen anderen Werken dieser Art der große Springbrunnen des Giovanni Pisano, welcher der Stadt 60,000 Dukaten gekostet haben soll [73]), die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Vor dem großen Regierungsgebäude erhebt sich auf 12 Stufen eine zwölfseitige Marmorbrüstung, mit erhobenem Bildwerke, Apostel und Heilige als Stützen. In der Mitte tragen viele Säulen ein Marmorbecken und darauf drei Nymphen eine Schale, auf welcher drei Greifen, das Stadtwappen, sonst Wasser sprühten. Der obere Theil, von den Nymphen an, ist aus Erz. Das Ganze ist, wie die Inschrift besagt, um 1285 fertig geworden [74]). Vor dem Dome sind die mittelmäßigen Statuen der sitzenden Päpste, Paul II., 1464—1471, und Julius' II., 1503—1513 [75]). Auf der Piazza del Papa ist die eherne Statue Papst Julius' III. von Vincentio Danti, einem Peruginer, 1530—1576 [76]), der zugleich auch Maler war. Höchst würdig und doch mild, sitzt der langbärtige Kirchenvater auf dem Adler- und Sphinxthrone, mit aufgehobener Rechten segnend; und ungemein zierlich ist die Ausarbeitung, besonders der feinen Bildwerke auf dem päpstlichen Pluviale [77]). Ein trefflicher Erzguß, von dem Meister selbst in der Aufschrift als Jugendarbeit bezeichnet [78]), aber dennoch einer seiner besten. Auch an römischen Alterthümern fehlt es der Stadt nicht; so hat es ein einfaches, antikes Thor, der Bogen des Augustus genannt, auf der Piazza Grimana [79]), dabei ein schönes Fragment von den alten, die Stadt umgebenden, Mauern [80]). Die Kirche St. Angelo zeigt noch die Form des alten Mars- oder Vulkantempels, dem sie entstammt [81]). Das archäologische Cabinet, im ehemaligen Olivetanerkloster, wird blos aus Gegenständen gebildet, welche bei Nachgrabungen in und um Perugia gefunden wurden; es ist reich an etruskischen Inschriften [82]), darunter eine von 45 Linien [83]); Fragmente eines etruskischen Wagens aus Bronzeguß, mit Reliefs im J. 1810 entdeckt (etruskische Quadrige) [84]); eine Sammlung von Vasen, und darunter eine herrliche gelbrothe, mit dem Bacchanale, Atalante und Meleager, nach Anderen Admet und Alceste; lateinische Inschriften im Corridor des zweiten Stockes [85]). Ausgesucht, aber nicht reich ist auch das Medaillencabinet [86]). Perugia, unter deren Einwohnern sich auch ein reicher Adel aufhält [87]) und eine Judengemeinde befindet [88]), besitzt auch mehre Unterrichts- und Bildungsanstalten, als da sind: die schon seit dem Jahre 1307 hier bestehende Universität [89]), die nach der päpstlichen Constitution über den öffentlichen Unterricht vom 27. Aug. 1824 aus vier Collegien besteht und einen Kanzler an der Spitze hat, gegen 400 Zöglinge zählt und mehre ausgezeichnete Lehrer besitzt. Ein schönes Naturaliencabinet, von Canali geschenkt, und ein botanischer Garten gehören der Universität [90]). Das Collegio Pio, nach Papst Pius VII. benannt, ist eine treffliche Lehranstalt für 80 Zöglinge [91]). Perugia hat eine Musikschule und ein im Kirchenstaate seltenes literarisches Cabinet [92]). Die Stadtbibliothek

59) Förster S. 484. 60) Conv.-Lex. a. a. O. 61) Fleck a. a. O. 62) Neigebaur S. 56. 63) v. d. Hagen 4. Th. S. 347. Fleck S. 220. Nach Lewald (S. 228) soll der Originalvertrag des Meisters mit einem Connestabile Staffa verloren gegangen sein. 64) Frommel S. 268. Förster S. 484. Lewald S. 228. 65) Förster, Frommel, Lewald. 66) Förster S. 484. 67) Ebend. Frommel sagt, daß die Michel Angelo zugeschriebene Elfenbeingruppe, eine Kreuzesabnahme, verschwunden sei. 68) Lanzi 1. Th. S. 342. 69) Ebend. S. 538. 70) Ebend. S. 465. 71) Nagler a. a. O. 11. Th. S. 134. 72) 1. Th. S. 460. 73) *la Martiniere* l. c. p. 1833. 74) v. d. Hagen 4. Th. S. 340.

75) Lewald S. 227. Frommel S. 267. 76) Frommel S. 266. Förster S. 485. Lewald S. 227. Papst Julius III. regierte von 1550—1555. 77) v. d. Hagen 4. Th. S. 341. 78) Vincentius Dantes Perusinus adhuc puber faciebat. *Cicognara* l. c. Vol. II. p. 315. 79) v. d. Hagen 4. Th. S. 347. Förster S. 482. Carus 2. Th. S. 75. 80) Lewald S. 227. 81) Frommel S. 266. 267. *Artaria* p. 344. Förster S. 485. 82) Lewald S. 228. 83) s. *Giov. B. Vermiglione*, Saggio sulla grande iscrizione etrusca scoperta nel 1822. (Perugia 1824.) 84) Frommel, Förster. 85) Förster S. 484. Frommel S. 268. 86) Frommel. 87) Hassel a. a. O. 88) Schubert a. a. O. S. 423. 89) Saggio statistico d'Italia del conte Luigi Serristori. (Firenze 1835.) p. 171. 172. Schubert a. a. O. S. 446. Andere setzen die Entstehung der Universität in das J. 1296. *la Martiniere* l. c. Lewald (S. 228) in das J. 1320, ebendahin auch Förster (S. 484) und Frommel (S. 267). 90) Frommel S. 268. 91) Ebend. Förster. 92) Frommel a. a. O.

zählt gegen 30,000 Bände, ist reich an Ausgaben aus dem 15. Jahrh. und hat seltene Manuscripte; so z. B. die Grammatik des Stefano Byzantino aus dem 5. Jahrhunderte[93]), die Miniaturen zu einem heil. Augustinus im 13. Jahrh. im griechischen Style der Behandlung[94]). Über den Letzteren sagt Lanzi (I, 323), daß man darin den Erlöser mit einigen Heiligen und den Anfang der Genesis mit Mennig gemalt findet; was durch die winkelichten und häufigen Falten nach griechischem Style schmeckt, sonst eben die Kunst der Miniaturisten nicht unschicklich als bereits in Umbrien bekannt erweiset. In der Bibliothek des Capitels befindet sich ein Evangelium aus dem 8. und ein Breviarium aus dem 9. Jahrh.[95]). Hier bestehen eine Società economica agraria, die Augusta bonarum artium Academia[96]), die Società de' Filedoni (ein Kunstverein)[97]). Übrigens ist der Sinn für Gelehrsamkeit und Kunst in Perugia noch jetzt wahrhaft hervorstechend[98]). Die Stadt hat mehre milde Stiftungen und Hospitäler, worunter sich besonders ein Waisenhaus auszeichnet[99]). Es befindet sich hier ein Theater und eine großartige, von steinernen Sitzen nach Art eines Amphitheaters eingefaßte Ballspielbahn[1]). Das Archivo della cancelleria decemvirale (Stadtarchiv) enthält viele schätzbare Urkunden zur Geschichte des italienischen Mittelalters[2]). Die Gewerbsthätigkeit Perugia's war vordem viel bedeutender als gegenwärtig; dennoch stehen die Seidenwebereien der Stadt noch immer in großer Achtung[3]). Auch die Baumwollenweberei daselbst ist bedeutend; fast nur aus dieser Gegend zieht man im Kirchenstaate dergleichen einheimisches Gewebe[4]). Man webt daselbst Sammet und andere seidene Zeuche, wie auch Coatings; auch gibt es Wachsbleichen hier[5]). Die Branntweinbrennerei soll hier auch nicht unbeträchtlich sein[6]). Perugia treibt auch nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Borsten- und Rindvieh, Wolle, Seide, Öl und Branntwein, und versorgt Rom mit Hühnern, sowie die näheren und entfernteren Gegenden mit Obst und Gemüse[7]).

3) Geschichte. Perugia hieß im Alterthume Perusia und Perusium, später auch Augusta Perusia[8]). Ebenso, wie über die erste Entstehung anderer Städte herrschen auch über den Ursprung Perugia's unter älteren und neueren Schriftstellern die verschiedensten Meinungen, die aber sämmtlich keinen sicheren geschichtlichen Grund haben. Während Einige sie von einem gewissen Perus, einem römischen Consul, der, weil er länger, als er hätte sollen, in Teutschland verweilte, aus Rom verbannt worden, gegründet und auch benannt wissen wollen[9]), schreiben Andere ihre Gründung dem Trojaner Eulistes zu[10]). Gewiß ist, daß sie in den ältesten Zeiten zu Etrurien gehört habe[11]). Seine, wie der ganzen umliegenden Gegend früheste Einwohner waren Umbrier. Zu diesen gesellten sich später als fremde Einwanderer Pelasger und Tyrrhener, die, nach einer jetzt sehr wenig mehr glaublichen Meinung, mit ihnen vermischt, jene Völkerschaft gebildet haben sollen, welche von dem vielen Räuchern und Opfern Thusci und Etrusker genannt worden seien. Unter den Städten, welche sie, die eigentlich aus den hohen Gebirgsgegenden Rhätiens stammten[12]), gründeten, ragten vor allen übrigen 12 hervor, deren jede eine selbständige Gemeinde (Republik) bildete. Jede derselben hatte eine aristokratische Verfassung, indem nicht Landgemeinden, nicht einmal zahlreiche Rathstage, sondern Zusammenkünfte der Häupter des Landes, der Magnaten (principes Etruriae) über allgemeine Anliegen der Nation entschieden und in den einzelnen dieser zwölf Städte, welche als souveraine Beherrscherinnen der Landschaften verbündet waren, Geschlechter von Optimaten die Zügel der Stadt führten. Zu diesen zwölf ältesten Republiken Etruriens gehörte auch Perusia, welche Stadt auf der Nordostseite des Landes gegen Umbrien hin gelegen, und mit Aretium, Cortona und Clusium als die vorzüglichste Kraft Etruriens betrachtet wurde. Perusia war mit sieben anderen souverainen Orten von dem übrigen südlicher gelegenen Lande durch den in langer Strecke von der Seeküste bis in die Nähe der Tiber fortlaufenden ciminischen Gebirgsrücken getrennt; daher konnte sie lange Zeit durch abgeschickte Hilfstruppen an dem Kriege gegen Rom Antheil nehmen, ohne selbst mit ihnen in Berührung zu kommen, als der etruskische Krieg schon lange mit wechselndem Glücke im Gange war (seit dem J. 436 Roms). Als aber Q. Fabius, um die Etrusker, welche Sutrium, den Schlüssel Etruriens (claustra Etruriae), eine mit Rom verbündete Stadt, belagerten, durch eine Diversion zu nöthigen, jene Belagerung aufzuheben, da es ihm nicht gerathen schien, ihre weit überlegnere Zahl in ihren Verschanzungen anzugreifen, den schreckensvollen ciminischen Bergwald mit seinem Heere unversehens überschritten, und die seit vielen Jahren unverletzten reichen Gefilde Etruriens, wo Niemand einen feindlichen Einfall ahnete, mit seinen Scharen überzogen hatte, da wurde der Kriegsschauplatz mit einem Male in das Perusinische

93) Förster a. a. O. 94) Lewald S. 228. 95) Ebend. S. 227. Fleck (a. a. O. S. 220) sagt über das erstere: Ein lateinisches Evangelistarium auf Purpurblätter mit Goldbuchstaben geschrieben, welches Stücke des Lucas enthält aus dem 6. Jahrh. 96) Iselin, Allgem. histor. Lexikon. (Leipzig 1731.) S. 301. Hassel a. a. O. 97) s. Förster a. a. O. S. 485. 98) Frommel S. 268. 99) Hassel a. a. O.

1) Carus a. a. O. 2. Th. S. 76. 2) D. E. Förster a. a. O. S. 485. 3) Schubert a. a. O. S. 433. 4) Ebend. S. 453. 5) s. Reise durch Italien vom December 1809 bis zum April 1810. Von Ph. A. Nemnich. (Tübingen 1810.) S. 182. 6) Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde. Von J. G. Sommer. (Prag 1835.) 1. Bd. S. 145 und Hassel a. a. O. 7) Sehr interessant über diese Stadt ist auch die italienische Reise von K. Fr. Scholler. (Leipzig 1831.) 1. Bd. S. 364—389. Nemnich a. a. O. S. 182. 8) Über die Geschichte dieser Stadt s. Perugia Augusta, descritta da *Cesare Crispolti Perugino* etc. (In Perugia 1648. 4.) *Pellini*, Historia di Perugia. (Venetiae 1664. 4.) 2 Vol. und *Ciatti*, memorie di Perugia. 4.

9) *Giovanni Villani*, Historie fiorentine. Lib. I. c. 46 (in *Murat.* rer. ital. script. T. XIII. p. 48. 10) s. Perugia Augusta, descritta da *Cesare Crispolti Perugino* etc. (In Perugia 1648.) p. 2. Dort werden auch p. 1—4 die Sagen aufgeführt, daß Noe, Janus &c. als Gründer der Stadt gelten. 11) s. Römische Geschichte von B. G. Niebuhr, 4. unveränderte Auflage. (Berlin 1833.) 1. Th. S. 124. 12) S. 120.

versetzt (438). Da die Landleute vom Adel aufgeboten und in Scharen gebildet, vergebens der Verwüstung ein Ziel zu setzen versucht hatten, zerstreut worden waren und großen Schaden erlitten, versammelte sich nun bei Perusia nicht unter den etruskischen Städten allein, sondern auch aus Umbrien ein regelmäßiges Heer, das von dem römischen Feldherrn vollständig besiegt wurde, während die drei Hauptstädte Perusia, Cortona und Aretium um Frieden und Bündniß baten, welchen sodann ein Waffenstillstand auf 30 Jahre bewilligt ward [13]), nach welchem Perusia eine römische Besatzung aufzunehmen sich bequemte [14]). Als hierauf eilf Jahre später die Samniter die Waffen gegen Rom ergriffen, um vertrauend auf den noch immer nicht ganz beendigten Krieg mit jenen Städten, welche sich nicht beeilt hatten, mit Rom Frieden zu schließen, die gehaßte Nebenbuhlerin zu erdrücken, brach auch Perusia (450) den Waffenstillstand und nahm gleich Clusium, wie Volsinii und Rusellä, und überhaupt alle, die ihn bisher fortgeführt hatten, am etruskisch-samnitischen Kriege Theil [15]), den aber Roms sieggewohnte Feldherren einem glücklichen Ende entgegenzuführen wußten. Als L. Postumius die Volsinier nahe vor ihren Mauern geschlagen (452) und hierauf auch die Landschaft von Rusellä überzogen hatte, wo er eine Stadt einnahm, baten Aretium und Volsinii und auch Perusia um Frieden [16]); als Preis der Unterhandlungen lieferten sie dem römischen Heere Kleidung und Verpflegung und als Preis eines 40jährigen Friedens erlegten sie eine Contribution von 500,000 Assen, eine ganz unbedeutende Summe für solche Staaten. Die Zeit dieses Friedens benutzten die Römer auf das Klügste, um ihre Herrschaft im ganzen Lande zu befestigen, sodaß von fernerem Widerstande in der Folge nicht mehr die Rede sein konnte [17]). Gleich den übrigen etruskischen Städten wurde auch Perusia von den Römern vernachlässigt und wir erhalten keine weiteren Nachrichten mehr über die Lage der Stadt durch ihre Schriftsteller [18]). Noch einmal taucht die nächste Umgebung der Stadt vor den Bürgerkriegen aus dem historischen Dunkel auf, in das sie dann wieder lange verhüllt blieb, nämlich als im zweiten punischen Kriege Hannibal verheerend gegen Rom aufgebrochen war, schloß er in der Nähe dieser Stadt (a. u. 537) an dem von Perugia nur zwei geographische Meilen westlich entfernten trasimenischen See, den Consul Cajus Flaminius ein, und brachte das Verderben über dessen Heer, wobei dem Carthaginenser ein dicker Nebel günstig war [19]). Von da an erfahren wir erst aus der Zeit der inneren Bürgerkriege wieder, daß es ein Municipium war und zugleich die vollen Rechte einer alten römischen Colonie hatte, auch daß es noch immer groß, blühend und volkreich war [20]). Damals brach ein schweres Unglück über die Stadt herein. Als nämlich die beiden letzten Römer Cassius und Brutus bei Philippi gefallen waren, und die Triumvirn die Provinzen unter sich getheilt hatten, erweckte Octavian's Benehmen in Italien, dem der Anhang des im Orient abwesenden Antonius vorwarf, daß er absichtlich das Ansehen des Letzteren verkleinere und seine Rückkehr verhindere, den Neid Vieler aus ihnen. Besonders benutzten der Consul L. Antonius, der Bruder des Triumvirs, von dem er alle Fehler, aber keine seiner Tugenden besaß, die herrschsüchtige Fulvia, des M. Antonius Gattin, die außer der Gestalt nichts Weibliches an sich hatte, und des Antonius Geschäftsführer Manius in Rom, die üble Stimmung, welche gegen Cäsar Octavianus, theils wegen der Ausgelassenheit seiner Krieger, theils wegen der Hungersnoth in der Siebenhügelstadt herrschte, um ihm den Krieg zu erklären. Fulvia hoffte zudem ihren Gatten durch einen Krieg in Italien den Armen der Königin Kleopatra zu entziehen. Diese nahm den Sitz des Krieges, Präneste, ein, Antonius, von Cäsar's Heerscharen überall vertrieben, zog sich nach Perusia zurück. So begann zu Ende des Jahres 41 v. Chr. der perusinische Krieg [21]). Octavian schloß die Stadt eng ein, sodaß eine furchtbare Hungersnoth ausbrach, die so furchtbar überhand nahm und sich so steigerte, daß der perusinische Hunger damals zum Sprüchworte wurde. Ein Ausfall in der Neujahrsnacht, um sich durchzuschlagen, misglückte. Nach neuen vergeblichen Versuchen mußte Lucius sich ergeben. Den Bürgern von Perusia verzieh Octavian, die Senatoren ließ er hinrichten, 3—400 vornehme Perusiner wurden am 15. März 40 v. Chr. am Altare des C. Cäsar wie Opferthiere hingeschlachtet. Die zur Plünderung verdammte Stadt wurde durch die Schuld des Macedonicus, der des Ortes angesehenster Bewohner war, in einen Aschenhaufen verwandelt, der, nachdem er alles verloren sah, seine Penaten und seine gesammte Habe den Flammen übergeben und sich selbst mit dem Schwerte durchbohrend in den brennenden Pfuhl gestürzt hatte, wodurch die ganze Stadt in Brand gerieth [22]), sodaß nur ein Tempel des Vulkan übrig blieb. Antonius kam ohne Schaden davon [23]). Die

13) *Livius* IX, 35, 37. *Diodor* XX, 35. 14) s. über die Schlacht bei Perusia die musterhafte Erörterung bei Niebuhr 3. Th. S. 326—331. 15) *Livius* X, 37. Niebuhr 3. Th. S. 432. 16) Handbuch der römischen Alterthümer, von G. F. F. Ruperti. (Hanover 1841.) 1. Th. S. 12. 17) Niebuhr a. a. O. S. 475. 18) Geographie der Griechen und Römer. Italia nebst den Inseln 2c. Aus den Quellen bearbeitet von K. Mannert. (Leipzig 1823.) 9. Th. 1. Abth. S. 417. 19) Geschichte des römischen Staates und Volkes. Von D. Franz Fiedler. 3. Aufl. (Leipzig 1839.) S. 158.

20) Dieses erwähnt weder Plinius, noch sonst irgend Jemand anders, allein Appian (Civ. V, 33) berichtet bei Gelegenheit des perusinischen Krieges und der Belagerung Perugia's durch Octavianus, daß dieser sie nahe an den Mauern durch einen Wall und Graben eingeschlossen habe, dessen Umfang 56 Stadien oder 1½ geogr. Meile betrug, dem zufolge darf man also ihren eigenen Umfang wol nahe an eine geographische Meile schätzen. Bei der Übergabe erhielt das Volk Verzeihung, nicht aber der Stadtrath; Perusia war somit ein Municipium; nur einen aus diesem schonte man, weil er einst zu Rom in der Versammlung seine Stimme laut zur Bestrafung der Mörder Cäsar's gegeben hatte (V, 48). War nun dieser Mann in der damaligen Zeit schon Decurio, so beweist die Anekdote nichts, war er es aber noch nicht, und hatte doch das Stimmrecht in Rom, so war Perusia eine alte römische Colonie. Mannert a. a. O. S. 419. 21) Fiedler a. a. O. S. 298. 22) Vellejus Paterculus (Lib. II. p. 74) sagt: Urbs incensa, cujus initium incendii princeps ejus loci fecit Macedonicus, qui etc. 23) *Eutropii* Breviar. VII. c. II, 6. *Dio Cas.*

Einwohner verließen ihre Ruinen nicht, welche allmälig wieder zu Gebäuden erwuchsen, und erwählten in der Folge Vulcan zum Schutzgotte ihres Ortes, da es vorher, wie bei allen Etruskern, die Juno gewesen war [24]). Während Einige behaupten, Octavian habe die Stadt schöner hergestellt, als sie früher gewesen, sodaß sie nach ihm Perusia Augusta benannt worden sei [25]), auch mit Mauern und Thoren versehen, was mehre Steine bezeugen sollen [26]), sprechen Andere wieder davon, daß Augustus einen unbesiegbaren Haß gegen Perugia fortan behalten habe [27]). Daß Perugia in den folgenden Zeiten in Verfall gerieth, kann man wol theils aus dem gänzlichen Stillschweigen späterer Schriftsteller erschließen, und theils ersieht man es auch aus der Peutinger'schen Tafel, welche zu dem verschriebenen Namen Pirusio kein Zeichen einer bedeutenden Stadt hinzusetzt. In der Folge wurde sie aber dennoch wieder bedeutender, da Prokopius [28]) Perusia als die wichtigste Stadt der Tusci nennt. Dieses ergibt sich auch aus den kirchlichen Überlieferungen über sie, denn das Bisthum von Perusia, so wird von diesen behauptet, sei eins der ältesten in Italien gewesen, denn schon bald darauf, als der Apostel Petrus den Britius nach Italien schickte, um das Evangelium zu verkünden, soll Perugia in der Person des heil. Herculanus, eines Enkels oder Verwandten desselben, den ersten Bischof erhalten haben [29]).

Über den Charakter der Geschichte des Perugia umgebenden Gebiets drückt sich Leo [30]) folgendermaßen aus: „Einen sehr verschiedenen Charakter hat in der Geschichte das obere Tiberthal mit seinen Nebenthälern; die Gegend, wo Perugia, Assisi, Foligno und Spoleto liegen. Ernst ist auch hier zu finden, wie in den benachbarten Gegenden des Arno; aber kein Ernst, der in früherer Zeit durch teutsche Rittergeschlechter einen Halt, und später durch Verbindung mit dem Meere, durch Antheil an dem Welthandel eine Auffoderung erhalten hat, sich lebendig zu bethätigen, sich in Werken von großartiger geistiger Bedeutung darzustellen, wie es in Florenz der Fall war. Es ist mehr ein in sich wühlender Ernst, der durch die nahe Verbindung mit der römischen Kirche, welcher diese Gegenden früh, wenn nicht unterworfen, doch mannichfach verbunden wurden, nur eine noch trübere Gestalt bekommen hat. Hier und in der Nähe dieser Gegend sind die wunderthätigsten Bilder, die abergläubigste Stimmung, hier sind Schwärmer, wie der heilige Franziskus geboren und gebildet, hier nahmen die bürgerlichen Fehden, als Italien davon zerrüttet ward, den trübsten Charakter an. Wenn im Arnothale der Ernst zu innerer Freiheit geführt hat, so hat er dagegen im Tiberthale innere Unfreiheit zur Folge gehabt." Dieses Urtheil rechtfertigt auch die Geschichte Perugia's durch das ganze Mittelalter hindurch. Nach ihrem großen Unglück unter den Römern blieb Perugia den Cäsaren getreu [31]) und theilte von da an auch alle Schmach und Bedrückung, und alles Misgeschick jenes immer mehr in sich zerfallenden Reichs. Gleich anderen benachbarten Städten wurde auch sie von den Barbaren, die über dasselbe zerstörend und zertrümmernd herfielen, drei- viermal entweder blos belagert oder auch erobert [32]); ebenso viel litten auch die Christen durch die Härte und Unduldsamkeit der Heiden. Der heil. Constantius, aus dem Alcinianischen Geschlechte zu Perugia, der Schüler und Nachfolger des heil. Herculanus, erlitt um das Jahr 145 den Tod der Märtyrer. Maximilianus oder Maximianus, der fünfte Bischof, soll dem von dem Papste Symmachus zu Rom abgehaltenen Concilium beigewohnt haben. Sein Nachfolger, Herculanus II., erlebte die schweren Zeiten der Gothenverwüstung [33]). Perugia war damals einer der festesten Orte Umbriens [34]). Nach seinem Besitze trachteten die Heerführer der Barbaren, welche das römische Reich überzogen. So zuerst der Gothenfürst Totila, der (546 oder 548), als er sich die Schwäche der Römer zu Nutze gemacht, seine Eroberungen in Italien immer weiter ausdehnte. Er schickte ein Heer vor Perugia, das die Mauern umlagerte und die Stadt hart bedrängte, in der Cyprianus den Befehl führte. Als die Belagerer endlich vernahmen, daß die Einwohner bereits Mangel an Lebensmitteln litten, schickten sie zu dem Könige und ließen ihn auffodern, er möge mit ganzer Heeresmacht selbst vor Perugia kommen, weil nur so die Stadt zu bezwingen sei. Er folgte dem Rufe, da er einsah, daß sonst für ihn wenig Hoffnung sei, in den Besitz von Perugia zu gelangen. Cyprianus war indessen gestorben

XLVIII, 10—16. *Liv.* Ep. CXXVI. *Suet.* Octav. 15. *Appian.* V, 14, 19—50. *Flor.* IV, 5. Fulvia floh nach dem Brande mit ihren Kindern nach Puteoli. *Josephi Mariae Suaresii* Praenestes antiquae libri duo. Lib. I. c. 30 in *Graevii* thesaur. antiquit. et histor. Italiae. T. VIII. P. IV. p. 54.

24) Die meisten Stellen der Classiker über die älteste Geschichte und Geographie Perugia's findet man zusammengestellt in *Philippi Cluveri* Italia antiqua etc. (Lugd. Bat. 1624. Fol. p. 575—578. 25) s. den historisch-politisch-geographischen Atlas der ganzen Welt 2c. Aus des berühmten span. Geogr. *M. Bruzen de la Martiniere,* Dictionnaire géographique etc. (Leipzig 1747.) T. VIII. p. 1833. 26) Post hanc vero cladem brevi urbem moenibus ac portis, quae nunc extant, Caesar instauravit communivitque, ac Perusiam Augustam appellari voluit, ut literae cubitales incisae portis ostendunt, aliaeque hujusmodi: Augusto sacro Perusia restituta. *F. Leandri Alberti Bononiensis* Descriptio totius Italiae etc. (Coloniae 1567.) p. 99. 27) Eodem modo (ne Augustum offenderet) Perusiam nobilissimam licet urbem praeteriit, affirmante Patre Felice Ciatti Parad. 1. de Patria Propertii, fecisse id Virgilium, ne Octavii offenderet aures, qui immortali odio Perusinos prosequebatur. Memoriae historicae antiqui Tusculi *Dominici Barnabae Matthaei* ap. *Graevium* T. VIII. P. IV. p. 22. 28) De bello Goth. I, 16. 29) s. den historisch-politisch-geographischen Atlas 2c. S. 1833. 30) Geschichte der italienischen Staaten v. D. Heinrich Leo. (Hamburg 1829.) 1. Th. S. 21. 22.

31) Alberti a. a. O. 32) *Bernardi Justiniani* de origine urbis Venetorum eorumque gestis Lib. VI. in *Graevii* thes. T. V. P. I. p. 60. 33) Der dritte Bischof war Decentius 253, der vierte Julianus 304. s. *Martiniere* l. c. p. 1833. Höchst unwahrscheinlich ist diese Reihenfolge der Bischöfe in ihren ersten fünf Gliedern schon durch die lange Dauer ihrer kirchlichen Regierung, indem im Durchschnitte auf jeden der fünf ersten Kirchenvorsteher 88 Jahre entfallen (!). 34) *Pauli Warnefridi,* Langobardi Diaconi Forojuliensis, de gestis Langobardorum lib. VI. etc. L. II. c. 16 ap. *Muratori* Rerum Italicarum scriptores etc. (Mediolani 1720.) T. I. p. 432.

und die Besatzung somit ohne Anführer [35]), dennoch gelang es jenen, erst nach einer langwierigen Belagerung der Stadt Meister zu werden [36]), diese soll er dann haben zerstören, den heil. Herculanus, Bischof der Stadt, aber enthaupten lassen [37]). Nach dem Tode des Gothenkönigs, der in der Schlacht bei Tegnia gefallen war (Juni 552), eroberte Narses Perugia wieder und brachte es wieder unter die Gewalt des Kaisers Justinian [38]). Nach der Einwanderung der Langobarden wurde zur Zeit, als diese ohne König, unter der Regierung von 36 Herzogen standen (um 579), der Beschluß gefaßt, Hetrurien, das bis dahin noch unter der Herrschaft der Römer geblieben war, mit Krieg zu überziehen, und selbst bis Rom vorzudringen. Longinus, der römische Exarch von Ravenna, welcher auch zur See beschäftigt war, hatte genug zu thun, um die Langobarden nur von dem Gebiete Ravenna's abzuhalten; er konnte für die Gegenden Mittelitaliens gar nichts unternehmen, die daher den Verwüstungen der Barbaren schutzlos preis gegeben waren. Ohne eine langwierige Belagerung auszuhalten, ergaben sich die meisten Städte, und so auch Perugia [39]). Von da an blieb die Stadt bis zum J. 591 im Besitze der Langobarden. Allein noch bei Lebzeiten des Königs Authari faßte der Exarch Romanus, der schon durch fünf Jahre diese Würde besaß, ohne ihren Besitz durch irgend eine Großthat verherrlicht zu haben, den Entschluß, die von den Langobarden vor einigen Jahren dem Kaiser entrissenen Städte wieder zu erobern. Zu diesem Ende richtete er sein Hauptaugenmerk zunächst auf Perugia und war vor Allem bemüht, den Herzog Mauritio, unter dem die Stadt stand, zu gewinnen, was ihm auch gelang. Ein Vorwand zur Reise nach Rom war bald gefunden, wo er kaum angelangt sich sofort zu Gregor I. in den Lateran begab, und sodann, wie nach glücklich besorgtem Geschäfte, alsobald wieder mit seinem Gefolge den Rückweg durch Umbrien und Hetrurien antrat, auf welchem er, von Mauritio unterstützt, die von den Langobarden eingenommenen Städte Sutri, Orta, Perugia ꝛc. wieder in Besitz nahm [40]). Indessen war der König Authari (5. Sept. 591) zu Pavia an Gift gestorben [41]). Sein Nachfolger Agilulf hatte die Kunde von den Vorfällen in Umbrien und Hetrurien mit Entrüstung vernommen, gleich im darauf folgenden Jahre ein Heer gesammelt und es gegen Perugia [42]) geführt. Nach der Sitte seines Volks wurde zuerst das Gebiet der Stadt verheert, und dann erst die Stadt selbst belagert, welche zwar von dem Präfecten Gregor und Castorius, dem Befehlshaber der Truppen, befestiget, lange widerstand, aber endlich dennoch sammt Mauritio in die Hände Agilulf's fiel, der den Verräther enthaupten ließ und in Perugia eine Besatzung zurückließ, während er selbst bis ganz in die Nähe von Rom vordrang [43]). Zu diesem Verfahren hielt sich der König der Langobarden berechtigt durch den vorhergegangenen Vertragsbruch, dessen sich der Exarch durch seine Handlungsweise schuldig gemacht hatte. Bald darauf kehrte Agilulf nach Pavia zurück. Wie lange hierauf die Stadt im Besitze der Langobarden verblieb, ist nicht bekannt [44]). Um diese Zeit wohnte Venantius, der neunte Bischof von Perugia (593), dem Concilium im Lateran bei [45]). Sigonius erzählt, daß Perugia unter König Rothar für die Langobarden wieder verloren gegangen sei, und zwar vor der Schlacht an der Scultenna, in der 8000 Römer durch das Schwert der Langobarden gefallen sein sollen [46]). Lorenz, Bischof von Perugia, wohnte im Jahre 649 der Kirchenversammlung zu Rom bei, welche Papst Martin I. den Monotheleten entgegengestellt hatte und sein Nachfolger Benenattes oder Benvenutus erscheint im Jahre 680 unter denjenigen, welche das sechste constantinopolitanische Concilium unterschrieben. Der heil. Asklepiodorus, Perugia's zwölfter Bischof, dessen Leib Dietrich, Bischof zu Metz, von Kaiser Otto bekommen und im J. 971 in seiner Residenz beigesetzt hat, blühete um das Jahr 700; sein Nachfolger, Gaudentius oder Audentius, wohnte im J. 743 dem römischen Concilium bei [47]). Über das eigentliche Verhältniß von Perugia in jener Zeit haben wir keine sichere Kunde, es scheint, daß es mit den übrigen Städten Umbriens noch unter des griechischen Kaisers Herrschaft stand. Die Behauptung Fontanini's [48]), daß Perugia damals (um 741) die Hauptstadt des von den Langobarden besetzten Toscana's gewesen sei, hat keine Beweisgründe für sich, denn es ist durchaus nirgends zu ersehen, daß damals Toscana ein lombardisches Herzogthum oder eine Markgrafschaft gebildet habe; im Gegentheil befand sich grade damals [49]) Agato, Herzog von Perugia, an der Spitze eines großen kaiserlichen oder römischen Heeres, um es gegen das lombardische Bologna zu führen, und dieser war ein römischer Beamter [50]), oder, was viel wahr-

35) Procopius läßt den Totila in seiner Rede an das Heer sagen: Quando quidem Cyprianus, Romanorum urbem illam tenentium dux, fortunae ictu et consilio nostro sublatus est. *Procopii Caesariensis* Historia sui temporis de bello gothico lib. IV. L. III. c. 25 ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. I. p. 322. 36) Es beruht höchst wahrscheinlich auf einem Schreibfehler, wenn Gregor der Große (*Gregorii M.* dialogorum Lib. III. c. 13) die Dauer der Belagerung auf sieben Jahre ausdehnt; vielleicht daß sie sieben Monate dauerte; s. *Murat.* Annali d'Italia etc. (Milano 1744. 4.) T. III. p. 417. 37) Historie fiorentine di *Giovanni Villani.* L. I. c. 46 ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XIII. p. 48. Le Bret (in seiner Geschichte von Italien ꝛc. Halle 1778. 4. 1. Th. S. 15) sagt: daß er Perugia nicht habe bezwingen können. 38) Melidius war damals auf der Seite der Gothen des Ortes Befehlshaber. *Procop.* de bello Goth. L. III. 39) s. *Caroli Sigonii* Hist. de regno Italiae libri viginti in des *C. Sigonii* Mutin. oper. omn. a clariss. vir. *L. A. Murat.* conscr. (Mediol. 1732. Fol.) T. II. L. I. p. 25. 40) *Sigonius* l. c. L. I. ap. *Murat.* III. p. 56. 57. 41) Leo a. a. O. S. 151.

42) Von den Städten, die v. Savigny (Über das Colonat, die Steuerverfassung und die städtische Verfassung. Berlin 1817) aus Gregor's des Großen Briefen als langobardische und dennoch mit römischer Städteverfassung begabte nachzuweisen sucht, findet sich, daß Perugia damals nicht langobardisch war, als Gregor dahin schrieb, sondern römisch; denn der Brief ist vom J. 591. In diesem Jahre starb Authari und vor Authari's Tode eroberten die Römer die Stadt. So Leo a. a. O. S. 82. 43) *Paulus Diaconus* Lib. IV. c. 8. *Sigonius* l. c. 44) *Gregorii M.* Praefatio in Ezechiel. Lib. II. *Muratori* Annali d'Italia. T. IV. p. 543. 45) Bei Gregor dem Großen steht ein Brief an ihn (Lib. X. c. 4). 46) Lib. II. p. 102. 47) *La Martiniere* l. c. p. 1833. 48) In den Antiquitat. Hort. L. II. c. 7. 49) *Paul. Diac.* l. c. L. VI. c. 54. 50) *Murat.* Annali d'Italia. T. IV. p. 285. 286.

scheinlicher ist, einer derjenigen, in dessen Familie dieser Titel schon erblich war[51]). Überhaupt aber liegen wenige Theile der Geschichte in so tiefem Dunkel, als die Ereignisse der italienischen Provinzen unter der Herrschaft der Griechen, bis auf Karl den Großen[52]). Es scheint, daß auch Perugia um 727 die Erbitterung der Römer über K. Leo's ärgerliche Neuerungen in Ansehung des Bilderdienstes getheilt, dem Kaiser den Gehorsam entzogen und sich an Papst Gregor II., der ohnehin von seinen Untergebenen mit Enthusiasmus geliebt wurde, und die Fäden der italienischen Politik leitete, angeschlossen habe[53]). Dr. Leo dagegen hält es für wahrscheinlich[54]), daß Perugia von den Päpsten in gleicher Weise wie Sutri, Amelia, Orte und mehre andere Gegenden dadurch erworben worden sei, daß sie die römischen Territorien, welche die Langobarden erworben hatten, diesen als einen unrechtmäßigen Besitz darstellten und zu diesen Vorstellungen reiche Geschenke hinzufügten, wodurch die langobardischen Könige öfter bewogen worden seien, die gemachte Eroberung herauszugeben, aber nicht an den Imperator, sondern an die Apostel Peter und Paul, oder, was dasselbe ist, an den Papst, der sie dann als unabhängiges Besitzthum behandelte, an welches die oströmischen Kaiser alles Recht durch die langobardische Eroberung verloren hätten. Daß Perugia um das J. 749 in den Händen der Römer war und zum Herzogthume Rom gehörte, ist gewiß. Als Rachis, der König der Langobarden, dem Beispiele seines Vorgängers folgend, die Grenzen des Langobardenreiches wieder ausdehnen wollte, da überzog er außer vielen anderen Städten von Pentapolis, auch das Herzogthum Perugia mit Krieg, lagerte sich vor der Stadt und schloß diese eng ein. Die Belagerung dauerte lange und an Entsatz war nicht zu denken, da der Kaiser fern und der italienischen Angelegenheit schon mehr entrückt, der Exarch sich aber kaum stark genug fühlte, um Ravenna zu behaupten. Als unter solchen Umständen der Papst Zacharias von dem Bedrängnisse der Stadt Nachricht erhielt, brach er mit einem kleinen Gefolge von Geistlichen und Weltlichen des höchsten Standes in das Lager des Königs auf, auf Gottes Beistand und die Gabe der Rede mehr als auf die Waffen vertrauend. Vor Perugia angelangt, bewogen den König die Vorstellungen und vorzüglich die Geschenke des Papstes, von seinem Unternehmen abzustehen und den Römern Frieden zu schenken[55]); ja die Reden des Papstes scheinen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, daß er bald darauf nach Rom ging, die Krone niederlegte und Geistlicher wurde. Von da an blieb Perugia's Schicksal auf das Innigste mit dem des Kirchenstaates verflochten. Als durch den Hilferuf des Papstes Stephan Pipin, König der Franken, gegen Agilulf, den Langobardenkönig, nach Italien aufgebrochen und veranlaßt worden war, dem Papste die von dem Letzteren herausgegebenen Städte Mittelitaliens durch eine Schenkungsurkunde, die aber verloren gegangen ist, zu überantworten, scheint auch Perugia der Kirche überliefert worden zu sein, obgleich der Liber Pontificalis sie nicht unter denjenigen Städten aufführt, welche in der Schenkung Pipin's begriffen gewesen seien[56]). Von da an ist durch lange Zeit über die Schicksale dieser Stadt wenig bekannt. Der Bischof Epiphanius von Perugia, der in der Reihe der Vorsteher dieser Kirche der 14. war, erscheint im J. 761 auf dem Concilium zu Rom[57]). Als der letzte König der Langobarden, Desiderius, im J. 772 gegen Rom vordrang, wurde auch das Herzogthum von Perugia, aus dem Papst Hadrian der Verstärkungen viele an sich zog, abermals von der Kriegsfurie heimgesucht[58]). Zur Zeit Ludwig's des Frommen und Lothar's, seines Sohnes, erscheint Perugia (823) nebst Pisa, Lucca, Florenz, Chiusi, Pistoja und Volterra als eine dem Kaiser und Reich ergebene Stadt[59]). Auf dem im J. 826 zu Rom abgehaltenen Concilium fand sich auch der Bischof Theodoricus ein, sowie sein Nachfolger Benedict dort im J. 879 auch auf der Kirchenversammlung anwesend war[60]). In einer Urkunde vom J. 887 findet sich als Bischof von Perugia Deobald unterzeichnet[61]). Bischof Rogerius, der um 936 lebte, stiftete die neue Kathedralkirche in Perugia, welche Honestus, sein zweiter Nachfolger, der im J. 965 die alte Kathedralkirche, zu St. Peter genannt, den Benedictinern übergab, einweihete. Roger's unmittelbarer Nachfolger war Johann, der mit unter jenen erscheint, welche 964 die Constitutionen K. Otto's unterschrieben. Nach Honestus wurde im J. 999 Conon zum Bischofe gewählt, der um das Jahr 1031 starb. Wie in allen übrigen Städten Italiens übte auch in Perugia die geistliche Gewalt immer einen großen Einfluß aus, nur wurde sie hier stets in den Hintergrund gedrängt durch den heftigen und Jahrhunderte lang nur wenig unterbrochenen Kampf des Volkes gegen den Adel. Auf ihn stoßen wir in der Geschichte dieser Stadt schon im 10. Jahrhunderte. Um diese Zeit war Hugo, Markgraf von Tuscien oder Toscana, der größte weltliche Fürst in diesen Gegenden, der theils bedeutende Reichslehen, sowie dessen Familie große Allodialgüter besaß, die auch die Grafenrechte als erbliches Besitzthum an sich gebracht hatte, auch viele Schirmvoigteien waren ihm aufgetragen worden, und auch der teutsche König Otto III., dem er in Rom einen großen Dienst erwiesen[62]), hatte ihm die Statthalterschaft über diese Gegenden übertragen[63]). Während seiner Abwesenheit bei K. Heinrich II. waren in die-

51) s. darüber Leo a. a. O. S. 182. Anm. 1. 52) s. die Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter durch J. C. L. Simonde Sismondi ꝛc. Aus dem Französischen. (Zürich 1807.) 1. Th. S. 169. 53) *Sigonius* Vol. II. L. III. p. 172. 54) S. 187. 55) Impensisque eidem Regi plurimis muneribus, atque oppido eum deprecans. *Anastasius* bibliothec. de vitis Roman. T. I. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. III. p. 164. 165. *Sigonius* l. c. Vol. II. L. III. p. 191. 192.

56) *Le Bret* l. c. I, 262. Simonde Sismondi 1. Th. S. 183. 57) *La Martiniere* l. c. 58) Leo 1. Th. S. 200. 59) s. *H. Mutii* de Germanorum ritibus, moribus, legibus et omnibus gestis. L. X. in *J. Pistorii Nidari* Germ. script. etc. Tomus alter. (Hanoviae 1613.) p. 77. 60) *Ciatti*, Istorie di Perugia. L. VIII. p. 4. 61) *La Martiniere* l. c. p. 1832. 62) s. J. C. Pfister's Geschichte der Teutschen ꝛc. (Hamburg 1829.) 2. Th. S. 93. 63) Historia de' Principi di Este, di *Giovanni Pigno* etc. (In Ferrara 1570.) p. 64.

ser Stadt auch Streitigkeiten zwischen dem Adel und dem Volke ausgebrochen. Das Volk beschwerte sich über zu große Bedrückung von Seiten der Stadtbehörde und besonders darüber, daß der Adel bei Bemessung der Abgaben durch sie begünstigt, das Volk aber ungebührlich in Anspruch genommen werde. Wie gewöhnlich verband sich auch hier der Adel mit der Magistratur, und als das Volk keinen andern Ausweg sah, griff es zu den Waffen und nöthigte dadurch den Adel, ein Gleiches zu thun. Die Gemüther erhitzten sich in diesem Streite immer mehr und die Stadt lief große Gefahr eines Bürgerkrieges. Da kam Hugo (um 1007) nach Perugia. An dergleichen, ja noch schlimmere Zustände von anderswoher schon gewöhnt, wandte er sich vor Allem an das Volk und machte es auf das Gefährliche, ja Verderbliche seines Unternehmens aufmerksam; er sprach hierauf zu ihm von der Abscheulichkeit des Verbrechens der beleidigten Majestät, welches durch die gewaltsame Selbsthilfe immer begangen werde, und wie die Gerechtigkeit ein solches Vergehen immer räche und zu bestrafen wisse, von der Nothwendigkeit der Einsetzung der Obrigkeiten und von der Pflicht, ihnen zu gehorchen, von den Gründen, durch welche die Steuern und Abgaben gerechtfertigt würden und von dem ernsten Vorsatze, ihnen Recht und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und brachte das Volk durch seine eindringlichen bethätigenden Worte wieder zur Ruhe und dahin, die Waffen niederzulegen [64]). Dieselbe Erscheinung kehrte aber bald und später immer wieder, sodaß die ganze Geschichte dieser Stadt fast nur in einem selten ruhenden Kampfe des Volkes mit dem Adel sich bemerklich macht. Dazu kam, wie in andern Theilen Italiens, später auch hier ein neues Element der Zwietracht, in der um sich greifenden Macht der Bischöfe. Die Ottone hatten nämlich die Bischöfe mit Regierungsrechten in großem Umfange ausgestattet und diese sich hierauf an vielen Orten zu Inhabern wahrer Staatsgewalt zu machen gesucht. Diesem Streben trat König Konrad nachdrücklich entgegen. Als dieser im J. 1037 nach Rom zog, um dort Papst Benedict IX. wieder in die Stadt einzuführen und die Häupter der Gegenpartei zu bestrafen, nahm er von Lucca seinen Weg über Perugia [65]), wo Andreas den bischöflichen Stuhl inne hatte, der ein Jahr früher auf der Synode zu Rom anwesend war, und dort in die Hände des Papstes all sein Recht, das er an das Benedictinerkloster zu St. Peter in Perugia haben möchte, niederlegte, welcher deswegen zu Ende der damaligen Synodalacten eine Registratur anfügen ließ [66]). Als drei Jahre nach Kaiser Heinrich's IV. Tode sein Sohn Heinrich V. im Herbste des Jahres 1110 nach Italien kam und gegen Rom zog, um überall sein königliches Ansehen geltend zu machen, und Verweigerung der Anerkennung mit Zerstörung der Städte bestrafte, rückte er, nachdem er Pontremoli gezüchtigt, auf Arezzo zu und kam dann auch nach Perugia, welche Stadt er verheerte, weil die Bürger die Kirche des heil. Donat, oder den Bischofssitz, der außerhalb der Stadt lag, zerstört hatten, da sie ihn innerhalb der Mauern haben wollten. Nachdem er die Stadt hierfür gezüchtigt hatte, setzte er seinen Weg nach Rom zu fort [67]). So kam nun zur inneren Zerrüttung und Parteiung, welche durch den Streit der Kirche mit dem Kaiser (Heinrich IV. und V.) angefacht worden waren, auch noch das äußere Elend der Verwüstung, das durch den Fanatismus gesteigert wurde, den die wiederholt aufgestellten Gegenpäpste und das rechtmäßige Kirchenhaupt in jeder Stadt, und so auch in Perugia anregten. Um diese Zeit (Mitte des 12. Jahrh.) begann auch in Perugia das Streben nach Selbständigkeit sich deutlicher kund zu geben, deren Erlangung auch durch den eben erwähnten Kampf mächtig begünstigt wurde. In diesem war unter der Regierung Kaiser Friedrich's I. die Gegend von Perugia der Schauplatz der Unternehmungen des Reichskanzlers und Erzbischofs Christian von Mainz, der vor der Schlacht von Legnano im J. 1176 hier herum mit seinem Heere, das er aus Mittelitalien dem Kaiser zuführte, sich bewegte und ein apulisches Heer zurückschlug [68]). Ob Perugia in jener Zeit sich mehr zur päpstlichen oder kaiserlichen Partei geneigt habe, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Allein gewiß ist, daß sie ein unbestritten päpstliches Besitzthum vom Kaiser Heinrich VI., als ein Bestandtheil der Markgrafschaft Spoleto, dem Conrad Lützelinhard (1194) zur Verwaltung der kaiserlichen Rechte in dem ganzen umliegenden Striche Landes, im Wege offenbarer Usurpation übergeben wurde [69]). Während seiner Verwaltung verweilte Philipp der Hohenstaufe, Bruder Kaiser Heinrich's VI., der bald darauf Herzog von Schwaben und endlich König der Teutschen wurde, am 1. Juli 1195 in dieser Stadt [70]), deren Besitz aber nicht lange mehr dem Kirchenoberhaupte vorenthalten werden konnte. Papst Innocenz III. hatte gleich nach seiner Wahl sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die auf Kosten päpstlicher Territorien in Mittelitalien neu geschaffenen Herzogthümer und Markgrafschaften wieder zu beseitigen. Über diese Gegenden war Konrad von Lützelinhard aus Schwaben, dem die Italiener den Spottnamen „Mosca in cervello" (Mücken im Gehirn) gegeben hatten, gesetzt gewesen. Er hatte seine Gewalt so gemisbraucht, daß die meisten Städte und Unterthanen zur Empörung geneigt waren. Gleich den übrigen Städten hatte auch Perugia ihre Foderungen nicht, gleich den lombardischen größeren, reicheren und mächtigeren Gemeinden, bis zur Unabhängigkeit erhöht, sondern sie hatte dieselbe Municipalverwaltung ungefähr so behalten, wie sie sich im 10. Jahrh. ausgebildet hatte. Zwei Prälaten waren vom Papst Innocenz ausgesendet worden, das Herzogthum Spoleto zu unterwerfen. Als sich diese

64) Historia de' principi di Este etc. l. c. nach Petruccio, einem fleißigen Schriftsteller von Pisa. 65) Leo a. a. O. 1. Th. S. 398. 66) *Martiniere* p. 1833.

67) *Gotofredi Viterbiensis* Chronicon. Pars XVII. *in Joannis Pistorii Nidari* Germ. script. Tom. alt. (Hanoviae 1613.) p. 505. 68) Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer. (Leipzig 1823.) 2. Bd. S. 244. 69) Leo a. a. O. 2. Th. S. 153. 157. 70) s. *Mitarelli* Annales Camaldulenses. (Venet. 1755.) Vol. IV. p. 198 und bei Raumer a. a. O. S. 556.

Städte, und unter ihnen auch Perugia, unter der Herrschaft der Kirche mehr Freiheit, als unter jener fremder Krieger versprachen, öffneten sie ihre Thore den Prälaten, die zu Abfoderung des Huldigungseides ihnen zugesendet worden waren, ohne jedoch auf ihre Municipalverwaltungen Verzicht zu leisten. So kam Perugia mit vielen anderen umliegenden Ortschaften im J. 1198 wieder unter die Herrschaft des päpstlichen Stuhls [71]). Perugia war aber damals schon eine sehr bedeutende Stadt, die seit dem Anfange des 13. Jahrh. schon so viele Maler besaß, daß sie eine besondere Zunft bildeten, wie man aus den Lettere perugine schließen kann, die hinsichtlich der Zeit großentheils Miniatoren sein mußten [72]). Viele seiner Bürger waren so angesehen, kriegs- und staatskundig, daß die benachbarten Ortschaften sie häufig zu ihren Podestas erwählten, so z. B. war Boninsegna Abt von Perugia im J. 1199 [73]), Johann del Buon Conte aus Perugia im darauf folgenden Jahre [74]) und Rustico von Perugia im J. 1214 Podestà von Arezzo [75]). Ebenso wurden auch um diese Zeit, wie wir gleich später sehen werden, mehre öffentliche Gebäude und andere Denkmäler aufgeführt, die wir auch heute noch bewundern müssen. Und alles dieses geschah inmitten eines heftigen Kampfes, den innerhalb der Stadt das Volk gegen den Adel, und in der Landschaft und ganzen weiten Umgegend der Kaiser gegen den Papst führte, denn dieser blieb eben nicht lange im ruhigen Besitze des Peruginischen. Ungeachtet der gegen die Hohenstaufen aufgestellte Welfe Otto IV., am 8. Juni 1201 dem Papst Innocenz III. in Nuys geschworen, die der römischen Kirche gehörigen Besitzungen, und unter diesen auch das Herzogthum Spoleto ohne Schwierigkeiten und Umstände der Kirche überantworten zu wollen, sowie sie in seine Hände kommen würden, und dieses Versprechen acht Jahre darnach am 22. März 1209 zu Speier erneuert hatte [76]), so fand er doch, als er in Italien angelangt war, in Erwägung des traurigen Zustandes, in welchem sich die kaiserlichen Angelegenheiten befänden, und des Umstandes, daß die Geistlichkeit und die Päpste sich häufig Reichsrechte zugeeignet hätten, es nothwendig, diese Rechte untersuchen zu lassen und Anstalten zu treffen, alle diejenigen Städte, Schlösser und Landschaften wieder unter seine Hoheit zu ziehen, welche je dem Kaiser und Reiche gehört hatten. Er überzog daher mit seinem Heere Viterbo, Montefiascone, Orvieto, Perugia, und brachte binnen kurzer Zeit (1210) alles Land bis Neapel in den Besitz des Kaisers [77]). Allein Kaiser Friedrich II., von der Kirche zum Throne berufen und Otto IV. entgegengestellt, überließ schon am 12. Juli 1213 in einem Schreiben aus Eger der römischen Kirche alle Besitzungen von Radicofani bis Ceperano, das Großherzogthum Spoleto ꝛc. [78]). So kam auch Perugia wieder in die Gewalt des Papstes; dieser begab sich, um die Genueser, Pisanen und Lombarden auszusöhnen, deren fortdauernde Feindschaft dem Kreuzzuge hinderlich war, den er baldmöglichst zu Stande zu bringen sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, sich persönlich nach jenen Städten und Landschaften auf den Weg, wurde aber in Perugia unerwartet von einem dreitägigen schnell sich steigernden Fieber ergriffen, das sich durch grobe Diätfehler während der Krankheit [79]) so verschlimmerte, daß er hier am 16. Juli 1216 im 55. Jahre seines Lebens starb [80]), und in der Kirche des heil. Laurentius begraben wurde [81]). Einen Monat später wurde hier, vielleicht nicht ohne Zwang von Seiten der Bürger Perugia's [82]), am 16. August der Cardinalkämmerer Cencius von Sabellis zum Papste erwählt, der sich den Namen Honorius III. beilegte. Unter ihm war schon der Cardinalbischof Ugolino von Ostia, aus der Familie der Grafen von Signia, der nach Honorius (1227) als Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, die Seele aller päpstlichen Unternehmungen in Italien gewesen [83]), indem schon unter Honorius auch mit Kaiser Friedrich nicht geringere Streitigkeiten entstanden waren, wie mit seinen Vorgängern. In diesem Streite wußte Friedrich die Römer zu gewinnen, welche den Papst Gregor IX. zwangen, Rom zu verlassen und nach Perugia zu flüchten [84]), wo sich eben damals, sowie in mehren andern Städten, Adel und Volk schon seit Jahren auf eine höchst verderbliche Weise befehdeten [85]). Aber auch zwischen der Stadt und der Nachbarschaft walteten zerstörende Feindschaft und ebenso heftiger als grundloser Haß vor. Auf diese Weise bekriegten sich in dieser Zeit Florenz, Siena und Perugia [86]). Keinem erschienen diese Übelstände so grell als dem Kaiser, welcher es für seine erste Pflicht hielt, Ruhe und Ordnung in allen seinen Staaten zu erhalten. Die Anhänger der Kirche beschuldigten dessenungeachtet Friedrich, daß er in dieser dem Papste stets getreuen Stadt

---

71) Vita Innocentii III. ex anonymo Synchrono a *Baluzio* edita, ex rursus Scr. Ital. T. III. P. I. §. 9. 10. s. Leo a. a. O. S. 157 u. Simonde Sismondi a. a. O. 2. Th. S. 368. 369. J. C. Pfister's Gesch. d. Teutschen. (Hamburg 1829.) 2. Bd. S. 481. 72) s. die Geschichte der Malerei in Italien vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des 18. Jahrh. von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anm. v. J. G. v. Quandt, herausgeg. v. A. Wagner. (Leipzig 1830.) 1. Bd. S. 323. 73) s. Annal. Aretin. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XXIV. p. 858. 74) Ibid. p. 855. 75) Ibid. p. 859. 76) v. Raumer a. a. O. S. 117. Simonde Sismondi a. a. O. S. 385. Pfister a. a. O. S. 499. 77) *Henrici Meibomii* Apologia pro Divo Imp. Caes. Ottone IV.; in desselb. Rerum Germanicarum Tom, III. (Helmstadii 1688.) p. 141.

78) v. Raumer 3. Th. S. 304. 79) *Guil.* Armor. 89. 80) s. D. H. Leo's Lehrbuch der Gesch. des Mittelalters. (Halle 1830.) 1. Th. S. 599. Dess. Geschichte der ital. Staaten ꝛc. 2. Th. S. 202. Sim. Sismondi 2. Th. S. 428. *Caroli Sigonii* Histor. de Regno Italiae. Lib. XX. in dessen Oper. omn. (Mediolan. 1732.) Vol. II. Lib. XVI. p. 305. Das Chron. Senese di Andrea Dei bei *Murat.* Rer. ital. script. T. XV. p. 20. not. 7 setzt den Sterbetag auf den XVII. Kal. Aug. 81) Schon im 17. Jahrh. war keine Spur jenes Grabmals mehr vorhanden; denn bei einer Herstellung jener Kirche warf man seine Gebeine, gleich denen Urban's IV. und Martin's IV., in eine eiserne Truhe; und jetzt ist selbst jede Spur einer Erinnerung an den Papst verschwunden, der einst hier sein thatenreiches Leben beschloß. 82) v. Raumer 3. Bd. S. 306. 83) Leo, Gesch. der italienischen Staaten. 2. Th. S. 227. 228. 84) Ebend. S. 229. v. Raumer 3. Bd. S. 431. Sim. Sismondi 2. Th. S. 553. 85) *Ciatti*, Istorie di Perugia. (Perugia 1544.) p. 299. 86) v. Raumer 3. Bd. S. 628.

die Parteiwuth geflissentlich nähre, und die innere Aufregung dazu benutzt habe, das Volk gegen den Adel und diesen gegen jenes in Aufregung zu erhalten. Diese Aufregung war aber schon seit Jahren in Perugia vorhanden und stets sehr groß gewesen. Um diese Zeit (1230 und 1231) überschritt aber die Zwietracht alle Grenzen, denn es nöthigte das Volk den Adel die Stadt zu verlassen, und dem Volke das Stadtregiment, den vorzüglichsten Gegenstand der Zwietracht, ungetheilt zu überlassen, wogegen dieser dem Stadtgebiete allen nur möglichen Schaden zufügte und das Volk dagegen wieder Rache an dem Besitzthume des Adels nahm und die Wiedervergeltung übte. Die Furie der Zwietracht wüthete von Haus zu Haus, in der Stadt und auf dem Lande; die städtische Gemarkung wurde verheert und verwüstet, das Gefilde verödet und die Stadt von Hungersnoth heimgesucht [87]). Um nun der so bedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen, schickte der Papst den Cardinal Giovanni della Colonna voraus, der mit so gutem Erfolge einschritt, daß er nicht nur den Frieden herstellte, die Vertriebenen wieder zurückführte, sondern auch den Papst, der ihm im Sommer seines vierten Regierungsjahres (1231) nach der Stadt folgte, bewog, eine ansehnliche Summe zur Vergütung des bewirkten Schadens zu verwilligen [88]). Um dieselbe Zeit (nach 1231) arbeitete Johann, des berühmten Bildhauers Nicola Pisano Sohn, hier das Grabmal Papst Urban's IV. und nachher auch jenes Benedict's IX. aus, und hatte bei diesen Arbeiten den Andreas von Pisa zum Gehilfen, vielleicht auch zum Schüler [89]).

Im darauf folgenden Jahre, als Papst Gregor IX. bemüht war, zwischen Kaiser Friedrich II. und den Lombarden Frieden zu stiften, und der Letztere durch seine unverkennbare Geneigtheit in das Bestreben des Ersteren einzugehen, sich die Zufriedenheit desselben erworben hatte, schrieb Gregor zu wiederholten Malen (am 20. Nov. 1232 und 15. Mai 1233) nach Perugia: „keine Stadt des Kirchenstaates solle mit fremden Städten zum Nachtheile der Reichsrechte Bündnisse eingehen; denn es sei sehr unschicklich und dem Frieden zuwider, wenn die Getreuen des Kaisers durch Unterthanen der Kirche beleidigt würden." Ja als später die kaiserlich gesinnte Stadt Chiusi, ohne Rücksicht auf diese Warnung, von den Einwohnern Perugia's beeinträchtigt wurde, so drohte Gregor der Stadt mit einer Strafe von 1000 Mark [90]). Und doch mußte er sich bald darauf grade hierher flüchten; denn als nach kurzem Frieden die alte Feindschaft der Römer mit dem Papste, den jene gern, wie andere Städte ihre Bischöfe, um alle Hoheitsrechte gebracht hätten, noch heftiger als früher ausgebrochen war, sah sich Gregor genöthigt, im Jahre 1234 nach Perugia zu entfliehen [91]). Von hier aus erließ er am 28. Juli 1235 [92]) ein Schreiben an alle Erzbischöfe und Bischöfe und an alle weltliche Fürsten der ganzen Christenheit, sie ermahnend, den Kaiser zu bewegen, daß er seinen Streit, welchen er mit den Städten der Lombardei, der trevisanischen Mark und der Romagna habe, in die Hände der Kirche lege, auf daß so endlich ein Friede bewirkt werde, durch den allein die Angelegenheit des gelobten Landes befördert werden könne. Als dieser Kirchenfürst im zunächst vorhergehenden Jahre von den widerspenstigen Römern auf das Äußerste bedrängt wurde und sich überzeugt hatte, daß er nur in seiner eigenen Thätigkeit die nähere und sichere Hilfe suchen müsse, und bei den obwaltenden Verhältnissen auch nur hierin finden könne, da entband er alle Gezwungenen von dem Eide, welchen sie den Römern geleistet hatten, hob den Bund zwischen Perugia, Ancona, Urbino, Pesaro und andern Städten des Kirchenstaates auf, verbot die Anlegung neuer Burgen, und setzte dagegen die vorhandenen in den besten Stand [93]). Dennoch finden wir Perugia fast in alle Fehden seiner Umgebungen mit verflochten. So war sie im J. 1229 im Bunde mit Siena gegen Florenz, welche Stadt in demselben Jahre in das sanesische Gebiet einfiel und es verwüstete, im folgenden Jahre aber bis Radicofani vordrang, und nach einer anderen Richtung hin die Chiana überschritt, um auch das Gebiet von Perugia zu verwüsten [94]). Neun Jahre darnach bildete Perugia, im Verein mit den Florentinern, die sich eben erst vom Kaiser Friedrich II. (1239) losgesagt hatten, eine guelfische Partei im Toscanischen, wogegen Siena und Arezzo schon aus Feindschaft gegen Florenz und Perugia zum Kaiser standen [95]), und die letztere Stadt ihn, eben nicht aus Anhänglichkeit, sondern aus bloßem Hasse gegen Perugia, im Januar (9—21.) des folgenden Jahres in ihre Mauern aufnahm [96]), als er von den der römischen Kirche abtrünnigen Bewohnern von Foligno eingeladen aus der Lombardei über Siena, Cittacastellana, Agobbio, Nocera und Guedo dahin einen großen Umweg einschlagen mußte, um das Gebiet der ihm feindseligen Stadt Perugia zu vermeiden. Assisi, welches dafür mit den schrecklichsten Verheerungen seiner Fluren bis an den Fuß der Stadtmauern büßen mußte, blieb mit Perugia, Spoleto und Tortona der Sache des Papstes unverbrüchlich getreu [97]). Diese Städte nebst Todi, Orvieto und Radicofani, sowie auch Viterbo, bildeten für Papst Innocenz IV. in seinem Kampfe mit Kaiser Friedrich lange (1243) eine starke Vormauer im Spoletinischen und im südlichen Toscana [98]); ja sie zeigten sich dem Kaiser bald als sehr gefährlich, denn als im J. 1246 durch Andreas von Cigala, Pandolf von Fasanella und Andere, im Neapolitanischen eine ausgebreitete Verschwörung gegen Friedrich (der sich damals in Grosseto

---

87) Vitae pont. rom. Card. Arag. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. III. p. 577. 578. 88) Ebend. und *Murat.* Annali d'Italia T. VII. p. 205. 206. 89) s. Lanzi 1. Th. S. 5. 90) v. Raumer 3. Bd. S. 644. 91) Leo 2. Th. S. 263. v. Raumer 3. Bd. S. 658. Sim. Sismondi 2. Th. S. 8. 92) Datum Perusii 5. Kal. Aug. Anno nono. s. Monumenta Germaniae historica etc. edidit *G. H. Pertz.* (Hanov. 1836.) IV. p. 312. 313.

93) v. Raumer 3. Bd. S. 728. 94) Leo 2. Th. S. 273. 95) Ebend. S. 293. 96) v. Raumer 2. Bd. S. 579 und Vitae nonnullorum pontif. roman. a *Nicolo Aragon.* S. R. E. Card. conscriptae. In vita Gregorii Papae IX. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. III. p. 586. 97) Ibid. 98) Leo 2. Th. S. 305.

aufhielt) angesponnen worden und diese dem gänzlichen Gelingen ihrer Plane schon sehr nahe war, hatte Cardinal Rainer Capoccio in aller Stille in Toscana zur Unterstützung des Fortganges der Verschwörung ein Heer gesammelt, und war am letzten März mit den Völkern von Assisi und den dem Papste ergebenen Peruginern gekommen, um Marino da Eboli, den Capitain des Kaisers im Herzogthume Spoleto, anzugreifen [99]), als Alles entdeckt, dieses Heer von dem Letzteren auf das Haupt geschlagen, ihm eine Menge von Leuten getödtet und gegen 5000 gefangen wurden [1]); damals erhoben sich auch die Aretiner und zogen unter ihrem Podestà Aldobrandin Coccia Conti gegen die Peruginer aus [2]); auch im darauf folgenden Jahre verheerte Friedrich von Antiochien Perugia, und die kaiserliche Macht dehnte sich allmälig immer weiter aus [3]). Als Papst Innocenz IV. auf seiner Heimkehr aus Frankreich, von Bologna kommend, durch die Romagna gegen Rom zog, dessen Bewohner ihm den Wunsch ausgedrückt hatten, das Oberhaupt der Kirche wieder einmal in ihren Mauern zu sehen, da lehnte er zwar, den Römern noch von alten Zeiten her mistrauend, ihre Einladung ab, aber verweilte längere Zeit in Perugia (1251), von wo aus er am leichtesten die Absicht erreichen konnte, die ihn aus Burgund nach Italien zurückgeführt hatte, nämlich das sicilische Reich, nach dem Tode Friedrich's II. gegen dessen natürlichen Sohn, Manfred, aufzuregen [4]). Um dieselbe Zeit (etwa 1250) wurde hier der Architekt Bevignate geboren, der hier mehre sehenswerthe Bauwerke aufführte [5]). Innocenz, der von hier aus viele wichtige Staatsschriften und Schreiben, so z. B. auch unter dem 24. Juli 1252 eins an Ezzelino da Romano [6]) erließ, wurde jeder Stadt, in der er sich längere Zeit aufhielt, durch seinen Charakter lästig; als daher die ghibellinische Partei in Rom einen Beschluß der Republik durchsetzte, der den Papst kategorisch in die Stadt, von welcher er Bischof war, zurückrief, und Perugia, sowie alle anderen Orte, die sich der Rückkehr des Papstes widersetzen, oder ihm die Entfernung von Rom erleichtern könnten, mit Krieg bedrohte, mag die Stadt selbst, theils aus Furcht vor den Römern und theils, um den habsüchtigen und geldgierigen Oberhirten zu entfernen, das Ihrige gethan haben, Innocenz zur Rückkehr nach Rom zu bewegen. Im Spätherbste des Jahres 1253 verließ er endlich diese Gegenden, und kehrte nach langer Abwesenheit wieder einmal nach Rom zurück [7]).

Perugia war in dieser Zeit und zum Theil auch schon viel früher, eine bedeutende Stadt, deren Geschick durch seine politischen Verbindungen auf das Vielfältigste mit jenem Toscana's und des Kirchenstaates selbst verflochten war. Aber auch das innere Leben der Stadt selbst, die Stellung des Adels zu den Gemeinen, und die daraus hervorgehenden Kämpfe, sowie auch ihr Einfluß auf Kunst und Wissenschaft, ertheilt dieser Stadt eine bedeutungsvolle Stelle in der Reihe der zahlreichen städtischen Herrschaften, welche sich im Mittelalter in Mittelitalien thätig zeigten; aber auch in Ansehung der religiösen Richtung ihrer Zeit gebührt dieser Stadt eine nicht unwichtige Stelle, denn hier war es, wo die Sekte der Flagellanten zuerst auftrat und von dort aus ganz Italien aufregte. Um das Jahr 1260 war in Perugia ein wegen der Heiligkeit seines Lebenswandels berühmter Einsiedler aufgetreten, der bis dahin, um Gott ungestört dienen zu können, fern von jedem menschlichen Verkehr in einer Wildniß, einzig dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge ergeben, unter Fasten und Kasteiungen gelebt hatte. Von göttlichem Eifer getrieben fing er an, dem Volke von göttlichen Dingen zu reden und ihm die Zukunft zu enthüllen. Eine Stimme von Oben habe ihm verkündet, so predigte er, daß Italien bald von einer entsetzlichen Sterblichkeit werde heimgesucht werden, daß es dadurch werden solle gleich einer Wüste. Um den Zorn Gottes zu versöhnen, solle das Volk Buße thun, sich dem Gebete und Fasten ergeben und andere fromme Werke der Barmherzigkeit üben. Seine Worte erschütterten das Volk; ganze Scharen desselben ergaben sich sogleich dem Gebete, entkleideten sich bis auf den Nabel, Männer, sowie die Weiber, Erwachsene und Kinder, Reiche und Arme, und zogen unter Geißelung ihres Körpers, fromme Lieder singend, durch die Straßen der Stadt, und aus derselben wanderten sie auf das Land, und sofort von Ort zu Ort; voran das Kreuz und andere Zeichen der Religion; so folgten sie von Kirche zu Kirche, von Stadt zu Stadt [8]). Dieses ereignete sich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Um dieselbe Zeit (1255) erhielten die Serviten vor der Porta Burnea, nicht weit von der Stadt, einen Ort, an dem sie bis zum J. 1313 verblieben, in welchem Jahre sie in die Stadt selbst einzogen, wo sie einen andern Ort angewiesen erhielten, an dem nachher La Sapienza nuova, oder S. Maria de' Servi war [9]). Drei Jahre darnach, als Papst Alexander IV. sich aus Rom nach Viterbo hatte zurückziehen müssen (1258) und auch Gubbio auf die Seite der Ghibellinen getreten war, blieb dem Papste kein anderes Mittel zur Züchtigung dieser Stadt, als Perugia, gegen die Zusicherung großer Vorrechte und gewisser Vortheile im Falle des Sieges mit der Bekämpfung von Gubbio zu beauftragen [10]). Perugia war damals mit Florenz gegen Siena verbündet, und

---

99) s. v. Raumer 4. Bd. S. 192. Leo 2. Th. S. 316.
1) Annales veteres Mutinenses ap. *Murat.* T. XI. p. 62. ad an. 1246. *Murat.* Ann. d'Italia. T. VII. p. 277. 2) Annal. Aretin. *Murat.* Rer. ital. script. T. XXIV. p. 860. 3) v. Raumer 4. Bd. S. 223. 4) Ebend. S. 327. Sim. Sismondi 3. Th. S. 163. Leo 2. Th. S. 340. 5) Vite de' pittori, scultori ed architetti Perugini scritte etc. da *Leone Pascoli.* (In Roma 1732. 4.) p. 17. 6) s. Storia degli Ecelini di *Giamb. Verci.* (In Bassano 1779.) T. III. Docum. CCII. p. 346. 7) Leo 2. Th. S. 349. v. Raumer 4. Bd. S. 335 und Sim. Sismondi 3. Th. S. 200. 201.

8) *Caffari* Annales Genuenses. L. VI. ap. *Murat.*, Rer. ital. script. T. VI. p. 527. Storia della Marca Trivigiana e Veronese di *Giamb. Verci.* (In Venezia 1786.) T. I. p. 82. Historie della Provincia del Friuli dell' Abbate *Gio. Franc. Palladio*, de gl' olivi, giureconsulto e patrizio udinese etc. (In Udine 1660.) P. I. l. 6. p. 244. 9) *Crispolti*, Perugia Augusta. p. 125. 10) s. Leo 4. Th. S. 429.

ließ (1260), als die Florentiner mit den übrigen guelfischen Städten an die Arbia vorrückten, in Montaperti auch seine Hilfsvölker zu dem florentinischen Heere stoßen, hatte aber dafür auch seinen Theil an der verlorenen Schlacht bei Montaperti, in der die Sanesen einen so großen Sieg über ihre Gegner davon trugen [11]). Auch gegen Manfred, den unehelichen Sohn K. Friedrich's II., waren die Peruginer feindselig gesinnt, da dieser aus seinem sicilischen Reiche eine stete Opposition gegen Papst Alexander IV. (gest. 25. Mai 1261) und dessen Nachfolger Urban IV. unterhielt, sodaß es dem letztern nur mit Mühe gelang, sich mit Hilfe des Grafen Robert von Flandern in einem Theile des Kirchenstaates, nämlich in Orvieto, Perugia und der Umgegend zu behaupten [12]); ja im J. 1263 verjagten die Peruginer Manfred's Abgeordneten in ihrer Stadt, Raniero de' Baschi, förmlich [13]). Als Papst Urban IV. sich von seinen Feinden und namentlich von den Ghibellinen des Kirchenstaates an deren Spitze Jacob Napoleon, von römischem Adel, stand, bei Orvieto, wo er sich aufhielt, täglich mehr bedrängt sah, ging er zu größerer Sicherheit nach Perugia, wo er aber bald nach seiner Ankunft im October 1264 starb. Sein Nachfolger Guido, Cardinal von S. Sabina, der den Namen Clemens IV. führte, war, als ihn im Februar des folgenden Jahres die Wahl traf, in Geschäften außerhalb Italien, und soweit waren nun schon jene Gegensätze der Ghibellinen und Guelfen durchgebildet, soweit war bei jenen schon alle Achtung vor dem Oberhaupte der Christenheit geschwunden, und sie gegen jeden Papst von Vorn herein entschieden, daß Clemens nur verkleidet nach Perugia kommen konnte [14]). Bald darauf, in den ersten Monaten des Jahres 1266, fiel aber des Papstes größter Gegner, und Clemens sah sein Ansehen sich überall heben und erfreute sich nach Manfred's Fall in politischen Dingen in Italien eines Einflusses, wie keiner seiner nächsten Vorgänger [15]). Perugia gewann auch durch diesen Aufschwung der päpstlichen Partei an Einfluß und Ansehen, ja auch die Stadt selbst erlangte in dieser Zeit durch manchen wichtigen Bau ein viel großartigeres Ansehen; sie erbat sich im J. 1277 von dem Könige Karl von Anjou den Baumeister Arnolfo zur Aufführung des Brunnens, der noch heutzutage den Domplatz schmückt [16]). Der päpstliche Stuhl war in der Zwischenzeit mehrmals erledigt worden. Auf Clemens war Gregor X., auf diesen Innocenz V., und bald darauf Johann XXI., endlich Nicolaus III. gefolgt. Nach dem Tode des Nicolaus wurde der Franzose Martin IV. erwählt. Dieser verbot den Peruginern, welche (1281) gegen Foligno ein Heer ausrüsteten, diese Stadt mit Krieg zu überziehen, allein jene achteten nicht darauf und zogen sich dadurch den Zorn des Papstes zu, der sie deshalb mit dem Banne belegte. Erst als sie die Mauern der Stadt gebrochen hatten, fügten sie sich den Befehlen des Papstes, und zahlten für ihren Ungehorsam eine große Geldbuße, durch die sie sich vom Banne loskauften. Nachdem sie sich auf diese Weise mit dem Papste ausgesöhnt hatten, begab sich Papst Martin IV. im J. 1282 nach Perugia und wurde von den Bewohnern auf das Feierlichste empfangen [17]). Dieser Empfang bildete einen grellen Gegensatz von dem, was das peruginische Volk noch vor Kurzem sich gegen den Papst und dessen höchste Räthe erlaubt hatte; denn als sie der Papst excommunicirt hatte, da verfertigten sie aus Stroh den Papst und verschiedene Cardinäle, und verbrannten sie auf einem Berge, nachdem sie diese Strohmänner durch die Stadt geschleift und sie dabei auf verschiedene Weise verhöhnt hatten [18]). Auch über die Peruginer war mancherlei Ungemach gekommen, denn die Römer dehnten ihre Plünderungszüge bis über Corneto aus. Als in Rom im J. 1284 die Unruhen noch fortdauerten, verlegte Martin seine Residenz nach Perugia. Nicht lange nachher, am 22. März 1285, starb der Papst nach nur dreitägigem Krankenlager [19]). Die Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes hatte sofort in dieser Stadt statt und fiel am 2. April einmüthig auf den Cardinal-Diakon von St. Maria in Cosmedin, Jacopo de Savelli aus Rom, der sich den Namen Honorius IV. beilegte [20]). In demselben Jahre wurde in Perugia auch von dem berühmten Bildhauer Giov. Pisani das große Kunstwerk des Springbrunnens am großen Platze aufgeführt [21]). Im J. 1290 wurde von den Bürgern der Stadt eine Stiftung errichtet, in der einige Doctoren der Rechte, Medicin, Logik und Grammatik bestellt und ermächtigt wurden, über ihre Fächer öffentliche Vorlesungen zu halten [22]). Während der Sedisvacanz nach dem Tode des Papstes Honorius IV. hatten die Peruginer bei Gualdo eine feste Burg angelegt, weshalb sie von den Cardinälen einen Verweis erhielten (1288) [23]). Nach dem Tode des Papstes Nicolaus IV., der auf Honorius IV. gefolgt war, vereinigten sich die Cardinäle, welche die Sommerhitze aus Rom vertrieben hatte (1293), in Perugia wieder, um endlich die Wahl eines neuen Kirchenhauptes vorzunehmen. König Karl von Anjou, und mit ihm sein Sohn Karl Martell, König von Ungarn [24]), kam selbst hierher und ermahnte die versammelten Cardinäle, die Wahl zu beschleunigen. Endlich am 5. Juli des folgenden Jahres bestieg der Benedictiner-Eremit Pietro da Motrone unter dem Namen Cölestin V. den päpstlichen Stuhl [25]). Im J. 1300 wurde auf Befehl des Papstes von den Spoletinern ein Heer unter Anführung des Cardinals Napoleon, welcher in diese Gegenden gesendet worden war, ausgeschickt, um sich Gubbio's zu bemächtigen, welche Stadt die guelfische Partei vertrieben hatte. Auch die Peruginer,

11) Leo 4. Th. S. 18. 12) Ebendas. S. 431. 13) Ebendas. S. 433. 14) Ders. 2. Th. S. 367. 368. 15) Ders. 4. Th. S. 434. 435. 16) Briefe in die Heimath aus Teutschland, der Schweiz und Italien, von D. Friedrich Heinrich v. d. Hagen. (Breslau 1821.) 4. Th. S. 340.

17) *Ptolemaei Lucensis* Historia ecclesiastica. Lib. XXIV. c. 5 ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XI. p. 1187. 18) Memoriale potest. regin. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 1151. *Murat.* Ann. d'Ital. T. VII. p. 446. 19) Leo a. a. O. 4. Th. S. 454. 20) *Raynaldi* Annal. eccles. Vol. XIV. p. 368. 21) v. d. Hagen a. a. O. 22) *Crispolti* l. c. p. 34. 23) Leo 4. Th. S. 455. 24) Vitae pontif. rom. *Bernardi Guidonis.* In Vita Coelest. V. cap. V et VI. libri I. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. III. p. 633. 25) *Raynaldi* Annal. l. c. p. 462.

die sich Anfangs geweigert hatten, hielten später zu dem Cardinallegaten, und sie gaben den Ausschlag. Gubbio ward genommen und die Ghibellinen erlitten eine entschiedene Niederlage [26]). Im J. 1302 (oder 1303) war Giovanni Lucino Prätor in Perugia [27]). Im Laufe der zunächst vorhergehenden Jahre hatte über den Kirchenstaat Papst Bonifaz VIII. geherrscht, nach ihm bestieg Benedict XI. den päpstlichen Stuhl. Dieser hielt in Perugia Hof. Dahin hatte er auf den Rath des Cardinals von Ostia die sechs angesehensten Bianchi und ebenso die sechs angesehensten Neri aus Florenz beschieden, die auch Folge leisteten und von ihm bis nach seinem Tode dort zurückgehalten wurden [28]). Dieser erfolgte am 7. Juli 1304 in dieser Stadt, und wie behauptet wurde durch Gift, vielleicht aber auch blos in Folge übermäßigen Genusses von Feigen. Giovanni Villani erzählt: Es sei der Papst eben bei Tische gewesen, als ein in die Farben des Klosters und wie eine Dienerin der Nonnen der heil. Petronilla zu Perugia gekleideter Jüngling in den Palast kam und in einem silbernen Becken viele treffliche Feigen von der Äbtissin des Klosters, die eine Verehrerin des Papstes war, überbrachte. Der Papst, welcher diese Frucht gern aß, empfing sie mit Freuden und aß davon ohne nähere Untersuchung, eine große Menge, worauf er plötzlich erkrankte und wenige Tage darnach seinen Geist aufgab. Er wurde mit großer Feierlichkeit in dem Kloster der Mönche des Predigerordens, welchem er als Mitglied angehörte, begraben [29]). Auch nun wurde das Conclave, in dem zwei Parteien einander offen entgegentraten, in Perugia abgehalten. Die Peruginer hielten die Cardinäle über neun Monate eingeschlossen, um sie dadurch zur Wahl zu zwingen. Nach mancher Intrigue wurde der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand d'Agoust, zum Papste gewählt, der unter dem Namen Clemens V. als der Nachfolger des heil. Petrus auftrat [30]). Im J. 1306, als Franz de Alviano Podesta in Arezzo war, zogen viele Reiter und Fußvolk aus Arezzo gen Spedaluccio, in der Grafschaft Perugia, dem Heere der Pisaner entgegen, das nach Arezzo kommen sollte, aber nicht kam; hierauf kehrten jene wieder nach Arezzo zurück, ohne im Peruginischen irgend einen Schaden oder eine Gewaltthat verübt zu haben [31]), obgleich Arezzo es mit den Teutschen, Perugia aber mit König Robert hielt. Der Marschall des Letzteren, welcher damals in Florenz verweilte, bewog die Peruginer im Juli 1310, dadurch, daß er ihnen Verstärkung schickte, zu einem Angriffe auf Todi, das ghibellinisch war [32]); sie wollten sich in einer Schlacht versuchen, allein diese fiel nicht vortheilhaft aus. In demselben Monate wurden die Guelfen aus Spoleto vertrieben und die Ghibellinen behaupteten in ihr die Herrschaft. Perugia setzte aber den Kampf auch mit dieser Stadt durch eine so lange Zeit fort, bis endlich im folgenden Jahre (1311) Spoleto sich genöthigt sah, die Guelfen wieder aufzunehmen, und ein Gleiches that hierauf auch Todi [33]). Um dieselbe Zeit lebte der Maler Lello Perugino in dieser Stadt [34]). Die Verhältnisse und der Stand der verschiedenen Parteien in diesen Gegenden waren damals gar sehr verworren. Arezzo hielt es mit König Heinrich von Luxemburg, der höhere Adel, der zwischen dieser Stadt und Perugia saß, war zum Theil guelfisch, zum Theil ghibellinisch gesinnt [35]). Cortona schien es mit keiner Partei verderben zu wollen, denn als Nicolaus, Bischof von Botrinto, und Pandolfo Savelli, König Heinrich's VII. Gesandte, dahin kamen, wurden sie freundlich aufgenommen, aber sie, die schon durch ihren Syndicus dem Kaiser den Eid geleistet hatten, wollten ihm öffentlich, bei versammeltem Volke, nicht schwören. Als nun die Gesandten das Volk zusammenberufen hatten, da erbaten sie sich Aufschub, bis der König in Pisa angekommen sein würde, indem sie vorgaben, daß Perugia, Gubbio und Città di Castello, welche die Reicheren und Mächtigeren seien, sogleich über sie herfallen würden, wenn sie vernähmen, daß sie geschworen hätten. Während die Gesandtschaft sich in Cortona aufhielt, schickten diejenigen Bürger, welche die angeseheneren in Perugia waren, nicht den Podesta, auch nicht den Stadthauptmann, sondern die Reichen einen minderen Bruder aus Città di Castello an diese, und drückten ihr den Wunsch aus, mit dem Könige um jeden Preis einen Frieden eingehen zu wollen. Sie erklärten sich bereit, eine jetzt zu bestimmende Summe sogleich und eine andere jährlich bezahlen zu wollen, falls ihr Herr ihnen jene Schlösser, die einst des Kaisers waren und nun von ihnen besetzt gehalten wurden und den Besitz des Sees von Perugia bestätigen wollte, was er auch um so leichter thun könne, da sie Verleihungs- und Bestätigungsbriefe seiner Vorfahren aufweisen könnten. Die Gesandten drückten hierauf ihre Bereitwilligkeit aus, zu dem gewünschten Friedenswerke mitzuwirken, nur möchten sie denn doch früher jene Urkunden einsehen. Zu diesem Behufe schickten sie einen Dominikanermönch, der ein eifriger Ghibelline und bei dieser Partei sehr geachtet war, an sie ab. Dieser war mehre Tage mit jenen Peruginern zusammen, ohne daß er jene Urkunden je zu sehen bekommen hätte; endlich riethen sie ihm selbst abzureisen, damit das Volk nicht etwa den Verdacht eines Verrathes schöpfe, da es eifrig guelfisch war und er selbst ghibellinisch gesinnt sei. Abschriften der Urkunden, so versprachen sie, sollten möglichst bald den Gesandten zugeschickt werden, was aber nicht geschah, und so zerschlug sich diese mit den Angesehensten von Perugia angeknüpfte Unterhandlung [36]). Als die Gesandten später nach Chiusi kamen, verweigerte auch diese Stadt den Schwur, aus Furcht vor Perugia und Siena, zwischen denen sie liegt.

---

26) Annal. Aretin. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XXIV. p. 856. 27) *Benedicti Jovii Novocomensis* Historiae patriae, sive Novocomensis Libri duo. In *Graevii* thes. T. IV. P. II. p. 35. 28) Leo a. a. O. 4. Th. S. 62. 29) Istorie fiorentine di *Giov. Villani*. L. VIII. c. 80 ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XIII. p. 416. 30) Leo 4. Th. S. 469. 470. 31) Annal. Aretin. T. XXIV. p. 863 ap. *Murat.* Rer. ital. script. 32) *Giov. Villani* Lib. IX. c. 5.

33) *Murat.* Ann. d'Ital. T. VIII. p. 49. 34) Lanzi a. a. O. 1. Th. S. 325. 35) Relatio de itinere Henrici IV. Imperatoris ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. IX. p. 911. 36) Ibid. p. 911. 912.

Und auf gleiche Weise hielt die Furcht vor der gewaltsamen Behandlung von Seiten der Peruginer auch noch manche andere Orte Umbriens ab, sich offen für den Kaiser zu erklären. Dafür zog aber auch der Kaiser, als er im August des Jahres 1312 von Rom zurückkehrte, mit seinem Heere brennend und plündernd durch das Peruginische nach Arezzo, wo er feierlich empfangen wurde und wo er alle Feinde der Florentiner zu einem Feldzuge gegen diese Stadt um sich versammelte [37]), da Florenz auch gegen ihn, bei seiner Ankunft in Genua, die Hilfsvölker der Peruginer, Seneser und anderer guelfischer Städte versammelt und bei Sarzana ihm entgegengestellt hatte [38]). Um die Burgfeste von Montecatini, in der Vadinievole, zu entsetzen, die Uguccione della Faggiuola der Ghibellinenhäuptling belagerte, zog im J. 1315 Herzog Pietro von Gravina mit den Florentinern, Sienesern, Pistolesern, Volaterranern, denen von Prato, Città di Castello, Gubbio und Perugia entgegen, wurde aber auf's Haupt geschlagen (29. Aug.), in welchem Treffen Pietro selbst fiel [39]). Der Haß gegen K. Heinrich wurde dadurch noch mehr gesteigert. Nicht gegen den Kaiser, nicht gegen den römischen König waren ihre Bestrebungen gerichtet, sondern den Feind des ganzen menschlichen Geschlechts glaubten die guelfischen Städte zu Wasser und zu Lande bekämpfen und um jeden Preis aus den Grenzen Thusciens vertreiben zu müssen. Es zogen daher aus Lucca, Siena, Perugia und anderen guelfischen Städten Scharen von Fußvolk und Reitern aus, sodaß die Mauern von Florenz sie alle kaum zu fassen vermochten [40]). Dennoch vermochte die guelfische Partei nicht viel gegen die Ghibellinen auszurichten, da diese durch die Verlegung der päpstlichen Residenz nach Frankreich, durch König Robert's Aufenthalt in der Provence und an der genuesischen Küste, durch die Macht der della Scala und der Visconti im oberen Italien, ganz außerordentlich gewonnen hatte. Um diese Zeit gerieth Perugia sowol mit Assisi, als auch mit Spoleto in Kampf. Recanati und Osimo hatten nämlich Amelio, den Markgrafen, vertrieben und gegen 300 von seiner Partei getödtet, und dafür Friedrich, den Grafen von Monteseltro, einen berühmten Häuptling der Ghibellinen, eingesetzt. Ihrem Beispiele folgte Spoleto und ergriff im November des Jahres 1319 die Waffen gegen ihre Mitbürger von der Partei der Guelfen, womit viele Greuelthaten verbunden waren. Durch diese Unthaten wurden die Peruginer, die eifrige Guelfen waren, und die nicht Zeit gehabt hatten, den Bedrängten ihrer Partei zu Hilfe zu kommen, bestimmt, die Belagerung von Spoleto vorzunehmen. Als Graf Friedrich dieses sah, brachte er Assisi gegen Perugia in Aufstand. Der Ort war in der letzteren Zeit in Abhängigkeit von Perugia gewesen; nun befreite er sich und ward ghibellinisch [41]). Die erzürnten Peruginer verließen hierauf Spoleto und suchten das abtrünnige Assisi wieder in ihre Gewalt zu bringen; während aber die Peruginer sich nun vor Assisi lagerten, legten die Spoletiner Feuer an die Gefängnisse, wo sie über 200 der angesehensten Guelfen festhielten, und verbrannten sie alle [42]); so suchten sie sich wegen jener Beschädigungen zu rächen, die ihnen die Peruginer zugefügt hatten. Dieses gab neuen Stoff zu wechselseitiger Steigerung der Parteiwuth. Die Peruginer setzten die Belagerung Assisi's mit um so größerer Hartnäckigkeit fort, nahmen die Stadt endlich im April des Jahres 1322 ein, schleiften die Mauern, ermordeten über hundert der angesehensten Einwohner und unterwarfen für die Zukunft Stadt und Gebiet ihrer Gerichtsbarkeit [43]). Hierauf wandten sich die Peruginer wieder zur Belagerung Spoleto's, die durch das ganze Jahr 1323 fortgesetzt wurde. Die Sieneser schickten den Peruginern 150 Reiter zu Hilfe, die von da an durch längere Zeit in ihrem Dienste verblieben, da Siena, Florenz und Bologna mit den Peruginern verbündet waren [44]). Als nun die Ghibellinen durch das Geschütz der Belagerer hart bedrängt wurden, nirgends eine Aussicht auf Entsatz gewahrten, die Lebensmittel auszugehen anfingen und sich doch nicht ergeben wollten, da steckten sie die Stadt in Brand und verließen sie in's Geheim [44]). Als die Übrigen dieses sahen, übergaben sie die Stadt den Peruginern auf Gnade und Ungnade (9. April 1324). Durch die Vermittelung der Florentiner und Sieneser wurde jede Unbild verhindert, die Stadt ruhig in Besitz genommen und von den Peruginern hinfort in der Unterthänigkeit behalten [46]). In der Zwischenzeit hatte im October 1323 der Bischof von Arezzo Città di Castello durch List genommen und alle Guelfen daraus vertrieben. Deshalb sprach der Papst am 12. April 1324 die Excommunication gegen ihn aus, wenn er nicht innerhalb zweier Monate Città di Castello freigäbe und auch das weltliche Regiment in Arezzo niederlegte. Er that keins von beiden, und die Guelfenstädte sandten den Peruginern, welche ihm Città di Castello wieder entreißen wollten, Hilfstruppen. Zu ihrem Anführer in diesem Kriege hatten sie Guido Collotorto, den Markgrafen von Monte Santa Maria [47]). Mitten unter diesen kriegerischen Unternehmungen vergaßen aber die Bürger von Perugia doch nicht, ihre Stadt zu schmücken und zu bereichern, oder durch ihre Mitbürger über andere Städte das Stadtregiment zu führen. So z. B. war im J. 1319 Boccaccio, Graf von Petroio, aus dem Peruginischen Podestà von Arezzo [48]). In demselben Jahre ertheilte auch Papst Clemens V. der Schule in Perugia das Recht, die Doctorwürde zu ertheilen [49]). Im J.

37) *Conradus Vecerius*, De Henrico VII. Imp. p. 71. in *Christ. Urstisii* Germanicorum historicorum, qui post Henrici IV. imp. aetatem recentiores scripserunt. Pars altera. (Francofurti 1625.) 38) *Alberti Mussati* de gestis Henrici VII. Caes. L. V. p. 74 in *Graevii* thes. T. VI. P. II. 39) Leo 4. Th. S. 79. 40) Ebendas. S. 72. 41) *Murat.* Annali d'Italia. T. VIII. p. 114. *Giov. Villani* L. IX. c. 102.

42) Ann. d'Ital. di *Murat.* T. VIII. p. 120. 43) Historie fiorentine di *Giov. Villani.* L. IX. c. 137. in *Murat.* Rer. ital. script. T. XIII. p. 510. 44) Chronica Sanese ap. *Murat.* T. XV. p. 65. 45) Chron. Regin. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XVIII. p. 35. Annal. Aretin. T. XXIV. p. 868. 46) *Giov. Villani* L. IX. c. 243. ap. *Murat.* l. c. p. 552 und *Murat.* Ann. d'Ital. T. VIII. p. 138. 47) Chronica Sanese di *Andrea Dei* ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XV. p. 65. 48) Ann. Aretin. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XXIV. p. 866. 49) *Crispolti* l. c. p. 35.

1322 malte Lello di Elemosyna den neuen Palast de' Priori, worüber sich noch eine Urkunde vom 23. April desselben Jahres vorfindet [50]). Um diese Zeit wurde durch den Benedictiner Bevignate der große Brunnen auf dem Platze erbaut. Er kostete der Stadtgemeinde 160,000 Goldgulden. Das erste Wasser floß im Brunnen im J. 1322 im Monate November oder December [51]).

Als die Florentiner im Juni des J. 1325 sich unter der Anführung ihres Feldhauptmannes Raimondo da Cardona in jeder Weise gegen Castruccio Castracani rüsteten und zur Belagerung von Altopostio auszogen, da schickten auch die Peruginer zu dem, was die übrigen Städte sandten, 260 Reiter [52]), und als im darauf folgenden Jahre ein Zug gegen Lucca unternommen werden sollte, stellten sie zu dem florentinischen Heere 300 Reiter [53]). Castruccio, ein Ghibelline, war dem Könige Ludwig dem Baier, der im J. 1327 nach Italien gekommen war, entgegengezogen. Bis der König nach Pisa kam, hatte der Krieg zwischen Arezzo und Perugia um Città di Castello fortgedauert. Während sich die Aretiner für die in Città di Castello herrschende Familie der Tarlati erklärten, stritt Perugia für die aus der Stadt vertriebenen Guelfen. Dieser Streit dauerte so lange, bis die Ankunft König Ludwig's die Peruginer, und die Entzweiung des abgesetzten Bischofs von Arezzo mit Castruccio und mit dem Könige die Tarlati von Arezzo besorgt gemacht hatte. Dann fingen beide Theile an zu unterhandeln, und so war im December des Jahres 1327 ein Vergleich zu Stande gekommen, durch welchen die Herrschaft in Città di Castello den Tarlati und einem Ubaldino blieb, die vertriebenen Guelfen zurückkehren, oder doch wenigstens ungehindert die Einkünfte ihrer Güter beziehen konnten, Podesta und Capitain von Città di Castello aber immer aus der ghibellinischen Partei der Peruginer gewählt werden mußten [54]). Als es im J. 1330 doch zur Belagerung von Lucca kam, erhielten die Florentiner, sowie von andern Guelfenstädten, auch von Perugia fortwährend Verstärkungen, doch halfen sie nichts, denn Florenz mußte nach langen Bemühungen doch endlich auf die Eroberung verzichten [55]).

Perugia, das sich von der wachsenden Macht der Tarlati zu Arezzo immer mehr bedroht sah, hatte sich mit Nerio, dem Sohne Uguccione's da Faggiuola verbündet, und setzte in Verbindung mit Florenz den Kampf gegen Arezzo mit der größten Erbitterung (1334) fort. Die Aretiner sahen sich dadurch auf das Äußerste bedrängt, boten aber dafür auch alle ihre Kräfte auf, schlugen die Peruginer in die Flucht und streiften bis in die Nähe von Perugia. Pietro Saccone dei Tarlati, das Haupt dieses Geschlechts, welcher der Herrschaft über Arezzo vorstand und dazu auch die Signorie von Città di Castello und viele andere kleinere Orte erworben hatte, verbrannte mit seinen Leuten mehre Orte am See, und auch sonst in der Nähe von Perugia [56]); durch diese Verwüstungen wurde die letztere Stadt wieder so auf- und angeregt, daß sie die Waffen mit um so mehr Begierde nach Rache in die Hand nahm, Sabino eroberte, das Gebiet von Lucignano verheerte, und die Vorstadt und das Dorf von St. Biasio, weil sie Widerstand leisteten, anzündete, sodaß man die Ruinen der abgebrannten Häuser noch lange darnach erblickte; worauf sie diejenigen, welche durch die Gewalt der Waffen nicht zu besiegen waren, durch mancherlei ihnen gewährte Privilegien gewannen [57]). In demselben Jahre führte Pietro ein Heer in's Feld und lagerte sich bei Castell d'Ilice, führte gegen dasselbe 16 Stück Wurfgeschütz auf und setzte dem Schlosse hart zu. Neri, der durch die Tarlati in seinem Besitzstande beeinträchtigt worden war, und der von den Peruginern Truppen bekommen hatte, damit er diese bekämpfen möchte, raffte sowol von Perugia, als von dem päpstlichen Legaten gegen 600 Krieger zusammen, und zog dem Schlosse zu Hilfe, konnte aber nichts bewirken, da Tarlati sich auf einem Berge sehr vortheilhaft aufgestellt hatte [58]). Das Interesse der Peruginer, das schon bei der gänzlichen Entziehung von Città di Castello durch Pietro sehr verletzt worden war, wurde noch mehr dadurch beeinträchtigt, daß auch Lucignano sich im Aufstande gegen sie erhob und seine Freiheit wieder gewann [59]). Diesen Verlust ersetzten sie aber bald wieder, denn die Peruginer schlossen auch ein Bündniß mit Nolto, dem Grafen von Feretrani und seinen Brüdern, mit Ferrantino de Malatestis und mit dem Grafen von Monte Feltro, sowie auch noch mit einigen Andern von der Partei der Guelfen; alle diese Herren unterhandelten insgeheim mit Wilhelm, dem Signore von Cortona, und gingen auch mit ihm und mit dem Grafen Ribaldo von Montedoglio einen Vertrag ein, kraft dessen sie und Neri de Faggiola im April 1335 Borgo St. Sepolcro, das der Letztere, ein Verwandter der Tarlati, besetzt hielt, überrumpelten, bei welcher Gelegenheit Cino de Martinellis getödtet wurde, nur das Schloß, welches Ubertino de Tarlati inne hatte, konnte er ihnen nicht überantworten; dieses hielt sich vielmehr noch durch 12 Tage, während welcher Zeit Arezzo sich zwar alle Mühe gab, das Schloß zu entsetzen, da aber die Peruginer mit ihrer eigenen und mit der Macht ihrer Verbündeten es hinderten und dies Mal stärker waren, mußte es sich endlich, am 20. April, doch ergeben [60]). Im Juni desselben Jahres erlitten nun zwar die Peruginer, welche ihre Eroberungen weiter fortsetzen wollten und zu diesem Ende in Verbindung mit dem Herrn von Cortona das Val di Chiana verwüsteten, in der Nähe von Cortona durch Pietro de Tarlati noch einmal eine schwere Niederlage [61]); aber dies veranlaßte sie selbst nur, tausend teutsche Reiter aus

50) Lanzi 1. Th. S. 334. 51) *Crispolti* l. c. p. 18. 52) Leo 4. Th. S. 95. 53) Ebendas. S. 99. 54) Ebendas. S. 104. 55) Ebend. S. 114. 56) Annales Aretin. ap. *Murat.* T. XXIV. p. 874. 875.

57) *Orlando* Historia dei Sanesi. (Venezia 1599. 4.) L. VI. c. VIII. p. 138. *Francisci Dyni* Antiquitates Etruriae. p. 24 in *Graevii* thes. T. VIII. P. I. 58) Annal. Aret. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XXIV. p. 873. 59) *Orlando* et *Dyni* l. c. 60) Hist. fior. di *Giov. Villani.* L. XI. c. 25. ap. *Murat.* Rer. it. scr. T. XIII. p. 769. Ann. Caesenat. ibid. T. XIV. p. 1163. 61) *Giov. Villani* ibid. p. 770. Annal. Aret. ap. *Murat.* T. XXIV. p. 873. 874.

der Lombardei in ihre Dienste zu nehmen, und die Florentiner, ihre Verbündeten, ihnen Hilfstruppen zu senden, und hingegen genuesische Armbrustschützen, welche dem Pietro Saccone de Tarlati durch die Spinola von Genua, die Verwandten seiner Frau, zugesendet wurden, am Zuzug zu hindern. Ungeachtet des großen Verlustes, den die Peruginer in dem Treffen am 6. Juni erlitten hatten, gelang es ihnen doch am letzten September, die Stadt Città di Castello durch Verrath zu erobern, indem zwei von der Thorwache ihnen den Eingang möglich machten, worauf die Stadt eine Beute der Sieger wurde. Ridolfo di Pietra Mala, der im Besitze der Herrschaft über die Stadt war, zog sich mit seinen drei Söhnen und mit den meisten seiner Söldlinge in das Schloß zurück; da ihnen aber die Lebensmittel fehlten, sah er sich genöthigt, auch das Schloß den Peruginern zu übergeben, die ihn mit seinen Söhnen nach Perugia abführten und dort so lange gefangen hielten, bis er sich mit ihnen vertragen hatte [62]). In der zweiten Hälfte des Monats November zog das Heer der Peruginer abermals aus und kam bis nach Duomo vecchio und hielt sich daselbst acht Tage auf und führte aus der Kirche die Säule des h. Apostels Petrus nebst drei anderen mit sich fort, allein der Bischof von Arezzo, Johann de Albergatti, von Monte San Savino, ein Feind der Tarlati, gab nach kurzer Zeit, gegen den Willen der Peruginer, die Säule des heil. Petrus wieder zurück [63]). Am 18. December zogen die Grafen Ferretani und Ferrantino de Malatestis und Nerio de Faggiola, von den Peruginern unterstützt, in das Gebiet von Rimini, richteten dort große Verwüstungen an und zogen erst, nachdem sie sich viele Tage daselbst aufgehalten hatten, unangefochten wieder ab [64]); aber gestützt auf die Hilfe jener Herren und Perugia's empörten sich das Schloß Monte Scudoli und andere feste Orte gegen Rimini (im J. 1336), allein Malatesta umringte den ersteren Ort mit einer bedeutenden Macht und setzte ihm hart zu. Die Belagerten vertheidigten sich im Vertrauen auf die versprochene Hilfe mit Muth und Tapferkeit, als aber die versprochene Unterstützung der Peruginer ausblieb, waren sie am Ende doch genöthigt, sich wieder zu unterwerfen [65]). Indessen war die Macht der Tarlati von Arezzo immer tiefer gesunken, und eine ihrer Besitzungen nach der andern abgefallen, oder ihnen entrissen worden. Sie selbst wurden in Arezzo von den Florentinern und Peruginern hart bedrängt und endlich, da aus der Lombardei und insbesondere von Massino della Scala, der selbst in Padua eingeschlossen war, keine Unterstützung erwartet werden konnte, auch genöthigt, mit den genannten Städten sich in Unterhandlungen über die Übergabe der Signorie einzulassen, allein die Peruginer spannten ihre Foderungen zu hoch, und hinderten schon dadurch jedes Übereinkommen, noch mehr aber durch das Bestreben sich der Stadt während der Unterhandlungen mittels Verraths zu bemächtigen, was aber durch die Wachsamkeit des Pietro mislang und darum verschmähte es dieser mit den Peruginern abzuschließen, sondern brach vielmehr mit ihnen die Unterhandlungen gänzlich ab; um so mehr Lust hatte die Familie der Tarlati, sich den Florentinern zu ergeben, da Pietro von einer Mutter aus dem Hause der Frescobaldi von Florenz abstammte, in dieser Stadt viele Freunde und Verwandte hatte und ebendarum auch billigere Bedingungen von den Florentinern als von Perugia erwartete. Als nun die Unterhandlungen mit den Peruginern abgebrochen worden waren, schickte die Stadt Lucignano d'Arezzo, welche von den Soldaten der Peruginer, die in Monte San Savino standen, sehr viel zu leiden hatte, eine Gesandtschaft nach Florenz, um dieser Stadt die Unterwerfung Lucignano's anzutragen. Die Florentiner hielten sich streng an den Inhalt des mit Perugia abgeschlossenen Bündnisses, kraft dessen keine für sich allein, ohne Zustimmung der andern, einen Frieden, ein Bündniß oder irgend einen anderen dergleichen Vertrag schließen sollte, und wiesen dem gemäß den Antrag Lucignano's ab. Die Gesandtschaft wandte sich nun sofort nach Perugia, fand dort Gehör und eine minder ängstliche Beobachtung der Verträge [66]). Inzwischen hatten sich kleinere Ortschaften der Tarlati theils den Peruginern, theils dem Bischof von Arezzo ergeben, der ebenfalls der Tarlati Feind war. Diese beschleunigten daher die Übergabe von Arezzo, die auch von Seite der Florentiner, welche über das Benehmen der Peruginer im hohen Grade erbost waren, nicht mehr länger hinausgeschoben wurde. Am 7. März 1337 übergaben sie endlich an die Florentiner die Stadt Arezzo unter folgenden Bedingungen: Die Florentiner zahlten 25,000 Goldgulden für die Signorie in Arezzo und 14,000 für den Viscontad von Bucino an die Tarlati, diese behielten ihre übrigen Besitzungen rc. [67]). Als die Peruginer die Übergabe Arezzo's erfuhren, erzürnten sie darüber gar sehr, hielten sich für übervortheilt und beschuldigten die Florentiner des Bruches der Verträge, allein es gelang den Florentinern bald, ihre Ansichten zu berichtigen. Nach langen Unterhandlungen kamen beide Städte dahin überein: Es solle Perugia durch fünf Jahre einen Oberrichter, unter dem Namen eines Erhalters des Friedens, mit einem Gehalte von 500 Goldgulden für sechs Monate sammt seiner Familie in Arezzo haben. Nach Verlauf von fünf Jahren sollten den Peruginern das Schloß von Anghiari, Fojano, Lucignano und Monte a San Savino, die sie gewonnen hatten, verbleiben; dafür schlossen auch sie Frieden mit Arezzo und gaben Ridolfo Tarlati, seine Söhne und die übrigen Aretiner, die sie in Città di Castello gefangen genommen hatten, und bis dahin in Perugia gefangen hielten, frei. So wurde endlich der vieljährige Krieg mit Arezzo beendigt [68]). Dem Übereinkommen gemäß zog

62) Ann. Aret. ap. *Murat.* T. XXIV. p. 876. Chron. Sanese ap. *Murat.* T. XV. p. 94. 63) Ann. Aret. T. XXIV. p. 876. 64) Ann. Caesenates ap. *Murat.* T. XIV. p. 1165. Ann. Aret. p. 873. 65) Ann. Caesen. p. 1174.

66) *Giov. Villani* L. XI. c. 58. ap. *Murat.* T. XIII. p. 796. 797. Ann. Aret. p. 876. 67) *Giov. Villani* c. 59. p. 797. 68) Ibid. L. XI. c. 60. p. 799. 800. Ann. Aretin. p. 877. Istorie Pistolesi ap. *Murat.* T. XI. p. 470. 471. Cronica di Ser Gorello c. IV. und not. 11 bei *Muratori* T. XV. p. 829.

daher noch am 23. Sept. des näml. J. der Appellationsrichter von Perugia in Arezzo ein [69]).

Als Florenz wegen der kaufsweisen Erlangung Lucca's von Massino della Scala aus Verona mit Pisa in Streit gerieth, da schickte auch Perugia im J. 1341 der Stadt Florenz eine Unterstützung von 150 Reitern, die in Verbindung mit den Truppen der übrigen verbündeten Städte für die Gemeinde von Florenz stritten. Am 20. Aug. des Jahres 1345 wurde der Grundstein zu der neuen Kathedrale di St. Lorenzo gelegt, welche auf der Stätte eines Tempels des Vulkans ganz aus den Fundamenten neu aufgebaut wurde; der Benedictiner Bevignate hatte dazu das Modell geliefert und sah auch noch seinen Ausbau vor seinem im J. 1350 erfolgten Tode [71]). Im März des Jahres 1344 schlossen Florenz, Perugia, Siena und Arezzo ein Bündniß gegen die Tarlati, und gegen alle den Städten nicht unterworfene Dynasten Toscana's [72]). Im J. 1348 übertrug die Stadt Orvieto den Peruginern auf zehn Jahre die Herrschaft, dafür versprach Perugia sie gegen Jedermann nach ihren besten Kräften zu schützen; somit wurde Leogieri di Andriotto aus Perugia als Stadthauptmann in Orvieto eingesetzt [73]). Zwei Jahre später gerieth Perugia in einen hartnäckigen Kampf mit Gubbio, wo die Familie der Gabrielli das herrschende Geschlecht war. Wie anderwärts war auch hier ein Mitglied dieses Geschlechts mit der übrigen Familie zerfallen, es war Giovanni da Contuccio de' Gabrielli, der sich wegen einer Abtei mit den übrigen Familiengliedern überworfen hatte. Er ging nun damit um, die höchste Gewalt über die Stadt an sich zu bringen, und es gelang ihm auch, sich der Personen seiner Verwandten zu bemächtigen und die Stadtbehörden zu unterwerfen. Es befanden sich aber auch peruginische Truppen dort, die Giovanni aus Gubbio vertrieben hatte, und darüber war das Volk von Perugia sehr entrüstet. Jacopo, das Haupt der Gabriellischen Familie und Capitain der päpstlichen Partei, der während dieser Begebenheiten abwesend gewesen, benutzte diese Stimmung der Peruginer und wandte sich an sie. Er kam in ihre Stadt, wo er freundlich aufgenommen und sowol vom Volke als auch vom Adel auf das Kräftigste unterstützt wurde, mit deren Hilfe er sofort Gubbio belagerte. Giovanni wurde hart bedrängt, und da er weder auf seine zu geringen Kräfte allein vertrauen, noch auch auf die Bürger sich verlassen konnte, suchte er die Peruginer Jacopo abwendig zu machen. Er wendete sich daher durch eine Gesandtschaft an sie, und ließ ihnen die Freilassung der Gefangenen und alle Freiheiten und Gerichtsbarkeit, welche ihre Stadt in Gubbio schon früher ausgeübt hatte, ja noch mehr, antragen; sie sollten Abgeordnete in die Stadt senden und dort die Ordnung herstellen und die Verfassung regeln. Die Peruginer ließen sich täuschen, zogen ihre Mannschaft von der Stadt zurück und schickten eine Gesandtschaft dahin. Diese nahm Giovanni auf das Ehrenvollste auf, suchte sie aber durch Gastmäler und Feste von Tage zu Tage hinzuhalten, und die Freilassung der Gefangenen, sowie auch die Regelung der Verfassung unter dem Vorwande abzulehnen, daß ja Jacopo noch immer als Feind vor der Stadt lagere. Dadurch sahen sich die Abgesandten genöthigt, Jacopo zu vermögen, daß er seine Völker entferne und die Belagerung aufgebe. Als dies geschehen war, fand er neue Ausflüchte, bis endlich die Gesandten, entrüstet, die Stadt verließen und nach Perugia zurückkehrten, wo darüber eine große Entrüstung entstand, aber zu wenig Einigkeit herrschte, als daß die Peruginer sich hätten entschließen können, sogleich wieder feindselig gegen Gubbio zu verfahren. Als nun Giovanni die Erbitterung Perugia's und ihre Folgen zu fürchten anfing, schloß er sich an die Ghibellinen an und suchte die Unterstützung des Bernabo Visconti von Mailand nach, der damals eben Bologna besetzt hielt. Bernabo sandte ihm sofort 250 Reiter und versprach noch wirksamere Hilfe. Die Bürger nöthigte Giovanni, ihm Geld zu geben, vermehrte damit die Zahl seiner Bewaffneten und verfuhr hierauf nur um so feindseliger gegen die Peruginer [74]). Schon dadurch und durch ihr Bündniß mit Florenz geriethen die Letzteren mit dem Erzbischofe Giovanni, der jetzt das Haupt des viscontischen Hauses war, in feindselige Berührung. Im August des Jahres 1351 lagerte dessen Heer bei Castro Latrino im Gebiete von Arezzo. Die Peruginer fürchteten, es könnte Arezzo ihnen zufallen und schickten darum 12 Fähnlein teutscher Reiter den Florentinern gegen Arezzo zu Hilfe. Der feindliche Feldhauptmann erhielt aber zeitig davon Kunde und rückte ihnen mit seinen Leuten entgegen, lieferte ihnen ein großes Treffen, nahm einen Theil gefangen, und tödtete oder vertrieb die Übrigen, sodaß die Niederlage der peruginischen Truppen sehr groß war [75]). Da in Orvieto der Kampf mit den Verwiesenen noch immer fortdauerte, schickten die Peruginer eine Gesandtschaft in Begleitung von 100 Reitern, die ihnen zur Leibwache dienen sollten, dahin ab, um ein Übereinkommen zu treffen zwischen den Verbannten und den Bürgern der Stadt. Vom 31. Aug. an verweilte die Gesandtschaft durch mehr als einen Monat in Orvieto, stets mit beiden Theilen unterhandelnd, bis es ihnen endlich gelang, sowol die Städter, als auch die Vertriebenen zu nachstehenden Bedingungen zu bewegen: Die Signorie über Orvieto solle der Stadt Perugia noch fernere fünf Jahre hindurch in derselben Art, wie bisher und unter denselben Bedingungen verbleiben. Der Stadthauptmann und der Befehlshaber von 30 peruginischen Soldaten, sowie auch ein Notar sollten von der Stadt Perugia gesendet und eingesetzt werden, um bei Tag und Nacht über die öffentliche Sicherheit zu wachen, und die Thore besetzt zu halten, von denen den einen Schlüssel der Stadthauptmann haben, die übrigen

69) Ann. Aret. p. 878. 70) Leo a. a. O. 4. Th. S. 127. 71) *Crispolti* l. c. p. 20. 72) Ibid. p. 143. 73) Cronica d'Orvieto ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XV. p. 653. ad an. 1348.

74) Istorie di *Matteo Villani*. L. I. c. 82 ap. *Murat.* T. XIV. p. 80. 75) Chron. Est. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XV. p. 467.

zwei aber die Prioren der Stadt in Verwahrung behalten sollten. In Ansehung der Vertriebenen, von denen besonders die Söhne Ormanno's und Berardo's die angesehensten waren, wurde festgesetzt, daß sie sämmtlich ungefährdet sollten zurückkehren können; nur acht der angesehensten Anführer hätten durch acht Monate sich drei Meilen weit von der Grenze entfernt zu halten, aber auch sie sollten nach Verlauf dieser Zeit ohne einige Gefahr für ihre Person und Habe in die Stadt zurückkehren dürfen; dafür sollten die Vertriebenen die von ihnen während des Krieges besetzt gehaltenen Schlösser ihren Eigenthümern zurückstellen. Diesem Vertrage gemäß hielt der peruginische Stadthauptmann Ceccholino di Michilotto von Perugia am 20. Sept. seinen Einzug in Orvieto, welcher Stadt aber der Vertrag den gewünschten Frieden nur auf wenige Tage gewährte[76]).

In demselben Monate schickte Perugia 600 Reiter den Florentinern in ihrem Kriege mit dem Erzbischofe von Mailand, Giovanni Visconti, zu Hilfe, um vermittels ihrer das belagerte Scarparia entsetzen zu können. Pietro Saccone dei Tarlati, der es mit den Teutschen hielt und damals im Besitze vom Bibbiena war, bekam bei Zeiten von dem Zuge der peruginischen Hilfsvölker sichere Kunde. Als er sich von ihrem Zuge Gewißheit verschafft hatte, begab er sich noch in der Nacht mit 400 Reitern und 11,000 Fußgängern auf den Weg. Die Peruginer brachten die Nacht ohne Besorgniß eines Überfalles bei Olmo, nächst Arezzo, zu. Als er in ihrer Nähe angelangt war, ließ er die Infanterie sich auf den Bergen, oberhalb Olmo, lagern, um sich ihrer gelegentlich als Hinterhalt bedienen zu können. Am frühen Morgen, als noch der größere Theil der Peruginer in den Nachtquartieren zerstreut war, griff er mit seinen Reitern die peruginischen an. Ungeachtet jedoch erst ein Theil derselben seine Pferde bestiegen hatte, wehrten sich diese doch auf das Tapferste und machten selbst einige Hauptleute Pietro's, die sich zu weit vorgewagt hatten, zu Gefangenen. Hätten die Aretiner sie, wie es ihre Pflicht war, unterstützt, so wären dies Mal nur wenige von Pietro's Mannschaft davon gekommen; allein sie thaten es nicht nur nicht, sondern räumten ihnen nicht einmal ihre Stadt zum Sammelplatze für die Gefangenen ein. Dieses gewahrend ermuthigte sich Pietro von Neuem, und ließ das Fußvolk vom Gebirge herabrücken, sodaß sich die Peruginer plötzlich auch im Rücken angegriffen und zugleich nirgends Hilfe sahen. Sie erlagen daher bald der Übermacht. Was von ihnen nicht getödtet oder zerstreut wurde, das nahm Pietro gefangen, der mit reicher Beute nach Bibbiena zurückkehrte[77]). Bald darauf gelang es ihm auch sich San Sepolcro's, eines reichen, von den Peruginern besetzten Fleckens, zu bemächtigen, nur die zwei festen Schlösser des Ortes konnte er ihnen nicht entreißen. Um sich derselben um so gewisser zu bemächtigen und die Peruginer zu hindern, sie zu entsetzen, bot er ringsum so viele Mannschaft des Erzbischofs auf, als er nur zusammenbringen konnte, und ließ Giovanni di Cantuccio de' Gabrielli aus Gubbio gegen Perugia selbst aufbrechen, während er selbst den beiden Schlössern hart zusetzte. Dennoch rückten die Peruginer bis Città di Castello vor; allein die Besatzung wartete die nahe Hilfe nicht ab, sondern ergab sich nach kurzem Widerstande dem Tarlati. Plötzlich verjagten auch die Bewohner von Anghiari die peruginische Besatzung und ergaben sich dem Statthalter des Erzbischofs; auch Castello della Pieve di San Stefano und Castello Perugino, unzufrieden mit der Herrschaft Perugia's, brachen in Aufruhr gegen sie aus[78]). Als nun die Peruginer alle Hoffnung verloren hatten, den Schlössern der genannten Orte Hilfe leisten zu können, zogen sie sich zurück und verbrannten Alles ringsum weit und breit, ohne daß Pietro de' Tarlati und der Graf Palavicino es wagten, ihnen im offenen Felde zu begegnen. Als aber die Peruginer sich wieder nach Città di Castello zurückgezogen hatten, folgte ihnen Pietro mit seiner ganzen Reiterei bis vor die Thore der Stadt. Die Besatzung, welche jedoch trefflich beritten und bewaffnet und voll guten Muthes war, zog ihnen entgegen und folgte ihnen in Berücksichtigung des weiten Weges, den sie zurückzulegen hatten, auch nach. Auf halbem Wege griffen sie jene an und brachten ihnen nach langem und hartnäckigem Kampfe eine empfindliche Niederlage bei. Dieses geschah im December desselben Jahres[79]). Inmitten der Aufstände gegen ihre Macht verloren die Peruginer auch das Schloß und den Flecken della Badia durch Überfall, allein die Leute des Giovanni di Cantuccio von Gubbio, die es genommen hatten, konnten es nicht behaupten, sondern gaben es am 6. Jan. 1352 der Stadt Perugia wieder zurück[80]). Da die Florentiner die Macht des Erzbischofs von Mailand in Mittelitalien sich immer mehr ausdehnen sahen, schlossen sie eine Verbindung mit Perugia, Siena und Arezzo. Dieser Städtetag wurde in Siena im Monate December 1351 gehalten und dort ausgemacht, daß auf gemeinschaftliche Unkosten eine Kriegsmacht von 3000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk in Sold genommen und erhalten werden solle[81]). Im Februar des Jahres 1352 sah Pietro Saccone sich wieder im Stande, einen Handstreich gegen Perugia auszuführen; in dieser Zeit hatte bereits Cortona seinen Frieden mit Perugia gebrochen. In Verbindung mit den Cortonesern überzog Tarlati mit seinen Scharen das Gebiet von Perugia, verbrannte die Orte rings um den See, nahm Vagliano mit Gewalt und ließ es in Flammen auflodern, berannte Castiglione del Laco, ohne es einnehmen zu können, und verwüstete Alles weit und breit, ohne daß die von Perugia es hindern, oder ihnen vergelten konnten[82]). Perugia hegte darüber einen heftigen Groll gegen Cortona, den sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu befriedigen suchte; diese fand sich im April des Jahres 1352, als die Reiterei des Erzbischofs von Mailand, die lange im Solde der Signorie von Cortona

76) Cronica d'Orvieto ap. *Murat.* Rer. it. scr. T. XV. p. 663. 77) Istorie di *Matteo Villani.* L. II. c. 23. p. 114.

78) Istorie di *Matteo Villani.* L. II. c. 42. p. 132. 133. 79) Ibid. c. 43. p. 133. 80) Ibid. c. 45. p. 135. 81) Ibid. c. 46. p. 138. 82) Ibid. c. 56. p. 143.

war, ihren Dienst verließ und nur 250 Reiter zurückblieben. Kaum hatten die Peruginer dieses vernommen, als sie mit ihrer ganzen Macht aufbrachen und bis unter die Mauern von Cortona Alles verbrannten und verheerten, was ihnen irgend aufstieß[83]). Auch zwischen dem von Mailand unterstützten Landadel in Perugia und dieser Stadt brach der Krieg in diesem Frühjahre wieder aus. Die Familie der Chiaravallesi suchte sich mit Hilfe der Ghibellinen Todi's zu bemächtigen; die Peruginer aber hinderten es und vertrieben sie[84]). Die guelfischen Städte suchten um diese Zeit bei dem Papste Hilfe und Unterstützung gegen den ghibellinischen Erzbischof von Mailand nach, gewahrten aber bald, wie ihnen der päpstliche Hof nichts helfe; darum wandten sie sich an den König Karl IV. und schickten an ihn eine Gesandtschaft nach Böhmen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge. Diese waren nämlich zuerst in Florenz insgeheim zwischen den Florentinern, Sienesern und Peruginern einer- und Heinrich, dem Vicekanzler Karl's IV., andererseits, mit Eifer gepflogen worden, führten aber erst im April zu einer Übereinkunft[85]). Kraft derselben sollte König Karl im Monate Juli mit 2000 Reitern in der Lombardei erscheinen und dort die Herrschaft des Erzbischofs von Mailand bekriegen, dagegen versprach ihm der guelfische Städtebund, dem Könige 2000 Goldgulden durch ein Jahr zu zahlen und andere 10,000 Gulden, sobald er in Aquileja angelangt sein würde; auch sollten sie ihm 3000 Reiter stellen, davon 850 Perugia zu übernehmen habe. Sollte in einem Jahre der Krieg nicht beendet sein, so solle inzwischen auch für die Zukunft Fürsorge getroffen werden. Die Städte sollten den König als den eigentlichen römischen König anerkennen, wofür er ihnen alle ihre Statuten und Freiheiten bestätigen würde. Sobald er die Krone empfangen haben würde, sollten die Vorstände von Florenz und Siena sich des Kaisers Statthalter nennen; die Peruginer dagegen verpflichteten sich dazu nicht, sondern behielten es sich vor, in ihrem bisherigen Verbande zur römischen Kirche zu verbleiben[86]). Im Monate Mai sandten die Städte schon eine Gesandtschaft nach Böhmen, um König Karl an den Vollzug dieser Übereinkunft zu erinnern[87]). Indessen hatte Giovanni Visconti im Monate Juni zu Cortona 2000 Reiter und eine entsprechende Anzahl von Fußvolk gesammelt, die er durch das Val d'Ichio bis Perugia vorrücken und von ihnen alles verheeren ließ. Die Peruginer wagten es nicht, ihnen zu begegnen. Dieser Schar öffnete Crespoldo von Bettona, obgleich Guelfe, da er von den Peruginern übel behandelt worden war, die Thore der Stadt und vertrieb die Besatzung, welche die Gemeinde von Perugia bisher dort hatte. Darüber entstand ein großer Schrecken in der Stadt Perugia, denn Bettona lag im Angesichte von Perugia, nur acht Miglien davon entfernt, war wohl befestigt, und befand sich zudem in der Nähe von Assisi und anderen Orten, die nur ungern die Herrschaft der Peruginer sich gefallen ließen. Auch traten diese wirklich in Unterhandlung mit dem Feinde, und zeigten sich eben nicht abgeneigt, den Willen des Erzbischofs von Mailand zu erfüllen, nur die Erwartung einer von Florenz oder Perugia zu sendenden Hilfe hielt sie noch davon zurück. Als diese wirklich erfolgte, gehorchten sie wieder dem Befehle der Peruginer, die auch Alles aufboten, um ihre Stellung zu behaupten[88]). Während die Mailänder so Bettona besetzt hielten, belagerte Pietro Saccone de' Tarlati, und der Herr von Cortona mittels der viscontischen Truppen das Schloß von Montecchio, welches in der Nähe von Castell Aretino liegt; als aber die Florentiner der Stadt Perugia 800 Reiter zu Hilfe geschickt hatten, zogen die Peruginer vor Bettona und belagerten es beinahe zwei Monate hindurch; dadurch wurde Montecchio frei, denn um Bettona zu Hilfe kommen zu können, hoben jene die Belagerung dieses Schlosses auf. Es half ihnen aber nichts, denn die Peruginer hatten alle Pässe, alle Zugänge und Fuhrten, so nach Bettona führten, zu gut besetzt, als daß die Leute des Erzbischofs dem Orte hätten beispringen können. Bettona blieb und zwar so streng bewacht und belagert, daß die Besatzung sammt den Bürgern den äußersten Mangel litten, und die abgemagerten Pferde, die selbst außer den Blättern der Feigen- und Ölbäume kein anderes Futter hatten, zu genießen sich genöthigt sahen; nur an Öl fehlte es nie. So sah sich denn die Besatzung endlich durch Hunger genöthigt, den Ort zu übergeben, nachdem sich ihre Anführer insgeheim entfernt hatten. Dieses geschah am 19. Aug. 1352[89]). Nach dem über die Übergabe geschlossenen Übereinkommen konnten alle mit ihren Waffen und den noch übrigen Pferden bis auf Crispaldo, den die Peruginer durchaus nicht in den Vertrag mit einschließen wollten, frei und ungefährdet abziehen. Der Verrath lieferte ihn den Feinden in die Hand, die ihn nach Perugia abführten, wo er öffentlich enthauptet wurde[90]). Dieses bewog den Signore von Gubbio, Giovanni di Cantuccio de' Gabrielli, mit den Peruginern einen Vergleich abzuschließen, durch den die Letzteren das Recht erhielten, eine Besatzung in Gubbio einzulegen, jedoch ohne daselbst irgend eine Gerichtsbarkeit auszuüben. Da kehrten auch die Vertriebenen wieder in jene Stadt zurück, mit alleiniger Ausnahme des Jacopo de' Gabrielli[91]). Noch in demselben Monate benutzten die Peruginer die Hilfe der Florentiner auch noch dazu, ihren alten Haß gegen Cortona zu befriedigen, indem sie Cortona auf das Härteste bedrängten und ihr Gebiet weit und breit verwüsteten[92]). So gewannen die Peruginer im Laufe des Sommers nicht nur diese Vortheile, sondern schwächten die Kräfte ihrer Gegner auch noch dadurch, daß die in Bettona vorgefundenen Söldner nur gegen Ablegung des Eides entlassen wurden, durch ein

83) *Villani* L. II. c. 78. p. 159. 84) Leo a. a. O. 4. Th. S. 151. 85) *Villani* L. II. c. 76. p. 157. 86) Ibid. L. III. c. 6. 7. p. 164. 165. 87) Ibid. c. XIII. p. 170.

88) *Villani* L. III. c. 17. p. 173. *Petri Azarii* Chronicon gestorum in Lombardia. p. 28 sq. in *Graevii* thes. T. IX. P. VI. 89) *Villani* L. III. c. 24—26. p. 176—178. 90) *Petri Azarii* Chron. p. 29. 91) *Matth. Villani* L. III. c. 27. p. 178. 92) Ibid. c. 29. p. 179.

ganzes Jahr nicht gegen Perugia zu kämpfen[93]). Zu diesen Erfolgen der Peruginer hatten mancherlei Ursachen mitgewirkt: Vor Allem die kräftige Unterstützung, welche die Florentiner nicht nur, sondern auch die Sieneser ihnen sowol bei der Belagerung von Bettona, als auch vor Cortona, in den Monaten Juli, August und September gewährt hatten, indem die Letzteren eine große Schar von Reitern und Fußvolk, unter den Befehl des Vanni, des Sohnes Francesco Malavolti's, gestellt und ihnen zugesendet hatten[94]); nächstdem die Scharen von Söldlingen, welche eben zu jener Zeit in Menge aus dem ganz verwüsteten Apulien herbeiströmten, als Perugia in der größten Gefahr war, die Orte von zweifelhafter Treue zu verlieren und sich ebendadurch genöthigt sah, seinen Schatz zu öffnen und Alles aufzubieten, um allen von dem Erzbischofe von Mailand bedrohten Ortschaften schleunige Hilfe senden zu können, wodurch sie auch in den Stand gesetzt wurden, zwei neue Bollwerke gegen Bettona aufzuführen und beide Ufer der Tiber so zu befestigen, daß die Truppen des Erzbischofs den Muth verloren, dem auf das Äußerste bedrängten Orte zu Hilfe zu kommen, obgleich schließlich damals auch das Gerücht umlief, daß die Vorstände von Perugia den Heerführer des Erzbischofs, Raynald de Assandris, durch Bestechung zu bestimmen gewußt hätten, unbeweglich am Tiberufer stehen zu bleiben und so Bettona fallen zu lassen[95]). Allein nicht überall waren die Unternehmungen der Peruginer vom Glücke begleitet; so z. B. war dieses gleich in Orvieto der Fall, wo der von den Peruginern eingesetzte Stadthauptmann nicht im Stande war, die Befolgung des von den peruginischen Abgesandten abgeschlossenen Vergleiches aufrecht zu halten; denn die Bewohner betrachteten die zurückkehrenden Verwiesenen mit Haß und Mistrauen, suchten mit ihnen Händel, beleidigten, mishandelten und vertrieben sie, ohne daß es Ceccholeno di Michilotto zu verhindern im Stande gewesen wäre. Mord, Todtschlag und Raub waren von da an in der Stadt an der Tagesordnung, und Niemand konnte Genugthuung, Niemand Recht und Gerechtigkeit erlangen. Inmitten dieser Unordnung bemächtigten sich Benedetto di Messer Bonconte und die Söhne Pepo's der Thore, vertrieben von dort die Wache des Hauptmanns und besetzten sie mit ihren Leuten, ohne daß es Perugia, das damals alle Hände in seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt hatte, hindern, oder auch nur rächen konnte. Durch die Partei Benedetto's wurden auch die Vertriebenen an der Rückkehr in die Stadt verhindert, wie sie doch nach dem von den Gesandten Perugia's abgeschlossenen Vertrage thun durften. Diese versuchten daher, im Februar des folgenden Jahres (1353) sich der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, drangen auch bis in die Mitte derselben vor, wurden aber von der darin herrschenden Partei des ghibellinischen Adels wieder hinausgetrieben. Um sich nun ihrer Gegner jederzeit mit Erfolg erwehren zu können, nahmen die Ghibellinen die Hilfe des Erzbischofs von Mailand in Anspruch, dessen Statthalter am 22. April in Orvieto einzog, und so büßte Perugia auch seinen Einfluß in Orvieto ein[96]).

In diesem Jahre wurde in Perugia eine sehr bedrohliche Verschwörung entdeckt. Wie in den übrigen Städten Mittelitaliens, so standen sich auch hier zwei Parteien einander feindselig entgegen, welche die Namen Raspanti und Maltraversi führten[97]). Die Raspanti, zu denen sich eine Menge der angesehensten Familien hielten, waren damals im Besitze der Signorie, und gegen sie war die ganze Verschwörung gerichtet. Es hatten nämlich Cecchino und Venciolo di Vencioli, beide angesehene Peruginer und deren Ersterer ein Freund des Giovanni di Cantuccio war, mit diesem ein Übereinkommen getroffen, wobei die ganze Partei der Ghibellinen die Hand im Spiele hatte und die mit ähnlichen Bestrebungen und Vorgängen in Assisi, Todi und anderen Orten zusammenhing. Der Vorschlag wurde aber noch vor seiner Ausführung entdeckt und zwar auf folgende Weise: Giovanni wollte seinen Freund Cecchino befähigen mit Macht aufzutreten, zu diesem Ende wollte er Truppen anwerben, um das hierzu nöthige Geld, das ihm selbst mangelte, zusammenzubringen, wendete er sich an seine Freunde, die ihm auch alle ihr Geschmeide und das ihrer Frauen, Geld und andere werthvolle Gegenstände darbrachten; er nahm aber auch das heilige Geräthe der Kirchen zu Hilfe. Damit schickte er seinen Vertrauten, den Abt zum heil. Petrus in Gubbio, den man den Abbate Mazzocco (Haarzopf) nannte, nach Perugia, um diese Gegenstände dort zu verpfänden. Der Abt stand daselbst im Einverständnisse mit einem gewissen Tancio, der auch gleich dem Abte um das ganze Übereinkommen wußte, und im Besitze des ganzen Geheimnisses war; mit diesem überwarf er sich und Tancio zeigte die ganze Verschwörung den Prioren der Stadt an. Diese säumten nicht, sofort die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, bemächtigten sich des Abtes und der Herren Cecchino und Lodovico de' Vencioli, und ließen sie in den unteren Gewölben des Palastes des Stadthauptmannes enthaupten. Erschreckt flüchteten viele Edelleute aus der Stadt, einige Schlösser fielen von ihnen ab. In Folge dessen wurde die Landschaft verwüstet, mehre vom Adel hingerichtet, aber die Stadt blieb doch unter der Herrschaft der Raspanti. Giovanni di Cantuccio überzog die Stadt hierauf mit Krieg, verbrannte und zerstörte Portole und zwei andere Schlösser der Peruginer, und kämpfte noch lange mit ihnen[98]). Noch ehe die Peruginer sich zur Belagerung Cortona's entschlossen hatten, nöthigte der Mangel an Lebensmitteln den Erzbischof von Mailand seine Scharen aus der Gegend von Orvieto, Perugia und den angrenzenden Theilen Toscana's, nach Bologna zurückzuziehen; als er aber später vernahm, daß Perugia die Stadt Cortona belagere, schickte er eine Heeresabtheilung wieder gegen die Stadt Arezzo, welche im Besitze der Guelfen

93) Chron. Estense in *Murat.* Rer. ital. script. T. XV. p. 472. 94) Chron. Sanese di *Neri di Donato* ap. *Murat.* T. XV. p. 136. 95) *Petri Azarii* Chron. de gestis comitum Vicecomitum ap. *Murat.* T. XVI. p. 330. 331.

96) Cron. d'Orvieto. T. XV. p. 666. 97) Leo 4. Th. S. 227. 98) Chron. Eugubium italice authore *Guernerio Bernio* in *Murat.* Rer. ital. script. T. XXI. p. 926.

war, um die Peruginer dadurch zu vermögen, sich von Cortona zurückzuziehen [99]). Während dieses Alles in und um Perugia vor sich ging, hatte die nach Böhmen geschickte Gesandtschaft sich vergebens bemüht, den König Karl IV. zu bestimmen, dem mit den Guelfenstädten abgeschlossenen Vertrage gemäß zu handeln, und kehrte endlich unverrichteter Sache nach Haus. Da ging der guelfische Städtebund in den Vorschlag des Giovanni Visconti ein, unter Vermittelung des damals angesehensten Mannes in Pisa, Lotto de Gambacorti, zu Sarzana einen Frieden zu unterhandeln [1]). Auf den Ruf, daß nun der Friede bald zu Stande kommen werde, schlossen auch Perugia und Cortona im Frühlinge des J. 1353 einen Separatfrieden ab [2]). Während aber die allgemeinen Friedensunterhandlungen noch im lebhaftesten Gange waren, wurden Perugia und Siena mit einander in einen Streit verwickelt, woran der Zwist Schuld war, in den die Cavalieri del Pecora, das angesehenste Geschlecht in Montepulciano, das sich in zwei Factionen getheilt hatte, gerieth, in Folge dessen die eine dieser beiden Parteien die andere vertrieb. Die aus Montepulciano vertriebene Partei fand mehr Anklang in Siena, die dort zurückgebliebene in Perugia; indem sich nun die letztere mit Hilfe der Peruginer gegen die durch die Unterstützung der Sieneser die Rückkehr erzwingen wollenden vertheidigte, wurden Perugia und Siena selbst entzweit. Die Bewohner von Perugia fürchteten nun, einen Frieden durch die Unterhandlungen in Sarzana zu bekommen, der ihnen nicht genehm wäre; um sich also die Möglichkeit zu bewahren, ohne offenbares Verderben sich von dem Frieden auszuschließen, waren sie jenen Frieden mit Cortona eingegangen. Gegen Ende des Monats März 1353 wurde endlich der allgemeine Friede des guelfischen Städtebundes mit dem Erzbischofe von Mailand und den Ghibellinen abgeschlossen und am 1. April deff. J. bekannt gemacht [3]). Er enthielt im Wesentlichen von beiden Seiten Zurückgabe einiger Eroberungen und Erlaubniß der Heimkehr für alle während des Kriegs aus den Städten Verbannte. Niemand war mit diesem Frieden ganz zufrieden, dennoch trat demselben auch Perugia bei [4]). Als indessen die Sieneser Montepulciano zu belagern anfingen und die Belagerung bis in den Mai fortsetzten, da zogen die Peruginer, um es mit ihnen nicht ganz zu verderben, ihre Truppen aus jener Stadt zurück. Auch schickten sie und ebenso auch die Florentiner, Abgeordnete dahin, um auf irgend eine Weise einen Frieden zwischen Siena und Montepulciano zu Stande zu bringen; allein die Unterhändler mußten lange dort verweilen, ehe es ihnen gelang, einen Vergleich zu vermitteln, und die Stadt nach dessen Abschluß mit Beibehaltung eigenthümlicher Verfassung am 2. Mai unter Siena's Obhut gestellt wurde [5]). Um dieselbe Zeit wurde auch Perugia, gleich den übrigen toscanischen Städten, durch das Auftreten des Fra Moriale, eines ehemaligen Feldhauptmannes des Königs von Ungarn, im Königreiche Neapel, gar sehr beunruhigt. Dieser hatte, nachdem Malatesta sich von der Belagerung Fermo's weggewendet und entfernt hatte, eine große Waffengesellschaft aus Haufen von Miethlingssoldaten errichtet, mit denen er in der Mark Ancona und im Spoletanischen umherzog, alle Orte brandschatzte und sich ringsum die Landschaft zinsbar machte [6]). Da sich Fra Moriale zuletzt bei Foligno lagerte, war Perugia die zunächst und am gefährlichsten bedrohte Stadt des Guelfenbundes, dem sie schon von der Zeit des Zerwürfnisses mit Siena her nicht recht mehr zugethan war. Sie ließ sich darum auch ohne weiteres Bedenken mit ihm in besondere Unterhandlungen ein, und eröffnete ihm, gegen die Zusage, das Gebiet von Perugia unbeschädigt zu lassen, den Durchzug nach Montepulciano und Siena. Dadurch gerieth auch Florenz in große Gefahr. Die Prioren der Stadt foderten deswegen Hilfe von den verbündeten Städten und somit auch von Perugia, allein diese schützte, gleich den Sienesern, ihren Vertrag mit Fra Moriale vor, und entschlug sich hierdurch der verlangten Beihilfe [7]).

Noch in demselben Jahre (1353) wurde Perugia abermals mit Gubbio in einen Krieg verwickelt, woran die aus jener Stadt verbannten Adeligen Schuld waren. Giovanni di Cantuccio hatte nämlich Guadagno dell' Andolo und seine Freunde gefangen genommen und um große Geldsummen gestraft. Insbesondere sollte Ser Guadagno binnen zehn Tagen 1200 Goldgulden bezahlen oder enthauptet werden. Er selbst übernahm die Einsammlung der gefoderten Summe, ließ seinen Sohn Matteo in der Gefangenschaft und ging nach Perugia; auch Jacopo de Gabrielli kam mit allen übrigen aus Gubbio Vertriebenen dahin. Bei San Domenico hielten sie eine Zusammenkunft und gemeinschaftliche Berathung, und erörterten die Frage: Ob sie nicht die Stadtgemeinde von Perugia um Hilfe bitten und es ihr antragen sollten, ihr die Stadt zu übergeben, falls es ihnen gelingen sollte, sich ihrer mit Hilfe der Peruginer zu bemächtigen. Die Prioren der Stadt wurden sofort von ihren Beschlüssen in Kenntniß gesetzt. Nach langwierigen Verhandlungen kam man endlich dahin überein, in das Unternehmen einzugehen, wofür die Vertriebenen sich verpflichteten, entweder Gubbio den Peruginern zu übergeben, oder 6000 Gulden zu bezahlen. So schrieben denn die Prioren an Giovanni und verlangten, er solle die Vertriebenen, einem abzuschließenden Vertrage zufolge, zurückberufen, was aber dieser ablehnte. Als die Abgesandten mit dieser Botschaft zurückkehrten, wurde das Unternehmen mit Hilfe der Florentiner unternommen, und das Heer unter Anführung des Feldhauptmannes Ricciardo de' Cancellieri von Pistoja gegen Gubbio ausgesendet, welches sich zuerst am Corso und dann bei San Lazzaro lagerte. In der Stadt selbst herrschte große Noth und Theuerung. Giovanni hatte zwar Fußvolk genug, sodaß er den ganzen Tag

99) Chron. Est. T. XV. p. 472.
1) *M. Villani* L. III. c. 31. 2) Ibid. c. 52. p. 191. Chron. Eugub. T. XXI. p. 928. 3) Leo 4. Th. S. 152. 4) *M. Villani* L. III. c. 59. p. 195. 5) Ibid. c. 49. p. 190. c. 64. p. 199.

6) *M. Villani* L. III. c. 108. p. 229. 7) Leo 4. Th. S. 154. *M. Villani* L. IV. c. 14. p. 243.

mit dem Feinde sich in Scharmützel einlassen konnte, allein auch die von Gubbio bekamen bald Unterstützung, sodaß sich die Peruginer genöthigt sahen, ihr Heer wieder zu entfernen, ohne eben großen Erfolg gehabt zu haben [8]). Erst im darauf folgenden Jahre sah sich Giovanni genöthigt, sich mit Perugia zu vertragen. In dem Übereinkommen, welches bei dieser Gelegenheit getroffen wurde, war auch festgesetzt worden, daß der Podesta von Gubbio ein Peruginer sein solle. Der erste Podesta dieser Art war Nino di Lelio de' Pelacani, welchen sofort Matteo di Guadagno di Landolo, der noch immer als Geisel für seinen Vater gefangen saß, befreite [9]). Im darauf folgenden 1354. Jahre kam endlich K. Karl IV. nach Italien und bestätigte ein Jahr später die in Perugia bestehende Hochschule und ertheilte dem Bischofe das Recht, die Doctorwürde zu verleihen [10]). Während Karl noch im Anfange des Jahres 1355 im oberen Italien verweilte, kamen die Städte Florenz, Siena und Perugia überein, zum Schutze ihrer Stellung, ihrer Freiheiten und ihres gegenwärtigen Besitzstandes Gesandte an den Kaiser zu senden, wobei aber Perugia geltend zu machen nicht unterließ, daß sie der Kirche angehöre [11]). Als König Karl später nach Pisa kam, trennten sich auch die Gesandten der Peruginer aus diesem Grunde nach ihrer Ankunft in dieser Stadt von den übrigen und ließen sie dem Kaiser allein ihre Aufwartung machen [12]); so blieb Perugia seinem Verhältnisse zum Kirchenstaate treu, und ließ sich durch das Benehmen von Florenz, Siena und Arezzo nicht verleiten, in ein seiner bisheren Stellung nicht entsprechendes Verhältniß zum Kaiser zu treten [13]). Als im Juni des J. 1355 der Friede zwischen Genua und Venedig zu Stande gekommen war, wurde außer Pisa und Florenz auch Perugia als eine derjenigen Städte bezeichnet, in deren einer zur Garantie des Friedens sowol Venedig als auch Genua, jedes 100,000 Goldgulden niederlegen sollte [14]). Noch in demselben Jahre wurde in Siena das ganze Stadtregiment umgestürzt; damals entschlug sich Montepulciano des sienesischen Joches und wurde darüber mit Siena in einen Krieg verflochten. Als die Stadt aber später sah, daß sie für sich allein nicht im Stande sei, sich gegen Siena zu behaupten, da unterwarf es sich Perugia und diese nahm die Unterwerfung auch an, worüber in Siena große Bestürzung entstand [15]), die mit ebenso großer Entrüstung gepaart erschien, da Perugia noch immer mit Siena verbündet war. Die Peruginer befolgten aber eben damals eine der Sicherheit ihrer Nachbarstädte sehr gefährliche Politik, indem sie eifrigst trachteten, ihre Signorie auf allen Seiten zu erweitern, und ungeachtet eben damals in ganz Toscana der tiefste Friede herrschte, jede Gelegenheit benutzten, sich andere Orte dienstbar zu machen. Perugia war auch damals sehr blühend, das Gemeinwesen wohl geordnet und reich an Leuten, welche des Waffenhandwerks vollkommen kundig waren [16]). Im J. 1356 hätte Perugia beinahe die Signorie von S. Sepolcro erhalten. Damals besaß Francesco, der Sohn des Nieri della Faggiuola, die Signorie dieser Stadt; fand aber bald, daß er nicht stark genug sei, sich gegen die Umtriebe der Bürger in der Herrschaft zu behaupten. Da er zudem über dem Bestreben, sich im Besitze der Signorie zu erhalten, mehre seiner eigenen Besitzungen eingebüßt hatte, so machte er der Stadtgemeinde den Antrag, ihr gegen den Erleg von 6000 Goldgulden die volle Freiheit zurückgeben zu wollen. 3000 Gulden brachten sie auch wirklich gleich zusammen und erhielten dafür von ihm das Schloß zu besetzen. Bald erhielt aber die ganze Angelegenheit eine andere Wendung. Unter den Bewohnern von San Sepolcro befanden sich auch einige verbannte Peruginer und unter diesen auch einige der Beccarini, die längst gern in ihre Heimath zurückgekehrt wären; diese benutzten Francesco's Geiz und versprachen ihm 15,000 Goldgulden, in drei Tagen zahlbar, von der Stadt Perugia, wenn er ihr die Signorie über San Sepolcro übergeben wolle; diesen Antrag unterstützte die ghibellinische, früher den Tarlati, später aber auch den Faggiuola ergebene Partei der Bogognani; diese wollte lieber irgend eine fremde Herrschaft tragen, als die der eigenen guelfisch gesinnten Mitbürger, und mutheten daher auch dem Francesco zu, die Signorie lieber an Perugia zu verkaufen; er selbst willigte zwar ein, allein als die Einwohner der Stadt dies Vorhaben erfuhren, erhoben sie sich in einem gewaffneten Aufstande, vertrieben alle Bogognani, brachten den Francesco mit seinem Anhange in das Gebiet von Città di Castello, und Perugia kam so um den Vortheil, welchen ihr die peruginischen Verbannten zuzuwenden beabsichtigten [17]). Fast um dieselbe Zeit machte Leggiere d'Andreotto, einer der ersteren Bürger Perugia's, das Volk glauben, daß er in Cortona, mit welcher Stadt doch die Peruginer einen doppelten Frieden, nämlich mit der Gemeinde und mit dessen Signore, eingegangen waren, Einverständnisse habe und durch ihre Hilfe die Stadt leicht ihren Händen überliefern könne. In blinder Eroberungssucht sandten sie daher im December desselben Jahres 400 Reiter und eine große Menge Fußvolk gegen Cortona, die sich vor der Stadt lagerten; allein es zeigte sich bald, daß das ganze Vorgeben grundlos gewesen sei, denn es regte sich in der Stadt Niemand zu Gunsten Leggiere's; darauf verwüsteten die Peruginer das Gebiet von Cortona [18]). Beide Theile wandten sich nun um Unterstützung an Florenz. Perugia gab vor, Cortona habe ihr einige Gründe entreißen wollen, während die Abgeordneten der Cortonenser fest und ernstlich behaupteten, daß die Peruginer zum Friedensbruche gar keine Ursache gehabt hätten. Die Florentiner schickten daher Abgesandte nach Perugia, und ließen die Peruginer ermahnen, von dem Unternehmen abzustehen [19]). Von den Weiseren wurde das ganze Unternehmen längst gemisbil-

8) Chron. Eugub. ap. *Murat.* T. XXI. p. 928. 9) Ibid. 10) *Crispolti* l. c. p. 40. 11) *M. Villani* L. IV. c. 44. p. 270. 12) Ibid. c. 53. p. 273. 13) Leo 4. Th. S. 156. 14) Leo 3. Th. S. 83. 15) *M. Villani* L. V. c. 83. p. 351. 352.

16) *M. Villani* L. VIII. c. 14. p. 475. 17) Ibid. Lib. VII. c. 55. p. 487. Leo 4. Th. S. 168. 18) *M. Villani* L. VIII. c. 14. p. 475. 19) Ibid. c. 17. p. 477.

ligt, dennoch gaben die Peruginer nicht nach, sondern schlossen die Stadt eng ein und beschossen sie aus mehren Geschützen. In der belagerten Stadt selbst herrschte indessen anfänglich Zwietracht zwischen dem Herrscher und den Bürgern und Niedergeschlagenheit, da die Florentiner nichts zu ihrem Schutze unternahmen. Der Grund der Zwietracht war folgender: Cortona's Herrschaft war damals in den Händen der Brüder Bartolomeo und Jacopo von Casale, diese hatten Soldaten in ihrem Solde, mit denen die Bürger um so mehr unzufrieden waren, als sie selbst dennoch bei Tag und bei Nacht beschwerlichen Wachedienst verrichten mußten und die Herrscher ihnen doch mistrauten. Dennoch war ihnen der Gedanke, sich der Herrschaft Perugia's unterwerfen zu sollen, noch unerträglicher: sie söhnten sich daher mit ihren Herren aus und versprachen ihnen, die Stadt bis auf's Äußerste gegen die Peruginer vertheidigen zu wollen [20]). Bartolomeo, der in Siena Bürgerrechte genoß [21]), wendete sich an Siena, welche Stadt den Peruginern noch wegen Montepulciano grollte, um Hilfe, die um so lieber gewährt wurde, als sie zugleich auch das Mittel darbot, sich an Perugia zu rächen [22]). Anfänglich sandten sie blos insgeheim, später auch offen Unterstützung an Holz und anderen Nothwendigkeiten, woran die Stadt Mangel litt, und wußten die Stadt, trotz der Einschließung der Peruginer, damit zu versorgen [23]); endlich sandten sie im März 1358 ihnen noch Baumgarten, einen teutschen Condottiero, mit seinen Scharen zu Hilfe, was auch Noth that, denn die Peruginer hatten die Stadt inzwischen mit Schanzen umgeben und sie rings eingeschlossen, um ihre Übergabe um so eher zu erzwingen. Als die Sieneser mit einer so ansehnlichen Macht den Peruginern entgegenrückten, behielten diese nur eine Schanze besetzt und zogen sich aus den übrigen nach ihren nahe gelegenen Ortschaften zurück, sodaß die Sieneser, als sie vor Cortona kamen, keinen Feind antrafen. Als nun die Sieneser Cortona so entsetzt hatten, nahmen sie die Signorie der Ortschaft für sich in Anspruch, verwüsteten das Peruginische und die Belagerten zerstörten einen großen Theil der Verschanzungen [24]). Über diesen Rückzug ihres Heeres und die damit zusammenhängenden Folgen war große Entrüstung in Perugia. Das Volk erhob sich in einem gewaltigen Aufstande und hätte Leggieri d'Andreotto ermordet, wenn er sich nicht den ersten Ausbrüchen der Volkswuth durch Entfernung entzogen hätte; war aber dann auch bereit alle Opfer zu bringen, welche die Dringlichkeit der Umstände erheischte, um den Condottiere Smeduccio da Sanseverino in ihren Sold nehmen und mit verdoppelten Anstrengungen den Krieg gegen Cortona und Siena fortsetzen zu können [25]). Da sie selbst schon ermattet und in dem Kriege, den ihre Verbündeten unter einander führten, kräftig und erfolgreich einzuschreiten außer Stand waren, so suchten die Florentiner den Frieden zu vermitteln und zunächst die Peruginer zum Frieden mit Siena, das sich hierzu eben nicht abgeneigt zeigte, zu bewegen; sie sandten daher Abgeordnete nach Perugia, die aber von dem gemeinen Volke sehr übel aufgenommen wurden, denn es suchte sogar in der öffentlichen Versammlung ihre Rede durch Zischen, Klopfen und Schreien zu unterbrechen und zu überbieten. Perugia verharrte in seinem Vorhaben, lagerte sich abermals vor Cortona, nahm am 8. April 1358 die Belagerung wieder auf und errichtete neue Verschanzungen. Das peruginische Heer, von 1800 Gleven und vielem Fußvolk, zog gegen Siena und foderte Baumgarten's Heerhaufen zur Schlacht heraus. Baumgarten nahm die Herausfoderung an; die Sieneser aber wollten es nicht auf eine Schlacht ankommen lassen und lehnten daher das Treffen ab. Die Peruginer lagerten sich hierauf mit dem Gros ihrer Armee bei Greggiano, während die Sieneser bei Torrita eine feste Stellung einnahmen. Bei dem letzteren Orte kam es am 10. April endlich doch zu einem Gefechte, an dem aber Baumgarten, der noch über die frühere Weigerung der Sieneser sehr erbittert war, keinen Theil nahm, sondern den sienesischen Truppen das Schlagen allein überließ; darum wurden denn diese auch geschlagen und in die Flucht getrieben, Torrita genommen und Baumgarten selbst gefangen, als er Torrita verlassen wollte [26]). In Siena war darüber die größte Bestürzung, aber dessenungeachtet wollte es vom Kampfe ebenso wenig als Perugia ablassen; es wendete sich vielmehr, aber vergebens, an die Florentiner um Unterstützung, und hierauf schickte es Gesandte um Hilfe an die Herren von Mailand und um die Compagnien der Söldner in der Lombardei. Indessen hatten sie sich darauf beschränkt, die festen ummauerten Orte zu besetzen und das flache Land den Peruginern preisgegeben, die es auch nach allen Richtungen durchzogen und verheerten [27]). In diesem Kampfe waren die Bewohner von San Sepolcro auf Seiten der Peruginer. Diese Theilnahme entfernte viele aus ihrer Heimath. Dies nahmen die Grafen von Monte Doglio sehr bald wahr und benutzten es zu ihrem eigenen Vortheile, denn sie überfielen San Sepolcro, während die streitbarsten Bürger abwesend waren; allein ihre Mannschaft war nicht zahlreich genug, um sich auch der Burg bemächtigen zu können, daher plünderten sie blos den Ort und verließen ihn dann wieder [28]). Denselben Streit suchten auch die Tarlati zu benutzen, um sich mit Hilfe der Peruginer wieder emporzuschwingen, sie verbanden sich daher mit ihnen und hofften so wieder in den Besitz von Arezzo zu gelangen [29]). Dadurch wurde aber der Argwohn und die Besorgniß der Florentiner und Aretiner rege, sie, deren Feindschaft gegen das Geschlecht der Tarlati noch nicht erloschen war, beobachteten nun auch Perugia mit mistrauischen Blicken und waren gegen beide um so mehr auf ihrer Hut. Indessen verwüstete Smeduccio, der Feld-

20) *M. Villani* L. VIII. c. 22. p. 479. 21) Chron. Sanese di *Nero di Donato* ap. *Murat.* T. XV. p. 158. 22) *M. Villani* L. VIII. c. 27. p. 483. 23) Ibid. c. 28. p. 484. 24) Ibid. c. 33. p. 489. c. 34. p. 489. 490. 25) Ibid. c. 35. p. 490.

26) *M. Villani* L. VIII. c. 39. p. 492. c. 41. p. 493. 494. 27) Ibid. c. 42. p. 494. 495. 28) Ibid. c. 43. p. 495. 29) Ibid. c. 45. p. 496.

hauptmann Perugia's, das Gebiet der Sieneser mit Feuer und Schwert, drang über Chianciano, Valdorcia, Buonconvento und Bagno a Vignone vor und verbrannte diese und andere Orte; endlich zog er selbst bis vor Siena, ja zwei Peruginer drangen sogar in ihrer Tollkühnheit in Siena selbst ein. Nach kurzem Verweilen nahm er seinen Rückweg wieder über Isola und Asciano nach Perugia [30]). Die Abwesenheit des Heeres benutzte der Signore von Cortona und richtete in den Umgebungen von Castiglione, Aretino und Montecchio großen Schaden an und verbrannte Valdechio in der Nähe des See's [31]). In dieser harten Bedrängniß gründete Siena seine ganze Hoffnung auf die Söldnerscharen des Grafen Lando. Dieser war einst der Gefährte Fra Moriales gewesen, ihm hatte er im J. 1354 den Befehl über seine Banden, die er von Città di Castello weg nach dem obern Italien geführt, anvertraut, als er selbst anderweitigen Interessen nachging, um bald darauf in Rom seinen Tod zu finden [32]), worauf er selbst an die Spitze der Compagnie trat und verschiedentlichen Herren diente, und in Ermangelung solcher Beschäftigungen wol auf eigene Rechnung manche Landschaft heimsuchte und brandschatzte. Auf einem solchen Zuge befand er sich im October des Jahres 1357 im Toscanischen, da unterhandelte der päpstliche Legat mit ihm und suchte ihn zu bestimmen, gegen den Empfang einer Summe von 50,000 Goldgulden, die er von dem Legaten und von den Städten Florenz, Pisa, Siena und Perugia erhalten sollte, das Gebiet der Kirche und dieser Städte zu verlassen, es drei Jahre zu meiden, und in die Lombardei abzuziehen. Damit waren aber Siena und Perugia nicht zufrieden und weigerten sich, die auf sie entfallende Summe zu bezahlen, während Pisa und Florenz es gern thaten, um nur von den Söldnerhaufen befreit zu werden [33]). Durch den Frieden wurden Lando's Banden im J. 1358 auch in der Lombardei überflüssig. Ihr Anführer zog sich daher mit seinen Schätzen nach Teutschland zurück und wußte es K. Karl IV. als sehr vortheilhaft darzustellen, wenn er ihm einen Auftrag in Toscana ertheilte. Karl that es und ernannte ihn zu seinem Vicar in Pisa. Sein Bruder war in seiner Abwesenheit in den Sold der Sieneser übergegangen, die aber auch noch einen teutschen Bandenführer, Namens Anichino di Bongardo (Baumgarten), in ihren Sold genommen hatten. Lando's Scharen wurden aber wegen ihrer Ausschweifungen von den Bauern in den Apenninenpässen in der Gegend von Biforco zersprengt, getödtet, gefangen genommen, sodaß nur die Vorhut glücklich durchkam und selbst Graf Lando mußte sich ergeben. Die große Schwächung, welche Lando's Compagnie hierdurch erlitten hatte, bewog sofort Baumgarten, zu den teutschen Söldnern, die er bei sich hatte, die im Dienste der Peruginer stehenden einzuladen und andere kleinere Haufen, die in Toscana zerstreut waren. So brachte er 2000 Gleven und eine große Anzahl Fußknechte zusammen, mit denen er das Perugische so lange plündernd durchzog, bis ihm die Peruginer 4000 Goldgulden bezahlten [34]). Durch den Abzug der teutschen Söldner, der hierauf erfolgte, sahen sich beide Theile in ihren Unternehmungen gelähmt. Die Sieneser mußten die Belagerung von Monte S. Savino, die sie begonnen hatten, aufgeben, und die Peruginer sahen sich genöthigt, alle Truppen, die sie noch vor Cortona hatten, zurückzuziehen. Nun konnten die Bürger von Cortona mit ihren wenigen Truppen weite Streifzüge in das Gebiet von Perugia unternehmen, und auch die Sieneser ermangelten der zur Deckung ihrer Grenzen nöthigen Mannschaft. Hierdurch wurden beide kriegführende Theile geneigt, den Anträgen der Florentiner ein geneigtes Ohr zu schenken, und so kam endlich im October 1358 ein Friede zwischen Perugia und Siena zu Stande. Monte Pulciano sollte noch durch fünf Jahre ganz frei sein und das Recht haben, sich den Podesta frei zu wählen; dann sollten die Sieneser das Recht erlangen, den Podesta für diese Ortschaft zu ernennen, und auch den Zins, den sie früher zogen, erhalten. In Cortona sollten die Peruginer vier Jahre lang den Podesta ernennen können, und wenn die Cortoneser den ernannten nicht wollten, sollten sie zwar ihren eigenen ernennen können, aber außerdem verpflichtet sein, dem von den Peruginern ernannten eine jährliche Besoldung von 400 Lire zu zahlen [35]). Als nun der Friede hergestellt war, wurden in Perugia diejenigen Bürger zur Verantwortung gezogen, welche die Stadt früher zum Kriege mit Cortona verleitet hatten; sie gehörten meist den reichern und edlern Familien der Stadt und derjenigen Partei an, welche hier die Raspanti genannt wurden. Die geringern Bürger hatten nämlich durch den verunglückten Krieg außerordentlich an Ansehen gewonnen, ein Syndicat errichtet und an die Spitze dieser controllirenden Behörde Herrn Geri de' Pazzi aus Florenz gestellt; allein die Verhältnisse waren so verwickelt, daß Geri sein Amt im Stiche ließ und statt mit tausend Schwierigkeiten in Perugia zu kämpfen, nach Florenz zurückkehrte; sein Nachfolger im Amte verurtheilte nicht die Häuptlinge der Raspanti, sondern die minder einflußreichen Bürger, die in die Sache verwickelt waren, und schmachtete dafür lange im Kerker, wohin ihn die Volkswuth geführt hatte [36]). In dieser Zeit wurden die Landschaften zwischen Perugia, Arezzo und Florenz abermals von den Banden des Grafen Lando wiederholt bedroht, oder wirklich heimgesucht; im Auftrage der toscanischen Städte that Florenz alles Mögliche, um jene räuberischen Horden in den vertragsmäßigen Schranken zu erhalten. So lange die Furcht vor ihnen Siena und Perugia zur Eintracht zwang, wagte es Niemand, weder hier noch dort, sich gegen den von Florenz zwischen ihnen zu Stande gebrachten Frieden zu erheben; sobald aber durch die Entfernung der Compagnie Lando's nach der genuesischen Küste jene Gefahr beseitigt war, verlangte Perugia ebenso

30) *M. Villani* L. VIII. c. 48. p. 498. 31) Ibid. 32) Leo 4. Th. S. 154. 155. 33) *M. Villani* L. VII. c. 89. p. 457. 458.

34) Chron. Sanese ap. *Murat.* T. XV. p. 158—161. Leo 4. Th. S. 174. 175. 35) Chron. Sanese ap. *Murat.* T. XV. p. 162. *Murat.* Ann. d'Ital. T. VIII. p. 310. 311. Leo 4. Th. S. 175. 176. 36) Leo 4. Th. S. 176.

wie Siena, daß Florenz jenen Friedensschluß auflöse, und als die Florentiner dieses zu thun sich weigerten, erwachte nicht nur in beiden Städten der Haß mit der frühern Stärke, sondern in Perugia schien er sich sogar auch auf Florenz zu erstrecken, sodaß die letztere Perugia unausgesetzt im Auge behalten zu müssen vermeinte [37]); allein Perugia fand bald Veranlassung genug, sich blos mit seinen eigenen innern Zuständen zu beschäftigen. Im J. 1360 wurde nämlich dort eine große mit vieler Umsicht eingeleitete Verschwörung entdeckt, welche zum Zwecke hatte, das Stadtregiment zu ändern, das damals in den Händen der Popolaren war, die sich im Besitz aller obrigkeitlichen Ämter befanden und unter der Leitung der Familie der Michelotti und eines gewissen Leggieri d'Andreotto standen, der den größten Einfluß hatte, deren zahlreiche Anhänger eine eigene Partei bildeten, welche den Namen der Raspanti führte. Mit diesem Stande der Dinge waren aber viele guelfisch gesinnte altadelige und andere reich begüterte bürgerliche Familien durchaus nicht zufrieden, da sie durch Decret von allen städtischen Bedienstungen ausgeschlossen waren, und auch sonst keinen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten, diese bildeten die Partei der Malcontenti. An ihre Spitze trat nun Tribaldino, Manfrido's Sohn, ein sehr schlauer Mann, der sein Unternehmen lange vorbereitete und alle seine Umtriebe dadurch zu sichern wußte, daß er mehrmals durch Verwandte unter den Beamten der Stadtgemeinde Anzeigen angeblicher Verschwörungen machen ließ, die sich bei der darüber angestellten Untersuchung als ungegründet bewährten; so ermüdete er die Geduld der Amtleute und machte die Prioren schläfrig und sicher, und erst nachdem er dieses bewirkt hatte, legte er die Hand an sein Unternehmen, an dem mehre aus der Familie da Montemellino, einer der da Montesperellos, ein della Cornia, einige von den delle Mercie, einer de' Baglioni, einer de' Boccoli, und manche Andere Theil nahmen; überhaupt verbanden sich mehr als 45 Edle und reiche Bürger, an die sich wieder mehre hundert Bürger anschlossen. Tribaldino schlug ihnen vor, an einem bestimmten Tage (man kam überein im Herbste des Jahres 1361 solle es geschehen) sich zu erheben, Feuer in einige Häuser zu legen, den Palast der Prioren zu erstürmen, die Obrigkeiten der Stadt zu tödten und so auch jeden zu ermorden, welcher für diese die Waffen ergreifen würde und sich unter dem hierdurch entstehenden Tumult des Stadtregiments zu bemächtigen; indessen solle einer derer von Montemellino den Aufruhr im Gebiete von Perugia hervorrufen und verbreiten. Noch lange vor dem zum Ausbruche bestimmten Tage wurde aber der ganze Anschlag durch das Vertrauen, welches Tinieri da Montemellino, einer der Verschwornen, seinem Freunde Leggieri d'Andriano schenkte, zur Kenntniß der Prioren gebracht, die sofort die nöthigen Verhaftungen veranlaßten und so die Gefahr glücklich beseitigten. Mehre Hinrichtungen und darunter jene des Ceccherello de' Boccoli und des Niccola delle Meche, die enthauptet, und sieben landstreichende Kriegsleute im Solde der Stadt, die gehängt wurden, folgten, während die anderen in die Verschwörung tiefer Verwickelten glücklich entkamen, 45 geächtet, 92 um Geld gestraft oder blos zu vorübergehender Verbannung verurtheilt wurden; Tribaldino di Manfredino und Averardo da Montemellino nebst einigen Andern wurden zum ewigen Gedächtnisse mit den Köpfen nach Unten auf der Piazza am Palaste des Sindaco maggiore abgebildet. So war eine sehr große Gefahr glücklich an Perugia vorübergegangen [38]). Als Siena die Aufregung und Schwächung Perugia's durch Bürgerkrieg gewahrte, verwandelte sie die bis dahin nur bedingungsweise hergestellte Signorie über Montalcino in eine entschiedene Herrschaft.

Die aus Perugia Verbannten suchten sich anfänglich mit gewaffneter Hand im Gebiete von Perugia zu behaupten; sie schlichen sich insgeheim in Civitella di Benazon, ein sehr festes und wohlverwahrtes Schloß der Gemeinde von Perugia, ein, als aber die Peruginer eine ansehnliche Macht gegen sie aussandten, und die Verwiesenen erkannten, daß sie zu schwach seien, um sich behaupten zu können, verließen sie das Castell auf dieselbe geheime Weise, wie sie es besetzt hatten, und begaben sich ins Spoletinische, wo sie auch ein Schloß besetzten; endlich als sie sich auch hier nicht halten konnten, zogen sie sich nach Arezzo zurück, wo sie eine Freistätte fanden [39]). In demselben Jahre brach ein Krieg der Kirche mit Perugia aus, da diese Stadt sich gegen dieselbe erklärt hatte, doch gelang es dem Monsignore Burges, der zum Cardinallegaten ernannt worden war, die Stadt wieder für die Kirche zu gewinnen. Derselbe ließ auch die Citadelle anfangen [40]). Als im Sommer des J. 1362 Florenz nach vielen argen Neckereien sich endlich zum Kriege gegen Pisa entschlossen hatte, wurde auch Perugia von den Florentinern um Hilfstruppen angegangen, allein sie entschuldigten sich mit ihrem Kampfe gegen ihre eigenen Verbannten, die sich eben damals eines argen Mordes schuldig gemacht hatten. Der beredteste und angesehenste Bürger, den sowol das Volk als auch die Raspanti hoch achteten, war damals Leggieri d'Andriano, nur jenen, die in die Verschwörung Tribaldino's verflochten oder derselben verdächtig waren, blieb er verhaßt, weil durch ihn jene Verschwörung zur Kenntniß der Stadtobrigkeit gekommen war. Eines Tages, es war der 19. Juni des Jahres 1362, als er eben einen Brief lesend die Straße entlang wanderte, wurde er von einem Bastard des hingerichteten Ceccherello de' Boccoli und zwar mit einer Tunkekelle, da er im Augenblicke des Vorüberwandelns Leggieri's nichts anderes bei der Hand hatte, erschlagen. Perugia empfand darüber einen sehr großen Schmerz und veranstaltete ihm die ausgezeichnetsten Exequien, um hierdurch andere zu gleicher Hingebung an den Freistaat aufzumuntern [41]). Noch im nämlichen Jahre erhielten sie im Juli die beiden Burgen Caprese und Roccacinghiata, die ein Besitzthum der Tar=

37) Leo 4. Th. S. 177.

38) Istorie di *M. Villani.* L. X. c. 75 ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. XIV. p. 670. 671. 39) Ibid. c. 80. p. 673. 40) Chron. Eugubinum. T. XXI. p. 933. 934. 41) *M. Villani* L. XI. c. 8. p. 695.

lati von den gegen ihre Herren aufgestandenen Unterthanen besetzt, dann unter die Signorie von Arezzo gestellt, bald aber von den herrschsüchtigen Aretinern mit gänzlicher Unterdrückung bedroht worden waren, bis sie sich, nachdem sie vergebens Florenz sich angeboten hatten, endlich an die Peruginer wendeten, die keinen Anstand nahmen, die beiden Burgen zu besetzen und so die Herrschaft über das den Tarlatis entrissene Val di Caprese erhielten [42]). Indessen hatte Florenz auch ohne die Unterstützung der Peruginer im Kriege mit den Pisanern obgesiegt, als die Peruginer vernahmen, daß das Glück sich den Florentinern hold zeige, und daß sie Peccioli erobert hätten, da wollten sie den frühern Fehler wieder gut machen, indem sie einen noch größeren begingen; sie schickten ihnen nämlich nunmehr 60 Helme und 25 Bogenschützen, die vom florentinischen Volke mit scheelen Blicken angesehen und mit Vorwürfen empfangen und überhäuft wurden [43]). Die Peruginer hatten in dieser Zeit noch immer mit den Vertriebenen zu kämpfen, die sie im November im Schlosse Monte Fontigiano belagerten; dazu bedurften sie aber der Unterstützung irgend eines Söldnerhaufens. Da sie besorgten, die Compagnie der Engländer könnte ausbleiben, nahmen sie die neue Waffengesellschaft „zum Hute" auf zwanzig Tage in ihren Sold und eroberten mit ihrer Hilfe in wenigen Tagen die Feste [44]). Mit Hilfe dieser aus zusammengelaufenen Söldnern italienischer, burgundischer und teutscher Banden erst vor Kurzem neu gebildeten Compagnia unterdrückten sie ihre Geächteten gänzlich und ließen noch 17 davon enthaupten [45]). Bald darauf entließen die Peruginer diese Waffenkameradschaft, die sich nun einige Zeit hindurch in den Maremnen herumtrieb [46]). Ganz den Bedingungen des mit den Peruginern abgeschlossenen Friedens entgegen schlossen die Sieneser im Januar des Jahres 1363 einen Vertrag mit Santi d'Agnolino Bottoni und vertrieben mit dessen Unterstützung Messer Nicolo de Pecora aus Montepulciano; Nicolo zog sich nach Perugia zurück, war aber für sich allein zu schwach und die Peruginer auch nicht kräftig genug zum Kriege, sodaß sie die Schmach der Erneuerung des Kampfes vorzogen [47]). Im J. 1364 schickte Perugia, vereinigt mit Siena und Genua, Botschafter nach Florenz, um den Frieden mit Pisa zu vermitteln, allein der Rath von Florenz zog einen kostspieligen Kampf freudig einem minder ehrenhaften Frieden vor [48]). Um diese Zeit hatte das Peruginische viel von den Raubzügen der Leute des berüchtigten englischen Feldhauptmanns und Condottiere John Hawkwood (Giovanni Augud) zu leiden, die meist aus Engländern bestanden. Im J. 1365 insbesondere kamen sie gegen Orvieto, um von Messer Gomise, dem Neffen des päpstlichen Legaten, den rückständigen Sold zu verlangen, als sie aber dort die Compagnie des Messer Anechino (Heinrich), eines teutschen Anführers von Söldlingen, trafen und aus dieser Ursache der Stadt Orvieto nichts anhaben konnten, zogen sie sich in das Peruginische hinüber, wohin ihnen Anechino mit seinen Scharen folgte. Dort kam es zu einer heftigen Schlacht, an der auch die Truppen der Peruginer Theil nahmen; die Engländer wurden geschlagen, 50 Hauptleute derselben nebst 200 Mann, und darunter Andrea Belmonte, gefangen nach Perugia eingebracht, John selbst in die Flucht geschlagen und seine Mannschaft zersprengt. Lange saßen die Gefangenen in Perugia in der Haft und wurden erst spät unter lästigen Bedingungen aus derselben entlassen [49]). Im Januar des Jahres 1366 kamen Hawkwood's Söldnerscharen abermals in das peruginische Gebiet; zu gleicher Zeit begann der päpstliche Cardinallegat Ägidius d'Albornoz, der eben früher die nördlichen Landschaften des Kirchenstaates größtentheils wieder zur Unterwerfung gebracht hatte, den Krieg auch gegen das völlig freistaatliche Perugia [50]), das eben um diese Zeit nur durch Zufall einem gegen dasselbe gesponnenen Verrathe entging. Die Waffenkameradschaft zum Stern hatte nämlich dem Legaten Perugia und Assisi auszuliefern versprochen; doch ward die Unterhandlung früher entdeckt und Albrecht (Messer Albretto), ein teutscher Condottiere, der diese Compagnie führte, ward deshalb in Perugia enthauptet; der Cardinallegat hatte dann dennoch den Peruginern Assisi, Gualdo und mehre andere feste Orte entrissen und sie in Folge davon schon im Mai desselben Jahres zu einem Friedensvertrage genöthigt. Als Papst Urban V. nach Italien gekommen war, wünschte er einen toscanischen Städtebund zu Stande zu bringen, allein nur Perugia und Siena nebst den Ortschaften, die deren Signorie unterworfen waren, konnten dazu vermocht werden [51]), während die Florentiner und Pisaner sich demselben entzogen (im Sommer 1367). Das gute Vernehmen mit dem päpstlichen Stuhle dauerte jedoch nur kurze Zeit; gestützt auf die Unterstützung des Bernabo Visconti, der Venetianer und der toscanischen Städte, und im geheimen Einverständnisse mit den Römern wagten es die Popolaren von Perugia, sich den Unternehmungen des Papstes zu widersetzen [52]), dem der König Karl IV. noch vor dem Antritte seiner Reise nach Rom auf Ansuchen des päpstlichen Nuntius die Rechte der Kirche auch auf die Grafschaft Perugia und das darüber von seinem Großvater K. Heinrich VII. ausgefertigte Diplom bestätigt hatte [53]). Doch dadurch ließ sich das Volk von Perugia von dem nicht abhalten, was es zum Schutze seiner Freiheit thun zu müssen vermeinte; es vertrieb nämlich die Edelleute gänzlich, weil diese es nicht bei der mit dem Cardinallegaten abgeschlossenen Capitulation lassen, sondern, um selbst wieder ans Regiment zu kommen, die Stadt ganz unter die Botmäßigkeit des Papstes oder der Kirche bringen wollten. Die Folge davon war, daß die Burgen und selbst einzelne feste Ortschaften der Stadt von den vertriebenen Edelleuten besetzt und

42) *M. Villani* L. XI. c. 8. p. 696. 43) Ibid. c. 21. p. 706. 44) Ibid. c. 66. p. 732. 45) Leo 4. Th. S. 191. 46) Ebendas. S. 194. 47) Istoria di *Filippo Villani*. L. XI. c. 77 ap. *Murat.* T. XIV. p. 743. 48) Leo 4. Th. S. 195.

49) Chron. d'Orvieto ap. *Murat.* T. XV. p. 689 und Chron. Sanese di *Neri di Donato* ibid. p. 186 ad an. 1365. 50) Leo 4. Th. S. 201. 51) Ebend. S. 201. 202. 52) Chron. Riminese ap. *Murat.* T. XV. p. 912. 53) f. *Lebret* l. c. T. V. p. 228.

vertheidigt wurden, und daß hierdurch die Landschaft wieder auf allen Seiten mit Mord, Raub und Plünderung erfüllt war [54]), die noch vor kurzer Zeit durch die Banden Hawkwood's so viel zu leiden hatte, denn dieser durchzog in den Jahren 1366 und 1367 raubend und sengend in verschiedenen Richtungen das Peruginische [55]). Jetzt thaten die Edelleute dasselbe, indem sie Alles, was sie konnten, zu Grunde richteten. Im J. 1369, als sich die Peruginer vom Papste Urban V. bedroht sahen, wendeten sie sich an Bernabo de' Visconti und baten ihn um seine Hilfe. Bernabo nahm John Hawkwood mit seinen Banden in Sold, um durch sie Perugia gegen den Papst vertheidigen zu können. Am 8. Aug. wurde des Papstes Erklärung des Krieges gegen Perugia bekannt gemacht. An demselben Tage ging Urban von Montefiascone, wo er den Sommer über verweilt hatte, nach Viterbo; während er sich dort und zwar im Schlosse aufhielt, betrat das Heer von Perugia das Patrimonium der Kirche und verfuhr feindlich gegen dasselbe. Hawkwood, des Heeres Anführer, zog vor Viterbo und verwüstete die Weingärten der Bürgerschaft im Angesichte des Papstes, hierauf ging er nach Montemalo, wo er einige Tage verweilte [56]); da aber S. Miniato bald beiweitem mehr der Hilfe bedurfte, als Perugia, zogen die Engländer aus dem Peruginischen ins Pisanische [57]). Papst Urban, dem um diese Zeit zwei Kaiser, Johannes Paläologus und Karl IV., ihre Ehrenbezeigungen erwiesen, wäre ganz glücklich gewesen, wenn es ihm geglückt wäre, auch Perugia zur Unterwerfung unter die weltliche Gewalt des Oberhauptes der Kirche zu bewegen, was aber erst sein Nachfolger vollständig zu bewirken vermochte [58]), und zwar erst zwei Jahre später [59]). Papst Urban verließ im Herbste Italien und kehrte nach Avignon zurück, die Führung des Krieges gegen Perugia seinem Bruder, der Cardinallegat von Bologna war, überlassend, ordnete jedoch noch vor seiner Abreise einen Kreuzzug gegen diese Stadt an und sprach den Bann über sie und alle jene, welche es wagen sollten, das Patrimonium der Kirche und deren Unterthanen zu beschädigen. Auf solche Weise wurde der Bann verkündet in der Kirche der heil. Columba in Rimini [60]). Als hierauf die Kirche und die toscanische Liga am 12. Nov. 1370 mit Bernabo Visconti Frieden geschlossen hatten, fühlten sich die Peruginer, unter denen die Raspanti fortwährend am meisten dem päpstlichen Regimente entgegen waren, für sich allein zu schwach zum Kriege mit der Kirche, von deren Lehensleuten sie ganz umschlossen waren. Sie hielten die Florentiner, als ihre besten Freunde, für die geeignetesten zur Vermittelung des Friedens mit dem päpstlichen Stuhle, deren Gesandte es auch leicht dahin brachten, daß sie vom Papste als Vermittler angenommen wurden; sie begaben sich daher nach Bologna, wo damals der Cardinal von Albano Legat war. Der Friede wurde von ihnen in der Art bald zu Stande gebracht, daß die Stadt Perugia die Oberherrlichkeit des Papstes anerkannte und jährlich eine gewisse Geldsumme zu zahlen versprach; dagegen ernannte der Papst die Prioren der Stadt zu Statthaltern des päpstlichen Stuhls, was sie auch, so lange der Papst lebte, verblieben [61]). Als aber nach Papst Urban's Tode die Abgeordneten der Peruginer 1371 zu seinem Nachfolger, Papst Gregor XI., nach Avignon kamen, um ihn zu begrüßen und von ihm die Bestätigung des noch unter seinem Vorgänger geschlossenen Vertrages begehrten, welches Verlangen auch die Gesandten von Florenz unterstützten, da weigerte sich der Papst dessen, bevor die Stadt Perugia nicht ihre Verwiesenen zurückgerufen hätte. So zogen denn die Gesandten unverrichteter Dinge in ihre Heimath zurück [62]). Um diese Zeit, nämlich im Frühlinge des Jahres 1371, glaubte man in Mittelitalien allgemein, daß die Florentiner und Peruginer die Compagnie teutscher Söldner, welche unter der Anführung des Grafen Ludwig von Lando und eines berühmten teutschen Condottiere, Namens Hans, im März in das nördliche Toscana gekommen war, insgeheim im Solde hätten, um durch sie das Gebiet von Pisa und Siena verwüsten zu lassen, da einerseits das florentinische Gebiet davon verschont blieb und man andererseits wußte, daß der alte Groll Perugia's gegen Siena noch nicht ganz erloschen sei. Indessen führte der päpstliche Legat, der Cardinal von Burgos, einen Anschlag gegen Perugia aus, der diese Stadt dem Papste unmittelbar in die Hände spielte. Es glaubten nämlich die Raspanti nach der Abreise Urban's nach Avignon keine so große Aufmerksamkeit nöthig zu haben, indem sie jetzt ihre Stadt und deren Freiheit vor der Hand gegen die Kirche vollkommen gesichert hielten. Bei dieser Besorgnißlosigkeit gelang es dem päpstlichen Legaten, mittels der Vertriebenen in Perugia selbst eine Partei zu finden, welche die Stadt ihm zu überliefern bereit war. Diese Partei bestand ganz aus Mitgliedern der unteren Volksclassen, welche die Raspantischen Herren haßte, aus Wollarbeitern und solchen, die in Perugia erst eingewandert waren, oder gar keine bestimmten Verhältnisse dort hatten, endlich aus Anhängern der Kirche, die es den Raspanti nicht verzeihen konnten, daß sie stets für die Freiheit Perugia's sich thätig und als eifrige Gegner des Papstes gezeigt hatten. Der längst organisirte Volksaufstand brach am 16. Mai unter dem Rufe: „Es lebe die Kirche und das Volk“ aus. 14 Glieder aus der Familie der Raspanti wurden getödtet, die übrigen vertrieben und ihre Häuser wurden geplündert, ja zum Theil auch niedergerissen [64]). So wurde Perugia

54) *Johannis Antonii Campani* de vita et gestis Brachii ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XIX. p. 442 sq. Leo 4. Th. S. 206. 55) Chron. San. di *Neri di Donato.* p. 187. 188. 191. *G. B. Pigna,* Hist. dei principi di Este. Vol. I. L. V. p. 317. Chron. d'Orvieto. p. 690. 56) Vitae roman. pontif. a S. Petro usque ad Innocentium VIII. Autoribus *Amalrico Augeric* etc. in Vita Urbani V. ap. *Murat.* T. III. P. II. p. 635. 57) Leo 4. Th. S. 212. 58) Ebend. S. 536. 59) Die Annales Mediolanenses setzen dieses Ereigniß schon in das Jahr 1369, aber offenbar irriger Weise; s. bei *Murat.* Rer. ital. script. T. XVI. c. 131. p. 742. 60) Chron. Riminese ap. *Murat.* T. XV. p. 912.

61) Specimen Historiae *Sozomeni Pistoriensis* ap. *Murat.* T. XVI. p. 1091. 62) Ibid. 63) Leo 4. Th. S. 214. 64) Chron. Riminese l. c. p. 912.

dem päpstlichen Stuhle unterworfen. Den Florentinern war dieses Ereigniß höchst zuwider, da ihnen hierdurch die Macht des Kirchenstaates näher gerückt war, und sie zugleich hierin und in dem mit den Pisanern geschlossenen Bündnisse des Papstes deutlich die Absicht zu erkennen glaubten, seinen Einfluß nunmehr auch auf die übrigen toscanischen Gemeinwesen auszudehnen. Siena, Lucca und Arezzo traten hierauf in Florenz zusammen und kamen darin überein, zu verhindern, daß die römische Kirche keinen weltlichen Einfluß in Toscana erlange. Um diesen Verdacht zu ersticken, entfernte Gregor den Cardinal de Burgos, der in der Stadt sofort eine Zwingburg hatte erbauen lassen, von Perugia, und schickte ihn nach Bologna [65]). Sein Nachfolger, der Abt von Montemaggiore, wußte später den Miswachs, von dem die Landschaft heimgesucht wurde, und die daraus hervorgehende Hungersnoth so gut zu benutzen, daß Perugia alle ihre Vorrechte entwunden und dieselbe dem Papste unmittelbar und völlig unterworfen wurde [66]). Derselbe Abt, welcher als päpstlicher Legat über Perugia gebot, verfolgte die geheimen Plane des Papstes weiter, indem er 1374 sowol in Siena als auch in Arezzo Verbindungen anzuknüpfen suchte, und damit umging, auch diese Städte dem Stuhle Petri unterthänig zu machen; dadurch wurde die früher erwähnte Verbindung der größern toscanischen Städte noch mehr befestigt, ja Lucca sogar vermocht, den Sienesern Hilfstruppen zu senden, die deren gegen den Abt in Perugia zu bedürfen glaubten [67]), und zwar mit gutem Grunde, denn er (Gerhard Dupuis, Abt von Montemaggiore) nahm eine Fehde zwischen den Sienesern und den Edlen von Salimbeni zum Vorwand, das Gebiet von Siena durch die Truppen der Kirche verheeren zu lassen (1375) [68]). Dieser Franzose und seine Sippschaft erbitterten durch ihr Betragen die Gemüther der stolzen Peruginer in einer Weise, die endlich zum Aufstande führen mußte. Nachstehende zwei Geschichten mögen darüber nähere Aufklärung geben, wie die Herrschaft der Kirchenbeamten mit der Zeit so sehr verhaßt wurde. Bei dem Cardinal Dupuis, der vom Abte eben zu dieser Würde erhoben worden war, lebte sein Neffe, ein leichtsinniger, ausschweifender Mensch; dieser warf sein lüsternes Auge auf die Gattin eines edlen Peruginers, stahl sich, als ihr Gatte eben abwesend war, insgeheim in ihr Haus und überraschte sie in ihrem Zimmer. Die Frau, bestürzt über die Brutalität des Fremden, wollte aus dem Fenster in das Nachbarhaus flüchten, doch ihr Fuß glitt aus, sie stürzte auf die Straße hinab und gab dort ihren Geist auf. Die Kunde des Ereignisses durchfliegt rasch die Stadt, das Volk läuft zusammen und begibt sich, von Mitleid und Entrüstung ergriffen, zum Cardinallegaten, Gerechtigkeit gegen seinen Neffen, den Wüstling, zu fodern. „Wie," entgegnete dieser, „haltet ihr Italiener denn die Franzosen für Verschnittene?" und sandte die Klagenden mit diesem Endbescheide fort. — Wenige Tage darnach entführte derselbe Mensch einem anderen Bürger gewaltthätig seine Gattin. Der Gatte foderte sie von den Gerichten zurück; der Cardinal verurtheilte seinen Neffen, bei Strafe der Enthauptung sollte derselbe binnen 50 Tagen die Frau dem Gatten zurückstellen. So wurde zur Schmach des Beleidigers noch der Hohn des Richters gefügt. Durch diese und ähnliche Thaten der Franzosen stieg die Erbitterung des Volks von Tag zu Tag mehr und mehr [69]). Ein Gleiches fand auch in mehren der benachbarten Städte statt. Hier und dort wurde die Erbitterung noch durch die Streifzüge der Bande Hawkwood's, welche im Dienste des ehemaligen Abtes von Montemaggiore stand, gesteigert; denn Florenz mußte die Abwendung der von seinen Banden drohenden Gefahr mit einer bedeutenden Geldsumme erkaufen: die Sieneser sahen sich fortwährend durch den in Perugia befehlenden Cardinallegaten bedroht und endlich beschleunigte die im Herbste aus dem Peruginischen durch das Sienesische und Florentinische, wie diese meinten auf Befehl der päpstlichen Legaten, zurückkehrende Hawkwood'sche Kriegsbande den Abschluß eines Bündnisses der toscanischen Städte, worauf auch die Unterstützung Bernabo Visconti's nachgesucht wurde. Die Erbitterung der Florentiner war durch das Benehmen des päpstlichen Legaten in Bologna, Guillaume de Noellet, Cardinals von St. Angiolo, auf das Höchste gesteigert worden, als dieser, ein harter und hochmüthiger Mann, die allgemein herrschende Noth noch dadurch steigerte, daß er den Städten die Zufuhr des Getreides aus der Romagna, wo es daran durchaus nicht mangelte, auf das Strengste verbot [70]). Da faßte die städtische Obrigkeit, welche unter des Papstes Unterthanen Freunde und Bundesgenossen wußte, den Entschluß, allen Völkerschaften die Hand zu bieten, die sich in Freiheit zu setzen und der Tyrannei schlechter Hirten der Kirche sich zu entwinden wünschten. Der erste Aufruf zur Befreiung aus verhaßter Knechtschaft bewirkte allgemeinen Aufstand. Vor allen andern erhoben sich die Bewohner von Città di Castello, welche die Besatzung der Kirche mit Wuth überfielen und sie zwangen in die Feste zu flüchten. Noch in derselben Nacht erhielten sie Unterstützung von den Florentinern und belagerten sofort das Schloß, dessen Besatzung bald zur Übergabe gezwungen wurde. Als der in Perugia wohnende päpstliche Legat von dem, was in Città di Castello geschehen war, Kenntniß erhielt, beeilte er sich, dem belagerten Schlosse zu Hilfe zu kommen, und zog zu diesem Ende die Besatzung aus Perugia heraus. Sobald nun die Peruginer den gefürchteten Feldhauptmann Hawkwood mit einem Theile seiner Truppen abziehen sahen, griffen sie ebenfalls zu den Waffen und unter heftigem Geschrei den Legaten an, der auf die von ihm erbauten Schlösser vertraute. Nach wenigen Tagen mußten sich jedoch diese ergeben und Perugia ging so für den Papst verloren [71]).

65) Specim. hist. *Sozomeni Pistoriensis* l. c. p. 1091. 66) *Pompeo Pellini* Storia di Perugia. (In Venezia 1664.) Vol. I. Lib. VIII. p. 1111. 67) Leo 4. Th. S. 220. 221. 68) Chron. Sanese. l. c. p. 242.

69) Chron. Reginense auctoribus *Sagazio* et *Petro de Gazata* ap. *Murat.* T. XVIII. p. 85. 70) *H. Mutii* de Germanorum prima origine, moribus etc. p. 156 in *Pistorii Nidani* Germanorum scriptorum Tomo altero. (Hanoviae 1613.) 71) *Pog-*

Bei diesem Aufstande der Peruginer wurden viele von der Geistlichkeit, von den päpstlichen Beamten und den Franzosen in der Stadt ermordet. Nach Abzug des päpstlichen Legaten wurde die Zwingburg von Perugia wieder gebrochen und die alte Verfassung, welche ein sogenannter Popolo mit Prioren gewesen war, ward wieder hergestellt. Dem Vorgange Città di Castello's und Perugia's folgten eine Menge anderer Städte, sodaß fast der ganze Kirchenstaat rasch nach einander die päpstliche Herrschaft abschüttelte. Darüber erschrak Papst Gregor IX. so sehr, daß er, um nur nicht auch Bologna, fast den einzigen Ort, der sich noch zu ihm hielt, zu verlieren, Gesandte nach Florenz schickte, und Perugia und Città di Castello in ihrer Freiheit zu lassen versprach, wenn man ihm den Frieden zugestehen wolle [72]). Als dieser Antrag kein Gehör fand, schickte er den Cardinallegaten, Robert de Geneve, mit britischen Hilfsvölkern aus Frankreich nach Italien, um Perugia wieder zu erobern, allein sein Heer war den Truppen Perugia's gegenüber, welche Stadt von den Sienesern, die ihre Truppen, unter der Anführung Giov. di Palmiero Spadajò, geschickt hatten, zu schwach, als daß er gegen die Stadt irgend etwas hätte ausrichten können [73]). Der Papst suchte sich nun den Viscontis zu nähern, trat mit ihnen in Unterhandlungen und schloß endlich, um die Partei seiner Gegner zu schwächen, wirklich Frieden [74]). Im Frühling des J. 1378 kauften die Peruginer Assisi von Einem, der sich dort zum Herrn aufgeworfen hatte [75]), Namens Guglielmino, dem sie 15,000 Goldgulden bezahlten. Um dieselbe Zeit bereitete die Wiederkunft der Kriegshaufen John Hawkwood's mehren Gegenden Toscana's große Drangsale; als hierauf Cesena von ihnen erobert und auf das Entsetzlichste mitgenommen wurde, ließen die Peruginer nicht nur, sondern eigentlich die ganze Liga, Vigilien abhalten, Messen lesen, alle Buden schließen, und nicht nur die Rectoren des Volkes, sondern alle Bürger in allen Kirchen der Stadt reichlich Wachs verbrennen, vorzüglich aber in den Hauptkirchen unter vielen Klagen und Thränen feierliche Exequien abhalten, wegen dieses großen Unglücks [76]), dessen Folgen bald auch Perugia empfinden sollte, denn Perugia, Città di Castello, Foligno, Montepulciano und die Val di Chiana wurden nach einander von den Banden Hawkwood's und der beiden teutschen Grafen, Lutz und Eberhard von Lando, heimgesucht und hatten außerordentlich viel von ihnen zu leiden [77]). Im November des J. 1377 wurden die Engländer denn doch im Peruginischen geschlagen und Siena sogleich durch einen eigenen Boten von diesem glücklichen Ereignisse benachrichtigt, wofür die Stadtgemeinde von Siena diesem sechs Goldgulden auszahlen ließ [78]).

Perugia war um diese Zeit nächst Florenz, Pisa, Rom, Siena und Bologna die mächtigste und einflußreichste Stadt von Mittelitalien, das fast in alle Welthändel der Halbinsel verflochten war und mit allen Staaten und wichtigeren Städten Italiens in diplomatischem Verkehre stand. Darum richtete auch im J. 1382 Michele Morosini, der neu gewählte Doge von Venedig, sogleich nach seiner Wahl, unter dem 16. Juni (Indict. V.), ein Schreiben an die Prioren der Künste und Gewerbe des Volkes und der Gemeinde von Perugia, worin er ihnen die auf ihn gefallene Wahl anzeigte, da er überzeugt sei, daß sie an Allem, was die Republik Venedig betreffe, stets den lebhaftesten Antheil nähmen [79]). Als im J. 1384 Siena durch innere Parteiung mächtig aufgeregt wurde, thaten Peruginer, Pisaner und Luccheser alles Mögliche, um die Parteiung wieder in ein Gleichgewicht zu bringen, aber die florentinischen Gesandten wußten alle ihre Bestrebungen zu vereiteln [80]), bezweckten aber am Ende doch grade das Gegentheil von dem, was sie wollten. Um zu verhüten, daß es den zahlreichen Verbannten gelinge, den Frieden zu stören, zu welchem Ende sie von Zeit zu Zeit Versuche machten, Verschwörungen anzuzetteln, verbündete sich Perugia im J. 1385 mit den vier übrigen Hauptstädten Toscana's (Florenz, Siena, Lucca und Pisa) und mit Bologna zu gegenseitigem Schutze [81]); dennoch geriethen Siena und Florenz bald darauf wegen Montepulciano's hart an einander, sodaß sich beide zum Kriege bereit zeigten. Sobald aber die Peruginer, Bologneser und Pietro de' Gambacorti, der Herr von Pisa, davon Kenntniß erhielten, thaten sie alles Mögliche, um den Krieg abzuwenden und das gute Vernehmen unter den Städten Toscana's zu erhalten, was auch unschwer gelang [82]). In der Zwischenzeit trat mancherlei ein, was das gute Vernehmen unter den Städten störte. Vor Allem trug dazu der Signore von Pisa, Peter Gambacorti, bei. Dieser hatte zwischen Galeazzo Visconti, dem Herrn von Mailand, Siena, Florenz und Bologna auf drei Jahre ein neues Bündniß (1387) zu Stande gebracht, worin ausdrücklich festgesetzt wurde, daß dieses neue dem alten Bündnisse, in welches auch Pisa und Perugia als Genossen verflochten waren, nichts schaden solle. Während dieses geschah, schickte Galeazzo gegen alles Völkerrecht und das gegebene Versprechen, Johann d'Azzo degli Ubaldini, einen ausgezeichneten Feldherrn jener Zeit, mit 1000 Reitern gegen Siena, unter dem Vorwande, er sei von den Verbündeten zu Hilfe gerufen worden, um ihre Grenzen im Falle eines Angriffs zu schützen. Als er nun auf der flaminischen Straße vorrückte und so nach Perugia kam,

---

gii Bracciolini Historia Florentina ap. *Murat.* T. XX. L. II. p. 226. Annales Bonincontrii. T. XXI. p. 23.

72) *Poggii Bracciolini* Hist. Florent. L. II. ap. *Murat.* T. XXI. p. 227. Perugia erhob sich am 6. Dec. 1375. Chron. reginense ap. *Murat.* T. XVIII. p. 84. 85. In den ersten Tagen des Monats Jan. 1376 ergab sich das Schloß. Chron. Riminese ap. *Murat.* T. XV. p. 913. Chron. di Pisa. T. XV. p. 1070. *Hieronymi Rubei* Historiarum Ravennatum L. VI. p. 593 in *Graevii* Thesaur. T. VII. P. I. 73) Chron. Placent. T. XVI. p. 526. Chron. Sanese di *Neri di Donato.* T. XV. p. 246. 247. 74) Chron. Placent. l. c. 75) Leo 4. Th. S. 227. Chron. Sanese l. c. p. 254. 76) Chron. Sanese p. 254. 77) Ibid. p. 265.

78) Chron. Sanese di *Neri di Donato.* T. XV. p. 265. 79) *Andreae Dandoli* Chron. bei *Murat.* T. XII. p. 470 ist das ganze Schreiben abgedruckt. 80) Chron. Sanese l. c. p. 286. 81) Leo 4. Th. S. 250. 82) Ebend. S. 252.

da gelang es ihm, diese Stadt durch Biordo (oder Bigordo) Michelotti, der sich zum Herrn von Todi und Assisi aufgeworfen und auch Perugia sich gehorsam zu machen gewußt hatte, von dem Bündnisse mit den Florentinern abwendig zu machen [83]). Zugleich suchten sich die Peruginer wieder dem päpstlichen Stuhle zu nähern, nachdem sie eine von den Verbannten herbeigeführte Gefahr glücklich abgewendet hatten. Diese hatten sich nämlich mit den Heerhaufen des Gascogners, Bernhard de Scala, verbündet und verwüsteten mit ihrer Hilfe das Gebiet von Perugia; später vereinigten sich mit ihnen auch die räuberischen Scharen der Waffengesellschaft von der Glocke, an deren Spitze damals ein Teutscher, Namens Averardo, stand, dem sich Guido de Sicano angeschlossen hatte; alle diese fremden Söldner trieben sich auf den Fluren von Perugia und Arezzo herum. Am 22. Sept. dess. J. verließ Papst Urban VI. Lucca und kam mit einem ansehnlichen Gefolge nach Perugia. Die Peruginer legten ihm drei Wünsche vor, nämlich: daß er ihr Vaterland in Ruhe und Frieden erhalten, sich mit den Florentinern aussöhnen und seinen Sitz in Perugia nehmen solle. Urban gab eine durchaus günstige Antwort, fügte aber noch bei, daß die Städte der Kirche ihr wieder zurückgegeben werden sollten; denn mit Florenz habe er ohnehin schon längst Friede und Eintracht gewünscht, aber die Florentiner dazu nie geneigt gefunden. Die Peruginer schickten daher gleich im folgenden Monate ihre Gesandten nach Florenz, um die Florentiner zu bestimmen, nach Perugia zu Papst Urban Unterhändler zu senden, damit sie sich mit ihm verständigten. Die Florentiner ließen sich auch wirklich dazu bereit finden und schickten Rainald de Giansigliazis und Lotto de Castellanis dahin ab. Urban nahm sie aber in seiner störrigen und in der Form durchaus groben Art und Weise sehr unfreundlich auf und wollte sie gar nicht hören; darüber entrüsteten sich die Peruginer und waren über Urban's Aufenthalt eben nicht sonderlich erfreuet, da er auch seine Tage in ihrer Stadt durch Gewaltthaten bezeichnete; so ließ er noch in demselben Jahre den Cardinal Orsini, der sein Vicar in Viterbo war und durch einen Andern ersetzt werden sollte, darum, weil ihn die Viterbesen nicht ziehen lassen wollten, nach Perugia kommen und sogleich verhaften [84]). Im darauf folgenden Jahre ließ er ebenfalls in ihrer Stadt Pepo Cavicciolo, den Abgesandten der florentinischen Stadtgemeinde von John Beltott, den Anführer des englischen Heeres, anhalten, und, da er dem Papste das Ziel und den Zweck seiner Reise nicht angeben wollte, in Haft bringen, seine Briefschaften öffnen und entließ ihn erst nach einigen Tagen. Darüber erzürnten die Florentiner von Neuem über Papst Urban [85]). Um dieselbe Zeit kam Antonio della Scala, der ehemalige Signore von Verona, über Florenz nach Perugia zum Papste, verließ ihn aber auch sehr unzufrieden und kehrte nach Ravenna zurück, wo Gattin und Sohn verweilten. Im Monate Juli wurde Pandolfo de Malatesta von den Engländern bei Fratta in die Flucht geschlagen und entkam nur mit einigen Wenigen nach Perugia zu Papst Urban, der ihm die Mittel gab, neue Reiterscharen in seinen Sold zu nehmen. Im August des J. 1388 verließ Papst Urban in Begleitung des Heeres der englischen Söldlinge Perugia, um Neapel zu erobern. Er kam aber nur bis Narni, dort brach unter den Söldnern ein Aufstand aus, indem ein Theil derselben in die Dienste der Florentiner zu treten versprochen hatte. 2000 Reiter trennten sich von dem übrigen Heere, kehrten wieder nach Perugia zurück, verwüsteten das Peruginische und verursachten großen Schaden [86]).

Die Stadt näherte sich nun einem Zeitraume, in dem sie viele Gefahren erwarteten, ja endlich sogar ihre Selbständigkeit einbüßte. Von 1388 an verwirrten mancherlei Unruhen längere Zeit hindurch Alles in der Stadt Perugia. Seit dem letzten Kriege der toscanischen Liga mit dem Papste hatten sich in Perugia wieder die Ghibellinen, und an ihrer Spitze die Familie de' Baglioni, gehoben. Die Häupter der Guelfen hatten sogar die Stadt verlassen müssen, und um dieselbe Zeit, wo Siena Verbindungen mit Giovanni Galeazzo aus dem Hause der Visconti suchte, that die in Perugia herrschende Partei dasselbe, und die Folge war gewesen, daß die guelfischen Verbannten (Banditi) bei Florenz Hilfe suchten, und von da aus unterstützt, das Gebiet ihrer Vaterstadt mit Fehden und Unordnungen aller Art erfüllten [88]). Peter Gambacorti in Pisa und Galeazzo Visconti hatten in den meisten dieser Händel die Hand im Spiele. Wie es ihre Plane erheischten, entzweieten oder versöhnten sie die auf einander wechselseitig eifersüchtigen Städte. Johann Galeazzo insbesondere beeilte sich um so mehr Verträge zu unterzeichnen, als er sie nur so lange zu halten gedachte, als sie zur Förderung seines Vortheils und seiner Plane dienten [89]). Im J. 1389 hatte Peter Gambacorti ein Bündniß zu Stande gebracht, in das auch Perugia, Siena, Pisa und Galeazzo eingeschlossen waren [90]). Das hinderte aber den Letztern nicht, durch seinen Feldherrn, Giovanni d'Azzo d'Ubaldini, einen Sproß jener großen Ghibellinenfamilien aus den Apenninen, der die Florentiner am meisten haßte, einen Versuch zu machen, durch Einverständnisse sich San Miniato's zu bemächtigen, um dadurch den Florentinern die Schiffahrt auf dem Arno zu sperren. Als aber dieses mislang, verfügte d'Azzo sich nach Perugia und versuchte diese zu einem Kriege gegen die Florentiner zu verleiten [91]); allein da die Peruginer eben in der Gährung einer Umwälzung waren, schienen sie sich nicht entscheiden zu wollen. Im September dess. J. hatte nämlich der Adel mit der untersten Volksclasse sich vereinigt, und völligen Sieg über die Bürgerschaft erfochten, die er von der Regierung aus-

83) *Poggii Bracciolini* Histor. Florent. L. III. ap. *Murat.* T. XX. p. 251. 84) Specimen hist. *Sozomeni Pistoriensis* ap. *Murat.* XVI. p. 1134. 1135. 85) Ibid. p. 1137.

86) Specimen hist. etc. p. 1138. 87) Leo 4. Th. S. 253. 88) Ebendas. S. 258. 89) Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter. Von J. C. L. Simonde Sismondi. Aus dem Französischen. (Zürich 1811.) 7. Th. S. 264. 90) Annales Bonincontrii ap. *Murat.* T. XXI. p. 53. 91) Specimen hist. etc. p. 1141.

schloß. 20 der ghibellinischen Popolaren, deren Partei man i Beccarini nannte, wurden vom Pöbel ermordet, über 500 Bürger waren geflohen, ein Theil der Stadt geplündert und die Stadt wurde durch diese Umwälzung wie verödet [92]). Durch diese Umwälzung hatte Pandolfo de' Baglioni, das Haupt des Adels, den ersten Schritt zu unbeschränkter Herrschaft, nach der er längst strebte, gethan [93]). Die herrschende Partei verbündete sich nun auf das Engste mit Galeazzo Visconti, der eben einen schweren Kampf mit dem vertriebenen Beherrscher von Padua, Franz von Carrara, zu bestehen hatte, indessen die Ausgewanderten von den Florentinern Hilfe erhielten, und immer neue Angriffe auf die Stadt und deren Gebiet machten; und dieser Zustand dauerte selbst dann noch fort, als die Hauptkämpfer in diesem toscanisch-lombardischen Kriege, Giovanni Galeazzo nämlich, Florenz und Siena Frieden geschlossen hatten. Für Galeazzo's Sache stand Paolo Savelli an der Spitze eines bedeutenden Truppencorps zu Perugia und hielt dadurch auch zugleich die Banditen Perugia's im Zaume. An der Spitze der letzteren stand Michelotto de' Micchelotti, das Haupt jener Partei, welche de' Raspanti genannt wurde. Dieser stand im Einverständnisse mit vielen Gleichgesinnten in der Stadt, welche ihm versprochen hatten, daß sie bei einem Unternehmen gegen dieselbe sofort sich zu ihm schlagen und ihn nach Kräften unterstützen würden, und wurde von den Florentinern, in deren Solde er sich mit 600 Reitern befand, unterstützt. Darauf bauend, machte er im J. 1390 einen Einfall in das Peruginische, nahm das befestigte Schloß Rutina und schlich sich sogar, im Vertrauen auf die versprochene Unterstützung, mit wenigen Leuten in die Stadt selbst ein; allein dort sah er erst ein, daß seine Kräfte zu schwach und die Freunde ohnmächtig seien; er flüchtete sich daher und verbarg sich im Hause eines Vertrauten, wurde aber bald entdeckt und vom wüthenden Pöbel ermordet [94]). Im Februar rückten die Verbannten mit 800 florentinischen Reitern aus Cortona, überzogen das Peruginische und wagten sich selbst bis an die Stadtmauern, glaubend, sie könnten die Stadt überrumpeln; als sie aber dies zu thun nicht im Stande waren, nahmen sie mehre Schlösser, und kehrten erst, nachdem sie Mangel an Lebensmitteln zu leiden anfingen, in die Gegenden des Florentinischen zurück. Zu den Florentinern hielt sich auch Bologna [95]). Diese Stadt schickte im April ihren Feldhauptmann, Giov. de Barbiano, mit 1500 Lanzen Reiter gegen Perugia; sie wurden aber in Romandiola eingeschlossen und genöthigt, sich an den Grafen von Urbino zu ergeben [96]). Als das Schloß Gelli, in welchem sich die peruginischen Verwiesenen aufhielten, durch die Reiterei der Florentiner mit Proviant versehen wurde, begegnete ihnen Paolo de Savelli, der Anführer der Cavalerie Perugia's; beide Reiterscharen trafen hart zusammen, und kämpften lange, doch wurde die letztere in die Flucht geschlagen [97]). In dieser Zeit hielt der Graf de Vertu auch Giovanni d'Azzo besetzt; diesen beriefen die Peruginer, welche von den Banditen doch zu sehr bedrängt wurden; er kam auch sogleich auf ihr Verlangen und nahm die Stadt für Galeazzo Visconti, seinen Herrn, in Besitz. Hierauf zog er aus, um die Raspanti aufzusuchen, nahm ihnen die eroberten peruginischen Schlösser wieder ab, dehnte seine Streifzüge bis Ancisa aus, verursachte den Florentinern großen Schaden und kehrte erst hierauf nach Siena zurück [98]). Im J. 1391 kam dem Freistaate eine neue Gefahr von Außen. Die Florentiner dehnten ihre kriegerischen Unternehmungen über das sienesische Val di Chiana nach dem Peruginischen aus, und suchten, im Einverständnisse mit peruginischen Banditen, sich der Stadt selbst zu bemächtigen, die aber von Siena Hilfe erhielt [99]). Im darauf folgenden Jahr hatten die Peruginer durch die Söldnerbanden viel zu leiden, welche sich im Toscanischen herumtrieben. Nachdem nämlich durch die Vermittelung des Papstes Bonifaz IX. zu Genua der Friede zwischen dem Grafen von Vertu, dem Herrn von Mailand, den Florentinern und der Liga geschlossen worden war, luden die Florentiner auch Siena und Perugia ein, sich diesem Vertrage anzuschließen, was diese zusagten. So kam Azzo de Castello, der früher im Solde des Grafen von Urbino gestanden, außer Dienst. Er versammelte daher sein Heer, mit dem sich Brojolo, Brandolino und Biordo aus Perugia mit ihren Reiterhaufen vereinigten, und versuchte es, nach Toscana überzugehen, allein der Ausführung dieses Vorhabens widersetzten sich die Florentiner und Bologneser. Er wendete sich daher nach Sarzana und kam über Pisa und durch die Maremnen von Siena in das Gebiet von Perugia und Urbino, von wo sie große Beute und viele Gefangene mit sich führten. Dieses geschah im Mai. Nachdem sie sich noch früher der Feste Sugello bemächtigt hatten, kehrte Azzo de Castello wieder nach der Grafschaft Urbino zurück, von wo aus er mit 1000 Reitern seinen Streifzug in's Peruginische unternommen hatte [1]). Im nächsten Monate versammelten sich im Peruginischen gegen 4000 Reiter, unter der Leitung der früher genannten Führer und des Johann von Pietramala, eines Teutschen, und legten den Bewohnern starke Steuern auf; hierauf gingen sie in's Sienesische, Florentinische und Pisanische über, in allen diesen Landschaften Steuern und Tribute eintreibend; endlich kehrten sie wieder auf das Gebiet von Perugia zurück, vertheilten ihren Raub und zerstreuten sich hierauf in verschiedene Ortschaften. Ein Theil dieses, zum Theil aus argem Gesindel gebildeten, Heeres blieb unter der Anführung des Bigordo Michelotti und anderer peruginischer Verbannten im Florentinischen zurück, und verursachte von dort aus der Stadt Perugia großen Schaden [2]). Einen Monat später vereinigten sich der Graf von Carrara, Biordo Michelotti, Broglio,

92) Specimen hist. *Sozomeni Pistoriensis* ap. *Murat.* T. XVI. p. 1140. 93) Chron. Fiorentina di *Piero Minerbetti* ad an. 1389 in den Scritt. Etrus. T. II. c. 14. p. 188. 94) *Poggio Bracciolini* Hist. Florent. L. III. ap. *Murat.* T. XX. p. 257. 95) Specimen hist. etc. p. 1141. 96) Ibid. p. 1142.

97) Specimen hist. etc. T. XVI. p. 1142. 98) Chron. Eugubinum. T. XXI. p. 942. 99) Leo 4. Th. S. 253.
1) Specimen hist. etc. p. 1150. 2) Ibid. p. 1151.

Brandolino, Giovanni da Barbiano und Azzo da Castello zu einer Waffengesellschaft und überzogen abermals das Peruginische, wodurch die Stadt in große Bedrängniß gerieth, die noch mehr durch den Mangel und die Theuerung gesteigert wurde, welche damals in Perugia herrschte[3]. Um nicht aus diesem Unwesen, das im Peruginischen herrschte, einen neuen Krieg für ganz Toscana erwachsen zu sehen, suchten endlich die Florentiner den Papst Bonifaz IX. zu bestimmen, mit Perugia in Unterhandlungen zu treten. Der Cardinal von Ravenna, des Papstes Legat, unterhandelte den Frieden. Es wurde bestimmt, daß sich die Stadt wieder dem Papste unterwerfen, Bonifaz dagegen seine Residenz in Perugia nehmen und die Verbannten zurückzurufen berechtigt sein solle. Für den Fall aber, daß der Papst sich weigern sollte, nach Perugia zu kommen, habe die Stadt in ihrer bisherigen Freiheit zu verbleiben. Der Papst kam wirklich im October desselben (1392) Jahres, mit seinem Hofstaate und einem großen Gefolge, worunter sich auch Viele der Verwiesenen befanden. Das Oberhaupt der Kirche wurde feierlich empfangen und glaubte fortan ruhig dort verweilen zu können. Mit ihm kam Graf Arnulf, den Papst Bonifaz zu seinem Pfalzgrafen im Gerichte und Stadthauptmann ernannte. Pandolfo Baglioni und sein Anhang, war mit dem ganzen Vorgange nicht zufrieden und wartete nur auf eine Gelegenheit, um die kaum hergestellte Eintracht zu stören. Am 17. November kam Graf Anton von Gubbio nach der Stadt, um dem Papste seine Ehrfurcht zu bezeigen, von dem er auf das Freundlichste aufgenommen wurde. Während der Graf in dem ihm zum Aufenthalte dienenden Palaste verweilte, brach in der Frühe auf dem Platze ein Volksaufstand, gegen den Stadtpräfecten, Arnulf, aus; er eilte sogleich mit einigen der Vertriebenen in die Zimmer des Papstes, verlor aber bei dieser Flucht sieben aus seinem Gefolge, die dabei getödtet wurden; nicht ohne Furcht kehrte er, von den Leuten des Papstes begleitet und geschützt, nach Gubbio zurück. Bonifaz sah sich bei dieser Gelegenheit genöthigt, dem Verlangen der Aufrührer nachzugeben und seinen Präfecten Arnulf zu entfernen, worauf Alles wieder zur früheren Ordnung zurückkehrte[4]. Um dieselbe Zeit litt das peruginische Gebiet viel durch die Einfälle der Engländer und italienischen Reiterscharen, welche unter Anführung des Bernard de Serres (Bernardone), eines ausgezeichneten Feldherrn, viele Ortschaften in der Gegend von Rom besetzt hielten und von dort aus in die Territorien von Pisa, Siena und Perugia Streifzüge unternahmen[5]. Während Papst Bonifaz IX. in dieser Stadt verweilte, war er eifrigst bemüht, zwischen beiden sich noch immer heftig anfeindenden Parteien einen Vertrag zu Stande zu bringen, in welchem Bestreben er durch die Verhältnisse mächtig unterstützt wurde. In der Stadt und deren Umgebung herrschte nämlich großer Mangel und Theuerung, die öffentliche Ruhe wurde durch die Unternehmungen der Vertriebenen gefährdet, selbst die Sicherheit des Papstes schien bedroht; da schickten die Peruginer nach Florenz und nahmen seine Vermittelung in Anspruch. Die Florentiner schickten sofort Guido, den Sohn des Tommaso Neri, und Philipp, den Sohn des Andrea Niccolò Minerbetti, nach Bettona, welche die Klagen und Beschwerden beider Theile anhörten und endlich darauf antrugen, die ganze Angelegenheit dem Papste zur Entscheidung vorzulegen. Auf das Ansuchen der Florentiner fällte Papst Bonifaz IX. den Spruch, daß die Verbannten, unter gewissen, von ihm hinzugefügten Bedingungen, in die Stadt zurückkehren sollten. Am 7. Mai 1393 kam so unter Vermittelung des Papstes und der Florentiner zwischen beiden Parteien ein Vergleich zu Stande; und auch mit den übrigen Städten der Mark söhnte sich der Papst bei dieser Gelegenheit aus, empfing von ihnen Steuer und ließ allen seine Verzeihung angedeihen[6]. So schien endlich die Ruhe in Perugia wieder hergestellt zu sein; allein erbitterte Feinde, welche Rache erlittener Unbill und der ihrer Väter als Pflicht achteten, vermochten in demselben Umkreise der Mauern nicht lange Friede und Eintracht zu halten. Im Monate Juli wurde einer der aus der Verbannung Zurückgekehrten, aus der Partei der Beccarini, auf der Straße ermordet; als nun der Podesta die Mörder eingefangen hatte und die Gerechtigkeit handhaben wollte, verlangte Pandolfo de' Baglioni mit seinem Anhange die Entlassung derselben, und ein Gleiches schien auch dem Papste, zur Vermeidung ärgerer Auftritte, am angemessensten. Die übrigen Ausgewanderten vereinigten sich zur Rache, überfielen am 30. Juli Pandolfo, auf dem Rückwege aus dem Justizpalaste, mit etwa 20 seiner Genossen, ermordeten ihn nebst beinahe allen den Seinigen und verfolgten alle Glieder derselben Familie und Partei. Noch fünf Baglioni, über 80 Edle oder Ghibellinenbürger, und über 100 Plebejer, die unter dem Namen Beccarini dem Adel beigetreten waren, fielen als Opfer. Hierauf wurde das Haus des Pandolfo geplündert und verbrannt. Nach diesen Mordscenen wurden noch über 300 Ghibellinen des Landes verwiesen, sodaß die Stadt wie verödet erschien. Der Papst, Zeuge dieser Gräuel, die er nicht abzuwehren vermochte, floh noch dieselbe Nacht nach Assisi, tief gekränkt darüber, daß er von denjenigen, die er in ihr Vaterland zurückgeführt hatte, so tief verletzt und so sehr hintergangen worden sei. Er ließ nur einen Cardinal als einen Legaten zurück[7]. Auf diese Weise kehrte Perugia wieder zur Partei der Guelfen und zur Verbindung mit den Florentinern zurück, aber entkräftet, von neuen Unruhen bedroht und unfähig, ihre Verbündeten zu kräftigen[8]. Noch ehe dieses in Perugia selbst geschah, fiel die Besatzung von Castro della Pieve von den Peruginern ab und ergab sich dem Bigordo de Michelottis, da sie von den Peruginern nichts zu besorgen hatten[9]. In demselben Jahre stiegen Broglio, Brandolino und

3) Chron. Eugub. T. XXI. p. 946. 4) Ibid. p. 947. Annal. Bonon. T. XXI. p. 64. Specim. Histor. etc. T. XVI. p. 1152. 5) Ibid. p. 1153.

6) Specimen Histor. etc. T. XVI. p. 1153. 1154. 7) Ibid. p. 1155. 8) Simonde Sismondi 7. Th. S. 313. 9) Specimen Histor. etc. p. 1154.

Johann de Pietramala, welche insgeheim dem Willen des Grafen von Vertu und der Sieneser gehorchten, mit ihren Scharen in's Peruginische herab und überwinterten dort und im Sienesischen, was natürlich nicht ohne bedeutende Beschädigungen ablief [10]). Doch die Peruginer hatten auch noch sonst vielerlei damals zu erdulden.

Seit der letzten Umwälzung, durch welche die Guelfen wieder in den Besitz des Stadtregiments gelangt waren, hatte dieser Freistaat abwechselnd bald im Innern mit Volksbewegungen zu kämpfen, bald nach Außen mehre Kämpfe zu bestehen, ohne auch nur einen Augenblick der Ruhe zu genießen. Am meisten hatte er mit dem Landadel aus der Mark Ancona, dem Herzogthume Spoleto und dem Kirchenstaate zu kämpfen, der seine Söldner durch Raubzüge nährte und übte. Sie besaßen feste Burgen in diesen Landschaften, auf denen sie, außer Dienst, hauseten, und um ihre Scharen in solcher Ruhezeit zu beschäftigen, die Nachbarn ausplünderten, und oft bis an Perugia's Thore streiften. Einige der Edlen und Bürger dieser Republik trieben dasselbe Gewerbe; diese nahmen dann thätigern Antheil an den Unruhen ihres Vaterlandes, und die Compagnie, die sie im Solde eines fremden Fürsten bildeten, wurde dann oft gebraucht, in ihrer Republik Umwälzungen aufzuregen, oder gegen dieselbe zu dienen. So besaß auch Braccio da Montone, einer der bedeutendsten Condottiere Italiens, in der Nähe von Perugia die Burg Montone. Er war ein Anhänger der Partei des Adels und der Baglioni, und schon deshalb in die Geschicke der Letzteren auf das Innigste verflochten. Bei dem Sturze der Baglioni flüchtete sich ein Theil des Adels nach Montona und erhielt diesen Ort bei seinem Gehorsam gegen den Papst. Auch einige befestigte Schlösser der Peruginer verblieben in der Gewalt des Papstes. Auch Fratta, ein durch den Clitumnusfluß fester Ort, folgte demselben; das Schloß hielt aber ein gewisser Tuccio besetzt. Als dieser hörte, daß das gemeine Volk in Perugia obgesiegt habe, faßte er den Beschluß, den Ort diesem zu übergeben: Braccio, der davon Kunde erhielt und der Ortschaft benachbart war, die zudem, in einem Passe gelegen, ganz geeignet war, jedem Feinde den Zugang zu öffnen oder zu sperren und schon darum dem geübten Feldherrn als ein wichtiger Platz erschien, faßte den Beschluß, mit einer kleinen Schar in der Nacht nach dem Flecken aufzubrechen, sei es, um die Bewohner bei ihrer Treue zu erhalten, sei es, falls dieses nicht thunlich wäre, sich des Schlosses durch Überrumpelung zu bemächtigen. Tuccio, der dieses auf irgend eine Weise erfuhr, legte zwei seiner Scharen in den Engpässen in den Hinterhalt, deren eine Braccio sogleich beim ersten Anfalle gefangen nahm und in das Schloß brachte. Einen anderen, nicht minder kühnen und gewandten Condottiere, Biordo de Micchelotti, zählte aber auch die guelfische Partei Perugia's unter ihren Anhängern. Als dieser zuerst von dem Aufstande des Volkes hörte und bald darauf den Sieg seiner Partei vernahm, eilte er mit seinem ganzen Heere nach Perugia. Als er dort den Abfall Fratta's vom Feinde und die Gefangennehmung Braccio's vernahm, schlug er sein Lager zwischen dem letzteren Flecken und Montone auf, und schickte Vertraute in den letzteren Ort, den Braccio's Brüder besetzt hielten, um diese zur Übergabe zu bewegen. Diese hatten schon früher versucht, den Bruder auszulösen, und erhielten nun sofort, gegen die Übergabe der väterlichen Burg, des Bruders Freilassung [11]). Die Peruginer erhielten 1394 so Fratta, Montone und später auch Assisi [12]).

Biordo war nun das Haupt der Volkspartei in Perugia. Seine Compagnie hatte mehrmals auf das Gebiet von Siena und Pisa Streifzüge unternommen und dadurch den Peruginern strenge Wiedervergeltung zugezogen [13]). Biordo bemächtigte sich im J. 1395 der Stadt Todi und später auch Orvieto's, und bewog die Bewohner dieser, den Malatestis entrissenen, Ortschaften, daß sie ihm die Signorie über ihre Stadt übertrugen, wodurch aber Papst Bonifaz IX., von dem dieselben abhingen, auf das Empfindlichste beleidigt wurde; dann eroberte er auch Assisi und Nocera, und nöthigte den Papst, ihn zum päpstlichen Vicar in allen diesen Städten zu ernennen. Diese Macht, die er außerhalb Perugia's besaß, ließ ihn auch fast als den Signore von Perugia erscheinen [14]). Toscana, die Mark und das Bolognesische litten von Zeit zu Zeit noch immer sehr viel durch das Gesindel, welches abwechselnd in die Dienste des einen oder andern Condottieri trat; um sich gegen diese Plage zu schützen, schlossen am 17. Mai 1396 Perugia, Florenz, der Herzog von Mailand, Pisa, Siena und der Graf von Vertu mit Bologna, dem Markgrafen von Ferrara und den Herren von Mantua, Padua, Imola, Cortona, den Malatestis und Astorti von Faenza zu Florenz ein Bündniß gegen alle Heere dieses Gesindels, auf daß sie fernerhin nicht mehr täglich, ja stündlich beraubt werden könnten [15]).

In Perugia selbst bereiteten sich indessen abermals wichtige Ereignisse vor. Biordo, der im J. 1397 außer der Signorie über die früher genannten Städte auch das Eigenthum über mehre andere Burgen besaß, war doch nur einfacher Bürger von Perugia, dessen Beherrscher er doch zu sein schien. Es konnte auch in der That nichts Leichtes sein, einen Mann, der zugleich Fürst einiger Nachbarstädte war und der ungetheilt ein besoldetes Heer befehligte, in die engen Grenzen der republikanischen Gleichheit einzuschränken. Sein Ansehen und das allgemeine Vertrauen, die er zwar bisher noch nie misbraucht hatte, regten die Eifersucht einiger Bürger an; diese, vielleicht republikanische Freiheitsliebe, vielleicht aber auch nur der Ehrgeiz und die Aussicht, durch den Sturz eines Mächtigen sich zu erheben, verleitete sie zu einer Verschwörung, die am 10. März 1398 gegen ihn ausbrach. An diesem Tage trat der Abt von St. Peter zu Perugia, aus dem Geschlechte der Giudalotti, mit den Michelottis

10) Specimen Histor. etc. T. XVI. p. 1157.

11) *Johannis Antonii Campani* de vita et gestis Brachii. L. I. ap. *Murat.* T. XIX. p. 444. 12) Chron. Eugub. T. XXI. p. 949. 13) Sim. Sismondi 7. Th. S. 301. 14) *Pietro Minerbetti* l. c. ad an. 1395. c. 5. p. 348. c. 16. p. 358. 15) Specimen Histor. etc. T. XVI. p. 1161.

durch Freundschaft und Anhänglichkeit zu derselben Partei verbunden, mit seinem Bruder und einigen Freunden in Biordo's Haus und begehrte ihn ohne Zeugen zu sprechen. Als hierauf Biordo die Seinigen entfernt hatte, schlug ihn der Abt mit der Hand auf die Achsel, mit den Worten: „Biordo, Biordo, Perugia's Volk will keinen Tyrannen." Auf dieses unter ihnen verabredete Losungswort zogen die Verschwornen ihre Dolche und durchbohrten Biordo. Kein Lärm störte Biordo's Hausleute auf, die nichts von dem ahneten, was mit ihrem Herrn in der Zwischenzeit geschehen war. Ungehindert traten die Verschwornen wieder aus dem Hause und gingen der Kirche zu, um zum Volke zu reden, von dem sie voraussetzten, daß es sich sogleich für sie entscheiden würde, aber anstatt Beifall, schallte ihnen Drohung und Rachegeschrei entgegen. Indessen gewannen sie noch Zeit, auf bereit gehaltenen Pferden zu entfliehen; sie wurden verfolgt, ihre Häuser in Brand gesteckt und mehre ihrer Verwandten ermordet. Man glaubte allgemein, daß dieses nicht ohne Mitwissen des Papstes geschehen sei, um wieder zur Herrschaft von Perugia zu gelangen, denn er hatte seine Reiterscharen unter der Anführung des Malatesta de Malatestis bis auf drei Meilen gegen Perugia anrücken lassen [16]); allein er mußte unverrichteter Sache zurückkehren, denn die herrschende Partei wurde dadurch nicht gestürzt. Auf Verlangen des Papstes verließ Broglio jetzt die Dienste des Herzogs von Mailand und kam ins Peruginische, um durch einen Monat für Papst Bonifaz IX. gegen die Stadt Perugia zu streiten; nachdem der Monat abgelaufen war, empörten sich die Bürger von Assisi, vertrieben Ceccolino de Michelotti, Biordo's Bruder, und ergaben sich Broglio, der für den Papst Assisi bedrängt hatte [17]). Von ihm wurde das ganze Peruginergebiet mit 1500 Pferden bedrängt, während Ugolino de' Trinci, Herr von Foligno, es von einer andern Seite her bedrängte. Die Peruginer wurden dadurch in einen solchen Schreck versetzt, daß sie mit Giovanni Galeazzo Visconti in Unterhandlung traten, um sich ihm zu unterwerfen, weil sie nur so gegen die Angriffe des Papstes und der Condottieri sich sichern zu können vermeinten. Dieses erfuhren aber die Florentiner noch zeitig genug; sie schickten daher sogleich Botschafter nach Perugia, um durch sie das Volk zur Erhaltung seiner Freiheit und zur Aussöhnung mit der Kirche zu ermahnen [18]). Zu gleicher Zeit ließen sie aber auch dem Papste vorstellen, wie sehr er sich durch so harte Bedrängniß der Peruginer selbst gefährde, indem er sie so nöthige, sich dem Herzoge von Mailand in die Arme zu werfen. Sie suchten ihn zu überzeugen, daß wenn Gian Galeazzo je Eintritt in die Staaten der Kirche gewänne, er sich diese nach und nach ganz zu unterwerfen nicht säumen würde. Dadurch vermochten sie ihn endlich, die Stadt Perugia, gegen Zahlung von 10,000 Gulden, wieder unter seinen Schutz zu nehmen, und um den Papst sogleich zufrieden stellen zu können, schossen sie diese Summe selbst vor; denn die innern Kriege hatten die Peruginer im Wohlstande so sehr zurückgesetzt, daß selbst diese geringe Besteuerung über ihre Kräfte ging [19]). Allein dieser Stand der Dinge währte nicht lange, nur so lange, bis Gian Galeazzo das benachbarte Siena unter seine Herrschaft brachte. Er verzichtete nicht so leicht auf einmal gefaßte Hoffnungen. Der Papst hatte Broglio verabschiedet und Visconti ihn, ohne diesen General eigentlich in seine Dienste zu nehmen, durch große Geschenke gewonnen und bestimmt, seine verheerenden Streifzüge auf dem Gebiete von Perugia und Siena während des Sommers 1399 wieder zu erneuern, und dabei auszustreuen, daß seine Mannschaft insgeheim von den Florentinern besoldet werde. Seine eigene Treulosigkeit dem Feinde unterschiebend, gelang es ihm, unter den drei mächtigsten Freistaaten Toscana's Mistrauen aufzuregen. Mit Broglio hatte sich noch Braccio vereinigt, und Beide, besonders von Assisi aus, der Stadt hart zugesetzt. Sein Plan gelang ihm zuerst mit Siena, später mit Perugia. Hier hatte schon Siena's Vorgang einen tiefen Eindruck hervorgebracht und Ceccolino de' Michelotti, der sich in seines Bruders Ansehen behauptet hatte, den Galeazzo in Sold genommen hatte, gut vorgearbeitet; zudem sandte der Herzog seine Botschafter in die Stadt, die alle Verführung aufboten, die Einwohner zu gewinnen, an die vornehmsten Bürger Geschenke vertheilten, der Volksmasse schmeichelten, und ihr Feste und Lustbarkeiten versprachen. Da sie in der Nähe durch den Papst hart bedrängt wurden, hofften sie in dem entfernteren Herzog einen milden Herrscher und zugleich einen kräftigen Beschützer. Vergebens boten die Gesandten der Florentiner alle ihre Beredsamkeit auf, die Liebe zur Freiheit aufzuregen; vergebens versprachen sie die Unterstützung ihres Freistaates zu derselben Vertheidigung, vergebens erhoben einige der edelsten Bürger ihre Stimme zu Gunsten der bisher behaupteten Selbständigkeit. Sie wurde nicht gehört. Die Prioren von Perugia selbst bewogen den Volksrath, die Signoria, unter ungefähr gleichen Bedingungen, wie Siena, dem Herzog von Mailand zu übertragen. Der Herzog verpflichtete sich die Auflagen nicht zu erhöhen, die Gesetze nicht umzuändern und endlich die Oberherrlichkeit, die nur bei dem Mannsstamme seiner Familie verbleiben solle, keinem Andern zu übertragen. Dem zufolge sandte daher Gian Galeazzo 800 Pferde unter dem Befehle des Ottobuono Terzo, den er als seinen Statthalter ernannte, nach Perugia, welche in die Stadt aufgenommen wurden. Am 28. Jan. 1400, eine Stunde vor Sonnenuntergang, in dem von den Astrologen bedeuteten Augenblicke, wurde die Fahne des Herzogs an die Stelle der Stadtfahne aufgepflanzt und in feierlichem Umgange rings um die Stadtmauer getragen [20]). Terzo behauptete, Assisi sei Pertinenz von Perugia, und bemäch-

16) Specimen Histor. etc. T. XVI. p. 1165. 1166. *Piero Minerbetti* ad an. 1397. c. 27. p. 390. 17) Specimen Hist. p. 1166. 18) Sim. Sismondi a. a. O. S. 364. Annales Bonincontrii ap. *Murat.* T. XXI. p. 75—77. *Bracciolini* Hist. Florent. p. 79 in *Graevii* Thesaur. T. VIII. P. I.

19) Sim. Sismondi a. a. O. S. 365. 20) Chron. Placent. T. XVI. p. 560. Specimen Hist. etc. T. XVI. p. 1169. *Bapt. Sacchi Cremon.* ex vico Platina, vulgo appellati Platinae hist. inclytae urbis Mantuae et seren. fam. Gonzagae. (Lugd. Bat.) L. IV. p. 144 in *Graevii* Thesaur. T. IV. P. II

tigte sich des Ortes; dann ebenso Spoleto's und Nocera's[21]). In demselben Jahre wurde der Maler Ottaviano Martis von Gubbio in Perugia aufgenommen[22]). Am 3. Sept. 1402 starb Galeazzo Visconti. Nun veränderte sich der Stand der Verhältnisse rasch. Gaben sich die peruginischen Vertriebenen schon früher viele Mühe, den Papst zu bewegen, daß er sie in ihren Bemühungen gegen Perugia unterstütze, so wurde die Bewegung nur noch größer. Der vertriebene Adel ruhte nicht, bis es ihm gelang, Papst Bonifaz IX. dahin zu bringen, sich der Stadt zu bemächtigen. Braccio war die Seele der ganzen Bewegung. Das Heer der Söldner wurde vermehrt, und mehre und zahlreichere Scharen als je früher zusammengebracht. Das Heer wurde vier Feldherren übergeben, dem Paolo, Orsini, Mustarda und dem Grafen von Carrara; diese alle wurden angewiesen, dem Bruder des Papstes zu gehorchen. Auch die Florentiner, welche im vorhergehenden Jahre mit dem Papste ein Bündniß geschlossen hatten, schickten Unterstützung. Im Anfange des Monats October betrat das Heer die Grenzen des feindlichen Gebietes. Braccio suchte die Feldherren zu bewegen, sich sogleich der Stadt zu nähern, um diese dadurch entweder einzuschüchtern, oder zu einer Übereilung in Annahme eines Treffens zu verleiten. Perugia hatte alle seine Kraft aufgeboten und eine Reiterschar aufgebracht, die nicht klein, aber für die gegenwärtigen Verhältnisse doch ungenügend war. Braccio verwüstete indessen mit der ganzen Schar seiner Anhänger das Stadtgebiet auf alle Weise und fügte ihm großen Schaden zu. Bei Nacht wie bei Tage wurde gestreift, geplündert und gefochten, sodaß die Städter nicht zu Athem kommen konnten. Überdies schickte er vertraute Leute in das Lager des Feindes, die sich für Überläufer ausgeben, Alles erspähen und Braccio berichten mußten. Nach und nach wurde die Stadt immer enger eingeschlossen und in ihr bei der herrschenden Partei die Besorgniß rege, daß die Gegner durch ihre Anhänger in Perugia selbst einen Aufstand zu ihren Gunsten erregen könnten. So wurde das Volk zur Unterhandlung mit dem Papste geneigt; es schickte daher Unterhändler an ihn, denen es in kurzer Zeit gelang, die Unterwerfung zu Stande zu bringen. Schon früher war zwischen dem Hause Visconti und der Liga der Friede zu Stande gekommen, welcher dem erstern den Besitz von Bologna, Perugia und Assisi und deren Pertinenzien kostete. Dieser kam im August, die Unterwerfung Perugia's erst im October zu Stande[23]). Die Republik unterwarf sich dem Papste und nahm päpstliche Besatzung auf, die Verbannten kehrten bis auf einige Wenige in die Stadt zurück; Cecholino de' Michelotti verblieb in der Stadt und behielt einige peruginische Schlösser besetzt und zwar beides zum Pfande der Erfüllung des geschlossenen Vertrages. Hierauf wurde der Bruder des Papstes mit gebührender Feierlichkeit in der Stadt empfangen und als päpstlicher Legat geehrt. Von da an genoß die Landschaft einige Jahre einer nur wenig gestörten Ruhe; nur im Mai des Jahres 1407 kamen die peruginischen Verbannten auf das Gebiet der Stadt, als sie aber dort den Truppen des Papstes begegneten, gingen sie in die Marken über und verübten dort viele Räubereien[24]). Allein schon im J. 1409 wurde der Friede abermals gestört, als König Ladislaus von Neapel sich im April der Stadt Rom und gleich darauf des größten Theils des Kirchenstaates und auch Perugia's bemächtigte[25]). Grade in dieser Zeit starb im März in der Nähe von Perugia Alberico da Barbiano[26]), der einzige Condottiere, auf den König Ladislaus noch mit Zuversicht rechnen konnte, da er selbst den wichtigsten von allen, Braccio da Montone, der früher an der Spitze der Ghibellinen von Perugia gestanden hatte und nun von seiner Vaterstadt verbannt war, auf das Empfindlichste beleidigt hatte, indem er, als die Peruginer Unterwerfung unter der Bedingung boten, daß Braccio nicht in die Stadt kommen dürfe, diesen Vertrag nicht nur eingegangen war, sondern sogar versprochen hatte, Braccio ermorden zu lassen. Dadurch wurde Braccio in einen nicht zu verachtenden Feind des Königs umgeschaffen, der von da an den kleinen Krieg gegen ihn mit solchem Erfolge führte, daß Ladislaus aus Mangel an Lebensmitteln und weil er von allen Seiten in die Enge getrieben war, nicht länger daran denken konnte, das offene Feld zu behaupten; er warf also Besatzungen nach Cortona, Perugia und in die übrigen ihm unterworfenen Städte des Kirchenstaates, und führte sein Heer wieder nach Rom ab[27]). In Perugia blieb der Graf von Troja als des Königs Befehlshaber zurück; als aber Ladislaus in die Gefahr kam, Rom durch den Übertritt Paul Orsini's zu den Feinden einzubüßen, nahm er alle Garnisonen, welche der König in Toscana zurückgelassen hatte, mit sich nach Rom. Dadurch blieben die Peruginer auf ihre eigene Kraft angewiesen. Braccio benutzte diesen Umstand sogleich, und neckte, beunruhigte und bedrängte die Stadt auf alle mögliche Weise[28]). Als die Florentiner gegen das Ende des J. 1410 mit König Ladislaus in Friedensunterhandlungen traten, da begehrten sie von ihm unter andern, daß er Perugia freigeben möge, was er auch unter der Bedingung zu thun versprach, daß die Stadt von niemand Anderem belästiget werde, sondern sich der Freiheit und Selbständigkeit erfreue[29]). Um das Jahr 1411 malte Fra Bartolomeo da Perugia, Dominikanermönch, die Fenster seiner Ordenskirche dort[30]). Überhaupt ruhten in dieser Stadt die

Vitae Brachii. L. I. ap. *Murat.* T. XIX. p. 445. Annales Bonincontrii ap. *Murat.* T. XXI. p. 77. *Poggii Bracciolini* Hist. Florent. L. III. ap. *Murat.* T. XX. p. 280.

21) Leo 3. Th. S. 338. 4. Th. S. 262. 22) Lanzi a. a. O. 3. Th. S. 428. 23) *Campani* Vita Brachii L. I. T. XIX. p. 446—448. *Poggii Bracciolini* Hist. L. IV. p. 90 in *Graevii* Thes. T. VIII. P. I. Specimen Histor. etc. T. XVI. p. 1178. *F. Andr. de Billiis* Rer. Mediol. Historiae. L. I. *Murat.* T. XIX. p. 13. 14.

24) Specimen Histor. etc. T. XVI. p. 1190. 25) *Platinae* Histor. Mantuae. L. V. p. 148 in *Graevii* Thesaur. T. IV. P. II. 26) Annales Estenses *Jacobi de Delayto* ap. *Murat.* T. XVIII. p. 1089. 27) Histoires des republiques italiennes du moyen âge. Par *J. C. J. Simonde Sismondi.* (Paris 1809.) Vol. VIII. p. 195. 28) Ibid. p. 197. 199. 29) Specimen Histor. etc. p. 1198. 30) D. G. K. Nagler's neues allgem. Künstler-Lexikon. (München 1841.) 11. Bd. S. 134.

Künste des Friedens, trotz der harten Bedrängnisse, welche die Stadt in dieser ganzen Periode zu erdulden hatte, niemals ganz; wir finden im Gegentheile immer einzelne ausgezeichnete Künstler hier thätig. In dem Frieden, zu welchem die Florentiner Papst Johann XXIII. im J. 1412 zu bewegen wußten, und der mit König Ladislaus am 25. Juni abgeschlossen, wurde der Papst verpflichtet, diesem die Städte Benevent, Ascoli, Viterbo und auch Perugia als Pfand der Erfüllung des Vertrags zu belassen [31]). Am 6. Aug. 1414 starb König Ladislaus und auch in seinen Tod war eine Peruginerin, seine Geliebte, welche die Tochter eines peruginischen Arztes war, verflochten; denn der König wurde in Folge seiner Ausschweifungen von einer Krankheit ergriffen, die eine Art venerischen Übels war, dessen entsetzliche Schmerzen den Verdacht erzeugten, sie habe ihm Gift beigebracht, ein Verdacht, der aber späterhin verschwand, als auch sie unter ähnlichen schmerzhaften Symptomen verschied, die auf die damals ziemlich allgemein verbreitete Krankheit hinweisen [32]). Durch den Tod des Königs erhielt Perugia wieder seine Freiheit. Seine Einwohner glaubten sich nun so sicher, daß sie sogar dem Condottiere Ceccolino de' Michelotti die Condotta aufgesagt hatten; plötzlich überfiel sie Braccio (1415), der dem schon seit 22 Jahren vertriebenen Theile des Adels vorstand, und der, um sie sicher zu machen und in ihnen den Gedanken an die Möglichkeit eines Angriffes nicht entstehen zu lassen, mit dem Herzog von Mailand wegen eines Dienstvertrages in Unterhandlung getreten war und, ohne daß es auffiel, in dieser Lage den Condottiere Tartaglia mit 600 Gleven an sich gezogen hatte [33]). Während ihn die Peruginer noch im Dienste des Herzogs von Mailand vermeinten, durcheilte er rasch die Romagna, überschritt die Apenninen und erschien plötzlich vor Perugia, als man ihn hier am wenigsten erwartete. Er hatte sich bereits der Tiberbrücke bemächtigt und seine Vorposten bis vor die Thore der Stadt vorgeschoben, bevor noch die Peruginer erkannten, mit welchem Feinde sie es zu thun hatten. Um von dieser Überraschung Vortheil zu ziehen, wagte er gleich einen Sturm, wurde aber wiederholt mit Verlust zurückgeschlagen; seine Soldaten drangen zwar sehr leicht in die Vorstädte ein, allein aus diesen muß man aufwärts steigen, um in die Stadt selbst zu gelangen, wobei ein Regen von Steinen und Ziegeln aus den Fenstern und von den Dächern hinreichte, um sie zum Rückzuge zu nöthigen. Die Peruginer hatten Paolo Orsini und Karl Malatesta zu Hilfe gerufen; während diese Heerführer ihre Scharen sammelten, riefen sie auch die Florentiner um ihre Vermittelung an. Diese, alte Freunde und Verbündete des Braccio, hatten ihm in seinen frühern Kriegen gegen Perugia beigestanden, das damals dem König Ladislaus gehorchte. Seitdem es seine Freiheit wieder gewonnen, bestrebten sich die Florentiner, es zu beschützen, und darum verwendeten sie sich durch Abgesandte für sie, allein sie hielten sich nicht für verpflichtet, mit ihrem Verbündeten sich zu überwerfen, um sich für ihre eigenen Feinde zu verwenden. In der Zwischenzeit wurde nach und nach das ganze Gebiet von Perugia von Braccio durch die Gewalt der Waffen unterjocht; 25 Städte und 80 Dörfer hatten seine Gewalt anerkannt. Nur in Spello hielt sich noch Ceccolino de' Michelotti mit 1000 Reitern. Auf Ceccolino und Malatesta war nunmehr die einzige Hoffnung der Stadt gegründet, da er sich zu einem Abkommen auf keine Weise geneigt zeigte, im Gegentheile die Belagerung der Stadt auf das Nachdrücklichste fortsetzte. Um das Blut der Bürger zu schonen, verbot die Stadtbehörde die Mauern zu verlassen und sich in einen Zweikampf mit dem Feinde einzulassen, ja sie ließ sogar die Stadtthore vermauern; die Peruginer waren aber das tapferste und kriegerischeste Volk Italiens; da nun die Soldaten Braccio's kamen und sie zum Kampfe herausfoderten, ließen sich viele von den Mauern herab, um bei dem Kampfe mit ihren Gegnern nicht den Vortheil einer günstigern Stellung voraus zu haben. Indessen hatte sich Carlo Malatesta von Rimini, welcher 2700 Reiter und unter seinen Unterbefehlshabern auch den Agnolo della Pergola hatte, mit Ceccolino de Michelotti vereinigt, und beide sich Perugia genähert; zwischen dieser Stadt und Assisi kam es hierauf zu einem hitzigen Treffen zwischen Braccio und jenen beiden Heerführern. Sieben Stunden lang focht man bei der Juliushitze, und Braccio's Vorsorge insbesondere, womit er den Wirkungen der Jahreszeit begegnete, sowie eine neue Schlachtordnung verschafften ihm den Sieg. Carlo Malatesta und Ceccolino wurden gefangen, der Letztere in seiner Haft umgebracht; nur Agnolo della Pergola mit etwa 400 Reitern entging den Truppen des Braccio. Dieses Treffen fand am 7. Juli 1416 statt. Die Peruginer, entmuthigt durch das Misgeschick ihrer Verbündeten, wagten nun keinen weitern Widerstand, sondern öffneten dem Feinde ihre Thore; acht Tage darauf, am 19. Juli, hielt Braccio seinen Einzug als Sieger in Perugia, welchem er seine hergebrachte Verfassung in derselben Weise ließ, wie sie bei andern Städten unter ähnlichen Verhältnissen damals üblich war; der republikanische Magistrat blieb dem Signore untergeordnet. Er versprach der Stadt, ihre alten Gesetze und einen bedeutenden Theil ihrer Freiheit zu bewahren und er hielt sein Wort. Braccio war in der That kein Tyrann, ähnlich den Visconti oder andern Städteherren der Lombardei; er war ein großer Feldherr, und wenn man seinem Biographen glauben darf, sogar ein großer Mann und ein guter Herr [34]). Noch während der Belagerung von Perugia hatte sich Braccio auch Todi unterworfen; Rieti und Narni ergaben sich ihm bald nach Perugia's Fall. Im folgenden Jahre bemächtigte er sich sogar einige Zeit Roms. Um das Volk durch seinen Ruhm zu fesseln, befahl er, daß alle Ort-

31) *Gio. Bat. Pigna*, Historia de' Principi di Este etc. Vol. I. L. VI. p. 419. 32) *Sismondi* p. 217. 33) Leo 4. Th. S. 276. *Andreae de Billis*, Rer. mediol. hist. L. III. ap. *Murat.* T. XIX. p. 52. Die Annales Bonincontrii Miniatensis ap. *Murat.* T. XXI. p. 113 setzen die Einnahme von Perugia in das Jahr 1417.

34) Chron. Eugub. T. XXI. p. 958. Annal. Bonincontrii l. c. p. 111. Specimen Histor. etc. p. 1199. Vita Brachii L. III. T. XIX. p. 506—539.

schaften, die er sich unterworfen hatte, am Tage der Eröffnung der großen Spiele an die Stadt Perugia einen Zins und eine Fahne mit ihren Wappen senden sollten. Diese Spiele waren eine Art Kampfspiele (Tournier), welche den Peruginern eigen waren und Braccio in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder ins Leben rief, und zwar in der Überzeugung, daß nichts so sehr den kriegerischen Geist und die Tapferkeit seiner Mitbürger geweckt und genährt habe, als eben diese Kampfspiele. Die obere und die untere Stadt bildeten zwei ganz gesonderte Lager, die sich im Frühlinge an jedem der Tage des Festes regelmäßig bekämpften, nicht aus Parteisucht, sondern des Sieges und Ruhmes wegen. Das Treffen wurde von zwei Scharen leicht Bewaffneter eröffnet, die Steine gegen einander schleuderten und sie zu vermeiden suchten; nach ihnen betraten schwerer Bewaffnete den Kampfplatz, auf dem der Sieg darin bestand, die Mitte des Platzes zu erobern. Zur bestimmten Stunde wurden die Kämpfenden getrennt und die Sieger feierlich ausgerufen. Diese Spiele gingen aber selten ohne mehre Getödtete oder Verwundete zu Ende, allein keine der beiden Parteien hegte deshalb einen Groll auf ihre Gegner; mit dem Schlusse der Spiele war alles vergeben und vergessen [35]). Braccio herrschte übrigens sowol über Perugia, als auch über das dazu erworbene Gebiet mild und verständig. Unter seiner Regierung wurde ein Theil jener drohenden Mauern und Basteien erbaut, welche noch heutzutage seinen Namen führen und einen wichtigen Theil der Befestigungswerke Perugia's ausmachen [36]). Dieser tapfere und kluge Krieger und Staatsmann besaß die Signorie über Perugia bis zum Jahre 1524. In dieser Zeit geschah mancherlei zur Verschönerung der Stadt, deren Ruhm sich durch die glücklichen Unternehmungen seines Signore abermals weit verbreitete. Braccio dehnte von Perugia und dessen Gebiete seine Eroberungen bis nach Rom selbst aus. Am 9. Juni 1417 erschien er bei S. Agnese, wohin der Cardinal Isolani mit mehren der vornehmsten Römer ebenfalls kam, um sich mit ihm zu besprechen. Am 16. Juni wurde ihm die Siebenhügelstadt in der Art übergeben, daß er für die Kirche einstweilen die Signorie üben, auch den Senator ernennen sollte; am 26. August verließ er sie wieder und am darauf folgenden Tage zog sein Gegner Sforza ein. Braccio trat für den Gegenpapst Johann XXIII. in die Schranken, Sforza Attendolo verfocht die Sache Papst Martin's V. Im Juni des Jahres 1419 kam es zwischen Viterbo und Montefiascone zu einem blutigen Treffen der beiden feindlichen Heere, in dem es erst spät gelang, Braccio zurückzudrängen. Endlich kam es zu einer Ausgleichung in der Art, daß Braccio gegen Rückgabe aller übrigen Eroberungen vom Papste die Vicariatsrechte in Todi, Canara, Perugia, Assisi, Gualdo und Spello erhielt, wogegen er sich, um vom Banne, der ihn getroffen hatte, befreit zu werden, im Frühjahr 1420 dem Papste in Florenz zu Füßen warf und dann in dessen Diensten sein Heer gegen die Bologneser, welche der päpstlichen Herrschaft noch immer widerstrebten, führte [37]). In demselben Jahre wurde zu Perugia der Maler Benedetto Bonfiglio geboren, der später in seiner Vaterstadt viele interessante Werke ausführte [38]). Im darauf folgenden Jahre wurde der Convent und die Kirche der heil. Maria Novella von einem Priester D. Gio. B. d'Agubbio mit einigen andern Klerikern und Laien gegründet [39]). Die beiden Gegner traten im neapolitanischen Kriege abermals gegen einander auf. In diesem Kriege wurde Braccio am 2. Juni 1424 von dem Condottiere Caldara geschlagen, verwundet, gefangen genommen und nach Aquila hinein gebracht. Durch nichts konnte er vermocht werden, durch ein Wort oder ein Zeichen auf ihre Anerbietungen oder auf ihre Trostgründe zu antworten. Mehre seiner Leute waren mit ihm gefangen worden, man gestattete ihnen sich ihrem Anführer zu nähern und sich mit ihm ohne Zeugen zu besprechen; niemals konnte man ihn dazu bringen, ihnen ein Zeichen der Aufmerksamkeit zu geben; seine Seele war von diesem Schlage des Schicksals zu tief gebeugt; ebenso wenig konnte man ihn auch dazu bringen, Nahrung zu sich zu nehmen. Obgleich die Ärzte erklärt hatten, daß seine Wunde durchaus keine tödtliche sei, da er bereits drei Tage überlebt, ohne Nahrung oder Getränke zu sich zu nehmen oder ein Wort zu sprechen, starb er doch am 5. Juni 1424 in seinem 56. Lebensjahre. Sein Tod blieb selbst von seinen Feinden nicht unbetrauert, seine Soldaten überließen sich den Ausbrüchen des herbsten Schmerzes. Nach Braccio's Tode fielen dessen Lehen an die römische Kirche zurück. Perugia unterwarf sich am 29. Juli wieder dem Papste, doch unter der Bedingung, daß die Raspanti nicht zurückkehrten und daß die Burgfeste Montone dem Sohne Braccio's, Grafen Oddo, verbleibe [40]). Mit diesem Ereigniß verlor Perugia an seiner frühern Bedeutung auf dem Gebiete der Politik, um so größere Wichtigkeit erlangte sie später in der Kunstgeschichte durch eine Reihe großer Meister, deren Werke man noch immer an mehren Orten der Stadt und in den Nachbarstädten bewundert.

In den Jahren 1425 und 1441 hielt der heil. Bernardin von Siena, aus dem Orden der Observanten des heil. Franz von Assisi, viele Reden an das Volk zur Beruhigung der Gemüther, zu dessen Ehre die Bürger im Dome eine marmorne Kanzel errichten ließen [41]). Um 1430 lebte hier ein Maler, Namens Pietro da Perugia, von dem jedoch in seiner Vaterstadt nichts Näheres bekannt ist. Es ist derselbe Maler, der zu Verona und Mantua die so berühmten Wandbilder des Stefano da

35) s. die ausführlichere Beschreibung in Vita Brachii L. IV. p. 547—549 und Sismondi 8. Th. S. 283. 36) Frommel a. a. O. S. 266.

37) Leo 4. Th. S. 569. 570. 38) *Pascoli* l. c. p. 22. Lanzi a. a. O. 3. Th. S. 385. 39) *Crispolti* l. c. p. 135. 40) *Murat.* Ann. d'It. T. IX. p. 120. 121. *Leonardi Aretini* comment. ap. *Murat.* T. XIX. p. 933. 934. *Ant. Cornazzani* de vita et gestis Bartolomaei Colei Commentariorum Libri VI. L. I. ap. *Graevii* Thesaur. T. IX. P. VII. Vita Brachii l. c. L. VI. p. 620. Annal. Bonincontrii l. c. p. 133. 41) *Crispolti* l. c. p. 60.

Zerio zeichnete [42]). Nach dem Tode des Papstes Martin V., der in der Nacht vom 19. auf den 20. Febr. 1431 vom Schlage getroffen worden war, änderte sich die Stellung Perugia's zum römischen Stuhle wieder wesentlich, da bald darauf die Geißel des Krieges von Neuem über den Kirchenstaat hereinbrach, indem der Herzog von Mailand und Francesco Sforza die durch die Beschlüsse des baseler Conciliums veranlaßten Differenzen dazu benutzten, sich im J. 1434 eines großen Theils des Kirchenstaates zu bemächtigen. Die Peruginer hatten ihre alten Bündnisse erneuert und den päpstlichen Legaten entlassen; nach jenen zahlten sie blos einen geringen Zins an die Kirche und lebten übrigens nach ihren eigenen Gesetzen [43]). Durch die weitern Plane Sforza's (1434), die er nach der Aussöhnung mit dem Papst Eugenius IV. als Vicarius und Venner der römischen Kirche noch vorhatte, wurde auch Perugia bedroht. Die Peruginer wünschten ihren Landsmann Nicolo Piccinino zu ihrem Schutz; der Herzog von Mailand entließ ihn sofort, da er durch ihn den Fortschritten Sforza's einen Damm entgegensetzen zu können hoffte. Nicolo Piccinino setzte sich sofort mit Nicolo Fortebraccio in Verbindung; beide bemächtigten sich Roms, zogen sich aber bald wieder in die Romagna zurück [44]). Der Krieg hatte in den folgenden Jahren seinen Fortgang mit wechselndem Glück und berührte Perugia bald mehr, bald weniger. Piccinino richtete dabei sein Absehen immer darauf, die Signorie seiner Vaterstadt zu erlangen. Im J. 1440, als er der päpstlichen Armee entgegenzog, versuchte er Cortona zum Abfalle zu bewegen; da ihm dieses nicht gelang, erschien er in Perugia nicht als Feind, sondern als Bürger mit 4000 Reitern; die Stadt öffnete willig die Thore. Er hatte gehofft, daß das Andenken an Braccio und sein eigener Ruhm seine Mitbürger bewegen würden, ihm die Signorie anzutragen, die Braccio mit soviel Mäßigung und Ehre inne gehabt hatte, allein er täuschte sich hierin; es gelang ihm nur, der Stadt ein Geschenk von 8000 Gulden abzupressen. Er ließ hierauf in ihr eine Balia von zehn Männern ernennen, denen er nebst einem Gobernatore, den er selbst ernannte, die oberste Gewalt übertrug, worauf er sich wieder entfernte. Da im Lager der Gegner ein Zweifel darüber entstand, ob Nicolo von Perugia, wohin er sich zurückgezogen hatte, nach der anconitanischen Mark oder nach Rom ziehen würde, vereinigte man sich endlich, gegen Perugia ziehen zu wollen, allein dieser Zug wurde später nur halb ausgeführt [45]). Im J. 1445 gelang es endlich dem Papst Eugen IV., die Mark größtentheils wieder unmittelbar sich zu unterwerfen. Auch Perugia kam wieder unter die päpstliche Oberhoheit. Seitdem es nun strengerer Herrschaft der Päpste unterlag, sank es von seiner alten Bedeutung und politischen Wichtigkeit noch tiefer herab. Die frühere Parteiung, in zwei Factionen, wie sie zur Zeit Braccio's Fortebraccio's da Montone gewesen war, dauerte noch lange Zeit fort, nur hatte sich die Familie der de' Fortebracci feindlich zu den Baglionen gestellt und die Familie der Oddi gab der den Baglionen gegenüberstehenden Faction den Namen. Die nachtheiligen Wirkungen dieser Familienzwiste und Spaltungen wurden noch durch mehr als ein Jahrhundert, zum größten Nachtheile der innern Ruhe, verspürt.

Braccio de' Fortebracci da Montone hatte außer seinem ältern Sohne, Oddo, dessen früher schon Erwähnung geschah, und der gleich seinem Vater ein geschickter Feldherr war, noch einen jüngeren, Carlo, hinterlassen, welcher nach Oddo's Tod in der letztern Zeit als Condottiere im Dienste der Venetianer gewesen war; im J. 1476 nahm er seine Entlassung, um Montone und die andern Güter seines Vaters im Peruginischen mit seinen Leuten wieder zu erobern. Er verließ sich dabei auf alte Familienverbindungen und die Anhänger seines Vaters; als er aber nach Toscana kam, sah er, wie die alte Verbindung zwischen Florenz und Perugia noch fortbestehe und daß die Medici seinem Vorhaben entgegen sein würden; er verzichtete deßhalb größtentheils auf seinen Plan [46]). Im Innern wüthete die Parteiwuth von Zeit zu Zeit noch immer mit grausenhafter Heftigkeit und erzeugte zuweilen schauderhafte Ereignisse. So im J. 1460. Am 13. November ermordete Braccio de' Baglioni seinen Vetter, Pandolfo, und Ridolfo, Braccio's Bruder, erdolchte auf öffentlichem Platze den Sohn Pandolfo's, Bartolo; Pietro Crispoldi, der eben dort spazieren ging und sie trennen wollte, wurde ebenfalls getödtet [47]). Im J. 1489 waren alle Verwandten der Nachkommen Braccio's und seiner Geschwister mit der Partei der Oddi von den Baglionen vertrieben worden. Sie fanden einen Helfer an dem Fürsten von Urbino, wurden insgeheim vom Papst Innocenz VIII. begünstigt und versuchten im Juni 1491 die Rückkehr; allein kaum war es ihnen gelungen, bei Nacht in die Stadt einzudringen, als die Baglionen sich ihnen, von der ganzen Bürgerschaft unterstützt, entgegenstellten; 50 etwa der Eingedrungenen fielen im Kampfe; 100 andere wurden größtentheils schwer verwundet, gefangen genommen und auf der Stelle gehangen. Die ganze Unternehmung war gescheitert, weil 200 Mann, die man im Sienesischen zur Unterstützung derselben geworben hatte, nicht zur rechten Zeit bei Perugia eingetroffen waren. Innocenz suchte sich, da er die andere Partei als die siegende sah, mit ihr auszusöhnen und gab die Pfründen zweier, im Kampfe erschlagener, Geistlichen, die zur Partei der Oddi gehört hatten, an Glieder der Faction Baglioni [48]); und dies that er, ungeachtet fünf Jahre früher (1486), als die Florentiner die Städte des Kirchenstaates zur Empörung zu bringen versucht hatten, grade die Baglioni diejenigen waren, welche in Perugia Unternehmungen zum Sturze des päpstlichen Regiments machen sollten [49]).

Von nun an war Perugia viel weniger bedeutend

42) Nagler's Künstler-Lexikon. 11. Bd. S. 135. 43) *Andreae Bilii* historiae patriae Libri novem. Libro nono. p. 110 in *Graevii* Thesaur. T. IX. P. VI. 44) Leo 3. Th. S. 373. 45) *Andreae Bilii* hist. l. c. p. 110. *Platinae* hist. l. c. p. 180. *G. B. Piyna* l. c. L. VII. p. 513.

46) Leo 4. Th. S. 387. 47) Chron. Eugub. T. XXI. p. 999. 48) Leo 4. Th. S. 418. *Murat.* Ann. d'Italia. T. IX. p. 563 sq. 49) Ebend. S. 613.

für die Welthändel Italiens, als für die Kunst. Der Geist der Einwohner neigte sich zwar von jeher, inmitten der größten Aufregung bürgerlicher und auswärtiger Kriege, den Künsten und Wissenschaften zu. Perugia selbst war von jeher reich an ausgezeichneten Männern, in allen Künsten des Friedens und des Krieges [50]). Insbesondere waren in Perugia mehr Künstler als anderwärts, und namentlich war es diese Stadt, aus welcher um diese Zeit in Pietro Perugino und seinem großen Schüler Rafael Sanzio d'Urbino der Welt ein Licht aufging, das auch heutzutage noch der Künstlerwelt zu leuchten nicht aufgehört hat. Um diese Zeit blühte hier ein ausgezeichneter Meister, Benedetto Buonfiglio, der, nach längerer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückgekehrt, vor Allem am Altare der Kapelle degli Almenni in San Fiorenzo das Bild des Gonfalone malte; dann in San Domenico viele Heiligen in dem einen Bilde und in einem andern Gemälde die Anbetung der heil. drei Könige, worin er in dem Bilde der Madonna seine Schwester sammt ihrem Söhnlein abconterfeiete. In der Kirche di S. Bernardino a S. Francesco findet sich von ihm ein sehr schönes Bild, der Heilige und Christus mit mehren Engeln und anderen Figuren, dann mehre Mauergemälde im öffentlichen Palaste u. m. a. [51]). Hier verschied er endlich auch im J. 1500. Um dieselbe Zeit lebte hier der Mönch von Cassino, D. Francesco, der hier schon im J. 1440 eine Schule für Glasmalerei eröffnet hatte. Manche vermuthen, Vanucci habe seinen Unterricht benutzt [52]). Im J. 1454 wurde hier der berühmte Maler Bernardino Pinturichio geboren [53]). Um dieselbe Zeit bemühte sich der Rath von Perugia, den berühmten Gelehrten Francesco Filelfo für seine Stadt zu gewinnen [54]). Im J. 1461 wurde die schöne Façade der Kirche des heil. Bernardino erbaut [55]). In den 1470ger Jahren ragte der peruginer Maler Fiorenzo di Lorenzo hervor, der damals schon als ganz ausgebildeter Maler dastand und im J. 1521 noch gelebt haben soll, von dem man das am meisten beglaubigte seiner Bilder in der Sakristei der Kirche S. Francesco sieht, dessen Malereien aber überhaupt zu den größten kunstgeschichtlichen Seltenheiten gehören [56]). Vom J. 1440—1512, in welchem Jahr er starb, lebte hier Piervincenzo Rinaldi, ein guter Baumeister [57]). Im J. 1476 erblickte hier Giovanni Gregori das Licht der Welt, ein sehr geschickter Kriegsbaumeister, der mehre, für die damalige Zeit höchst interessante, Kriegswissenschaften erfunden hatte [58]). Um 1476 erblickte hier Giambattista Caporali, Maler, Bildhauer und Baumeister, das Licht der Welt; er war ein Sohn des Bartolomeo, von welchem Bilder vom J. 1487 vorhanden sind [59]). Auch der Maler Giannicola da Perugia wurde hier um das letztere Jahr geboren [60]); er war er ein guter Colorist und deßhalb auch von Rafael's Lehrer, Pietro Vanucci, gern zu seinen Arbeiten gezogen. Er malte Einiges auf dem kleinen Orgelchor der Kathedralkirche, wodurch er einen großen Beifall erwarb [61]); auch Eusebio da San Giorgio erblickte hier um das genannte Jahr das Licht der Welt; er wurde ein Schüler des Pietro Perugino und malte später, nicht ohne Verdienst, das Bild der Magier in S. Agostino u. m. a. [62]). Fast zu gleicher Zeit mit Lorenzo und Bartolomeo lebte Benedetto Bonfigli, der beste Maler seiner Zeit, in Perugia, der noch 1496 am Leben war [63]). Einen bis dahin nicht geahneten Aufschwung in Darstellung des innern Lebens nahm die Malerei in Perugia durch Pietro di Cristofano oder Vanucci della Pieve, der, weil er ungefähr seit dem Jahre 1500 in Perugia wohnte, Perugino genannt wird [64]). Er war aber schon im J. 1475 in Perugia anwesend und von der höchsten Staatsbehörde in ihrem Palaste ehrenvoll beschäftigt [65]). Gegen 1500 kam der 17jährige Rafael Sanzio d'Urbino in die Schule des Perugino; in demselben Jahre wurde auch das Wechselgericht zu malen begonnen und 1507 beendet; die Kapelle wurde von 1515—1518 gemalt. Durch die Gehilfen und Schüler, deren er sich bei dieser Arbeit bediente (s. d. Art. Perugino), wurde eine zahlreiche Schule gebildet, die sich auch hier noch lange wirksam zeigte.

Als König Karl VIII. von Frankreich im Mai des Jahres 1495 gegen Rom vorrückte, da verließ P. Alexander VI. jene Stadt am 30. Mai und kam später auch nach Perugia. Die Baglioni, welche sich in dieser Stadt noch immer beim Regimente behaupteten, unterstützten im nämlichen Jahre Pietro de' Medici in seinen Unternehmungen gegen die florentinische Republik. Sie nahmen Virgilio degli Orsini in ihren Sold, um ihn den florentinischen Grenzen, ohne daß es auffiel, näher zu bringen, und Pietro selbst sammelte im Peruginischen Truppen, um einen Anschlag auf Cortona auszuführen. Um dieselbe Zeit bemächtigten sich aber die von Foligno und Assisi unterstützten Oddi plötzlich eines Thors von Perugia am 3. Sept. 1495, drangen in die Stadt ein und würden sich derselben auch bemächtigt haben, wenn nicht ein misverstandener Ausruf einen Theil ihrer Leute zur Flucht veranlaßt hätte, wodurch das ganze Unternehmen scheiterte [66]). Um das Jahr 1498 wurde hier Teodora Danzi geboren, eine Peruginerin, die später Pietro Perugino's und seiner Schüler Styl in Zimmergemälden befolgte [67]). Das Stadtregiment war um diese Zeit in Perugia ganz eigenthümlich gestaltet. Paolo de' Baglioni war päpstlicher Vicar und doch zugleich nicht sowol Herr der Stadt als factisch blos der angesehenste Bürger, der

50) *Francisci Dyni* antiquitates Etruriae. p. 29 in *Graevii* Thesaur. T. VIII. P. I. und *Ambrosii Leonis Nolani* Antiquit., nec non Histor. urbis et agri Nolani libri tres. Lib. III. p. 74 in *Graevii* Thesaur. T. IX. P. IV. 51) Vite de' Pittori a Da *Leone Pascoli*. (Rom. 1732. 4.) p. 22. Lanzi a. a. O. 1. Th. S. 335. 52) Lanzi S. 159. 3. Th. S. 411. 53) Ebend. 3. Th. S. 444. 54) Leo 4. Th. S. 366. 55) Reigebaur a. a. O. 3. Th. S. 55. 56) Leo 5. Th. S. 314. Lanzi I. Th. S. 334. 57) *Pascoli* p. 23. 58) Ibid. p. 42—45.

59) Lanzi 1. Th. S. 334. 342. 343. 3. Th. S. 392. *Pascoli* p. 50. 60) Lanzi 1. Th. S. 342. 61) *Pascoli* p. 52. 62) Lanzi 1. Th. S. 342. 63) Ebend. 1. Th. S. 334. 335. 3. Th. S. 385. 64) Italienische Forschungen von C. F. von Rumohr. (Berlin u. Stettin 1827.) 2. Th. S. 336 fg. 65) Ebend. 2. Th. S. 338. 66) Leo 5. Th. S. 112. 67) Lanzi 1. Th. S. 343. 3. Th. S. 404.

sie aber nach seinen Winken leitete und überdies zugleich ein Condottiere, also im Besitze eines großen Heeres von Söldnern, das nur von seinem Winke abhing. In der ersteren Eigenschaft unterstützte er im J. 1502 die Unternehmungen Cesare Borgia's, der von dem Peruginischen aus seine Condottieren, den Herzog von Gravina und Oliverotto da Fermo, gegen die Varani von Camerino aussandte, welche Papst Alexander VI. ihrer Vicariate für verlustig erklärt hatte. Hier kamen auch noch in demselben Jahre die von Cesare bedrohten Condottiere Gian Paolo de' Baglioni, Paolo degli Orsini rc. zusammen. Allein es halfen ihnen ihre Berathungen und Verbindungen nichts, Cesare nahm ihrer vier gefangen, worauf Gian Paolo de' Baglioni aus Perugia entfloh; die Einwohner von Perugia hatten an Florenz einen Rückhalt gefunden, unterwarfen sich aber ebenfalls dem Cesare Borgia, als die Florentiner sich ihrer nicht weiter annehmen wollten. Der Herzog der Romagna ließ sich hierauf von Città di Castello und von Perugia nur als Venner der röm. Kirche, nicht als Herrn huldigen, und wandte sich sofort gegen Pandolfo Petrucci, den Regenten von Siena, während Baglioni nach Lucca ging, von wo er, nach Alexander's, am 17. Aug. 1503 erfolgten, Tode, von Pietro d'Alviano unterstützt, nach Perugia zurückkehrte, die Faction der Gatti aus Viterbo vertrieb und die der Chiaravellesi aus Todi. Im J. 1505 suchten die Florentiner den Beistand G. P. Baglioni's nach, der aber für den Augenblick seine Mitwirkung verweigerte, da neue Plane, die Medici nach Florenz zurückzuführen, im Werke waren. Dadurch beschleunigte er eben seinen Fall, denn die Florentiner sahen ihn auch theilnahmlos erfolgen, als im J. 1506 Papst Julius II. den Versuch machte, die Usurpation der Herrschaft über Perugia zu beendigen. Der Papst verließ zu diesem Ende am 27. August Rom, in Begleitung von 24 Cardinälen und von 400 Gendarmen, und wendete sich auf Perugia, wo ihm gegen den Baglionen dessen blutschänderisches Verhältniß zu seiner Schwester, von welcher derselbe Kinder hatte, in der Gesinnung der Menschen zu Hilfe kam, sowie die Grausamkeiten, die derselbe gegen seine nächsten Verwandten geübt hatte, um sich beim Regiment zu behaupten. Florenz war erfreut über den Sturz des mediceisch gesinnten Häuptlings und so war denn der von allen verlassene Usurpator genöthigt, zu versuchen, wie lange er sich allein mit einigen hundert Miethstruppen in Perugia halten könne. Alles, was der Herzog von Urbino und Andere von des Papstes Umgebung, die dem Baglionen eben nicht übel wollten, gütlich für ihn versuchten, half bei dem festen Charakter des Papstes Nichts; darum beschloß er endlich, lieber im Guten sich zu unterwerfen, und kam mit dem freien Geleite seiner Freunde, am 8. September, in das päpstliche Lager, wo ihm Gnade, die Zusage des Genusses seines übrigen Vermögens und eine Condotta mit allen seinen Leuten vom Papste wurde, gegen die Übergabe der Stadt und der Festen von Perugia an ihn. Einige Zeit nachher erst, nachdem Papst Julius die Stadt wieder verlassen hatte, schafften die Bürger von Perugia die Balie ab, durch welche die Baglionen, und namentlich Giovanni Paolo geherrscht hatten. Von der Zeit an genoß Perugia, unter der Oberhoheit der Kirche und unter republikanischen Behörden, wieder städtischer Freiheit [68]). Im J. 1511 wurde der Cardinal de' Medici zum Legaten in Perugia und Bologna ernannt, wodurch das florentinische Gebiet bedroht schien, wegen der Plane dieser Familie, gegen die Freiheit der Florentiner. Im J. 1517 wurde die Stadt von den urbinatischen Söldnern, welche plündernd auch in Toscana einbrachen, gebrandschatzt. Im J. 1520 wurde hier der Maler Domenico, genannt Perugino, geboren [69]). Dasselbe Jahr brachte dem Gian Paolo Baglioni, dem damals ältesten unter den italienischen Condottieren, in Perugia Verderben. Er hatte sich immer, seit er sich dem Papste Julius II. unterwarf, dem päpstlichen Stuhle treu und ergeben bewiesen; noch zuletzt hatte er diese Treue im urbinatischen Kriege bethätigt; als er aber in diesem Jahre seinen Vetter Gentile Baglioni aus Perugia vertrieb und mehre von dessen Anhängern umbringen ließ, nahm sich des Verfolgten Papst Leo X. an und lud Gian Paolo nach Rom vor. Dieser war krank und sandte an seiner Stelle seinen Sohn Malatesta, den Leo auf das Freundlichste empfing, dem er aber erklärte, Gian Paolo selbst solle kommen. Schriftlich ertheilte er ihm zu diesem Ende freies Geleit und gab Männern, die den Baglionen befreundet waren, für dessen Sicherheit sein Wort. Gian Paolo kam, wollte des andern Tags dem Papste im Castell S. Angelo, wo er eben residirte, aufwarten, wurde aber festgenommen und torquirt, die Summe aller von ihm begangenen Schändlichkeiten sollte er bekennen. Diese waren in der That, besonders aus früherer Zeit, himmelschreiend, und nach zweimonatlicher Haft ließ ihn der Papst enthaupten. Seine Gemahlin und seine Kinder flohen nach Venedig. So war denn nun Perugia in jeder Hinsicht der päpstlichen Hoheit unterworfen [70]). Gian Paolo's Söhne, Horazio und Malatesta, machten später (1522) und zwar einen glücklichen Versuch, zur Herrschaft von Perugia zu gelangen. Als ihnen nämlich der vertriebene Herzog von Urbino, der damals im Veronesischen lebte, während sie sich in Venedig aufhielten, seinen Plan der Wiedereroberung seiner Herrschaft und ihrer Zurückführung nach Perugia mittheilte, gingen sie schnell in seine Absichten ein. Sie fanden bei Alfons, dem Herzoge von Ferrara, Unterstützung, besonders durch Artillerie, und brachten einen Haufen von einigen Hundert Reitern und einigen Tausend Fußknechten in ihrem Solde zusammen, mit welchem sie in das Urbinatische zogen und nirgends Widerstand fanden, als in den florentinisch gewordenen Districten. Perugia kam, nachdem es Vitello de' Vitelli mehr zum Nachtheil vertheidigt hatte, am 5. Januar, wieder in den Besitz der Baglionen, denn als Vitello sah, daß das Volk den angreifenden Baglionen mehr zugethan war, als dem ihnen in der Stadt entgegenstehenden Vet=

---

68) Leo 5. Th. S. 133. 147. 151. 155. 169. 179. 182. 183. 69) Nagler's Künstler-Lexikon. 11. Bd. S. 135. 70) Leo 5. Th. S. 298. 299.

ter, Gentile de' Baglioni, fürchtete er, sich doch nicht halten zu können und übergab die Stadt [71]). Die Gewalt über Perugia war von dem an wieder der baglionischen Familie durch eine Balie gesichert geblieben; doch war die Familie in sich selbst gespalten. Gegen die Söhne des von Leo enthaupteten Gian Paolo, Orazio und Malatesta, standen Gentile de' Baglioni, der Sohn Guido's de' Baglioni, welcher früher Bischof von Orvieto war, dann die Schwester Pandolfo's de Petrucci von Siena geheirathet und mit ihr Gentile erzeugt hatte, und drei Brüder, Galeotto, Sforza und Braccio, die Söhne Griffonetto's de' Baglioni. Gentile hatte sich, durch die Umstände und die Abwesenheit der beiden Brüder begünstigt, der Balie von Perugia wieder bemächtigt. Als nun der Herzog von Urbino im Mai 1527 zur Vertreibung der Teutschen von Florenz gegen Rom aufbrach, vertrieb er im Vorüberziehen Gentile wieder aus Perugia und gab die Regierung dieser Stadt wieder den Söhnen Gian Paolo's zurück, da aber Orazio bei dem Papste in der Engelsburg eingeschlossen, Malatesta bei den venetianischen Truppen in der Lombardei war, so übernahmen an ihrer Stelle einstweilen Leute, die ihnen befreundet waren, die Gewalt in Perugia [72]). An der Stelle des den Mediceern anhängenden Gentile führte somit in den folgenden Jahren Malatesta die Herrschaft. Dieser war im Frühlinge des J. 1529 eine kurze Zeit in seiner Herrschaft bedroht, da der Prinz von Oranien den Plan gefaßt hatte, gegen Umbrien und Toscana zu ziehen, den Malatesta de' Baglioni wieder aus Perugia zu vertreiben und die Medici nach Florenz zurückzuführen [73]), doch gab er dies Mal ihn bald wieder auf. Als er aber im August die Reste des bourbonischen Heeres bei Aquila gesammelt hatte, wollte er nach der Ankunft Kaiser Karl's V. in Genua durch Umbrien vordringen, wurde aber von Malatesta de' Baglioni bei Perugia aufgehalten, der so eine Zeit lang für die Florentiner als Vormauer diente, allein er war nicht im Stande, Oranien auf die Dauer Widerstand zu leisten. Durch einen Vertrag erhielt er für seine Leute freien Abzug aus der Stadt; gegen Garantirung seiner eigenen Güter und Besitzungen und gegen die Erlaubniß den Florentinern als Condottiere dienen zu können, übergab er 1529 den Kaiserlichen Perugia. Diese Convention hatte er bereits am 10. Sept. 1529 geschlossen und ging am 12. von Perugia nach Arezzo und Florenz ab [74]). Gegen das Versprechen, die Herrschaft von Perugia ihm wieder verleihen zu wollen, hatte im folgenden Jahre Papst Clemens VII. Malatesta vermocht, verrätherisch gegen die Florentiner zu handeln und zu ihm und dem Kaiser überzutreten. In dems. J. (1530) wurde Vincenzio Danti, der 1576 als guter Wandmaler in Rom starb, in Perugia geboren [75]). Da während der Regierung des Papstes Clemens VII. es nicht zur Erfüllung des dem Malatesta de' Baglioni gegebenen Versprechens kam, entstanden nach seinem Tode in Bezug auf Perugia mancherlei gewaltsame Unternehmungen, die den innern Frieden dieser Gegenden störten. Im J. 1534 überfiel Ridolfo de Baglioni, Malatesta's Sohn, nach dem Tode seines Vaters abermals Perugia, um sich desselben von Neuem zu bemächtigen. Am ersten Tage des Angriffs durch die päpstliche Besatzung zurückgeworfen, kam er während der darauf folgenden Nacht durch seine Anhänger dennoch in die Stadt, nahm den päpstlichen Vicelegaten und mehre päpstliche Amtsleute gefangen; ließ den Palast des Erstern in Flammen auflodern und hierauf sie selbst foltern, um von ihnen den Ort, wo sie ihre Gelder verborgen hätten, zu erfahren, dann nackt auf den öffentlichen Platz führen und enthaupten. Im darauf folgenden Jahre sandte Papst Paul III. gegen Ridolfo Truppen, und dieser hatte inzwischen durch seine Tyrannei die Peruginer so gegen sich erbittert, daß er nicht daran denken konnte, sich zu halten. Er verließ daher Perugia freiwillig, und der Papst ließ nun auch die baglionischen Burgen Spello, Bettona, Bastia u. m. a. schleifen [76]). Im J. 1537 wurde P. Ignazio Danti geboren; er wurde später Dominikanermönch, Mathematiker, Kosmograph und Maler, den Papst Gregor XIII. später zum Bisthume von Alatri beförderte; er gehörte einer sehr zahlreichen peruginischen Malerfamilie an [77]). Sein Bruder Girolamo wurde hier im J. 1547 geboren, von dem nach Vasari in S. Pietro einige Arbeiten sind. Um diese Zeit kam der Orden der Jesuiten auch nach Perugia. Bald nach der Gründung des Ordens schickte Ignatius Loyola seinen dritten Gefährten, Jacob Lainez, nach Perugia, um in dieser bedeutenden Stadt zu predigen, was mit so großem Erfolge geschah, daß der Cardinal della Corgna ihre Berufung nach Perugia bewirkte. Am 9. Mai 1552 wurden die ersten Jesuiten feierlich in Perugia empfangen und P. Everard Mercuriano aus Flandern war des neuen Convents erster Vorstand, wofür der Cardinal einen Ort vor der Stadt erwirkt hatte [78]). Der Maler Benedetto Bandiera, ein Schüler des Baroccio, wurde hier im J. 1557 geboren [79]); desgleichen Agostino Tassi im J. 1566, der in Verzierungen und Landschaften sehr brav war [80]), und Felice Pellegrini, der sich auch in Perugia aufhielt, ein trefflicher Zeichner war und unter Papst Clemens VIII. nach Rom berufen wurde [81]). Am 5. Oct. 1569 wurde Perugia in der Nacht von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, das anderthalb Stunden dauerte und sehr viele Häuser zusammen rüttelte [82]). Um das J. 1570 wurde hier der Maler Matteo Salvucci geboren, der auch heute noch in Perugia etwas gilt. Im J. 1572 starb hier der Architekt Galeazzo Alessi [83]) und im

---

71) Leo 5. Th. S. 324. 72) Ebend. S. 378. *Sismondi* T. XV. p. 277. 278. 73) Leo 4. Th. S. 408. 74) Della storia fiorentina di *Benedetto Varchi*. Lib. X. p. 277—280 in *Graevii* Thesaur. T. VIII. P. II. 75) Lanzi 1. Th. S. 416. 3. Th. S. 404.

76) *Murat*. Ann. d'Italia. T. IX. p. 261. 77) Lanzi 1. Th. S. 416. 3. Th. S. 404. 78) *Crispolti* p. 156. 79) Lanzi 1. Th. S. 448. 80) Ebend. 1. Th. S. 218. 3. Th. S. 462. 81) Ebend. 1. Th. S. 448. 3. Th. S. 442. 82) *Ludovici Cavitellii Cremonensis* Annales p. 1610 in *Graevii* Thesaur. T. III. P. II. 83) Er ist in der Kirche des heil. Fiorenzo begraben, ohne daß ein Grabstein die Stelle bezeichnet. s. praktisches Reisehandbuch nach und durch Italien. (Stuttgart 1840.) S. 227.

darauf folgenden Jahre Theodora Danzi. Doch wer könnte hier die unabsehbare Reihe von Künstlern aufzählen wollen, welche hier das Licht der Welt erblickten, lebten, oder durch ihre Werke einzelne Theile der Stadt verschönerten? Perugia ist der Geburtsort des Giov. Ant. Scaramuccia, Antomaria Fabrizzi, Piero Cesarei, genannt Perino de Perugia, Fabio della Cornia, Ercolanetti, Pietro Montanini, Ippolito Borghese, Piero Santi Bartoli und vieler anderer Künstler, deren Namen die Geschichte bewahrt hat[84]). Im J. 1555 wurde das Standbild des Papstes Julius III. auf dem einen der öffentlichen Plätze errichtet[85]). Im J. 1575 trieben Räuberbanden ihr Unwesen im Peruginischen; auch noch 1580 ernährte Pietro Leoncillo von Spoleto einen Kriegshaufen von 400 Mann durch Raub im Peruginischen, in der Mark und im Toscanischen. Im J. 1642 litt die Gegend viel durch das parmesanische Heer, das in diese Gegend vordrang, und zwei Jahre darnach wurde das Peruginische von Tiberio Squilletti aus Neapel, gemeinhin Fra Paolo genannt, im toscanischen Interesse ausgeplündert. Im J. 1742 nahmen 18,000 Mann spanischer Truppen Quartiere in der Gegend von Perugia, Assisi und Foligno. Im J. 1797 wurde Perugia von Livorno aus von den Franzosen besetzt. Im J. 1798 bildete Perugia, jedoch nur kurze Zeit, einen Theil der ephemeren römischen Republik. Als aber im November desselben Jahres die Truppen des Königs von Neapel Rom besetzten, flüchteten die römischen Consuln nach Perugia, von wo sie nach dem Abzuge der Neapolitaner in der Mitte Decembers wieder nach Rom zurückkehrten. In der Mitte Juli dess. J. hatten, freilich nur auf kurze Zeit, aretinische Banden und österreichische Streifcorps die Stadt genommen, aber bald wieder verlassen müssen. Auch im J. 1799 war das Peruginische der Schauplatz mancher Kämpfe. Im J. 1809 wurde Perugia ein Bestandtheil des neugeschaffenen Königreichs Italien, und gehörte von da an, während der ganzen Dauer desselben, zum Departement des Trasimeno, dessen Hauptstadt jedoch Spoleto war. Im J. 1822 fand man hier eine große etruskische Inschrift, welche das größte Denkmal aus der Zeit der Hetrurier ist, das man bisher kennt. Im J. 1832 und auch 1838 litt Perugia viel durch Erdbeben. Im J. 1842 endlich fand man abermals, hart neben dem vor einigen Jahren aufgefundenen Grab der Volumnier, abermals etruskische Alterthümer, an denen diese Gegenden überhaupt reich sind. (*G. F. Schreiner.*)

PERUGINI, ein (ehemals gebräuchlicher) bunter Wollenstoff aus Gespinnst von gekämmter Wolle. (*Karmarsch.*)

PERUGINO (Cavaliere), ist der gewöhnliche Beiname des Malers Giovanni Baptista Benaschi, welcher zu Turin 1636 geboren, in Rom gegen 1690 gestorben ist, übrigens zu der bolognesischen Schule gerechnet wird, weil er ein Schüler des Pietro del Po gewesen ist, früher aber den Unterricht bei Spirito (einem turiner Hofmaler) genossen hat. Cavaliere Perugino studirte in Rom viele der größeren Meisterwerke, besonders zogen ihn die Arbeiten von Giovanni Lanfranco an, wovon er viele copirte, wodurch er sich den freien breiten Styl jenes Meisters aneignete, der sich in seinen Werken beurkundet. Auch zeigte Cavaliere Perugino ein großes Studium der Natur, großartig erfaßte Ideen für Composition, eine gewisse Leichtigkeit in der Vollendung, wie sie schnell und mit Geist arbeitenden Künstlern eigen ist. Seine Werke sind sehr zerstreut; denn da er den Ruf eines geschickten Meisters erreicht hatte, so waren auch der Aufträge in jener noch kunstsinnigen Zeit viele. Des Künstlers Tochter, Angelica, geboren 1666, welche sich auch der Kunst unter der Leitung ihres Vaters gewidmet hatte, war selbst sehr oft beauftragt, die Werke desselben zu copiren. Sie war auch als Portraitmalerin viel beschäftigt. Caval. Perugino war auch als Radirer sehr geschickt, indem er auf eine sehr malerische Art ein großes treffliches Blatt nach Giov. Domenico Cerrini von Perugia radirte, welches eine heilige Familie in einer Landschaft darstellt, wo Engel das Kind anbeten und die Dornenkrone und das Kreuz als Symbole des zukünftigen Leidens darreichen. Das Blatt, 15 Zoll hoch, 12 Zoll breit, ist dem Herzog Sforza von Mailand zugeeignet und mit 1652 bezeichnet. Bartsch gibt im Peintre-Graveur (Vol. XXI. p. 208) eine detaillirte Beschreibung davon. Füßli nennt noch ein zweites Blatt von Cavaliere Perugino, nach Domenichino radirt, welches eine heilige Familie darstellt. Bartsch sagt jedoch, ohne dieses Blatt zu erwähnen, daß nur ein Blatt, nämlich blos das vorhin genannte, nach Cerrini, von Cavaliere Perugino radirte, vorhanden sei. (*Frenzel.*)

PERUGINO (Pietro), gewöhnlich so genannt nach seinem Geburtsorte oder dem Hauptsitz seiner Thätigkeit, war ein ausgezeichneter Maler seiner Zeit. Er selbst unterzeichnete sich auf einigen Gemälden Petrvs de castro plebis Pervsinvs, oder blos Petrvs Pervsinvs, oder Petrvs de Pervsia. Außerdem wird er auch Magister Petrvs de Castro Plebis pictor genannt, und Pietro di Christofano. Vanucci ist sein eigentlicher Name, und der Ort Castrum plebis, nach welchem er sich näher bezeichnet hat, das heutige Castello oder Citta della Pieve. Man hat gezweifelt, ob dies und nicht vielmehr Perugia sein Geburtsort war. Pascoli sagt, Pietro's Vater sei in Citta della Pieve geboren, habe sich aber nach Perugia übersiedelt, wo ihm der Sohn geboren wurde. Wahrscheinlich ist jedoch Mariotti's Meinung, daß Pietro in Pieve geboren wurde, und sich nur wegen seines längern Aufenthalts zu Perugia, wo er sich gegen das Jahr 1500 niederließ, und auch das Ehrenbürgerrecht erhielt, Perugino genannt habe. Nach der gewöhnlichen Annahme war Pietro 1446 geboren und 1524 gestorben.

Die Verhältnisse seines Jugendlebens, sowie die Umstände, unter denen er sich zum Künstler bildete, lassen sich nicht mit genügender Sicherheit angeben. Vasari glaubt, Pietro sei von einem ungenannten, peruginischen, eben nicht sehr vorzüglichen, Meister unterrichtet worden; nach Bottari's Vermuthung war der nicht sehr be-

84) Lanzi 3. Th. S. 371—472 und *Francesco Morelli*, Pitture e sculture della Città di Perugia. (Perugia 1683.)
85) *Crispolti* p. 59.

kannte Pietro di Perugia, den er der sienesischen Kunstschule zutheilt, sein Lehrer; nach einem Gerüchte in Fuligno war sein Meister Niccolò Alunno, den man auch Niccolò di Fuligno nennt. Mariotti dagegen behauptet, Pietro habe in der Schule Benedetto's Buonfiglio's und Piero's della Francesca's, genannt il Borghese, nicht nur die Perspective, sondern auch vieles in Zeichnung und Färbung gelernt. Pietro müßte sich aber dann sehr früh der Malerei zugewendet und die Schulen dieser beiden Meister besucht haben, ja die letzte Angabe muß man überhaupt bezweifeln, da Pietro erst zwölf Jahre alt war, als der Borghese erblindet sein soll. Die Meinung von Vasari, daß Vanucci später ein Schüler des Andr. Verocchio in Florenz gewesen sei, hat Mariotti in Übereinstimmung mit Pascoli, Bottari, Taja und Resta bestritten.

Für keine dieser verschiedenen Behauptungen gibt es eine geschichtliche Begründung, und was bei dem Mangel an historischen Zeugnissen den Prüfstein der Wahrheit abgeben könnte, die künstlerische Verwandtschaft der Werke des Schülers und seiner angeblichen Meister, gewährt, da hier soviel auf individuelle Anschauung und Auffassung der Eigenthümlichkeiten und des Charakters der verglichenen Kunstwerke ankommt, keine allgemein gültige Ergebnisse. Dennoch müssen die erwähnten Ansichten als Kunsturtheile um so mehr beachtet werden, weil von Pietro fast nur die Werke zeugen, dagegen über sein Leben und seine Verhältnisse wenig Historisches bekannt ist. Bis jetzt fehlt es an einer vollständigen Darstellung und Charakteristik von der Kunst Pietro's, die, was er für seine und die folgende Zeit zu bedeuten habe, sowie den Werth seiner Leistungen an sich umfaßte. Dies ist auch jetzt kaum schon möglich, weil die Materialien, welche das Kunsturtheil leiten könnten, und die vorhandenen Nachrichten weder sorgfältig gesichtet, noch auch zu einem festen Ganzen verschmolzen und in die rechte Sehweite gebracht sind. v. Rumohr bemerkt[1]), daß insbesondere Pietro's Verdienst selten zur Genüge gewürdigt worden sei, was er selbst durch eine Fluth mittelmäßiger und schlechter Werke unleugbar vielfach verschuldet habe; das ist allerdings in sofern wahr, als man diese schlechteren Werke nicht aus dem richtigen Gesichtspunkt betrachtete.

Die schwierigste Frage in der Charakteristik Pietro's fiele weg, wenn der Zweifel Valle's und Anderer, daß Pietro je in einer Schule gewesen sei, begründet wäre. An sich beweist derselbe nur den Mangel an historischen Nachrichten über Pietro's Leben, entbehrt aber aller Wahrscheinlichkeit. Die Natur hatte Pietro zu einem Künstler bestimmt, und ihn dafür mit den nöthigen Fähigkeiten ausgestattet. Damals trieb der für die höheren geistigen Interessen erwachte Sinn in Italien nicht nur die classischen Studien, sondern auch in der Kunst an fast allen Orten in freier Regung schöne und reichliche Blüthen hervor. In Perugia selbst arbeiteten viele Künstler. So konnte Pietro dort leicht die erste Befriedigung seiner natürlichen Neigung finden, ohne sie jedoch, nachdem sich ihm seine höhere Bestimmung im klareren Bewußtsein erschlossen hatte, vollständig befriedigen zu können. In Perugia hat Pietro ohne Zweifel seine Studien begonnen, dort es auch sicher schon bis zu einem großen Grade von Vollkommenheit gebracht, als er nach Florenz kam, wahrscheinlich allein in der Absicht, um sich hier durch erweiterte Studien in seiner Kunst zu vervollkommnen. Florenz war damals ein vorzüglicher Sitz der Kunst, und namentlich hatte die Malerei durch den Einfluß der Plastik in den Bemühungen der mit Pietro gleichzeitigen, aber etwas älteren Künstler Andr. Verocchio und Ant. Pollajuolo, die zugleich Bildhauer waren, gewonnen. Daneben blühete auch damals in Florenz Piero della Francesca als Meister der Perspective und der schwierigsten Verkürzungen. Den Einfluß dieser florentinischen Meister, die vorzüglich durch eine natürlichere Formenbildung, vermöge ihrer plastischen Studien, sich auszeichneten, erkennt man in einigen Werken Pietro's aus seiner mittleren Periode. Als charakteristische Zeugnisse dafür betrachtet man namentlich zwei Werke Pietro's, das Bild der Anbetung der Könige in der wüsten Kapelle des Klosters S. Maria Nuova zu Perugia, noch mehr aber das Wandbild der Verleihung der Himmelsschlüssel an Petrus in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, das den eben dort vorhandenen Malereien des Ghirlandajo sehr nahe stehen soll; dies sind die einzigen Arbeiten Pietro's, die dem florentinischen Styl verwandt sind[2]).

Kehren wir zu seinem frühesten Aufenthalt in Perugia zurück. Man hat Pietro zu einem Schüler von Benedetto Buonfiglio gemacht, wahrscheinlich blos deshalb, weil dieser Maler in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. in Perugia lebte und arbeitete, wo sein Hauptwerk, eine Anbetung der Könige, in S. Domenico sich befindet, aber außerdem sind dort noch an andern Orten mehre Frescomalereien von ihm. Für diese Behauptung mangelt es jedoch an einem sicheren Zeugniß, aber ebenso wenig gibt es ein sicheres Zeugniß dagegen.

Nicht begründeter ist die Annahme, Pietro habe unter dem, dem Buonfiglio gleichzeitigen, Niccolo Alunno seine erste Ausbildung empfangen. Dennoch hat man diese Ansicht in der neuesten Zeit als die glaubwürdigere angenommen. Kugler hebt die Verwandtschaft in den Werken der beiden Künstler, wie man dieselbe in Pietro's früheren Bildern bemerke, als beweisend hervor, erschüttert aber diesen Beweis selbst wieder durch das Bekenntniß, daß sich eben jene frühern Bilder, „nur mit geringer Sicherheit" als Pietro gehörig bestimmen lassen. Allerdings trat Alunno gegen seine am Alterthümlichen festhaltenden Zeitgenossen dadurch bedeutsam hervor, daß er in einem seiner spätesten Werke, in der schönen Tafel der Seitenkapelle zur Rechten des Chors im Dom zu Assisi schon jene alterthümliche Eintheilung in Felder aufgegeben hat, und den Fortschritten der regen Zeitgenossen sich anzuschließen bemühte[3]).

Auch das ist sehr mislich, daß Kugler die früheren Bilder Pietro's, auf welche er sich bezieht, nicht einmal näher bezeichnet hat. Vielleicht sind es jene kleinen, wie

1) Italienische Forschungen 2. Bd. S. 337.

2) Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. (Stuttg. 1842.) S. 682. 3) v. Rumohr a. a. O. 2. Bd. S. 319.

zur häuslichen Andacht eingerichteten Bilder, Madonnen auf einem Thron, mit verschiedenen Heiligen umgeben, außerdem Halbbilder der Madonna, die C. F. v. Rumohr in Florenz sah. Die letztern sind in einer hellfarbigen, aber festen Manier a tempera gemalt, und nach Rumohr's Ansicht unserm Pietro so nahe verwandt, daß man sie entweder für dessen Vorbilder oder für dessen Jugendarbeiten erklären müsse; er selbst entscheidet sich für das Letztere als das Wahrscheinlichste, weil der Charakter jener kleinen Bilder nicht florentinisch, sondern umbrisch ist. Wäre dies auch wahr, so würde man immer nicht mehr wissen, als daß Pietro in seiner Jugend diese Bilder gearbeitet habe, keineswegs aber, durch welchen Meister er gebildet wurde. Niccolo Alunno aus Fuligno malte a tempera, wie überhaupt die meisten Künstler vor Pietro aus Perugia. Wäre demnach v. Rumohr's Annahme richtig, so würde man in jenen Bilderchen gleichsam den Anknüpfungspunkt der Kunst Pietro's an die ältere besitzen[4]).

Mit unbefangenem Blick spürt v. Rumohr der Anregung zur Kunstbildung Pietro's in ihren Anfängen nach. Zwei Künstler sind es, deren Werke er genau ins Auge faßt, weil ihre Eigenthümlichkeiten Spuren der ursprünglichen Kunstbildung Pietro's zeigen, namentlich den erwähnten Niccolo Alunno, oder auch N. di Fuligno genannt, und Fiorenzo di Lorenzo in Perugia. Mit Vorsicht urtheilt er über einen so schwierigen Gegenstand[5]): „Niccolo di Fuligno war den berühmtern Malern der umbrischen Schule eben in jenem, nur ihnen eigenthümlichen, Ausdrucke fleckenloser Seelenreinheit, zum Höchsten aufsteigender Sehnsucht und gänzlicher Hingebung in süß schmerzliche und schwärmerisch zärtliche Gefühle, um Jahrzehende vorangegangen, hatte bei einer langen Lebensdauer unstreitig durch Beispiel und Lehre auf einen großen Theil jener Maler einwirken können, welche man meist, obwol nicht immer mit ausreichenden Gründen, der Schule des Pietro von Perugia unterordnet. Hingegen hatte der kühlere Fiorenzo di Lorenzo, welcher in Ansehung seiner hellen Färbung, seiner feinausgeschärften Mundwinkel und anderer Eigenthümlichkeiten bei Benozzo gelernt haben möchte, von diesem letzten die schärfere Bezeichnung des Einzelnen, und manche Vortheile der malerischen Anordnung angenommen, welche dem Niccolo fremd geblieben sind. Aus einer gewissen Verschmelzung der Anregungen und Lehren, welche von diesen Künstlern ausgehen mußten, werden nebst andern Zeitgenossen, sowol Peter von Castello della Pieve, als Bernardino Pinturicchio sich hervorgebildet haben; obwol diese weit gereisten und lange unstät umherschweifenden Meister in der Folge mit vielen andern Schulen in Berührung gekommen sind, und sich bemüht haben mögen, was ihnen vortrefflich schien, nach Kräften sich anzueignen." Die Verwandtschaft Pietro's mit Fiorenzo, die man nicht beachtet hat, sucht v. Rumohr durch die Eigenthümlichkeiten zweier Gemälde zu begründen, welche er als Werke Fiorenzo's anerkennt. Er urtheilt[6]): „Es genügt vor der Hand, in jenen beiden Madonnen gewisse Eigenthümlichkeiten der Lage und Wendung der Gestalt, gewisse Feinheiten in der Auffassung der Formen entdeckt zu haben, welche in den früheren Arbeiten des Perugino wiederkehren, daher die Vermuthung anregen, es möge dieser Künstler dem Fiorenzo einen Theil seiner Kunstbildung zu verdanken haben. Daß er nach Florenz gekommen sei, nicht um die Kunst von Grund aus zu lernen, sondern um sich in diesem Mittelpunkte damaliger Kunstbestrebungen zu vervollkommnen, räumt selbst Vasari ein. Wenn indessen Neuere die Lücke durch Benedetto Buonfiglio haben ausfüllen wollen, so entgegne ich, daß Fiorenzo ebenfalls zur Hand ist und, bei gänzlicher Abwesenheit urkundlicher Gründe, die Analogie für sich hat. Vom Benedetto hat Pietro sicher, weder in der allgemeineren Richtung seines Sinnes, noch in der Handhabung der Form und Farbe, wenn auch nur das Geringste angenommen. Hingegen folgte er dem Fiorenzo in Vielem, in Anderem dem Niccolo di Fuligno, den Mariotti, nachdem er eine Weile von einer Meinung zur anderen hinübergeschwankt, am Ende doch geneigt ist, in Ansehung einer zu Fuligno festgehaltenen Überlieferung, für den eigentlichen Lehrer des Pietro Perugino zu halten. Auch unter den Malern, welche Vasari aus der Schule des Perugino ableitet, dürften einige vielmehr der Schule des Niccolo Alunno angehören, namentlich Andrea di Luigi detto l'Ingegno und Bernardino Pinturicchio." An die Verwandtschaft Pietro's mit Niccolo Alunno erinnert eine Äußerlichkeit in der Composition, des im folgenden ausführlicher erwähnten Bildes Pietro's vom J. 1481, nämlich das Halbrund darin. Dieselbe ist um so mehr als Thatsache zu betrachten, weil Pietro in diesem Bilde sich von den florentinischen Kunststudien zu der heimischen Kunst zurückwendete.

In dem Entwickelungsgange der Kunstbildung weist v. Rumohr[7]) urkundlich nach[8]), daß Pietro bereits im J. 1475 in florentinischer Manier malte und selbständiger Meister war; er muß also damals schon mit dem Geist der florentinischen Meister vertraut gewesen sein. Dieser Zeitpunkt scheint der Beginn des schönsten Abschnitts in Pietro's Kunstleben zu sein, der den Zeitraum bis zum J. 1495 umfaßte. In jenes Jahr 1475 setzt v. Rumohr das schon erwähnte Bild der Anbetung der Könige, wo Pietro von der höchsten Staatsbehörde zu Perugia hier ehrenvoll beschäftigt ward. v. Rumohr's Ansicht über dieses Bild ist, daß dasselbe keine andere Beglaubigung hat, „als das Bildniß des Künstlers selbst zur Linken unter dem Gefolge der Könige, weshalb Solche,

4) Lanzi's Geschichte der Malerei in Italien. 1. Bd. S. 334. 5) a. a. O. 2. Bd. S. 320.

6) a. a. O. 2. Bd. S. 323 fg. 7) Ebend. S. 338 fg. 8) Annali Xvirali di Perugia, ad a. 1475. p. 83. a, t. Die XXI. dicti mensis Julii. Mandamus vobis Gabrieli etc. detis et solvetis Magro Petro . . . . de Castro Plebis pictori quinque denariorum per nos Eidem magistro Petro largit. pro expensis faciendis ex causis certarum picturarum in nostro palatio in sala magnia superiori construendarum et depitendarum per dictum mgrm Petrum etc. . . . ex palatio nostro die XXI. Julii 1475.

welche den Perugino eben nur nach seinen spätern Arbeiten aufgefaßt haben, hier keine Spur seiner Hand erkennen wollen. Doch ist es ausgemacht, daß Perugino in seinen früheren Jahren und während seines langen und wiederholten Aufenthalts zu Florenz, dem damaligen Sitz des Naturalismus, sich abwechselnd, oder auch in einem bestimmten Abschnitte dieser Epoche der Nachahmung des sinnlich Vorliegenden unbedingt hingegeben hat. Wenn daher dieses Bild, in welchem, ungeachtet der größeren Strenge in der Begründung und Ausbildung des Einzelnen, das Absehen und die Richtung des Perugino völlig zu Tage liegt, sehr wohl seine Arbeit sein kann und sicher nicht, wie Einige wahrnehmen wollen, florentinisch ist: so wird uns das Bildniß des Malers dienen können, die Zeit, da er sich dem sinnlich Vorliegenden so entschlossen hingegeben, näher zu bestimmen. Dieses Bildniß ist nun allerdings viel jugendlicher als jenes andere im Cambio, welches einen wohlbeleibten Mann von etwa 50 Jahren darstellt; doch nicht so schlank und frisch, daß man ihm nicht schon die Reife des Mannes ansähe. Ward nun Perugino im J. 1446 geboren, wie man behauptet, so dürfte dieses Bild um 1475 gemalt sein. Hierin bestärkt mich die Übereinstimmung dieses Werkes mit den Mauergemälden des Perugino in jener Kapelle des vaticanischen Palastes, welche Sixtus um das Jahr 1480 hat erbauen und ausmalen lassen. Ein Theil derselben, die Himmelfahrt der Madonna, die Geburt und die Verklärung Christi sind nicht mehr vorhanden, da man sie, dem jüngsten Gerichte des Buonarota Raum zu geben, unter Paul III. abgeworfen hat. Hingegen haben andere sich erhalten, deren eins, zur Linken des jüngsten Gerichtes, welches Ereignisse der Kindheit des Moses darstellt, in seiner Ausführung, wie in den Charakteren, lebhaft an jenes Bild im Kloster sta Maria nuova zu Perugia erinnert. Auch in dem gegenüberstehenden, der Taufe Christi, gemahnen die zahlreichen Bildnißfiguren an das Gefolge der Könige in mehrgedachtem Altarbilde, indem sie uns zugleich auf die Zeit hinführen, in welcher Perugino der Beobachtung und Nachbildung natürlicher Erscheinungen sich freudig hingegeben. Hingegen verräth sein besterhaltenes Gemälde dieser Kapelle, die Verleihung der Himmelsschlüssel, daß er schon während dieser Arbeit seinen Standpunkt verändert habe und, bei lässigerem Naturstudium, zu einer strengeren Auffassung der Idee seiner Kunstaufgaben, doch leider auch zu einer gewissen Hingebung in zunehmende Fertigkeit übergegangen sei; wenn dieser Vorwurf nicht vielmehr den Bartolommeo della Gatta trifft, einen mir unbekannten Maler, welcher, wenn Vasari nicht irrte, dem Perugino bei Ausführung dieses Gemäldes Hilfe geleistet hat. Wie dem auch sein möge, so lehrt doch ein anderes, mit Namen und Jahr bezeichnetes, Gemälde, welches gegenwärtig zu Rom, im Palaste Albani, gezeigt wird, daß Perugino schon um das Jahr 1480, also im Verlaufe jener größeren Arbeit, angefangen habe, allmälig vom Naturalismus der Florentiner abzuweichen."

Wenn es demnach nicht im Mindesten bezweifelt werden kann, daß Pietro mit dem florentinischen Kunststyl in vorzüglichen Bildern sich vertraut zeigte, so ist damit noch nicht gesagt, wie er dies wurde, d. h. ob er sich unter der Leitung eines besonderen florentinischen Meisters diesen Studien widmete, und wenn dies der Fall war, welchem Meister er sich anvertraute, obwol es nach der gewöhnlichen Annahme Verocchio gewesen sein soll. Rumohr hat hierüber umfassende Untersuchungen angestellt. Er sagt[9]): „Vasari läßt Pietro, von einem ungenannten peruginischen Meister nothdürftig unterrichtet, nach Florenz gehen und dem Andrea del Verocchio sich anschließen. Unstreitig verdankte er seinen nähern Vorgängern, Fiorenzo und Niccolo Alunno, einen wichtigen Theil seiner Bildung. Ob er nun auch beim Verocchio als Schüler oder Geselle eingetreten, ist bis dahin unerwiesen, wird sogar aus dem Grunde bestritten, daß er nirgend, wie Lorenzo di Credi, oder Lionardo, an die Manieren und Absichten des Verocchio erinnere. Doch eben, weil Vasari hier keinen Vermuthungen zu folgen scheint und etwas an sich selbst ganz Unwahrscheinliches behauptet, dürfte er hier irgend einer unbestimmten Künstlersage gefolgt sein. Überhaupt vermischt Vasari die Begriffe Geselle, Schüler, sich hingebender Freund eines älteren Künstlers; und vornehmlich in den letzten Beziehungen mochte Perugino, der sicher als fahrender Geselle früh nach Florenz gekommen war, dem Verocchio sich angenähert haben. Dieser forschende, tiefer als seine meisten Zeitgenossen in die wissenschaftlichen Grundlagen der Kunst eindringende, Meister eignete sich offenbar sowol zum Rathgeber, als zum Lehrer; er hatte das mäßige Talent des Lorenzo di Credi soweit als möglich ausgebildet, und den Genius des Lionardo da Vinci so glücklich geleitet, als wir wissen." In derselben Rücksicht ist auch eine andere Mittheilung desselben Kunstforschers wichtig. Sie heißt[10]): „Wäre es ausgemacht, daß Peter von Perugia, wie Vasari angibt, beim Andrea del Verocchio gelernt, oder doch, wie es wahrscheinlicher ist, unter dessen Leitung sich vervollkommnet habe: so dürfte es nahe liegen, jene zartere, innigere Auffassung modern christlicher Aufgaben, welche die Gemälde des Lionardo günstig von denen seiner florentinischen Zeitgenossen unterscheidet, aus Anregungen abzuleiten, welche Peter aus der umbrischen, in die Schule des Verocchio verpflanzt haben könnte. Gewiß verlebte Perugino einen Theil seiner frischesten Jahre zu Florenz; gewiß bemühte er sich eben damals die Objectivität der Florentiner mit den entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten der umbrischen Malerschulen zu verschmelzen. Diese letzten hatten seit der Mitte des 15. Jahrh., vielleicht schon ungleich früher, durch Tiefe und Zartheit des Gefühles, durch eine wunderbare Vereinigung halbdeutlicher Reminiscenzen aus den Kunstbestrebungen der ältesten Christen mit den milderen Vorstellungen der Neueren, über ihre toscanischen, lombardischen und venetianischen Zeitgenossen, ungeachtet vieler technischen Unvollkommenheiten, einen geheimen Reiz voraus, dem, wie ich wahrzunehmen glaube, jedes Herz sich öffnet, obwol ihre, an sich selbst schöne und lobens-

9) a. a. O. 2. Bd. S. 337 fg. 10) Ebend. S. 310.

werthe Stimmung auf die Länge durch Einförmigkeit zu ermüden pflegt."

Allgemein nur, ohne die nöthige Begründung, sogar schwebend scheinen die Ansichten des von Quandt, über die wichtigsten Umstände des Künstlerlebens Pietro's, aber sie bestätigen die Ungewißheit der gewöhnlichsten Annahmen, und verdienen Aufnahme. Er sagt [11]): „Aus einer unverkennbaren Geistesverwandtschaft zwischen den Werken Francia's und Perugino's und dieser Beiden wieder mit den Bildern des Niccolo Alunno, welcher Rühmliches zu Foligno leistete, haben andere Kunstgeschichtsforscher auf einen Zusammenhang dieser drei Künstler geschlossen und, da Niccolo unter diesen am alterthümlichsten scheint, ihn für den Ältern und den Meister von Francia und Perugino gehalten, was jedoch auch nicht bewiesen werden kann, so wenig, als daß wirklich Alunno älter sei, als Perugino, wenn übrigens auch obige Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit hat. Bologna erhielt drei der vorzüglichsten Altargemälde des P. Perugino; das Eine in S. Giovanni in Monte, eine Madonna mit Heiligen; das Zweite in S. Martino Maggiore, Maria in Wolken schwebend und von Engeln über ihr Grab hinangetragen, um welches die Apostel versammelt sind; das dritte, in S. Vitale, eine heil. Familie mit mehren Heiligen. Drei solche Werke reichen hin, einem Künstler eine bestimmte Richtung zu geben, zumal wenn sie das Vorzüglichste sind, was er kennen lernt, und so hoch über allen andern stehen, wie Perugino's Werke über denen des Marco Zoppo und den frühern Meistern aus der Romagna. Wenn auch Perugino nur etwa vier Jahre älter als Francia war, der um 1450 geboren wurde, und also nicht als Lehrer des ihm an Jahren fast gleichen Meisters betrachtet werden kann, so hindert dies doch den Einfluß nicht, den Perugino's Gemälde auf Francia's Bildung haben mußten."

v. Quandt bestreitet die Verwandtschaft Pietro's und Alunno's nicht; über das vermeintliche Verhältniß Pietro's zu Verocchio schweigt er ganz. Übrigens würde der von Quandt erwähnte Einfluß Pietro's auf Francia (wie er gewöhnlich genannt wird, obwol er eigentlich Francesco Raibolini heißt), sich, wenn es mit ihm seine Richtigkeit hätte, noch natürlicher daraus erklären lassen, daß derselbe eigentlich ein Goldschmied war, dessen Münzstempel denen des Mailänders Caradoso gleichgesetzt werden, und daß er erst spät als Maler sich zeigte. Unter diesen Umständen mochte es leicht geschehen, daß er sich nach den Bildern des ihm fast gleichalterigen Pietro von Perugia zum Maler bildete, und ihn um so eher als Vorbild wählen, als dieser schon durch seine eigenthümliche Meisterschaft in der Kunst Ansehen und Ruf erworben hatte. Vielleicht sogar waren es Pietro's Gemälde in Bologna, welche den in Francia schlummernden Funken entzündeten, worauf er dann wahrscheinlich in schneller Entwickelung seines Talents sich den vorzüglichen Werken des damals schon greisen Giovanni Bellini zuwendete, um an diesen das ihm Zusagende, was ihm Pietro's Werke nicht boten, zu lernen. Demgemäß wäre das Urtheil über Francia's Kunst, sie stehe in der Mitte zwischen Pietro und Bellini; wahr: von jenem habe er Wahl und Ton der Farben, von diesem die Fülle der Zeichnung, meisterlichen Faltenwurf und weite Gewänder; von beiden unterscheidet er sich indessen durch größere Figuren in den Altarbildern, wodurch er sich eine Eigenthümlichkeit gesichert hat, die seinen Werken einen ernsteren, dem hohen Zweck der Bilder entsprechenden, Charakter verlieh. Keineswegs ist jedoch das Verhältniß der Verwandtschaft Pietro's zu Francia und Alunno's historisch festzustellen, bis jetzt gelungen. v. Rumohr [12]) hat es absichtlich vermieden, darauf einzugehen, und er läßt es daher unentschieden, ob jene Verwandtschaft aus Mittheilung und gegenseitiger Anregung, oder vielmehr aus allgemeineren Ursachen zu erklären sei.

Bis zur genügenden Evidenz läßt sich das Einzelne in der ersten und weitern Bildung Pietro's, bei dem Mangel historischer Zeugnisse und bei den widersprechenden Ansichten der Kunstverständigen, nicht ermitteln, jedoch erkennt man in seinen Werken das Eine, daß Pietro mit dem florentinischen Styl vertraut war, und dies wahrscheinlich während seines längern Aufenthalts in Florenz wurde. In Rücksicht auf Pietro's ursprünglichen Styl und auf die kurze Zeit, in welcher er im florentinischen Styl arbeitete, sieht man sich gezwungen, diese letzteren Arbeiten eben nur als Studien anzuerkennen, durch welche er seine künstlerische Vervollkommnung bezweckte, keineswegs aber beabsichtigte, den heimischen Sinn aufzugeben und in einem ihm ursprünglich fremden zu arbeiten. Die wenigen Jahre dieses, für seine künstlerische Ausbildung bedeutsamen, Zeitraums, der ungefähr bis 1480 währte, bilden demnach den Übergang Pietro's von der niedern Stufe seiner Kunst auf deren Höhepunkt, wo er, gehoben durch seine florentinischen Naturstudien, mit entwickelter und geübter Freiheit waltete. Gab er sich gleich während der Studien im florentinischen Styl diesem ganz hin, wie dies natürlich nicht anders sein konnte, so würde man doch mit Unrecht behaupten, er habe sich dem Eigenen entfremdet, gänzlich von dem Fremden hinreißen lassen; er arbeitete darin vielmehr ohne Zweifel mit aller Besonnenheit, gekräftigt durch reine Liebe für die Kunst überhaupt, die ihm damals noch als das Höchste galt, keineswegs zufrieden mit einem handwerksmäßigen Pinsel, mit dem er sich in seinen spätern Jahren begnügte, als der Pesthauch des Eigennutzes und der Gewinnsucht die Begeisterung in ihm getödtet hatte. Nach der Meisterschaft ringend und in den Eigenthümlichkeiten des florentinischen Kunststyls das erkennend, wodurch der Charakter der heimathlichen Kunst vermöge geeigneter Übertragung veredelt werden konnte, arbeitete er nur mit scheinbarer Entsagung, um sich des Fremden ganz zu bemeistern und dann das daraus Gewonnene mit dem Eigenen zu verschmelzen. Nachdem er jene Studien vollendet, nahm er

11) Lanzi's Geschichte der Malerei, teutsch v. Quandt. 3. Bd. S. 18 fg.

12) a. a. O. 2. Bd. S. 351.

mit der Kraft entwickelterer Kunst sein ursprüngliches Streben in der heimischen Kunstweise wieder auf.

Das letzte Werk seiner florentinischen Studien ist sicher das vorher erwähnte Gemälde in der Sixtinischen Kapelle; denn das jetzt zu Rom im Palast Albani befindliche Bild zeigt schon den Übergang Pietro's von der florentinischen Kunst zu seiner heimischen. Dies Bild, aus dem J. 1481, zeigt das Christuskind auf dem Boden liegend, und vor ihm die Madonna mit einigen Engeln knieend, im Hintergrunde die Erzengel, Johannes der Täufer und der heil. Hieronymus. Oben befindet sich, in der Weise des Niccolo di Fuligno, ein Halbrund mit dem Kreuz, an dessen Fuß Maria Magdalena, daneben Maria und der Evangelist Johannes; auf die vier Pfeiler des Stücks vertheilt steht: PETRVS de PERVSIA || PINXIT || M°. CCCC°. VIII°. PRIMO°.

Unter diesen Umständen, und ganz besonders deshalb, weil Pietro seinen früheren Gemälden die Zeit beizuschreiben versäumt hat, muß man dieses Stück als eine schätzbare Urkunde seiner künstlerischen Entwickelung, und als ein chronologisches Document für die Bestimmung der Zeit anderer früherer oder späterer Bilder betrachten. Dasselbe zeichnet sich nach Rumohr[13]), obwol verwaschen, doch noch immer durch Anmuth der Stellungen, Feinheit der Gesichtsbildungen und Reinheit des Ausdrucks aus. Er sagt: „Erwägen wir, daß in diesem Werke keine einzige Bildnißfigur vorkommt, daß die Absicht, seine Aufgabe ihrer Idee und dem Herkommen gemäß, darzustellen, darin vorherrscht, so werden wir annehmen müssen, daß er schon um das Jahr 1481 zu der Richtung seiner Landesgenossen sich zurückgewendet und die Manier damaliger Florentiner aufgegeben habe. Hieraus würden wir weiter schließen müssen, daß seine a fresco Malereien in einem schon zu Vasari's Zeit abgetragenen Kloster vor dem Thore a Pinti zu Florenz, in denen ebenfalls viele Bildnisse vorgekommen, auch jene noch immer vorhandenen drei Altartafeln derselben Kirche, bereits beendigt waren, als Pietro nach Rom ging, um mit anderen Zeitgenossen die Sixtinische Kapelle auszuzieren. Eine der bezeichneten Altartafeln, das Kreuz von verschiedenen Heiligen umgeben, ist noch in gutem Stande in der Kirche s. Giovannino, detto la calza, am römischen Thore, vorhanden, dessen Gegenstand Vasari richtig angegeben, dessen kräftige und derbe Charakteristik an Luca Signorelli erinnert. Ein anderes, der Leichnam Christi, Maria, Johannes und Maria Magdalena, befindet sich seit einem Jahrhundert in der reichen Gemäldesammlung des Palastes Pitti zu Florenz, und hat, wenn ich nicht irre, die Reise nach Paris und zurück gemacht, ist jedoch in so schlechtem Stande, daß es nicht mehr in Betracht kommt. Das dritte besitzt gegenwärtig die florentinische Kunstschule. Das herrlichste Werk seiner Hand, ein Mauergemälde im Capitelsaale des Klosters sta Maria Maddalena de' Pazzi zu Florenz, welches, als Vasari schrieb, noch den Cisterciensern gehörte, dürfte demnach später als die Sixtinische Kapelle gemalt sein, und der Zeit angehören, da Pietro die Naturform, deren Studium ihn in einem früheren Abschnitte seines Lebens gänzlich hingerissen hatte, schon hinreichend bemeisterte, um sie mit Freiheit seinen Aufgaben anzupassen. Die nicht eben zahlreich vorhandenen Werke dieser Kunststufe des Meisters vereinigen strenges Studium mit einer eben damals ganz ungewöhnlichen Klarheit der Anschauung seines ideellen Gegenstandes. Wenn schon seine frühesten Arbeiten die vorherrschende Stimmung seines Gemüthes und Richtung seines Geistes darlegen, in den nachfolgenden das Studium vorzuwalten scheint, so wird derjenige Abschnitt seines Künstlerlebens, in welchem er zu seinen ursprünglichen Bestrebungen zurückkehrend, diese mit einer Kraft und Klarheit der Darstellung hindurchführte, welche er vorangehenden Studien verdankte, nothwendig die größte und schönste Epoche des Künstlers sein. Was in dieser bestrebt, vorbereitet und geleistet, mußte auf jeden, nicht gänzlich im Handwerksmäßigen versunkenen, Künstler einwirken, also auch den Lionardo anregen."

Dies letztere Frescogemälde beweist, daß Pietro Meister der Kunst war, d. h. mit Besonnenheit die ideellen Rücksichten ebenso sorgfältig erwog, wie die materiellen, und nirgend blindlings dem Zug dieser oder jener Schule folgte. In Florenz scheint es, liebte man die Menge der Figuren, gleichviel ob sie der Gegenstand erheischte und der Raum zuließ, wahrscheinlich nur, weil man sich gefiel, den Vorzug der plastischen Naturform durch möglichst viele Gegenstände geltend machen zu können. Das Unzweckmäßige einer solchen nutzlosen Überfüllung mußte Pietro fühlen, wie man aus der Anordnung dieses Bildes sieht, und legte die richtigeren Grundsätze seines künstlerischen Bewußtseins, die einen Künstler in dieser Rücksicht leiten müssen, in eben jenem Bilde thatsächlich dar. Den sehr weiten Raum belebte er mit nicht mehr Figuren, als grade die Aufgabe foderte, und vertheilte dieselben in zweckmäßiger Anordnung. Aus diesem Gegensatz zu dem Verfahren der florentinischen Künstler sieht man, mit wie reinem Kunstsinn die Natur unsern Pietro begabt, mit welcher Innigkeit Pietro die Aufgabe der Kunst erfaßt hatte und behandelte, wie er sich keineswegs damit begnügte, nur besondere Äußerlichkeiten kunstmäßig auszuführen, ohne daß sie, als Einzelnes betrachtet, der Idee des Ganzen in der Anordnung und Ausführung entsprachen. So errang er nicht das kleinste Verdienst in Vergleich mit den Zeitgenossen. Auch das übrige Äußere jenes Bildes zeigt Pietro's künstlerische Umsicht. In Übereinstimmung mit der Architektur des Saales bildete er auf demselben eine hübsche Bogenstellung, welche einen dreifachen Durchblick auf die schöne, einfach, aber mäßig gehaltene, wohl zusammenhängende Landschaft gestattet. Innerhalb des mittlern Bogens erblickt man den Gekreuzigten, zu seinen Füßen Maria Magdalena, zur Rechten die schmerzhafte Mutter, welche von Rumohr als die schönste erkennt, welche er gesehen; die übrigen Figuren sind Johannes, der heil. Benedict und Bernhard. In allen Stellungen, Gebärden, Mienen herrscht eine Ruhe, wie sie der Schmerz edler Seelen gebiert.

Als Seitenstück zu diesem vorzüglichen Werk bezeich-

13) a. a. O. 2. Bd. S. 342 fg.

net v. Rumohr [14]) das jenem verwandte Bild des todten Christus, ursprünglich in der Kirche S. Chiara, jetzt in der florentinischen Kunstschule Nr. 44. In diesem wollte Pietro offenbar zeigen, wie man viele Figuren in einem beschränkten Raum zweckmäßig einordnen müsse. Nach Vasari's Zeugniß wurde dieses Werk bald nach der Vollendung als eins der besten Pietro's bewundert. Die Zeit desselben ist darauf bezeichnet: PETRVS. PERVSINVS. ‖ PINXIT. A. D. M. CCCC. ‖ LXXXXV. Wie mehre besondere noch vorhandene Naturstudien beweisen, arbeitete er an diesem Stück, wie an dem vorigen, mit der innigsten Hingebung. Diese Blätter der Naturstudien zu dem letztern Bilde befinden sich in der Galleria degli Uffizj, disegni cartella di Pietro Perugino Nr. 1. 7. 8, und sind mit schwarzer und rother Kreide, etwas Tusche, Zinnober und Deckweiß höchst fleißig ausgeführt. Die Hand, welche das Leichentuch anzieht, ist in größerem Maßstabe mit vielem Gefühl nach dem Leben ausgeführt. Zu dem vorigen Wandbilde befindet sich ebendaselbst Nr. 5 die schmerzhafte Mutter, als Studium, und außerdem Nr. 4 das Bildniß eines zurückgeworfenen jugendlichen Kopfes, dessen Züge an die eigenen Pietro's erinnern.

In dieser Zeit liegt der Wendepunkt in Pietro's Kunstthätigkeit. Seine Fertigkeit in der Kunst, sowie der Reiz des Erwerbes und Gewinnes verführten ihn, wie es scheint, zu einer handwerksmäßigern Thätigkeit. Allerdings war davon auch die Wirkung jene Gleichförmigkeit in der Composition der Werke aus seiner besten Zeit, weshalb er schon bei Lebzeiten getadelt wurde. Gegen den ihm deshalb gemachten Vorwurf vertheidigte er sich damit, daß er Niemand bestehle, und man muß Lanzi beistimmen, wenn er zu Pietro's Schutz noch hinzufügt: „daß man wahrhaft Schönes gern an mehren Orten wiedersieht."

Gab gleich Pietro sein hohes Streben für den vollen Inbegriff der Kunst schon einige Jahre vor 1500 allmälig auf, so erkennt man doch in den Werken bis zu jenem Jahr immer noch eine edle Auffassung der Aufgaben, aber die Bilder von diesem Zeitpunkt an tragen den Charakter flüchtigerer Behandlung, ohne doch schlecht oder mittelmäßig zu sein. Freilich urtheilt v. Rumohr sehr ungünstig darüber so: [15]) „Etwa um das Jahr 1500 ergab er sich der Fertigkeit und einem zu weit getriebenen Erwerbsgeist. Die Bilder, welche er von dieser Zeit an vollbracht hat, sind, obwol von größter Einförmigkeit des Entwurfes, doch in der Ausführung ungleich, weil sie zwar nach seinen Erfindungen, doch von verschiedenen Gefühlen gemalt worden; die spätesten wiederum von ihm selbst ausgeführten von einer betrübenden Schwäche," und darauf: „indessen dürfte bei diesen spätern Leistungen das Gute, was sie enthalten, häufiger seinen bessern Schülern, dem Rafael, Spagna und Andern, angehören, als dem Meister selbst, dessen frische und belebte Hervorbringungen sicher nicht über das Jahr 1500 hinausgehen." Günstiger ist Kugler's Urtheil: „Pietro kehrte wiederum zu seiner heimathlichen Sinnesweise zurück und schuf nunmehr, auf dem Grunde einer freier entwickelten Meisterschaft, eine große Reihe von Werken, die eben so anmuthvoll und zart in der Form und in einer eigenthümlich blühenden Färbung sind, wie sie das Gepräge eines ungemein liebenswürdigen, innigen und schwärmerisch angeregten Gefühles tragen. Dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts gehören die schönsten Werke dieser Art an." Kugler sucht sein Urtheil durch eine chronologische Übersicht der Gemälde zu bestätigen; denn viele derselben sind mit der Jahreszahl bezeichnet. Ich gebe diese Übersicht mit Kugler's Worten; sie ist fast das Beste aus dem Abschnitt über Pietro, obschon keineswegs so vollständig, als sie sein könnte. Er sagt [16]): „Zunächst eine Reihe von Altarbildern: Eine Verehrung des Christuskindes im Palast Albani zu Rom (1491); ungefähr gleichzeitig eine Madonna mit Engeln und Heiligen in der Sammlung des Königs der Niederlande (jetzt wol im Haag); eine thronende Madonna mit Heiligen im florentiner Museum (1493); gleichzeitig ein ähnliches Bild in der k. k. Galerie zu Wien; ein ähnliches Bild in S. Agostino zu Crema (1494); eine Kreuzabnahme in der Galerie Pitti zu Florenz (1495); gleichzeitig eine Madonna mit Heiligen in der Galerie des Vaticans zu Rom; ein großes Altarwerk aus S. Pietro maggiore in Perugia (1495 und 1496, gegenwärtig zerstreut: fünf Halbfiguren von Heiligen in der Sakristei derselben Kirche, drei andere in der Galerie des Vaticans, das Hauptbild mit der Himmelfahrt Christi im Museum zu Lyon, die Bilder der Predella in der Gemäldegalerie zu Rouen); eine Madonna mit Heiligen in S. Maria nuova zu Fano (1497); eine Madonna in S. Pietro Martire bei S. Domenico zu Perugia (1498). Diesen Bildern schließt sich noch ein ähnlich werthvolles, die Erscheinung der Madonna bei dem heil. Bernhard, in der Pinakothek von München, an. Dann folgt (1500) ein Cyklus von Frescobildern im Collegio del Cambio zu Perugia, einige biblische Scenen, Propheten, Sibyllen, Helden der Vorzeit, allegorische Figuren &c. vorstellend [17]); und neben diesen ein schönes Frescobild der Geburt Christi in S. Francesco del Monte bei Pe-

14) a. a. O. 2. Bd. S. 344. 15) Ebendas. S. 345. 347 fg.

16) a. a. O. S. 682 fg. 17) v. Rumohr (a. a. O. 2. Bd. S. 347) urtheilt über diese Mauergemälde Pietro's im Wechselgericht, deren Zeit 1500 in der Schrift am Pfeiler verzeichnet ist, daß sie schon in die Epoche der Abnahme seines Strebens, des Übergangs zu seiner späteren, ganz handwerksmäßigen Richtung fallen, und bemerkt dazu: „Mariotti (lettere pittoriche Perugine [Perugia 1788]. lett. VI. p. 258. Anm. 1) erwähnt eine Empfangsbescheinigung der Bezahlung dieser Gemälde vom J. 1507. Doch müßte man solche selbst sehen, um ihren Sinn ermitteln zu können, und den Widerspruch auszugleichen, in welchem sie mit der Aufschrift jener Malereien zu stehen scheint." Die späte Zeit des Empfangscheins, an der von Rumohr anstößt, in Rücksicht auf jene Zeit 1500, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit daraus erklären, daß die Zahlung des Honorars sehr spät erfolgte. Vergl. übrigens das Kunstblatt 1821. Nr. 33, und L. Lanzi's Geschichte der Malerei in Italien, teutsch, 1. Bd. S. 341, 38. Dagegen die treffliche Widerlegung und Untersuchung v. Rumohr's, in dessen Italienischen Forschungen 2. Th. S. 325 fg. Die Gemälde der Wechselhalle sind vortrefflich gestochen und erschienen unter dem Titel: „Pitture a fresco del celebre Pietro Perugino nelle parti del nobile collegio del cambio di Perugia, incise *Francesco Cecchini* Romano (5 Bll. 4.).

rugia. Vom Jahr 1500 ab zeigt sich jedoch in Perugino's Bildern der Beginn einer flüchtigern Behandlung, obgleich die Werke der nächsten Jahre noch immer große Bedeutung haben. Zu diesen gehören: eine Madonna mit Heiligen in der Akademie von Florenz (1500); die Heiligen am Hauptaltare von Francesco del Monte bei Perugia (1502); der Hauptaltar in S. Agostino zu Perugia (1502), und eine Anbetung der Könige, Wandbild zu Castello della Pieve, Kapelle der Brüderschaft S. Maria de' Bianchi. Später geht diese flüchtigere Behandlung in ein völlig handwerksmäßiges Wesen über; Perugino bildet die Typen eines innerlich bewegten Gefühles äußerlich conventionell nach, und bringt somit in den hierher gehörigen Werken eine sehr unerfreuliche Wirkung hervor."

Überschauen wir Pietro's Leben in der Kunst und für dieselbe, so sehen wir, daß ihn Liebe zu derselben beseelte, und daß er mit Urtheil und Gefühl arbeitete, aber es mangelte ihm der ideale, gänzlich sich hingebende Schwung, die Gabe mannichfaltiger und reicher Erfindung. Daraus erklärt sich die Einförmigkeit der Erfindung in seinen besten Werken; so zahlreich z. B. seine Kreuzigungen wie seine Grablegungen auch sind, so sind sie doch einander ähnlich. Wollte man indessen diese Einförmigkeit der bildlichen Darstellungen damit entschuldigen, daß er grade dadurch jenen Ereignissen den Charakter historischer Wahrheit geben wollte, so entschuldigt dies doch keineswegs die Schwäche der Auffassung und die matte Verblasenheit in späteren Werken, namentlich in dem Altargemälde in der Servitenkirche zu Florenz, das auch nach Vasari's Zeugniß schon von den Zeitgenossen mit Hohn aufgenommen wurde.

Übrigens mag zu der Entartung Pietro's, wenn man sie so nennen darf, das nicht wenig beigetragen haben, daß er, nachdem er sich gegen das Jahr 1500 in Perugia niedergelassen hatte, eine förmliche Kunstschule eröffnete, worin er Schüler bildete und auch Gehilfen oder sogenannte Gesellen zu ihrer weitern Ausbildung beschäftigte. Liegt schon an sich in dieser Einrichtung etwas Handwerksmäßiges, so war Pietro auch dadurch gezwungen, Schüler und Gesellen so zu beschäftigen, daß sie ihrer Bestimmung entgegengeführt wurden. Deshalb muß man im Urtheil über die Werke aus diesem Zeitraum aber auch behutsam sein; denn bei diesen drängt sich stets die kaum genügend zu erledigende Frage auf, wie viel von dem Meister oder von dessen Angehörigen gearbeitet ist. Pietro's Absicht bei diesem Werke war offenbar nicht, sich damit als arbeitender, sondern nur als mitarbeitender und unterrichtender Meister zu zeigen. Als ein gültiges Zeugniß für diese Art Thätigkeit Pietro's kann man das große Altarblatt, jetzt in der Galerie der Akademie der Künste zu Florenz, Nr. 42 befindlich, betrachten[18]). Dasselbe ist nach von Rumohr's Urtheil[19]) im Geschmack der Malerei im Wechselgericht, mit der Aufschrift: PETRVS PERVSINVS PINXIT. A. D. MCCCCC. Er urtheilt darüber: „Dieses Gemälde, in welchem allerdings die Nachwirkung vorangegangener ernstlicher Bestrebungen noch nicht so ganz sich verleugnen konnte, dürfte schon größtentheils von Gehilfen ausgeführt sein, welche wol in die Manier, doch nicht so ganz in den Sinn des Meisters eingegangen sind. Es erträgt daher, obwol der Zeit nach selbst ein Rafael darin die Hand angelegt haben könnte, doch nur mühsam die Nähe jener anderen Gemälde, zu denen noch das Gebet am Ölberge aus der Kirche la Calza kommt." Nach und nach, scheint es, stimmte sich der Meister zu den Schülern herab. Daher finden sich aus dieser Zeit unzählige Tafeln und Wandgemälde in den Kirchen zu Perugia und in andern Orten dieses Bezirks, die er mit Schülern und Gehilfen ausführte.

Dieses letztere Verhältniß ist in Pietro's Leben von Bedeutung; denn wie er in der Zeit seiner Blüthe in der Kunst unmittelbar schaffend wirkte, so nützte er im Herbst seiner Kunstthätigkeit durch Lehre, und ist auch als Lehrer eines Spagna, und namentlich Rafael's, von großer Bedeutung. Die fähigeren seiner Schüler erriethen entweder aus den Studienbüchern oder aus seinen hingeworfenen Äußerungen, wie von Rumohr bemerkt[20]), „daß eben seine gelungensten Leistungen aus einer zwiefachen Begeisterung hervorgegangen waren: jener, welche vom Begriffe ausgeht, und jener andern, unabhängigen, welche die Anschauung der Natur in ihren mannichfaltig schönen und vielbedeutenden Formen, doch nur den empfänglichen, wahrhaft künstlerischen, Seelen gewährt," und auch auf minder Begabte wirkte er als Vorbild mächtig ein. Ist es gleich nur die Natur, welche einen Künstler, wie Rafael schuf, so hat doch Pietro das Verdienst, ihn mit der Aufgabe der Kunst bekannt gemacht und in die Kunst eingeweiht zu haben. So bildet Pietro gleichsam die Übergangsstufe, über die ein Rafael nur zu seiner Höhe gelangen konnte. Pietro's Einfluß auf die Schüler war sehr bedeutend; selbst dem fähigsten unter ihnen, Rafael, kostete es einige Zeit, sich aus dem Bann der Schule zu befreien, während fast alle andern an der Manier des Meisters festhängen blieben, wie dies namentlich Taja und Mariotti bemerken.

Wie ungleich und sehr häufig unbegründet die Urtheile der Älteren über Pietro sind, sieht man schon aus den oben angeführten von Taja und Mariotti, sowie aus den Behauptungen des Vasari und della Valle. Vasari sagt am Ende der Lebensbeschreibung Pietro's: „Keiner seiner Schüler kam ihm an Fleiß und Anmuth des Colorits gleich." Della Valle dagegen urtheilt, daß er einen guten Theil seines Ruhmes der Geschicklichkeit seiner Schüler verdanke, und will namentlich Rafael als den Urheber dieses vermeintlich unverdienten Ruhms betrachten. Nach L. Lanzi's Urtheil, gegen das man jedoch sehr mistrauisch sein muß, lebten im Kirchenstaat ebenfalls viele Schüler von Pietro, und dazu die berühmteren, die auch nicht so fest

18) Diese Galerie vereinigt hier eine Gruppe peruginischer Gemälde, die Altarbilder sind; unter anderen Nr. 39, ein Kreuz, an dessen Fuß die Madonna und der heil. Hieronymus sich befinden. v. Rumohr hält dieses Bild für älter als das erwähnte Christusbild von dem J. 1495, weil es demselben in der Ausführung der Hände nachsteht. 19) a. a. O. 2. Bd. S. 346.

20) a. a. O. 2. Bd. S. 349.

an seinem Styl hängen blieben, als die übrigen. Zu diesen bessern gehören nach Vasari's Annahme, welche v. Rumohr bestreitet[21]), Bernardino Pinturicchio, der in Perugia und Rom Pietro's Gehilfe war, und mit Rafael, mit ihm vertraut, in Siena malte; Gierolamo Genga ging aus Signorelli's Schule in Pietro's Lehre über. Einer der vorzüglichsten und Rafael's glücklicher Nebenbuhler ist Andrea Luigi von Assisi, genannt l'Ingegno. v. Rumohr betrachtet Andrea Luigi, sowie Bernardino Pinturicchio als Schüler des Niccolo Alunno, nicht, wie es seit Vasari gewöhnlich geschieht, des Pietro. Namhaft ist ferner Domenico di Paris Alfani, der großartig im Styl des Meisters arbeitete, jedoch mehr noch sein Sohn Orazio, der sich als einen glücklichen Nebenbuhler Rafael's zeigte. Beiweitem schwächer erscheinen Eusebio da S. Giorgio, der sich nach Paris weiter bildete. Giannicola da Perugia wurde als guter Colorist von Pietro gern zu seinen Arbeiten gezogen, und half ihm namentlich in der Wechselkapelle. Tiberio d'Assisi, der sich selbst Tiberio Diatelevi unterzeichnete, gehört zu den am wenigsten begabten Schülern Pietro's; ihm mangelte sogar das Talent, den Meister nachzuahmen, geschweige denn sich höher zu erheben. Andere Schüler, deren Zahl hier sehr bedeutend ist, übergehe ich, und verweise auf Vasari's Leben Pietro's, auf Mariotti's schon erwähnte Lettere pitt. Perug., sowie auf L. Lanzi's Geschichte der Malerei in Italien.

Pietro bildete auch während seines langen Aufenthalts in Toscana viele Schüler. Zu denen, welche in seinem Styl fortarbeiteten, gehören Rocco Zoppo, der gute Colorist Baccio Ubertini, den deshalb der Meister wie Giannicola als Gehilfe brauchte. Baccio's Bruder Francesco, genannt il Bacchiacca, zeichnete sich durch seine kleinen Figuren und Grotesken aus. Niccolo Soggio, zwar auch ein Florentiner, lebte meistens in Arezzo; Gerino da Pistoja leisteten beide nur Mühseliges.

Pietro's Ruf zog auch viele Schüler aus den fernsten Gegenden, Spanien, an sich. So Giovanni, genannt lo Spagno, der sich aber in Spoleto niederließ und dort wie in Assisi arbeitete. Er gehörte zu den besten der Schüler Pietro's. In seinen Werken findet man des Meisters Colorit trefflicher als in denen anderer Meister wieder.

Ein eigenthümliches Werk Pietro's ist ein Altargemälde mit seinem Namen und dem J. 1518, welches sich jetzt in der Galerie Rinuccini zu Florenz befindet. Die mit dem Pinsel gemachte Aufschrift hält man für echt und offenbar für so alt, als das Bild selbst ist, und dennoch entspricht der Charakter dieses Bildes nicht im mindesten der Manier Pietro's, sondern ist altlombardisch; daraus schließt v. Rumohr[22]), daß Pietro eben damals einen Norditaliener als Gesellen beschäftigt habe, der aber bei seiner angelernten Manier stehen blieb. Ob diese Vermuthung gegründet ist, überlasse ich der Entscheidung derer, die aus eigener Ansicht darüber urtheilen können. Allerdings sind die Verschiedenheiten Pietro's und seiner Schüler oft eigenthümlich auffallend. So ist z. B. Tiberio d'Assisi daran kenntlich, daß er in seinen Köpfen das Ovale des Pietro noch ungleich mehr beschnitten und eckiger gehalten, als dieser sie in seinen bessern Tagen zu machen sich angewöhnt hatte.

Auch Lanzi's Urtheil über Pietro's Kunst wollen wir nicht übergehen. Es lautet[23]): „Pietro's Styl ist etwas roh und trocken, wie der damalige überhaupt; zuweilen scheint er in der Bekleidung der Figuren etwas armselig; so eng und kurz zugeschnitten sind seine Oberkleider und Mäntel! Diese Mängel aber vergütet er durch anmuthige Jünglings- und Mädchenköpfe vorzüglich, worin er alle Zeitgenossen übertraf, durch artige Bewegungen und liebliche Farbe. Die blauen Felder, aus welchen die Figuren so scharf sich hervorheben, dies Grünliche, Röthliche, Veilchenblaue, das er so schön zusammen verschmelzt, diese wohl abgestuften Landschaften, wie man sie in Florenz noch nicht dargestellt gesehen, sagt Vasari, diese kunstreichen und gut angebrachten Gebäude sieht man immer mit Vergnügen auf seinen Bildern und den Wandgemälden in Perugia und Rom. In seinen Altarbildern ist er nicht so mannichfaltig. Vorzüglich ist in Perugia das Bild der heiligen Blutsfreunde Christi von S. Simone, und es kann für eins der ersten wohl angeordneten Altarbilder gelten. Übrigens kümmerte sich Pietro nicht sehr um Neuheit in der Erfindung; seine Kreuzigungen und Grablegungen sind zahlreich, aber einander ähnlich. So hat er mit wenig Abwechselung eine und dieselbe Composition immer in der Himmelfahrt Christi und Marien's wiederholt, die in Bologna, Florenz, Perugia und Citta di S. Sepolcro sich befinden. Bekanntlich ward er deshalb schon bei Lebzeiten getadelt und vertheidigte sich damit, daß er Niemanden bestehle. Man kann auch noch etwas zu seinem Schutze sagen, nämlich daß man wahrhaft Schönes gern an mehren Orten wiedersieht, und wer in der Sistina seinen Petrus gesehen, dem die Gewalt der Schlüssel übertragen wird, wird in Perugia ebenso gern die Verlobung Marien's mit ähnlichem Prospecte sehen; ja es ist dies Stück das Angenehmste, was in dieser edlen Stadt zu sehen ist, gleichsam ein Inbegriff der hier und da zerstreuten Compositionen Pietro's. Gedankenreicher und, wie manche meinen, weicher, harmonischer ist er in seinen Wandbildern, unter welchen das Hauptwerk in seiner Vaterstadt in der Börsenhalle oder Wechslerkapelle ist, wo er evangelische Geschichten, Heilige des A. B. dargestellt und sein Bildniß beigefügt hat, unter welches die dankbaren Mitbürger ein schönes Lob schrieben. Ausgezeichnet, gewissermaßen Rafaelisch, ist er in einigen Bildern aus seinen letzten Jahren, wie ich glaube; wie ich denn eins dieser Art, eine heilige Familie, in der Karmeliterkirche zu Perugia gesehen habe. Dasselbe kann man auch von manchen seiner kleinen fast Miniaturbilder sagen, wie dem am Sockel des heil. Petrus zu Perugia, vielleicht seinem reizendsten und gefeiltesten, und so von einigen andern höchst fleißig ausgeführten Bilderchen, de-

21) a. a. O. 2. Bd. S. 324 fg. 22) a. a. O. 2. Bd. S. 342.

23) a. a. O. 1. Bd. S. 337 fg.

ren nicht so gar viel sind, im Vergleich mit denen aus seiner Schule, die ihm beigelegt werden."

Zu den Eigenthümlichkeiten Pietro's gehörte außer der schon erwähnten Erwerbsucht ein unbezwingliches Mistrauen gegen jeden, der sich ihm näherte. Eine Sonderbarkeit von ihm war, daß er alles baare Geld, welches er besaß, immer bei sich trug, und dies auch bei seinen häufigen Reisen von Perugia nach Castello della Pieve that. Da diese sonderbare Gewohnheit allgemein bekannt war, so lauerten ihm einst Räuber am Wege auf, und nahmen ihm alles ab. Obgleich ihm seine vermögenden Freunde diesen Verlust reichlich ersetzten, so blieb er dennoch darüber so empfindlich, daß er aus Verdruß zu sterben glaubte. Höchst auffallend in jener Zeit, und ganz besonders in Rücksicht auf die Gegenstände seiner Kunstthätigkeit erscheint es, daß er die Unsterblichkeit der Seele leugnete, und ihm überhaupt, nach Vasari's Zeugniß, Religion mangelte. Man kann es nicht bezweifeln, daß seine Freunde viele Versuche machten, ihn zu andern und bessern Ansichten umzustimmen; indessen sie scheiterten alle an seinem porphyrharten Kopf, wie man sprüchwörtlich von ihm sagte. Er wies jeden derartigen Versuch mit harten Worten zurück, und blieb unerschüttert an seiner Überzeugung fest, daß die Glücksgüter das höchste Lebensglück seien. Bei seinen bedeutenden Arbeiten vermochte er es auch, diesen Sinn zu befriedigen, indem sie ihm gut bezahlt wurden. Sehr vermögend hatte er sich in Florenz mehre Häuser erbauen lassen, und um Perugia und Castello della Pieve viele Grundstücke angekauft. Vermählt mit einer jungen und schönen Frau zeugte er mehre Kinder. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich als hochbetagter Greis nach Castello della Pieve zurück, und starb hier im J. 1524. Er scheint jedoch stets der Kunst Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; denn im J. 1521 ergänzte er noch das Wandgemälde in einer Kapelle des Klosters S. Severo zu Perugia, welches Rafael unvollendet hinterlassen hatte. Pietro bezeichnete selbst seine Ergänzungen durch: PETRVS DE CASTRO PLEBIS PERVSINVS || SANCTOS SANCTASQVE PINXIT. A. D. M. D. XXI [24]).

Wenn man einigen Angaben trauen darf, so lebte ein anderer **Pietro da Perugia** vor unserm Pietro Vanucci Perugino, der zu Verona und Mantua die in den ersten Jahrzehnten von 1400 so berühmten Wandbilder des Stefano da Zevio aus Verona abzeichnete, wie Vasari in dem Leben des Agnol Gaddi berichtet, und dieselben im Dom zu Siena in den in Papst Pius' Büchersammlung befindlichen Büchern als kleine anmuthige Miniaturen wiedergab. Diese Kunst blühte damals zu Verona und vielleicht hatte sie Pietro dort erlernt und in weitern Kreisen bekannt gemacht. Vasari bezeichnet ihn auch als einen kunstfertigen Frescomaler. Dieser Pietro ist zwar in Perugia nicht bekannt, und wird auch nach della Valle's Angabe in den Bemerkungen zu Vasari's Werk nicht unter den in Siena vom Dom Besoldeten erwähnt, aber Lanzi in seiner Geschichte der Malerei in Italien (1. Bd. S. 425 und 2. Bd. S. 21) erkennt diesen zweiten Pietro Perugino an. Lello Perugino, der älteste mit dem Namen Perugino, malte um 1321 mit Ugolino Orvietano, Gio. Bonnini von Assisi, F. Giacomo da Camerino im Dom zu Orvieto. — Domenico Perugino malte in Rom gewöhnlich kleine Figuren auf Kupfer und starb 1590, 70 Jahre alt. Er wird mit Giandomenico Cerrini, der sich Giandom. Perugino oder Cavaliere Perugino nannte, häufig verwechselt. Antiveduto Grammatica war sein Schüler. — Cesare Sermei, zu Orvieto geboren, lebte zu Assisi, wo er sich bis gegen 1600 aufhielt und 84 Jahre alt starb. Er malte dort und in Perugia. Seine Werke sind Ölgemälde, wie Frescomalereien. Er unterzeichnete sich bald Perinus Perusinus, bald Perinus Cesareus Perusinus.

(*W. Hoffmann.*)

Pietro Perugino gehört unter diejenigen Meister, welche kurz vor der eigentlichen Blüthezeit der Kunst lebten und ihren nachfolgenden großen Schülern ein Vermächtniß der Kunstlehre zurückließen, das, wenn es auch von ihnen mit eigenen Gaben des Geistes bereichert wurde, doch trefflich auf sie einwirkte und ihnen den Weg zum Bessern zeigte. Die Verdienste dieses Meisters wurden in früherer Zeit weniger hoch angeschlagen. Seit der neuen Epoche des Kunstlebens hat man Perugino auch darum eine höhere Bedeutung eingeräumt, weil er der Lehrer eines großen Meisters war. Kunstbiographen hatten es lange unterlassen, die Werke des Perugino gehörig zu beachten, nur die spätere Zeit hat eine gerechtere Würdigung jenes großen Meisters herbeigeführt. Schon Rafael's Vater würdigte ihn in seiner Reimchronik auf folgende Art:

> Due giovin per d'etate e per d'amori e l'Perusino Pier dell' Pieve, che son divin pittori.
>
> Passavant's Rafael. 1. Th. S. 53.

Perugino's Lebensgeschichte ist in allen Kunstbiographien etwas karg behandelt, daher über seine frühern Verhältnisse wenig bekannt ist und selbst das Wenige unterliegt noch mancher Unsicherheit. Perugino, der Vorgänger und Lehrer Rafael's, fühlte schon die durch Rafael aufsteigende Periode der veredelten Kunst; er begann schon in seinen Werken das Zartgefühl und die reine Hingebung des Gemüths durch etwas nicht Gewöhnliches darzustellen. Es entwickelte sich in ihm neben seinem früher gewohnten strengern, oft in Härte übergehenden, Charakter der erste Anklang der Lieblichkeit, die sich fortpflanzend mit Rafael's Zartheit verwebte. Auch beurkundete sich dabei ein tiefes, auf Wissenschaft gegründetes Forschen; wenn auch Perugino's Geist nicht geeignet war, große und reiche, mit freier Bewegung geschaffene Compositionen darzustellen,

---

24) Außer dem Hauptwerk Vasari's über Pietro Vite de' piu eccellenti pittori etc. T. I. P. II., vergleiche man: *L. Pascoli*, Vite de' pittori etc. (Roma 1730 sq.) 2 Bde. 4. *Giov. Bottari*, Note alle vite del Vasari (Firenze 1767 sq.) *Aug. Taja*, Descrizione del palazzo vaticano (Roma 1750). *Mariotti*, Lettere pittoriche Perugine (Perugia 1788). *Giov. Fr. Morelli*, Brevi notizie delle pitture e sculture che adornano l'angusta città di Perugia. (1683. 16.) Vita, elogio e memorie dell' egregio pittore Pietro Perugino. (Perugia 1804.) Über ein Autographum Pietro's vergl. Vermiglioli's Nachricht in dem Giornale di Arcadio 1819. fasc. 12. 13. 14.

so keimte in jeder der einfachen Schöpfungen jene heilige Ruhe und Einfachheit des zartesten Gemüths, die seine Werke so sehr erhebt. Wol kann nicht geleugnet werden, daß ebendieses den größten Einfluß auf Rafael's kirchliche Malereien in seiner frühern Epoche hatte. Einige Kunstautoren des vorigen Jahrhunderts, wie Watelet u. A., nennen Perugino's Styl der Zeichnung trocken, seinen Faltenwurf dürftig, aber „er ersetzte diese Mängel durch Grazie in den Köpfen, besonders in den jugendlichen und weiblichen, worin er unter seinen Zeitgenossen der erste war." Ebenso wird sein lebendiges Colorit, seine schöne Anwendung der Perspective gerühmt, sowie er es auch wohl verstand, seine Werke mit schöner Architektur zu verzieren. Den einen Tadel hat sich der große Meister allerdings zugezogen, daß er, was jedoch durch die religiösen Foderungen jener Zeit entschuldigt wird, die Menge der ihm aufgetragenen Werke und besonders die kleinen Gemälde etwas einförmig und in ihrer innern Behandlung etwas handwerksmäßig vollendet habe; das letztere leitet man davon her, daß an diesen Werken viele seiner Gehilfen von verschiedenen Orten mitarbeiteten. Dieser handwerksmäßige Charakter zeigt sich jedoch mehr in Perugino's spätern Arbeiten; es ist daher merkwürdig, daß Rafael, obgleich er erst in dieser spätern Periode Perugino's Schüler war, doch durch höhere Begeisterung geleitet, nur nach des Meisters bessern und frühern Werken studirte und sich daneben die Natur und das Ideal zum Vorbild genommen hat. — Perugino's Fleiß und seine bis ins höhere Alter gesteigerte Thätigkeit ließ ihn in Gemeinschaft mit seinen vielen Gehilfen eine große Zahl Werke vollenden, die in verschiedener Art, in Fresco, Tempera oder auch in Öl, in größerm oder kleinerm Maßstab ausgeführt sind. Viele seiner kleinern Andachtsgemälde, in Tempera vollendet, beschreibt oder nennt von Rumohr, der sie zu Florenz bei den Nonnen zu S. Jacopo di Ripoli gesehen hat. Von den Frescogemälden gehören die im Cambio oder Wechselhaus zu Perugia, die Scenen des alten und neuen Testaments, welche, wie z. B. die Anbetung und einige der einzelnen Helden und Engelsgestalten, den ältern Typus in sich tragen, zu seinen ältern Werken. Manches hiervon weist man den Gehilfen Perugino's, z. B. dem Spagno u. A., zu [1]). Ein vorzüglicheres und unbedingt seiner guten Periode angehöriges Wandgemälde ist das im Capitelsaal zu Sta. Maria Magdalena dei Pazzi zu Florenz. In diesem Werke, welches auf einer mit schöner Architektur und mit drei Bogen verzierten Wand gemalt ist, ist Composition, Anordnung und Wirkung gleich herrlich übereinstimmend. Innerhalb des Mittelbogens ist Christus am Kreuz, an dessen Füßen stehen Marie Magdalene, rechts die Schmerzensmutter, die übrige Umgebung bilden S. Johann, S. Benedict und S. Bernhard. Einen herrlichen Durchblick gewährt die im Hintergrund schöne, einfach gewählte Landschaft. Man erklärt dieses Werk für später gearbeitet als die in der Sixtinischen Kapelle vollendeten und gut erhaltenen Wandmalereien des Perugino [2]). — Diesem, dem Charakter nach, verwandt ist der todte Christus, sonst in der Kirche Sta. Chiara, jetzt in der florentiner Akademie, welches Bild 1495 gemalt wurde, ein Werk, welches schon in früher Zeit als eins der fleißigsten und besten Werke des Meisters gepriesen wurde; die herrlichen Naturstudien dazu in schwarzer, rother und weißer Kreide ausgeführt, werden in der großherzoglichen Sammlung degli Uffizi in Florenz aufbewahrt. — Ein vorzügliches und großes Bild, ein von der Madonna und von Engeln angebetetes Christkind, im Hintergrund Erzengel und der heil. Johannes und Hieronymus ist im Palast Albani zu Rom. Dieses Gemälde mit Petrus da Perusia pinxit. MCCCC. VIII. primo [3]) bezeichnet, vereiniget innere hohe Anmuth in den Stellungen, feine Gesichtszüge und einen schönen Ausdruck. Oben in einem Halbrund über dem Bild (nach Art des Niccolo da Fuligno) ein Kreuz mit Christus, zu dessen Füßen Maria Magdalena, Maria und St. Johannes, der Evangelist, knieen. Ein anderes gut erhaltenes Bild ist in der Kirche S. Giovanni detto la calza am römischen Thor in Florenz, in einer sehr kräftigen Manier und an Luca Signorelli erinnernd. Perugino hatte im höhern Alter das traurige Geschick, seinen Schüler, den göttlichen Rafael Sanzio, der Kunst und der Welt entrissen zu sehen. Dieser hatte noch in einer Kapelle des Klosters S. Severo zu Perugia ein Wandgemälde begonnen, jedoch unvollendet gelassen; der Meister und Lehrer übernahm es kurz vor seinem Tode das begonnene Werk zu vollenden; die Inschrift sagt: PETRUS DE CASTRO PLEBIS PERUSINUS — SANCTOS SANCTASQUE PINXIT. A. D. M. DXXI.

Über diese und andere seiner Werke handeln Vasari, Lanzi, Fiorillo, am kritischesten v. Rumohr (in s. italien. Forschungen. 2. Bd. S. 336) u. a., am schwächsten Füßli in seinem Kunstlexikon. Hier werden mehre seiner Werke, meist Ölgemälde, genannt, die in verschiedenen Galerien zerstreut sind, wie z. B. in Wien in der k. k. Galerie: Madonna von zwei heil. Frauen umgeben, halbe Figuren [4]); ebendas. die Taufe Christi, kleines Bild. In der Galerie Lichtenstein: Madonna mit dem Kinde. — In der münchener Galerie: Madonna mit dem Kinde; heilige Familie, wo das Kind gewaschen wird. — In der dresdener Galerie: Anbetung der Weisen, kleines Gemälde, 5 Fuß 1 Zoll breit. Ebendas. Madonna mit dem Kinde, welches einen Vogel hält, und der kleine Johannes. — In Paris war sonst unter vier Gemälden eine Kreuzabnahme als eins der vorzüglichsten Werke von schöner, einfacher Composition des ältern Styls; einzelne Figuren, z. B. die heil. Magdalena von höchstem Ausdruck; ebend.

---

1) Perugino erhielt für diese Arbeiten 300 Dukaten. 2) Drei Bilder dieses Cyklus, Geburt und Verklärung Christi, sowie die Himmelfahrt der Madonna, sind nicht mehr vorhanden, da sie wegen des Raums des von Michel Angelo gemalten jüngsten Gerichts unter Paul III. abgeworfen worden sind. Von den andern, wo die Geschichte der Kindheit des Moses, die Taufe Christi, das Amt der Schlüssel u. a. in reicher Composition dargestellt sind, zeigen diese Werke natürliche Bildung und zugleich strenge Auffassung der Ideen seiner eigenen Kunstaufgaben.

3) Zu lesen octogesimo primo, folglich 1481. 4) Dieses Bild ist von Paul Gleditsch gestochen.

auch ein Begräbniß Christi, die Figuren in etwas harten Umrissen[5]). — Das berliner Museum bewahrt ebenfalls eins der ältern Werke Perugino's in einem Rundgemälde auf, ein Bild, was früher der Sammlung des Engländers Solly angehörte.

Nach Perugino wurde nicht viel, aber doch manches gestochen und lithographirt, als: 1) die heil. Jungfrau auf dem Thron, von Johannes und St. Sebastian umgeben, nach einem Bild der florentiner Galerie 1493 gemalt, von Colombini gestochen zu Lastri Pittrice. gr. 4. 2) Maria mit dem Kinde auf dem Schoos, welches einen Rosenkranz hält, aus der münchener Galerie, lithographirt von Strixner 1813. gr. Fol. 3) Maria mit dem Sternenschleier; sie hält das Kind; schön in Schabkunst von Pichler, s. gr. r. Fol. Capitalblatt. 4) Derselbe Gegenstand, von Bettelini schön gestochen. Oval Fol. 5) Die heil. Jungfrau, das Kind Jesu auf einem Kissen sitzend (aus der Lichtenstein'schen Galerie), C. Rahl sc. 1825, rund in gr. Fol. 6) Maria mit dem Kinde, umgeben von der heil. Katharina und Barbara, treffliches Bild in halben Figuren, gestochen von Steinmüller 1834. s. gr. Fol. 7) Büste der Marie mit einer Krone, Samuel Tretter sc. kl. Fol. (Consolatrix Afflictorum.) 8) Maria mit dem Kinde von Kaltner lithographirt. kl. Fol. 9) Christus am Kreuz, vom heil. Hieronymus, Johannes und andern Heiligen umgeben, nach dem herrlichen Bilde in S. Agostino zu Siena. Jos. Rossi sc. 1828. Oben rund gr. Fol. Aus dem schönen Werk: Pitture da Siena. 10) Begräbniß Christi, Composition von sechs Figuren, sonst in der Galerie Orléans, jetzt in England, Duflos sc. (Aus Crosat's Galeriewerk.) gr. Fol. 11) Fac simile einer Zeichnung desselben Gegenstandes. Caylus fec. kl. Fol. 12) Christus vom Kreuz abgenommen, nach dem trefflichen Bild im Palast Pitti zu Florenz, lithographirt von N. Hoff 1835. gr. Fol. 13) Sechs Blätter. Die Gemälde aus dem Cambio zu Perugia. 14) Rafael's Bildniß mit dem Helm auf dem Haupt, ziemlich groß nach einem Bild des pariser Museums von Piedecocq gestochen, gr. Fol. (Punkt. Manier.) 15) In der neuesten Zeit wurde eins der herrlichsten Bilder des Perugino[6]) aus dem Vatican in Rom, Maria auf dem Throne, von vier Heiligen und Bischöfen umgeben, von Dom. Marchetti in s. gr. r. Fol. Format in Kupfer gestochen. (*Frenzel.*)

Perula *Schreb.*, s. Pera.

PERUN, der slawische[1]), besonders russische[2]) Donnergott, bedeutet jetzt noch Blitzstrahl, wird von Dobrowsky[3]) auf die Wurzel peru[4]), ich schlage (ferio, quatio), zurückgeführt, und vielleicht hat, wie Grimm bemerkt, dieser passende Sinn eben zur Entstellung der echtern Wortform beigetragen[5]); er möchte ihr ein ausgefallenes k zutrauen; der lithauische, lettische, altpreußische Donnergott heißt Perkunas, Pehrkons, Perkunos[6]). Karamsin, welcher das Wort Perun ebenso wie Dobrowsky ableitet, sagt Folgendes. Das slawische Zeitwort peru bedeutet nicht nur pru (ich presse), sondern auch bju, ydapju (ich schlage); der Waschbläuel, mit welchem vor Alters beim Waschen die Wäsche geschlagen ward, wurde deshalb prialnik genannt; folglich bedeutete Perun's Name einen Schlagenden, Treffenden[7]). Von dem obersten Gott finden wir bei den Slawen, welche Procopius (Lib. IV. c. 4. de B. Goth.) beschreibt, diese Nachricht: Sie glauben, daß es nur einen einzigen Gott gebe, den Verfertiger des Blitzes, den Herrn des Alls, und opfern ihm Rinder, und alle Arten von Opferthieren[8]). Dieser Handhaber des Blitzes und Herr des Alls ist also kein anderer als Perun, der auch unter den Götzen in Rußland den obersten Platz einnahm. Im Betreff der Beschwörung des Friedensvertrags des russischen Fürsten Igor mit dem Kaiser von Constantinopel im J. 945 erzählt Nestor Folgendes: Igor ging mit den kaiserlichen Gesandten auf einen Hügel, wo Perun stand. Und sie legten ihre Waffen und Schild und Gold hin, und Igor und seine Männer, und so viele von den Russen Heiden waren, gingen zum Eide. Die christlichen Russen aber führten sie zum Eide in der Kirche des heiligen Elias[9]). Wladimir der Große zeigte einen ungemeinen Eifer für die heidnischen Götter, ließ dem Perun ein neues Götzenbild mit silbernem Kopfe verfertigen, und auf dem heiligen Hügel nahe am Thurmhof dieses nebst andern Götzenbildern aufstellen. Dorthin, sagt Nestor, strömte das verblendete Volk und die Erde wurde mit dem Blute der Opfer befleckt. Dobrynia, von seinem großfürstlichen Neffen nach Nowgorod gesandt, errichtete gleichfalls dem Perun ein neues Götzenbild. Zu Nestor's Beschreibung, daß das Bild Perun's aus Holz, sein Kopf von Silber und sein Schnurbart auch von Silber gewesen, fügen Strykowsky, Guagini und der Verfasser der kiew'schen Synopsis noch hinzu, daß der Perun in Kiew auf eisernen Füßen stand, in der Hand einen Stein hielt, welcher mit Rubinen und Karfunkeln verziert, dem Blitz ähnlich war, und Perun's Gewand künstlich aus Holz geschnitzt war. Auch von dem Perunsbilde zu Großnowgorod sagt Guagini[10]), daß es die Gestalt eines feu-

---

5) Das Blatt wurde von Claude Duflos in Kupfer gestochen. 6) Das Bild trägt einen hohen Charakter, der sogar Rafaelisch, besonders in den Köpfen erscheint. Perugino bezeichnete diese Gemälde: Hoc Petrus de Castro Plebis pinxit.

1) Altslawisch Perun, polnisch Piorun, böhmisch Peraun. 2) In der neuesten Zeit wird in Rußland der Blitz Perun genannt. 3) Instit. ling. Slav. dial. vet. p. 289. 4) böhmisch peru, prai, práti, prán, *imper.* per, schlagen, Jemanden, verberare, Strahlen schießen, werfen (von der Sonne), radios vibrare, waschen, z. B. die leinenen Kleidungsstücke und Geräthschaften, ingleichen das Getreide, Obst ꝛc., lavare. Vergl. Tomsa's Wörterbuch der böhmisch-teutschen und lateinischen Sprache, S. 995.

5) Grimm (Teutsche Mythol. S. 116) bemerkt hierzu in der Note: „Anders, wenn man perun und *κεραυνός* vergleichen dürfte. Noch näher dem Perun schiene das sanskritische Parjanyas, welchen Namen Indras als Jupiter pluvius führt; wörtlich: befruchtender Regen, Donnerwolke, Donner." 6) siehe den Artikel Perkunos in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 7) Karamsin's Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt 1. Bd. (Riga 1820) S. 283. 8) über das Weitere des Opferdienstes der Slawen des Procopius s. die Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. Th. S. 116. 9) Nestor's russ. Annalen, in ihrer sl. Grundspr. u. übers. v. Aug. L. v. Schlözer. 3. Th. S. 98. 99. 10) *Guaginus*, de Russis. Fol. 82, und bemerkt dabei, daß das Bild des Perun in Großnowgorod an der

rigen, dem Blitze ähnlichen Steins, denn Perun bedeute bei den Russen und den Polen[11]) Blitz, in der Hand haltenden Menschen gehabt; ein Feuer aus Eichenholz habe immerwährend vor dem Götzenbilde gebrannt, und wenn die Flamme aus Nachlässigkeit der dieses Amt versehenden Diener verlöscht, seien sie mit dem Tode bestraft worden. Das zur Ehre des Donnergottes brennende Eichenfeuer ist zwar diesem Gotte sehr angemessen, aber Nestor erwähnt diesen Umstand nicht, und man hat ihn daher wol aus der Sage von der Art der Verehrung des preußischen Perkunos (s. d. Art.) zu Romow, oder auch von der Angabe, welche sich unter andern bei Strykowsky findet, daß die alten Letten ihrem Götzen Pehrkons ein immer loderndes Feuer weihten, entlehnt, und auf den russischen Perun übertragen. Ganz anders als dieses Götzenbild von Nestor, und mit den Zugaben Anderer geschildert wird, wird es vom Verfasser des Werks „Religion der Moskowiter" dargestellt; es ist nämlich nicht nur seines Schnurbartes, sondern auch der Hände und Füße beraubt und statt dessen ihm ein Katzengesicht verliehen. Nach Popow wurden dem Perun auch Haupt- und Barthaare dargebracht, wenn man sonst nichts zu opfern hatte. Die Gewohnheit, das Haar zu opfern, war auch bei den Alten in Gebrauch[12]), und daher ist dieser Umstand in Betreff des Perun's zwar nicht unwahrscheinlich, aber doch auch nicht verbürgt. Auch nicht der Wahrscheinlichkeit entgegen, aber auch nicht verbürgt ist, daß dem Perun auch ganze Wälder geweiht gewesen, in welchen bei Todesstrafe Holz zu fällen verboten war. Ein Wald in Dalmatien führt den Namen Perun Dabrawe, aus welchem man schließt, daß auch die illyrischen Slawen den Perun anbeteten[13]).

Als der Großfürst Wladimir im J. 988 die Taufe angenommen hatte, und die Vorbereitung, das Volk in seiner Hauptstadt Kiew taufen zu lassen traf, wurden bei der Zerstörung der Götzenbilder einige zerhauen, andere verbrannt. Perun, als der wichtigste Gott, erhielt eine größere Strafe als die übrigen Götter. Er wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, mit Keulen geschlagen, und vom Berge in den Dnieper hinabgerollt, von den Soldaten des Großfürsten von dem Ufer, damit ihn eifrige Heiden nicht herauszögen, abgestoßen, und bis zu den Wasserfällen geleitet, hinter welchen er von den Wellen an das Ufer geworfen wurde, wovon dieser Ort lange das Perunsgestade hieß. Das bestürzte Volk, welches nicht wagte, seine Götter zu vertheidigen, vergoß Thränen[14]), und ward so geschreckt, daß es am andern Tage zur Taufe erschien. Mit den Umständen, welche Nestor über die Vernichtung des Götzen Perun angibt, war man später nicht zufrieden, und daher bietet die kiew'sche Synopsis noch Folgendes dar: Alte Leute sagen, daß der durch die Christen von Dnieperanhöhen herabgeworfene Götze stöhnte und weinte: darum ward dieser Berg (unterhalb des Klosters des Erzengels Michael) tschortowo Beremischtsche (Teufelspein) genannt. Als er auf dem Strome schwamm, schrieen die abergläubischen Heiden: Widibai (schwimm heraus)! Er schwamm wirklich ans Ufer, und dieser Ort wurde Wydibitschi, und nachher Wydubidschi genannt (wo jetzt das Kloster Wydubitzky steht). Die Christen aber versenkten den Götzen, indem sie große Steine an denselben hängten. Der Metropolit von Kiew, Michael, errichtete daselbst dem Namen des Erzengels Michael eine Kirche, zum Gedächtnisse dessen, daß dieser Erzengel, der einst den Satan vom Himmel hinunterstürzte, auch den Götzen Perun von den Dnieperbergen herabstürzen half. So die kiew'sche Synopsis. Aber diese Kirche ist erst seit Wsewolod's Zeiten erbaut[15]). Der an demselben Orte in Nowgorod, wo nachmals das Perunische Kloster (Perunski Monaster)[16]) stand, sich befindende Götze Perun ward, wie der Baron Hebenstein sagt, von den Nowgorodern[17]) ins Wasser (in den Fluß Wolchow) geworfen, schwamm stromaufwärts, und warf, als er an der Brücke vorüberkam, ihnen eine Keule zu, und schrie: „Bewahret dies, ihr Bürger, zu meinem Gedächtnisse!" Einmal im Jahre wird diese Stimme an diesem Tage in Nowgorod gehört. Die Bürger versammeln sich dann auf der Brücke, schlagen sich mit Keulen, und der Vorsteher der Stadt kann sie nur mit Mühe auseinanderbringen[18]). Zu diesem Mährchen hat wol der Name des Perun, nämlich von peru, ich schlage, Veranlassung gegeben. Zu dem Obigen findet man bemerkt, bekannt sei nach den Chroniken, daß viele Einwohner sowol in Kiew, als in Nowgorod, höchst unzufrieden mit der Vernichtung ihres Götzen waren, denn einige, sagt Nestor, folgten ihm mit Thränen. Daraus sei leicht zu ersehen, daß der Stock (die Keule) und die Stimme ihr Werk gewesen[19]). Aber diese Angaben sind noch wahrscheinlicher spätere Sage, oder vielleicht gar erst Mährchen eines neuern Schriftstellers. In Beziehung auf den Perundienst, oder wenigstens

---

Stelle, wo jetzt das Kloster Perunski monaster. sich finde, gestanden und das Kloster von dem Götzenbilde den Namen erhalten habe.

11) Vergl. *Guaginus*, de Lithuanis p. 52, wo er sagt: Fulmen quoque, quod *Perunum* (*Piorum*, Polon. fulmen) Slavonica lingua appellabant, pro Deo colebant. 12) s. Kaysarow, Versuch einer slawischen Mythologie. S. 77. 13) Anton's Versuch. S. 49. Karamsin S. 283. 14) Ders. nach Nestor. I. Th. S. 176.

15) Karamsin, I. Th. S. 365. 16) Perunskij Monastyr. 17) Nach J. C. Scaliger (de subtilit. Exerc. 259. sect. 3. ad Cardanum) ward, als Johann Basilius, der Herzog der Moskowiter, wie er ihn nennt, Nowgorod einnahm, und seiner Schätze beraubte, der Perun in der Verwirrung der Schlacht von der Brücke in den Fluß Wolchow gestürzt. Nach dieser Angabe müßte also das Perunsbild das Heidenthum lange überlebt und als Denkmal in Nowgorod gestanden haben, bis der Zar Iwan Basilowitz diese reiche Stadt im J. 1477 nach siebenjähriger Belagerung durch seine Heerführer einnahm. Auch Scaliger bemerkt, daß, wie man sage, Perun in den Fluß gestürzt, gesprochen habe, und auch jetzt noch seine Stimme bisweilen gehört werde. 18) *Heberstein*, Rer. Moscow. Comm. p. 55. *Petrejus*, Chron. Moscov. p. 76. *Joh. Wolffius*, Lect. Cent. 16. Tom. II. p. 442 und daraus bei *Frencel*, De Diis Soraborum et aliorum Slavorum, ap. *Hoffmannum*, Rer. Lusat. Scriptt. T. II. p. 175. Dieses sich im Stufenbuche findende Mährchen, von der Stimme des Perun und den sich schlagenden Bürgern, haben Strykowsky und nach ihm der Verfasser der kiew'schen Synopsis und Andere wiederholt. Vergl. Karamsin, I. Th. S. 367. 19) Kaysarow, Versuch einer sl. Mythol. S. 80.

als Spur des Andenkens an den Perun bei andern slawischen Völkern ist noch zu erwähnen, daß bei den lüneburger Wenden der Donnerstag, der dies Jovis, Perendan (von Peren, Perun) hieß, und bei den Südslawen die Iris Perunika, Perunsblume, genannt wird [20]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Perurinde, s. Chinarinde.

PERUSA. Das in Savoyen einheimische Geschlecht der Bertrand, Grafen von Perusa, kündigt schon durch die Rechtschreibung seines Grafentitels die zwischen Italien und Frankreich zweifelhafte Herkunft an. Denn der Ort, auf welchem derselbe haftet, heißt nur bei den Piemontesern la Perusa, in reinem Italienisch Perosa, bei den Franzosen la Perouse. Dieses Perosa ist aber der Hauptort des davon benannten Thals, wo einstmals eine berühmte Bergfestung, oberhalb Pinerolo, an dem Cluson gelegen. Franz von Bertrand, erster Präsident des hohen Raths von Chambery, Generalstatthalter und Gouverneur des Herzogthums Savoyen, hinterließ mehre Söhne. Von einem derselben stammt ohne Zweifel der sardinische General, Graf von Perusa, ab, der 1731 in Monteaglieri die Gefangennehmung des alten Königs, Victor Amadeus, vornahm, der erste, welcher die Bettvorhänge aufriß, um dem Monarchen Gefangenschaft anzukündigen und ihn darauf, eingehüllt in eine Bettdecke, durch den Schloßhof nach dem Wagen tragen ließ. Als auch bei diesem Anblick die wachhabenden Soldaten zu murren anfingen, gebot der General, im Namen des regierenden Königs, bei Todesstrafe, Stillschweigen. Später, 1733, folgte der Graf, als Generallieutenant, dem Könige zur Eroberung der österreichischen Lombardei. Ein anderer Comte de la Perouse kommt 1729 zu Turin als Auditeur général des guerres vor. Ludwig von Bertrand, Graf von Perusa, ohne Zweifel ein jüngerer Sohn des oben genannten Präsidenten von Chambery, kam, sicherlich im Gefolge der Prinzessin Henriette Adelheid von Savoyen, Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria, nach München, wurde Kammerherr und Hauptmann der Hatschiergarde, gelangte auch zu zwei vortheilhaften Heirathen, 1) mit Maria Gertrudis, der Tochter des Grafen Ferdinand Laurentius von Wartenberg, gest. den 25. Juni 1678; 2) mit Maria Anna, der Tochter des Grafen Franz Ignaz von Nothaft-Wernberg, der Erbin der bedeutenden Herrschaft Fürstenstein, in dem vormaligen Pfleggerichte Vilshofen. Sie ist als Witwe 1708, ihr Herr, Graf Ludwig, der aus eignen Mitteln die Hofmark Wolfesing, im Gericht Schwaben, erkauft hatte, 1683 gestorben. Dessen Sohn, Graf Maximilian Cajetan Bertrand de la Perusa, Herr der freien Reichsgrafschaft Kriechingen, der Herrschaften Pittingen, Fürstenstein, Siebenborn, Rollingen, Reinich, Porich, Rosport, Rottenegg, Ottenhofen, Kaiser Karl's VII. wirklicher Geheimrath, dann der verwitweten Kaiserin Maria Amalia Oberstthofmeister, des St. Georgenordens Großkreuz und Hauptpfleger zu Vilshofen, war den 30. Sept. 1682 geboren, und demnach nur 16 Jahre alt, als er 1698 von Kurfürst Max Emanuel den Kammerherrnschlüssel empfing. Er wurde von Karl VII., bevor derselbe den kaiserlichen Thron bestieg, vielfältig zu gesandtschaftlichen Verrichtungen verwendet, wie z. B. zu Dresden 1731, 1733, 1741, zu Wien 1737; am 4. Juli 1732 unterzeichnete er zu Dresden das zwischen dem sächsischen und bairischen Hofe errichtete Bündniß. Abermals unterhandelte er in Wien, als die abnehmende Gesundheit Kaiser Karl's VI. den bairischen Hof ermuthigte, seine Ansprüche auf die dereinstige Nachfolge in den österreichischen Landen unumwunden vorzubringen. Als Fundament dieser Ansprüche galt das Testament Kaiser Ferdinand's I., und Kurfürst Karl Albrecht äußerte schriftlich gegen Karl VI. in Beantwortung eines Schreibens vom 30. Sept. 1740: „Ihro Kayserl. Maj. hätten dieses Testament und das dazu gehörige Codicill in Originali in Dero Ertz-Hertzoglichen Archiv, möchten es daher selber ansehen, und auch seinem Gesandten, dem Grafen von Perousa, mit vorzeigen, weil darauf alles ankomme." In solcher Lage der Dinge kam am 13. October der Kaiser krank von Halbthurn nach Wien zurück. „Der Graf gab sogleich dem Churfürsten Nachricht davon, der ihm den Befehl zurücke sandte, er solle, im Fall der Kayser sterben würde, sich die gedachten Original-Documenta vorzeigen, und durch nichts sich davon abweisen lassen." Das vorgesehene Ereigniß ließ nicht lange auf sich warten; Karl VI. starb den 20. Oct. 1740. Kaum waren ein Paar Tage verstrichen, als Perusa sich zu sämmtlichen Conferenzministern der jungen Königin und zu allen in Wien anwesenden Gesandten der auswärtigen Mächte begab, um darauf anzutragen, daß Maria Theresa weder als des verstorbenen Kaisers Erbin und Nachfolgerin anerkannt, noch sonst zu ihrem Besten etwas vorgenommen würde, was den Gerechtsamen des Kurhauses Baiern zum Nachtheile gereiche. Zugleich gab der Gesandte das Schreiben, worin Maria Theresa dem Hofe zu München das Ableben des Kaisers und ihren Regierungsantritt bekannt machen wollen, zurück, mit der Erklärung, daß sein hoher Mandant die Großherzogin von Toscana schlechterdings nicht als Regentin der österreichischen Erblande anerkennen könne. Nachträglich verlangte er wiederholt die Einsicht von dem Testament Ferdinand's I. Die Königin willigte in sein Begehren. Sie ließ alle fremde Minister, und besonders den Grafen von Perusa, in die Wohnung des Oberthofkanzlers, Grafen von Sintzendorff, einladen, da ihnen dann die Originaldocumente im Beisein der beiden Conferenzminister, Grafen von Stahrenberg und Harrach, vorgelegt wurden. Man hielt sie hierauf mit der kurbairischen Copie zusammen, wobei der kurbairische Legationssecretarius Hartsinger und der kurbairische Rath von Oeling als Zeugen zugegen waren. Bei dieser Zusammenhaltung fand man, daß sie nicht mit einander übereinkamen. In dem Original stand, daß die älteste Tochter Ferdinand's I. succediren solle, im Fall keine ehelichen Leibeserben mehr von ihren drei Brüdern übrig sein würden; hingegen in der kurbairischen Copie hieß es anstatt eheliche Leibeserben männliche Leibeserben. Sobald sich dieser Unterschied fand, ließ die Königin

20) Vergl. Grimm, Teutsche Mythol. S. 93. S. 126.

nicht nur das Testament von Anno 1543 den 1. Juni, sondern auch das Codicill von Anno 1547 den 4. Febr. in Gegenwart des Grafen von Perousa nochmals lesen und eine Copie davon machen, die diesem Grafen und den Gesandten aller auswärtigen Höfe mitgetheilt wurde. Man kam zu Wien auf die Gedanken, als ob ein gewisser Minister, der sich sonst hier aufgehalten, eine verfälschte Copie von diesem Testamente gemacht und sie aus einer gewissenlosen Geldbegierde an das Kurhaus verkauft hätte. Zu München aber bildete man sich ein, es möchten vielleicht die Worte: Männliche Leibeserben im Original subtil aus dem Pergament ausradirt, und anstatt Männliche das Wort Eheliche hineingesetzt worden sein. Der Graf von Perusa erhielt daher den Befehl, dasselbe nochmals scharf zu besehen. Als nun solches in Gegenwart etlicher österreichischer Minister und einiger von seinen eigenen Leuten geschah, fand sich nicht das allergeringste Merkmal davon. Kurbairischer Seits erklärte man darauf die Worte: eheliche Leibeserben so, als ob der hohe Testator darunter männliche Leibeserben verstanden hätte, weil sonst den übrigen Herzogen und ihren männlichen Erben die Folge in der Regierung nicht so lange hätte gestattet werden können, als von Kaiser Maximilian's II. Töchtern einige eheliche Leibeserben vorhanden gewesen wären. Bald darauf wollte man auch kurbairischer Seits das Original von dem Testament, welches Ferdinand II. den 10. Mai 1621 gemacht, ingleichen dessen Codicill vom 8. Aug. 1638, wie auch die Pacta Dotalia und andere Verordnungen sehen, damit man daraus abnehmen könnte, was den an das Haus Baiern vermählten Erzherzoginnen bei Abgang des österreichischen Mannsstammes für ein Erbrecht zustehe, auch was für Gerechtsame sich solche in gleichem Fall in ihren Verzichten vorbehalten hätten. Die erstern Originaldocumente ließ die Königin aus ihrem Archiv dem Grafen von Perousa in des Obersthofkanzlers Behausung vorlegen, die letztern aber nicht, weil es hieß, sie würden sich in dem Archiv zu München ebenso gut finden." Hierauf mußte, auf seines Hofs fernern Befehl Perusa am 20. Nov. Wien verlassen, und er hinterließ eine vom 3. Nov. datirte Protestation, sich gegen die von der Königin von Ungarn vorgenommene Besitznahme der österreichischen Staaten zu verwahren, auch die Gerechtsame seines Herrn zu handhaben, welche Protestation am andern Tage, den 21. Nov., dem Obersthofkanzler, dem ungarischen und böhmischen Kanzler und dem Landmarschall von Österreich in das Haus geschickt wurde. In dem fernern Verlaufe des Erbfolgestreits mehrentheils in Gesandtschaften beschäftigt, wurde der Graf, nach dem Tode K. Karl's VII., von dem neuen Kurfürsten in den Verrichtungen eines wirklichen Geheimraths bestätigt und von der verwitweten Kaiserin zu ihrem Obersthofmeister angenommen. Am 24. April 1751 wurde er in die Zahl der Comthure des St. Georgenordens aufgenommen und unmittelbar darauf erhielt er das Großcomthurkreuz, eine Auszeichnung, welche er nur wenige Jahre überlebte. Er starb den 31. Oct. 1755. Am 28. Mai 1709 hatte er sich vermählt mit Maria Antonia, Tochter des Grafen Johann Baptist von Balbi Rivera und der Gräfin Maria Adelheid Theresa von Preysing, geb. den 20. Sept. 1689. Sie war eine reiche Erbin. Zu der schon früher von den Grafen von Rivera besessenen Hofmark Ottenhofen, Gerichts Schwaben, sammt dem adeligen Sitze Kirchötting, erdinger Gerichts, hatte ihre Mutter, die in erster Ehe (1682) mit dem am 28. Nov. 1686 kinderlos verstorbenen Grafen Franz Ernst von Kriechingen verheirathet gewesen, durch Ehepacten oder Schuldverschreibung die sämmtlichen Besitzungen der jüngern oder wirichschen Linie des Hauses Kriechingen, insonderheit die im Luxemburgischen belegenen Herrschaften Pittingen (nicht Püttlingen), Rollingen (auf welcher das luxemburgische Erbmarschallamt haftet), Siebenborn, Reinich, Borich und Roßport erworben, und dazu 1682 von der kurfürstlichen Hofkammer die bedeutende Herrschaft Rothenegg, des Gerichts Pfaffenhofen, mit den ihr einverleibten Dorfschaften Märcking, Staubing und Kirchdorf an sich gebracht. Die Gräfin von Perusa ist den 28. April 1738 gestorben. Ihr Sohn, Karl Felix Johann Nepomucenus von Bertrand, des H. R. R. Graf von Perusa und Kriechingen, Freiherr zu Pittingen, Herr der Herrschaften Fürstenstein, Rothenegg, Siebenborn, Rollingen, Reinich, Borich und Roßport, auf Ottenhofen, Kirchdorf, Märcking, Staubing, Wolfesing und Neuen-Kollberg, Erblandmarschall des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny, geb. den 15. Mai 1726, kurfürstlicher Kämmerer, wirklicher Geheimrath seit dem 13. Oct. 1767 und des St. Georgenordens Ritter seit dem 24. April 1752, dann des Herzogs Clemens in Baiern Oberhofmeister, auch der löblichen Landschaft in Baiern Verordneter und Commissarius, Rentamts Burghausen, hatte Zeitlebens um die luxemburgischen Herrschaften mit dem Hause Wied-Runkel, als dem Erben der Grafen von Kriechingen älterer Linie, und mit den Erbprätendenten, Solms-Braunfels und Ortenburg, zu streiten. Er starb den 18. Jan. 1784 und hinterließ aus seiner Ehe mit Maximiliana Amalia, Gräfin von Kreith, verm. den 12. Sept. 1757, einen Sohn Maximilian Johann Nepomucenus Maria. Dieser, Graf zu Kriechingen und Pittingen, Herr der Herrschaft Fürstenstein ꝛc. auf Ottenhofen ꝛc., Erbmarschall von Luxemburg und Chiny, kurpfalzbairischer wirklicher Geheimrath und Pfleger zu Haidau, des St. Georgenordens Ritter, war den 5. April 1759 geboren, vermählte sich den 31. Jan. 1782 mit der Gräfin Josepha von Taufkirch und starb den 14. Jan. 1790. Ihn überlebten ein Sohn und eine Tochter. Jener, Maximilian von Bertrand, Graf von Perusa, auch zu Kriechingen und Pittingen Graf, Herr der Herrschaft Fürstenstein, auf Ottenhofen ꝛc., geb. den 19. Dec. 1789, ist den 15. April 1799 gestorben, daß also mit demselben, und nicht, wie von Lang in dem Adelsbuch des Königreichs Baiern *) schreibt, mit seinem Vater, 1790, der Mannsstamm der in Baiern ansässigen Grafen von Perusa erlosch. Um die Erbschaft

*) überhaupt ein gar unvollkommenes, dürftiges Buch, das nach Anlage und Ausführung wir den höchsten Schöpfungen der modernen Civilisation, einer Stammrolle oder Speisekarte vergleichen möchten.

meldete sich ein Vetter aus Savoyen, Joseph Franz Bertrand, Graf von S. Remy, und es gelang ihm, seinen Anspruch durchzusetzen, nachdem er sich durch seine Vermählung mit der Schwester des Grafen von Montgelas einen Beschützer erworben hatte, Angesichts dessen jede Opposition verstummte. Die Herrschaft Rothenegg war jedoch schon seit Jahren von der Hofkammer eingelöst und an den Grafen von Holnstein zum Genusse überlassen worden. (*v. Stramberg.*)

PERUSIA (*ἡ Περουσία*, Perusia, die Einwohner Perusini), war schon früh eine der bedeutendsten Städte des alten, blühenden Etruriens, und eine der zwölf alten Republiken dieses Landes, bevor die römischen Legionen ihre Adler hierher getragen. Im J. u. c. 444 erlitten die Etrusker und Umbrer, in der Nähe von Perusia, jenseit des ciminischen Waldes, welcher von den Römern bis dahin für undurchdringlich gehalten und noch niemals betreten worden, durch den Consul Q. Fabius eine bedeutende Niederlage, worauf die Bewohner von Perusia, Cortona und Aretium, der Hauptorte Etruriens, Gesandte nach Rom abschickten, um Frieden und Bündniß von den Römern zu erhalten. Es wurde ein Waffenstillstand auf 30 Jahre abgeschlossen (*Liv.* IX, 37). Bald darauf aber, heißt es bei Livius (IX, 40) wurden die Etrusker, welche den Vertrag gebrochen, abermals bei Perusia von demselben Consul, in einer entscheidenden Schlacht, geschlagen, und er hätte selbst diese Stadt erobert, wäre sie ihm nicht zuvor durch entgegenkommende Gesandte übergeben worden. Er legte nun eine röm. Besatzung in dieselbe und schickte die Gesandten der Etrusker an den römischen Senat ab. Im folgenden J. aber vereinigten sich die Umbrer mit einem großen Theile der Etrusker und begannen gemeinschaftlich den Krieg gegen Rom (*Liv.* IX, 41). A. u. 457 wurden vom Proprätor Cn. Fulvius mehr als 3000 Perusini und Clusini in einem Treffen getödtet, und gegen 20 Feldzeichen gewonnen (*Liv.* X, 30). Bald darauf vernichtete Q. Fabius in einer Schlacht 4500 Perusini und nahm 1740 gefangen (*Liv.* X, 31). Im J. 458 u. c. war wiederum ein Heer unter dem Consul Postumius in Etrurien eingedrungen und hatte die Etrusker geschlagen, worauf die drei mächtigsten Städte, Volsinii, Perusia und Aretium, um Frieden baten und einen Waffenstillstand auf 40 Jahre erhielten (*Liv.* X, 37). Im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts mochten die Etrusker Roms entschiedenes Übergewicht anerkannt und auf weitere Fehden verzichtet haben. Perusia scheint in dieser Zeit die Rechte eines röm. Municipiums oder einer Colonie erlangt zu haben. Im zweiten punischen Kriege wird eine Perusina cohors erwähnt (*Liv.* XXIII, 17), und als P. Scipio nach Afrika überzusetzen beabsichtigte, versprachen die Perusini, Clusini und Rusellani Tannenholz zur Ausrüstung einer Flotte, sowie eine große Quantität Getreide (*Liv.* XXVIII, 45). Größere Bedeutung erlangte diese Stadt in den späteren Bürgerkriegen (vergl. *Tacit.* Ann. V, 1. Histor. I, 50). Sie war groß und volkreich geworden und hatte eine ziemlich feste Lage. Octavius belagerte sie als feindlich gesinnte Stadt und schloß sie mit seinem Heere ein, nachdem er nahe an der Mauer hin Wall und Graben aufgeführt, deren Umfang 56 Stadien (= 1½ geogr. Meile) betrug (*Appian.* bell. civ. V, 33). Nach der Übergabe ließ er 300 der Vornehmsten (utriusque ordinis, also Senatoren und Ritter) an einem zu Ehren des divus Julius aufgeführten Altar erwürgen (*Sueton.* Aug. c. 15). Nur einer wurde verschont, welcher einst zu Rom für die Bestrafung der Mörder des Cäsar gestimmt hatte (*Appian.* bell. civ. V, 48). Die Stadt sollte nun eben den Kriegern zur Plünderung überlassen werden, als ein Bürger sein eigenes Haus anzündete und sich in die Flamme stürzte, welche, vom Winde angefacht, sich rasch verbreitete und die ganze Stadt bis auf den Tempel des Hephästos in Asche legte. Nach hergestelltem Frieden erhob sich dieselbe abermals aus ihren Ruinen und ihre Hauptschutzgottheit wurde Hephästos. Sie erhielt sich während der Kaiserzeit und weiterhin als mittelmäßige Stadt (*Plin.* H. N. III, 8 nennt sie ohne weitere Auszeichnung), wird in der Peuting. Tafel unter dem Namen Pirusio erwähnt (Tab. IV, 6. Ind. p. 58. ed. *Conr. Mannert*), und noch von Procopius als wichtigste Stadt der Tusci genannt (bell. Goth. I, 16). Noch gegenwärtig ist Perugia eine ziemlich große Stadt, ob sie gleich keineswegs zu den blühendsten Italiens gezählt werden kann (Vergl. Mannert, 9. Th. 1. Abth. S. 414 fg.). Zwei geogr. Meil. westlich von Perugia liegt der Lago di Perugia, der durch Hannibal's Sieg über die Römer bekannte trasimenische See (s. d. Art.). Ein perusinisches Landgut der Pompeja Celerina erwähnt Plinius (Epist. I, 4). Ausführlich handelt über Perusia *Ph. Cluver*, Ital. ant. Tom. I, 575 sq. Über den Perusinus lacus ders. T. I. p. 568. 578. 588. Vergl. *Micali*, L'Italie avant la dom. des Rom. éd. II. par *Raoul-Roch.* Tom. I. p. 166. (*Krause.*)

Perusini, die Bewohner von Perusia (s. d. vor. Artikel.

PERUSINO (Lodovico), hieß eigentlich Lodovico Scaramuccia, und erhielt nur den Beinamen von seinem Geburtsort Perugia, wo er 1616 geboren wurde. Er genoß den ersten Unterricht von seinem Vater, Giov. Antonio Scaramuccia, welcher auch ein Geschichtsmaler war. Hierauf besuchte er die Schule des Guido Reni, wo er sich für die Kunst höher ausbildete und den Styl seines Lehrers annahm.

Die Zeichnung seiner Figuren ist sehr verständig und zeigt von großem Studium des menschlichen Körpers, nur verrathen die zu wellenförmigen Linien der äußeren Formen eine Hinneigung zum Manierirten, die überhaupt in jener Periode sehr sichtbar war. Scaramuccia beschäftigte sich außer der Malerei auch mit der Radirnadel; er radirte nach Ludovico Carracci das Wunder des heil. Benedict, aus dem Kloster San Michele di Bosco; dieses Blatt ist bezeichnet 1654 gr. Fol. Nach Annibal Carracci, eine heil. Jungfrau, welche das Kind an einem Fuße wäscht, gr. Oct. Dieses Blatt ist bezeichnet Luigi Perugino. Ferner nach Annibal Carracci: Adonis, welchen Venus durch ihre Reize an sich zieht. Fol. Bezeich-

net 1655. Noch radirte dieser Meister ein großes Hauptblatt nach Titian's berühmtem Bilde, das sich in der Kirche Santa Maria alla Gracia zu Mailand befindet, in gr. Fol.; eins der geistreichsten Blätter nach jenem Meisterwerk, in dem sich Feinheit und Kraft vereinigt, und das Bild des Meisters herrlich wiedergibt. Die Nadel des Luigi Perugino hat viel Ähnliches mit der des Simon Cantarini oder Pesarese, nur sind die Strichlagen weniger zart und angenehm, wodurch in den Kreuzungen eine gewisse Härte und Unannehmlichkeit entsteht. Bartsch gibt in seinem Peintre Graveur (Vol. XIX. p. 190) ein Verzeichniß der von Perusino radirten vier Blätter.

(*Frenzel.*)

PERUSSE, ein altes Geschlecht der Provinz Limosin, welchem die Herzoge von Escars der neuesten Zeit angehören. Alduin I. von Perusse, Herr von S. Bonnet, vermählte sich 1281 mit Margarethe von Segur. Sein Sohn, Alduin II. von Perusse, Ritter, Herr von Escars, S. Bonnet, la Coussiere, erbaute, laut des Stiftungsbriefs von 1326, das Dominikanerkloster zu Limoges, und wurde der Vater Arnold's von Perusse, der als Marschalk der Kirche, von Papst Innocentius VI. den Auftrag erhielt, die Stadt Avignon mit Mauern zu umschließen, auch von 1359 an diesen Auftrag vollführte. Aus seiner Ehe mit Souveraine von Pompadour, der Erbin von Felletz, hinterließ Arnold zwei Söhne, Alduin III. und Gottfried. Dieser, welcher als der jüngere Sohn sich durch den Beinamen von Pompadour unterschied, stand als Rath bei dem Parlament zu Paris, und es ergibt sich aus einer, vor besagtem Parlament 1394 geführten, Procedur, daß er, Maistre Geoffroy de Perusse dit. Pompadour, mit seinem Varlet, dem Robin du Tuëil, und einigen andern Helfern, den Raoulet Hurelecocq, aus Orléans, ermordete, weshalb das Parlament sie alle zusammen zu verschiedenen Geldbußen, Verlust ihrer Güter und Landesverweisung verurtheilte. Es findet sich auch, daß Maistre Geoffroy de Perusse am 10. Dec. 1405 eine Geldbuße von 400 Livres entrichtete. Dessen älterer Bruder, Alduin III. von Perusse, Sire d'Escars, de la Vauguyon, S. Bonnet, la Coussiere, empfing von K. Karl VII. den Kammerherrnschlüssel, gleichwie er bei diesem Monarchen, als derselbe nur noch Dauphin war, betrauter Rath gewesen ist, und errichtete sein Testament am 20. Oct. 1435. Von dessen beiden Söhnen blieb der ältere, Walter von Perusse, König Karl's VII. Rath und Kämmerer, in zwei Ehen kinderlos, daher fielen die in dem väterlichen Testamente ihm zugetheilten Herrschaften, Escars, la Vauguyon, la Coussiere, Noutron rc., an die Söhne seines Bruders, Alduin's IV., auf S. Bonnet, Alassac, la Porte-de-la-Guyonie, Chambon rc., Anton, Johann und Walter. Johann, von den drei Brüdern der mittlere, und mit den Herrschaften S. Bonnet, Alassac, Flex, S. Ybar, Carabeuf und la Porte-de-la-Guyonie abgefunden, gründete die Linie der Herren von S. Bonnet, die für uns ohne alles Interesse sind. Von dem jüngsten Bruder, von Walter de Perusse d'Escars, stammt die Linie in la Vauguyon, welche Herrschaft, sammt la Coussiere, Roussines, la Tour de Bars und le Repaire, Walter zu seinem Erbtheil empfangen hatte. Dazu kaufte er die Baronie S. Germain-sur-Vienne; auch war er König Karl's VIII. Rath und Kämmerer, Seneschalk von Perigord und la Marche, endlich Oberkämmerer des Herzogs Peter von Bourbon. Vermählt, laut Eheberedung vom 13. Oct. 1498, mit Maria von Montberon, hinterließ er einen einzigen Sohn, Franz d'Escars, Herrn von la Vauguyon, la Coussiere, la Tour de Bars, le Repaire, Vareigne, Aigrefeuille, Ronmasières, S. Germain-sur-Vienne, Marschalk und Seneschalk von Bourbonnais. Laut Vertrags vom 22. Febr. 1516 vermählte sich Franz mit Isabelle von Bourbon, Tochter Karl's, des Prinzen von Carency und Baron von Aubigny; die hierdurch mit dem Hause Bourbon eingegangene Verwandtschaft scheint vornehmlich ihn der Theilnahme an den Entwürfen des Connetable von Bourbon verdächtig gemacht zu haben. Er wurde gefänglich eingezogen und nach längerer Haft mit Landesverweisung bestraft. Zur Rückkehr in die Heimath berechtigt durch eine der Bedingungen des Friedensvertrags von Cambray, wurde er von König Franz I. als Rath und Kämmerer in Bestallung genommen, dann 1531 zum Gentilhomme ordinaire de la chambre, zum Capitain über 50 Lanzen, zum Chevalier d'honneur und premier Ecuyer der Königin Eleonore, zum Lieutenant-General und Commandirenden für die Landschaften Lyonnais, Dauphiné, Savoyen und Piemont ernannt. Er starb 1550, mit Hinterlassung von vier Kindern. Der einzige Sohn, Johann d'Escars, Prinz von Carency, Graf von la Vauguyon, durch Diplom vom Julius 1586, Herr von Abret und Vendat, Marschalk und Seneschalk von Bourbonnais, Ritter des heil. Geistordens seit dem 31. Dec. 1578, war zugleich Mitglied des Staats- und geheimen Raths, Hauptmann über 50 Lanzen, und stand dem Prinzen von Dombes, dem Oberbefehlshaber der Armee in Bretagne, als General-Lieutenant zur Seite. Er starb den 21. Sept. 1595, hat demnach seine beiden Söhne aus seiner Ehe mit Anna von Clermont, des Vicomte von Tallard Tochter, (der Ehevertrag ist vom 1. Oct. 1561) überleben müssen. Davon war der ältere Claudius, Prinz von Carency, mit Anna von Caumont verlobt, als ein zurückgesetzter Freier der Anna, Karl von Gontaut, der nachmalige Marschall von Byron, ihn foderte. Der Zweikampf wurde auf freiem Felde, zwischen Vaugirard und Montrouge, den 6. März 1586 ausgefochten, der Prinz von Carency und seine beiden Secundanten, Karl d'Estisac, der einzige Erbe seines Hauses, und der junge Abadie, blieben auf dem Platze. Zu vortheilhaft schien jedoch den contrahirenden Parteien das einmal beliebte Heirathsproject, um wegen eines unglücklichen Zufalls dasselbe aufzugeben, Anna, die einzige Tochter und Erbin des Baron Gottfried von Caumont und der Marquise von Fronsac, Margarethe von Lustrac, der Witwe des Marschalls von S. André, wurde an den jüngern d'Escars, an den Prinzen Heinrich von Carency, verheirathet. Derselbe ist kinderlos 1590 gestorben, während die junge Witwe eine zweite Ehe, mit dem Grafen von S. Paul, Franz von Orléans, einging, gelangte, nach des alten

d'Escars Ableben, seine Tochter Diana zum Besitze der ganzen Erbschaft. Vermählt 1573 mit dem Grafen Karl von Maure, einem Bretagner, ging Diana nachher eine zweite Ehe ein mit Ludwig d'Estuert de Caussade, Grafen von S. Megrin; hierdurch sind Carency, la Vauguyon rc. zuerst an die Estuert und demnächst an die Quelen gekommen (s. d. Art.). Diana hatte aber zwei Schwestern, deren eine, Louise, Klosterfrau, die andere, Isabella d'Escars, Frau auf Combes, und mit Johann von Amanzé, Baron von Semur-en-Brionnais, verheirathet, im December 1609 starb. Anton de Perusse, dit. d'Escars, der älteste von Alduin's IV. Söhnen, wurde von seines Vaters Bruder, Walter de Perusse, mit den Herrschaften Escars, Juilhac, Segur und Beaufort unter der Bedingung bedacht, daß dieselben stets dem Erstgebornen vorbehalten sein sollten. Anton's Enkel, Jacob de Perusse, dit. d'Escars, der Sohn Gottfried's, besaß Escars, Juilhac, Segur, und heirathete nach dem Tode seiner ersten Frau, der Erbin von la Mothe-Saint-Sezet, Hanqueville und Merville, der Anna Jourdain de l'Isle, in anderer Ehe die Witwe des Admirals Philipp Chabot, Franziska von Longvy, Frau auf Pagny, Mirebeau, Fontaine-Française, und Givry, am Doubs. Aus dieser zweiten Ehe kam der einzige Sohn, Anna de Perusse d'Escars, der nachmalige Cardinal von Givry, wie er nach der von der Mutter ererbten Herrschaft sich nannte. Geboren zu Paris, den 29. März 1546, empfing er, nach zurückgelegten Studienjahren, in der Abtei St. Benigne zu Dijon das Kleid des Benedictinerordens, das er niemals abgelegt, vielmehr als Bischof und Cardinal stets unter den Pontificalgewändern getragen hat. Nach dem Tode seines mütterlichen Oheims, des Cardinals von Givry, Claudius von Longvy, gelangte er zum Besitze der hierdurch erledigten Abtei S. Benigne, neben welcher er zugleich die Abteien Barberi, Molesme, Poultieres und Champagne, diese im Bisthume Mans, hatte. Von K. Heinrich III. zum Bischof von Lizieux ernannt, nahm er von seiner Domkirche Besitz, den 3. März 1585. Obgleich so reichlich von dem Monarchen bedacht, blieb er gleichwol zwischen Glaubenseifer und Dankbarkeit keinen Augenblick zweifelhaft: er wurde eins der thätigsten Mitglieder der heil. Liga, und hartnäckig verweigerte er die Anerkennung König Heinrich's IV. Darum wurden seine Einkünfte sammt und sonders in Beschlag genommen; aber wenig gerührt durch diese Einbuße, begab der Bischof sich nach Rom, um frei seiner Überzeugung leben zu können. Daselbst hatte er, bei Gelegenheit einer frühern Reise, sich vortheilhaft angekündigt, auch von Seiten des Papstes Pius V. die huldreichste Aufnahme gefunden; Clemens VIII. bezeigte nicht minder dem großmüthigen Bekenner die zarteste Aufmerksamkeit, und blieb ihm zugethan, auch nachdem er, in Folge von Heinrich's IV. Absolution, über die Alpen zurückgekehrt war. Allen Gegenbemühungen d'Ossat's zum Trotze ernannte Clemens VIII. am 5. Juni 1596 den Bischof von Lizieux zum Cardinal; dies hätte der König von Frankreich gar übel nehmen können, Heinrich blieb aber seiner gewöhnlichen Politik getreu, und bemühte sich um so eifriger, den unwandelbaren Gegner zu entwaffnen. Anna wurde zum Coadjutor seines Bruders, des Bischofs von Langres, ernannt; doch wäre es nicht unmöglich, daß eine Schuld von 3000 Livres, die Sully 1607 dem Cardinal bezahlen mußte, von einem bei Gelegenheit dieser Verhandlung dem Könige gemachten Darlehen herrührte. Im J. 1604 als Comprotector von Frankreich nach Rom gesendet, wohnte der Cardinal den Conclaven für die Wahl von Leo XI. und Paul V. bei; von Paulus empfing er den Cardinalshut, sammt dem Titel von Santa Susanna, den 14. Juni 1606. Als er noch in Rom weilte, starb den 24. Nov. 1607 der Bischof von Metz, Karl von Lothringen. Das schien dem Könige von Frankreich eine gewünschte Gelegenheit zu bieten, seinem Bastard, Heinrich von Bourbon, Herzog von Verneuil (s. d. Art. Entragues) jenes reiche Bisthum zuzuwenden. Für diese Absicht waren indessen mehre Hindernisse zu beseitigen, denn der siebenjährige Prinz war zugleich vermöge seiner unehelichen Geburt inhabilis. Gleichwol zeigte das Capitel, sobald ihm des Königs Wille kund gethan worden, die größte Fügsamkeit, und wurde einstimmig der Knabe postulirt. Aber Papst Paul V., angerufen, um wegen der Fehler in Geburt und Alter zu dispensiren, zeigte sich in seiner vollen kanonistischen Strenge. Das eine Gebrechen hob er auf der Stelle, das Alter betreffend, entschuldigte er sich mit der Vorschrift der Canones und mit der Kirchendisciplin, als welche nur einem Manne die bischöfliche Würde vergönne. Alle Mittel wurden versucht, den eisernen Sinn zu beugen; Paul blieb unerschütterlich, und das Äußerste, was sich ihm abgewinnen ließ, bestand in der Bewilligung, daß der Prinz das Accessit oder die Expectative, dereinst in dem Bisthume zu succediren, haben solle, sammt der Vergünstigung, jetzt schon den Titel davon zu führen, auch aus den Einkünften vorab eine Pension von 10,000 Dukaten zu beziehen; zu des Prinzen von Lothringen unmittelbarem Nachfolger aber mußte das Capitel am 23. Mai 1608 den Cardinal von Givry postuliren, dessen Wahl oder Postulation der König von Frankreich selbst gewünscht hatte, für den Fall, daß des Herzogs von Verneuil Postulation bei dem Domcapitel nicht durchzusetzen gewesen wäre. Für solchen Fall waren auch mit dem Cardinal die Mittel verabredet, wie das Bisthum durch Coadjutorie, Cession oder in anderer Weise dem Prinzen überliefert werden könne. Am 23. Febr. 1609 nahm der Procurator des Cardinals mittels Vorlegung der päpstlichen Bulle vom Oct. 1608 Besitz von der Domkirche zu Metz, während der Bischof selbst, aus Rom zurückkehrend, noch längere Zeit in Paris verweilte, und erst am 14. Juni 1609 in Malatour eintreffen konnte, woselbst der Domdechant und einige Capitularen ihm aufwarteten. Am andern Tage wurde er zu Moulins von dem Stadtcommandanten, indem der Gouverneur abwesend war, von Magistrat und Ritterschaft, von 250 Reitern in Allem, empfangen; er selbst hatte mehre Cavaliere, Verwandte und Freunde zu Begleitern. Am 16. zog er durch das Thor von S. Thiébaut zur Stadt ein; für seine Person saß er, bekleidet mit dem rothen Camail, in einer offenen Sedia. Am

andern Morgen kamen die Behörden, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, nach der bischöflichen Pfalz; es fanden sich auch ein das Domcapitel, die Äbte, Pfarrer und Convente der Stadt, alle im priesterlichen Ornate, um den Herrn nach dem Dome zu geleiten. Die Rede, mit welcher daselbst der Domdechant ihn begrüßte, beantwortete er lateinisch. Darf sprach er den Eid in herkömmlicher Form, und von dem Marmorstuhl aus empfing er die Huldigung des Capitels. Nachdem hiermit die Besitznahme vollzogen war, besuchte der Bischof nach einander die Städte und Schlösser seines Gebiets, wo allenthalben die Huldigung der Vasallen und Unterthanen seiner wartete; namentlich reichte er am 14. Sept. 1609 dem Grafen von Hanau die lichtenberg'schen Lehen im Elsaß, gleichwie er den Herzog von Lothringen mit Homburg und St. Avold belehnte. In einer 1610 abgehaltenen Synode erließ er verschiedene Verfügungen; u. a. wurde angeordnet, daß die in der Stadt Metz ansässigen Juden wöchentlich einmal die Predigt in St. Paul's Kirche anhören sollten. Den eigenen Einsichten nicht unbedingt und allerwärts vertrauend, hat der Bischof sich ein geistliches Rathscollegium zugelegt, auch, in dem gleichen Sinne, dem Domcapitel zwar zu Undank, bei der Vergebung von Pfarreien den Concurs eingeführt. Den Gottesdienst zu verherrlichen, entwarf er ein Regulativ über die Art und Weise, wie die Domgeistlichkeit die Festtage und Stationen begehen sollte. Im J. 1610 führte er in dem ganzen Umfange seines Sprengels den Gebrauch des römischen Breviers ein. Innerhalb der Grenzen der bischöflichen Castellanei Albersdorf hat er das noch heute bestehende Dorf Givricourt angelegt. Aber im Laufe seiner vielseitigen Wirksamkeit fühlte er sich ergriffen von Todesahnungen; er begab sich nach Vic, wo damals noch eine Stiftsburg existirte, lebte daselbst in Einsamkeit und Exercitien, 20 Monate lang, und starb am grünen Donnerstag, 19. April 1612. In seinem Testament hatte er die Kirchen und Klöster der Stadt Metz, auch die französische Nationalkirche zu Rom, mit reichlichen Legaten bedacht. Die Leiche wurde nach Metz übertragen und in der Domkirche, hinter dem Hochaltar beigesetzt. In der Leichenrede würdigte Andreas Valladier, der Abt zu St. Arnoul, die Tugenden und hohen Einsichten des Verstorbenen; habe derselbe nur sparsam Messe gelesen, so sei er dazu allein durch seine unbegrenzte Ehrfurcht für das in jener Handlung darzubringende unbefleckte Opfer bestimmt worden. Valladier rühmt auch seinen hohen Wuchs, seinen ehrwürdigen weißen Bart, die hohe und breite Stirn, das Kennzeichen eines erhabenen und umfassenden Geistes, die Demuth, die sich durch die Einfachheit seiner Kleidung ankündigte. Ein nicht minder ehrendes Zeugniß hat König Heinrich IV. dem Cardinal ausgestellt [1]). Von diesem Bischof hat man einen Jetton in Silber, von 3/8 Loth Gewicht [2]). Von den drei Halbbrüdern des Cardinals war der mittlere, Karl d'Escars, seit 1564 Bischof von Poitiers; 1569 wurde er durch des Königs Willen zu dem Bisthume Langres befördert, wo er doch erst am 4. Juli 1574 die persönliche Besitznahme bewerkstelligte. Daneben besaß er im Umfange des Bisthums Langres die Abteien Fontenet, Beze und la Creste, dann, in Albigeois, die Abtei Gaillac. Im J. 1573 hatte der Bischof im Auftrage des Königs zu Metz die polnischen Gesandten, die dem Herzog von Anjou das Wahldecret überbrachten, empfangen, und bei dieser Gelegenheit mit seiner Redekunst große Ehre eingelegt. Am 31. Dec. 1578 wurde er in die Zahl der Comthure des heil. Geistordens aufgenommen, und 1588 wohnte er dem Reichstage zu Blois bei, wie er dies auch 1577 gethan hatte. Zu der Krönung Heinrich's IV. fand er sich nicht ein, und mußte darum, in seiner Eigenschaft eines geistlichen Pairs, durch den Bischof von Digne vertreten werden. Hingegen erschien er in voller Thätigkeit bei der Krönung Ludwig's XIII., 1610. Hoch verdient um seinen Sprengel suchte er Ruhe in der Abtei Fontenet, und ist er in deren Mauern als Senior des gallischen Episkopats, 1614, gestorben. Sein ältester, vollbürtiger Bruder, Franz, Graf d'Escars, soll, nach de Thou, durch eigenhändige Briefe überführt worden sein, sich mit dem Herzog von Guise in eine Verschwörung gegen den König von Navarra eingelassen zu haben, 1561, und es wurde ihm von dem Könige in der Entrüstung über diese Untreue der Hof verboten. Die Erwägung jedoch, daß d'Escars ihm stets ein persönlich ergebener, auch für seinen Hang zu Üppigkeit und Müßiggang ein gar bequemer Minister gewesen war, bewog König Anton, den Verwiesenen bald wieder in die Zahl seiner Höflinge aufzunehmen, gab ihm auch die verscherzten Ämter zurück. Die protestantische Partei hatte sich der Rückkehr des Grafen nach Kräften widersetzt; um ihr das zu vergelten, machte d'Escars seinen ganzen Einfluß auf den König geltend, um ihn für die Sache der Katholiken zu gewinnen und hiermit das Ziel der frühern, sogenannten Verschwörung zu erreichen. Seine entschiedenen Erfolge in dieser Hinsicht mögen zuweilen ihm den Haß von de Thou zugezogen haben; die Äußerung des berühmten Geschichtschreibers, der Graf halte jedes Mittel, zu Reichthum zu gelangen, für erlaubt und anständig, wird daher einer nähern Prüfung zu unterwerfen sein. In keinem Falle konnte in solcher Weise die katholische Partei den Mann, von dem sie einen wesentlichen Dienst empfangen, beurtheilen, und sofort nach des Connetable von Montmorency Zug gegen die protestantischen Bethäuser in den Vorstädten S. Jacques und S. Antoine, dem der alte Kriegsmann den Spottnamen Capitaine Brule-banc verdankte, wurde d'Escars in den geheimen und Staatsrath eingeführt (1562). Im J. 1576 wurde er mit Pomponne de Bellièvre und Harley an den Pfalzgrafen Johann Kasimir abgesendet, um

1) Qu'on s'efforçoit en vain de persuader le Cardinal de Givry dans les occasions où il avoit la raison de son côté, et où il defendoit la religion. 2) Av. Annas d'Escars Card. de Givry. Episc. Met. S. R. J. P. †. Brustbild von der rechten Seite, mit langem Bart, im Baret, darunter das quadrirte Wappen, von dem Cardinalshut bedeckt. Rev. Non: Alibi-Stat Firma. Über einer reizenden, mit mehren Bergschlössern prangenden, Landschaft schwebt ein, an den Wolken befestigter, unten auf Bäumen ruhender Anker. Im Abschnitt die Jahrzahl 1612.

den Abzug der teutschen Söldner, die sehnlich begehrte Frucht des Pacificationsvertrages vom 14. Mai 1576 zu beschleunigen; die Gesandten hatten aber im Lager des Pfalzgrafen von der zuchtlosen Soldateska gröbliche Beleidigung zu ertragen, bis sie zu einem neuen Vertrage sich verpflichteten, für dessen genaue Erfüllung Geisel, d'Escars und der Marquis von Aligre, den Teutschen überliefert werden sollten. Der Graf d'Escars zumal, „homme prodigieusement riche," wäre diesen Fremdlingen ein gar werthes Unterpfand gewesen, doch gelang es dem gewandten Hofmann, sich mit ihnen abzufinden und für das ihm zugedachte widerwärtige und selbst gefährliche Einlager zu Heidelberg durch seinen ältesten Sohn sich vertreten zu lassen. In der ersten Promotion, 31. Dec. 1578, wurde der Graf mit dem heil. Geistorden beehrt; außerdem war er Gouverneur von Bordeaux und Lieutenant-General für das Gouvernement von Guyenne. Bei der Vermählung von Isabella d'Escars de la Vauguyon mit Johann von Amanzé, 1595, befand er sich unter den Zeugen. Seine erste Gemahlin, Claudia von Beaufremont, hatte ihm vier Kinder, Jacob, Karl, Luise und Claudia, geboren; seiner zweiten Ehe, mit Isabella von Beauville, der Witwe des berühmten Marschalls Blasius von Montluc, gehört ein Sohn Anna, und eine Tochter Susanna an. Der älteste Sohn der ersten Ehe, Jacob, Graf von Escars und Beaufort, Baron von Aix rc., blieb, obgleich dreimal vermählt, kinderlos und starb vor dem J. 1615. Karl, Baron von Aix und la Motte-Trichâteau, auch, durch Ableben seines Bruders, Graf von Escars, Herr von Segur, Juilhac, la Roche, Hauptmann über 100 Lanzen, Geheim- und Staatsrath, vermählte sich den 10. Aug. 1587 mit Heinrich's von Vienne Witwe, mit Anna, Johann's von Baissay auf la Motte-Trichâteau und Bourbelain Tochter. Witwer 1622, ging Karl 1625 die zweite Ehe ein mit Gabriele du Châtelet, und starb ohne Kinder den 6. Aug. 1626. In seinem Testament, vom 20. März 1625, gab er die Grafschaft Escars, die Baronie Aix, die Castellanei Segur, Juilhac, Beaufort, la Roche, la Beille, Forêts-de Lamberas seinem Vetter, Franz d'Escars, Baron von Caubon[3]). Alles ihm an der Verlassenschaft seines Halbbruders, des Barons von Exideuil, zustehende Recht, die ihm von seinem Oheim, dem Bischof von Langres, angefallene Herrschaft Chaseul, in Champagne, und 15,000 Livres dazu, vermachte Karl seinem Vetter, dem Vicomte von Amanzé, unter der Bedingung, daß derselbe Namen und Wappen von Escars mit dem von Amanzé vereinigt führe. Dem Sohne seiner Schwester Louise, dem Marquis Karl von Hautefort, hinterließ er die Herrschaften Genitz la Forêt und Savigna. Seine Ruhestätte erwählte er sich in der Gruft seiner Ahnen, der Dominikanerkirche zu Limoges, zur Seite derjenigen, die ihm 35 Jahre lang eine treue Gefährtin gewesen, seiner Frau Anna; für das in der Kirche zu errichtende Monument widmete er 6000 Livres[4]). Mit diesem Grafen Karl ist zugleich die Linie im Mannsstamme ausgestorben, denn sein Halbbruder, Anna d'Escars, Baron von Exideuil, war 1600 unvermählt gestorben, nachdem er zuvor seine Mutter zu seiner Erbin ernannt und hierdurch Veranlassung zu einem großen Processe vor dem Parlament von Grenoble gegeben hatte, den Graf Karl noch gegen die Erben seiner Stiefmutter fortsetzen mußte. Der jüngste von Jacob's von Perusse Söhnen, in der ersten Ehe mit Anna Jourdain-de-l'Isle erzeugt, Jacob d'Escars, ward mit der mütterlichen Herrschaft Merville abgefunden, bekleidete das Amt eines Großseneschalks von Guyenne, und gewann in seiner ersten Ehe mit Katharina von Beraut vier Söhne, Franz, Heinrich, Jacob und Franz (II.). Davon hat der älteste, Franz, Großseneschalk von Guyenne, gest. 1606, die Linie in Merville fortgesetzt, dessen Sohn, Jacob II., Marquis von Montal (in Auvergne) und demnächst von Merville, Baron von Roquebrou, ist 1631 gestorben, mit Hinterlassung eines Sohnes, Karl d'Escars, Marquis von Merville und Montal, Baron von Roquebrou, dessen Frau, Franziska Charlotte Bruneau, die Erbin von la Rabastelière, mehres in gebundener und ungebundener Rede, namentlich ein Erbauungsbuch, le Solitaire de Terrasson, geschrieben hat. Sie starb, 62 Jahre alt, im Nov. 1707; ihr einziger Sohn, Karl Franz, Marquis von Merville, Baron von Montal und Roquebrou, im Januar 1707, und hat derselbe mehre Kinder hinterlassen. Jacob's, des Stifters der Linie in Merville, vierter Sohn, Franz (II.) d'Escars, Baron von Caubon, wurde Graf von Escars rc., durch seines Vetters, des Grafen Karl, Testament, 1626, und starb 1661, nachdem er in der Ehe mit Franziska de Veyrieux, Frau auf la Renaudie, ein Vater von mehren Kindern geworden. Der dritte Sohn, Annet, begründete die Linie in la Mothe, während der älteste, Karl, Baron von la Renaudie, wie er zu des Vaters Lebzeiten genannt worden, in der Grafschaft Escars und in den übrigen Fideicommißgütern succedirte. Karl ist der Vater von Franz, der Großvater von Ludwig Franz, Grafen von Escars, auf Aix rc., Lieutenant-General der Provinz Limosin (1737) geworden. Der älteste Sohn des Grafen Ludwig Franz, Franz Maria, Graf d'Escars, geb. den 8. Oct. 1709, wurde als Oberst des Regiments Sennetere den 1. Mai 1745 zu dem Range eines Brigadier von der Infanterie befördert. Maréchal-de-camp den 10. Dec. 1748, und Oberst bei dem neu errichteten Corps der Grenadiers de France, 15. März

3) Unter der Bedingung, daß solcher als sein Universalerbe, mit den ihm der Reihe nach substituirten Kindern, lebe, wie das einem wahrhaftigen Katholiken zukomme, „n'y ayant jamais eu ni homme ni femme de sa maison, qui eut fait profession d'autre religion."

4) Über dem Grabe sollten seine und Frau Annen Statuen, knieend, in Bronze oder Marmor ausgeführt, angebracht werden; das Herz der Frau sollte man der männlichen Statue, sein eignes Herz dem Frauenbilde in die Hand geben. Eine Inschrift, französisch und griechisch, in gebundener Rede, dem Monument eingegraben, sollte der Nachwelt berichten von seinen „peines, travaux et grands frais, depuis 30 années, pour tâcher de conserver et relever sa pauvre et désolée maison, par les femmes qui y sont entrées."

1749, stand er 1757 bei der Armee in Sachsen. Bei Roßbach verwundet wurde er im Mai 1758 dem Dauphin als Menin beigegeben; er starb aber schon im August dess. J. und hinterließ aus seiner Ehe mit Emilia de Fitzjames, Tochter des Marschalls von Berwick, vermählt den 29. Aug. 1736, gestorben im Mai 1755, einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Graf Franz von Escars, Rittmeister bei dem Regiment du Roi, wurde im October 1773 Chef des Provinzialregiments Laon und in denselben Tagen, 18. Oct., Hofcavalier bei dem Grafen von Artois. Dieses Prinzen treuer Begleiter in dem ganzen Laufe der Emigration hat er denselben nur diplomatischer Aufträge wegen und auf kurze Zeit verlassen. In der Restauration erscheint er als General-Lieutenant, Pair, Gouverneur einer Militairdivision, Ritter der königlichen Orden, und endlich als Gardehauptmann von Monsieur, dem Grafen von Artois. Er starb zu Paris, den 30. Dec. 1822, und wurde seinem Vetter, dem Herzog von Escars, zur Seite, in Picpus beerdigt. Ein anderer Vetter, der Herzog von Fitzjames, hielt ihm in der Pairskammer eine Gedächtnißrede. Annet, der dritte Sohn von des Grafen Franz von Escars Ehe mit Franziska von Veyrieres, wurde, nachdem er, um zu heirathen, das Malteserkreuz abgelegt hatte, der Stammvater der Linie in la Motte. Außer la Motte besaß er, der Marquis d'Escars, wie er sich schrieb, auch Aucanville, S. Cezert, Puysegur, Belleserre, Beauvais und Lussac. Er ist als General-Lieutenant, und Gouverneur zu Honfleur, 1692, gestorben. Sein Sohn, Thomas, Marquis d'Escars, auf la Motte, Aucanville, S. Cezert, Puysegur, Belleserre, Beauvais, Lussac, Taillekavat und S. Geraud, Hauptmann in dem Regiment Maine, Cavalerie, 1695, vermählte sich, laut Eheberedung vom 28. Juni 1707, mit Maria Magdalena de Crussol d'Uzès, einer Tochter des Marquis Emanuel de Monsalez, und lebte noch 1722. Vermuthlich war die im September 1757 zur Dame-du-palais der Königin ernannte Marquise d'Escars seine Schwiegertochter, und ein Enkel von ihm der Marquis de Perusse d'Escars, der im Februar 1759 Brigadier von der Infanterie, und 1768 Maréchal-de-camp geworden ist, auch 1770 das Herzogthum Châtelleraut, in Poitou, als meist- und letztbietender erstand. Für einen Sohn dieses Enkels halten wir den unwandelbaren Freund Ludwig's XVIII., den letztverstorbenen Herzog von Escars. Geboren den 15. Nov. 1747, war Johann Franz de Perusse d'Escars, als ein jüngerer Sohn, dem Malteserorden zugetheilt, bis das vorzeitige Absterben seines ältern Bruders eine Änderung der bisherigen Familiencombinationen veranlaßte. Johann Franz, oder, wie er seitdem meist genannt wurde, der Baron d'Escars, ging in Dienste, zuerst bei der Flotte, dann bei der Landarmee, und trat 1774 als Oberst an die Spitze des Regiments Artois, Dragoner. Den 9. März 1783 wurde er zum Marechal-de-camp ernannt; er empfing auch in demselben Jahre, unmittelbar vor oder nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Banquier Laborde, die seit 1769 von seinem Vater bekleidete Stelle eines königlichen premier maître d'hôtel, einstweilen en survivance. Unwandelbarer Gegner der Revolution folgte er den Brüdern des Königs in die Emigration; höhere Bildung, verführerische Gewandtheit, befähigten ihn, den neuen Gebietern in Felde der Diplomatie mancherlei Dienste zu erweisen. So kam er z. B. 1791, als Abgesandter der Prinzen, nach Stockholm, und wurde von Gustav III. als der Gesandte einer großen Macht aufgenommen und behandelt, bis die blutige Katastrophe vom 16. März 1792 dem Gesandten der Republik, dem Bürger Verninac, eine entschiedene Überlegenheit verschaffte. Durch eine ähnliche Sendung nach Berlin geführt, hatte d'Escars nicht minder Ursache, die gnädige, von Friedrich Wilhelm II. empfangene Behandlung zu rühmen: er nahm selbst Dienste in der preußischen Armee, und heirathete eine Frau von Nadaillac, geborene la Ferrière, die an dem Hofe zu Berlin eines besondern Ansehens genoß. Im J. 1805 ging d'Escars nach Frankreich zurück, und begegnete daselbst alsbald ernsten Unannehmlichkeiten: seine Gemahlin, eine Frau von seltenem Geiste, sprach ihre Meinungen über den Kaiserhof und dessen Politik in so ungemessener Weise aus, daß Napoleon sie nach der Insel St. Marguerite exilirte, von dannen ihr jedoch nachmals erlaubt wurde, nach Nizza und endlich nach ihrem Gute in Touraine zu ziehen. Es kamen auch schönere Tage und des getreuen Dieners Greisenalter wurde von Ludwig XVIII. durch Ehren und Würden verschönert. General-Lieutenant, Pair, premier Maître d'hôtel, empfing d'Escars dazu ein Herzogsdiplom, alles in dem kurzen Zeitraum von 1814—1816, denn für ihn fühlte der Monarch wahrhafte Zuneigung, als deren Grundlage des Herzogs ausgebreitete Kenntnisse in Literatur und Feinschmeckerei angesehen werden können. Es ist bekannt, daß Ludwig XVIII. in dem gleichen Kennersinne die Feinheiten einer passend angezogenen Stelle aus Horaz und die materiellen Vorzüge eines seiner Tafel bestimmten Leckerbissens zu würdigen verstand. Er mußte nothwendig Dankbarkeit empfinden für den culinarischen Eifer, in welchem der Herzog unermüdet Mittel und Formen aufsuchte, um in neuer und unerhörter Weise der königlichen Sensualität zu dienen. Doch folgere man hieraus nicht, daß d'Escars nur für den einen Gaumen seine Talente aufgespart habe. Unerreichbar in Überfluß, Anordnung und Tiefe, der gründlichsten Forschung letztem Resultat, sind bis auf diesen Tag die von dem Herzog präsidirten diplomatischen Dinés geblieben. In dem Vollgenusse seiner glanzvollen Wirksamkeit bewegte er sich, als das Ereigniß von Cannes, drohend wie eine Gewitterwolke, seinem königlichen Gebieter hinterbracht wurde. Gern hätte er Trost gesucht bei dem zuverlässigen Freunde, aber Ludwig wußte von dem stattlichen Festmahl, das d'Escars an dem unglücklichen Tage den Professoren und Veteranen der Universität zu geben hatte, und er meisterte seinen Kummer, um den schönen Tag dem Dominus tractans nicht zu verderben. Als Krone des Schmauses wurden Crepinettes aufgetischt, ein Gericht, das in seiner künstlichen Zusammensetzung das gemeinsame Ergebniß von der tiefsten Forschung des Herzogs und seines Kochs war. Der alte Herzog labte sich

auch daran, dem bärbeißigsten seiner philologischen Tischgenossen zum Trotze, indem er heute zumal auf eine ungestörte Verdauung rechnete. Aber die war ihm nicht vergönnt; beim Auskleiden verrieth ihm die Unvorsichtigkeit eines Kammerdieners, was der König dem kommenden Morgen hatte aufbewahren wollen, und wenig fehlte, so wäre dem überfüllten Magen der Schrecken tödtlich geworden. Zum Glücke stand Theewasser in Bereitschaft, und Unverdaulichkeit und Entsetzen mußten der heißen Sündfluth weichen. Wiederum trat, nach Verlauf der 100 Tage, der Herzog seine friedlichen Verrichtungen an, und schmackhafter als jemals fand der König seine Ergebenheit, seine Leistungen. Bei Gelegenheit der neuen, dem königlichen Haushalt gegebenen Einrichtung leistete d'Escars am 3. Jan. 1821 den Eid als premier Maître d'hôtel, und ungeachtet seines vorgerückten Alters mochte er sich noch eine lange und segensreiche Wirksamkeit versprechen, als ein unvorhergesehenes Übel, wie bei hellem Sonnenschein der Donnerschlag, ihm, nach nur viertägiger Bettlägerigkeit, am 9. Sept. 1822 das Leben nahm. Am 12. Sept. 1822 wurden seine Exequien, in Gegenwart des gesammten Corps diplomatique, auf das Prächtigste begangen. Wie man sich erzählte, wäre die Ursache zu dem unerwarteten Sterbefall ein Gericht geworden, das König und Herzog in Gemeinschaft ausersonnen hatten, das im höchsten Grade die Eßlust reizte. Um die Prämie der Erfindung nicht zu verlieren, thaten die beiden Herren, in der vollen Eßlust Homerischer Helden, an ihrem Gerichte sich gütlich. Der königliche Magen ertrug die übermäßige, ihm zugemuthete Anstrengung, aber der arme Herzog erlag, oder aber er fiel, der premier Maître d'hôtel, auf dem Felde der Ehre. Daher konnte Ludwig XVIII., indem er sein Beileid um den schmerzlichen Verlust äußerte, in einem Zuge von triumphirender Eitelkeit hinzufügen: „der arme d'Escars, ich habe doch einen bessern Magen als er." (*v. Stramberg.*)

PERUSSICH, ein zum ottochaner Grenzregimentsbezirke gehöriges Dorf, im agramer Generalate der österreichisch-kroatischen Militairgrenze, am Fuße des Gebirges, an der von Zengg und Ottochacz nach Dalmatien führenden Straße gelegen, mit 87 Häusern, 466 kathol. Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule, der sehenswerthen Schloßruine Kula, welche im Westen über dem Dorfe liegt, Resten einer Römerstraße, einer großen, gegen 280 Fuß tiefen Höhle in der Nähe, dnu Tempelruinen. (*G. F. Schreiner.*)

PERUTZ, böhmisch Peruc, 1) eine gräflich Thun-Hohensteinische Herrschaft im nordwestlichen Theile des rakonitzer Kreises Böhmens, in einer theilweise ebenen und sanft geneigten Gegend, deren Lehm- und Sandboden mittelmäßig fruchtbar ist. 2) Ein Dorf mit 70 Häusern, 520 czechischen Einwohnern, die vom Feldbaue leben, einer eigenen katholischen Pfarre, die zum budiner Vicariatsdistricte des prager Erzbisthums gehört, unter obrigkeitlichem Patronate steht und (1831) 1551 Pfarrkinder zählt, einer erst im J. 1724 ganz neu aufgeführten, sehr schönen katholischen Kirche, die schon im J. 1384 mit einem eigenen Pfarrer besetzt war und einige gute Altarblätter besitzt, einem herrschaftlichen Schlosse, einer Schule. Perutz ist der Stammort der Herren von Perutz, hieß vor Zeiten Opucna, der aber nach 1007 in Perutz, das heißt Waschend, umgewandelt wurde, da, nach Hagek (und dieselbe Sage, jedoch ohne Angabe des Ortes, hat auch Cosmas) Herzog Udalrich von Böhmen hier ein Mädchen, Namens Božena, ihr Linnenzeuch waschend an einem Brunnen, der heute noch den Namen Božena führt, antraf, zu seiner Gemahlin erhob. In der hiesigen Pfarrkirche ist das Grabmal Friedrich's von Lobkowicz vom Jahre 1594 *). Das hiesige herrschaftliche Schloß hat sehr schöne Gartenanlagen. (*G. F. Schreiner.*)

PERUVIANISCHE KARTOFFEL (Landw.). Sie ist keine neue, sondern dem Namen nach schon länger bekannte Art, doch gibt es von ihr auch einige Spielarten. Die echte peruvianische Kartoffel hat einen grünen glatten Stengel mit unvollkommen herablaufenden Flügeln, eine weißliche Blume, mehr runde als lange Knollen, die etwas glatt, sehr groß und oft drei Pfund schwer sind. Der Nabel liegt in einer mäßigen Vertiefung, die zahlreichen Augen in vertieften Gruben, über die sich das Fleisch beulenförmig erhebt. Die Schale ist hellgelb. Diese Kartoffelart kann ihrer großen Tragbarkeit und ihres Mehlreichthums wegen sowol als Futterkartoffel, als zur Branntwein- und Stärkefabrikation allgemein empfohlen werden; auch haben sie Kenner für die wohlschmeckendste Speisekartoffel erklärt. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß sie durchaus nicht im frischen Dünger, sogar nicht in kräftigem Lande, sondern stets als dritte oder vierte Frucht nach dem Dünger und im reinen Sandboden gedeiht. Deshalb verdient sie vorzüglicher Berücksichtigung in düngerarmen und unfruchtbaren Gegenden und Bodenarten. (*William Loebe.*)

PERUVIANISCHE PFIRSCHE (la belle Chevreuse oder Chevreuse hâtive) (Pomol.), schöne frühzeitige, ansehnlich große, runde, zuweilen etwas längliche Pfirsche, mit seichter Furche und oben mit einem kleinen Knöpfchen; ist gelb, mit zarter, leicht abgehender Wolle dicht besetzt, auf der Sonnenseite hochroth und purpurn gestreift, hat weißes, feines, schmelzendes, um den Stein herum rothes Fleisch, gezuckerten Saft und einen sehr guten Geschmack; reift Ende Augusts und eignet sich besonders gut zu Hochstämmen. (*William Loebe.*)

Peruvianische Rinde, s. **Chinarinde**.

Peruvianischer Balsam, s. **Peru-Balsam**.

PERUVIENNE ist 1) ein durch den Zug gewebter, geblümter Gros de Tours (Seidenstoff), auf beiden Seiten recht, aber so, daß die Figur (das Muster) auf jeder Seite in einer andern Farbe erscheint; 2) ein großblumiger, mit Gold- oder Silberlahn broschirter Seidenstoff; 3) eine Art gedruckter Kattune, deren Muster gewisse seidene Stoffe nachahmen. (*Karmarsch.*)

PERUWELZ, Flecken in der belgischen Provinz

*) s. Jarosl. Schaller's Topographie des Königreichs Böhmen. (Prag 1785.) I. Th. S. 194.

Hennegau, mit 5500 Einwohnern, welche vorzüglich Bierbrauereien und Branntweinbrennereien unterhalten.

(*G. M. S. Fischer.*)

PERUZZI, nach der in Frankreich angenommenen Aussprache und Rechtschreibung Perussis, der Name eines alten florentinischen[1]) Geschlechtes, das vornehmlich das Quartier St. Peter's bewohnte. Daselbst stand auch, auf den Trümmern eines, der Sage nach, von J. Cäsar herrührenden Monuments das eigentliche Stammhaus, jener Palast, welcher 1347 die Prinzessin Maria von Bourbon, Gemahlin Robert's von Tarent, des Titularkaisers von Constantinopel, beherbergte, als sie bei Gelegenheit ihrer Reise nach Neapel und während eines Aufenthaltes von mehren Tagen von Seiten der Republik die prachtvollste Bewirthung empfing. Unabhängig von solchem Palast besteht noch heute in Florenz eine Straße und ein Platz Peruzzi, gleichwie es in der ersten Ringmauer der Stadt ein Thor Peruzzi gegeben hatte. Pacino Peruzzi, ein Sohn Arnoldo's, wurde 1285 zum Prior und im August 1297 zum Gonfaloniere der Republik erwählt. Chiaro Peruzzi, Bischof von Montefeltro, 1350, wird in verschiedenen gesandtschaftlichen Verrichtungen mit Ruhm genannt, und hatte sich darum, in seinen Zwistigkeiten mit dem Beherrscher von Urbino, des Schutzes der Republik Florenz zu erfreuen. Ein später Enkel des Pacino, Ridolfo, bekleidete 1413 und 1432 das Amt eines Gonfaloniere; einer der Anführer jener Partei, welche 1433 die Verbannung des Cosmus von Medici durchsetzte, vermochte er doch so wenig wie seine Collegen, Rinaldo degli Albizzi und Nicolaus Barbadori, die Wahl eines den Medici ergebenen Gonfaloniere für die Monate September und October 1434 zu verhindern. Cocco Donati, kaum in sein Amt eingeführt, ließ die drei Oberhäupter der Partei der Albizzi vorladen, in derselben Weise, wie sie im vorigen Jahre dem Cosmus von Medici gethan hatten. Anstatt zu gehorchen, nahmen sie bewaffnet, von den bewaffneten Scharen ihrer Diener und Anhänger umgeben, die Piazza di San Pulinari ein, indem sie zu weitern Unternehmungen ihrer mächtigen Freunde, Palla Strozzi und Johann Guicciardini, warteten. Diese Herren blieben aber aus, und die Signoria, von der ersten Überraschung sich erholend, ließ durch unparteiische Männer eine Unterhandlung mit den Misvergnügten eröffnen, auch sie, behufs einer Verständigung, nach dem Palast einladen. Peruzzi, der nicht ungern die Friedensbotschaft vernahm, betheuerte, für seinen Theil verlange er nichts weiter, als daß Cosmus de' Medici verbannt bleibe; darüber beruhigt, begnüge er sich mit dem errungenen Vortheil, und wolle er von fern nicht, in der Hoffnung eines vollständigern Sieges, seine Vaterstadt

1) Die Peruzzi waren eine der einflußreichsten Familien des sogenannten Popolo grasso des florentinischen Freistaates, die seit den letzten Jahren des 13. Jahrh., seitdem nämlich der Adel, welcher sah, daß es ihm nicht möglich sei, seine alte einflußreiche Stellung in Florenz wieder zu gewinnen in seinen ärmern Geschlechtern und Linien in die Zünfte des Popolo grasso eingetreten war und bürgerliche Gewerbe gesucht hatte, eine factische Nobilität in der Stadt, wo fortan der alte Adel ohne Einfluß war, erlangt hatten. In Verbindung mit andern Geschlechtern des popolo grasso und mit zurückgebliebenen Familien der Bianchi bildeten sie, nach der Abreise des Nida da Prato, Cardinalbischofs von Ostia, der im Mai des J. 1304 im Auftrage des Papstes Benedict XI. nach Florenz gekommen war, um in dieser Stadt gründlichen Frieden zu stiften, eine Partei, welche besonders durch die Furcht vereinigt ward, der Adel der Neri möge sich wieder alter Herrschaft anmaßen. Gleich andern patricischen Geschlechtern befaßten sie sich als Banquiers auch mit Geldgeschäften; dergleichen besorgten sie auch um das J. 1341 für König Robert; ihn gingen insbesondere noch die Peruzzi an, die oberste Gewalt in der Stadt Lucca, welche die Florentiner noch behaupten zu können vermeinten, dem Herrn Gautier von Brienne, Herzog von Athen, angeboten hatten, von einem Prinzen seines Hauses übernehmen zu lassen, was er aber standhaft ablehnte, dafür aber die Signorie über jene Stadt, als ihm selbst zuständig, in Anspruch nahm. Als er auch die Florentiner, was diese mit Sicherheit erwartet hatten, in ihrem Kampfe mit Pisa durchaus nicht unterstützte, geriethen diese in die größte Verlegenheit, die noch dadurch vermehrt wurde, daß viele des guelfischen Adels und namentlich die Barone des Königreichs Neapel ihre Capitalien, welche sie bei den florentinischen Banquiers auf Zinsen angelegt hatten, zurückfoderten, wodurch ein Bankrott nach dem andern bewirkt wurde; einen solchen erlitten auch außer mehren andern Häusern die Peruzzis. Der Herzog von Athen, der im Mai des Jahres 1342 Feldhauptmann der Florentiner geworden war und durch die Gunst des Volkes getragen nach der Signorie von Florenz strebte, versprach den in Verfall gerathenen Geschlechtern des Popolo grasso, und namentlich auch den einflußreichen Peruzzis, um sich in ihrer Gunst zu befestigen, Schutz gegen ihre Gläubiger. Die Peruzzis schlossen sich ihm auch wirklich sehr fest an und hingen ihm auch am längsten an, denn als endlich am 26. Juli d. J. 1343 gegen des Herzogs Tyrannei eine lange gesponnene Verschwörung losbrach, Adel und Popolo grasso sich versöhnten und Alles sich gegen den Herzog erklärte, zogen noch einige vom Adel, einige Peruzzi und wenige Andere dem Herzoge zu und ließen den Ruf: „Es lebe der Herzog" ertönen. Als sie aber Alles gegen diesen sahen, kehrten auch sie um und folgten der allgemeinen Bewegung. Die Peruzzi erholten sich von ihrem frühern Unglück rasch wieder und machten abermals bedeutende Geldgeschäfte, besonders für den König von England. Im J. 1345 hatten sie z. B. von dem Könige von England 600,000 Goldgulden, und von dem Könige von Sicilien 100,000 zu fodern. Da nun der König von England, in Krieg mit Frankreich verwickelt, nicht im Stande war zu zahlen, fallirten die Peruzzis abermals im Januar 1346 und konnten ihren Gläubigern nicht einmal 50 p. C. bezahlen. Dieser gehäuften Unglücksfälle ungeachtet erhielt sich dieses Geschlecht doch bei Ansehen und Einfluß, und immer machten sich einzelne Glieder dieser Familie um das Gemeinwesen verdient, wurden aber auch in die widerwärtigen Schicksale von Florenz mit hineingezogen. So z. B. finden wir Ridolfo de' Peruzzi in der Reihe derjenigen angesehenen Männer der Republik, welche noch vor Cosmos de' Medici Rückkehr im J. 1434 verbannt oder eingekerkert wurden; und zwar scheint der Letztere sein Schicksal nicht verdient zu haben, denn er und Rinaldo degli Albizzi kamen zu Papst Eugen IV., der als Vermittler beider Parteien, der Anhänger der Medicis und der alten Republikaner aufgetreten war und sich zu diesem Ende in Florenz aufhielt, in das Kloster von Santa Maria Novella, und wollten sich ihm überlassen, wurden aber in ihren Unterhandlungen durch die Bewegung gestört, welche zu Gunsten des Cosmus von Medici in der Zwischenzeit eingeleitet worden war. Ein Filippo Peruzzi stand im J. 1444 an der Spitze der Kanzlei, als sich die mediceische Partei in der Herrschaft von Neuem festzustellen bemühte; da man aber dem Filippo nicht ganz traute und fürchtete, daß er in ihre Plane nicht ganz eingehen würde, wurde er entfernt und an seine Stelle ein anderer Kanzler gesetzt, auf welchen man ganz rechnen konnte. Von der Zeit der Befestigung der Herrschaft der Mediceer an trat die Familie der Peruzzi fast ganz außer alle öffentliche Wirksamkeit und hörte auf, der Geschichte ihres Vaterlandes anzugehören. (*G. F. Schreiner.*)

mit Blut erfüllen. Nach diesen Worten zog er mit seinen Leuten nach dem Palast, wo ein fröhlicher Empfang seiner wartete. Die kriegerische Aufwallung derjenigen, die mit ihm, um ihn, die Waffen ergriffen, erkaltete, die Anhänger der Signoria und der Medici, darunter des Rinaldo degli Albizzi leiblicher Bruder, fühlten sich in dem gleichen Verhältnisse ermuthigt, und die Vermittlung des Papstes Eugen, der mit seinem Hofstaate in Florenz weilte, entschied und vervollständigte den durch Peruzzi's Leichtsinn angekündigten Sturz der Albizzi. Ihr Volk verließ die eingenommene Stellung, und die ungesäumt einberufene Balia rief den Cosmus von Medici zurück, während sie den Rinaldo degli Albizzi, den Ridolfo Peruzzi, den Barbadori und Strozzi, überhaupt alle diejenigen, von welchen zeither die Republik regiert worden und ihren höchsten Glanz empfangen hatte, in das Elend schickte. In Italien gab es nur wenige Städte, die nicht einige der Verbannten aufgenommen hätten, viele zogen sogar über die Alpen, sodaß durch dieses Ereigniß Florenz nicht nur viele tüchtige Männer verlor, sondern auch in Reichthum und Fleiß verkürzt wurde, zum großen Bedauern des Papstes, der sich keineswegs dieser herben Früchte seiner Vermittlung versehen hatte. Ridolfo Peruzzi wendete sich nach Aquila, wo er ein großes Gut besaß, starb aber daselbst vor Ablauf des Jahres 1435, gleichzeitig mit seinem Sohne Bartholomäus, zu nicht geringem Vergnügen der Medici, die hiermit eines gefährlichen Gegners ledig wurden. Von Ridolfo's Vettern, die beinahe sämmtlich sein Geschick zu theilen hatten, wendeten einige sich nach Avignon, andere ließen sich zu Ferrara und zu Augsburg nieder. Das augsburgische Patriciergeschlecht der Lang von Wellenburg, so berühmt durch den Cardinal-Erzbischof Matthäus Lang, soll von den Peruzzi abstammen. Eine andere Linie, die der Grafen von Civorio, empfing in Ferrara, wo sie eine neue Heimath gefunden, von den Herzogen mehrfache Beweise von Theilnahme und Aufmerksamkeit; ihre letzte Erbin, Diamanta Peruzzi, wurde mit dem Marchese Ghislieri del Bosco, einem Neffen von Papst Pius V., verheirathet. Marius Peruzzi erscheint in dem lateranischen Concilium, 1513, in der Eigenschaft eines Promotor. Bernhard Peruzzi, Comthur von Cerbajola, Massa und Pontremoli, in dem Umfange des Großpriorats von Pisa, fiel bei der Vertheidigung von Rhodus, 1480. Robert Peruzzi, ebenfalls ein Johanniter, wurde mit Passim de la Grolée 1522 den Türken überliefert, um als Geisel für die nach abermaliger glorreicher Vertheidigung für Rhodus eingegangene Capitulation zu dienen. Christoph Peruzzi, Ritter, fand den Tod bei der Belagerung von Santa Maura, 26. Mai 1525. Ein anderer Peruzzi, der bei den 1569 von Herzog Cosmus nach Frankreich geschickten Hilfstruppen sich hatte anwerben lassen, unternahm es, gemeinschaftlich mit dem Grafen Leonello Oddi und einem gewissen Constantino, an dem geistreichen und hochgelehrten Bernhard Corbinelli des Herzogs Rache zu üben. Corbinelli hatte sich bei der Verschwörung des Pandolfo Pucci betheiligt, und sollte darum bereits 1566 zu Moulins von Aurelio Santi ermordet werden. Der aber verfehlte sich, wurde gefänglich eingezogen, überwiesen und hingerichtet. Peruzzi hatte seine Maßregeln besser genommen, und Corbinelli, der, als ein ausgezeichneter Officier, von dem Grafen von Santa Fiora Bestallung angenommen hatte, wurde, indem er in Begleitung von Franz Giacomini dem Heere zuziehen wollte, unweit la Palisse von den drei Mördern angefallen und erschlagen. Sie schnitten ihm den Kopf vom Rumpfe, steckten ihn in einen Sack und fuhren mit der Post nach Florenz, um gegen Auslieferung der blutigen Trophäe die verheißene Belohnung zu empfangen. Ludwig Peruzzi, Malteserritter, verfiel in dem Laufe seiner Karavanen in türkische Gefangenschaft; seiner Familie kostete seine Befreiung 2000 Scudi. Oberst im Dienste des Kaisers hatte er 1631 gegen Banner die Vertheidigung von Greifswald zu führen [2]). Franz Peruzzi, der Neffe des 1434 aus Florenz

---

2) Eine Auffoderung, worin dem kaiserlichen Volke allerhand Verwüstungen, Sengen und Brennen vorgeworfen wurde, beantwortete er ablehnend, „wegen des Brennens entschuldigte er sich, daß ihm nicht bewust, daß dergleichen vorgeloffen wäre, ausgenommen, daß wegen Greiffswaldischer Befestigung etwas abgebrochen und in Brandt gesteckt worden. Perusi schafft bei so gestalten Sachen alle Kranke und wehrlos Gesind aus der Stadt, und ließ um das Rathhauß in der Stadt eine Stacket machen. Es thäte sonsten dieser Perusi den Inwohnern in Greiffswald nicht wenig Verdruß und Beschwehrlichkeit an, und waren sie die Letzten, die von der Kayserl. Tyranney erlediget worden. Es ward nicht allein durch ihn die Stadt, durch Abbrechung vieler schöner Gebäu jämmerlich verwüstet, sondern auch die berühmte Academia daselbst gantz zerstöhret und vernichtet, und die Bürgerschafft durch stetige Contribution und Exactionen in die äußerste Armuth gebracht. Ein sonderliche Tyranney hat er an einem Evangelischen Prediger, Friedrich Bethius genannt, verübt. Dann nachdem etliche Kayserische Soldaten in dem Dorff Quarnikow, darin er Pfarrherr gewesen, von den Bauren erschlagen worden, hat Perusi, weil er besagter Bauren nicht mächtig werden können, alle Schuld auf ihn gelegt, ihn deßwegen ins Gefängniß geworffen, und dahin gezwungen, daß, da er anders mit dem Leben (ungeachtet er gantz unschuldig) davon kommen wollen, er 300 Reichsthaler bezahlen müssen. An Herrn D. Berthold Krakowitzen, Superintendenten in Vorpommern, hat dieser gottlose Italiäner auch viel Muthwillen verübet. Dann als selbiger von den Jesuiten etwas frey geredet, und ihre Untugenden auffgedecket, hat er sich nicht gescheuet, ihme D. Krakowitzen deßwegen einen Product reichen zu lassen.... Darauff sich denn GOtt endlich über solche Stadt auch in Gnaden erbarmet, und sie wunderbarlicher Weise errettet und entfreyet. Den 11. Junii des Morgens zwischen 6 und 7 Uhren haben sich etliche Schwedische Reuter vor dem Steinbecker-Thor sehen lassen, in Meynung, das Viehe wegzutreiben, welches die Kayserische die gantze Woche über zum selben Thor hatten außgehen lassen, denselben Tag aber war es zu einem andern Thor außgetrieben. Wie nun besagte Schwedische Reuter vom Vieh nichts vernommen, haben sie ein wenig Allarm gemacht und ihre Pistolen gelöset. Als man solches in der Stadt vernahm, ward alsobald zu Pferd geblasen, und ritten etliche Truppen hinauß, welchen der Peruß selbsten, neben dem Lieutenant, Wachtmeister und einem Creutzherrn (Malteser) folgten. Da sie nun hinauß kamen, wurden sie drey Truppen schwedischer Reuter gewahr, welches alsobald dem Obristen angemeldet wurde, mit Verwarnung, daß er sich nicht zu weit hinauß begeben solle. Er aber achtete solches nicht, sondern ritte neben dem Creutzherrn immer fort, biß sie einen guten Weg von der Stadt abkamen: Da thäten sich von neuem etliche Königl. Reuter auß einem Hinterhalt herfür, und schnitten ihnen den Paß nach der Stadt ab. Als solches die Crabaten sahen, so bey dem Obristen waren, nahmen sie das Reißauß, etliche schwemmeten durch das Ryck beim Rosenthal, etliche aber wurden erhascht, und nieder-

vertriebenen Ridolfo, ließ sich in Avignon nieder. Ein Enkel dieses Franz, Bonifaz de Perussis, starb als Bischof zu Lescar, 1509, während der Bruder des Bischofs, Julian, Herr von Puget und Orsans, 1527 als erster Consul der Stadt Avignon genannt wird. Julian's Sohn, Franz II. de Perussis, eingeführt als zweiter Präsident des Parlaments zu Aix, den 20. Aug. 1558, ließ im Sept. 1552 seine Herrschaft Lauris, in der Umgebung von Apt, von K. Heinrich II. zu einer Baronie erheben, und wurde der Vater von Claudius, der am 28. Nov. 1575 als zweiter Präsident des Parlaments von Aix eingeführt worden ist. Claudius starb unvermählt; die Baronie Lauris hatte er einem Vetter, Franz von Perussis, aus der Linie in Barles, zugedacht; in seinen übrigen sehr bedeutenden Gütern, die durch Erbschaft seiner Mutter, gebornen Meynier, und namentlich durch die Baronie Oppède, einen wichtigen Zuwachs erhalten sollten, folgte ihm seine Schwester Clara von Perussis. An Johann von Forbin, Baron von la Fare, verheirathet, stiftete Clara, als Witwe, drei Klöster, eins zu Annecy, eins und zwar der Oratorianer, zu Aix, und das dritte, unbeschuhte Carmelitessen, zu Avignon (1613). Sie selbst nahm, in Gesellschaft von zwei Töchtern, bei diesen Carmelitessen den Schleier, und sie ist in diesem Kloster im 68. Jahre ihres Alters gestorben. Eine andere Linie der Perussis besaß Caumont, in der Grafschaft Venaissin. Dieses Gut hatte Michael von Valperga durch Testament von 1483 an Schuldesstatt seinen Gläubigern, den Florentinern Bonifacius, Julian, Ludwig und Donat von Perussis, überwiesen. Durch Vertrag von 1496 wurde Ludwig der alleinige Besitzer der Herrschaft, von ihm stammt Clemens von Perussis, Besitzer von Caumont, den Papst Pius V. durch ein Breve vom 2. Aug. 1568, Gregor XIII. durch eine Bulle vom 20. Juli 1572 wegen seiner dem heil. Stuhle bezeigten Treue beloben, auch zu seinen sieben Söhnen Glück wünschen ließ, welche in Vertheidigung der Provinz gegen die feindlichen Angriffe der Hugenotten die ersprießlichsten Dienste geleistet haben. Der älteste von diesen sieben Brüdern, Ludwig II. von Perussis, Herr auf Caumont, Ritter des St. Michaelordens, verzeichnete, in Form eines Tagebuchs, die unruhigen und gewaltsamen Begebenheiten, von welchen 1561—1580 die Grafschaft Venaissin der Schauplatz gewesen, nahm aber auch lebhaften und thätigen Antheil in vielen der von ihm beschriebenen Begebenheiten, gleichwie er zu manchen schwierigen Unterhandlungen sich gebrauchen ließ. Seine Handschrift, früher im Besitze von Peyresc, nachmals in der Bibliothek von Carpentras aufbewahrt, hat, wie merkwürdig auch ihr Inhalt ist, bis jetzt keinen Herausgeber gefunden. Die vielen in Frankreich sich drängenden Memoirensammlungen haben vielmehr die Tendenz, sich wechselsweise abzuschreiben, als die noch in scriniis curiosorum verborgenen Handschriften zu veröffentlichen. Ludwig II. hinterließ eine einzige Tochter, Louise Franziska, die, mit Gabriel von Grillet verheirathet, wiederum nur eine Tochter, Blanka Richardis von Grillet-Perussis, gebar. Franz de Perussis, Gouverneur de la Tour du Pont de Villeneuve-les-Avignon, erbte von dem Marquis von Montdevergues die Herrschaft Barles, bei Seyne, und besaß dieselbe 1762 Ludwig Elisabeth Marquis von Perussis, Generallieutenant, Ludwigsritter, Gouverneur von Ardres ꝛc. Eine andere Linie der Perussis besteht zu Cavaillon, und ist in Florenz selbst das Geschlecht Peruzzi keineswegs ausgestorben.

(*v. Stramberg.*)

PERUZZI (Baldassare), Historienmaler und Baumeister der sienesischen Schule, geb. 1481, gest. 1536, ward nach einer Angabe in demjenigen Theil der Diöcese von Volterra, welcher zu der Republik Florenz gehörte, nach einer andern zu Accajano im Sienesischen geboren. Nach noch andrer stammte er von einer adligen Familie, die sich der Unruhen wegen aus Florenz nach Siena gewandt hatte; er selbst betrachtete Siena als seinen Geburtsort aus Vorliebe, weil er sich dort zu einem Künstler gebildet hatte, della Valle dagegen behauptet, Peruzzi's Vater sei ein Siener gewesen. So stritten sich drei Städte um die Ehre, Peruzzi den Ihrigen nennen zu können. Des Künstlers früher Aufenthalt zu Siena und seine Vorliebe für diesen Ort, die er thatsächlich durch seine Rückkehr dahin nach seiner Ausplünderung zu Rom bewies, scheint den Ansprüchen Siena's das Übergewicht zu verleihen. Auch nannte er sich selbst öfters Baltassaro da Siena. Von Kindheit an begleitete ihn Dürftigkeit durch sein ganzes Leben. Der Tod des Vaters hatte der Familie die Stütze entrissen, und zwang nun Peruzzi, seine natürliche Neigung für die zeichnenden Künste zum Erwerb für Mutter und Schwester zu benutzen. Ausgezeichnete Fähigkeiten begünstigten sein Unternehmen. Indem er die Gemälde der besten Meister copirte, gewann er nicht nur soviel, als zur Unterstützung der Seinigen genügte, sondern sogar ein Mehr, damit er sich den Studien freier Wahl, die nicht auf Erwerb gerichtet waren, widmen konnte.

Man kennt seinen Meister nicht, betrachtet aber als solchen Francesco di Giorgio; della Valle macht indessen Peruzzi zu einem Schüler des Matteo da Siena und Pacchiarotto. Seine ersten Werke befinden sich in Siena und Volterra. In Siena schloß Peruzzi mit einem Maler Pietro, den der Papst Alexander VI. nach Rom rief, um im Vatican zu malen, Freundschaft, die wahrscheinlich seiner Bildung sehr nützte. Pietro nahm den Freund mit nach Rom, um ihn dort an seinen Arbeiten zu be-

---

gemacht. Peruß neben dem Creutzherren wurden auch ereylet, dieser zwar alsbald todt geschossen, Peruß aber, weil er vest war, empfing vom ersten Schuß keinen Schaden: der ander aber ward ihm zu hart gepfeffert, und ging durch und durch, also daß er keines weiter bedorffte, und ward ihm ein schöne güldene Kette, daran das güldene Fließ gehangen, abgenommen. Also ist diesem Peruß der große Frevel und Grausamkeit, die er an D. Krakowitzen und andern guten Leuten zu Grypswald begangen, redlich vergolten worden." Die ihres Anführers beraubte kaiserliche Besatzung capitulirte in den nächsten Tagen, und zog am 16. Juni 1631 aus. „Weil sie aber sich nicht dem Accord gemäß verhalten, sondern demselben zuwider auf Havelberg (die Kaiserlichen sollten, laut der Capitulation, nach Loitz convoyirt werden, den Ort hatten die Schweden aber bereits im Februar eingenommen) gezogen, hat sie der Obrist Hall in der Prignitz überfallen, die Reuterey zertrennet, viel niedergehauen, den übrigen aber Quartier gegeben, und das Fußvolk in 1500 starck, disarmiret, davon sich hernach viel untergestellet."

theiligen. Mit dem Tode des Papstes löste sich wieder die Verbindung der beiden befreundeten Künstler. Peruzzi, wieder auf sich selbst gewiesen, übernahm die Ausführung verschiedener Wandmalereien, z. B. die, welche man noch zu S. Rochus sieht. Dadurch gewann er einen Ruf, durch den er zu den bedeutenderen Arbeiten in Ostia gelangte. Er malte dort eine Schlacht im antiken Styl im Helldunkel, worin er die Rüstungen und andere Kriegswerkzeuge nach Basreliefs und andern antiken Denkmalen sorgfältig bildete. Obgleich er dabei durch Cäsare da Sesto unterstützt wurde, so zeigte er sich doch selbst durch dies Werk in seinem wahren Werth. Überhaupt scheint das Helldunkel Peruzzi's Sphäre gewesen zu sein, und er war sich bewußt, daß seiner Kunst der Vorzug einer trefflichen Zeichnung zukomme, weniger aber der der Farbe eigen sei.

Damals zog in Rom Rafael's Blüthe die Aufmerksamkeit Aller auf sich, und man kann in Peruzzi's Werken des Pinsels nicht verkennen, daß auch er jenen Meister kannte und besonders in einigen heiligen Familien ihm nachzustreben sich bemühte. Peruzzi mußte sich von Rafael um so inniger angezogen fühlen, als derselbe schon in dem Hintergrund eines seiner ersten bekannten Gemälde, der Vermählung der heil. Jungfrau, einen runden Tempel mit Säulenhallen dargestellt hatte, in dem man Rafael's Vertrautheit mit den architektonischen Grundsätzen nicht verkennen kann. Deshalb machen einige Peruzzi zu Rafael's Schüler, aber gewiß mit Unrecht in dem gewöhnlichen Sinn; derselbe fühlte sich gewiß nur durch Rafael's Meisterschaft angezogen, der wie in dem Übrigen auch in der Perspective sich auszeichnete. Vielleicht war es sogar Rafael, durch den Peruzzi's Anschauung für die Perspective, worin er sich in der Architekturmalerei, sowie in den Theaterdecorationen später beinahe unübertrefflich auszeichnete, so nachhaltig angeregt wurde; denn sowie man Rafael'schen Geist in den Wandgemälden Peruzzi's erkennt, so darf man kaum auch in Peruzzi's perspectivischen Gemälden die geistige Einwirkung Rafael's leugnen, ohne daß ein äußeres Lehrverhältniß zwischen beiden Männern bestand. Die Künstlernatur Peruzzi's bedurfte nur der gleichsam elektrischen Berührung eines zündenden Funkens, um zu erglühen und in wohlthuendem Leuchten auszustrahlen. So scheint Peruzzi's Verhältniß zu Rafael's Kunst aufgefaßt werden zu müssen. Lanzi urtheilt [1]) darüber so: „Peruzzi näherte sich Rafael in einigen Frescomalereien, wie in dem Urtheil des Paris und Castello di Belcaro, welches man für sein bestes Werk hält, und in der berühmten Sibylle, die dem Augustus die Geburt (des Heilandes) der Jungfrau voraussagt, einem Bilde zu Fonte Giusta in Siena, das von allen unter den berühmtesten der Stadt bewundert wird. Er gab ihr eine so göttliche Begeisterung, daß Rafael, der denselben Gegenstand behandelte, geschweige denn Guido oder Guercino, von dem so viele Sibyllen vorhanden, ihn vielleicht nie besiegt hat. In großräumlichen Bildern, wie z. B. in dem Frescobilde zu Rom in der Kirche della Pace, ist er braver Anordner und Darsteller der Gemüthsbewegungen; adelt sie auch durch Gebäude seines Styls würdig." Dies letztere Mauergemälde, die in den Tempel gehende heil. Jungfrau, jetzt zwar schon ausgebessert, fesselt die Aufmerksamkeit des Beschauers durch die Neuheit des Ganzen, sowie durch den Ausdruck der Figuren. Annibale Caracci zeichnete dasselbe zu seinem Studium. Die Frescogemälde der Altartribune in S. Onofrio zu Rom, unter den Kuppelbildern von Pinturicchio, sind wahrscheinlich älter als jenes Bild, denn die Figuren sind alterthümlich, aber die Köpfe ziehen durch ihre Anmuth an. Die Madonna darin, auf dem Throne, ist mit Heiligen umgeben, auf der einen Seite die Anbetung der Könige, auf der andern die Flucht nach Ägypten. Die Deckenbilder im Saal der Farnesiana verrathen noch den Styl des 15. Jahrh., enthalten aber viel Liebenswürdiges [2]). Von Altargemälden konnte Lanzi nur eins mit drei Halbfiguren, die Madonna zwischen dem Täufer Johannes und dem heil. Hieronymus zu Torre Balbiana, nachweisen [3]).

Dieses keineswegs übertriebene Lob über Peruzzi's Wandmalerei betrifft doch immer nur eine Richtung seiner ausgezeichneten und vielseitigen Leistungen, die sich sowol auf Malerei, als auf Baukunst erstrecken. Zunächst betrachten wir ihn als Meister in den eigenthümlichsten Schöpfungen der zeichnenden Künste, den Grotesken. Es standen ihm darin bedeutende Meister, Domenico Beccafumi, genannt il Mecherino, Gianantonio Razzi, genannt il Sodoma, Cristoforo Rustici, und Giorgio da Siena zur Seite, und namentlich schenkte Rafael den Grotesken Sodoma's seinen Beifall. Lanzi's Urtheil über diese Kunstleistungen Peruzzi's ist [4]): „Keiner aber von diesen glich dem Peruzzi. Er, der Anmuth über alle seine Werke ausgoß, war in Grotesken am anmuthigsten und behauptete in der Freiheit, welche ein Gemälde, das ganz Laune ist, einflößt, noch eine Haltung, welche Lomazzo studirte, um Gesetze daraus zu ziehen [5]). Alle Vorstellungen dienen ihm, Satyren, Masken, Kinder, Thiere, Ungeheuer, Wohnungen, Pflanzen, Blumen, Gefäße, Leuchter, Laternen, Waffen, Blitze; aber wo er sie anwendet, in den Handlungen, die er darstellt, und im Übrigen zügelt er die Laune stets durch die Vernunft. Er wendet und verbindet diese Bilder mit wunderbarer Symmetrie, und braucht sie wie Embleme und Symbole der Thaten, welche sie umgeben." Die Grotesken aber, als bloße Schnörkeleien betrachtet, haben nicht den mindesten Werth; aber als Schöpfungen mit Leben begabt sind sie Kinder des Charakters und der geistigen Stimmung ihres Meisters. Dies bewährt sich an Peruzzi. Die Natur hatte ihn mit einer Heiterkeit begabt, die gleichsam jeden seiner Gedanken in das leichte

1) Geschichte der Malerei in Italien. Teutsch. 1. Bd. S. 292 fg.

2) Kugler's Geschichte d. Kunst. 1. Bd. S. 284. 3) a. a. O. S. 293. Dieser Ort liegt 18 ital. Meil. von Siena entfernt. 4) a. a. O. S. 296. 5) Trattato dell' arte della pittura, scoltura etc. (Milano 1585. 4.); und Idea del tempio della pittura (Milano 1590. 4).

Gewand der Anmuth hüllte, ohne daß jedoch der ihm eigenthümliche hohe Ernst eine Verletzung der Würde gestattet hätte. Man muß daher seine Grottesken gleichsam als Abdrücke seines schöngestimmten Seelenlebens betrachten. Seine äußeren Lebensverhältnisse in der Beschränktheit der Armuth und Dürftigkeit [6]), aus der er sein ganzes Leben hindurch nicht herauskam, stehen mit der unbefangenen Heiterkeit und Freiheit seines geistigen Aufschwungs und großartigen Schaffens im Contrast; aber dieser hat, aus einem höhern Gesichtspunkt betrachtet, eine tiefere Bedeutung; der Glanz irdischen Glücks hätte auf Peruzzi, der in dem Leben mehr als eine bloße äußere Erscheinung anerkennt, nachtheiliger gewirkt als seine Armuth; er würde das nicht sein, was er jetzt ist, ein Vorbild zum reinen Streben auch unter den widerwärtigsten Verhältnissen, ein lebendiges Zeugniß, daß des Menschen Bestimmung Streben nach edler Bildung, das Leben geistigen Seins, ist; sein geistiges Wesen würde nimmer in dem zweideutigen Licht des Reichthums jenen reinen Zauber um sich verbreitet haben, der uns jetzt so mächtig anzieht. Ja die Schüchternheit und das Zartgefühl, die ihn an dem Besitze von Glücksgütern hinderten, weil er mit seinem reichen Talent nicht wuchern konnte, färben den Zauber des Contrastes noch magischer. So scheint sich in Peruzzi's Natur der ewige Geist gleichsam verkörpert dem Auge sichtbar genaht zu haben, damit man sähe, was eigentlich geistiges Leben sei, und daß nicht unbedingt das täuschende Glück des Reichthums und Wohllebens nothwendig sei, um im rechten Streben in die wolkenlose Sonnenhöhe geistiger Größe sich aufzuschwingen, aber nicht um im unbesonnenen Wagniß, wie Ikaros, bald wieder in die bodenlose Tiefe der Weltfluth herabzustürzen.

Eine andere Seite seines geistigen Wesens enthüllte Peruzzi als Baumeister. Es war zwar damals gewöhnlich, daß die Künstler die Kunst des Pinsels und die Architektur in ihren Studien umfaßten, allein Peruzzi wußte die Malerei unmittelbar mit der Baukunst auf eine eigenthümliche Weise zu vereinigen, und durch diese Vereinigung Neues zu schaffen, wie Keiner. Diesem Vorzug haben wir die eigentliche Architekturmalerei in ihrer verschiedenen Form, und die Theaterdecorationsmalerei, wie sie damals nicht bekannt war, zu danken. Als Maler vertraut mit der vervollkommneten Perspective, die damals kaum ihrer Kindheit entwachsen war, und zugleich Architekt, ging er weiter, und bringt man die Vollkommenheit von Peruzzi's Decorationen für das Theater, die an sich nur als ausgeführtere Werke der perspectivischen Architekturmalerei gelten können, mit der nur zweimaligen Gelegenheit zu ihrer Ausführung, sowie die unbestreitbare Wahrheit, daß jede Kunst Übung voraussetzt, in Anschlag, so ist's wol ziemlich wahrscheinlich, daß Peruzzi allein vermöge seiner perspectivischen und architektonischen Studien ein Meister in der Decorationsmalerei wurde. Einfluß auf diese Meisterschaft hatte ohne Zweifel auch Peruzzi's ausgezeichnete Kunst der Grotteskenmalerei. Als die unmittelbarste Vorbereitung zu der Decorationsmalerei erscheint indessen die Architekturmalerei, wie sie wahrscheinlich Peruzzi zuerst übte, und zwar in außerordentlicher Vollkommenheit. Die erste Gelegenheit zur Ausübung dieser Kunst wurde ihm durch die Feste zu Ehren Julian's von Medicis; eine andere in den Decorationen für die Aufführung der Komödie la Calandra von Bibiena, welcher der Papst beiwohnte. Ob Peruzzi außerdem Decorationen malte, ist unbekannt. Diese Werke sind nicht mehr vorhanden, aber Vasari spricht mit großer Bewunderung darüber [7]). Eine Eigenthümlichkeit dieser Decorationsmalerei erwähnt Vasari nicht, nämlich die, daß Peruzzi antike Architektur malte. Man sieht hieraus, sowie aus dem schon erwähnten Schlachtstück, daß Peruzzi seine Studien ernstlich auf das Antike gerichtet haben muß. Ein thatsächliches Zeugniß für Peruzzi's Studien der antiken Denkmäler finden wir in seinen nachgelassenen Schriften und Zeichnungen, welche Seb. Serlio erbte und damit namentlich das vierte und fünfte Buch seines Werkes: Tutte le opere d'architettura e prospetiva, coll' aggiunta delle porte e de' palazzi pubblici e privati (Venezia 1619. 4.) bereicherte; ferner in seinem Commentar zu Vitruv mit Zeichnungen [8]). Quatremère de Quincy urtheilt, Peruzzi sei unter den neueren der erste gewesen, welcher Decorationen für das Theater gemalt habe, und vielleicht der geschickteste in dieser Malerei, obgleich er gleichsam wie durch einen Zauberschlag eine neue ungeahnte Kunst in ihrer höchsten Vollkommenheit in's Dasein rief.

Um sich eine Vorstellung von diesen vorzüglichen Kunstwerken Peruzzi's machen zu können, gibt es jetzt nur noch einen Ort, nämlich in der Galerie des ehemaligen Palastes Chigi alla Lungara, der jetzigen Farnesiana, welche in den Garten führt und worin die Fabel der Medusa gemalt ist. Peruzzi malte hier Verzierungen und Profile in einem so natürlichen Schein als Gypsreliefs, daß sogar ein Titian dadurch getäuscht wurde, und obwol ihn der Begleiter auf seine Täuschung schon aufmerksam gemacht hatte, dennoch auf einer Leiter hinauf-

6) Seine Haupteinnahme waren jährlich 30 Scudi, seit seiner Arbeit im Dom zu Siena, und 250 Scudi, die er jährlich als erster Architekt der Peterskirche in Rom empfing. Die übrigen Arbeiten brachten ihm wenig ein, indem man seine Bescheidenheit misbrauchte und entweder wenig oder gar nichts dafür bezahlte.

7) „Baldasare erwarb sich durch seine Theaterdecorationen um so mehr Ehre, als diese Kunst, weil das Talent und der Geschmack für dramatische Poesie und ihre Vorstellungen selten geworden, ganz unbekannt war. Obgleich die erwähnten Decorationen die ersten, so waren dieselben doch Muster und Vorbild aller, welche seitdem gemalt wurden. Es ist beinahe unbegreiflich, wie unser Decorateur es vermochte, in so kurzer Zeit eine so bedeutende Menge von Gebäuden, Palästen, Säulenhallen, Gesimsen und Profilen mit solchem Geschick und so täuschend darzustellen, daß man wirkliche Gegenstände zu sehen glaubte. Diese Täuschung ging so weit, daß der Zuschauer vor der bemalten Leinwand sich mitten auf einen wirklichen Ort versetzt wähnte. Um diese Wirkung zu vervollständigen, wußte Baldasare die nächtliche Beleuchtung der Fenster, sowie alle zum Bühnenspiel gehörenden Maschinen mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit anzuordnen." 8) Serlio bemerkt in der Vorrede zu dem vierten Buche, daß alles Gute in seinem Werk nicht ihm, sondern seinem Lehrer Baldassare gehöre. Mit Unrecht also werfen Giulio Piccolomini, in seiner Siena illustre, und andere sienesische Schriftsteller dem dankbaren Serlio vor, daß er Peruzzi's Studien geplündert habe.

stieg, um sich durch Betasten zu überzeugen. Leider sind die Verzierungen der Façade, in terra verde ausgeführt, größtentheils verschwunden. Die Hauptfaçade, nämlich die des Eingangs auf der Hofseite, hat im Erdgeschoß einen schönen Säulensaal mit fünf Bogen. Mittels der Durchbrechungen erscheint der Raum viel größer, als er ist; deshalb sagte Pietro Aretino nach Serlio's Zeugniß, es gäbe in jenem Hause kein in seiner Art vollendeteres Gemälde. Darin malte Rafael die Mythe der Psyche. Diese Säulenhalle bildet mit dem Hauptgebäude den Hintergrund von zwei Flügeln. v. Wiebeking tadelt[9]) die Pilasterstellungen an der Façade, sowie an den Flügeln. Die Façade sei mit zwei Reihen auf hohe Piedestale gestellter Pilaster überladen, und würde ohne die Pilasterstellungen und ohne die vier kleinen Fensterchen über den Fenstern des Erdgeschosses der zwei Flügel eine großartige Wirkung gemacht haben: so wie sie aber ist, muß sie zum vermischten neuitalischen und verdorbenen italischen Styl classificirt werden. Günstiger beurtheilt dies Werk Quatremère de Quincy, obwol er auch nicht ohne Tadel die architektonische Construction dieses Bauwerks betrachtet. Er findet in dem Ganzen Anmuth und Ebenmaß; in den Details der Profile eine Reinheit, die er als attische Eleganz bezeichnet. Auffallend ist v. Quandt's Zweifel[10]), ob dieser Palast nach Peruzzi's Riß, und nicht etwa nur wahrscheinlich die schönen Pferdeställe. Er hat für diesen Zweifel keinen anderen Grund als den, daß Baldassare und Rafael nicht im Innern die Frescobilder gemalt haben würden, wenn die Mauern neu waren. Das Gebäude wurde 1518 im Bau begonnen. Vasari überschätzt vielleicht die Vorzüge der Architektur des Palastes, wenn er darüber sagt: Si vede non murato ma veramente nato.

Agostino Chigi war ein Siener und Gönner Peruzzi's. Indem er diesem den großen Bau anvertraute, verschaffte er ihm Gelegenheit, sein Talent zu bethätigen und seinen Ruf zu begründen. Peruzzi wurde darauf nach Bologna berufen, um den Riß für die Façade der Kirche San Petronio zu machen. Er entwarf zwei, einen im neuen Geschmack, den andern im gothischen Styl, aber keiner kam zur Ausführung. Sein Werk ist das schöne Portal der Kirche San Michele, in dem Kloster Bosco, bei Bologna. In Bologna baute er auch den Palast Albergatti. Zu dem Dom in Carpi arbeitete er die Zeichnungen und Modelle; v. Wiebeking rechnet diesen Bau zu dem neuitalischen Styl[11]). Dort begann er auch den Bau der St. Nicolaikirche, mußte denselben aber aufgeben, weil er zum Bau der Festungswerke in Siena berufen ward. Hier wurden nach seinen Rissen die Paläste Palmieri und Pannilini auf dem Platz Agostino gebaut. Ihm wird auch der Entwurf zu der dortigen Kirche S. Sebastiano und S. Clemente im neuitalischen Styl, mit drei Schiffen und zehn Ionischen Säulen aus Granit, von der Insel Giglio, zugeschrieben. Im Corso zu Siena sieht man ein kleines, aber sehr schönes Haus, zu dem Peruzzi den Riß gemacht haben soll.

Nachdem Peruzzi nach Rom zurückgekehrt war, übertrug ihm der Papst Leo X. den Bau der St. Peterskirche, zu welcher schon Bramante, unter Julius II., den Grund, jedoch nach einer wenig überlegten Construction, gelegt hatte. Die Bestallung als Baumeister ist am 1. Aug. 1520 ausgefertigt[12]). Indessen gedieh auch Peruzzi's Plan nicht zur Ausführung. Er hatte die Form eines griechischen Kreuzes, dessen Ausführung eine großartige Wirkung gehabt haben würde, wie selbst v. Wiebeking zugesteht, obwol er diesen Plan einen tadelnswerthen nennt[13]). Peruzzi blieb einziger Baumeister dieses Tempels bis zu seinem Tode. An dem langsamen Fortgange des Baues war die Erschöpfung der päpstlichen Finanzen nicht wenig Schuld. Daneben führte Peruzzi mehre Bauwerke aus. So wird das Haus Silvestri bei Vicolo del Aquila, in der Nähe der päpstlichen Kanzlei von einigen ihm, von andern aber dem Michelangelo und mit mehr Recht zugeschrieben. In der Straße Chiavara zu Rom baute Peruzzi ein Wohnhaus, dessen Hof, mit seinen zwei Pfeilerstellungen, Arkaden und Kreuzgewölben, ein Meisterstück ist. Sein Werk ist das Thor zu der Vigna di Papa Giulio, vor dem Thor del Popolo. Der untere Stock besteht aus einer Mauer, auf der vier korinthische Pilaster, zwei in der Mitte und zwei an den Ecken angebracht sind. Für die Familie Sabelli baute er auf den kreisrunden Grundmauern des Theaters Marcellus einen Palast, dessen Form nicht bequem ist. Der Bau der Säulenhalle, im Hofe des Palastes Altemps, zu Rom, mit Dorischen Pilastern, ist nicht als Werk Peruzzi's zu betrachten, er hat denselben nur restaurirt. Das letzte Bauwerk unsers Künstlers und zugleich ein wahrhaftes Meisterstück ist der Palast Massimi in Rom[14]).

9) Bürgerliche Baukunde. 2. Bd. S. 368. 10) in Lanzi's Geschichte der Kunst in Italien a. a. O. S. 294. 11) a. a. O. 367.

12) Carolo Fea hat diese Nachricht aus den Büchern der Bauverwaltung in seiner Notizie intorno Raffaele p. 17 mitgetheilt. 13) a. a. O. S. 457. 14) Derselbe hat, sagt v. Wiebeking (a. a. O. S. 368), eine convexe, 86 Fuß breite, Façade, mit sechs toscanischen, eine Vorhalle bildenden, Säulen, und zehn toscanischen Pilastern, worauf das ganze Gebälk ruht; auf diesem steht eine Attike, und darauf die 4 Fuß 7 Zoll breiten, und 9 Fuß hohen, auf 2⅓ Lichtweite stehenden Fenster des ersten Stocks, das mit einem schönen, von Kragsteinen getragenen, Gesimse, dessen Höhe und Ausladung 3 Fuß 4 Zoll beträgt, endet. Die Höhe der Façade mißt 57 Fuß, folglich verhält sich zu ihr die Höhe des Kranzgesimses wie 1 : 18,6. Der rückwärts liegende Theil hat einen Hof mit Arkaden, von dessen zwei Seitengängen jeder von zwei Säulen gebildet ist. Quatremère de Quincy's Urtheil (a. a. O. S. 132 fg.) über diesen Bau ist: „Die Kunst hat ohne Zweifel größere und prächtigere hervorgebracht. Keiner aber bietet in einem kleinern Maßstabe und auf einem so beschränkten Raum eine neuere und sinnreichere Partie, einen Anblick dar, welcher eine richtigere Vorstellung von den Wohnungen des alten Roms zu gewähren vermag. Das erste Verdienst des Architekten bei diesem Werk war, daß er eine undankbare, beschränkte und unregelmäßige Lage so glücklich zu seinem Vortheile zu benutzen wußte. Die Anlage dieses Palastes ist so, daß man sie für eine freie Erfindung und nicht für ein Gebot der Nothwendigkeit halten sollte. Der gebogenen Richtung der Straße entsprechend besteht die Façade des Palastes in einem kreisförmigen Aufriß, in seinem ganzen Umfange

Es ist staunenswerth, wie viel Peruzzi in dem ungünstigsten Raumverhältniß des Orts dieses Gebäudes, in einer sehr engen und krummen Straße, geleistet hat.

Leider konnte Peruzzi sein schönes Werk nicht vollenden; er starb im J. 1536, wahrscheinlich an Gift, das ihm der Neid beizubringen wußte. Die Künstler veranstalteten ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Er erhielt seine Ruhestätte neben dem Grabe Rafael's in der Kirche der Rotunda. Als der Papst Paul III. von der Krankheit und Armuth des Künstlers Kunde erhielt, sandte er demselben hundert Scudi mit schmeichelhaften Beweisen einer verspäteten Verbindlichkeit. So schied Peruzzi in Armuth aus einem Leben, das er durch schöne Leistungen und edles Streben verherrlicht hat. Dies war das einzige Vermächtniß, welches er den Seinigen zurückließ.

Ein harter Schlag traf ihn früher schon, im Jahre 1527, bei der Einnahme Roms durch die Franzosen unter dem Connetable von Bourbon. Vor der Trübsal, welche durch diese Einnahme in der feindlichen Plünderung und Verwüstung über die Stadt kam, fliehend gerieth er in die Gewalt der Feinde, indem man in ihm wegen seiner ernsten und edlen Physiognomie irgend einen Großwürdenträger der apostolischen Kirche, oder doch einen reichen Mann vermuthete. Als Gefangener litt er alle Arten der Beschimpfung und Mishandlung, weil man ihm nicht glaubte, daß er nur ein armer Maler sei. Als es ihm gelang, den Soldaten ihren Irrthum wahrscheinlich zu machen, mußte er zum Zeugniß den bei seinem Einzuge in Rom getödteten Connetable von Bourbon malen. Darauf wurde er zwar freigelassen, gerieth aber wiederholt in Gefangenschaft, als er sich nach Porto Ercole eingeschifft hatte, um sich von dort nach Siena zu begeben. Rein ausgeplündert gelangte er endlich in Siena an. Freunde bemühten sich, ihn zu unterstützen und ihm Arbeit zu verschaffen. Diese bestand hauptsächlich in dem Bau von Privathäusern, sowie in der Decoration der Orgel in der Kirche del Carmine. Damals auch wollte ihn der Papst Clemens VII., da er sich schon durch die Befestigung Siena's bewährt hatte, als Ingenieur gegen Florenz anstellen, welches der Papst mit dem kaiserlichen Heere belagerte. Der edle Peruzzi lehnte dieses Ansinnen ab, und opferte damit seiner Liebe für diese Stadt die Gunst des Papstes. Deshalb mußte er nach dem politischen Frieden auch mit dem erzürnten Hohenpriester durch die Vermittelung der Cardinäle Salviati, Trivulzi und Cäsarino sich aussöhnen. So wurde seine großartige Thätigkeit in Rom auf eine betrübende Weise unterbrochen; dennoch nahm er nach seiner Rückkehr seine Arbeit und Studien wieder auf.

mit regelmäßig behauenen hervorstehenden Werkstücken geziert. Eine Dorische Säulenordnung umfaßt den Umriß des Erdgeschosses, dessen Mitte ein Vorhaus darstellt, gebildet von freistehenden Säulen, die zu zwei und zwei gestellt sind. Der Raum zwischen den Säulen ist am Eingange weiter als bei den übrigen. Er führt zu einem kleinen Portikus, den man ebenso gern für ein alterthümliches Atrium halten möchte. Seine Decke, in Felder abgetheilt, ist mit sehr eleganten Stuccaturarbeiten geziert. An jedem äußersten Ende befindet sich eine große Nische, und die Thür steht grade der Säulenweite des Eingangs gegenüber. Die Säulenordnung des Äußern herrscht auch im ganzen Innern.

Sein Werk ist auch in der Kirche dell' Anima in Rom, das Grabmal des Papstes Hadrian VI. Ein schöner Bau Peruzzi's ist das Thor des Hauses Sacrati zu Ferrara. Wegen seiner lieblichen Verzierungen gehörte es zu den ausgezeichnetesten Schönheiten dieser Stadt, und sogar in seiner Art Italiens.

Als Baukünstler betrachtet steht Peruzzi eigenthümlich da, insbesondere zeichnete er sich durch seine Giebelverzierungen aus. Er malte darauf Bauwerke so, daß sie wirklich zu sein schienen, als Basreliefs, Opfer, Bacchanalien, Schlachten, wodurch das Ansehen der Gebäude wesentlich gewann, nach Serlio's Zeugniß. Das Schönste in dieser Malerei leistete er zu Siena und Rom. Polidoro folgte Peruzzi in dieser Kunst und brachte dieselbe zu noch höherer Vollkommenheit. Nicht minder zeichnete sich Peruzzi in derjenigen Art architektonischer Verzierungen aus, welche die Italiener a Terretta nennen. Sie wurde zur äußeren Verschönerung der Gebäude angewendet. Die Zeichnungen wurden auf einem Grunde aus Thonerde und zerstoßener Kohle, vermischt mit Travertin- oder Kalksteinstaub, eingeschnitten, und diese vertieften Linien mit Schwarz und Weiß ausgefüllt. Diese Verzierungen hatten das Ansehen von Basreliefs. Leider ist davon nur die Erinnerung übrig, nachdem diese Werke untergegangen sind.

Sonderbar erscheint es, daß Peruzzi's literarischer Nachlaß auf seinen Schüler Serlio vererbte, und nicht vielmehr bei der Familie blieb, indem wir Peruzzi's Sohn, Giovanni Sallustio Peruzzi, ebenfalls als Architekten kennen, obgleich derselbe die Berühmtheit seines Vaters nicht erlangt hat. Derselbe baute unter andern die Façade der Kirche S. Maria Transpontina in Rom, welche im J. 1564 der Architekt Paparelli anlegte. Die Façade ist im verdorbenen italienischen Styl gebaut. Peruzzi bildete mehre Schüler in der Baukunst, wenigere in der Malerei; in der letzteren den Siener Francesco und Virgilio aus Rom, die wegen einiger Wandgemälde gelobt werden.

Peruzzi soll sich auch mit Kupferstechen [15]) beschäftigt haben. Man schreibt ihm auch den Kupferstich zu: Apollon, Minerva mit den Musen und Herkules, welche den Neid, ein mit Schätzen beladenes Weib, vom Parnaß jagen, in Fol., mit der Schrift Bal. Sen. Per. Vgo. Derselbe ist in Helldunkel gearbeitet und später von Beatrizet gestochen, mit dem Buchstaben B, auf einem Würfel, sowie von H. da Carpi in Holz geschnitten. Auch schreibt ihm Zani (Enciclop. T. IX. p. 125) das radirte, äußerst seltene Blatt, Jesus Christus bei den Jüngern in Emaus, zu. Handzeichnungen gibt es einige von Peruzzi. Während seines Aufenthalts zu Bologna arbeitete er, Farbe in Farbe, die berühmte Federzeichnung der Anbetung der Magier für den Grafen Bentivoglio. Dieselbe wird noch zu Florenz, im Hause Ranucci, aufbewahrt, wurde aber in das Museum des Louvre als

15) s. hierüber den folg. Art. Red.

Siegesbeute geschleppt, wo sie längere Zeit blieb. Es finden sich verschiedene Nachbildungen davon in mehren Galerien zu Parma, Bologna und Florenz. Wie Vasari erzählt, führte Peruzzi's Zeichnung später Girolamo da Trevigi in Farbe aus. Dieses Bild soll auf dem Meere untergegangen sein, und das noch vorhandene nur eine Copie von Cesi sein[16]). Auch in der bridgewater Galerie befindet sich eine Anbetung der Könige aus der Galerie Orléans; die kaiserliche Eremitage zu St. Petersburg besitzt ein ausgezeichnetes Stück eines Architekturgemäldes. Man erblickt zwei Reihen großer Paläste, an denen alle Verhältnisse und selbst die Basreliefs sorgfältig dargestellt sind. Den Hintergrund bildet ein Säulengang. Am Himmel erscheint die heil. Jungfrau mit dem Kinde, auf die verschiedenen Menschengruppen an den Gebäuden staunend ihre Blicke richten. General Churchill überließ dies Meisterwerk dem Lord Orford; darauf kam es in die Galerie zu Hougton-Hall als Giulio Romano, und aus dieser Galerie nach St. Petersburg. Eine andere Zeichnung stellt einen Altar in einer Kapelle, welche mit Pilastern geziert ist, dar. Man sieht darin zwei Gemälde, eins Christus im Olivengarten, das andere Christus am Kreuz, beweint von der Jungfrau und Johannes, außerdem eine am Kreuze knieende Figur. Die dritte Zeichnung ist ein allegorisches Blatt. Vasari, der dasselbe ehedem besaß, glaubt, Peruzzi habe darin die Bemühungen der Alchimisten, den Stein der Weisen finden zu wollen, dargestellt; Mariotti, der es später besaß, vermuthet dagegen, es sei ein satyrischer Ausfall gegen den Geiz seines Nebenbuhlers, San Gallo. Unter den Figuren befinden sich einige Portraits, z. B. Rafael's, Michelangelo, Sebast. del Piombo u. a. In der Notice des dessins, peintures etc. que renferme la galérie d'Apollon au Louvre ist diesem Stück ein besonderer ausführlicher Artikel gewidmet.

Sehr viele seiner Bilder, sowie ein Paar seiner Gebäude sind gestochen worden[17]). Die Anbetung der Könige ist vielfältig. Dieselbe arbeiteten Chr. Alberti, Ag. Caracci, 1579, in reicher Composition auf sieben Blättern. Dieselbe Composition, nur kleiner, und in der Manier des Cor. Gorb, 25½ Zoll hoch, mit den Buchstaben C. R. F. Auch C. Lasinio hat dasselbe gestochen. J. T. de Bry hat die Reise der Rebekka, Gisb. Venius, den Einzug der Rebekka, sowie das Blatt Christus mit den Jüngern in Emaus gearbeitet. A. Andreani stach in Helldunkel Mutius Scävola vor Porsenna, L. Surugue den heil. Hieronymus in einer Landschaft (Cab. Crozat); Caylus im Helldunkel Androklos mit dem Löwen (Cab. Crozat), von dem es auch Abdrücke vor dem Helldunkel gibt; Ph. Thomassin, Apollon mit den Musen tanzend; P. Woeiriot, der Tyrann Phalaris läßt den Perillus in den glühenden Stier werfen, und außerdem das Blatt, Asdrubal's Gattin verbrennt sich mit ihren beiden Kindern, von dem es eine Copie mit Thomassin's Adresse gibt; γ Ϸ S ein Holzschnitt, ein sitzender Einsiedler; F. M. Visconti, Bild des Pandolfo Petrucci, Herrn von Siena. Blätter ohne Namen des Kupferstechers sind das Abendmahl, radirt in 4.; die Hochzeit zu Kana, radirt und mit Holzplatte in Helldunkel gedruckt, 4.; der Evangelist Johannes, zur Linken der Adler, radirt, Oct.; der Palast Farnesiana 1518; der Palast Massimi 1532. — Peruzzi's Bauwerke in Rom enthält das Werk: Palais, maisons et autres édifices modernes dessinés à Rome, publiés à Paris par *Charles Percier* et *P. F. L. Fontaine* en 1798 (à Paris). Pl. 2. 4. 22. 24. 28. 56. 59. 60. 61. 74. 89; das kleine Haus in Siena s. in: Architecture Toscane, ou palais, maisons et autres édifices de la Toscane, mesurés et dessinés par *A. Grandjean de Montigny* et *A. Famin* (à Paris 1815). Pl. 99[18]).

(*W. Hoffmann.*)

Merkwürdig ist es, daß es Peruzzi nicht gelang, bei seinen Lebzeiten den Ruhm zu erlangen, der ihm doch nach seinem Tode gezollt wurde; als einer der größten Baumeister wurde er namentlich erst seitdem anerkannt. Man zog ihn, hinsichtlich des Styls, dem Bramante vor und fand in ihm noch ein höheres Studium nach dem Antiken.

Was Peruzzi's Talente für Malerei betrifft, so war er weniger groß im Colorit, höher in Zeichnung und Composition; es regte sich in ihm jener geniale, sich frei bewegende Sinn, welcher der sienesischen Schule besonders eigen war, wo Beccafumi, Pinturichio, Razzi u. A. als Zeitgenossen des Peruzzi so Treffliches lieferten. Leider verfiel B. Peruzzi bei aller Tüchtigkeit seiner Zeichnung in eine Manierirtheit, die sich in der Form seiner Figuren zuweilen ausspricht und die Körper etwas schwülstig erscheinen läßt.

Früherhin sah man, besonders nach della Valle, Peruzzi für einen Schüler des Pacchiarotto an; die Werke, aus denen wir Peruzzi als Maler kennen, geben wenig Anhalt für diese Annahme, was vielleicht blos darin liegt, weil er in Rom Rafael Sanzio näher gebracht, sich dessen Charakter besonders für die Darstellung der heil. Familie zu eigen zu machen und auch ebenso dessen Art und Weise in den Frescomalereien auszuüben suchte, daher zuweilen Peruzzi für einen Schüler des Rafael Sanzio gehalten wird. Papst Julius II. ließ ihn am Vatican mehres ausführen, und hier zeigte sich, was der sieneser Künstler vermochte; zum Baumeister der St. Peterskirche ernannt, bot er Alles auf, um sich solcher Stellung würdig zu machen, obgleich er nur einen sehr mäßigen Gehalt von 250 Scudi bezog. Eine besondere Anerkennung erhielt er von Adrian VI., dessen Grabmal, in der Kirche S. Anima zu Rom von Peruzzi entworfen, als eins seiner Meisterwerke gilt.

16) Diese Angaben hat Nagler, wie es scheint, nicht beachtet, obwol er die Vielheit von Peruzzi's Anbetung kennt. 17) Vergl. hierüber den folg. Art. Red.

18) Peruzzi's Portrait in halber Figur hat ein Ungenannter gestochen. Über sein Leben befindet sich das Bessere in Vasari's Werk; dann in den Lettere senen. T. III. ep. VII.; in Lanzi's Gesch. d. Kunst in Italien, teutsch von v. Quandt und Ad. Wagner, 1. Thl. S. 292 fg. in Quatremère de Quincy's Gesch. d. berühmtesten Architekten und ihrer Werke, Teutsch, 1. Bd. S. 119 fg.; Von dem, was die Biogr. univ. Vol. XXXIII. p. 447 sq. enthält, ist nur Einzelnes brauchbar. In Nagler's Künstlerlex. (11. Bd.) sind einige Irrthümer, und überhaupt ist nicht genug gesichtet.

B. Peruzzi fertigte ein treffliches Modell der St. Peterskirche zu Rom, was allgemein als vorzüglich anerkannt wurde, obgleich man später darin verschiedene Modificationen angebracht hat. Ebenso wurde Peruzzi vom Papst Clemens VII. beauftragt, die Festungswerke der Stadt Siena zu erbauen. Eins seiner trefflichsten Architekturwerke ist der vom (früher Kaufmann gewesenen, nachherigen) Fürsten Agostino Chigi ihm zum Bau übertragene Palast zu Rom, welcher gewöhnlich unter dem Namen Farnesina bekannt ist. Dieses Gebäude, auf dem Grunde der ehemaligen Gärten des Geta errichtet, wurde mit herrlichen Fresken von Rafael Sanzio (die Geschichte von Amor und Psyche und Galatheen's Triumph auf dem Meere darstellend), von Antonio Sodoma oder Razzi (ähnliche mythologische Gegenstände), von Giulio Romano und selbst von Sebastiani del Piombo geschmückt. Auch Peruzzi verewigte sich als Maler in diesem wahren Kunstpalast, da er eine Decke desselben mit Scenen aus der Geschichte der Medusa und des Perseus so vorzüglich verzierte, daß sowol das Hauptbild als die in reichem Stuck und sonstigen Verzierungen eingefaßten Nebengemälde ein treffliches Meisterwerk bildeten. Peruzzi besaß eine seltene Fertigkeit, die Stuckarbeit grau in grau auf der Wand darzustellen; man erzählt sich die Anekdote, daß einst Titian in dem genannten Palast die Simse und ähnliche Werke von Peruzzi's Hand gemalt gesehen und für wirkliche Stuckarbeit gehalten hätte. Die erwähnten Scenen aus der Fabel der Medusa sind äußerst leicht und geistreich behandelt und mehres im Geiste Rafael's erfaßt. Vasari sagt darüber, daß der Palast Chigi mit Grazie ausgeführt, das Gebäude nicht gemauert, sondern geboren erscheine.

Ebenso wird der Porticus an dem Palast Massimi zu Rom, das Haus Sacrati und der Dom zu Carpi, welcher im Styl des Vitruvius erbaut ist, als trefflich geschildert. Noch dürfte unter den vielen von ihm erbauten oder wenigstens angegebenen Architekturwerken der Hauptaltar im prächtigen Dome von Siena zu nennen sein, wo eine reiche und große Entwickelung genialer Kräfte sich erweist. Die prachtvoll mit Figuren in Holz geschnitzten Chorstühle des Doms sind ebenfalls nach des Meisters Zeichnung, und zeigen, nächst den eigentlichen Verzierungen an Blätter- und Laubwerk, in den vorspringenden Figuren außerordentliche Bewegung und Leichtigkeit. Peruzzi hatte einen zarten und dabei großartigen Sinn für das Groteske, und er wußte auf eine geschickte und graziöse Art Bilder der Phantasie und der Natur zu verbinden. Auch besaß er ein glückliches Talent für Perspective und Decorationsmalerei; zu der etwas unzüchtigen Komödie Calandra, welche vom Cardinal Bibiena vor Papst Leo X. aufgeführt wurde, soll er treffliche Decorationen gemalt haben.

Was seine Werke der Malerei betrifft, so sind seine Ölgemälde weit seltener als seine Frescogemälde; von ersterer Art kommt von kleinen Werken nur sehr wenig vor. In allem, was der Meister lieferte, erscheint eine gewaltige Erfassung, Handlung, Ausdruck und Bewegung, alles in dem schaffenden System des Meisters hoch vereinigt. Für merkwürdig und selten galt früher eine Altartafel in Torre Babiano, 18 Meilen von Siena, wo die Madonna mit dem Kinde von Johannes dem Täufer und dem heil. Hieronymus umgeben ist. Eins seiner größten und reichsten Hauptbilder ist die Anbetung der Könige im Palast Bentivoglio zu Bologna; hier herrscht Bewegung und Leben von den Hauptgruppen im Vorgrund an bis zum entferntesten Hintergrund, indem der Meister den verschiedenen Hergang der Scene auf mannichfache Art darstellte [1]). Ein anderes sehr hochgeschätztes Altarbild ist in der Kirche Madonna della Pace zu Rom, welches die heilige Jungfrau, zum Herrn in den Tempel gehend, darstellt. Obgleich das Bild gelitten hat, so erkennt man in ihm das vortreffliche Talent, was der Meister für den höhern ideellen Styl hatte. Noch dürften von den Frescomalereien diejenigen hier hervorzuheben sein, wo er in Castel Belcaro das Urtheil des Paris und in Fonte Giusta zu Siena die tiburtinische Sybille darstellt, wie sie dem Kaiser Augustus die Erscheinung der heil. Jungfrau vorhersagt; ein göttlicher Enthusiasmus beseelt diese Werke.

Da zu jener Zeit es Sitte war, die Façaden der Häuser zu bemalen, so lieferte Peruzzi auch für mehre ansehnliche Gebäude Kunstwerke, die allgemeinen Ruhm einernteten.

Wenn der so vielseitig gebildete Künstler Peruzzi von Vasari und einigen andern ihm blind nachfolgenden Kunstautoren als Kupferstecher oder als Holzschneider geschildert wird (in Odieuvre's Werk der Portraits ist sogar sein Bildniß mit den Worten Peintre Graveur bezeichnet), so kann dieses nur für einen Irrthum betrachtet werden, nämlich die wenigen ihm zugesprochenen, grau in grau oder mit mehren Platten gedruckten Holzschnitte (Clair obscurs, oder Blätter in Helldunkel) sind nur nach Peruzzi's Zeichnungen von gleichzeitigen Meistern, wie Hugo da Carpi u. A., gearbeitet. Schon bei einiger Aufmerksamkeit erweist sich dieses bei jenen Blättern, denn man sieht darauf die Namen der Formenschneider Andreani, da Carpi, oder das Monogramm eines ungenannten Meisters. Von dreien Blättern findet sich eine Beschreibung in ***Bartsch*** **Peintre Graveur. Vol. XII. Sectio VI. VIII. X.** [2]).

Nach B. Peruzzi ist endlich manches Schöne in Kupfer gestochen, als Hauptblätter: 1) Der Einzug der Rebekka zu Nachor, eine der schönsten lieblichsten Compositionen in einem Friese in f. gr. r. qu. Fol. aus 4 Bl. von Ghisb. Venius gestochen. 2) Die große Anbetung der Könige aus dem Hause Bentivoglio, nicht mit dem Bild in dem Hause Rinuccini in Florenz zu verwechseln, von Agostino Carracci, eins der vortrefflichsten, mit Kühnheit bearbeiteten Grabstichelblätter f. gr. imper. Fol. Aus 7 Platten bestehend. 3) Der heil. Hieronymus in einer Landschaft aus Crozat's Cabinet von

1) Derselbe Gegenstand ist auf eine andere Weise, aber ebenso reich componirt; in einem trefflichen Bild in dem Hause Rinnuccini in Florenz ausgeführt. Gestochen ist dieses Bild in Lastri Pittrice d'Etruria. 2) Mucius Scävola von Andrea Andreani. Herkules jagt den Neid fort, von Hugo da Carpi. Ein Eremit in einer Landschaft γ h S bezeichnet.

Surugue gest. gr. Fol. 4) Apollo mit den Musen tanzend, schöne graziöse Composition, wovon ein Bild auf Goldgrund gemalt sich im pariser Museum befand, aber dort als Giulio Romano genannt und von Mussard in Kupfer gestochen worden; das ältere mit Peruzzi's Namen bezeichnete Bild ist von Phil. Thomassin gest. s. gr. r. qu. Fol. 5) Von ältern Meistern ist gestochen ein italienischer Meister mit dem Würfel, gewöhnlich Dado genannt: 1) Herkules jagt den Neid fort. 2) Der Fluß Peneus und seine Töchter. 3) Apollo tödtet den Drachen. 4) Cybele auf einem Wagen, alle kl. Fol. Unten italienische Verse; diese Blätter von Lafreri's Adresse sind selten. 6) Camillus, reiche Composition von einem alten anonymen Italiener aus der Periode Marc Anton Raimondi's. 7) 2 Bl. Die Geschichte des Perillus im glühenden metallenen Stier; die Gemahlin des Asdrubal, welche sich mit ihren Kindern in die Flammen stürzt; beide Blätter schön von P. Woeiriot gestochen.

Außerdem gibt es einige mehr oder weniger vollendete Radirungen und Fac-similes nach Zeichnungen, z. B. Androklus mit dem Löwen von Caylus und le Sueur, die Hochzeit zu Kana u. a. Noch ist zu bemerken, daß die schönen, von Winckler in seinem Katalog angezeigten, Holzschnitte, weder was Zeichnung noch was Vollendung betrifft, dem B. Peruzzi angehören, sondern dem Beccafumi, oder, wie man ihn auch nennt, Micarino. (*Frenzel.*)

PERUZZINI (Domenico), ein wenig bekannter Künstler der bolognesischen Schule, etwa aus der Mitte des 17. Jahrh., war nach Lanzi in Ancona oder in Pesaro geboren. Wie Lanzi und Bartsch sagen, scheint er, nach der Zeichnung, nach dem Geschmack und nach der Nadelarbeit zu urtheilen, welche in seinen Radirungen vorkommt, zu Simon da Pesaro's Schule gehört zu haben. Lanzi gedenkt mehrer Arbeiten, welche von Peruzzini in Pesaro vorhanden wären, woraus sich dann ergäbe, daß der Künstler wenigstens einige Zeit seinen Aufenthalt dort hatte, woraus dann weiter vielleicht noch der Schluß zu ziehen wäre, daß die auf einem von Peruzzini radirten Blatt (der kreuztragende Christus) oben am Kreuz angegebenen Buchstaben D. P. P. F. bedeuten: Domenicus Peruzzi Pesaurensis fecit. Die Bedenklichkeiten über diesen Künstler und seine Werke werden nicht wenig durch die Bezeichnung einiger derselben mit Buchstaben D. P. 1642, oder auch 1661 und D. P. F. Anconae oder Dom. Per. Anconae 1661 erhöht, indem man dadurch dieselben mit den sehr abweichenden Arbeiten des Domin. Piola verwechselte, obgleich Dom. Piola nach Ratti wol in Mailand und andern Orten der Lombardei lebte, aber niemals in Ancona. Abbatte Lanzi sagt (Vol. II. p. 373): „D. Peruzzini von Ancona, Schüler von Simon da Pesaro, erwarb sich am turiner Hof viel Verdienste und wurde daselbst zum Ritter ernannt;" ferner: „ein altes Manuscript zu Pesaro, welches zugleich von den Malern der Stadt Pesaro spricht, beweist, daß der Ritter Peruzzini von Pesaro gebürtig und ein Schüler Pandolfi's gewesen." In Orlandi's Abecedario wird er unter dem Namen Johannes aufgeführt und als Schüler des Cantarini von Pesaro genannt, auch gesagt, daß beide Städte viel von seinen Arbeiten besitzen. Ferner, daß sein Styl viel von dem der Carracci's oder des Guido besaß, daß er viel für Kirche und Theater malte. Seine Arbeiten zeigen weniger Fleiß und dauerndes Studium, als besonders eine gewisse Sicherheit und Kenntniß der Perspective, zugleich große Leichtigkeit und Kühnheit. Seine Malereien finden sich in vielen Orten von Pesaro an bis nach Ascoli, sowie es deren auch in Rom, Bologna, Turin und Mailand gibt; in der letztgenannten Stadt ist er gestorben.

Bartsch führt im Peintre Graveur von Peruzzini's Radirungen zwölf Blatt an, wovon eilf Stück als gewiß und eins als zweifelhaft genannt wird. Das erste, ein kleines Blatt, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde und Joseph, halbe Figur, und D. P. 1661 bezeichnet, ist von außerordentlich zarter geistreicher Nadel. Ebenso Nr. 2 ein ähnlicher Gegenstand. Nr. 8—11 bildet eine Folge von vier Landschaften mit Figuren in quer Duodez. Nr. 12. Der heil. Hieronymus, Buße übend. 9 Zoll 10 Lin. hoch, 7 Zoll breit, ist ein Blatt von außerordentlich zarter Nadel, und weicht im Styl wesentlich und bedeutend von den andern Blättern des Meisters ab. Im Sternbergischen Katalog der italienischen Schule, verfaßt von Frenzel (Vol. I. p. 697. Nr. 6695) ist ein Blatt, eine heil. Magdalene darstellend, aufgeführt, 4 Zoll 2 Lin. hoch, 2 Zoll 11 Lin. breit, welches mit 1647 bezeichnet ist und in Bartsch Peintre Graveur nicht angegeben ist. (*Frenzel.*)

Pervati, s. Parvati.

PERVÉ (Niccolo), war 1581 Kapellmeister an der liberianischen Hauptkirche (S. Maria Maggiore) in Rom angestellt, wo ihm 1587 Suriano folgte. Von ihm sind mehre Werke in Sammlungen gedruckt, unter andern in der, welche den Titel führt: Dodici affetti. (Nach Kandler aus der Übersetzung des Lebens und der Werke Palestrina's von Baini.) (*G. W. Fink.*)

PERVENCHÈRES, Flecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Ornedepartement (Perche), Bezirksstadt Mortagne, liegt drei Lieues von dieser entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, gehört zum Einregistrirungsamte Bellême und hat eine Pfarrkirche und 948 Einwohner. Der Canton Pervenchères enthält in 14 Gemeinden 11,168 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERVIGILIUM und PERVIGILIUM VENERIS. Mit dem Worte Pervigilium bezeichneten die Römer an sich „das Wachen die Nacht hindurch," speciell aber und im engern Sinn denjenigen Gottesdienst, welcher, wenn nicht die ganze Nacht, doch den größern Theil derselben dauerte, daher z. B. diejenige religiöse Feier, welche erst nach Mitternacht begann, auf diesen Namen keinen Anspruch hatte, z. B. wenn August's Mutter, Atia, zu einem Gottesdienst Apoll's um Mitternacht kam [1]); die Römer sagten in demselben Sinne auch Vigiliae [2]) und no-

1) *Suet.* Aug. 94. 2) *Plaut.* Aulul. Prol. 35.

cturnae pervigilationes [3]); die Griechen nannten solche nächtliche Feier παννυχίς, παννύχιον, seltner παννυχισμόν und διαπαννυχιασμόν, sie begehen παννυχίζειν und die Theilnehmer an derselben παννυχιστάς. Bei den Griechen war dieserlei Art Gottesdienst, obgleich auch unter ihnen gar Manche das Bedenkliche desselben erkannten, ziemlich häufig und fand namentlich an Demeter- und Persephone-, wie an Dionysosfesten statt, besonders, wenn solche eine mysteriöse Färbung angenommen hatten [4]); vorzugsweise waren es hier Frauen, welche derlei nächtliche religiöse Feier begingen, zumal solche, die einen schwermüthigen ernsten Charakter hatte, während diejenigen, bei denen beide Geschlechter concurrirten, mehr eine heitere, scherzhafte Form hatten. Daß solcherlei nächtlicher Dienst oft die Gelegenheit zur Verführung bot und den Deckmantel für Unzucht gewährte, beweisen nicht allein die Äußerungen der Kirchenschriftsteller, denen man vielleicht kein ganz unparteiisches Urtheil hierüber zutraut, sondern auch einige Stellen griechischer Komiker [5]), aus denen klar hervorgeht, daß manches Mädchen bei solcher Gelegenheit um ihre Ehre kam. Die Römer hatten deshalb in früherer Zeit einen Abscheu vor allem nächtlichen Gottesdienst, und ihre Nationalculte waren ganz besonders von jeder nächtlichen Feier frei, bei dem beide Geschlechter zusammenkämen; Cicero [6]) bestimmt daher auch in seinen den römischen Einrichtungen nachgebildeten Gesetzen, daß, mit Ausnahme des Gottesdienstes der Bona Dea, die Frauen keinen nächtlichen Gottesdienst halten sollten, und ebenso rühmt Dionys [7]) von Halikarnaß an den Römern, daß bei ihnen nicht beide Geschlechter des Nachts in den Tempeln zusammenkämen. Erst seit dem Eindringen griechischer Sitten in Rom wurde nächtlicher Gottesdienst und zwar Anfangs verstohlen geübt. Wie sehr man aber von Staatswegen denselben misbilligte, beweisen die strengen Maßregeln, welche Senat und Behörden im J. 568 d. St., 186 v. Chr., trafen, als man die Entdeckung machte, daß eine Anzahl römischer Matronen nächtliche Bacchusfeier begangen hätten [8]). Als man ihn dann gestattete, waren es immer nur weibliche Gottheiten, wie die Bona Dea und die Ceres, denen zu Ehren auch nur verheirathete Frauen [9]) ihn begingen, und wie Jungfrauen von demselben ausgeschlossen waren, so war es vollends hart verpönt, wenn Männer sich heimlich einschlichen; ich erinnere hier nur an P. Clodius, der sich in weiblicher Kleidung in Cäsar's Haus einschlich, als die Matronen daselbst den Gottesdienst der Bona Dea — Sacra Bonae maribus non adeunda Deae [10]) — begingen, den sie dem Herkommen gemäß immer im Hause des jedesmaligen Pontifex Maximus und zwar, wie es immer dabei heißt, „zum Wohl des Staats" feierten. Erst unter den Kaisern wurden zuweilen, um allen Ständen eine große nächtliche Lust zu gewähren, pervigilia für beide Geschlechter angekündigt [11]); damals gab es pervigilia, welche die ganze Stadt, neben solchen, die Einzelne für sich feierten [12]). Und so mag in der Kaiserzeit auch zu Ehren der Venus von Frauen, vielleicht selbst von Jungfrauen, ein pervigilium alle Jahre regelmäßig begangen worden sein; man wird dafür freilich nicht als Beleg anführen dürfen, daß von den Komikern diese Göttin, natürlich mit Beziehung auf einen andern nächtlichen Dienst und nicht mit Beziehung auf Gottesdienst „Nachtwacherin" oder „Nachtleuchterin," noctuvigila bei Plautus [13]), noctiluca bei Lucilius [14]) genannt wurde, so wenig als ich das Beiwort φιλοπάννυχος, was der Göttin gegeben wird, auf nächtlichen Gottesdienst beziehen möchte.

Daß Venusdienst nicht zu den ältesten Gottesdiensten Roms gehört hat, wird man den römischen Antiquaren, wie Cincius Alimentus und Varro [15]), glauben dürfen, von denen jener bemerkt, daß der Name der Göttin sich nicht in den Liedern der Salier befinde, dieser berichtet, daß unter den Königen überhaupt sie weder unter einer lateinischen, noch unter einer griechischen Benennung bekannt gewesen sei. Wäre es freilich entschieden, daß der Monat April seinen Namen von der Venus hätte, was wenigstens zur Zeit Varro's schon eine unter den Gelehrten ziemlich verbreitete Ansicht gewesen sein muß (denn an einen desfallsigen Volksglauben ist nicht zu denken), so würde sich, da jene Monatsnamen auf Romulus zurückgeführt werden, damit jene Ansicht von selbst widerlegen; aber wie sehr auch unter den römischen Gelehrten Einige eine ganz besondere Weisheit des Romulus darin haben erkennen wollen, daß er die beiden ersten Monate des Jahres nach seinen Ahnen Mars und Venus genannt hätte, so ist doch gewiß, daß die Beziehung, die man zwischen Aprilis und Venus gefunden hat, allein etymologischer Spielerei ihren Ursprung verdankt, indem man nämlich jenen Namen mit ἀφρός, Ἀφροδίτη in Verbindung setzte; bei dem heutigen Standpunkte der Etymologie braucht man die Unmöglichkeit einer solchen Ableitung nicht erst zu erweisen; den einen Grund, welcher allein schon genügte, um diesen Zusammenhang in seiner Nichtigkeit zu zeigen, hat schon Cincius geltend gemacht; sobald nämlich ein Monat nach einem Gotte benannt sein sollte, müßte immer ein Hauptfest der Gottheit auf den Monat fallen, im April aber gab es keinen Festtag, kein berühmtes Opfer der Venus, was einen alterthümlichen

3) *Cic.* de legg. II, 15. 4) *Aristoph.* Ran. 364. 447 *Dind.* 5) *Plaut.* l. c. Is adolescens — illam stupravit noctu, Cereris vigiliis. *Cic.* de legg. II, 14. Quid autem mihi displiceat in nocturnis, poetae indicant comici. *Gell.* II, 23. Filia hominis pauperis in pervigilio vitiata est apud Menandrum et Caecilium in Plotio. 6) *Cic.* de legg. II, 9. Nocturna mulierum sacrificia ne sunto praeter olla, quae pro populo rite fient. 7) *Dion. Hal.* A. R. II, 19. *Οὐ βακχείας καὶ τελετὰς ἀποῤῥήτους, οὐ διαπαννυχιασμοὺς ἐν ἱεροῖς ἀνδρῶν σὺν γυναιξίν.* 8) *Cic.* de legg. II, 15 u. das. Davis. *Liv.* XXXIX, 9—20. 9) *Tacit.* Ann. XV, 44. Pervigilia celebravere feminae, quibus mariti erant. 10) bei *Tibull.* XI, 6, 22.

11) *Suet.* Calig. 54. Nec alia de caussa videtur eo die, quo periit, *pervigilium indixisse*, quam ut initium in scenam prodeundi licentia temporis auspicaretur. 12) *Suet.* Galb. 4. Fortunae simulacrum in parte aedium consecratum, menstruis deinceps supplicationibus et pervigilio anniversario coluit. 13) *Plaut.* Curcul. I, 3, 40. 14) In *Fest.* p. 174. Müller hat die Handschrift noctiluca, Paulus dagegen (p. 175) Noctilugam Lucilius cum dicit, obscenum significat, wofür Salmasius noctipugam vermuthete. 15) *Macrob.* S. I, 12.

Ursprung verriethe; allerdings findet sich bei Ovid [16]) und in einigen alten römischen Kalendarium am 1. April ein Fest der Venus und Fortuna Virilis, und ebenso am 21. und 23. d. M. Vinalia festum Veneris et Jovis angegeben; über die Vinalia wird weiter unten gesprochen werden; das Fest am 1. April aber scheint, wenn es auch von Ovid erwähnt wird, doch spätern Ursprungs zu sein und hierauf sich eine Äußerung des Verrius [17]) zu beziehen. Ovid [18]) vertheidigt freilich die von Varro und Cincius bestrittene Etymologie vom Aprilis, aber mit solchen poetischen Gründen, die schwerlich einen Forscher überzeugen werden.

Gleichwol soll in Lavinium der Venustempel lateinischer Bundestempel gewesen sein, die Ardeaten erblich die Fürsorge dafür gehabt, ebenso soll in der Nähe von Ardea sich ein Heiligthum der Venus befunden haben, in welchem die Latiner ihre festlichen Versammlungen gehalten hätten [19]), zwei Data, die Latiums frühe Bekanntschaft mit Venuscult zu beweisen scheinen. Für Roms frühere Bekanntschaft mit demselben Cult darf freilich nicht die Venus Libitina angeführt werden; denn wenn gleich der in einem Hain gelegene Tempel der Todtengöttin Libitina in den Anordnungen des Königs Servius Tullius vorkam [20]) und wahrscheinlich selbst viel älterer Zeit angehört, so möchte doch die Verbindung dieser Todtengöttin mit der Venus erst späterer Misdeutung ihren Ursprung verdanken, als man sich durch den Gleichklang verleiten ließ, jene Libitina mit der später aufgekommenen Lubentina Venus [21]), Libentina Venus [22]), Diva Libentia [23]) zu verwechseln [24]). Eher könnte man dafür die Venus Cloacina oder Cluacina anführen, deren Statue und Kapelle auf dem Forum nicht weit von den sogenannten neuen Buden (tabernae novae) standen [25]), in deren Nähe Verginius seine Tochter durchstach; hier trieben sich nach Plautus [26]) die Lügner und Aufschneider herum; im J. 576 der St. bei einem Brande, der die meisten Gebäude beschädigte, welche um das Forum Romanum herumlagen, brannte auch dieser Tempel der Venus so gänzlich nieder, daß selbst keine Spur von ihm übrigblieb [27]). Sagen führten aber den Ursprung dieser Venus Cloacina auf Titus Tatius oder auf Romulus zurück [28]). Am Fuße des aventinischen Bergs, in einem zwischen diesem und dem Palatin gebildeten Thale, lag der Tempel oder die Kapelle der Murcia; daher nannte man den in der Nähe angelegten Circus Maximus, oder vielmehr den innersten Theil desselben von der Spina an „den Circus ad Murcim“ das Ziel „metae Murciae.“ Diese Murcia aber leitete man von König Ancus ab [29]). Auf denselben König führten Einige unter den römischen Antiquaren auch den Ursprung der Calva Venus zurück, während Andere sie aus der Zeit der Besetzung Roms durch die Gallier herleiteten [30]). Ziemlich alterthümlich klingt auch der Name Frutinal, wie man den Tempel der Venus Frutis nannte [31]), deren Bild Äneas aus Sicilien mitgebracht haben soll [32]). Aber wie alt auch immerhin die Cloacina, Murcia, Calva und Frutis gewesen sein mögen, so ist doch sehr die Frage, ob nicht die Verbindung dieser Beinamen mit der Venus erst ein Werk späterer Zeit ist, als man die Venus selbst kennen gelernt hatte, ob nicht etwa früher Eigennamen waren, was erst nachher Beinamen wurden, und vielleicht unter diesen Namen nur Göttinnen verehrt wurden, deren Wesen man später als dem der Venus verwandt erkannte. Nach Beendigung aber des samnitischen Kriegs soll Fabius Gurges einen Tempel der Venus Obsequens, welche bei den Italern Postvota hieß, errichtet haben [33]). Es läßt sich kaum zweifeln, daß damit dasselbe Ereigniß gemeint ist, was Livius [34]) aus dem J. 459 d. St., 295 v. Chr., erwähnt; Q. Fabius Gurges, der Sohn des damaligen Consuls, so erzählt Livius, bewirkte, daß eine Anzahl römischer Matronen, welche Unzucht getrieben hatten, dieses Verbrechens von der Volksversammlung schuldig befunden und zu einer Geldstrafe verurtheilt wurden, und ließ vom Ertrag derselben den Tempel der Venus, der in der Nähe des Circus steht, errichten. Wenn nun nicht etwa

16) Fast. IV. 133—162. 17) *Macrob.* S. I, 12. Non tamen negat Verrius Flaccus hoc die (ob mense?) postea constitutum, ut matronae Veneri sacrum facerent. 18) *Ovid.* Fast. IV, 85. 19) *Strab.* V, 232. 20) *Dion. Hal.* A. R. IV, 16. 21) *Cic.* N. D. II, 23. 22) *Varro* L. L. VI, 47. *Serv.* z. A. I, 720. 23) *Arnob.* IV, 9. 24) Klausen, Äneas u. d. Penat. 499. 502. 25) *Liv.* III, 48, 5. Weil Plinius (H. N. XV, 29, 36) nur *signa* Veneris Cluacinae erwähnt, deshalb vermuthete Sachse (Beschreibung Roms (I, 340), daß es nur eine oder mehre Statuen dieser Göttin, aber keinen Tempel, höchstens eine aedicula gegeben habe. Mir scheint, als wenn hier aus dem Stillschweigen zu viel geschlossen würde. 26) *Plaut.* Curc. IV, 1, 10. 27) *Jul. Obsequens*, de prodig. 62. 28) *Lactant.* I, 20, 11. Cloacinae simulacrum in cloaca maxima repertum Tatius consecravit. Dieser Ansicht folgt auch Minuc. Felix (c. 25); dagegen Plinius (l. c.) den Namen davon ableitet, weil Römer und Sabiner, nachdem sie über die geraubten Mädchen hatten kämpfen wollen, hier ihre Waffen niedergelegt hätten und lustrirt worden wären.

29) *Paul.* 148, 10. Murciae deae sacellum erat sub monte Aventino, qui antea Murcus vocabatur. *Varro* L. L. V, 154. Intumus circus *ad Murcim* vocatur, — quod ibi sacellum etiam nunc Murteae Veneris. *Liv.* I, 33, 6. Multis millibus Latinorum in civitatem acceptis, quibus ut iungeretur Palatio Aventinus ad Murciae datae sedes. *Plin.* H. N. XV, 36. Ara vetus fuit Veneri Myrteae, quam nunc Murtiam vocant. *Plutarch.* Qu. Rom. 20. *Ἣν νῦν Μουρκίαν Ἀφροδίτην καλοῦσι, Μυρτίαν τὸ παλαιὸν ὡς ἔοικεν ὠνόμαζον.* *Tertullian.* de spectac. 8. Murtiam enim deam amoris volunt cui in illa parte (Circi) aedem vovere. Eine sonderbare Erklärung hat Augustin (C. D. IV, 16) Deam Murciam quae — faceret hominem, ut ait Pomponius, murcidum id est nimis desidiosum et inactuosum. 30) Beide Herleitungen hat Servius (z. A. I, 720), allein die letztere Lactantius (I, 20, 27) Urbe a Gallis occupata obsessi in Capitolio Romani quum ex mulierum capillis tormenta fecissent, aedem Veneri Calvae consecrarunt. Vergl. auch über Dea Calva Lersch, Central-Museum. 3, 8. 31) *Paul.* p. 90 *Muell.* 32) *Solin.* II, 14. *Serv.* l. c. *Augustin.* C. D. IV, 2. Hartung's (Religion der Röm. 2, 251) Ansicht, man solle in diesen vier Stellen Erucinal und Erucia s. Erucina schreiben und darin die Venus von Eryx erkennen, kann ich nicht theilen. 33) *Serv.* ad *Virg.* A. I, 720. Dicitur etiam *Obsequens Venus*, quam Fabius Gurges post peractum bellum Samniticum ideo hoc nomine consecravit, quod sibi fuerit obsequens. Hanc Itali Postvotam dicunt. 34) *Liv.* X, 31, 9. Q. Fabius Gurges, consulis filius aliquot matronas ad populum stupri damnatas pecunia multavit, ex quo multaticio aere Veneris aedem, quae prope circum est, faciendam curavit.

Obsequens Venus und Murcia Venus dieselbe Göttin war, so müssen, da unter Circus auch bei Livius nur der Circus Maximus gemeint sein kann, in der Nähe desselben beide Venustempel gestanden haben.

Aber mit der Aufnahme der erycinischen Venus beginnt die historisch beglaubigte Ausbreitung des griechischen Venusdienstes in Rom; die Römer waren im ersten punischen Kriege mit den Einwohnern von Segesta ein Bündniß eingegangen, hatten diese als ihre Verwandten anerkannt und damit die Äneassage angenommen. Im zweiten punischen Kriege nun nach der Schlacht am Trasimen wurde, in Folge Sibyllinischer Anweisung, die bekanntlich immer nur griechische Culte empfahl, vom Dictator Q. Fabius im J. 217 v. Chr. Geb., 537 d. St., ein Tempel der erycinischen Venus auf dem Capitol gelobt und zwei Jahre später, 215 v. Chr., von demselben Fabius geweiht; derselbe war nur durch einen Graben von dem bei derselben Gelegenheit errichteten Tempel der Mens geschieden[35]); ob dies der von Sueton[36]) erwähnte Tempel der capitolinischen Venus war, oder im Capitol noch ein anderer Tempel der Göttin gestanden hat, wage ich ebenso wenig zu entscheiden, als Nardini[37]). Es ist ein kleines Versehen Ovid's[38]), wenn er diese Übertragung der erycinischen Venus nach Rom erst nach Eroberung von Syrakus durch M. Claudius Marcellus eintreten läßt, die bekanntlich erst 212 v. Chr., 542 d. St., erfolgte. Einige dreißig Jahre später, nämlich im ligustischen Kriege, im J. 184 v. Chr., 570 d. St., wurde derselben erycinischen Göttin von C. Porcius Licinius ein neuer Tempel gelobt und vor der Stadt in der Nähe des collinischen Thors, an der Landstraße, die Via Salaria hieß, errichtet, auch sechs Jahre später (178 v. Chr., 576 d. St.) von dessen Sohne L. Porcius Licinius eingeweiht[39]). Dieser Tempel war mit einer sehenswerthen Säulenhalle umgeben[40]). Neue Tempel wurden, ebenfalls nach Sibyllinischer Bestimmung, in Rom der Venus etwa 70 Jahre später errichtet, nämlich im J. 114 v. Chr., 640 d. St., als die Tochter eines römischen Ritters, Namens Elvia, während sie zu Pferde war, vom Blitz getödtet und bald darauf die Entdeckung gemacht worden war, daß drei Vestalinnen mit römischen Rittern Unzucht getrieben hätten; namentlich war es die Venus Verticordia, der damals, und zwar wieder an der Via Salaria, ein Tempel errichtet wurde. Die Lage dieses Tempels ist unsicher; doch vermuthet man, daß es der in den nachher sogenannten Gärten des Sallust befindlich gewesene Venustempel sei; die Venus Hortorum Sallustianorum kommt nämlich einige Male auf Inschriften vor. Die Ehre, das Bild der Göttin einzuweihen, erwies man einer durch ihre sittliche Reinheit und Keuschheit berühmten Frau, der Gattin des M. Fulvius Flaccus[41]). Wenn demnach Ovid[42]) von Venustempeln in der Nähe des collinischen Thors spricht, so kann diese Mehrzahl, sobald sie nicht aus dem Dichtergebrauch entsprungen ist, welcher auch etwas Einzelnes als eine Mehrheit bezeichnet, um es dadurch bedeutender erscheinen zu lassen, wol nur dadurch gerechtfertigt werden, daß man dabei an die Tempel der Venus Erycina und Verticordia denkt.

Außer den schon angeführten Beinamen der Göttin Libitina, Cloacina, Murcia, Calva, Frutis, Obsequens, Erycina und Verticordia erwähnt Servius in der bereits öfters citirten Stelle (zu A. I, 720) noch die Venus Purpurissa, Salacia die Göttin der Freudenmädchen, Meminia oder Mimnerma, Militaris, Limnesia, Genitrix, Victrix ꝛc., in Inschriften aber wird noch außerdem Venus Alma, Augusta, Cälestis, Cnidia, Conciliatrix, Cupido, Felix, Placida, Suada, Vera, Vestina ꝛc. genannt; von diesen verlohnt es sich nur noch bei der Victrix und Gentirix zu verweilen. Die Victrix oder *Νικηφόρος*[43]) *Ἀφροδίτη* erwähnt schon ein ungenannter lateinischer Komiker[44]). Ihr wurde unter Pompejus' Namen von dessen Freigelassenen Demetrius nach dem Mithridatischen Kriege ein Tempel errichtet, der im zweiten Consulate des erstern, nämlich im J. 699 d. St., 55 v. Chr., eingeweiht wurde; der Aufgang zu diesem Tempel wurde durch die Sitzstufen des nach Pompejus genannten Theaters gebildet, welches bekanntlich das erste steinerne Theater war, das Rom in seinen Mauern hatte; überhaupt sollte der Tempel blos die Neuerung verdecken und die Scrupel beseitigen, welche etwa ängstliche Gemüther über die Errichtung eines stehenden Theaters empfinden mochten, indem bis dahin immer nur für die jedesmaligen Spiele ein Theater von Holz errichtet und nach Beendigung der Spiele wieder abgetragen wurde[45]).

Die Genitrix Venus war eigentlich die Göttin des aus Alba[46]) stammenden patricischen Geschlechts der Julier, dessen mythischer Ahnherr, Julus, für einen Sohn des Äneas, mithin für einen Enkel des Anchises und der Venus, galt[47]); ihr Bild befand sich daher auf dem Siegelring und den Münzen der Julier; durch das Glück der Julier ist Venus die Schutzgöttin Roms[48]) und die Römer sind zu einem Volke der Venus geworden[49]). Ju-

35) *Liv.* XXII, 10. XXIII, 31, 9. *Plut.* Fab. Max. 4. Klausen a. a. O. S. 282. 36) *Suet.* Calig. 7. Galb. 18 aedes Capitolinae Veneris. 37) *Nardini* Rom. vet. V, 16. 38) *Ovid.* Fast. IV, 873. 39) *Liv.* XL, 34, 4. 40) *Strab.* VI, 272. *Ἀφίδρυμα δ' ἔστὶ καὶ ἐν Ῥώμῃ τῆς θεοῦ ταύτης τὸ πρὸ τῆς πύλης τῆς Κολλίνης, ἱερὸν Ἀφροδίτης Ἐρυκίνης λεγόμενον, ἔχον καὶ νεὼν καὶ στοὰν περικειμένην ἀξιόλογον.*

41) *Ovid.* Fast. IV, 155 sq. *Valer. Max.* VIII, 15, 12. *Plin.* N. H. VII. 35, 35. *Plut.* Qu. Rom. 83. *Jul. Obseq.* 33. *Serv.* z. A. VIII, 636. *Solin.* I, 120. *Oros.* V, 15. Klausen I, 285. Sachse, Beschreib. Roms. I, 551. 42) Fast. IV, 871. 43) *Plut.* Parallel. 37. 44) bei *Varro* de L. L. V, 62. 45) *Plin.* N. H. VIII, 7. Sachse, Beschreib. Roms. II, 135. 46) *Dionys.* A. R. I, 70. Die in Bovilli gefundene Inschrift bei Orelli (Nr. 1287. Vediovei Patrei | Gentiles Juliei | Lege Albana Dicata) beweist, daß die Julier in und bei Alba auch noch später ein Sacrarium hatten. 47) Vergl. Cäsar's eigne Worte in der auf seine Tante gehaltenen Leichenrede bei Sueton (Caes. 6), Ovid (Fast. IV, 19 sq. 39 sq. 124) und die aus Virgil, Vellejus, Appian und Dio Cassius von Baumgarten-Crusius zu Sueton (l. c.) beigebrachten Stellen. Cicero spottet in einem Briefe bei Sueton (Caes. 49) florem aetatis a Venere orti in Bithynia contaminatum und ebenso sein Freund Cölius (ad famil. VIII, 15) über den Venere prognatus. 48) *Lyd.* de mens. III, 4 nennt sie *ἔφορος τῶν Ῥωμαίων.* 49) *Sil.*

lius Cäsar gelobte im J. 706 der Stadt vor der pharsalischen Schlacht der Venus Genitrix einen Tempel, welcher auch zwei Jahre später vollendet wurde. Dieser Tempel stand auf Cäsar's Forum, und konnte man dieses als freien Platz zu jenem betrachten. Die Statue der Göttin war das Werk von Arcesilas, dem berühmten Bildhauer und Freunde von L. Lucullus; Cäsar beeilte die Einweihung so sehr, daß die Statue noch vor ihrer Vollendung hier aufgestellt wurde[50]). Vor dem Tempel ließ Cäsar eine Statue von seinem Lieblingspferde aufstellen[51]). Bei der Einweihung des Tempels veranstaltete er glänzende Feste und Spiele[52]). Vor diesem Tempel saß er, als der Senat ihm die ehrenvollsten Decrete überbrachte, und er blieb sitzen, was ihm großen Haß zuzog[53]). In diesem Tempel stellte August eine Goldstatue von Kleopatra auf[54]). Noch ist ein Tempel Veneris et Romae zu nennen, welchen Hadrian im Vorhofe zum Palatium errichtete, wovon sich Ruinen bei S. Francesca Romana befinden. — Seit wann Venus in Rom die Beschützerin der Gärten geworden ist, wissen wir nicht; in Varro's Zeit war das schon ganz gewöhnliche Vorstellung.

Sind das nun die Beinamen, unter welchen, die Tempel, in welchen Rom die Venus verehrte, so wissen wir über die Feste, die es ihr feierte, leider nur sehr wenig. Daß am ersten April anständige Frauen ebenso gut als Lustdirnen ein Fest zu Ehren der Venus begingen, an diesem Tage das Bild der Göttin gewaschen, von Neuem geschmückt und mit frischen Blumen bekränzt wurde, ergibt sich aus Ovid[55]), während aus Plutarch[56]) hervorgeht, daß die Frauen selbst sich an diesem Tage mit Myrten bekränzt und gebadet haben. Ein Fest unter dem Namen Veneralia, an welchem man viel Wein von einem weiter nicht näher bezeichneten Venustempel aus, ausgeschüttet hätte, erwähnt meines Wissens nur Plutarch[57]); es ist aber wol nicht daran zu zweifeln, daß Plutarch die Vinalia gemeint hat. Unter dieser Benennung wurden nämlich in Rom zwei Feste gefeiert, das eine a. d. IX. Kal. Maias oder den 23. April, das andere, was Vinalia Rustica hieß, a. d. XIV. Kal. Sept. oder den 14. August[58]). Beides waren Weinfeste; mit den im August gefeierten Vinalien wurde die Weinlese begonnen; dagegen an den im April gefeierten Vinalien wurde zuerst der junge Wein nach der Stadt gebracht, das Faß, worin er lag, geöffnet, daraus eine Spende an Jupiter gebracht, welche Calpar hieß, und erst, nachdem dies erfolgt war, durfte man jenen kosten; man sieht hieraus, daß dies zweite Fest den attischen Pithögien und Choen entsprach, mit welchen sie schon Hartung[59]) und K. O. Müller[60]) verglichen haben. Nach Ovid ist das Aprilfest eigentlich und ursprünglich ein Venus-, nur accessorisch auch ein Jupitersfest; Varro dagegen erklärt, es sei das letztere und nicht das erstere; daß er aber dies zu erklären nöthig fand, beweist, daß gar Manche die entgegengesetzte Ansicht damals hatten, und dasselbe beweist noch deutlicher eine Äußerung des zu Tiber's Zeiten lebenden Juristen Masurius Sabinus; diese Ansicht hätte sich aber gar nicht bilden können, wenn nicht das Fest in jener Zeit den doppelten Charakter eines Jupiter- und Venusfestes gehabt hätte. Dasselbe gilt auch von den ländlichen Vinalien; daß diese von den Gärtnern besonders begangen worden seien, indem die Gärtner unter dem Schutze der Venus ständen, deutet Festus an und noch bestimmter Varro; nach diesem Schriftsteller ist grade an dem Feste ein, nach Festus dagegen sind an demselben zwei Tempel der Göttin eingeweiht worden, nämlich der beim Circus Maximus (also entweder der Tempel der Murcia oder der der Obsequens) und der im Haine der Libitina gelegene.

Für die Vorfeier eines drei Nächte hindurch im Beginn des Frühlings[61]) begangenen Venusfestes ist nun das Gedicht verfaßt, was den Titel Pervigilium Veneris führt, oder es nimmt wenigstens den Schein an, für solche Bestimmung geschrieben zu sein. Es besteht dasselbe aus 93 trochäischen katalektischen Tetrametern[62]), von denen V. 1. 8. 12. 27. 36. 48. 57. 68. 75. 80 u. 93 den Refrain Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit cras amet enthalten, und preist die

---

Ital. IV, 133. XII, 324. VII, 87. *Macrob.* S. I, 12. Cum hodieque in sacris Martem patrem Venerem genitricem vocemus.
50) *Plin.* N. H. XXXV, 12 s. 45. 51) *Sueton.* Caes. 61. 52) *Dio Cass.* XLIII, 22 sq. 53) *Sueton.* Caes. 78. 54) *Dio Cass.* LI, 22. 55) *Ovid.* Fast. IV, 133 sq. 56) *Plutarch.* Num. 19. *Τὸν Ἀπρίλλιον ἐπώνυμον ὄντα τῆς Ἀφροδίτης, ἐν ᾧ θύουσί τε τῇ θεᾷ καὶ ταῖς καλάνδαις ἐστεφανωμένας αἱ γυναῖκες μυρσίνῃ λούονται.* 57) *Plut.* Qu. Rom. 45. *Τῶν Οὐενεραλίων τῇ ἑορτῇ πολὺν οἶνον ἐκχέουσιν ἐκ τοῦ ἱεροῦ τῆς Ἀφροδίτης.* 58) *Varro* VI, 16. Vinalia a vino. Hic dies Jovis non Veneris — In Tusculanis sacris est scriptum: Vinum novum ne vehatur in urbem ante quam vinalia kalentur. *Id.* VI, 20. Vinalia Rustica dicuntur ante diem XIV. Kalendas Septembres, quod tum Veneri dedicata aedes et orti ei deo dicantur ac tum fiunt feriati olitores. *Plin.* N. H. XVIII, 29, 69. Vinalia priora, quae ante hos dies sunt IX. Kalendas Maias *degustandis vinis instituta*, nihil ad fructus attinent. *Paul.* p. 65 *Muell.* Calpar, vinum novum, quod ex dolio demitur sacrificii caussa antequam gustetur. Jovi enim prius sua vina libabant, quae appellabant festa Vinalia. *Id.* p. 264. Rustica Vinalia XIV. Kalendas Septembris celebrabant, quo die primum vina in urbem deferebant. *Fest.* p. 265 *Muell.* Rustica Vinalia appellantur mense Augusto XIII. Kal. Sept. Jovis dies festus, quia Latini bellum gerentes adversus Mezentium, omnis vini libationem ei deo dedicaverunt. eodem autem die Veneri templo sunt consecrata alterum ad Circum Maximum, alterum in luco Libitinensi, quia in huius deae tutela sunt horti. Festus kommt hierauf zurück (p. 289) in einer freilich äußerst lückenhaften Stelle, die nach Scaliger's Ergänzungen so lautet: [Rustica Vinalia] mense Aug[usto ut est in fastis, Veneri fiebant, quod eodem illo die aedis ei deae consecrata] est, iumenta[que et olitores ab opere cessant, quia] omnes horti [in tutela Veneris] esse putantur. *Masurius* ap. *Macrob.* S. 1, 4. Vinaliorum dies Jovis sacer est, non, ut quidam putant, Veneri. *Ovid.* Fast. IV, 876 sq. Cur igitur Veneris festum Vinalia dicant Quaeritis et quare sit Jovis ista dies. — Dicta dies hinc est Vinalia. Juppiter illam Vindicat et festis gaudet inesse suis. Vergl. *Merkel.* Prolegom. in *Ovid.* Fast. p. XLVI sq.
59) Relig. d. Röm. II, 36. 60) zu *Festus* p. 65. 61) Daß grade vom 1. bis 3. April das Fest gefeiert worden sei, ist aus dem Gedicht selbst nicht zu ersehen, während die drei Nächte sich aus V. 42 ergeben. Jam tribus choros videres feriantes noctibus. 62) Wenn sich in Salmasius' Handschrift zu Anfange des Gedichts findet: Pervigilium Veneris trochaico metro. sunt

Macht der Göttin, wie sie sich im Frühling, besonders in der Erneuerung der vegetabilischen Natur, in der Rosenwelt der Blumen manifestire, indem es diese Erneuerung unter dem Bilde natürlicher Begattung darstellt; kürzer verweilt es bei der animalischen Natur, namentlich bei den Vögeln des Waldes, und einige Verse sind auch dem Einflusse der Göttin auf die Geschicke Roms und Cäsar's gewidmet. Nur Erasmus und Gyraldus citiren das Gedicht unter dem Titel Ver oder De Vere; beide berufen sich auf Aldus Manutius, der es in einer alten Bibliothek Frankreichs gefunden habe; aber es scheint, daß Manutius selbst diesen Titel nach dem Inhalt des Gedichtes erdacht, nicht aber in seiner Handschrift gefunden habe; denn die Handschrift, welche Pierre Pithoe besessen und von der er eine Abschrift an Lipsius geschickt, wie die, welche Salmasius zum Geschenke bekommen hat, haben beide deutlich, jene am Schluß, diese am Anfang, die Aufschrift **Pervigilium Veneris**; mehr als vier Handschriften sind aber bis jetzt überhaupt noch nicht vom Gedicht bekannt, nämlich außer den drei schon genannten noch eine von Kaspar Barth benutzte merseburger. Da der Verf. dieses Gedichts unbekannt ist, man mithin auf den unsichern Ocean von Vermuthungen getrieben wird, so haben nach Verschiedenheit des Geschmacks, die Einen Schönheiten eines bessern Jahrhunderts, oder gar der Augusteischen Zeit, Andere, wie Sanadon, Bouhier, Spuren barbarischer Zeiten darin zu entdecken geglaubt. Was die Gelehrten des 16. Jahrh. wegen der Eleganz seiner Bilder, der Blüthe seiner Sprache bewundert haben, erscheint dem 18. und 19. Jahrh. utrirt, manierirt, affectirt, und man hat Sprachfehler darin nachgewiesen, wie pudebit personell gebraucht, wie iussit ut, wie den müßigen Gebrauch von de, was sich alles erst in den afrikanischen Latinisten und Kirchenvätern finde. Auf diese Weise ist es denn gekommen, daß mehre ältere Gelehrte, wie Aldus Manutius, Erasmus und Meursius, es für ein Gedicht des berühmten Veronesischen Dichters Catull erklärt haben, deren Urtheil vielleicht auch der Umstand bestimmt hat, daß die Handschrift, in der sie es fanden, auch das **Epithalamium** dieses Dichters enthielt, was wenigstens vom Manuscript des Pithoe gilt; Just. Lipsius ließ sich durch V. 74 „**Patrem crearet et nepotem Caesarem**" verleiten, im Allgemeinen einen Dichter der Augusteischen Zeit, ohne nähere Bezeichnung des Namens, als Verfasser zu bezeichnen; Jos. Scaliger hielt den von Juvenal erwähnten Mimographen, Catullus Urbicarius, Kasp. Barth, welchem hierin Sarpe (Quaestion. Philolog. p. 36) folgt, einen Kritiker Seneca (Seneca wird in Barth's Handschrift als Verf. genannt), Salmasius dagegen einen unbekannten Zeitgenossen des Solin, Peter Scriverius wieder einen christlichen Dichter Luxurius oder einen Florus, indem von diesen beiden in Salmasius' Handschrift des **Pervigilium** kleine Gedichte stehen, endlich Bouhier, dem Anfangs auch Wernsdorf beistimmte, einen Dichter Florus, der zur Zeit Hadrian's gelebt hätte, und, wie man meinte, nicht vom Historiker L. Annäus Florus verschieden wäre, für den Verfasser des Gedichts; später hat Wernsdorf diesen Gedanken aufgegeben und angenommen, daß entweder einem jüngern Dichter Florus, von dem man auch ein Epigramm auf die Rosen hat (***Wernsdorf*** **Poet. Lat. min. VI, 1. p. 180**), oder einer auf einer Inschrift genannten Vibia Chelidon, der Frau eines Freigelassenen Lucius Vibius Florus, das Gedicht zugesprochen werden müsse. Es verlohnt sich nicht, bei solcherlei völlig vagen und unsichern Vermuthungen länger zu verweilen, oder sie mit andern, nicht zuverlässigeren, zu vermehren; denn zu einem anderen Resultate kann ich auch nicht gelangen, als daß dieses räthselhafte Gedicht das Erzeugniß des Verfalls und der Verleugnung des schönen Geschmacks in der Literatur sei. —

Ein sehr willkürliches Beginnen ist Bouhier's Verfahren, welcher von der Voraussetzung ausgeht, es sei das Gedicht aus zwei ungleichartigen, in verschiedener Zeit verfaßten, Gedichten zusammengesetzt, einem älteren, das von V. 59 beginne und sich durch correctere Latinität, durch größere Sorgfalt der Bearbeitung und Einfachheit der Darstellung, vor dem ersten Theile auszeichne, in dem sich grade die Härten und die stylistischen wie grammatischen Fehler häuften, von denen oben die Rede war. Entsetzlich ist der französische Jesuit Sanadon mit dem **Pervigilium** umgegangen, der sich darin allerlei Umstellung oder auch gradezu Streichung von Versen gestattet hat. Auch Wernsdorf's Meinung kann ich nicht theilen, es sei das Gedicht bestimmt gewesen, von zweien Chören, einem Chor der Jungfrauen und einem der verheiratheten Frauen, aufgeführt zu werden; ich kann nicht einmal glauben, daß es überhaupt für öffentliche Aufführung berechnet war.

Ausgaben. Übersetzungen. Erläuterungsschriften. Am sorgfältigsten handelt hierüber, wie über alle bei diesem Gedicht in Frage kommende Punkte Wernsdorf im **Prooemium** zu seiner Ausgabe des **Pervigilium** in seinen **Poetae Latini Minores T. III. p. 425 sq.**; dazu kommen noch einige Nachträge (**T. IV. P. II. p. 854 sq. T. VI. P. I. p. 26**). Publicirt hat das Gedicht zum ersten Mal Just. Lipsius 1580, in seinen **Elector. I, 5**, zum zweiten Mal mit Erläuterungen Pithoe 1587 in seinen **Errones Venerei**. Die folgenden Ausgaben sind von Jan. Dousa (in seinen **Conjectan.** in ***Catull. Tibull. Propert.*** **L. B. 1588. 1592. 12.**), von Jo. Weitzius (Frankf. 1603. 4.); wiederholt auch in den **Catalectis Poetarum veterum** hinter einigen Ausgaben von Petron (Leyden 1618 und Frankf. 1621 u. 1629. 4.); ferner von P. Scriverius (in „***Baudii*** **Amores**" **Hag. Comit. 1637 u. Lugd. Bat. 1638. 12.**); dann mit reichhaltigem Commentar von Andr. Rivinus (Leipz. 1645. 4.); darauf mit den Anmerkungen von Lipsius, Pithoe, Weitz, Scriver u. Rivinus (Hag. 1712.); dann vom Jesuiten Sanadon (mit franz. Übers. und kritisch. Anmerk. [Paris. 1728.

vero *versus* ***XXII***, so kann diese Zahl nur verschrieben sein; größere Folgen daraus herzuleiten, wie manche Gelehrte gethan haben, ist wol nicht angemessen. Ebenso wenig ist das Verfahren von Sanadon zu billigen, der die Tetrameter in katalektische und akatalektische Dimeter theilte.

4.]) von Bouhier (in seinen Conjectures sur la Veillée des fêtes de Venus par M. le Président *Bouhier* bei seiner Bearbeitung von Petron de bello civili [Amsterd. 1737. 4.] und mit franz. Übersetzung des Pervigilium vermehrt [Paris 1738]); endlich von Wernsdorf (1782 in den P. L. Min.). Auch ist das Gedicht mehren Ausgaben von Catull, Tibull und Properz beigegeben.

Teutsch: „Bürger's Nachtfeier der Venus," ist freie Bearbeitung; eine treuere Übersetzung steht in Wolf's Analekt. II, 558 fg. Wegen französischer und englischer Übersetzungen verweise ich auf Wernsdorf a. a. O. S. 455 fg.

Von Erläuterungsschriften nenne ich nur noch: Remarques de M. *de la Monnoye* sur le Pervigilium Veneris in den Menagian. T. I. p. 14 sq. (*H.*)

Pervinca *Tournef.*, s. Vinca.

PERWEZ (le Marchez), Marktflecken im Canton Nivelles (Südbrabant), an einer Quelle der Geete, mit 1500 Einwohnern, welche Ölmühlen, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Messerschmieden unterhalten. (*G. M. S. Fischer.*)

PERWOI, russisch-asiatische Insel, welche jetzt, gleich den übrigen Inseln des sogenannten Lächovarchipels, zu Neusibirien gehört. Sie ist unbewohnt und sumpfig, wird aber wegen der Eisfüchse, weißen Bären, Rennthiere rc. häufig besucht. Ihr Pflanzenreichthum ist äußerst gering, dagegen findet man auf ihr Walroß- und Mammuthzähne, auch Büffelhörner von erstaunlicher Größe und Gerippe urweltlicher Thiere der mannichfaltigsten Art. Vergl. d. Art. Lächovarchipel und Neusibirien. (*G. M. S. Fischer.*)

PERWUTTUM, Stadt in dem zur vorderindischen Provinz Balaghaut gelegenen Districte Ghazypoor. Sie liegt in einer wilden Gegend mit Diamantbänken an der Kistna und ist als Wallfahrtsort berühmt, indem sie eine der Gottheit Mallecarpee geweihte und in einem Walle von 660 Fuß Länge und 510 Fuß Breite stehende Pagode enthält. (*G. M. S. Fischer.*)

Perymenium *Schrad.*, s. Schistocarpha.

PERYPHUS, oder richtiger PERIPHUS, ein von Ziegler und Megerle von Mühlfeld aufgestelltes Subgenus der Laufkäfergattung Bembidium *Latr.*, welches sich durch seinen abgestutzt-herzförmigen Vorderrücken auszeichnet, der nur wenig länger ist, als er vorn breit, und hinten sehr stark verengt ist. Die ausführliche Schilderung dieser Käferabtheilung, mit den dazu gehörigen Arten, findet sich in *Déjean*, Spécies général des Coléoptères. (*Streubel.*)

PERZAGNO, Marktflecken im zum österreichischen Dalmatien gehörigen Kreise Cattaro, welcher, am Busen von Cattaro liegend, 1200 Einwohner zählt, die Handel und Schiffahrt treiben. (*G. M. S. Fischer.*)

PERZIVALES (Andreas), ein auf Kreta geborner Grieche, trat, 30 Jahre alt, 1629 in Sicilien in den Orden der Gesellschaft Jesu. Er war damals schon Doctor der Philosophie und Theologie. Wie er nach Sicilien gekommen ist und wo er seine Bildung erhielt, scheint unbekannt zu sein, wie überhaupt seine Familienverhältnisse. Da er vorzügliche Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Sprache besaß, so war sein Eintritt in die Gesellschaft für dieselbe ein bedeutender Gewinn. Durch Ablegung der drei Gelübde, durch welche sich die Scholastiker sowol, als die geistlichen Coadjutoren der Gesellschaft Jesu verbinden mußten [1]), trat er in dieselbe ein, und nachdem er das Noviziat bestanden, unterrichtete er seitdem die Jünger der Gesellschaft in der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit, fast 40 Jahre hindurch, mit großem Beifall. Rein in seinem sittlichen Leben lebte er ganz im Geist, der dieser Gesellschaft eigenthümlich ist. Gott geweihet und den daraus hervorgehenden Pflichten ganz ergeben, vergaß er sich doch selbst darüber nicht so, daß der Geist durch übermäßige Arbeit niedergedrückt worden wäre, was die mahnende Ordensvorschrift ausdrücklich verbietet [2]). So wirkte er geräuschlos und erwarb sich die Liebe seiner Schüler, auf deren Bitten er auch nur sein: Compendium Grammaticae graecae breviter, dilucide ordineque digestum. Ed. II. (Panormi 1658. 12.) herausgab. Er starb zu Palermo, wo er so lange und mit Erfolg gewirkt hatte, am 5. Jan. 1669 [3]). (*W. Hoffmann.*)

PES, PEDES. Die altrömische Schiffersprache benannte mit den voranstehenden Worten Stricke oder Seile, welche, an den cornua geheißenen Enden der Segelstangen befestigt, dazu dienten, den Segeln eine windgemäße Richtung zu geben. Kam daher der Wind z. B. schräg von der rechten oder linken Seite, so zog man im ersteren Falle das linke, im zweiten das rechte Seil nach dem Hintertheil, wodurch dann das Segel geschickt gemacht wurde, den Wind aufzufangen. Daher die Redensarten Facere pedem, die Segel nach dem Winde richten, und einen Winkel ausspannen, mit halbem Winde segeln, pede aequo oder pedibus aequis navigare, mit halbem oder ganzem Winde schiffen, im letztern Falle, d. h. wenn der Wind grade von Hinten das Segel schwellte, pflegte man auch currere utroque pede zu sagen, wogegen in contrarium navigare prolatis pedibus laviren bedeutete. In Beziehung auf das erwähnte pedem facere finden wir z. B. bei Virgil obliquat laevo pede carbasa, d. h. er dreht die Segel so, daß sie den Wind von der rechten Seite auffangen. Auf dieselbe Handlung beziehen sich auch die bekannten Redensarten Dare vela ventis, Intendere brachia velis etc.*). (*G. M. S. Fischer.*)

PESA. Diesen Namen führt 1) das 8. Cadilik (Villaïeti, d. i. Canton) des türkischen Sangiac Elbassan, welches nach Pouqueville (Voy. dans la Grèce. T. I. p. 320 Not.) von 3000 katholischen und 1200 Muhamedanischen Familien bewohnt wird. (*G. M. S. Fischer.*)

---

1) Leop. Ranke, Päpste. I. Bd. S. 216 fg. 2) Constitutiones V, 3, 1. Epistola Ignatii ad fratres, qui sunt in Hispania. Corpus Institutorum. II, 540. L. Ranke a. a. O. S. 222 fg. 3) *Ribadeneira*, Bibl. Scriptorum Soc. Jesu. p. 55.

*) Vergl. *Plin.* II, 51 sq. 48. *Virg.* Aen. V, 161. 829. 830. *Lucan.* V, 428. *Catull.* IV, 21 u. s. w.

2) ein Nebenfluß des Arno, der im Compartimento Fiorentino, des Großherzogthums Toscana, im höchsten Theile des Val di Pesa entspringt, wo seine Quellen zwischen den Dörfern Bugialla und Atbaola liegen, durchfließt reißenden Laufes in nordwestlicher Richtung eins der wichtigeren Seitenthäler des Arnothales, das nach ihm den Namen führt; richtete sonst durch seine Verwüstungen ungeheuren Schaden an und mündet sich am linken Ufer in der Nähe von Montelupo in den Arno aus. Das Val di Pesa ist ein sehr angenehmes, fruchtbares und gutbevölkertes Thal. (*G. F. Schreiner.*)

PESADE (französisch pesade, von peser, was als verbe neutre schwer sein und auch auf einem Schwerpunkte ruhen, bedeutet), eine Schule der höhern Reitkunst, in welcher das Pferd auf einer Stelle bleibend die Vorhand sehr hoch hebt, mit den Hinterfüßen aber ohne sie zu bewegen, fest auf der Erde steht und sie nicht, wie bei der Courbette, welche weniger erhaben ist, als die Pesade, in kurzen Sätzen folgen läßt. Diese Schule lehrt das Pferd die Vorhand mit Leichtigkeit heben, sowie die Arme mit Zierlichkeit biegen, und bereitet es so dazu vor, mit mehr Freiheit zu springen. Doch darf zu ihr nicht eher geschritten werden, als bis das Pferd schulterfrei, der Hand und den Schenkeln gehorsam und im stolzen Tritt (s. d. Art. Piaffiren) ganz fest ist. Gleich diesem wird auch die Pesade in den Pilaren (s. d. Art.) angelehrt. Außerhalb der letztern pflegt man in der freien Bahn aus dem spanischen Schritte (s. d. Art. Passage) zur Pesade überzugehen und fodert dann von dem Pferde deren eine bis zwei auf der Stelle ohne Ausfallen der Gruppe, worauf man es noch einige Schritte ruhig vorwärts gehen läßt. Die Pesade kann man auch am Ende einer Reihe von Courbetten, als die letzte und auf der Stelle bleibend anbringen, was dazu dient, die Parade zu verschönern und die Vorhand leicht zu erhalten. Sie unterscheidet sich von dem willkürlichen und unregelmäßigen Steigen wesentlich dadurch, daß bei ihr das Pferd in der Hand bleibt, sich in den Hanken biegt und die Kniekehlen unter sich bringt, sodaß es die Vorderhand nicht höher hebt, als es soll, während bei dem Steigen dasselbe in den Kniekehlen ausgestreckt und nicht in der Hand ist, wobei man Gefahr läuft, mit ihm umzuschlagen. (*Heymann.*)

Pesans, s. Perlen und Glasperlen.

PESANTE, schwerfällig, gedehnt, schleppend — ein zuweilen in Musiksätzen gebrauchter Ausdruck, um die Art des Vortrags einer Stelle zu bezeichnen. (*G. W. Fink.*)

PESARESO, der gewöhnliche Beiname des Simon Cantarini, der bald unter diesem, oft auch unter jenem Namen bekannt ist. Wir wollen daher hier nur nachtragen, was man im Artikel Cantarini vermißt. Cantarini war geboren zu Oropezza bei Pesaro, 1612, und wurde einer der vortrefflichsten Schüler des Guido Reni, dem er in Styl, Charakter und Ausführung so wie kein anderer von den vielen Schülern dieses großen Meisters näher kam. Daher auch häufig Werke des Schülers für die des Meisters gehalten werden. Indessen unterscheiden sich doch die Werke des Simon Cantarini wieder von denen des Guido Reni, da besonders, was die Malerei betrifft, bei jenem die Schattentöne in den Gemälden mehr dunkel, die Verhältnisse derselben in ihren Übergängen weniger zart modulirt, auch die Lichttöne im Fleisch weniger klar und rein sind, als in denen des Guido. Zum Theil mag zu den kräftigen Schatten in Cantarini's Werken vielleicht die Veranlassung in seinen früheren Studien liegen, die er an der Seite und unter Anleitung seines ersten Lehrers, Jacopo Pandolfi in Venedig, und dann kurz vorher, ehe er in die Schule des Guido Reni trat, bei Claudio Ridolfi zu Verona machte. Bei diesem Meister kam ihm zufällig ein Bild Guido Reni's in die Hände, welches ihn so bezauberte, daß er es mehrmals copirte, und zu dem Entschluß brachte, seinen zweiten Lehrer Ridolfi zu verlassen, und sich zu Guido Reni nach Bologna zu begeben. Sein ungeziemendes Betragen gegen seinen Lehrer zog ihm hier den Haß aller derer zu, welche Guido Reni hoch ehrten; er entfernte sich daher auf den Rath eines Freundes für eine Zeit lang von Bologna und nahm seinen Aufenthalt in Rom. Ein neues Studium begann er hier an den Rafaelischen Werken und nach den Antiken; bereichert durch diese Ideen ging er später nach Bologna zurück und stiftete, nachdem er sich wieder längere Zeit daselbst aufgehalten hatte, eine Kunstschule, die eine sehr große Zahl Schüler bildete. Daher die außerordentliche Zahl der Nachahmer des Guido, deren Werken man so oft entweder unter Guido's oder unter Cantarini's Namen begegnet, wodurch die kunstrichterliche Entscheidung über ihren Urheber oft so bedenklich wird. Bei Cantarini war die Zeichnung der Figuren schön und wohlverstanden; in seinen Compositionen waren ebenso sehr Anstand und schöne Anordnung vorherrschend, als sich Reichthum der Ideen aussprach; dabei besaß er eine große Productivität und hat daher viele Werke hinterlassen.

Cantarini's (Pesareso's) zahlreiche Radirungen sind mit außerordentlicher Leichtigkeit und Lebendigkeit behandelt. Man zählt ihrer 37 Stück, meist in Guido Reni's Manier, darunter einige, welche den Blättern des Guido den Rang streitig machen könnten. Der Ritter Bartsch gibt (im 18. Bd. des Peintre Graveur p. 121 sq.) einen ausführlichen Katalog über jene 37 Blätter, unter denen manche vortrefflich zu nennen sind, z. B. Nr. 1*) Adam und Eva, mehre heilige Familien, besonders schön eine in achteckiger Form, Nr. 7, ferner Nr. 8, Nr. 4. im größeren Maßstabe; Nr. 6 (das Bild davon war im pariser Museum und ist zu Laurent's Prachtwerk von Gandolfi gestochen worden); Nr. 11, 16, 17 u. 18; die letzten Nummern davon haben etwas von Parmeggiano in sich; der heil. Johannes der Täufer, ein sehr zart aufgefaßtes Blatt Nr. 23; als Hauptblatt der heil. Antonius Nr. 24; der Schutzengel Nr. 27. Größere Blätter, Neptun, Nr. 28; Europa Nr. 29; Argus Nr. 30; Adonis Nr. 32.

---

*) Diese Nummern beziehen sich auf Bartsch.

Gestochen haben nach ihm Valdor, D. M. Moratari 1647. — Allet, eine Anbetung der Hirten. — Lorenzini, der heil. Andreas, nach der florentiner Galerie; ferner: Petrus und Johannes heilen Kranke, s. gr. Fol. und dann der heil. Cajetan, beide von Girolamo Ferroni, das erste als ganz trefflich zu nennen. (*Frenzel.*)

PESARO. 1) P. bildet mit Urbino eine der Delegationen des Kirchenstaates, die zuweilen, obgleich ihr Statthalter nicht aus der Reihe der Cardinäle genommen wird, auch als Legation aufgeführt erscheint, und umfaßt einen Flächenraum von 79⁵⁰ geogr. □Meilen, welcher die Republik San Marino einschließt; sie grenzt im Norden an die Legation Forli, im Nordosten an das adriatische Meer, im Südosten an die Delegation Ancona, im Süden und Westen an die Delegation Perugia und im Westen an das Großherzogthum Toscana. Es umfaßt das vormalige Herzogthum Urbino, ist größtentheils gebirgig, indem der Hauptrücken der Apenninen den südwestlichen Theil der Delegation durchzieht und von dort in östlicher Richtung eine Menge der Querketten bis an das Gestade des Mittelmeeres entsendet. Diese Bergzüge beherbergen tief eingeschnittene Thäler zwischen sich, die größtentheils gut bewässert sind; allein die Berge sind größtentheils nackt und öde, aber die vor ihnen liegenden Hügel sind ziemlich reich bebaut; Rebengelände, Oliven- und Maulbeerpflanzungen bedecken das Gehänge der Thäler; in den Außenstrichen am adriatischen Meere findet man fast durchaus eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit. Unter den Gewässern sind die bedeutendsten: die Marecchia, die aber nur in ihrem obern Theile dieser Delegation angehört, der Amarano- und der Concafluß, die Foglia, der Metauro, welcher durch den Cantiano verstärkt wird, der Cesano und das Misaflüßchen, sämmtlich Küstenflüsse, die sich zwar für die Landwirthschaft und für das bürgerliche Leben überhaupt bemerkbar machen, aber für den Handel ganz ohne Bedeutung sind. Der stehenden Gewässer hat diese Provinz nur sehr wenige und diese finden sich nur längs der Meeresküste, üben aber auf den Luftkreis der Delegation beiweitem jenen nachtheiligen Einfluß nicht aus, den die Sümpfe in den Legationen Bologna und Ferrara haben. Der Boden zeigt hier viel weniger Vulkanität als jenseit der Apenninen im Peruginischen und überhaupt im westlichen Theile des Kirchenstaates, daher auch starke Erderschütterungen hier viel seltener sind als dort. Längs der meist flachen Küsten des Meeres wird die Landschaft um so blühender, die Gegend reicher und angebauter, je mehr man sich von der nördlichen Grenze her der Stadt Pesaro selbst nähert. Das Klima ist im Ganzen sehr mild, Hitze und Kälte werden durch die Einwirkungen der Seewinde sehr gemäßigt, sowie andererseits die von der flachen Küste allmälig zu sanften Hügeln und weiterhin zu der Felsenhöhe von San Marino und zu den Bergen von Urbino aufsteigenden Apenninen die Provinz auch gegen den unmittelbaren Einfluß des Sirocco schützen. Das Land ist reich an Getreide, davon sogar an die Fremde abgegeben werden kann; an Hanf, der mit einiger Vorliebe gebaut wird; Flachs, Gemüse und Hülsenfrüchte, Tabak und Farbekräuter geben über den Bedarf, auch einige Ausfuhr; Feigenbäume bedecken ringsum die Hügel und geben gute Früchte. Die Feigen von Pesaro gelten für die besten in Italien. Wein gewinnt man überall, doch ist er eben nicht ausgezeichnet, da auf seine Bereitung keine sonderliche Sorgfalt verwendet wird. Der Ölbau wird in dieser Delegation in den reichsten Olivenpflanzungen gepflegt und liefert ein Öl, das von mittler Qualität ist; schönes Obst wird in Überfluß gewonnen. Die Delegation unterhält eine starke Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht. Die Bienen- und die Zucht der Seidenwürmer ist aber besonders um Sassoferrato und Fossombrone bedeutend. Die Seide der letztern Stadt gilt für die feinste in Europa; sie ist im Handel unter dem Namen der Seta della Marca bekannt. Ziegen und Geflügel werden vorzugsweise als Schlachtvieh für die kleinern Haushaltungen zum ausreichenden Bedarfe gehalten. Die Fischerei bildet an der Meeresküste eine wichtige Beschäftigung. An Mineralien hat die Delegation eben nicht viel Beachtungswerthes aufzuweisen. Nächst der Legation von Bologna ist diese Delegation die volkreichste, denn sie zählt über 216,071 Seelen, aber in Ansehung der Bevölkerung oder relativen Volkszahl gebührt ihr erst der eilfte Platz, denn es kommen in ihr nur 2718 Seelen auf eine □Meile. Seit dem J. 1816 bis 1827 hat sich die Volkszahl nur um 17,826 Seelen vermehrt. Die gesammte Volkszahl wohnt in 12 Städten, 16 Flecken und 410 Dörfern. Die Bewohner gehören sämmtlich nur einem Volksstamme an bis auf die Juden, welche in Urbino, Pesaro und Sinigaglia eigene Gemeinden bilden, dort auch Synagogen haben, davon jene zu Pesaro sogar zwei Rabbiner hat, und einige griechische Familien, welche in Sinigaglia angetroffen werden. Das Land ist im Ganzen gut bebauet, doch bleibt für die Landwirthschaft noch immer viel zu wünschen übrig; auch der Weinbau erwartet noch immer mehr Sorgfalt und eine verständigere Behandlung; aus demselben Grunde liefert denn auch, mit alleiniger Ausnahme der Seidenzucht, keiner der übrigen Zweige der Urproduction eine Waare, die dem Klima und den übrigen günstigen Verhältnissen der natürlichen Beschaffenheit des Landes entspräche. Auch die Gewerbsthätigkeit bleibt weit hinter den Anfoderungen zurück, welche die Gegenwart überall an die Industrie stellt. Unter allen Gewerbszweigen steht nur die Seidenweberei in Achtung, welche in Pesaro, Fano, Urbino, Gubbio und Sassoferrato ihre Hauptsitze hat; jedoch ist diese hier weniger als die bloße Spinnerei bedeutend; auch in groben Hanf- und Flachsarbeiten, wie sie zur Ausrüstung der Schiffe erfodert werden, geschieht Einiges in Pesaro, Sinigaglia, Urbino, Fano und an einigen andern Orten; durch die Verfertigung vielen töpfernen Geschirres und der Majolicawaaren sind Pesaro, Urbania und einige andere Orte bekannt. Mehre Organsinmühlen trifft man zu Pesaro und Urbino, Wollwebereien zu Gubbio an; die letztere Stadt unterhält auch Wachsbleichereien; kleinere Fahrzeuge werden zu Sinigaglia gezimmert; Hutfabriken unterhält Urbino. Die Fischerei wird zwar längs der ganzen Küste stark betrieben, man fischt auch eine besondere Fischgat-

tung, die wegen der Ähnlichkeit mit dem Pferde Cavaletto, Seepferdchen, genannt wird, und der **Syngnatus Hippocampus** *L.* ist. Der Handel dieser Provinz ist nur auf wenige Ausfuhrgegenstände beschränkt; außerdem war bis in die letzten Jahre auch der Verkehr nicht unbedeutend, der auf der jährlich am Ende des Monats Juli in Sinigaglia abgehaltenen Messe stattfand; seit zwei bis drei Jahren hat aber dieselbe an Bedeutung sehr verloren; vielleicht daß daran nur vorübergehende Ursachen schuld sind. Die vorzüglichsten Geschäfte werden in Korn, Hanf, Seide und in teutschen, französischen und englischen Fabrikaten gemacht. Pesaro treibt einigen Handel mit Organsin, seidenen Zeuchen und Feigen; Fano mit Korn und Seide rc. Die Schiffahrt ist auf Küstenfahrt beschränkt, da die Häfen von Fano, Pesaro, Sinigaglia fast durchaus klein und nur für Barken und kleine Fahrzeuge geeignet sind, daher im Ganzen doch wenig besucht und die Handelsgeschäfte in ihnen fast durchaus sehr eingeschränkt sind. Einen bedeutenden Handel treibt fast nur Fossombrone mit seiner Seide. Die geistige Entwickelung des Volkes wurde auch hier, wie überhaupt im ganzen Kirchenstaate, durch mancherlei Ursachen bis in unsere Tage bedeutend darnieder gehalten. Die von Papst Clemens X. in Urbino gegründete Universität ging später wieder ein; auch die Ritterakademie zu Fano, welche vordem die Rechte einer Universität genoß, büßte dieselben in neuerer Zeit wieder ein. So besitzt denn diese Delegation heutzutage nur zwei Collegien oder Vorbereitungslehranstalten für die Universitäten, nämlich zu Urbino und Pesaro. Für den Elementarunterricht sind in allen Städten und Märkten, seltener in den Dörfern, Volksschulen vorhanden. Nicht selten wird dieser Unterricht von den Mönchen, jener für die weibliche Jugend fast nur in Nonnenklöstern ertheilt. Die in Urbino bestehende Academia obsurdescentium oder Assurditorum ist die älteste dieser Art in Italien; außerdem befindet sich noch eine landwirthschaftliche Akademie zu Pesaro. Specialschulen sind die Ritterakademien zu Urbino und Fano. Eine Erziehungsanstalt für das weibliche Geschlecht enthält das Capuciner-Nonnenkloster zu Fano. Öffentliche Bibliotheken gibt es zu Fano und Pesaro. Museen trifft man zu Pesaro und Urbino an. Diese Delegation hat mehre Männer und Frauen aufzuweisen, die sich in Europa durch ihre Leistungen einen Ruf erworben haben. Rafael Sanzio wurde zu Urbino, Rossini zu Pesaro, die Sängerin Catalani zu Sinigaglia geboren. Für künstlerische Ausbildung besitzt die Delegation fast gar keine Unterrichtsanstalten, obgleich aus frühern Zeiten nicht wenige Kunstdenkmäler in Kirchen, Regierungspalästen und Privatgebäuden vorhanden sind, die meisten in Urbino, Pesaro, Fano, Fossombrone, Sinigaglia und Gubbio. Auch an Alterthümern aus der römischen Zeit fehlt es dieser Provinz durchaus nicht. Dahin gehören: der Triumphbogen des August zu Fano, die Antikensammlungen mehrer Privatpaläste in Pesaro und Urbino, die Marmora Pesaurensia des Palastes Aprico zu Pesaro u. m. a. Ausgezeichnete Baudenkmäler sind die Kathedralkirchen von Urbino, Cagli, Fano, Pesaro, Fossombrone, Sinigaglia und Urbania, die auch manches sehenswerthe Gemälde enthalten; der Regierungspalast von Urbino, die aus istrischem Marmor erbaute Brücke, welche zu Pesaro über die Foglia (Isaurus) führt. Wie in andern Theilen Italiens hat auch hier fast jedes Städtchen sein Theater oder Opernhaus, in denen zur Zeit der Fiera recht gute Gesellschaften angetroffen werden. In kirchlicher Hinsicht umfaßt die Delegation ein Erzbisthum und sechs Bisthümer. Die Provinz Urbino und Pesaro gehört in die Reihe der Delegationen zweiter Classe, deren Delegat seinen Sitz in Urbino hat; wo sich auch die regierende Congregation versammelt. An der Spitze der Verwaltung der einzelnen Cantone, in die jede Legation oder Delegation getheilt ist, stehen Governatori. Zu Pesaro befindet sich ein Handelsgericht, welches an Ort und Stelle über die gewöhnlichen daselbst vorkommenden Handelsstreitigkeiten entscheidet. Der Polizeiverwaltung der einzelnen Ortschaften stehen in den mittelbaren Ortschaften die Governatori baronali oder feudali vor. Von milden Anstalten finden sich hier vor zwei Hospitäler, ein Waisen- und ein Findelhaus in Pesaro; einige Monti di' pieta in mehren Städten; Armenspitäler; Sparbanken rc. Für die Gerechtigkeitspflege ist ein Civiltribunal in Urbino, als dem Hauptorte der Delegation; in zweiter Instanz spricht das Appellationsgericht in Macerata und in dritter Instanz geht der Rechtszug an den Uditore Santissimo in Rom. Zum Behufe der finanziellen Verwaltung bestehen eine Menge von Ämtern und Beamten, die in vielen Orten der Delegation vertheilt sind. Zur Vertheidigung des Landes dienen die militairischen Besatzungen in den Hauptorten und die Citadelle von Urbino, die aber mehr als Staatsgefängniß zu betrachten ist, gleich dem Castelle von S. Leo.

2) Das Bisthum Pesaro ist zwar eben nicht groß, aber eins der ältesten in Italien. Dennoch begreift es 29 Städte und 27 sogenannte Plebanien. Schon zu den Zeiten der Apostel soll sich die christliche Lehre hier ausgebreitet haben. Papst Evaristus (v. J. 100—109 n. Chr. Geb.) soll den ersten Bischof zu Pesaro eingesetzt haben, doch ist sowol sein als auch der Name seiner nächsten Nachfolger unbekannt geblieben. Erst im dritten Jahrhunderte erscheint (um 247) Florentius als der erste historisch gewiß bekannte Bischof dieser Stadt; von da an bis zum 6. Jan. 1740 zählte dieses Bisthum 74 hohe Priester, welche seinem Sprengel vorstanden [1]). Der hiesige Bischof ist ein Suffragan des Erzbischofs von Urbino.

3) Der District von Pesaro umfaßt eine Volkszahl von ungefähr 63,000 Seelen, hat seinen eignen Governatore und enthält als Hauptorte die Flecken Gabice, Granarola, Monteloro, Montelesecchie und Tornato. Seit der Einführung der Kuhpockenimpfung, welche vor ungefähr 40 Jahren stattgefunden hat, ist die Volksmenge in rascher Zunahme begriffen. Nach der Angabe eines Statistikers besuchen von der gesammten im Districte von

1) Die ganze Reihefolge der Bischöfe von Pesaro s. im großen vollständigen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste rc. (Leipzig und Halle 1741. Fol.) 37. Bd. S. 735—738.

Pesaro vorhandenen Kinderzahl nur ungefähr 1200 die Elementarschulen; man muß darum in der Regel und im Durchschnitte 20 Häuser besuchen, ehe man auf Jemanden stößt, der schreiben kann.

4) Die Stadt (Br. 45° 55′ 1″, Länge 30° 33′ 21″) ist der Sitz eines Governatore und eines Bischofs, am Ausflusse der Foglia ins adriatische Meer, über welche hier eine sehr kühne Brücke von einem Bogen führt, welche zur Zeit des Augustus für die Via Flaminia erbaut worden sein soll. Einst befand sie sich dicht an der See, jetzt ist sie ungefähr eine italienische Miglie davon entfernt. Sie liegt auf einer kleinen Anhöhe in einer hügeligen, an Bäumen, Wiesen und Feldern reichen, sehr anmuthigen Gegend, die vorzüglich gute Feigen hervorbringt, welche für die schmackhaftesten Italiens gelten, an der von Rimini nach Ancona führenden Hauptstraße. Sie zählt über 15,000 (nach Artaria 18,000) Einwohner[2], deren Zahl im raschen Zunehmen begriffen ist, seitdem die Sümpfe, welche sie ehemals umgaben, ausgetrocknet worden sind, von denen sie auch ihre blaßgelbe Farbe haben, gleich einer vergoldeten Statue, wie Catull sagt. Die Stadt macht durch ihre reichangebaute Umgebung, ihre geraden, offenen Straßen, in denen es an großartigen und schönen Palästen nicht fehlt, die schönen Kirchen und die Lebhaftigkeit des Straßenlebens auf den Fremden einen ungemein freundlichen Eindruck, der durch die gebildete Gesellschaft, die man hier trifft, und die manche berühmte Männer unter sich zählt, noch erhöht wird[3]. Sie ist ummauert und durch Basteien gedeckt, hat einen großen, imposanten Marktplatz, welchen eine marmorne Statue des Papstes Urban VIII. ziert, und einen großen öffentlichen Brunnen, dessen von den Römern erbaute Wasserleitung das Wasser in verschiedene Theile der Stadt vertheilt. Die Stadt hat eine neue, geschmackvolle, zum Fischmarkt eingerichtete Halle. Fast alle Kirchen besitzen ein und das andere ausgezeichnete Gemälde, doch sind die vorzüglichsten derselben während der französischen Occupation nach Paris gewandert und nach ihrer Rückkehr in den Sälen des Vaticans in Rom aufgestellt worden, wo sie noch heutzutage zu sehen sind. In der Kathedralkirche ist ein heil. Hieronymus, welcher über das jüngste Gericht nachdenkt, von Giuseppe Passeri (nach D. E. Förster und Neigebaur von Guido Reni), einem Schüler Carlo Maratta's (geb. 1654, gest. 1714), welchen man unter seine besten Werke zählen kann[4]. In der Kirche der Predigermönche ist am Hauptaltare ein großes Gemälde von großer Wirkung: Oben der Heiland auf einer von der Sonne beleuchteten Wolke, und unten vier Heilige, von so kräftigem Colorit, daß sie ebenso sehr hervor und dem Auge näher treten, als das sanfte Colorit den Grund und den obern Theil des Bildes in die Ferne rückt. Es ist ein Werk des Girolamo Savoldo aus Brescia (blühte 1540)[5]. San Francesco hat eine Krönung Mariä von Giov. Bellini (gest. nach 1516 90jährig). Auch die Kirche del Gesu besitzt noch einige gute Bilder. Bei den Serviten ist eins der schönsten Gemälde des Girolamo da Cotignola (gest. 70jährig um 1550), Maria auf dem Throne von Heiligen umgeben, zu ihren Füßen Ginevratorza. S. Domenico mit einem ältern Gemälde von Vinc. Severino[6]. In der Kirche des heil. Sacramentes darf das Abendmahl des Nicolo von Pesaro (Niccolo Trometta da Pesaro) nicht übersehen werden; denn es ist des Malers bestes Stück und ein so wohl gedachtes, harmonisches und an malerischem Schmucke so reiches Gemälde, daß Lazzarini daraus Vorschriften für die Malerei, wie aus einem der besten in der Stadt zog. In San Cassiano ist eine Bildtafel vom J. 1401, unterzeichnet Jacometto de Flor.[7]) (1401—1436). In S. Andrea fand Lanzi ein Bild mit mehren Heiligen von Pompeo da Fano (welcher um 1500 malte), das ihm wol Ehre machte, aber in einem andern Jahrhunderte[8]. Im Augustinerkloster sah derselbe eine Madonna mit verständigem Bauwerk und der Inschrift Bartholomaeus Magistri Gentilis de Urbino 1497[9]. Bei den Conventualen findet sich eine Wiederauffindung des Kreuzes von Timoteo della Vite, einem Gehilfen Rafael's (gest. 54jährig 1524), welche beweiset, daß er eine Manier hatte, der ziemlich viel vom 15. Jahrhunderte eigen ist[10]. Die Stadt besitzt ein Medaillencabinet, ein Museum und eine Bibliothek von 15,000 Bänden, Stiftungen Olivieri's und Denkmäler seiner Liebe zur Vaterstadt. In der letztern befinden sich Handschriften des Bern. Tasso, worunter sich dessen Noten zum Convivio des Dante, unedirte Briefe von ihm, des Poliziano und des Collenuccio befinden, den Fr. Sforza erdrosseln ließ; außerdem Gedichte von Serafino d'Aquila, eine Geschichte der Rechtsgelehrten von Tom. Diplovatazio u. m. A.[11]. Der Stifter dieser wissenschaftlichen Anstalten, Abbati Olivieri Giordani, war selbst Alterthumsforscher, Kenner und Schriftsteller in diesem Gebiete und sein Palast ein Sitz der Musen. Die Stadt hat auch ein sehr hübsches Theater, in dem auch das interessante Volksschauspiel der Tombola, wobei das Publicum die Hauptrolle spielt, gegeben wird. Unter den Palästen gebührt demjenigen der erste Platz, in dem heutzutage der Governatore wohnt, denn er war einst die Wohnung der Herzoge von Urbino aus dem Hause della Rovere, deren Hof der Sammelplatz der Dichter, Gelehrten und Künstler ihrer Zeit und deren Palast voll vorzüglicher Kunstschätze war. Dieser Hof verschwand aber nur zu bald, doch enthält der Palast noch einige Reste seines ehemaligen Glanzes. Noch sieht man im ehemaligen Schloßgarten das Casino, welches Bern. Tasso einst bewohnte und in dem sein größerer Sohn Torquato Tasso seinen Amadis abschrieb. Hierher verlegte Castiglione die Scene in seinem „Cortigiano;"

2) Nouveau Guide du Voyageur en Italie. Sixième édition originale *d'Artaria*. (Milano 1841.) p. 263. 3) Karl Frommel's pittoreskes Italien. (Leipzig 1840.) S. 179 fg. 4) Geschichte der Malerei in Italien, von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anm. von J. G. v. Quandt ꝛc. (Leipzig 1833.) 3. Bd. S. 441. 1. Bd. S. 507.

5) Lanzi 2. Bd. S. 115. 6) Lanzi 1. Bd. S. 414. 7) Lanzi 2. Bd. S. 18. 8) Lanzi 1. Bd. S. 347. 9) Lanzi 1. Bd. S. 329. 10) Lanzi 1. Bd. S. 397. 11) Handbuch für Reisende in Italien, von D. Ernst Förster. (München 1840.) S. 486.

hier las Tasso seinen Aminta und Ariosto feierte diesen Hof als das Asyl der Musen. Zwei Miglien von Pesaro liegt ihre ehemalige Villa, genannt l'Imperiale, auf dem Monte S. Bartolo mit einer entzückenden Aussicht; für die Gemahlin Franc. Maria's II., Vittoria Gonzaga, gebaut, von Tasso (Rime II, 38) gepriesen, von den Malern Dossi und Raffaellino ausgeschmückt, ist sie jetzt im tiefsten Verfall, sodaß man ihre ehemalige Pracht und Herrlichkeit kaum mehr an ihren schönen Marmortreppen und Fußböden erkennt. Sehenswerth sind in der Stadt auch die Paläste Passeri mit einem Museum, Mazza, mit einer bedeutenden Majolicasammlung, und Abbati, und unter den Landhäusern, welche die sanften, lieblichen Anhöhen zieren, dasjenige, welches Karoline von England eine Zeit lang bewohnte, und wo sie auch die Bekanntschaft des gegenwärtigen Besitzers der Villa, Barone Pergami, machte, welcher damals Courier in ihren Diensten war. Pesaro ist außerdem noch der Sitz eines Gerichtshofes erster Instanz und eines Ober-Ingenieurs der Straßen und Gewässer; es besitzt auch zwei Liebhabertheater, eine Sammlung vaterländischer Inschriften und alter Marmorbildwerke, worunter sich die bekannte Marmora Pesaurensia im Palaste Aprico befinden, eine Kathedral- und sieben Pfarrkirchen, mehre Mönchs- und Nonnenklöster, eine Schule der Anatomie, der Thierheilkunde, der Zeichnungskunst, einen botanischen Garten, mehre öffentliche und Privatwohlthätigkeitsanstalten, worunter sich ein Irren-, ein Waisen- und ein Findelhaus befinden, ein Seminarium, eine Akademie der Wissenschaften und eine Ackerbaugesellschaft (Società di Agricultura). Der Hafen ist klein, aber sicher und taugt nur für kleinere Fahrzeuge; er wird durch ein zur Zeit der Besitznahme der Franzosen aufgeführtes Fort vertheidigt. Der Handel ist ziemlich lebhaft, er wird mit Weinen, Öl, Feigen, Seide, Käse, Seife, Leder und Häuten, Eisen und Blei getrieben. Die Matrosen von Pesaro sind am ganzen adriatischen Meere vortheilhaft bekannt. Es laufen hier fast nur Küstenfahrzeuge von den Pomündungen, von Venedig, Triest, Fiume, Ancona und Sinigaglia ein. Von größern Gewerbsanstalten sind hier Seidenfilatorien, Weinsteinraffinerien, Seidenwebereien, Fayence- oder Majolicageschirrfabriken, Seilereien und Siegellakfabriken in Thätigkeit. Pesaro ist der Geburtsort mehrer berühmten Männer, als: des römischen Tragikers Accius, des Freundes Cicero's, Gian Francesco's Albani, der den päpstlichen Stuhl als Clemens XI. bestieg, des Pandolfo Collenucci, Verfassers einer Geschichte von Neapel und einer Apologie auf Plinius, der Maler Lazzarini und Simone Contarini, genannt Simone da Pesaro, des für den Ruhm der italienischen Literatur nur zu früh verstorbenen Dichters Marchese Giulio Perticari, der Musikcompositeure Francesco Federici (geb. 1764) und Joachim's Rossini u. A. Pesaro besitzt aber auch heutzutage noch mehre Gelehrte ersten Ranges, nämlich: den Grafen Paoli als Chemiker, Marchese Petrucci als Naturforscher; Antalti ist als gelehrter Commentator des Catull, Graf Mammiani als Dichter berühmt [12]). An jedem ersten Samstage im Monate und dann vom 1. bis zum 15. September wird hier Jahrmarkt und jeden Mittwoch und Samstag Wochenmarkt gehalten. Die Umgebungen sind ausgezeichnet anmuthig und reich angebaut.

5) Geschichte. Pesaro hieß zu den Zeiten der Römer Pisaurum und soll seinen Namen von dem Flusse, der in geringem östlichen Abstande von der Stadt in das adriatische Meer fällt, heutzutage Foglia heißt, damals aber nach Plinius [13]) und Vibius Sequester Pisaurus hieß [14]), erhalten haben [15]). Sie war eine alte Stadt der Umbrier, zwar nahe der Küste, aber ohne Hafen, an der flaminischen Straße [16]) gelegen. Ptolemäus [17]), welcher sie den Semnonen zueignet, setzt sie zwischen Fanum Fortunä (Fano) und Ariminum (Rimini). Die Itinerarien entfernen sie 24, die Peutinger'sche Tafel 23 Milliarien von der letzteren Stadt; allein beide Angaben sind, bei der längs der Küste ziemlich gerade gezogenen Straße, etwas zu groß, denn heutzutage beträgt die Entfernung von Rimini nur 20 Miglien. Sie war eine römische Colonie; doch wurde diese erst im J. Roms 568 (120 v. Chr. G.), kurz nachdem sie eine Colonie nach Bononien gesandt hatten, gegründet [18]). Unter den Colonen soll damals auch, wie uns Eusebius berichtet, der Tragödiendichter Accius gewesen sein, der von freigelassenen Ältern abstammte; nach Einigen soll das nächst Pesaro gelegene Schloß, Farnaziano seinen Namen von diesem Dichter haben, der nur von dem verdorbenen Worte Actianum herrühre [19]). Pisaurum lag zwar an der picenisch-gallischen Küste, allein dessen griechische Münzen lassen es nicht zu, die Einwohner für Umbrer oder Sabeller zu halten; sie

12) Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi*. (Milano 1834.) Vol. III. p. 163—165. Handbuch für Reisende in Italien, von D. J. F. Neigebaur. Dritte Auflage. (Leipzig 1840.) 3. Th. S. 57. Praktisches Reisehandbuch nach und durch Italien ꝛc., von August Lewald. (Stuttgart 1840.) S. 201. Marmora Pisaurensia notis illustrata ab Abb. *A. Olivieri Giordani*. (Pisauri 1738.)

13) *Caii Plinii Secundi* Historiae naturalis Libri XXXVII. Ex recensione *Joannis Harduini* etc. (Biponti 1783.) Lib. III. 19. 242. Pisaurum cum amne. 14) Lucanus nennt den Fluß, vielleicht nur des Verses wegen, Isaurus, nämlich Lib. II. v. 406:

In laevum cecidere latus veloxque Metaurus
Crustumiumque rapax, et juncto Sapis Isauro.

s. *Marci Annaei Lucani* Pharsalia sive de bello civili. Lib. X. ad editionem *Cortii* fideliter expressi. (Glasguae 1751.) p. 42. 15) Eine andere Sage über den Namen der Stadt ist: Quod a pensandis aurum ab antiquis dictum est, eo quod Romanis militibus, ad debellationem exterarum nationum proficiscentibus, ibi aurum ponderaretur et distribueretur, solidi scilicet. s. Chronica Slavorum Helmoldi, presbyteri Basoviensis et Arnoldi, abbatis Lubecensis. p. 696 in *G. G. Leibnitii* script. Brunsvic. (Hannov. 1710.) T. II, CXIX. 16) s. C. Mannert's Geographie der Griechen und Römer. (Leipzig 1823.) 9. Th. 1. Abth. S. 456. 17) Geographia cl. *Ptolemaei Alexandrini* olim a *Bilibaldo Pirckheimhero* translata etc. (Venetiis 1562.) p. 62 gibt seine Lage zu 35 20 und 43 45 an. 18) T. Livius sagt hierüber (Lib. XXXIX. c. 44) Folgendes: Eodem anno coloniae duae Potentia in Picenum, Pisaurum in Gallicum agrum deductae sunt. Sena jugera in singulos data, diviserunt agrum coloniasque deduxerunt iidem tresviri Q. Fabius Labeo et M. et Q. Fulvii, Flaccus et Nobilior Consules ejus anni etc. 19) s. *F. Leandri Alberti Bononiensis* Descriptio totius Italiae etc. (Coloniae 1567.) p. 442.

können von Ancona her angesiedelt sein, aber auch sich als Tyrrhener und Siculer erhalten haben[20]). Zur Zeit der Römer scheint der Ort nie von größerer Bedeutung gewesen zu sein; es setzt auch die Peutinger'sche Tafel bei diesem Orte dem Namen ihre Häuschen nicht bei, durch die sie sonst die größere Ausdehnung oder Wichtigkeit einer Ortschaft andeutet; doch führt auch Vellejus Paterculus[21]) sie als Colonie auf; auch mehre altrömische Inschriften geben ihr den Titel einer Colonie[22]). In der römischen Geschichte wird sie selten ausdrücklich erwähnt. Livius erwähnt des Ortes an mehren Stellen, besonders da, wo er von dem Consul Fulvius Flaccus erzählt, daß er die Straße nach Pisaurum gepflastert und dort dem Jupiter einen Tempel erbaut habe[23]). Als Cajus Julius Cäsar durch das Überschreiten des Rubico den Bürgerkrieg eröffnet hatte, besetzte er unter mehren anderen Plätzen, die ihm den Weg nach Rom öffneten, auch Pisaurum, und zwar jeden derselben mit einer Cohorte[24]). Zur Zeit der Republik so gut als während der kaiserlichen Herrschaft gehörte Umbrien und in ihm Pisaurum zu Italien; zur Zeit des Kaisers Hadrian bildeten Tuscia und Umbria zusammen eine der 17 Provinzen, in welche Italia damals getheilt war[25]). Nach der Veränderung, welche Kaiser Constantin d. Gr. in der Anordnung des Reichs vornahm, waren diese Gegenden ein Theil der Präfectura Italia und es stand die Provinz Tuscia und Umbria der Diöcese Italia unter dem Vicarius Romae. Nach den Nachrichten des Procopius und Blondus soll Totilas Pesaro zerstört und Belisar sie wieder aufgebaut haben. In der Folgezeit gehörte sie zu dem ravennatischen Exarchat, und erscheint unter jenen Städten aufgeführt, welche König Pipin der römischen Kirche schenkte und in Zukunft einen Theil des Patrimoniums der Kirche ausmachten[26]). Zwischen 570 und 572 eroberten die Langobarden auch Toscana und Umbrien, und so machte von da an Pesaro abwechselnd einen Theil des Lombardenreichs aus[27]). Die Periode des 10. und der Anfang vom 11. Jahrh., bis die Ottonen nach Italien kamen, bezeichnet einen fast ununterbrochenen Kampf um die Rechte über die oder in der Stadt. An der Spitze der städtischen Angelegenheiten stand ein Decurionenstand, der zu einem erblichen Adel geworden war, und von ihm gewählte Consuln bildeten die städtische Behörde. Zunächst über dieser städtischen Behörde sollte der vom Papste abgeschickte Legat stehen, welcher zugleich die Patrimonien der Kirche zu verwalten bestimmt war. Allein die Bischöfe machten auf manche Rechte in der Stadt ebenfalls Anspruch und maßten sich manches, das dem Papste zustand, und zwar nicht selten grade in solchen Zeiten an, wo um Besetzung des päpstlichen Stuhls gestritten ward[28]). Unter den hierüber ausbrechenden Streitigkeiten fand sich denn doch Muße genug, die Künste der Malerei und Bildhauerei zu üben, als deren Lehrer die Griechen sich darboten, mit deren Vaterland hier ohnehin stets ein lebhafter Verkehr unterhalten wurde. So z. B. zeigt man hier Bilder, die Beschützer der Stadt darstellend, welche man noch vor das Jahr 1000 setzt[29]). Im J. 1047 starb Papst Clemens II., auf seiner Rückkehr aus Teutschland, wohin er König Heinrich III. begleitet hatte, nach Rom, in der Nähe dieser Stadt, wahrscheinlich an Gift[30]). Im J. 1140 wurde Pesaro (mit Fossombrone, Sinigaglia und Ravenna) in einen Krieg mit Fano und dadurch mit Venedig verflochten, da dieses sich der letzten Stadt annahm[31]). Am 28. Febr. 1177 verweilte Kaiser Friedrich I. in Candelura bei Pesaro[32]), und im August d. J. wohnte Stephan, Bischof von Pesaro, in Venedig der Aussöhnung des Kaisers mit Papst Alexander III. bei[33]). Kaiser Heinrich VI. hatte die Mark seinem Großseneschalk, Marcovald, zu Lehen gegeben, nachdem er die großen Reichslehen in Italien wieder hergestellt hatte. Bis zum J. 1197 hatte auch er, gleich den übrigen teutschen Baronen, seine Gewalt so gemisbraucht, daß alle ihre Unterthanen zur Empörung geneigt waren. Papst Innocenz III. benutzte diese Stimmung der Städte und die Ohnmacht der kaiserlichen Partei in Italien, diese Provinzen wieder zu erobern. Da die Städte dieser Gegenden sich mehr Freiheit unter der Herrschaft der Kirche, als fremder Krieger versprachen, öffneten sie alle, und unter ihnen auch Pesaro ihre Thore den zwei vom Papste ausgesendeten Priester-Cardinälen, die zur Abfoderung des Huldigungseides gekommen waren, und erkannten die Oberherrlichkeit des Papstes an, ohne jedoch auf ihre Municipalverwaltungen Verzicht zu leisten[34]). Im J. 1216 brach abermals eine blutige Fehde zwischen den Nachbarstädten von Pesaro aus; es führten nämlich Cesena und Rimini wegen Grenzstreitigkeiten Krieg; Pesaro hielt es mit Rimini; der Krieg dauerte bis 1219 fort[35]). Am 6. Aug. d. J. 1294 wurde Pesaro, welches damals Malatesta besetzt hielt, durch den Grafen von Galasso und Konrad de Monte Feretro, mit

---

20) s. römische Geschichte von B. G. Niebuhr, vierte unveränderte Auflage. (Berlin 1833.) 1. Th. S. 53. 21) *Vell. Pat.* Lib. I, 15: Cn. autem Manlio Volsione et Fulvio Nobiliore Coss. Bononiam ducta Colonia, abhinc autem ferme CCXVII et post quadriennium, Pisaurum et Potentia. 22) s. *Ph. Cluveri* Italia antiqua etc. (Lugd. Bat. 1624.) Tom. I. p. 605. 23) Et alter ex iis Fulvius Flaccus (nam Postumius nihil, nisi senatus Romani populive jussu) se locaturum ipsorum pecunia Jovis aedem Pisauri, et Fundis, et Potentiae etiam aquam adducendam et Pisauri viam silice sternendam. *Livius* Lib. XLI. c. 27. 24) Itaque ab Arimino M. Antonium cum cohortibus V Arretium misit, ipse Arimini cum duabus legionibus substitit ibique delectum habere instituit: Pisaurum, Fanum, Anconam singulis cohortibus occupat. *Caesar*, De bello civ. Lib. I. 11. 25) s. das Handbuch der römischen Alterthümer, von G. F. F. Ruperti. (Hanover 1841. 1. Th. S. 92 fg. 26) *Anastas.* Bibl. de vitis Rom. Pont. bei *Murat.* Rer. ital. script. T. III. P. I. p. 171. 27) Gesch. der italienischen Staaten, von D. Heinrich Leo. (Hamburg 1829.) 1. Th. S. 75.

28) Leo 1. Th. S. 329. 331. 29) s. die Geschichte der Malerei in Italien, von Ludwig Lanzi rc. (Leipzig 1830.) 1. Th. S. 2. 30) Leo 1. Th. S. 408. 31) Leo 2. Th. S. 41. 79. 32) Gesch. der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Fr. v. Raumer. (Leipzig 1823.) 2. Bd. S. 541. 33) Großes vollständiges Universal-Lexikon rc. S. 736. 34) Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter, von J. C. L. Simonde-Sismondi. (Zürich 1807.) 2. Th. S. 368. 369. 35) Ebend. S. 538. Leo 2. Th. S. 209.

eingenommen, und dabei viele Edle getödtet und gefangen genommen [36]). Der Adel der Umgegend war überhaupt zahlreich, reich begütert und in lebhaftem Wechselverkehr mit den Städten; unter diesen waren die Malatesta und das Geschlecht derer von Montefeltre die bedeutendsten. Bis zum 6. Aug. 1294 war Pesaro den Malatesten unterthan gewesen; seitdem hatte aber Galasso von Montefeltre sich nicht nur der Stadt bemächtigt, sondern auch gegen Rimini und Fano bedeutende Erwerbungen gemacht, und dadurch das Geschlecht der Malatestas in den Hintergrund zurückgedrängt, das an der Spitze der Guelfen stand, während die Faggiuola und Montefeltre's ghibellinisch waren. Später wurde Pandolfo, Malatesta's Sohn, wieder zum Podesta von Pesaro erkoren, allein er verblieb nicht lange im Amte, denn im August 1306 erhoben sich die Bürger wider ihn, und vertrieben sowol ihn als seine Leute; Gleiches geschah ihm auch kurz vorher in Fano und bald darauf in Sinigaglia [37]). Pandolfo war nach seines Vaters Tode das Haupt des Hauses und Signore von Rimini; er lebte mit seinem Neffen, Ferrantino, dem Sohne seines Bruders, Malatesta des Einäugigen, auf das Freundlichste und im besten Einverständnisse, so daß dieser den riminesischen Malatesten, im J. 1324 die Signorie über Pesaro erwerben half. Nach Pandolfo's Tode, im J. 1326, regierte sein Sohn, Malatesta, in Pesaro weiter, wo er sich auch immer aufhielt. Diese Stadt behielt er auch nach der in der Familie vorgenommenen Theilung fort. Der päpstliche Stuhl machte im J. 1331 der Familie das Ansinnen, die Signorie in Rimini zu Gunsten der Kirche aufzugeben; der päpstliche Legat wurde dabei von Malatesta in Pesaro unterstützt, welcher schon längere Zeit mit Ferrantino in Spannung war. Im J. 1355 wagte der Papst endlich den offenen Kampf gegen die Malatesten, die damals für die gefährlichsten Feinde der Kirche galten. Der Cardinal Ägidius d'Albornaz, von den teutschen Rittern, welche ihm Karl IV. bei seiner damaligen Anwesenheit im Kirchenstaate überlassen hatte, unterstützt, nahm Galeotto de' Malatesti gefangen. Für Galeotto's Freiheit mußte nun die Familie alle jüngst in der anconitanischen Mark gemachten Eroberungen zurückgeben, und erhielt dafür, gegen einen mäßigen jährlichen Tribut, auf zwölf Jahre die Signorie von Rimini, Pesaro, Fano und Fossombrone. Pandolfo, Malatesta's Sohn, behielt die Signorie von Pesaro auch nach dieser Zeit fort, und zwar als Lehenmann der Kirche. Er war einer der einflußreichsten Feldhauptleute seiner Zeit, der mit seinen Scharen bald den Florentinern, bald andern Städten und Herren diente. So kam er im J. 1363 als Verbündeter den Florentinern mit 100 Reitern und 100 zu Fuß gegen die Pisaner zu Hilfe. Im J. 1397 zog er mit 1000 Reitern und 600 Mann Fußvolk im Dienste des Herzogs von Mantua, Franz von Gonzaga, aus [38]). Im J. 1404 nahmen ihn die Venetianer in ihren Sold [39]). Im J. 1408 diente er abermals den Florentinern. Im J. 1409 wurde er als ein visconti'scher, den Venetianern verbündeter, Capitain, von dem Marschall Bucicaut bei Serravalle, geschlagen. Im J. 1409 erwählten ihn die mit den Sienesern verbündeten Florentiner zu ihrem Feldherrn gegen König Ladislaus, welchen Papst Gregor XII. unterstützte [40]). Auch sein Bruder, Malatesta, der Ungar genannt, weil er von dem Könige von Ungarn in Rimini wehrhaft gemacht worden war, erscheint als ein tüchtiger Heerführer [41]). Er war es, der mit Paolo Ursini am 2. Jan. 1410 die Übergabe der Stadt Rom erzwang [42]). Durch Braccio von Montona wurde Carolus de Malatestis Signore von Rimini und der Sohn des Malatesta von Pesaro am 12. Juli 1416 in der Grafschaft Perugia gefangen genommen und mit ihnen eine große Zahl ihrer Krieger [43]). Vom J. 1419—1455 war Johann de Benedictis Bischof von Pesaro, den Papst Nicolaus IV. als seinen Legaten nach Siena schickte und in Geschäften gern gebrauchte [44]). Malatesta de' Malatesti von Pesaro starb im December d. J. 1429; doch hatte er früher den Papst für sich zu interessiren gewußt, und getrachtet, seine Vettern ausschließen zu lassen, sodaß diese Noth hatten die nöthigen Geldmittel aufzubringen, um durch Nachzahlung einiger rückständigen Lehensgelder den päpstlichen Hof wieder zu besänftigen, und dadurch in große Verlegenheit geriethen. Überdies mußten sie mehre ihrer Besitzungen dem Papste abtreten, welche derselbe mit den unmittelbaren päpstlichen Herrschaften vereinigte; nur Sinigaglia ward der Linie von Pesaro, welche nach Malatesta's Tode aus dessen Söhnen, Carlo und Galeazzo, bestand, zurückgegeben [45]). Der Letztere brachte bald darauf (1444) diesen Zweig der Malatesten um den Besitz von Pesaro und Fossombrone; denn nachdem er lange wegen des Verkaufs seiner Herrschaften mit Federigo de Montefeltro unterhandelt hatte, überließ er endlich Pesaro dem Herzoge von Mailand, Francesco Sforza, der aus dieser Stadt ein kleines Fürstenthum für seinen Bruder Alessandro zu bilden die Absicht hatte, Fossombrone aber, die andere Besitzung, an Federigo selbst. Galeazzo war ohne Kinder und gleich seinem Vater, der andern Linie, welche in Rimini gebot, Feind. Sigismondi de' Malatesto, der Herr von Rimini, ward, obgleich Sforza's Schwiegersohn, doch über diesen Verlust Malatestischen Erbgutes so entrüstet, daß er seinen Schwiegervater deshalb heftig anfeindete. Am 16. Febr. 1445 hielt Alexander Sforza unter großen Feierlichkeiten seinen Einzug in die Stadt, von der er fortan Herr war; an demselben Tage verließ Galeazzo Malatesta's Gattin Johanna Pesaro und endete später ihr Leben in einem Kloster [46]). Im darauf folgenden Jahre erlangte er Candalara, eine Feste im Gebiete von Pesaro, durch

36) Ann. Caesenates ad an. 1294 ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. XIV. p. 1109. 37) Ibid. p. 1127. 38) Istoria Padovana di *Andrea Gataro* ap. *Murat.* T. XVII. p. 823. 39) Ann. Estenses *Jacobi de Delayto* ap. *Murat.* T. XVIII. p. 1009.

40) Ann. Bonincontrii ap. *Murat.* T. XXI. p. 100. 41) über den Ursprung und die Geschlechtsfolge der Malatestas s. *Anonymi Itali* Historia ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. XVI. p. 272 sq. 42) Specim. Hist. *Sozom. Pistor.* ap. *Murat.* l. c. p. 1197. 43) Chron. Foroliviense ad an. 1416 in *Murat.* script. T. XIX. p. 886. 44) Großes vollständiges Universal-Lexikon ꝛc. S. 736. 45) Leo 4. Th. S. 572. 46) Chronic. Riminese ap. *Murat* T. XV. p. 950.

Übergabe. Im J. 1446, am 23. Juli, verließ Alexander die Partei seines Bruders, söhnte sich mit dem Papste aus, schloß wegen Pesaro einen besondern Frieden mit der römischen Kirche und erhielt die Bestätigung wegen Pesaro's vom Papste[47]), und war von da an einer der wenigen fürstenmäßigen Lehenträger des Papstes, während die meisten übrigen Dynasten schon früher gestürzt waren. Als sich im Frühjahre des J. 1460 in den nördlichen Grenzlandschaften des Königreichs Neapel die Heere von fast ganz Italien sammelten, war auch Alessandro von Pesaro mit seinen Truppen dort und mit ihnen auch montefeltrische und päpstliche Truppen, denen Jacopo Piccenino entgegenstand; in der Schlacht, welche am 27. Juli bei San Fabbiano geliefert wurde, erlitten Alessandro's Truppen entsetzliche Verluste. Nach dem im J. 1473 erfolgten Tode Alessandro's folgte ihm sein Sohn Costanzo in der Herrschaft über Pesaro. Gegen ihn wendete sich im J. 1480 der eroberungssüchtige Girolamo Riario, der schon längst gern in der Romagna sich Besitzthum erstritten hätte; allein da sich die Republik Florenz und König Ferdinand Costanzo's annahmen, ließ er bald von ihm ab, und suchte seinen Wunsch auf andere Weise zu befriedigen[48]). Costanzo diente hierauf im J. 1479 der gegen Florenz vereinigten Liga, deren Feldhauptmann Federigo von Montefeltro war; allein noch in demselben Jahre führte er seine Leute von dem päpstlichen Heere zu dem der Republik über, die ihn durch Soldanbietungen zu gewinnen wußte. Dadurch gerieth er aber in starke Reibung mit Carlo de' Fortebracej; indem sich noch in demselben Jahre im florentinischen Lager zwischen den Truppen Carlo's und Costanzo's, die sich als die Erben des Ruhmes und als die Reste der ehemals in ganz Italien gefürchteten Braccesischen und Sforzesischen Waffencorps ansahen, die alte Feindschaft erneuerte. Streit aller Art, eine Menge Zweikämpfe fanden statt, bis endlich Carlo de' Fortebraccj mit seinen Scharen in's Peruginische entsendet wurde. Im Kriege des Papstes Alexander VI. mit König Karl VIII. von Frankreich, 1494, hielt sich Costanzo anfänglich zu des Papstes Verbündeten, König Ferdinand von Neapel, trennte sich aber später, als König Karl auf Siena los ging, gleich den Florentinern, Bentivoglio von Bologna und dem Herzoge von Urbino von Ferdinand's Heere. Costanzo war im J. 1483, mit Hinterlassung eines natürlichen, vom Papste legitimirten, Sohnes, Namens Giovanni, gestorben, und der Letztere in dem Besitze der päpstlichen Vicarie von Pesaro bestätigt worden. Als gegen das Ende des Jahrhunderts Cesare Borgia, Papst Alexander's VI. Sohn, den Plan faßte, sich in der Romagna, durch den Sturz der kleineren Herrschaften (Vicariate) ein großes Fürstenthum zu gründen, da wurden auch die Herren von Pesaro bedroht. Unter einem nichtigen Vorwande, weil sie nämlich den dem päpstlichen Stuhle jährlich zu entrichtenden Zins nicht gezahlt hätten, hatte der Papst schon früher den Herren von Pesaro, Rimini, Forli u. A. ihre Vacariate abgesprochen. Zur Vollstreckung seiner Plane und dieser Anordnungen war Cesare im J. 1500 eben gegen Pesaro, dessen Herr geflohen waren, gezogen, als die Vertreibung der Franzosen, mit denen er verbunden war, aus dem Mailändischen, den Rückzug der bei ihm befindlichen französischen Hilfstruppen aus der Romagna nöthig machte und seine Fortschritte hemmte. Erst nach Alexander's Tode (1503) kehrte Giovanni wieder in seine Residenz zurück. Alexander's Nachfolger, Papst Julius II., ertheilte von allen durch Cesare vertriebenen Vicaren nur dem Sforza von Pesaro seine Vicarie wieder; Giovanni hatte aber auch durch die Familie seiner Gemahlin, die Tiepelos in Venedig, und durch seinen Vetter, den Cardinal Sforza, auf allen Seiten, von denen ihm Gefahr drohen konnte, Vertretung[49]). Giovanni war in erster Ehe mit Lucrezia, der Tochter Alexander's, vermählt gewesen, aber von ihr geschieden worden. Nach seinem Tode führte seine Gattin, Genoveva Tiepolo, für ihren Sohn Constantius[50]) die Zügel der Herrschaft; als aber ihr einziges Söhnlein bald nach des Vaters Tod ebenfalls gestorben war, zog sie sich in das Kloster der heil. Clara, auf der Insel Murano, zurück, wo sie ihre noch übrigen Lebenstage beschloß. Hierauf übernahm Galeazzo Sforza das Vicariat; als er aber sah, daß er die Bestätigung seiner Herrschaft vom Papste Julius II. durchaus nicht erwirken könne, übergab er ihm die Stadt mit dem Vicariate unter sehr vortheilhaften Bedingungen. Papst Julius übergab hierauf beide seinem Neffen, Franz Maria della Rovere, dem Herrn von Sinigaglia, an Zahlungsstatt für eine große Summe, welche ihm der päpstliche Stuhl für rückständigen Sold schuldete. Als er im Februar des J. 1573 den Tod herannahen sah, benutzte er noch die wenigen ihm übrigen Tage, dem Herzoge von Urbino die Vicarie von Pesaro auch vom Cardinalscollegium bestätigen zu lassen[51]). Mit dem Tode des Papstes änderte sich dessenungeachtet die ganze Stellung desselben, denn Papst Leo X., der vor Allem für seine Familie zu sorgen bemüht war, suchte sogleich nach einem Vorwande, um das Herzogthum Urbino mit den Vicarien von Pesaro und Sinigaglia einziehen zu können. So lange sein Bruder, Giuliano von Medici, dem in seiner Verbannung aus Florenz vom urbinatischen Hofe viele Verbindlichkeiten erzeigt worden waren, noch lebte, schützte dieser das Herzogthum gegen jede Unternehmung des Papstes; kaum war aber Giuliano am 17. März 1516 gestorben, und Leo von dieser Seite des Zwanges ledig, so schritt er sofort zur Ausführung des längst Beschlossenen. Es wurde nämlich dem Herzoge Franz Maria della Rovere die Ermordung des Cardinals von Pavia von Neuem zum öffentlichen Vorwurfe gemacht, sowie das Benehmen gegen die liguistischen Flüchtlinge, nach der Schlacht von Ravenna und noch sonst manches Andere; in Folge dieser Beschuldigungen wurde die Einziehung des Herzogthums Urbino ausgesprochen und die Vollstreckung der Confiscation dem Neffen des

47) Chronic. Riminese etc. p. 955. 48) Leo 4. Th. S. 338. 598. 606. 5. Th. S. 176.

49) Leo 5. Th. S. 133. 136. 168. 262. 50) *F. Leandri Alberti* Descriptio totius Italiae etc. (Coloniae 1567.) p. 443. 51) Leo 5. Th. S. 292.

Papstes, Lorenzo de' Medici, und Lorenzo degli Orsini da Ceri, übertragen. Der Herzog, Franz Maria, floh nach Mantua; am 30. Mai zog Lorenzo in Urbino ein; drei Monate später ergab sich der letzte Ort, welcher sich in den Gebieten von Urbino, Pesaro und Sinigaglia für den vertriebenen Herzog hielt, nämlich die Feste von San Leo. Am 18. Aug. wurde Lorenzo mit dem eingezogenen Herzogthume feierlich belehnt, wogegen nun der Bischof von Urbino, Cardinal Grimoni, Widerspruch erhob [52]). Der vertriebene Herzog, Franz Maria della Rovere, benutzte zu seinem Vortheile die zwischen der Republik Venedig und Maximilian hergestellten friedlichen Verhältnisse, indem er den größten Theil der dadurch brodlos gewordenen Miethsoldaten sofort an sich zog, an ihre Spitze Federigo da Bozzolo, aus dem Hause Gonzago, stellte, und am 23. Jan. 1517 aus dem Mantuanischen gegen das Urbinatische aufbrach. Leo X. bot zwar Alles auf, um dem Unternehmen mit Erfolg entgegenzuwirken, doch hinderte die ganze, von ihm dazu aufgebotene Macht nicht, daß der vertriebene Herzog von Urbino schon am 5. Februar vor Urbino ankam und am folgenden Tage seinen Einzug hielt. Überall pflanzten die urbinatischen Städte wieder ihres alten Herzogs Fahnen auf, aber da zwei feste Höhen bei Pesaro und Urbino in Lorenzo's Händen blieben und er auch fortwährend vom Papste und aus dem Florentinischen Verstärkung erhielt, während Franz Maria weder Geld noch Artillerie hatte, so half es ihm nicht viel. Nach der schweren Verwundung Lorenzo's de' Medici gingen zwar fast alle baskischen und teutschen Miethtruppen des Papstes zu dem Herzoge von Urbino über, und der Cardinal von Bibiena, welcher zur Fortsetzung des Krieges anstatt Lorenzo's gesandt worden war, sah sich zuletzt auf Pesaro zurückgeworfen; auch sonst erfochten die urbinatischen Truppen noch mehre einzelne Erfolge; allein sie konnten der Herrschaft des Herzogs auf die Dauer doch keinen Halt geben, da er nirgends einen Verbündeten fand, und selbst zu sehr von Geldmitteln entblößt war. Unter diesen Umständen nahm der Herzog französische Vermittelung an und schloß im September mit dem Papste einen Vertrag dahin ab, daß dieser den urbinatischen Söldlingen den rückständigen Sold zahlte, volle Amnestie zusagte und gestattete, daß der Herzog seine Artillerie und die Bibliothek von Urbino mit nach Mantua führte. Von da an blieb Pesaro bis zum Tode Lorenzo's, der im April 1519 erfolgte, im Besitze des Mediceers. Nach Lorenzo's Tode behandelte Papst Leo X. Pesaro, sowie das Herzogthum Urbino, als dem päpstlichen Stuhle heimgefallen. Nach dem am 1. Dec. 1521 erfolgten Tode Leo's änderte sich rasch die Lage der Dinge. Papst Adrian VI. zeigte sich durchaus wohlwollend gegen den Herzog Franz Maria della Rovere und erkannte ihn nicht nur im Besitze der wiedereroberten Landschaften an, sondern unterstellte ihm auch 1500 Spanier zu Fuß, die gebraucht werden sollten, um die Malatestas aus Rimini zu vertreiben, allein der Herzog bewirkte solches ohne Schwertstreich, indem er als Vermittler auftretend die Malatestas bewog, Rimini freiwillig aufzugeben, worauf er in Rom 1522 die feierliche Belehnung mit seinem Fürstenthume erhielt. Franz Maria nahm an den Kriegen der folgenden Jahre als Heerführer einen sehr thätigen Antheil. Im Juli 1523 wurde er, nachdem sich die Republik Venedig mit Kaiser Karl V. verbündet hatte, an die Spitze des venetianischen Heeres gestellt; jedoch nützte diese Verbindung den Feldherren des Kaisers nichts, denn der Herzog war nicht zu bewegen, über die Adda vorzurücken und auch der päpstliche Gonfaloniere that zur Unterstützung derselben kaum einen Schritt vorwärts. Als der Connetable von Bourbon aus Teutschland in Italien angekommen war, erhielt der Herzog von Urbino vom Senate der Republik den Befehl, über die Adda zu gehen und sich mit dem Connetable zu vereinigen; bald darauf nahm er Lodi und von da immer einen thätigern Antheil an allen folgenden Kriegsoperationen. Mit dem Papste gerieth er durch die späteren Verwickelungen in eine Stellung, die ihn in den Augen des Ersteren als einen seiner eifrigsten Feinde erscheinen ließ, sodaß, als er im October 1538 starb, der Verdacht entstand, er sei an Gift gestorben, das ihm sein Barbier in des Papstes Interesse gereicht habe. Sein Sohn, Guidobaldo II., erhielt die Belehnung mit dem Herzogthume Urbino nur gegen Verzichtung auf das Gebiet von Camerino, dessen Erbin, aus dem Hause der Varani, er geheirathet hatte, welches Ercole de Varani als Mannlehen in Anspruch genommen und worauf er seine Ansprüche endlich an Papst Paul III. verkauft hatte. Dieser Fürst versammelte an seinem glänzenden Hofe, den er erst zu Urbino, größtentheils aber zu Pesaro, hielt, die ausgezeichnetsten Geister seiner Zeit, legte eine Sammlung von Kunstschätzen an und entfaltete hier einen seltenen Glanz. Ariosto feierte diesen Hof als das Asyl der Musen. Bernardo Tasso las hier seinen Aminta und sein größerer Sohn, Torquato Tasso, schrieb hier in einem Casino, das noch gezeigt wird, seinen Amadis ab. Zur Verherrlichung der Hofhaltung trugen auch geistreiche Frauen viel bei. Unter ihnen glänzte besonders Lucrezia d'Este, welche im J. 1570 dem Sohne Guidobaldo's, Francesco Maria II., angetraut worden war. Durch sie war Tasso in den Kreis dieses Hofes gezogen worden, der gleich Ferrara für einen Mittelpunkt des literarischen und poetischen Lebens der damaligen Zeit galt. Guidobaldo starb am 28. Sept. 1574 und hatte seinen, mit Lucrezia vermählten, Sohn zum Nachfolger, welcher, da sein Sohn vor ihm starb, der letzte weltliche Beherrscher von Urbino und Pesaro war. Francesco Maria II. war ein junger ritterlicher Herr, der in der Schlacht von Lepanto mitgefochten hatte, und sogleich nach seinem Regierungsantritte alle von seinem Vater Vertriebenen zurückrief und allen Jenen, deren Vermögen confiscirt worden war, dasselbe wieder zurückstellen ließ. Seine erste Gattin, mit der er keine Kinder hatte, starb im J. 1598; er vermählte sich hierauf wieder mit einer Verwandtin, Livia della Rovere, mit der er einen Sohn, Federigo, erzeugte. Dieser Sohn wurde im J. 1608 mit der Schwester des Großherzogs von Toscana, Claudia, verlobt. Im Frühlinge 1621 wurde die Vermählung wirklich vorgenommen. Nach der-

52) Leo 5. Th. S. 474. 550. 618 u. s. w.

selben übertrug Herzog Franz Maria II. seinem Sohne die Regierung, und zog sich nach Casteldurante zurück, um sich eines ruhigen Alters zu erfreuen. Federigo aber ergab sich, aus Liebe zu einer Schauspielerin, Namens Argentina, einer solchen Leidenschaft für die Bühne, daß er sogar Rollen übernahm und der Leidenschaftlichkeit, womit er die angreifendsten Situationen durchführte, endlich, am 28. Juni 1623, unterlag; er hinterließ von seiner Gattin, Claudia, eine einzige Tochter, Vittoria, auf welche die Erbansprüche an das Herzogthum Urbino mit Pesaro und die Grafschaft Montefeltre übergingen. Da der römische Hof diese Ansprüche bestritt, glaubte man sie am besten zu sichern, wenn man sie mit den Ansprüchen der Republik Florenz auf einen Theil dieser Herrschaft, auf welche sie nur zu Gunsten des Hauses Rovere verzichtet habe, verbände und den jungen Großherzog Ferdinando noch bei Lebzeiten ihres Großvaters Francesco Maria's mit Vittoria verlobte, und zwar so, daß der Vittoria als Mitgift die ganze Erbschaft von Urbino zugesichert ward; allein als Francesco Maria am 28. April 1631 mit Tode abging, und mit ihm der letzte Herzog von Urbino zu Grabe getragen wurde, reclamirte Papst Urban VIII. seine Herrschaften als heimgefallene Lehen, ohne daß es der toscanische Hof, bei dem ringsum wüthenden Kriege, gewagt hätte, die Erbansprüche der Prinzessin Vittoria geltend zu machen. Von da an bildete auch die Vicarie von Pesaro einen integrirenden Bestandtheil der dem katholischen Kirchenoberhaupte unmittelbar unterworfenen Länder, und theilte mit diesen auch alle späteren Glücks- und Unfälle. Die um diese Stadt herum gelegene Küstengegend war wiederholt der Schauplatz des Krieges und litt bei solchen Gelegenheiten immer viel. So im J. 1708, wo sich der päpstliche Feldhauptmann Graf Ferdinando de' Marsigli im October vor dem kaiserlichen General Daun von Ferrara und Comacchio nach Pesaro zurückzog. Im Februar 1742 setzten sich, nach dem Tode Karl's VI. gegen seine Tochter, Maria Theresia, die im Stato de' Presidi gesammelten bourbonischen Truppen ebenfalls in Bewegung und zogen langsam über Foligno nach Pesaro, durch den Kirchenstaat. In der Richtung von Pesaro zogen auch die aus Neapel unmittelbar diesem Heere zuziehenden Regimenter unter dem Duca di Castro pignano. Im J. 1743 setzte sich die spanische Armee in Pesaro fest und hielt sich zwischen dieser Stadt und Fano durch einige Wintermonate auf, bis Lobkowitz Verstärkungen erhielt, während die spanische Armee, die fast an Allem Mangel litt, immer mehr zusammenschmolz; dann griff er sie im März des folgenden Jahres an und drängte sie über Sinigaglia hinaus, bis Loreto zurück, wo er sie in einem Treffen nöthigte, ihren Rückzug noch weiter, über Recanati hinaus, fortzusetzen; allein bald nach dem Anfange des Monats März 1745 zog de Gayes, der aus Spanien und Neapel Verstärkungen erhalten hatte, über den Apennin; seine Truppen erschienen am 18. März bei Pesaro, und die Österreicher sahen sich genöthigt auch von Rimini sogar zurückzuweichen. Auf diese Weise wurde Pesaro abwechselnd von den Heeren der streitenden Feinde durchzogen und besetzt. Ähnliches geschah auch in den französischen Kriegen der neuesten Zeit. Aber auch die Stürme der Revolution gingen über Pesaro nicht ohne Verwüstungen dahin, denn als im J. 1796 (im Monate Februar) die Franzosen auch diese Gegenden besetzt und der französische Commandant der Citadelle von Ancona die revolutionair Gesinnten durch seine Begünstigungen dahin gebracht hatte, daß sie die Fahne des Aufruhrs gegen den Papst aufpflanzten und eine unabhängige Republik Ancona proclamirten, gelang es im December desselben Jahres auch Sinigaglia und Pesaro zu revolutioniren. Die Folgen davon waren Verwirrungen mannichfacher Art. Nach der Constituirung der römischen Republik folgten auch diese Gegenden, wenngleich widerstrebend dem allgemeinen Freiheitsschwindel, der aber bald wieder der rückkehrenden Nüchternheit wich. Schon im April 1798 hatte in Umbrien ein Aufstand gegen die römische Republik statt. Doch wurde die Empörung im Laufe des Monats von den Franzosen mit Gewalt unterdrückt. Im December 1800 wurde Pesaro von den österreichischen Truppen, unter Sommariva, besetzt, allein diese Besetzung war nur ephemer. Von einem viel freudigern Ereignisse war Pesaro am 17. Juni 1801 Zeuge; denn an diesem Tage landete der neugewählte Papst, Pius VII., am Bord einer Fregatte und wurde von den Bewohnern mit Jubel begrüßt. Seit der Gründung des Königreichs Italien war Pesaro der Hauptort einer Vicepräfectur des Departements des Metauro. Auch im letzten italienischen Kriege war die Gegend von Pesaro abermals ein Theil des Kriegsschauplatzes. Als nämlich König Joachim Murat von Neapel im Frühling d. J. 1815 bis in diese Gegenden vorgedrungen war und durch Frimont, Bianchi und Neipperg hart bedrängt wurde, rief er seine Truppen aus Toscana hierher, um sie um Pesaro mehr zu vereinigen; allein es half ihm dieses nichts, denn in wenigen Tagen war er in einer sehr bedenklichen Lage, suchte zu unterhandeln und zog sich bald ganz aus diesen Landschaften hinweg, die nun sofort von den Österreichern besetzt wurden. Zuletzt bewegte sich der Krieg zur Zeit des Aufstandes der päpstlichen Provinzen in diesen Gegenden im Februar 1821, in welchem Monate die Scharen des österr. F. M. L. Baron Frimont nach einigen wenigen Scharmützeln die Insurgenten zerstreuten und vor sich hertreibend durch die Marken vordrangen.

(*G. F. Schreiner.*)

PESAY, eigentlich **PESSEY**, eine Gebirgsortschaft im Herzogthume Savoyen, der festländischen Staaten des Königs von Sardinien, in der Grafschaft Tarantaise am rechten Ufer der Isère hoch in den Alpen gelegen, mit 1142 Einwohnern und einem bedeutenden Silber- und Bleibergwerke, dessen Erze in dem benachbarten Conflans, welches ein königliches Hüttenwerk besitzt, geschmolzen werden. (*G. F. Schreiner.*)

PESCADOREN, Inselgruppe, welche unter 180—185° östl. Länge und 9—12° Breite liegend, die Carolinen, denen sie in jeder Hinsicht gleich ist, in östlicher Hinsicht fortsetzt. (*G. M. S. Fischer.*)

PESCAIA MAFFEI, heißt derjenige Theil des Monte

Bolca, welcher den durch die bekannten Fischabdrücke berühmten Steindruck enthält; er liegt 598 Metres über dem Spiegel des adriatischen Meeres, und hat seinen Namen nach dem berühmten veronesischen Gelehrten Scipio Maffei erhalten, der hier die interessantesten Entdeckungen an versteinerten und abgedruckten Fischen machte, weshalb man ihn Pescaia oder Fischteich des Maffei nannte. (*G. F. Schreiner.*)

PESCALA, ein Dorf des Schweizercantons Tessin, im Thale Blenio gelegen, zur Dechantei von Biasca gehörig, mit ungefähr 200 Einwohnern. Seine Umgebungen sind durchaus von hohen Gebirgen bedeckt, welche ihren Reichthum an Holz an die Lombardei abgeben, wohin die Bewohner auch viel Vieh austreiben. In den Bergen, welche das Thal umstehen, findet man auch viele Krystalle und einzelne seltenere Steinarten. (*G. F. Schreiner.*)

PESCALLO, ein Dorf des nach Bellaggio benannten Districtes III. der lombardischen Provinz Como, welches zur Gemeinde von Bellaggio gehört, am südlichen Ufer des Lago di Lecco in einer freundlichen Bucht nächst S. Biagio liegt, auf der einen Seite die Villa Giulia mit herrlichen Gärten und auf der andern einen reizenden Hügel hat, auf dessen halber Höhe die Villa der Duchi Serbelloni liegt und dessen Gipfel ein schöner Pinienwald krönt. Einige sind der Meinung, daß in dieser überaus reizenden Gegend die Villa Tragòdia des Plinius gestanden habe. In geringer Entfernung von Pescallo stand einst ein Nonnenkloster, das aber seiner Bewohnerinnen schon seit dem J. 1580 entbehrt. Der Gipfel des Berges, welcher nach dem Vorgebirge von Bellaggio hin liegt, ist von nackten Felsen umringt. (*G. F. Schreiner.*)

PESCANTINA, ein Gemeindedorf (Commune) des nach San Pietro Incariano benannten Districtes XI. der venetianischen Provinz Verona, am linken Ufer des Etschflusses in einer sehr schönen Lage und einer an Wein und Maulbeerbäumen reichen Gegend, mit ungefähr 2700 Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre San Lorenzo, drei öffentlichen und zwei Privatoratorien, eilf Mühlen, einer Villegiatura und den zwei dazu gehörigen kleinern Ortschaften Ospedaletto und S. Lucia di Pol. (*G. F. Schreiner.*)

PESCARA. 1) Eine Stadt und Festung in der Provinz Abruzzo citeriore des Königreichs Neapel, mit dem Titel eines Markgrafthums, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in das adriatische Meer gelegen und von ihm in zwei Theile zerschnitten, die durch eine Brücke mit einander verbunden werden, ihr zugleich als Hafen dienend, der für den besten unter allen Ankerplätzen gilt, welche die Abruzzen in sich schließen, aus dem auch einiger Küstenhandel getrieben wird. Sie zählt nach Rampoldi 12,500 Einwohner, unter denen sich viele Fischer befinden, die auch mehre Feluken für den Küstenhandel auf dem Meere haben; fünf Kirchen, zwei Spitäler, deren eins für das Militair bestimmt ist. Sie hat zum Getränke nur Cisternenwasser, das zuweilen sehr sparsam wird; das Wasser des Flusses wird für sehr ungesund gehalten. Hier fängt jene Hauptstraße an, welche von Neapel über Capua, Isernia, Sulmona und Popoli nach Chiesi und hierher führt. Das benachbarte Meer ist reich an Fischen, die umliegende Landschaft ist sandig und mit Fichten besetzt. Überhaupt ist die Cultur längs des ganzen Küstenstrichs, von der Mündung des Tronto bis an den Fortore, sehr vernachlässigt, und von Zeit zu Zeit stößt man auf sumpfige und kahle Striche; nur die Hügel sind anmuthig und mit Fleiß angebaut. Die Festungswerke sind in der neuern Zeit vermehrt worden und sie wird überhaupt als eine Festung zweiten Ranges betrachtet. Nach Einigen soll an der Stelle dieser Stadt zur Zeit der Römer der Ort Ostia Aterni gewesen sein, eine der bedeutendsten Ansiedelungen der Marrucini, welche den Hafen des Flusses Aternus, wie Strabo berichtet, mit den Vestini gemeinschaftlich benutzten. In spätern Zeiten behielt es als befestigter Ort immer einige Wichtigkeit. Im J. 1137 drang Kaiser Lothar in seinem Kampfe mit König Roger über Pescara vor, welches sich ihm gleich den übrigen Küstenstädten halb gutwillig, halb gezwungen ergab. Am 15. März 1226 und am 22. März 1240 verweilte hier Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. In den ersten Tagen des Januars 1252 landete hier nach glücklicher Fahrt König Konrad, und im Juli des Jahres 1259 hatte König Manfred bei dieser Stadt sein Lager aufgeschlagen. Die Festung Pescara erfuhr verschiedene Schicksale; so hielt sie sich, als im Jahre 1707 der österreichische General Wenzel die Abruzzen unterworfen hatte, bis Anfang Septembers, und ging zuletzt über. Im J. 1798 wurde Pescara von dem französischen General Duhesme genommen. Als im Feldzuge des Jahres 1806 der französische General Lecchi in die Abruzzen eingedrungen war, besetzte er am 19. Februar auch Pescara. Im J. 1815 nahm die Armee des Königs Joachim Murat nach der Schlacht von Tolentino Stellungen am Tronto und der Pescara. In der Convention, welche bald darauf (am 20. Mai) Carascosa zu Casa Lanza mit General Neipperg abgeschlossen hatte, durch welche alle Festen des Reichs den Alliirten für König Ferdinand IV. übergeben wurden, waren nur Gaeta, Pescara und das von Neapolitanern besetzte Castell von Ancona ausgenommen worden; allein kaum war die Nachricht von der Convention von Casa Lanza bekannt geworden, so ergab sich Pescara sofort. Im J. 1821 endlich, als in dem österreichisch-neapolitanischen Feldzuge am 20. März alle Feindseligkeiten aufgehört hatten, sagte eine am 23. desselben Monats abgeschlossene Convention dem österreichischen Heere außer der Übergabe der Hauptstadt auch die der Festen Gaeta und Pescara zu. 2) Der Hauptfluß der Abruzzen, welcher diese Provinz im Verhältnisse zur Hauptstadt in zwei Theile, deren einer A. citeriore und der andere ulteriore genannt wird, zerschneidet. Seine Quellen liegen im höchsten Theile der Apenninen in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II. zwischen dem Colle di Corno und jenem von S. Vigiliano, zehn Miglien oberhalb Aquila in der Mitte zwischen den Städten Montereale und Amatrice, in welcher Gegend er noch den alten Namen Aterno führt, den er sehr lange fortbehält. Bei seinem starken Gefälle und

reißenden Laufe hat er sich ein sehr tiefes Bett in einem langen Thale gegraben, welches den Apennin in zwei Theile zerschnitten zu haben scheint, der an seinem linken Ufer eine lange Gebirgsverzweigung bildet, die den Namen Gran Sasso d'Italia führt und durch den Montecalvo, M. dall' Elvino, Montecorni, die Pietrafiorita, die Forca di Penna, die Pietrasolida und Pietragentile, die alle viel höher sind als die übrigen Gebirgszweige Unteritaliens. Nachdem er einen Lauf von 30 Miglien unterhalb der Stadt Aquila zurückgelegt hat und zwar in einer Richtung von Norden nach Südosten, verändert er zwischen Molina und Rajano seinen Lauf allmälig in einen nördlichen und nimmt auch von der Mündung des Gizio den Namen Pescara an; von Popoli abwärts fließt er durch einige Zeit östlich und noch weiter hinab gegen Nordosten; eine Richtung, die er auch, an Chieti vorüberströmend, bis zu seiner Mündung in das adriatische Meer nächst der gleichnamigen Festung beibehält. Er nimmt acht größere Gewässer auf, unter denen der Rajo gegenüber und oberhalb Aquila, der Gizio oberhalb und der Tricano unterhalb Popoli, und der Rivo Chiaro, der Chieti gegenüber sich mit ihm vereinigt, die bedeutendsten sind. Die Gegenden, durch die er fließt, sind höchst abwechselnd und meistentheils sehr fruchtbar. 3) Ein Dorf der Legation von Ferrara im Kirchenstaate, am rechten Ufer des Po, zwischen Fossa d'Albero und Francolinetto, in einer an Getreide und Wiesen reichen Gegend, mit 700 Einwohnern; es ist zehn Miglien nordöstlich von Ferrara entfernt. Die umliegende Landschaft ist durchaus flach, das Erdreich zuweilen sumpfig, selbst einzelne größere Lachen kommen hier und da zum Vorschein; von Entfernung zu Entfernung sieht man eine traurige Hütte, oft mit Stroh gedeckt, manchmal unter Baumgruppen versteckt. 4) Eine zur Pfarre S. Maria di Montagnana gehörige Häusergruppe von ungefähr 900 Einwohnern (nach Rampoldi), in dem nach Montagnana benannten Districte VIII. der venetianischen Provinz Padua; sie spaltet sich in zwei Theile (Frazioni), davon der eine zum Hauptorte des Districtes selbst und der andere zu Megliadino San Fidenzio gehört. (*G. F. Schreiner.*)

PESCARA (Die Marchesen von). Das Castell oder die Stadt Pescara wußten die Könige frühzeitig sich anzueignen, nachdem dieselbe vermöge ihrer Lage für die Sicherheit des Reichs von besonderer Wichtigkeit geworden, und es verblieb der Ort den königlichen Domainen bis zum J. 1390. Cecco del Borgo hatte, um den Thron den Waisen Karl's von Durazzo zu bewahren, mehr gethan, als irgend ein Unterthan; als er das mühsam erstrittene Amt eines Generalcapitains an dem Krönungstage des jungen Königs, 11. Mai 1390, niederlegte, da sprach zu ihm, „zu seinem Vater," Ladislaus Worte des tiefsten Dankes, denen das wahrhaft königliche Geschenk der Markgrafschaft Pescara und Grafschaft Montederiso beigefügt war. Cecco's Tochter, Johannetta del Borgo, wurde an Franz von Aquino, den fünften Grafen von Loreto, verheirathet und ihrem Sohne, Bernard von Aquino, verlieh der König aufs Neue die Markgrafschaft Pescara, nachdem die erste Verleihung nur auf Cecco und seine Mannserben sich beschränkt hatte. Wenige Häuser der Christenheit lassen sich in der Ahnenreihe langer Folge einem Geschlecht vergleichen, das aller Wahrscheinlichkeit nach von den langobardischen Fürsten von Benevento und Capua entsprossen. Atenulf Sommucula, Castaldo von Aquino, hatte kaum Kunde von des Abtes Manso von Montecasino Gefangenschaft und Verstümmelung in Capua empfangen, als er die von dem Abte neuerlich erbaute Feste Roccasecca berannte, nahm und brach, 996. Es ist dies nicht das letzte Zeichen der gegenseitigen Feindschaft, durch welche die Herren von Montecasino und von Aquino geschieden. In der Fehde, die von den beiden Nebenbuhlern Pandulf und Guaimar um das Fürstenthum Capua geführt wurde, 1038, hielten die Grafen von Aquino, Lando, Atenulf und Sikinulf zu ihrem Vetter Pandulf. Atenulf, von dem Grafen Landulf von Tiano zum Gefangenen gemacht, sollte dem Fürsten Guaimar zugeschickt werden; um das zu verhindern, führten die beiden andern Grafen von Aquino ihre ganze Macht, auch normännische Söldner, gegen Tiano. Indem sie aber den von S. Germano herabkommenden Bergstrom zu überschreiten versuchten, stellte sich ihnen der Abt von Montecasino, Richer, mit einem unordentlichen Heere, aus des Klosters Pächtern und Leibeigenen zusammengesetzt, entgegen. Es kam zum Treffen, und auf das Haupt geschlagen, ließen die Klosterleute ihren Abt in der Sieger Gewalt zurück. Richer wurde gegen den Grafen Atenulf ausgewechselt. Nichtsdestoweniger behielt Guaimar zuletzt die Oberhand, und nicht nur Capua hat er seinen Staaten von Salerno hinzugefügt, sondern auch das Herzogthum Gaëta. Aber die Gaëtaner fühlten sich unglücklich unter seinem strengen Regiment; sie fielen daher von ihm ab, um sich einen neuen Herzog, den Grafen Atenulf von Aquino, zu erwählen. Die kaum beschwichtigte Fehde entbrannte in erneuerter Heftigkeit, und nach mancherlei Abwechslungen sollte Atenulf, der in einem unglücklichen Gefechte abermals Gefangener des Fürsten Guaimar geworden war, gegen eine Tochter des Grafen von Tiano, die in den Händen des Exfürsten von Capua sich befand, ausgewechselt werden; indem Pandulf zu dieser Verabredung seine Zustimmung verweigerte, auch in ganz unerhörter Weise das Gebiet der Abtei Montecasino verheeren ließ, wandte sich der Graf von Aquino für immer von ihm ab, um mit des Fürsten Guaimar Freundschaft zugleich dessen Verzicht auf Gaëta und die Schirmvoigtei auf Montecasino zu empfangen. Die Jahrbücher des Klosters wissen seitdem viel von den Verdiensten, welche er sich um dasselbe erwarb, zu erzählen; daß er z. B. St. Benedict's hartnäckige Feinde, die von le Fratte und Miturnum überzog und vollständig besiegte, daß er, um für alle Zukunft Grenzstreitigkeiten vorzubeugen, Piedi-Monte an die Abtei überließ und tauschweise dafür Cellarella und la Posta annahm, daß er Lago Maggiore mit Zubehör zu St. Benedicten Schrein opferte (1063 und folg. J.). Atenulf's Sohn, auch dessen Nachfolger in dem Herzogthume Gaëta, Lando, hat auf diese Herrschaft freiwillig verzichtet und durch eine 1096 dem Kloster Montecasino gemachte Schenkung die Feindschaft veranlaßt, in welcher seine

Söhne bis zu des Kaisers Lothar Heerfahrt gegen die Normannen verharrten; dem kaiserlichen Willen nachgebend, gelobten Pandulf und seine Brüder 1137 für die Folge dem Kloster friedliche Nachbarn sein zu wollen. Einzig der jüngste von diesen Brüdern, Lando, scheint Nachkommenschaft hinterlassen zu haben, die Söhne Pandulf und Rainald, die nur mehr als Herren von Aquino vorkommen, vermuthlich in Folge der Einführung normännischer Herrschaft und Sitten.

Rainald, der Stammvater der jüngern Linie des Hauses, erscheint noch in der Urkunde von 1157, worin sein Bruder Pandulf gewisse in Sabina belegene Güter, tauschweise gegen Monte S. Giovanni an Papst Adrian IV. überließ. Einer von Rainald's Söhnen, Landulf Sinibald, in der Welt Lando genannt, ist als Abt von Montecasino gestorben, drei andere, Landulf, Atenulf und Aimo, haben Nachkommenschaft hinterlassen. Der älteste, nämlich Landulf, Graf von Aquino, war mit einer Theodora verheirathet, welche dem Hause Caraccioli zu vindiciren, Carmineus Nicolaus Carraccioli eine Abhandlung schrieb. Ihm zufolge war dieser Theodora Vater Landulf Caraccioli, Graf von Chieti, und heißt es, einstimmig hiermit, in dem Brevier der Dominikaner, Rom 1694: „Illustrissimum Christiani Orbis decus et Ecclesiae lumen Beatissimus vir Thomas Aquinas, Landulpho Comite Aquinate et Theodora Theatini Comitis filia e gente Caracciola nobilibus parentibus, natus est.“ Diese Theodora ist in ihrer Ehe Mutter von drei Söhnen und drei Töchtern geworden; von jenen kamen Rainald und Landulf im Kriege um, während Thomas, der Doctor angelicus, eine der Hauptzierden des Dominikanerordens, am 7. März 1274 verschied, und von Papst Johann XXII. 1323 heilig gesprochen wurde. Des heil. Thomas Oheim, Graf Atenulf von Aquino, wurde der Vater eines andern Thomas, der, für Karl von Anjou streitend, in der Seeschlacht 1283 zugleich mit dem Prinzen von Salerno in die Gefangenschaft der Sicilianer gerieth, auch des Prinzen fernere widrige Schicksale theilen mußte, dann von Karl's II. Dankbarkeit 1297 die Stadt Geneocastro in Calabrien empfing. Späterhin zum Grafen von Belcastro (so sollte fortan, nach des Königs Willen, Geneocastro heißen), ernannt, wurde Thomas der Vater eines gleichnamigen Sohnes, welcher seiner Grafschaft Belcastro durch Vermählung mit Hilaria de Sus die Castelle Casalnuovo, Sicarolo, Venafro, Montelongo, Santa Croce, Civitella, Sant Elia, Pietracatella, Monteleone, Cantalupo, Pulcarno und S. Giuliano hinzugefügt hat, übrigens Frau Hilarien vierter Ehegemahl gewesen ist. Mit seinem Enkel Thomasellus, dem dritten Grafen von Belcastro, ist diese Linie erloschen, während dagegen die Nachkommenschaft von Aimo, Rainald's jüngstem Sohne, bis auf den heutigen Tag fortblüht. Aimo, Graf von Aquino, besaß, außer Antheilen von Aquino, Roccasecca und Monte S. Giovanni, auch das ausschließliche Eigenthum von Picinisco, la Posta, S. Donato und Gallinara, und wußte sich darin in der großen durch Karl von Anjou veranlaßten Revolution des Grundeigenthums zu behaupten, obgleich er in Manfred's Namen Sicilien als Vicekönig regiert hatte. Sein Sohn Thomas entrichtete 1272 als Lehenwaare für die von seinem Vater, weil. dem Vicekönig in Sicilien, besessenen Güter, 94 Unzen Gold, führte auch eine Fehde mit den Bürgern von Veroli, in der Campagna di Roma, in deren Umfange er einige Castelle besaß. Von seinem Könige zu Frieden ermahnt, legte er für kurze Zeit die Waffen nieder, um alsbald mit verdoppelter Heftigkeit die Feindseligkeiten zu erneuern. König Karl II. ergrimmte darüber so, daß er durch den Justitiarius alle Güter des widerspenstigen Grafen einziehen ließ und ihn selbst in das Elend schickte. Thomas wandte sich nach dem Kloster Fossanuova, um bei der Ruhestätte seines heiligen Vetters zu beten und Schutz zu suchen, ist auch daselbst gestorben oder wenigstens beerdigt worden. Sein Sohn Atenulf, des väterlichen Erbes verlustig, suchte Gunst durch Kunst, führte von 1296 an die Waffen unter dem Oberbefehle des Thomas S. Severino, Grafen von Marsico, dessen Mutter eine Schwester des heil. Thomas gewesen, und war nach sechsjährigem Verlaufe zu dem Grad eines Magister armorum, i. e. equitum, aufgestiegen. Die Dienste, welche er bei der Belagerung von Catania dem Herzoge von Calabrien leistete, wurden ihm durch Verleihung des confiscirten Lehens Castiglione, an dem Meerbusen von S. Eufemia, gelohnt, und als der Herzog als König Robert den Thron bestieg, wurde Atenulf 1310 zum Vicarius von Calabrien bestellt, 1312 in die Zahl der königlichen Räthe aufgenommen, zu dem Amte eines Palestriorum Magister befördert, und nach Ferrara entsandt, um auf diesem Punkt die Fortschritte Kaiser Heinrich's VII. aufzuhalten. Damit er daselbst eine regelmäßige Gewalt üben könne, empfing er aus den Händen des Cardinals Sta. Maria in Porticu die Bestallung und die Insignien eines päpstlichen Vicarius und Feldhauptmanns der Kirche (1312). Gegen einen zweiten Kaiser, welcher die Grenzen von Neapel unmittelbar zu bedrohen schien, gegen Ludwig den Baiern, wurde Atenulf als des Heeres oberster Befehlshaber ausgesandt (1327—1328) und bezog bei Rieti eine feste Stellung, von welcher aus er zugleich die in Rieti waltenden Donatisten zu Paaren trieb. Zum letzten Male geschieht seiner 1333 Erwähnung, wo er, Landeshauptmann in Abruzzo, nach dem äußersten Süden verschickt wurde, um Reggio gegen die Besorgniß eines Einfalles der Sicilianer stärker zu befestigen. Der Sohn Thomas folgte ihm in dem Besitze von Castiglione, Marsico vetere und Antheil Monte S. Giovanni, gleichwie in der Hauptmannschaft der Burg Amantea, fand auch nachmals, als Landeshauptmann zu Otranto, in Vertheidigung einer den Angriffen von Türken und Sicilianern gleich sehr ausgesetzten Landschaft, reichliche Gelegenheit, seinen Muth und seine Wachsamkeit zu bewähren. Des Thomas Sohn, Jacob, hat Crucoli und Morano erheirathet, gleichwie der Enkel, Rinaldo, 1409 Umbriatico, in dem nördlichen Calabrien, erkaufte, aber des Rinaldo Sohn, Jacob, sah sich durch übermäßigen Aufwand genöthigt, Crucoli und andere Lehen zu veräußern, sowie Jacob's Sohn, Ludwig, in dem Aufstand der calabresischen Bauern großen Schaden erlitt, und selbst

Castiglione an ihren Anführer, den Nicolaus Tasso, verlor. Von König Ferdinand hat Ludwig den Hermelinorden gleich bei dessen Errichtung, 1463, empfangen. Sein jüngerer Sohn, Ludwig, neunter Herr von Castiglione, wurde durch die Söhne Cäsar, Ferdinand und Anton, der Stammvater von drei Speciallinien. Cäsar, der zehnte Herr von Castiglione, erwarb durch Heirath das schon einst in dem Hause gewesene Crucoli; auch hat er in Vertheidigung der Stadt Neapel gegen Lautrec und vor Algier Ehre eingelegt. Sein Sohn Julius erheirathete mit Eleonora de Gennaro die in dem nördlichen Calabrien belegene Grafschaft Martorano, wozu außer den Städten Martorano und Scigliano die bedeutenden Dörfer la Motta Cosilenza, Altilia und Grimaldo dienstbar. Des Julius Sohn, Cäsar, Graf von Martorano, mußte auf königlichen Befehl seine Burg zu Castiglione als eine Pesthöhle einäschern, erbaute sie aber stattlicher wieder 1584, und hinterließ zwei Söhne Karl und Johann. Dem jüngern zu Gunsten hat Philipp III. dessen Lehen Pietralcina zu einem Fürstenthum erhoben, von Kaiser Ferdinand II. wurde derselbe Johann, 10. Nov. 1626, mit der reichsfürstlichen Würde beehrt. Es starb aber sein Sohn, Cäsar, obwol mit seiner Cousine Johanna von Aquino, der Fürstin von Castiglione, verheirathet, ohne Nachkommenschaft. Johann's älterer Bruder, Karl, 13. Herr und demnächst erster Fürst von Castiglione, erkaufte Neocastro um 300,000, Feroletti und Serrastretta um 170,000 Philippsthaler, ließ auch für das Dominikanerkloster zu Neapel, S. Domenico Maggiore, die silberne Bildsäule des heil. Thomas gießen, wie solches die Umschrift: Carolus Aquinas VI., Mamertinorum Comes et Castilionis Princeps, post quatuor seculorum dominatum pietate, et in familiam studio dicavit anno MDCXXII. bezeuget. Sein ältester Sohn Cäsar, Fürst von Castiglione, Graf von Martorano, fand den Tod in dem Erdbeben von 1638 zu Neocastro, als er eben in einer Sänfte nach der Franziskanerkirche, wo ein Jubiläum zu begehen war, getragen wurde. Unter der Masse der einstürzenden Dächer war sein Leichnam dergestalt verschüttet, daß in den ersten Tagen weder ein Gebein, noch selbst ein Fragment der Sänfte aufgefunden werden konnte. Die Fürstin befand sich bereits in der Kirche, und feierlich ertönte der Gesang von wol 600 Menschen, als gleichzeitig mit der übrigen Stadt auch das mächtige Gebäude zu Falle kam. Die ganze andächtige Versammlung wurde unter den Trümmern begraben, aber die Fürstin „nobilitate clara, pietate clarior, utero gravis,“ lebend, wenn auch mit einem Schenkelbruche, aus dem Schutte hervorgezogen, und hierdurch in den Stand gesetzt, den gänzlichen Untergang eines Hauses, das vor dem Erdbeben ein reines Einkommen von 50,000 Zechinen gehabt, abzuwehren. Denn das Unglück hatte vorzüglich die Besitzungen des Fürsten von Castiglione, Murganza und Castiglione in dem nördlichen, Nicastro, Feroletto, S. Biaggio in dem südlichen Calabrien betroffen; außerdem war der Schatz des Fürsten, angeblich eine halbe Million Zechinen, gänzlich verloren gegangen. Seine Witwe, Laura, selbst eine Aquino und Erbin der Linie von S. Mango, erzog ihre beiden Töchter mit großer Sorgfalt, ließ sich aber beigehen, die ältere, Cornelia, die Erbin der gesammten väterlichen Besitzungen, an einen Gaëtano, den Fürsten Philipp von Caserta, zu verheirathen, obwol ihr dieses durch die Hausgesetze ausdrücklich untersagt war. Erbtöchter sollen nämlich, soviel möglich, an die Agnaten verheirathet werden. Es starb aber die Fürstin von Caserta vor der Zeit, und die Erbschaft ging an ihre jüngere Schwester über, an jene Johanna Baptista, welche in Mutterleibe noch unter dem Schutte der einstürzenden Kirche begraben worden. Johanna nahm zwei Männer nach einander, beide aus dem Hause Aquino; der erste war der bereits genannte Cäsar, Fürst des h. R. R. und von Pietralcina, der andere, Ludwig, war aus einer noch bestehenden Linie, die seit dieser Vermählung von Castiglione genannt wird, entsprossen. Ferdinand von Aquino, Ludwig's, des neunten Herrn von Castiglione, anderer Sohn, wurde der Vater von Hannibal und Horatius, wovon dieser, Malteserritter, in der denkwürdigen Belagerung von Malta, 1565, den glorreichsten Tod starb. Hannibal's, auf Baranello, Savato und S. Mango Sohn, Thomas, empfing von König Philipp III. die fürstliche auf S. Mango radicirte Würde und wurde Vater von jenem Ludwig, der in des Cardinal-Infanten Heer zwei Reiterschwadronen befehligte und in der Schlacht von Nördlingen, 1634, durch die hartnäckige Vertheidigung des ihm angewiesenen Hügels wesentlich auf des Tages Entscheidung einwirkte. Mit dem S. Jagoorden geschmückt, diente Ludwig auch in den nächsten Feldzügen, bis häusliche Angelegenheiten seine Heimkehr foderten. Um zuerst den Sohn zu begrüßen, eilte der Vater hinaus ins Freie, und während die beiden des Wiedersehens sich freuten, sank das kaum von dem alten Herrn verlassene Schloß in Schutt und Graus. Der 26. März 1638 war Tag und Jahr des verheerenden Erdbebens. Der Vater hat aber diese wunderbare Errettung, und der Sohn den Vater nicht lange überlebt, und es wurde Fürst Ludwig von seiner Schwester Laura, der Witwe von Cäsar von Aquino, dem zweiten Fürsten von Castiglione, beerbt. Anton von Aquino, des neunten Herrn von Castiglione dritter Sohn, erheirathete mit Barbara von Trezzo einen großen Theil der diesem von Herkunft lombardischen Geschlechte in Calabrien zustehenden Güter Monardo, Monteforo, Polia, Monterosso, Tiriolo, Gemiliano und Roccafelluca, und wurde Vater von Alexander, Großvater von Thomas, Landulf und Anton. Dieser, als Theatinerpriester Thomas genannt, bestieg, nachdem er längere Zeit den Orden als Generalvicarius regiert, den bischöflichen Stuhl von Motola. — Thomas, Staats- und Gubernialrath zur Zeit des Aufruhrs von 1647, erwarb sich hohes Verdienst um die Wiederherstellung der Ordnung, abgesehen davon, daß er durch seine Familienverbindungen das reizbare Volk von Calabrien verhinderte, mit den Empörern gemeine Sache zu machen. Mit Vollmachten von Don Juan versehen, trachtete Thomas durch Geschenke und Versprechungen verschiedene von den Häuptern der Rebellion zu gewinnen, was ihm vorzüg-

lich in Ansehung des Gennaro Annese glückte. Als nachmals die Wirren in der Stadt, wie gewöhnlich, durch die Übertreibung, zu ihrem Wendepunkt gelangten, wußte Thomas mit sicherm Blicke den wahren Moment eines Einschreitens von Außen zu ermitteln, wiewol nur nach langem Widerstreben Don Juan der richtigen Ansicht sich fügte. Eine Schar Bewaffneter rückte am frühen Morgen des 6. Aprils gegen die Porta alba an, ohne doch gegen die lebhafte Gegenwehr viel auszurichten, als plötzlich ein Mönch, hierzu von Thomas bestellt, in der Vertheidiger Reihen die königliche Fahne entfaltete, und zugleich von mehren Seiten der Ruf: „Viva Spagna!" ertönte. Dieses reichte hin, um den eben noch in der äußersten Wuth fechtenden Pöbel zu entwaffnen; die Stadt wurde von den Spaniern besetzt und nach wenigen Tagen vollkommen beruhigt. Kinderlos in seiner Ehe mit Constantia Siscara wünschte Thomas in seinem Alter sich als das Haupt einer Familie zu sehen; er erbaute und begiftete, zur Aufnahme von 72 Mädchen, im Mittelpunkt der Stadt Neapel ein Waisenhaus, und hatte dasselbe kaum zu Stande gebracht, als ihn, den großmüthigen Stifter, der Tod abfoderte. — Sein Bruder Landolf hat mit Maria Valignana die Grafschaft Foglia und die Castelle Montorio und Torre Orsina in Sabina, dann verschiedene Lehen in Abruzzo erheirathet, auch einen Sohn Ludwig hinterlassen, welcher durch seine Vermählung mit Johanna von Aquino den ganzen Reichthum der Linien von Castiglione und S. Mango in die seinige trug. Als Fürst von Castiglione hat Ludwig in den Zeiten der höchsten Gefahr, als Messina die Franzosen herbeigerufen hatte, mit unerschütterlicher Wachsamkeit die Küsten von Calabrien gehütet, zweimal die Stadt Neapel gerettet, indem er die Frachtschiffe, welche ihr das unentbehrliche Getreide zuführen sollten, den Franzosen abjagte, endlich seine eigne Burg Castiglione mannhaft gegen einen überraschenden Angriff dieser Feinde behauptet. Mit demselben Erfolge beschützte der Fürst von Castiglione die Küstenschiffahrt gegen die Angriffe der Barbaresken, und als 1693 die Anwesenheit einer spanischen Flotte in dem Hafen von Neapel vielfältige Reibungen zwischen den Einwohnern und den Schiffsequipagen veranlaßte, zuletzt durch den fortwährenden Tumult die Sicherheit von Stadt und Königreich selbst gefährdet war, da mußte der Vicekönig, der Graf von Santistevan, ihn wiederum anrufen. Ludwig sprach zu der tobenden Menge und die Hauptstadt war gerettet. Er starb den 11. Febr. 1697. — Sein ältester Sohn, Thomas, Fürst von Castiglione, Feroletti und S. Mango, Herzog von Neocastro, Graf von Martorano, vermählte sich 1686 mit des Herzogs Alexander von Mirandola Tochter, Fulvia Pica, und empfing 1699 von König Karl II. die erbliche Grandenwürde. Daß er einen Sohn, Alexander, eilften Grafen von Martorano, gehabt, ist das Einzige, das wir von seiner Nachkommenschaft zu berichten wissen.

Pandulf von Aquino, welcher des Hauses ältere Hauptlinie fortsetzte, starb im Jahre 1157, er war Vater von Atenulf, Landulf und Lando. Landulf, der zweitgeborene Sohn, erhielt in der brüderlichen Theilung Alvito, dann von den andern Stammgütern Aquino, Campoli, Monte S. Giovani, ein Viertel, Güter, welchen Landulf's Sohn, Andreas, Grotta menarda hinzufügte. Des Andreas ältester Sohn, Roger, ein gefürchteter Krieger, bestand eine hartnäckige Fehde mit Robert Bossonio, der obgleich im Besitz vieler Burgen doch allein durch Verrath siegen konnte. Von Robert Forgia, einem seiner Lehensmänner, den er der Burg Mileto beraubt hatte, wurde Roger seinem Gegner überliefert. Später fiel er in einer Schlacht, ohne Nachkommenschaft, deren Abgang jedoch seine Brüder Landulf und Atenulf reichlich ersetzten. — Von Atenulf's Söhnen ist Reinald Statthalter zu Otranto und Bari, Angelus Bischof zu Sarno geworden. — Landulf erlangte von Kaiser Friedrich II., daß die Baronie la Grotta menarda, bis dahin eine Dependenz der Grafschaft Gesualdo, unmittelbar von dem königlichen Lehnhofe abhängen solle, eine Gunst, welche doch Landulf's Sohn, Thomas, der dritte Herr von Grotta menarda, bald vergessen zu haben scheint. Von ihm findet sich angemerkt, daß er in Gesellschaft einiger ihm gleich gesinnter Barone auf gemeinschaftliche Kosten ein Heer ausrüsten wollte, um das abgefallene Sicilien wieder für Karl von Anjou zu erobern. Des Thomas Enkel, Landulf, erheirathete Rocchetta, in Principato ultra, und erkaufte Corsano, in Terra d'Otranto, dessen Sohn Nicolaus erhielt von der Königin Johanna I. das Castell S. Angelo in Scala, Capriglio und zur Hälfte Grotta Castanara, als Preis treuer, gegen die Ungarn geleisteter Kriegsdienste, vielleicht auch in Betracht seiner Vermählung mit Katharina von Cabanis, der Tochter des Grafen Robert von Eboli, der eben als einer von der Königin Liebhabern und als Groß-Seneschalk Hof und Staat zugleich regierte. Einer von den Söhnen dieser Ehe, Donatus, gelangte 1385 zu dem Erzbisthume Benevento und starb in dem Rufe hoher Tugend 1423. Dessen älterer Bruder, Anton, wurde von K. Karl 1384 zu seinem Kämmerer, nachmals auch zum Hauptmann über Principato bestellt, büßte jedoch den Übertritt zu des Herzogs von Anjou Partei mit dem Verluste seiner Habe; um diese aus den Händen des Fiscus zu retten, mußte sein Sohn Matthäus viele Mühe anwenden. Matthäus' Urenkel, Ladislaus II., Herr auf la Grotta menarda, Bonito, Melito, la Rocchetta, und durch Ankauf von Quarata, führte dem kaiserlichen Heer, um den Angriff der Franzosen auf das Reich abzuwehren, zwei auf seine Kosten geworbene Compagnien leichter Reiter zu, 1528, und leistete außerdem im Felde so erhebliche Dienste, daß sich der Kaiser veranlaßt fand, ihn mit der Stadt Bisceglia, als einem Herzogthume, zu belehnen. Aber in dem ferneren Verlaufe des Kriegs wurde der neue Herzog von den Venetianern gefangen und an Lautrec ausgeliefert, aus dessen Händen er jedoch mit Geld sich lösete. Daß die Franzosen einen Gefangenen von seiner Bedeutung so willig aufgaben, erregte Verwunderung; gleich darauf ging sein Schwiegervater, Johann Vincentius Caraffa, Marchese von Montesarchio, zu Lautrec über, und indem er des Schwiegersohns Schuld nicht weiter bezweifelte, zog der Vicekönig, der Prinz von Oranien, Bisceglia und die übrigen Güter

ein, wovon er Quarata vorläufig an eine seiner Creaturen, an Franz Ruth, verlieh. Frei sich fühlend von Schuld, trat der Herzog von Bisceglia, bei Gelegenheit der Kaiserkrönung zu Bologna, vor Karl V., um Gerechtigkeit von ihm zu verlangen. Daß er seine Unschuld dem Vicekönig darthue, dazu wurde er angewiesen. Als solcher Vicekönig war aber noch der Prinz von Oranien, und was dieser einem Lieblinge zu Vortheil gethan hatte, wollte er nicht zurücknehmen. Es erging ein zweiter Spruch, wodurch Ladislaus zum Verluste seiner Güter verurtheilt wurde, unbeschadet seiner Ehren. Er starb, bevor er den Erfolg der hiergegen bei dem Kaiser eingelegten Appellation vernehmen konnte. — Sein älterer Sohn, Anton, der mit der ältesten Tochter des Prinzen von Melfi, des Johann Caracciolo, verheirathet war, hatte an des Schwiegervaters Treulosigkeit Theil genommen, und mußte darum als ein Emigrant in Frankreich sterben. — Des Ladislaus jüngerer Sohn, Franz, war zur Zeit von des Vaters Absterben noch ein Knabe, viel ging für ihn während der langen Vormundschaft verloren, doch hat er, zu Jahren gekommen, durch seinen Fleiß alles wiederum eingebracht, und namhafte Erwerbungen, wie S. Nicola, Durazzano, S. Bartolome in Galdo, Rocca Vasciarana, Manconzio und Lentice seinem ältesten Sohn Johann Baptist hinterlassen. Er hatte aber außerdem mehre Söhne, dergl. z. B. Ladislaus, Anton und Octavius gewesen sind. Anton, Bischof von Sarno 1595, wurde 1618 auf den erzbischöflichen Stuhl von Tarento erhoben, und starb 1626. — Sein älterer Bruder Ladislaus, zum Bischof von Venafro ernannt (1581), stand als des P. Paul V. Nuncius in der Schweiz, regierte darauf die Stadt Perugia, und wurde am 19. Sept. 1616 in die Zahl der Cardinäle aufgenommen. Er hat den priesterlichen Titel von S. Maria sopra Minerva geführt, das Patronat des Basilianerordens bekleidet und starb den 11. Febr. 1621 in dem Conclave, welches nach dem Tode Paul's V. versammelt, ziemlich deutlich die Absicht, ihm den Cardinal Aquino zum Nachfolger zu geben, verrieth. — Octavius wurde seines Bruders, Johann Baptist, alleiniger Erbe, nachdem dessen Sohn Franz unverheirathet gestorben war, und hinterließ einen einzigen Sohn Thomas, mit dessen drei Söhnen, Johann, Ladislaus und Franz, der Mannsstamm der Linie erloschen ist. Alle drei hatten sie nämlich den geistlichen Stand erwählt, und Franz starb, ein Priester Theatinerordens, als Bischof zu Sessa.

Atenulf von Aquino, welcher die älteste Linie des Hauses fortsetzte, ist besonders merkwürdig als Vater von Thomas, Grafen von Acerra und Judiciarius von Apulien und Campanien durch Friedrich's II. Verleihung. Solcher hohen Auszeichnungen hat Thomas durch treffliche gegen den Grafen von Celano geleistete Dienste sich würdig gemacht; ihm verdankte Friedrich den endlichen Triumph über dieses Haupt aller Rebellionen. Als sich nachmals der Kaiser seinen Kreuzzug anzutreten bereitete, sandte er zu Anfang des Herbstes 1227 den Grafen Thomas mit einem Theile der Pilger voraus, und nicht nur die Kunde von dessen glücklicher Landung, sondern auch die Nachricht von einem durch den Grafen erfochtenen Siege gelangte zu Ostern 1228 nach Apulien und wurde jubelnd vom Papst Honorius IV. empfangen. Später erscheint Thomas auf des Kaisers lombardischen und teutschen Zügen als dessen Begleiter, gleichwie er 1239 einer Friedenshandlung halber an den Papst abgesandt wurde. Unmittelbar darauf wieder in der Lombardei auftretend, bediente er sich des folgenden Titels: Thomas Dei et regis gratia Aquini et Acerrae Comes. Mit Anna, alias Constantia, einer natürlichen Tochter Kaiser Friedrich's II., vermählt, gewann er mit ihr einen Sohn Landulf, was vielleicht jener jüngere Graf von Acerra ist, welcher zu Anfang März 1229 in die päpstliche Gefangenschaft gerieth. Wie dem aber sei, Landulf büßte noch vor dem Vater in einer Fehde sein Leben ein, laut des von dem Kaiser an den Vater gerichteten Trostbriefes, welcher in der Sammlung von Peter de Vineis des vierten Buchs sechstes Schreiben. — Überhaupt stand um diese Zeit das Geschlecht der Aquino in den innigsten Beziehungen zu dem Kaiserhause. Ein Rinald von Aquino, Graf von Caserta, dem wir jedoch seine Stelle in dem Geschlechtsregister mit Zuverlässigkeit anzuweisen nicht vermögen, hatte zur Frau die schöne Violanta, ebenfalls ein natürliches Kind Friedrich's II., ohne doch, so scheint es, besonderm Verdienste den Besitz eines solchen Kleinods zu verdanken. Vielmehr gerieth er, noch bei Lebzeiten des Kaisers, in den wahrscheinlich nicht ungegründeten Verdacht einer Verrätherei, gleichwie er, bei einer andern Gelegenheit, harte Vorwürfe über seine Feigheit hinnehmen mußte. Später bei dem Anzuge Karl's von Anjou (1266), hatte er, gemeinschaftlich mit dem Grafen Jordanus Lancia, den wichtigen Paß von Ceperano zu vertheidigen. Als er die zum Angriffe sich ordnenden Feinde jenseit der Garitglianobrücke gewahrte, sprach Graf Rinald zu Lancia: „Was nützt es uns, die Brücke zu vertheidigen? Dabei bleibt die Macht der Franzosen ungeschwächt, endlos der Krieg, es sei denn, daß jene einen andern Eingang in das Reich finden. Der Hauptzweck ist es, sie zu vertilgen: wenn wir also einen Theil ihrer Mannschaft ruhig übergehen lassen, und dann rasch die eine, und nachmals die andere Hälfte des also gespaltenen Heeres angreifen, wird kaum einer von ihnen dem Tode entgehen." Ungeachtet mancher Zweifel willigte Jordanus zuletzt ein, im Vertrauen auf Rinald's überlegene Einsicht, oder auch weil er demselben zu gehorchen angewiesen war. Ohne Beunruhigung betrat die erste Abtheilung der Franzosen das linke Ufer; als hierauf, jener Verabredung getreu, Jordanus angreifen wollte, fand Rinaldus, es wären der Feinde schon so viele herübergekommen, daß jeder Versuch des Widerstandes sich zu einer Tollkühnheit gestalten würde. Mit seinen Reisigen ritt er davon, aufgegeben war der Paß. Ein solcher Verrath ist in den Jahrbüchern von Neapel nichts eben Ungewöhnliches; gleichwol hat man das Bedürfniß empfunden, ihn folgendermaßen zu erklären: „Als Graf Rinald die Stellung bei Ceperano kaum eingenommen hatte, gab ein Diener ihm Nachricht von dem Ehebruche, den seine Frau Violanta mit König Manfred übe.

Genöthigt, solchem Berichte Glauben zu schenken, und zweifelhaft, wie er gegen einen Buhler, der zugleich sein König wäre, seine Ehre verwahren möge, schickte er nach Rom einen seiner Getreuen, damit dieser, unter Verschweigung der Namen, den Fall den dort versammelten französischen Rittern vortrage und ihr Gutachten um die einem Lehensmanne gebührende Verhaltungslinie empfange. Die Befragten erwiederten einstimmig, ein König, welcher besagten Frevel verübe, entkleide sich, dem Beeinträchtigten gegenüber, der königlichen Eigenschaft, und sei nur mehr als ein Tyrann anzusehen und zu behandeln. Darauf entschloß sich der Graf zu dem Verrath." Gegen die ganze Erzählung hat Raumer erhebliche Zweifel vorgetragen, man mag sie nachschlagen; wenn er aber die Rathpflegung bei den französischen Rittern einen sonderbaren Ausweg nennt, so können wir ihm nicht beipflichten, die Befragung ist genau dem Styl des Jahrhunderts anpassend, gleichwie die That selbst den Sitten Manfred's, dem wahrhaftigen Sohne seines Vaters, keineswegs fremd. In der Schlacht bei Benevento befand sich der Graf von Caserta bei der dritten, von Manfred selbst angeführten, Reiterbrigade; wie diese jedoch meist, ohne zum Schlagen zu kommen, dem Schlachtfelde entfloh, so that auch der Graf von Caserta.

Graf Thomas II. von Aquino und Acerra, und Jacob, auf Montesarchio, Gebrüder, sollen des ersten Thomas Enkel gewesen sein. Sie waren von Kaiser Friedrich's Gehorsam abgewichen, erlangten aber Verzeihung und eine bei P. de Vineis aufbewahrte Begnadigungsurkunde. Jacob stritt nachmals für König Manfred, und brachte nach dessen Falle sein Leben als ein Verbannter in dem römischen Gebiete hin. Jacob's Sohn, Thomas, vertauschte (1268) seine Antheile an Alvito, Camplio, S. Donato und Settefrati an seinen Oheim, den Grafen von Acerra, gegen das Castell degli Luzzi, in Calabrien, eilte, auf die erste Nachricht von den unruhigen Bewegungen in Sicilien, sich mit den Insurgenten zu vereinigen, und war im Begriffe, ähnliche Bewegungen in Calabrien hervorzurufen, als er auf der Überfahrt von einem neapolitanischen Schiffe angehalten und sofort zum Tode geschickt wurde. Graf Thomas II. hat 1265 dem Bischofe von Sarno den Zehnten aus den Mühlen der Stadt Sarno, die ein Bestandtheil der Grafschaft Acerra waren, bestätigt, und obgleich er für Manfred gewesen war, doch von Karl von Anjou verschiedene Zeichen der Gunst empfangen. Sein ältester Sohn Atenulf, der dritte Graf von Acerra, wurde, zugleich mit dem Kronprinzen in der Seeschlacht, 1284, gefangen, und so wie sein Gebieter, nach Catalonien abgeführt. In dem Kerker gelang es ihm, Verständnisse anzuknüpfen und manche wichtige Nachricht zu vernehmen, die er dem Prinzen mitzutheilen nicht verfehlte. Der Haft entlassen, eilte er nach Neapel zurück, wo eben Graf Robert von Artois die Gewalt eines Vicekönigs ausübte. Dieser wußte um den Verkehr, welchen Atenulf vom Kerker aus gehabt hatte, ließ sofort dem Verdächtigen den Proceß machen und ihn, als einen Verräther, zum Tode verurtheilen. Gegen solchen Ausspruch appellirte Atenulf an den heil. Stuhl, und es langte, während der hiermit gewonnenen Frist, der Kronprinz, seiner Gefangenschaft endlich ledig geworden, an, um Zeugniß zu geben für des Grafen von Acerra Unschuld, und Lob und Belohnung seiner Treue zu spenden. Indessen ist des Menschen Sinn veränderlich; nach Jahren wurde Atenulf dem Könige verdächtig, der Freiheit, der Güter und endlich des Lebens beraubt. — Sein jüngerer Bruder, Christoph, wurde von König Karl II., als dieser nur noch Prinz von Salerno, mit der Stadt Ascoli, in Capitanata, beschenkt. Eine Bestätigung dieser Gabe ließ Karl am 15. Nov. 1292 ausfertigen, gleichwie er 1296 an Christoph den Grafentitel von Ascoli verlieh. Von Christoph's Söhnen hat Berard den Zweig von Loreto gepflanzt, während der ältere, Graf Christoph II. von Ascoli, der Vater des kinderlos verstorbenen Christoph und der Margaretha geworden ist. Diese vierte Gräfin von Ascoli war dreimal verheirathet und hinterließ die Grafschaft der Tochter ihrer (ersten) Ehe mit Richard von Marzano. Des ersten Grafen von Ascoli jüngerer Sohn, Berard, begleitete 1326 den Herzog Karl von Calabrien in den Zug nach Florenz, und empfahl sich so sehr durch seine geschäftige Gewandtheit, daß er in des Königs Cabinetsrath aufgenommen, in einer der schwierigsten Unterhandlungen an den König von Ungarn abgesandt und 1330 mit der Grafschaft Loreto begnadigt wurde. Sein Enkel, Franz, dritter Graf von Loreto, hinterließ eine einzige Tochter Elisabeth, welche die Grafschaft Loreto ihrem Gemahle Jacob von Aquino zubrachte. Jacob, Graf von Satriano und Loreto, Berard's Sohn, war ein Urenkel des ersten Grafen von Loreto, und es hat von demselben König Ladislaus in seinen vielfältigen Fehden nützlichen Beistand empfangen. — Jacob's Sohn, Franz von Aquino, von Loreto fünfter, von Satriano dritter Graf, war in dem großen Erbfolgekriege eine der Stützen des Königs von Aragon, welcher seiner Treue die Hut von Capua übertrug. Als hierauf Alfons von den Genuesern in der Seeschlacht gefangen wurde, auch zu Lande die Partei der Angevinen die Oberhand gewann, setzte Franz unerschrocken seinen Widerstand in den Abruzzen fort, bis der König aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Dieses ereignete sich, als Franz in Strangulagallo von päpstlichen, überlegenen Streitkräften belagert wurde, und gleich brach Alfons auf, um in Gewaltmärschen dem geprüften Freunde zu Hilfe zu eilen. Der Ort wurde entsetzt und triumphirend zog Franz im Gefolge des Königs in der Hauptstadt ein, um bald darauf, in dem Parlament von 1444, in den Verrichtungen eines Großkämmerers zu erscheinen. In seiner Ehe mit des Cecco de Burgo, des Marchese von Pescara, Tochter, Johanna, hatte er einen Sohn Berard Kaspar von Aquino erzeugt. Dieser befand sich gleichwie der Vater, in des Königs Gefolge an jenem Tage des feierlichen Einzugs zu Neapel, 26. Febr. 1443.: „Im Begriffe zu Wagen zu steigen," schreibt Anton Panormita, „gefiel es dem König etwas Denkwürdiges zu sagen oder zu thun. Derohalben er den Berard Kaspar von Aquino in folgenden Worten angeredet: um deines Vaters Diensten und Verdienst willen ernenne ich dich zum Marchese von Pes-

cara, zugleich dich ermahnend, daß du in Treue, Standhaftigkeit und Tugend demjenigen nachstreben wollest, dem zu Ehren ich zu so glänzender Höhe dich berufen, damit du durch eignes Wirken dasjenige, was der Vater verdiente, bewahren und vermehren mögest." Der neue Marchese hatte zwei Kinder. Die Tochter Antonia gab er zugleich mit der Grafschaft Montederiso an Inigo de Avalos, einen edlen Castilianer; sie sollte als Pfand dienen für des Hauses Aquino unerschütterliche Anhänglichkeit zu dem neuen Regentengeschlecht. Der Sohn, Franz Anton, Marchese von Pescara, Graf von Loreto und Satriano, hielt getreulich zu König Ferdinand I., bis Piccinino selbst sich veranlaßt fand, den hartnäckigen Gegner des Hauses Anjou zu züchtigen. In Loreto belagert, mußte der Marchese, im Angesichte der gebrochenen Mauern und der Anstalten zum Sturm, in der Weise capituliren, daß er sich anheischig machte, mit allen seinen Burgen und Vasallen zum Gehorsam des Herzogs Johann von Anjou überzugehen. Außerdem mußten die Bürger von Loreto an Piccinino eine Steuer von 4000 Goldgulden entrichten. Schwer würde nun der Marchese solchen Vertrag haben büßen müssen, er starb jedoch, bevor ihn der Zorn König Ferdinand's ereilen konnte. Da seine Ehe mit Franziska Orsina, der Tochter des Grafen von Alba und Tagliacozzo, unfruchtbar war, fiel die ganze Verlassenschaft an des Marchese Schwester und deren Kinder.

Der Stammsitz des Hauses Avalos ist in Navarra zu suchen. Von da zog Lobo Fernandez de Avalos nach Castilien, wo er den Königen Ferdinand IV. und Alfons XI. getreuliche Dienste gegen die Moren von Granada leistete und endlich zur Belohnung dafür das erbliche Amt eines Alcaden von Ubeda empfing. Seine Tochter Mencia wurde an Sancho Ruiz de Baëza y Häro verheirathet, und Mutter eines Sohnes, Roderich Lopez, der Erbe der großväterlichen Besitzungen, auch den Namen Avalos jenem des Vaters vorzog. Dieses Roderich Enkel, des Diego und der Katharina de Mendoza Sohn, ist Roderich Lopez de Avalos gewesen, der, geb. 1357, ein Jüngling noch, berühmt ward als der Überwinder eines mit dem Herzoge Johann von Lancaster nach Portugal herübergekommenen berühmten Ritters, aus der Bretagne, oder aus Wales. Der Kampf, Angesichts der beiden feindlichen Heere von Castilien und Portugal bestanden, empfahl den Sieger Roderich im hohen Grade der Gunst König Heinrich's III., und Roderich, von Stufe zu Stufe sich emporschwingend, wurde mit der Würde eines Condestable von Castilien bekleidet (1396), zum Adelantado von Murcia und Grafen von Ribadeo, in Galicien, ernannt und mit reichen Gütern beschenkt. Bereits (1394) stand er in solchem Ansehen, daß der Herzog von Benavente lediglich dann in des Königs, seines Neffen, Dienst zurückzukehren versprach, wenn ihm einer von des Avalos Söhnen als Geisel überliefert würde. Als sich in demselben Jahr der König und Graf Alfons von Gijon, ihrer Fehde halber, vertrugen, wurde von beiden Theilen Roderich mit der Sequestration der dem Grafen entrissenen Festen beauftragt. Zu Murcia entbrannte der alte Streit der Fajardo und Manuel 1395 heftiger als zuvor. Diese, von dem städtischen Procurator, Andreas Garcias de Laza, unterstützt, jagten ihre Gegner aus der Stadt, und theilten sich in deren Ämter, während die Fajardos ihre Klage über die erlittene Gewalt dem Könige vortrugen, und von ihm erhielten, daß um den Hergang zu untersuchen, Avalos nach Murcia versendet würde. Ohne Säumen begab sich dieser auf den Weg; an Ort und Stelle eingetroffen, ließ er den Laza, als den wirksamsten Diener des Tumults, zu sich fodern. Dem Rufe Gehorsam zu verweigern, fand Laza nicht räthlich, aber es folgte ihm ein Pöbelhaufen von mehr als 6000 Männern. An der Spitze solcher Leibwache wähnte er sich unverletzlich und trat keck vor des Abgesandten Angesicht; der aber ließ ohne Weiteres ihn greifen und enthaupten. Der Anblick des blutigen Hauptes, das zum Fenster heraus den Aufrührern gezeigt wurde, und die Drohung, von Avalos selbst verkündigt, daß jeden, welcher des Königs Dienst zuwider handeln würde, das gleiche Schicksal erwarte, wirkte niederschlagend auf des Volkes eben noch so stürmische Bewegung. Die Menge stäubte aus einander, und Roderich, im tiefsten Frieden der Stadt gebietend, setzte die Fajardos in ihre Ämter wieder ein. Als die Portugiesen 1396 den Stillstand brachen, Badajoz überrumpelten, Albuquerque verfehlten, erhielt Roderich Befehl, für dieses Unternehmen Rache zu nehmen. Mit den Grenzern der Umgebung von Ciudad Rodrigo drang er in Portugal ein, und weit und breit dehnte er die Verwüstung aus. Erst nachdem er die Stadt Viseu geplündert und eingeäschert hatte, trat er, mit vielen Gefangnen und erbeuteten Heerden belastet, den Rückzug an. In dem Feldzuge des nächsten Jahres entsetzte er das von dem König von Portugal in Person belagerte Alcantara, dann die Grenze überschreitend, nahm er Penamacor und andere Plätze von geringerer Wichtigkeit, bis Torres vedras Feindseligkeit verübend; endlich erzwang er, dem Belagerungsheer von Miranda sich anschließend, den Fall dieser wichtigen Grenzfestung. Darum und wegen vieler anderer Thaten wurde der Condestable von König Heinrich III. stets werth gehalten, aber eine wesentlich veränderte Stellung ergab sich für ihn, in den fortwährenden Unruhen der folgenden Regierung. Was ihn veranlaßte, sich der Partei des Infanten von Aragon, des Herzogs Heinrich von Villena, anzuschließen, ist nicht sattsam ermittelt, ausgemacht aber, daß er wesentlich beitrug, dem Infanten das Großmeisterthum von S. Jago zuzuwenden (1409), auch daß er, um den König in Tordesillas gefangen zu nehmen, sein Kriegsvolk dem Infanten zuführte und in aller Weise zu dem Erfolge des Unternehmens (1420) wirkte. Als hierauf den 14. Juli 1422 der König in Madrid seine Rache nahm und den Infanten zu sicherer Haft bringen ließ, war wol dasselbe Schicksal dem Condestable zugedacht, um so mehr, da Briefe, von dessen Hand geschrieben, mit dessen Siegel beglaubigt, aufgefangen worden waren, worin der König von Granada, unter Verheißung mächtiger Unterstützung, zu einem Angriffe auf Castilien aufgemuntert

werden sollte, aber noch an demselben Tage, als der Infant gefänglich eingezogen wurde, empfing seine Gemahlin, die Infantin Katharina, die Trauerbotschaft, und indem sie sie schnell dem Condestable mittheilte, ersuchte sie ihn zugleich, in Segura ihrer zu erwarten. Roderich eilte nach Segura, traf die Prinzessin, und führte sie auf Umwegen nach dem Königreiche Valencia. Des Condestable Person befand sich demnach mittels eines von der Stadt Valencia für ihn und seine Gefährten ausgestellten Geleitsbriefes geborgen, nicht aber sein Eigenthum, dessen sich zu bemächtigen Peter de la Cerda von dem Könige Vollmacht erhalten hatte. Des Commissarius erste Verrichtung galt einem Schatze von 900 Mark Silber, die der Condestable und Jodar zurückgelassen; er wurde nach Hof gebracht und an verschiedene Große ausgetheilt. Dann sollten der Condestable, der Mayordomo und der Schatzmeister zur Haft gebracht werden; Letzterer entsprang, der Mayordomo, Alvar Nuñez de Herrera, hingegen sah sich allen Schrecknissen eines Criminalprocesses ausgesetzt. Der königliche Procurator klagte ihn vor dem Gerichte zu Oraña einer Mitwissenschaft an dem mit dem Könige von Granada schwebenden Tractat, auch an dem zu Tordesillas an der königlichen Person verübten Majestätsverbrechen, an. Diese Beschuldigung leugnete der Mann standhaft, er würde ihr aber gleichwol haben erliegen müssen, ohne die thätige Verwendung seines Sohnes, des Comthurs in dem Orden von Calatrava. Dieser verschaffte sich mit der angestrengtesten Forschung die Gewißheit, daß die dem Könige von Granada bestimmten Briefe nicht des Condestable, sondern des Johann Garcia de Guadalajara Machwerk seien. Der Fälschung überführt und geständig, büßte Garcia sie mit dem Leben; Herrera, der Vater, entging dem Tode, aber die Entdeckung des Betrugs war nicht hinreichend, um den Eindruck der Ereignisse von Tordesillas in des Königs Gemüth zu tilgen. Vielmehr foderte er ernstlicher als zuvor, von Aragon die Auslieferung der Flüchtlinge, und zugleich erging gegen den Condestable ein Contumazurtheil, was auf Verlust der Güter, Würden und Ehren lautete, welchem 1423 die Vertheilung der reichen Beute folgte. Die Ämter eines Condestable von Castilien und eines Adelantado von Murcia erhielten, jenes der königliche Liebling, Don Alvaro de Luna, dieses Alfonso Yañes Fajardo; die Burg zu Colmenar erhielt der Infant Johann, die Stadt Arjona gab der König an den Grafen Friedrich von Luna, die Stadt Arcos an den Almirante, die Stadt Osorno an Diego Gomez de Sandoval, Arenas an den Grafen von Benavente. Roderich, seiner Reichthümer beraubt, und von dem Hofe von Aragon vernachlässigt, gerieth, immer noch zu Valencia sich aufhaltend, in die äußerste Armuth. Als Alvar Nuñez de Herrera dies vernahm, veranstaltete er sogleich, von seinem Gefängnisse aus, die Veräußerung seiner Habe, dann mußte einer seiner Söhne den ganzen Erlös (8000 Gulden) dem verlassenen Gebieter nach Valencia überbringen: weil die Straßen unsicher, das Beginnen an sich bedenklich war, reisete der junge Mann in der Tracht eines Leinewebers, und sein Geld, in ausgehöhlten Weberspulen verborgen, hatte er einem Maulthier aufgeladen. Roderich überlebte diese großmüthige Handlung nicht lange, er starb zu Teruel, den 6. Jan. 1428. Sofort vereinigten sich der König von Navarra und der Infant Heinrich zu einem Schreiben, worin der König von Castilien gebeten wurde, den Alvar Nuñez de Herrera, welcher noch immer als ein Mitschuldiger der angeblichen Verbindung des Verstorbenen mit Granada in Haft gehalten wurde, auf freien Fuß zu setzen, und des Avalos Andenken, durch Bezeugung von dessen Unschuld, wiederherzustellen. Zu beiden zeigte sich König Johann willig, und namentlich ließ er Schreiben an alle Städte des Reichs ergehen, um ihnen den Ungrund der gegen Avalos erhobenen Beschuldigungen zu offenbaren, aber die confiscirten Güter wurden nicht zurückgegeben. „Sic regi placitum," schreibt Mariana „sic proceribus expediebat, alieni casus praeda ditatis." Roderich's Witwe Constantia de Tovar mußte sich demnach glücklich schätzen, wie sie als Staatsdame der an den Prinzen Eduard von Portugal vermählten Infantin von Aragon ein Unterkommen fand. Als dritte Frau des Condestable hatte sie ihm drei Söhne geboren, und wir werden auf den ältesten, Iñigo, bald zu sprechen kommen. Von der ersten Frau hinterließ Roderich zwei Söhne, Peter Lopez de Avalos und Diego Lopez de Avalos; aus der zweiten Ehe ebenfalls zwei Söhne, Bertram de Guevara und Ferdinand de Avalos y Guevara. Diesem hatte der Vater Arcos zugedacht, und ist desselben Nachkommenschaft in drei Brüdern erloschen, wovon der älteste, Peter de Avalos, Ritter des S. Jagoordens und Castellan zu Plasencia war, der jüngste, Roderich Lopez de Avalos, als General der Cavalerie gegen die Rebellen in den Niederlanden fechtend bei Binche 1568 den Tod fand. — Peter Lopez de Avalos, auf Arjona, Higuera ꝛc., des Condestable ältester Sohn, ist einzig als der Vater jenes Laurentius zu nennen, um welchen ein Zeitgenosse, Juan de Mena, gest. 1456, seine Muerte de Lorenzo Davalos dichtete [1]). Getreu der Anhänglichkeit seines Großvaters für den Infanten Heinrich, und bei demselben Kammerherrnstelle bekleidend, lieferte Laurentius, unweit Escalona, dem Condestable Alvar de Luna, ein Gefecht (1441), worin er selbst, tödtlich am Haupte verwundet, in Gefangenschaft gerieth. Er starb, kaum in Escalona angelangt; der Condestable ordnete ihm eine prächtige Leichenfeier an, zu deren Beschlusse der Leichnam mit allen ersinnlichen Ehrenbezeigungen nach Toledo gebracht, und daselbst dem Infanten Heinrich überliefert wurde. — Diego Lopez de Avalos, auf Arenas, Colmenar ꝛc., zweiter Sohn des Condestable, hinterließ aus seiner Ehe mit Leonora de Ayala eine zahlreiche Nachkommenschaft, die in der dritten Generation nur mehr unter dem Namen Ayala vorkommt. Johann von Ayala, Comthur des Ordens von S. Jago, nachdem er unterschiedliche Gesandtschaften in Polen, Venedig, England, Rom verrichtet, ward als

1) Es el valiente, no bien fortunado
Muy virtuoso mancebo Lorenzo,
Que hizo en un dia su fin y comienzo.
Aquel es el que era de todos amado.

Ayo den Erzherzogen Albert und Wenceslaus beigegeben, und hinterließ einen einzigen Sohn Bernardin, Grafen von Villalva, durch König Philipp's III. Creation von 1617. Die Enkelin dieses Bernardin, Franziska de Ayala Osorio y Cordova, dritte Gräfin von Villalva, auf Abarca, hat die Besitzungen ihrer Linie in das Haus Zúñiga getragen durch ihre Vermählung mit Emanuel, dem fünften Marques von Aguilafuente. — Des Condestable ältester Sohn dritter Ehe, Iñigo von Avalos, folgte mit seinen Brüdern dem König Alfons von Aragon in die Eroberung von Neapel, wurde mit ihnen in der Seeschlacht bei der Insel Ponza, 5. Aug. 1435, gefangen, und gleichwie sein König nach Mailand gebracht. Herzog Philipp Maria fand an ihm solches Wohlgefallen, daß er, der einzige von allen seinen Unglücksgefährten, nicht entlassen, sondern ganzer 12 Jahre an jenem glanzvollen Hofe festgehalten wurde, bis des Herzogs Absterben (13. Aug. 1447) ihm erlaubte, wiederum frei über seine Person zu verfügen. Iñigo eilte dem Hofe seines frühern Gönners zu, und wiederum daselbst der alten Gunst sich erfreuend, benutzte er seine Stellung, um mit Antonia von Aquino, der vermuthlichen Erbin des alten Hauses Pescara, die vortheilhafte Heirath zu schließen. Die Treue, welche er dem Vater gewidmet, auch dem Sohne, dem Könige Ferdinand, bewahrend, leistete Iñigo in der Vertheidigung des Königreichs gegen Piccinino 1460 ꝛc. wichtige Dienste; sie wurden ihm mit dem Amte eines Großkämmerers belohnt. Hochbejahrt befand er sich noch in dem Belagerungsheere vor Otranto 1481; er starb den 2. Sept. 1484. — Neben seinen Söhnen, Alfons, Roderich und Iñigo, wird auch eine Tochter Constantia, vermählt an Friedrich del Balzo (Baux), den Prinzen von Altamura, wegen ihrer Stärke und ihres unerschrockenen Muthes genannt. Roderich, Graf von Montederiso, wurde gegen die Franzosen streitend, vor Isola erschossen, 1503; er war unvermählt. — Alfons de Avalos y Aquino, Marchese von Pescara, der älteste von den drei Brüdern, hat unsterblichen Ruhm gewonnen durch seine treue Anhänglichkeit zu dem aragonischen Königshause, in dem allgemeinen Abfalle der Barone und Gemeinden, welche bei dem Anblicke der französischen Fahnen sich ergaben. Comines schreibt: „Ils venoient trois journées au devant de nos gens, des citez pour se rendre; et tous envoyèrent à Naples, et y vinrent tous les princes et seigneurs du royaume, pour faire hommage, excepté le marquis de Pescaire: mais ses frères et neveux y vinrent.“ Wegen dieser Standhaftigkeit mußte Pescara vieles Ungemach von den Feinden, und namentlich in seiner Feste Monte S. Giovanni, in der römischen Campagna, unermeßlichen Schaden erleiden; die ganze Bevölkerung wurde, gleichwie die Besatzung, von den Franzosen geschlachtet, dann in den stattlichen Gebäuden Feuer angelegt. Hingegen vertheidigte Alfons das Castelnuovo zu Neapel, bis das Auffliegen eines Pulvermagazins und ein Brand die Standhaftigkeit seiner Landsknechte brach. Während diese den königlichen Schatz plünderten, mit den Franzosen capitulirten und am 6. März 1495 sie in die Feste aufnahmen, warf sich Alfons auf eine leichte Galeere, die einzige, welche noch im Hafen zurückgeblieben war. Als hierauf, nach dem Unglücke von Seminara, König Ferdinand das Wagstück gegen seine Hauptstadt ausführte (7. Juli 1495), waren es vornehmlich Alfons und sein Bruder Roderich, welche des Grafen von Montpensier Absicht, über die Esplanade vor dem Castelnuovo wieder in die verlorne Stadt einzubrechen, vereitelten, indem sie durch Wort und That die Bürger zu dem hartnäckigsten Widerstande entflammten. Als hierauf mit dem sinkenden Tage die Franzosen von den vergeblichen Anstrengungen abließen, brachten die beiden Brüder im Laufe der Nacht ein so vollständiges System von Barricaden zu Stande, daß aus Belagerern Belagerte wurden, was sich die auf die Castelle beschränkten Franzosen gefallen lassen mußten. Um sie auch daraus zu vertreiben, wurden viele Gefechte geliefert; in einem der hartnäckigsten empfing der jüngere Avalos, der Graf von Montederiso, eine schwere Wunde. Dem ältern schien es ein Ergebniß von der höchsten Wichtigkeit, wenn er den Franzosen das befestigte Kloster della Croce nehmen könne; denn von dort aus beschützten sie den Ankerplatz ihrer Flotte. Wiederholte Angriffe wurden abgeschlagen; da ließ ihn ein Mohr von der französischen Besatzung, der vordem Pescara's Sklave gewesen war, die Möglichkeit wissen, durch Verrath die Feste oder vielmehr das Kloster zu überwältigen. Freudig nahte Pescara sich in stiller Nacht den Klostermauern, um mit dem Mohren die Weise und den Moment des noch in derselben Nacht auszuführenden Anschlags zu verabreden, aber kaum hatte er die von der Mauer herabgelassene Leiter bestiegen, so wurde eine Baliste gegen ihn gerichtet, und ein Pfeil durchbohrte ihm die Kehle (1495). —

Unsägliches Leid empfand König Ferdinand hierüber, denn nicht nur Dankbarkeit, sondern auch zärtliche Liebe für Constantia, die bereits genannte Schwester des Marchese, verband ihn eng dem Hause Avalos. Geraume Zeit blieb er unfähig, sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen, seine Stelle mußte Prosper Colonna vertreten, der jüngst die französische Partei verlassen hatte, und auch seines Vetters Fabricius Abfall veranlaßte. Indem aber König Ferdinand von Fabricius Garantien foderte, um ihm die ungeheuern, von der französischen Herrschaft herrührenden Güterverleihungen bestätigen zu können, fand Fabricius eine solche, indem er seine Tochter Victoria mit des erschlagenen Marchese von Pescara einzigem Sohne, aus dessen Ehe mit Diana von Cardona, einer Tochter des Grafen Artal von Golisano, verlobte. Braut und Bräutigam befanden sich in gleichem Alter; dieser namentlich, Ferdinand Franz von Avalos, Marchese von Pescara, war 1490 geboren. Mit ungewöhnlicher Sorgfalt auferzogen, die reichen Anlagen ausgebildet in dem Verkehr mit den Alten, Meister in ritterlichen Übungen, hatte der junge Marchese kaum sein Beilager mit der liebenswürdigen Victoria gefeiert, als der Krieg mit Frankreich, der Liga von Cambray unerwartetes Ergebniß, ihn zu dem Felde der Ehre herausfoderte. In der Schlacht bei Ravenna, 11. April 1512, war er mit seiner Schar

leichter Reiter dem Hintertreffen, wo Carvajal befehligte, beigegeben, und um das Geschick des Tages zu wenden, hatte er die äußersten Anstrengungen gemacht, bis er mit Wunden bedeckt in feindliche Gefangenschaft gerieth. Um die Langweile der Haft in dem Castell zu Mailand sich zu verkürzen und die ferne trauernde Gattin zu trösten, brachte er ein Gespräch über die Liebe zu Papier, das, wie man versichert, zart und sinnig war, jedoch nicht auf uns gekommen ist. Von seinen Wunden hergestellt und durch Vermittlung des Marschalls Trivulzio, des Oheims seiner Tante Beatrix de Avalos, befreiet, eilte der Marchese dem Lager des Vicekönigs von Neapel, Raimund von Cardona, zu; sogleich wurde er ausgesandt, um die Franzosen aus Genua zu vertreiben. Das bewerkstelligte er, von den Fregosi begünstigt, ohne alle Mühe; den Po abwärts ziehend vereinigte er sich mit dem Vicekönige, der, indem er anfänglich nur die Einnahme von Padua und den Entsatz von Verona beabsichtigte, bis zu dem Rande der Lagunen fortgerückt war und sogar gegen Venedig selbst seine Geschütze gerichtet hatte. Indem aber Cardona dem innern Lande und der obern Brenta sich wiederum zuwandte, fand er sich von allen Seiten durch fliegende Colonnen eingeschlossen, während Alviano, entschlossen zu schlagen und des rechten Ufers der Brenta Meister, alle ihre Furthen sorgfältig bewachte. Eine einzige dieser Furthen wußte sich der spanische Feldherr, durch einen Gewaltmarsch, zugänglich zu machen, das Fußvolk ging da glücklich über, während Pescara und seine Reiter, eine Strecke aufwärts in dem Flußbette haltend, die Gewalt der Strömung brachen. Ohne seine Fassung zu verlieren, zog Alviano sich in der Richtung von Vicenza zurück, und in unglaublicher Thätigkeit wußte er die Straße zwischen Padua und Verona dem Feinde unwegsam zu machen. Davon konnte sich das spanische Heer in den ersten Versuchen überzeugen, und es blieb demselben der einzige Ausweg, die Brenta aufwärts gen Bassano sich zu wenden, um auf beschwerlichen Gebirgspfaden Tyrol zu erreichen. Das Heer hatte sich kaum mit einer Ausbeugung gegen Vicenza in Marsch gesetzt, so fiel Alviano ihm ein, und es erfolgte am Freitage (13. Oct. 1513), bei Creanzo, zwei Miglien von Vicenza, ein blutiges Treffen, in welchem Pescara durch persönliche Anstrengung die seinen unmittelbaren Befehlen untergebenen Pikeniere und Büchsenschützen (4500 Mann) und die Landsknechte (1350 Mann) zu begeistertem Wetteifer fortriß, und von Prosper Colonna und Alarcon meisterhaft unterstützt, einen entscheidenden Sieg errang. Über 5000 Venetianer, darunter 400 Gleven, blieben auf dem Platze, und nicht nur seine Verbindungen mit der Lombardei hatte sich das siegende Heer gesichert, sondern sich auch die reichsten Winterquartiere erstritten. Gern hätte König Ferdinand vor seinem Ableben noch den Kaiser mit der Republik ausgesöhnt; daß beide ihren Streit dem Papst als Compromißrichter anheimstellten, erlangte der Vermittler; allein der hierauf ergangene Spruch wurde von den Venetianern, als ihre Interessen beeinträchtigend, verworfen, und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit bedrängten sie die Kaiserlichen in dem Feldzuge von 1514, daß Raimund von Cardona sogar die Nothwendigkeit einsah, die Fortschritte Alviano's durch eine Diversion zu hemmen. Von seiner Stellung zwischen Padua und Vicenza aus entsendete er den Marchese von Pescara mit einer starken Abtheilung Reiterei, um das feste Cittadella, jenseit der Brenta, zu berennen; dann wollte die der Feste zugetheilte Reiterei sich widersetzen, und Pescara bestand siegreich ein Gefecht, das er benutzte, um sofort die Anstalten der Belagerung zu treffen. Bresche war bald geschossen, und ein Sturm, von Pescara selbst geleitet, überlieferte ihm die Stadt. Es war dieses gewissermaßen die letzte Unternehmung eines Kriegs, der mit dem Siege der Franzosen bei Marignano und mit dem Ableben König Ferdinand's einen durchaus veränderten Charakter annehmen sollte. Die Spanier verließen, in Folge des Tractats von Noyon, die Lombardei (1517), und Pescara wird vermuthlich einige Ruhe in der Heimath genossen haben, bis er bei dem Ausbruche des neuen durch die Rivalität der Monarchen von Spanien und Frankreich veranlaßten, Kriegs die Führung der spanischen Infanterie, unter dem Oberbefehl von Prosper Colonna, abermals übernahm. Um dieses Amtes zu warten, setzte Pescara von der neapolitanischen Grenze aus sich mit 300 Lanzen und 2000 spanischen Fußknechten in Marsch, und erst nachdem er in Colonna's Lager bei S. Lazzaro eingetroffen war, konnte sich dieser zu der Demonstration nach Parma entschließen, ohne jedoch in den darüber gepflogenen Berathungen seine Eifersucht auf des Marchese Ruhm zu verbergen. Die Belagerung wurde mit Langsamkeit betrieben, und mußte, sobald Lautrec sein Heer zum Entsatze herbeigeführt, aufgehoben werden, ein Entschluß, zu welchem selbst Pescara stimmte, obgleich er nachmals dies in seiner römischen Correspondenz in Abrede stellte. In der ganzen Verwirrung einer Flucht erfolgte der Aufbruch; verzweifelnd an der Möglichkeit fernerer Erfolge im Süden des Po ging das verbündete Heer am 1. Oct. bei Casale maggiore auf das nördliche Ufer über. Bei dieser Gelegenheit entging es durch Lautrec's Fahrlässigkeit einer sichern Niederlage, gleichwie es auf dem fernern Marsch durch den Umstand gerettet wurde, daß die Schwierigkeiten des Wegs nicht erlaubten, sofort Bordellano zu erreichen, sondern in Rebecco Halt gemacht werden mußte. In Rebecco gelang es den Führern, die Truppen, die bereits der Auflösung nahe waren, wieder einigermaßen zu ordnen; als nachmals Lautrec sich einfand und die Venetianer bestimmte, daß sie ihre Artillerie in Ponte Vico zu einem Angriffe auf Rebecco wirken ließen, wußte Pescara durch ein gewandtes, in der Stille der Nacht ausgeführtes Manöver, mit dem ganzen Heere in Gabbionetta eine sichere Stellung zu erreichen. In Ostiano erwarteten die Verbündeten hierauf den Zuzug der Schweizer, hatten aber kaum die heiß ersehnte Vereinigung bei Gambera bewerkstelligt, als die Cantone, um nicht die Schmach zu erleben, daß Schweizer um schnöden Sold gegen Schweizer fechten sollten, ihre Angehörigen ohne Unterschied nach Hause foderten. Lautrec verlor dadurch sein

bestes Volk; der Cardinal von Sitten spielte ihm noch dazu einen argen Possen, indem er die Boten, Träger der Advocatorien, bestach, sodaß die Schweizer in dem verbündeten Heere nichts von dem Willen ihrer Obern erfuhren und ihren Dienst fortsetzten, während ihre Landsleute meist das französische Heer verließen. Unter solchen Umständen fand Prosper Colonna in dem Übergange der Adda, von welchem aber ihm allein die Ehre gebührt, keine übermäßige Schwierigkeiten; statt jedoch die Gunst des Schicksals in raschem Vordringen gegen die Hauptstadt zu benutzen, nahm er eine Seitenbewegung gegen Melegnano vor; drei Tage verlor er daselbst; schon war er halb und halb entschlossen, sich auf Pavia zu werfen, als am Morgen des 19. Nov. 1521 den auf einer Wiese unweit der Abtei Chiaravalle haltenden Generalen ein bejahrter Mann in Bürgertracht, sich als den Abgeordneten des Kirchspiels S. Siro zu Mailand vorstellte, und in lebhafter Bewegung sie auffoderte, sofort den Marsch gegen Mailand anzutreten, die Versicherung hinzufügend, daß auf den ersten Anblick der Befreier nicht nur die Bevölkerung des Kirchspiels, sondern die Stadt Mailand sich erheben würde, um das verhaßte Joch der Franzosen abzuschütteln. Hingerissen von des Mannes treuherzigem und zuversichtlichem Ausdrucke entschieden die Feldherren sich auf der Stelle für ein Wagstück, Behufs dessen sie die Armee in Bewegung setzten. Es wollte schier dämmern, als Pescara, welcher mit seinen spanischen Fußknechten die Vorhut hatte, sich zwischen der Porta Romana und der Porta Ticinese dem Graben näherte, und seine Büchsenschützen gegen die Bastion bei der Porta Ludovica richtete, „piu per tentare, che per speranza d'ottenere." Es entlief aber, auf die erste Begrüßung, das diese Bastion hütende venetianische Volk; dasselbe thaten die in einiger Entfernung aufgestellten Schweizer; ohne Schwierigkeit überstiegen die Spanier, zuerst nur 80 Büchsenschützen, von Pescara selbst geführt, der auch den Obersten der Schweizer erlegte, Gräben und Wall, und ohne viel Zeit mit der Besitznahme der Vorstadt zu verlieren, drängte Pescara der innern Porta Romana zu. Dieser hatten sich bereits die Häupter der Ghibellinen bemeistert, mit Jubel wurde da mit der ersten Morgenröthe der Marchese aufgenommen und in die Stadt eingeführt, während der Cardinal von Medici, der Marchese von Mantua, Prosper Colonna, durch die Porta Ticinese Eingang fanden, Lautrec aber in unordentlicher Eile gegen Como, und dann weiter gegen Pergamo seinen Rückzug bewerkstelligte. Der venetianische Proveditore, Andreas Gritti, hatte sich ihm angeschlossen, nachdem er wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entronnen, Theodor Trivulzio hingegen blieb als ein Gefangener zurück und mußte sich nachmals um 20,000 Dukaten aus Pescara's Händen lösen. Französische Besatzung behauptete sich in dem Castell von Mailand, eine solche, 50 Lanzen und 600 Knechte, führte auch in Como Lautrec ein, den Befehlen Johann's von Chabannes auf Vandenesse sie untergebend. Genugsame Zeit hierzu vergönnte ihm der Alliirten Beschäftigung in Mailand; „où il se feit," schreibt Martin du Bellay, „un butin inestimable: car dix jours entiers n'y eut ordre pour commendemens qui se fist de faire cesser le sac." Als die Raubsucht endlich ersättigt war, brach Pescara von Mailand auf, um mit den Spaniern, Landsknechten und Graubündtnern die Belagerung von Como vorzunehmen. Eine Beschießung von zehn oder zwölf Tagen hielt Chabannes aus, dann begehrte er zu capituliren. Freier Abzug wurde ihm bewilligt und die Soldaten sollten ihr Gepäck, Pferde und Geschirr behalten, die Reisigen „la lance sur la cuisse," defiliren, alle zusammen bis zum venetianischen Gebiete escortirt werden. Als die Capitulation unterschrieben, ließ Pescara verkündigen, es könnten die Franzosen getrost nach ihren Quartieren sich begeben, um die Bagage zu packen, denn er habe, um sie gegen jede Anfechtung zu schützen, bei der Bresche spanische Officiere aufgestellt. Als im Vertrauen hierauf die Besatzung in den Häusern zerstreut war, drangen auf einmal die Kaiserlichen ein, und die Soldaten und Bürger, wie jene in der Capitulation einbegriffen, wurden geplündert, nur daß Pescara, der sofort zur Stelle eilte und großen Unwillen über den Hergang bezeigte, den Soldaten ihre Habe zurückgeben ließ, theilweise zwar nur, denn die meisten mußten zu Fuß und ohne Tornister davon gehen. Der schrecklichen Plünderung der Stadt wehrte aber keiner. Chabannes empfand höchlich solche Verletzung der Capitulation, und in Lautrec's Hauptquartier eingetroffen, ließ er mit dessen Genehmigung an Pescara eine Herausfoderung ergehen, „lui faisant entendre, que faucement il luy avoit failly de foy; et qu'au cas qu'il voulust dire le contraire, il luy maintiendroit les armes au poing. Le Marquis feit response, que si le dit seigneur de Vandenesse vouloit maintenir que par son sceu ou commandement ledit sac fust advenu, il avoit menty." Mehre Cartels wurden noch gewechselt, der Zweikampf aber hatte noch nicht stattgefunden, als Chabannes oder Vandenesse, April 1524, jenseit Romagnano den Rückzug der französischen Armee deckend, getödtet wurde. Spätestens im Frühjahr 1522 würde die Lombardei für die Franzosen vollständig verloren gegangen sein, ohne den unerwarteten Todesfall von Papst Leo X., der alle weitern Operationen hemmend sogar die Auflösung des verbündeten Heeres herbeiführte, und den König von Frankreich zu neuen Rüstungen und zu einer Werbung in der Schweiz Zeit gewinnen ließ. Lautrec, der nicht nur seine Winterquartiere im Venetianischen gehabt, sondern auch bei Cremona eine bedeutende venetianische Hilfsmacht an sich gezogen hatte, überschritt, durch 10,000 Schweizer verstärkt, am 1. März 1522 die Adda. Die Hauptstadt Mailand wurde durch Colonna's und Pescara's vereinigte Sorgfalt gerettet, in Märschen, in der Einnahme von Novara, in der bald wieder aufgegebenen Belagerung von Pavia, verlor der französische Feldherr beinahe zwei volle Monate, bis die Ungeduld der Schweizer ihn zu dem verzweifelten Angriff auf die unüberwindliche Stellung bei la Bicocca nöthigte, Sonntag Quasimodogeniti, 29. April 1522. Grimmig war der Anfall der Schweizer, aber in der Standhaftigkeit ihn auszuhalten wetteiferten mit den Landsknechten die spanischen Büch=

senschützen im Centrum. „Die hispanischen Handschützen, die hatten Befelch, daz sie ohn geheissen nit solten abdrucken, vnd die Schweitzer wohl lassen herzukommen, vnnd angreiffen. Auff solchen Vnterricht seynd vier vnnd zwantzig hispanische Schützen auß der Ordnung gelauffen, haben sich redlich gehalten, vnd jre Handrohr in die Schweitzer auff einander lassen abgehen." Nicht nur die Tirailleurs, „molti (24) archibusieri Spagnuoli, i quali occultatisi tra le biade già presso que mature fieramente per fianco gli percoteuano," sondern auch das Niederknieen des ersten Gliedes, welches wiederum ladet, während die Hintermänner schießen, erfand an diesem Tage Pescara. Die Schweizer, in der vergeblichen Anstrengung ermüdet, begannen zu weichen. „Der Stier von Uri hat sein großes Horn lassen schallen, vnnd bald die Flucht geben, vnnd fast mit all seim Volck nidergelegen. Biß in 5000 Schweitzer sind vmbkommen vnd auff der Walstadt blieben, darunter 22 Hauptleut. Der Marggraff von Piscari ermanet den von Frundsberg, er solte nachdrucken, nacheylen und keinen Schweitzer mit dem Leben lassen davon kommen, weil sie der Teutschen Landßknecht gröste feindt waren. Er sprach: Wir haben heut Ehr gnug eyngelegt. Aber Prosper und der Marggraff haben mit den Pferden nachgejagt, mit Janus Medices vnd mit den Frantzosen gearbeitet, und zusammengestochen. Die Venediger vnter Theodoro Triultz sind zeitlich gewiechen, und auff Preß geflohen." Eine anhaltende Verfolgung des weichenden Heeres wollte, so sehr Pescara darauf gedrungen, Prosper nicht zugeben. Er zählte mit Zuversicht auf den Abzug der Schweizer „perche il danno ricevuto alla Bicocca gli afflisse di maniera che per piu anni poi non dimostrarono il solito vigore," und seine Berechnung hat sich bewährt. Von dem Kerne seines Volkes verlassen vertheilte Lautrec sein Volk in den verschiedenen Festungen, und als einen Stellvertreter seinen Bruder Lescun zurücklassend, ging er über die Alpen, um vor dem Könige seine Vertheidigung persönlich zu führen. Die Truppen, die er nach Lodi entsandte, sechs Compagnien Gendarmen und eine angemessene Anzahl Fußvolk, sollten ebendaselbst einziehen, als von der andern Seite Pescara mit seinen Spaniern vor der Stadt anlangte. Er gewahrte, daß die Gendarmen, denn sie allein befanden sich innerhalb der Mauern, noch keine Wachen ausgestellt hatten, und benutzte dies, um sofort die ummauerte Vorstadt anzugreifen und wegzunehmen. In dem ersten Schrecken wendeten die Gendarmen sich zur Flucht, mittels der auf die Adda gelegten Brücke, während die Spanier nun auch die Stadt erstiegen, eine Menge Gefangene, darunter fast alle Hauptleute, einsammelten, und endlich durch eine schreckliche Plünderung die Anhänglichkeit der Bürger zu den Franzosen bestraften. Mit der nämlichen Leichtigkeit, doch mit Accord, nahm Pescara Pizzighettone und nach einer mit Lescun am 26. Mai 1522 abgeschlossenen Capitulation blieben den Franzosen nur noch die Schlösser von Mailand, Cremona und Novara, dann Genua mit seinem Gebiete. Der Wunsch, ihnen auch Genua zu entreißen, hatte mächtig beigetragen, daß Prosper jene Capitulation einging. Sofort führte er das Heer von den Ufern des Po in die Apenninen; während er selbst mit den Landsknechten durch das Thal von Bisagno nach Genua vordrang, hatte Pescara die Seite von der Polsevera anzugreifen. Bei dem Anblicke des fremden Volks verlangte der Doge Ottaviano in Fregoso zu capituliren, dem keine Hoffnung war, mit 3000 italienischen Knechten den weiten Umfang der Mauern zu vertheidigen. Der Lauf der Unterhandlung wurde durch die Ankunft von Peter Navarra, dem berühmten Kriegsmann, mit zwei französischen Galeeren unterbrochen. Als jedoch Pescara seine Artillerie spielen ließ und auf mehren Stellen die Werke fällte, überzeugte sich auch Navarra von der Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel; hoffend, er könne die Unterhandlung über die Capitulation so lange hinziehen, bis die Kaiserlichen durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt würden, die unfruchtbare Riviera zu verlassen, gab er seine Einwilligung, daß zwölf Beamte von der Balia mit den feindlichen Generalen über die Bedingungen der Übergabe sich einigten. Eine so zahlreiche Deputation reichte allein schon hin, die Angelegenheit zu verzögern, das leuchtete den Soldaten sogar ein, und am Freitag nach Christi Himmelfahrt, 30. Mai, stürmten die Spanier unerwartet einen an dem Hafen liegenden Thurm, von dem sie mittels einer Bresche in die Stadt selbst einzudringen begannen. Auf der Stelle von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, „hat der Marggraff von Piscari Sanct Thomas Pforten abgebrennt[2]), mit Gewalt hineyn gefallen und haben das Kriegsvolck, das darinn lage, geschlagen und auffs Meer gejagt. Octavianus Fregosus, der Hertzog dieser Statt, lag kranck, ergab sich dem Marggrafen von Piscari und starb bald darnach. Petrus Navarra war gefangen, in Neapels in ein Kercker geführt, die gantze Statt geplündert, die Häuser zerbrochen und zerschlagen. Das Kriegßvolck hat viel Gold, Silber, Edelgestein, Sammet, Seiten, vnd viel Thuch, mit langen Spiessen außgemessen, ob dem Raub haben etlich Teutsche und Hispanier einander erschlagen." Die Einnahme von Genua, die allein auf Pescara's Rechnung zu setzen ist, scheint aber Prosper's Eifersucht gegen ihn bedeutend erhöht zu haben; seiner untergeordneten Stellung überdrüssig, legte daher der Marchese das Commando der spanischen Infanterie nieder, in dem Augenblicke, als Bonnivet mit einem frischen über die Alpen gekommenen Heere die Einschließung von Mailand begann. Ohne Zweifel wollte er, indem er sich in so kritischem Augenblicke, um an dem Hofe Karl's V. zu Valladolid seine Klagen wegen Zurücksetzung geltend zu machen, entfernte, der Welt zeigen, was ohne ihn der alte Feldherr vermöge. Der Ausgang hat seine Berechnung nicht vollständig gerechtfertigt, wol aber gab Pescara den Gründen der kaiserlichen Minister Gehör, und als er vernahm, daß Prosper in den letzten Zügen liege, fand er sich wiederum bei dem Heere ein, um gleich in Rebecco, unweit des Ticino, den kühnen Bayard heimzusuchen.

2) Dieser Georgen von Freundsberg entlehnten Stelle hat Niemeyer ein mehr dramatisches Gepräge zu geben versucht. Er schreibt: „Pescara steckte das Thor, welches ihm zugetheilt war, unter einem fürchterlichen Kugelregen von den Mauern mit eigner Hand in Brand."

In einer dunklen Nacht des Februars 1524 begab er sich mit 3000 Spaniern, jeder mit einem weißen Hemde bekleidet, auf den Marsch. Das Städtchen wurde umzingelt, die französische Besatzung im Schlafe überrascht und mehrentheils niedergemacht; Bayard selbst entrann der Metzelei. Aber Bonnivet behauptete fortwährend seine feste Stellung bei Biagrasso; alle Versuche, ihn von da zu entfernen, ergaben sich als fruchtlos, bis Pescara in einem Kriegsrathe den kühnen Entschluß, den Ticino zu überschreiten und so des Feindes Communicationen abzuschneiden, durchsetzte. Am 2. März wurde dieser Übergang bewerkstelligt, dem zu folgen Bonnivet nicht umhin konnte. Es ergab sich eine lange Folge von Neckereien zwischen beiden Heeren, während zugleich die den Franzosen von mehren Seiten zugedachten Verstärkungen allerwärts auf unersteigliche Hindernisse trafen. Einzig eine Schar von 10,000 Schweizern drang bis Gattinara, in dem Sesiathale, vor, bezeigte aber nicht die mindeste Lust, sich bei einem verlornen Feldzuge zu betheiligen, sondern schien einzig bedacht, ihren mit Bonnivet compromittirten Landsleuten die Mittel des Entkommens zu bereiten. Indem jene Hilfsvölker durchaus nicht zu dem Übergange der stark angeschwollenen Sesia zu bestimmen waren, mußte Bonnivet sich gefallen lassen, durch seine eigne Thätigkeit die Vereinigung mit ihnen zu suchen. Anfangs April, in der Nacht, brach er von Novara auf, in der Richtung gegen Romagnano. Davon hatte Pescara bei Zeiten Kunde empfangen; gewisser Sieg wartete seiner, wenn in dem nächtlichen Marsch das feindliche Heer angegriffen werden konnte. Allein es wollten dazu seine Collegen im Commando niemals ihre Einwilligung geben „invidiosi della virtu e gloria sua cercarono di oscurarla, piu presto col detrarre ed contradire che con la concorrenza dell' opere.“ Indessen folgten ganze Scharen von leichten Reitern und Fußgängern, ohne Befehl, der feindlichen Bewegung; sie haben den Franzosen viel Abbruch gethan, sieben Kanonen, Munitionswagen, eine Anzahl Fahnen ihnen abgejagt. Doch erreichte Bonnivet Romagnano und nachdem er daselbst eine Brücke über die Sesia gelegt, würde er dem in Unordnung folgenden verbündeten Heere eine empfindliche Lehre bereitet haben, wäre es ihm möglich gewesen, die Schweizer an sich zu ziehen. Allein taub für alle Vorstellungen verharrten diese in ihrer Stellung bei Gattinara; es blieb daher für Bonnivet nichts übrig, als in der Nacht noch seine Armee auf das rechte Ufer der Sesia zu schaffen. Dieses ging glücklich von Statten. Mit Tagesanbruch befand er sich in der befreundeten Schweizer Mitte, sammt ihnen trat er den fernern Marsch nach Ivrea an, um über Wallis nach Frankreich zurückzukehren. Eine Batterie, von einer Abtheilung Corsen und Provenzalen gehütet, sollte den Verbündeten den Übergang des Flusses verwehren; aber Pescara und der Herzog von Bourbon benutzten eine Furth, um ihr Volk hinüberzuführen; bei dem Anblicke ihrer Vorhut entliefen die Corsen, den Gegnern freies Feld überlassend. Nun blieben zwar die Venetianer zurück, unter dem Vorgeben, daß sie durch das Bündniß nur zur Vertheidigung des Mailändischen verpflichtet wären; aber die gesammte kaiserliche Armee bewerkstelligte bei Mondenschein den Übergang, während die Franzosen in guter Ordnung ihren Marsch auf der Straße nach Ivrea fortsetzten und zu Ravisingo, sechs Miglien jenseit Gattinara, übernachteten. Mit Tagesanbruch erneuete sich die Verfolgung; verschiedene voreilige und unordentliche Angriffe wurden von den Schweizern, von Bonnivet als Nachhut aufgestellt, abgewiesen, aber er selbst empfing eine Wunde am Arme, und Bayard, der statt seiner das Commando übernehmen mußte, kam alsbald mit den von Pescara geführten leichten Reitern zum Gefecht und empfing die tödtliche Wunde. „Je voudrois qu'il m'en eut couté quart de mon sang, et vous tinsse en santé mon prisonnier, quoique je sache, que l'empereur mon maître n'eut en ses guerres plus rude, ni facheux ennemi,“ sagte Pescara bei dem Anblicke des sterbenden Helden, den zu pflegen er vergeblich die Anstalten verordnete. Denn den fernern Rückzug der Franzosen zu beunruhigen, mußte er verzichten, da seine Hauptmacht und insbesondere die Artillerie noch weit zurück war und kaum anfing, von der Sesia aufwärts zu ziehen. Nur die feindliche Artillerie, 15 Stücke, und die ihr zur Bewachung beigegebenen 300 Schweizer hat er noch zu Bayro, jenseit Ivrea, aufgehoben; vollständiger als jemals, war die Lombardei für die Franzosen verloren, nachdem noch Lodi an den Herzog von Urbino, Alessandria an den Marchese von Pescara sich hatte ergeben müssen. Aber die Mittel, das Verlorene wieder zu gewinnen, besaß König Franz nach wie vor; um daher ein für allemal den Zugang der Alpen ihm zu verschließen und den Herzog von Bourbon für seinen Verlust in Frankreich zu entschädigen, erfaßte Karl V. den Gedanken, seinem Gaste zum Besten ein neues Königreich Arelat an den Ufern der Rhone zu erobern. Einen Angriff auf die Provence verfügte er in dieser Absicht, nicht ohne lebhafte Gegenrede von Pescara's Seite, welcher theils die Schwierigkeiten des Unternehmens erkannte, theils auch jede Erhöhung des Herzogs von Bourbon, als eines Nebenbuhlers für seinen kriegerischen Ruhm, verabscheute. Mit Widerwillen, obgleich von dem Kaiser zum General-Capitain ernannt, führte er im Juli 1524 500 Lanzen, 800 leichte Reiter, 4000 spanische, 3000 italienische und 5000 teutsche Fußknechte nach Nizza und über den Var. Gleich im Beginnen erlitt die Galeerenflotte, mit welcher Hugo de Moncaba, die Küsten befahrend, seine Operationen hatte unterstützen sollen, namhafte Einbuße, sodaß drei Schiffe auf Pescara's Geheiß verbrannt wurden, die übrigen im Hafen von Monaco Schutz suchen mußten. Ohne einem Widerstande zu begegnen, gelangte hingegen das Landheer am 6. Aug. zu den Thoren von Aix, die ihm sofort geöffnet wurden. Daß Marseille als eine gleich leichte Eroberung sich ergeben würde, „que trois coups de canon ameneroient les timides habitans à ses pieds, les clefs à la main et la corde au col,“ hatte Bourbon in Italien sich verlauten lassen; dieses für die Beherrschung des Mittelmeeres so wichtigen Punktes glaubte vor allen Pescara sich versichern zu müssen. Am 19. Aug. zeigten sich seine Vortruppen Angesichts der Stadt, die Belagerung wurde

mit großem Ernst geführt, während sich Abtheilungen von der kaiserlichen Armee mehr und mehr im Lande ausbreiteten, namentlich die Stadt Cassis mit Sturm einnahmen, auch den Thurm, damals des Hafens von Toulon einzige Schutzwehr, erstiegen, und von da drei Kanonen und neun andere Stücke, darunter die berühmte Feldschlange la Lezarde, die in der Schlacht von Pavia den Franzosen fürchterlich werden sollte, nach dem Lager schafften. Aber vor Marseille wollten die Kaiserlichen keine rechten Fortschritte machen; besonders erlitten sie von der wohl bedienten Artillerie der Belagerten schweren Verlust. Eine Kanonenkugel traf in Pescara's Zelt, als derselbe Messe hörte, und erschlug den Priester und zwei Rittersleute. Der hierdurch entstandene Tumult foderte auch den Connetable von Bourbon zur Stelle: „Voilà les clefs de la ville, que les timides Marseillois vous envoient,“ sprach zu ihm mit giftigem Hohne der Marchese. Als endlich eine Bresche, sieben Klaftern am Boden weit, geschossen, sollte auf des Herzogs von Bourbon Verlangen ein Sturm gewagt werden. „Der Marggraff hat sieben Hispanier auff die abgeschossene Mawern lassen lauffen, die sollten sehen, wie sie in der Stadt gerüst waren. Die vier Hispanier wurden erschossen, die drey verwundt, kehrten wider, vnnd sagten: Die Frantzosen zu Roß vnd Fuß stünden in jrer Ordnung hinder der Munition, das Geschütz war alles gegen dem Eynfall gericht, vnd blinde Gräben voll Puluers.“ Gleichwol erfolgte am 24. Sept. ein Sturm, von dem die Kaiserlichen mit Verlust von vielen Menschen und sechs Kanonen ablassen mußten. Als über dessen Erneuerung in Bourbon's Zelt verhandelt wurde, sprach Pescara zu den Befehlshabern: „Ihr sehet, was die Marsilienser vns für ein Mahlzeit angericht, welcher nicht gern wil leben, und bald in der Hell zu Nacht essen, der mag den Sturm anlauffen. Welche aber jr aygene, und des Kayßers Wolfahrt begeren, die sollen mir nachfolgen, denn ich will abziehen. Darauff ist im alles Kriegsvolk zugefallen,“ am 29. Sept. 1524 mußte die Belagerung aufgehoben und der Rückzug über den Var angetreten werden. Es war, wie auffallend auch Pescara's Äußerung im Kriegsrathe erscheinen mag, die höchste Zeit, einen solchen Entschluß auszuführen; denn in dem Laufe der 40tägigen Belagerung hatte König Franz bei Avignon ein Heer von beinahe 40,000 Mann versammelt, auch mit solchen bereits Salon-de-Crau erreicht; nicht nur einer solchen Übermacht zu entgehen, sondern auch, sollte die Lombardei behauptet werden, mit ihr zugleich auf dem längern Wege die Alpen zu übersteigen, dieses war Pescara's Aufgabe geworden, und mit gleich viel Glück und Gewandtheit hat er derselben sich unterzogen. Ein misvergnügtes, entmuthigtes Heer, dessen Bewegungen durch 12,000 Saumthiere gar sehr erschwert waren, führte er, unaufhörlich von einem thätigen Feinde verfolgt, über Nizza, Albenga und Finale; dann legte er, um den strategischen Meisterzug zu krönen, in einem Tage die 40 Miglien von Alba nach Voghera zurück. An demselben Tage, als er Alba erreichte, war König Franz in Vercelli eingetroffen; von Voghera eilte Pescara nach Pavia, um daselbst mit Lannoy sich zu vereinigen und die Vertheidigung der mailändischen Grenzen anzuordnen. Wenig Mittel hierzu bot das zerrüttete Heer, dessen Unterhalt noch dazu beinahe einzig abhängig von einem Lande, das zu überziehen die Feinde bereits den Anfang gemacht hatten. In Pavia wurde eine starke Besatzung unter Anton's von Leyva Befehlen zurückgelassen; Mailand behaupten zu wollen, mit seiner durch die Pest decimirten, in die äußerste Niedergeschlagenheit versetzten Bevölkerung, konnte Niemandem einfallen, also zog Alarcon von dannen (am 24. Oct. 1524) mit den letzten kaiserlichen Truppen, und Pescara wandte sich für seine Person mit 2000 Fußknechten nach Lodi, während Lannoy zu Soncino, der Herzog von Mailand und sein Kanzler Morone zu Pizzighettone und demnächst zu Cremona sich niederließen, Bourbon nach Österreich fuhr, um bei dem Erzherzog Ferdinand Beistand zu suchen, außer Pavia auch Alessandria, Como und Trezzo durch Besatzungen gehütet blieben. Selbst in Lodi gedachte Pescara nur kurze Zeit sich aufzuhalten; die geringste Bewegung der Franzosen würde ihn über die Adda getrieben haben, allein sein Gegner war von Blindheit geschlagen, und während der König von Frankreich alle seine Kräfte zu der Belagerung von Pavia verwandte, konnte Pescara seine Stellung in Lodi befestigen, um in größerer Sicherheit des Anzugs der Hilfe zu erwarten. Aus Teutschland allein war diese noch zu erwarten, weil Clemens VII., gleichwie die Venetianer, die Neutralität ergriffen, jener sogar durch seine Vorstellungen den König von Frankreich veranlaßte, zu Eroberung des Königreichs Neapel 200 Lanzen, 600 leichte Reiter und 2000 Fußknechte, den Herzog von Albanien an der Spitze, abzusenden, hiermit aber dem Marchese von Pescara Gelegenheit gab, nicht allein Angesichts des Feindes seinen militairischen Scharfblick zu bethätigen. Denn erschreckt durch den Marsch der Franzosen, durch die Empörung der Bürger von Aquila und durch die Bewegungen der immer noch zahlreichen Angevinen, verlangte die Regierung von Neapel, daß die kaiserliche Armee ihr schleunig zu Beistand herabgeführt werde; ihr zu willfahren zeigte sich Lannoy entschlossen, als Pescara mit unwiderleglichen, seitdem durch die Erfahrung von drei Jahrhunderten bestätigten Gründen darthat, daß das Schicksal von Italien, von Neapel, nur im Pothal sich entscheide. Die falsche Bewegung, die in der Lage der Dinge sich den kaiserlichen Interessen tödtlich erweisen mußte, wurde demnach abgewendet, und während der König von Frankreich fortwährend mit der Belagerung von Pavia beschäftigt war, durfte Pescara sogar in einzelnen offensiven Bewegungen sein Glück versuchen. Gegen Ausgang Novembers zog er mit 2000 Landsknechten und einigen Lanzen aus, in der Absicht, sich des Städtchens Melzo und der daselbst aufgehäuften bedeutenden Magazine zu bemächtigen. In finsterer Regennacht, um zehn Uhr, begann der Marsch, Pescara, von einem Wegweiser begleitet, an der Spitze. Um den Weg abzukürzen, mußte durch die Adda gesetzt werden, aber es bebten vor dem eiskalten Wasser, dem reißenden Strome

die Soldaten zurück. Da ließ, um die Wellen zu brechen, Pescara von einem Ufer zum andern eine Reihe Pferde aufstellen, er selbst saß ab und ging zuerst durch die Fluth, hiermit die Soldaten zwingend, das Gleiche zu thun. Vor Sonnenaufgang stand die Schar Angesichts vor Melzo; eben war sie von den ausgestellten Wachposten bemerkt worden, und der Ruf „zu den Waffen!“ ertönte von allen Seiten. Der geringste Verzug konnte das Unternehmen vereiteln; Pescara's Pikeniere lehnten ihre Piken gegen die Mauern und schwangen sich daran in die Höhe, dann von Absatz zu Absatz mit ihren Dolchen sich eingrabend erstiegen sie mit einer kaum von einer Katze zu übertreffenden Behendigkeit die Zinnen. Die erste Schar, die da vereinigt, gelangte ohne weitere Schwierigkeit von der andern Seite zur Tiefe, schlug das nächste Thor auf, um den draußen Harrenden den Zugang zu eröffnen und der ganze vereinigte Haufen stürmte nach dem Marktplatze, wo Graf Hieronymus Trivulzio seine Franzosen zum Widerstande geordnet hatte. In einem grimmigen Gefechte wurde dieser übermannt, die feindliche Mannschaft theils erschlagen, theils niedergeworfen, wie dieses namentlich dem schwer verwundeten Trivulzio geschah; endlich kehrte er, mit vielen Gefangenen, Pferden und Vorräthen aller Art beladen, nach Lodi zurück. Einen gleichen Ausgang gewann ein zweites, ebenfalls von Pescara geleitetes, Unternehmen auf Melegnano, wo er 500 Knechte zum Sturme führend, eine nicht minder starke Anzahl französischer Reiter aus dem Felde schlug, eine Anzahl davon erlegte, die andern zwang, mit verhängtem Zügel nach Mailand zu jagen. Endlich nahm Pescara auch Casciano, wo 50 Reiter und 400 italienische Fußknechte sich ihm gefangen geben mußten. Alles glänzende Einleitungen zu dem Feldzuge, der nun bald, mit dem Eintreffen der teutschen Hilfsvölker, seinen Anfang nehmen sollte. Aber der Geldmangel trat lähmend allen Unternehmungen entgegen. Pescara redete vor der Fronte seiner Castilianer von ihrem Ruhme, von ihrem Franzosenhasse, von der Wichtigkeit des Augenblicks, der entscheiden werde, ob den Spaniern oder den Franzosen Italien gehöre, und seine Worte entflammten die Zuhörer dergestalt, daß sie nicht nur gelobten, einen ganzen Monat ihren Dienst fortzusetzen, ohne dafür Löhnung zu beziehen, sondern daß sie auch, Anführer und Gemeine, das wenige Geld, welches sie hatten, darbrachten, um damit für den Bedarf des Heeres Fuhr- und Tauwerk, Hauen und dergleichen anzuschaffen. Von solchem Beispiel hingerissen, wollten die Landsknechte sich mit einer Abschlagszahlung begnügen lassen, welche den Mann in Stand setze, seinen täglichen Lebensunterhalt zu bestreiten. Nur die Reiter erhoben noch Schwierigkeit, sie, die nicht nur sich, sondern auch ihre Rosse zu beköstigen hatten, klagten über Zurücksetzung; dem Fußvolk, das doch von Zeit zu Zeit Geld empfange, weder in Tüchtigkeit noch Treue weichend, ständen sie weit über ihm in Adel der Geburt und in Thatenruhm. Auch diese Malcontenten zu begütigen unternahm Pescara; indem er ihre verschiedenen Quartiere im Cremonesischen und in der Ghiaradada besuchte, sprach er zu den verschiedenen Auditorien von Reiterehre, Reiterpflicht und Reiterslohn, von dem Kaiser und von Spanien, und auch sie, die Reiter, wurden hingerissen durch die allgemeine Begeisterung. Nachdem hiermit die erste der Schwierigkeiten besiegt war, setzte am 25. Jan. 1525 das Heer sich nach Melegnano in Bewegung, um einen Augenblick Mailand zu bedrohen, dann wiederum die grade Straße von Lodi nach Pavia zu verfolgen. Das auf solcher belegene S. Angelo hatte eine Besatzung von 200 Reitern und 800 Knechten unter des Pyrrhus von Gonzaga Befehlen, war auch hinlänglich durch Werke geschützt. Aber Pescara, der mit 1000 Spaniern und zwei schweren Geschützen dem Heere vorging, ließ augenblicklich Bresche schießen, erstieg zuerst die Mauer, trieb die überraschte Besatzung in die Burg zurück und zwang sie, noch an demselben Nachmittage zu capituliren (29. Jan.). In gar kurzen Tagreisen setzte die Armee den weitern Marsch gegen Pavia fort, und es erfolgte nach mancherlei Zögerungen, am 24. Febr. 1525, die große Schlacht (s. d. Art. Pavia). Es genüge hier die einzige Andeutung, daß Pescara vornehmlich dieses Tages Held gewesen ist. Zwei Könige, von Frankreich und von Navarra, befanden sich unter den Gefangenen; diesen, eines Gleven und eines Fußknechts gemeinsame Beute, erkaufte und schätzte Pescara zu 80,000 Gulden, allein der Monarch gewann um 8000 Dukaten vier seiner Wächter und entkam mit ihnen glücklich über die Alpen. Auch der andere der königlichen Gefangenen sollte seines Bleibens nicht in Italien finden, Lannoy wußte die Sache so zu fügen, daß Franz I. fast freiwillig Pizzighettone verließ, um sich in seiner Gesellschaft zu Schiffe nach Spanien zu begeben. Das nahm Pescara sehr übel; ihm hatte die Gegenwart des gefangenen Monarchen als ein Pfand gedient, womit er die Armee noch ferner hinhalten konnte, die wegen der Nichterfüllung aller ihr gemachten Verheißungen zum höchsten schwierig war. Unumwunden drückte er in einem Schreiben an den Kaiser seine Empfindlichkeit über die erlittene Täuschung aus. „Wäre die Leitung der Angelegenheiten,“ heißt es in seinem Schreiben, „in Lannoy's Händen verblieben, so hätte, anstatt mit der Gefangennehmung des Königs von Frankreich den Feldzug zu krönen, das kaiserliche Heer innerhalb der neapolitanischen Grenzen sich verbergen müssen. Jetzt prunkt Lannoy mit einem Siege, an dem ihm, dieses weiß die Armee, nicht der mindeste Antheil gebührt. Muthlos und von allen seinen Fähigkeiten verlassen, hat er im Verlaufe der Schlacht mehrmals Vielen hörbar gerufen: Wir sind verloren! Sollte er dieses leugnen wollen, so bin ich bereit, nach Kriegsrecht ihn von der Wahrheit meiner Worte zu überführen.“ In seiner Eitelkeit verletzt durch Lannoy's Erfolge an des Monarchen Hof, glaubte Pescara wenigstens auf eine seinem Verdienste angemessene Belohnung Rechnung machen zu dürfen; er wollte mit dem kleinen Fürstenthume Carpi sich abfinden lassen, mußte aber auf seine Bewerbung vernehmen, daß bereits vor zwei Jahren dieser Staat an Prosper Colonna vergeben worden sei, und daß der Kaiser dasjenige, was er dem Verdienste des Vaters bewilligt, dem Sohne nicht entziehen könne. Es scheint auch, daß Pescara überhaupt das

gegen den König von Frankreich beobachtete Verfahren nicht billigte; kaum hatte dieser an dem Schlachttage an Johann von Urbieta, an Diego de Avila und an Johann de Pita (nicht aber, wie noch immer französischer Aufschneiderei nachgebetet wird, an einen französischen Emigranten) sich ergeben, so eilte Pescara und sein Vetter del Vasto zur Stelle, dem Könige die Hand zu küssen und ihm von Seiten des Kaisers alle mögliche Rücksichten zu verheißen [3]. Später von drei in der Schlacht empfangenen leichten Wunden geheilt, machte Pescara in Trauerkleidern dem König eine förmliche Condolenzvisite, und sprach dabei seine Überzeugung aus, daß in Kurzem der Kaiser den erlauchten Gefangenen freigeben werde. Diese verschiedenen Äußerungen aufgreifend, mit andern Anzeigen vergleichend, seine Hoffnungen und Wünsche hinzufügend, wollte Morone den Versuch machen, für das bereits entworfene dem Kaiser feindliche Bündniß der italienischen Staaten den Marchese zu gewinnen. Der Kanzler trug ihm, im Namen des Papstes und der Venetianer, die Krone von Neapel an, in der Hoffnung, ihn mit dieser Lockspeise von seiner Pflicht, von seiner Anhänglichkeit an König und Vaterland abwendig zu machen. Denn als sein Vaterland betrachtete noch immer Pescara die Heimath seiner Ahnen; wenn auch in Italien geboren, wollte er doch nur Spanier sein und spanisch sprechen; seine Bildung verdankte er den spanischen Romanen, die nichts als Loyalität und Treue athmen. Einer national italienischen Unternehmung, der Befreiung Italiens von den Barbaren, mußte er von Natur entgegen sein. Kaum hatte er den Antrag vernommen, so zeigte er ihn seinen Kriegsgefährten, so zeigte er ihn dem Kaiser an; er benutzte ihn nur, um die Italiener auszuforschen, und alle ihre Plane zu hintertreiben. Viel und lange wurde von Pescara und Morone verhandelt, alle seine Geheimnisse beichtete dieser tiefe Politiker, der früher geäußert hatte, „non essere huomo in Italia né di maggiore malignità, né di minore fede del Marchese di Pescara," alle die wunderlichen Winkelzüge und Zögerungen des Feldherrn vermochten es nicht ihn zu enttäuschen. Sogar wurden, da Pescara Gewissenszweifel vorbrachte, in Rom und Mailand Responsa von berühmten Theologen eingefodert, um die Frage, ob ein neapolitanischer Vasall aufgefodert von seines Königs Lehensherrn, von dem Papst, gegen diesen König die Waffen ergreifen dürfe. Mittlerweile hatte Pescara die vielen Lücken in dem ihm untergebenen Heere durch Werbungen in Teutschland einigermaßen ausgefüllt, die in Piemont und der Markgrafschaft Saluzzo zerstreuten Besatzungen an sich gezogen, und nicht mehr um seine eigne Sicherheit bekümmert (denn daß er, sobald es ihm gefällig wäre, den Marchese würde gefänglich anhalten lassen können, sollte es auch in einem der öftern Besuche bei dem Herzoge von Mailand geschehen, hatte sich Morone mehrmals verlauten lassen) verlangte er eine letzte Unterredung mit dem Kanzler zu haben. Dem bereits schwer erkrankten Verbündeten auf der Burg zu Novara aufzuwarten, konnte dieser sich nicht weigern, und am 14. Oct. 1525 fand er sich bei Pescara ein. Umständlich wurde das gemeinsame Vorhaben besprochen, wie man die um ihrer Treue willen verdächtigen spanischen Banden im Lande vertheilen, vereinzeln, aufheben, aus dem Wege räumen könne; alles hörte, hinter einer Tapete verborgen, Leyva an, der ohnehin dem Kanzler, „dem abgefeimten Schurken," tödtlichen Haß geschworen hatte. Voll Zufriedenheit über seine Verrichtung verließ der Mailänder die Stube, und in demselben Augenblicke wurde er verhaftet und zu sicherer Verwahrung nach der Burg Pavia gebracht. Dahin verfügte sich auch Pescara, um nachmals seinen Gefangenen über das ganze Getreibe zu befragen; aus seiner Antwort ergab sich die Gewißheit, daß der Kanzler nur im Auftrage seines Herrn gehandelt, daß jener Franz Sforza, den wiederum in sein Lehen einzuführen, der Lehenherr, der Kaiser, seit Jahren das Blut und die Schätze seiner Unterthanen spendete, nichts anderes beabsichtige, als seines Lehenherrn Macht zu brechen, seine Soldaten zu ermorden, von seinen Feldherren den tüchtigsten zu verführen. Gegen so schwarzen Undank, wenigstens für die Zukunft, Garantien zu fodern, war dieser Feldherr vollkommen berechtigt; daß seine Foderung besondern Nachdruck von der Betrachtung erhalten mußte, es übersteige der Ertrag des Herzogthums Mailand jenen der Kronen von Castilien und Aragon zusammengenommen, und es sei an jenes Land die Herrschaft von Italien geknüpft, ist nicht füglich zu bezweifeln; sicherlich aber ist die Annahme durchaus grundlos, Pescara, der jüngst noch Carpi als einen seinen Verdiensten angemessenen Lohn betrachtete, habe, er, der kinderlose Mann, bis zu dem Besitze von Mailand seine Ansprüche gesteigert, und um sie von der Dankbarkeit des Kaisers anerkannt zu sehen, habe er die alles Ernstes mit Morone gepflogenen Umtriebe zuletzt verrathen. Pescara hatte in Pavia, Novara und Lodi Besatzungen; er verlangte, daß ihm noch Cremona, die Stadt, Trezzo, Lecco und Pizzighettone überliefert würden, und kaum hatten seine Besatzungen auf diesen Punkten sich niedergelassen, so foderte er auch noch die Öffnung der Citadelle von Cremona, und daß er ungestört gegen das Castell von Mailand Laufgräben eröffnen und die fernern Anstalten zu einer Belagerung vornehmen könne. Die Belagerung selbst solle einstweilen und bis dahin, daß die von dem Kaiser erbetenen Verhaltungsbefehle eintreffen würden, unterbleiben. Diese Foderungen, auch die ihm zugemuthete Auslieferung einiger Individuen, lehnte indessen Sforza ab, und mit 800 Knechten schickte er sich an, das Castell zu vertheidigen, während Pescara aller Orten, auch in der Hauptstadt, von den Insassen die Huldigung erzwang

3) Von der Ansicht der spanischen Soldaten über den gefangnen König haben Sandoval und Ant. de Vera einen eigenthümlichen Zug aufbewahrt. Ein Archibusier hielt eine goldne Büchsenkugel dem Monarchen dar und sagte: „Diese Kugel habe ich in der vergangnen Nacht gegossen, in der Absicht, dir damit den ehrenvollsten Tod, der einem Fürsten werden mag, zu bereiten. Ich habe dich nicht zu erreichen vermocht. Nimm sie darum hin, die einmal dir bestimmte Kugel, als einen Beitrag zu deinem künftigen Lösegeld." Verwundert über des Mannes Freimuth, aber dankbar für seinen guten Willen, nahm der König die Gabe an.

und in derselben Zeit die beiden Belagerungen der Citadelle von Cremona und des Castells von Mailand ihren Anfang nehmen ließ. Ehe er aber das in der Lage der Dinge nicht gar schwierige Werk beendigte, äußerte sich das Übel in verzehrender Heftigkeit, welches seit längerer Zeit schon das Leben des Marchese bedrohte; er erlag der Schwindsucht, in Folge übermäßiger Anstrengung in dem vergangenen Feldzuge, am 29. Nov. 1525. Als Christ hatte er sich auf seine letzte Stunde vorbereitet; in Mailand wurde ihm auf kaiserliche Kosten eine stattliche Leichenfeier gehalten, demnächst die Leiche zu Neapel vor dem Hochaltar der Dominikanerkirche beigesetzt. Eine Grabschrift hat Ariosto dem Marchese gedichtet, unabhängig von den verschiedenen Stellen seines Meisterwerks, worin Pescara's Ruhm besungen wird, wie z. B. C. 26. St. 52. C. 33. St. 46. Wunderlich stimmen zu des Sängers Begeisterung Guicciardini's Worte: „Altiero, insidioso maligno, senza alcuna sincerità, ed degnó (come spesso diceua desiderare) d'hauere hauuto per patria piu presto Spagna che Italia;“ oder auch Vettori's Urtheil: „era superbo oltre modo, invidioso, ingrato, avaro, venenoso e crudele, senza religione, senza humanità, nato proprio per distruggere l'Italia.“ Indem wir aber dem avaro wenigstens ein unverdächtiges Zeugniß entgegensetzen können [4]), erlauben wir uns, auch in den übrigen Beschuldigungen blos den Unwillen, daß Pescara nicht als ein Italiener dachte und handelte, zu erblicken, und wir nehmen keinen Anstand, ihn nicht nur als den größten Feldherrn seiner Zeit, als den vollendetsten Ritter zu preisen, sondern auch als das Muster von Treue zu König, Vaterland und Gattin, als höchst zuverlässig in allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens, als vergleichungsweise mit andern kriegerischen Notabilitäten jener Zeit, z. B. Gaston von Foix, barmherzig den Besiegten. Seine letzten Augenblicke waren noch dem Dienste zugewendet: „hat er mit gutem Verstand das hispanische Kriegsvolck seinem Vettern Alphonso, Marggrafen von Guasta, befohlen, vnnd ihm heimlichen Rath gegeben, wie er sich im Krieg, der vorhanden ware, halten solt, vnnd hat in zum Erben seiner Güter eyngesetzt.“ Frau **Vittoria Colonna** (s. d. Art.) hatte auf die Nachricht von der bedeutenden Verschlimmerung ihres Gemahls, die Reise nach der Lombardei angetreten, und eben Viterbo erreicht, als ihr die erschütternde Meldung von dem Todesfalle wurde. Alsbald begab sie sich nach dem nächsten Frauenkloster, und vor dessen Hochaltar gelobte sie dem geliebten Schatten, Zeitlebens den Witwenschleier zu tragen. Streng und unverbrüchlich hat sie ihr Gelübde erfüllt. Eine mystische Richtung brachte sie in Verkehr mit Johann de Valdes und mit dem noch entschiedenern Reformator, Peter Martyr Vermiglio, und sie soll ein Mitglied der von diesem letzten zu Neapel gestifteten Congregation geworden sein. Auch Pole und Coitari, nicht minder Buonarotti [5]), gehörten zu ihren vertrautesten Freunden. In ihren Gedichten, wie in ihren Briefen spiegelt sich eine tiefgefühlte Moral, ungeheuchelte Religiosität. Schön tröstete sie eine Freundin über den Tod ihres Bruders, „dessen friedfertiger Geist eingegangen in den ewigen, wahren Frieden; klagen dürfe sie nicht, da sie nun mit ihm reden könne, ohne daß seine Abwesenheit, wie vordem so häufig, sie hindere, von ihm verstanden zu werden. Einige Stanzen, C. 37, hat Ariosto dem Ruhme der Vittoria gewidmet. Hingegen ist der Verkehr mit ihr, die verdächtig im Glauben war, für Carnesecchi tödtlich und ein Grund zu seinem Feuertode geworden.

Nur der jüngste von den Söhnen jenes Iñigo bleibt uns noch übrig, der sich zuerst in dem Königreiche Neapel niederließ, ebenfalls wie der Vater Iñigo genannt. Ein Jüngling von blendender Schönheit, hatte er von König Ferdinand II. die Hut der Burg auf Ischia empfangen, sie auch gegen alle Unternehmungen der Franzosen behauptet. Indem er so das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigte, wurde ihm von König Friedrich in dessen Nöthen ein gleich ehrendes Anerkenntniß seiner Treue, die Regierung und Vertheidigung der Insel Ischia, anbefohlen, dabei er sich nur des Rathes der Gräfin von Francavilla zu bedienen hätte. Als hierauf Friedrich durch Vertrag sein Recht auf Neapel an Frankreich überließ, gab er scheidend an Iñigo den Befehl, die Insel an die Franzosen zu überliefern; dieser aber weigerte sich dessen und vertheidigte vielmehr noch lange das ihm anvertraute Pfand unter dem Panier des unglücklichen, an sich selbst verzweifelnden Königs. Gezwungen endlich aufzugeben, was nicht ferner bestehen konnte, nahm Iñigo, wie zu erwarten war, für Spanien Partei gegen die Franzosen; eben hatte er diesen mit starker Hand die Burg von Salerno entrissen, da wurde er, Gonsalva's entscheidenden Feldzug am Garigliano in aller Weise befördernd, das Opfer einer Lagerkrankheit (1503). Es überlebten ihn aus seiner Ehe mit Laura San Severino, Tochter des Prinzen von Salerno, drei Kinder, Alfons, Roderich (starb unvermählt in dem Alter von 22 Jahren) und Constantia. Diese, Gemahlin des Alfons Piccolomini, Herzogs von Amalfi, ruht sammt ihrer Tochter Beatrix in der Kapelle des Herzogs von Amalfi, bei der Kirche der Olivetaner zu Neapel, laut folgender Inschrift: Constantia Davala et Beatrix Piccolominea Filia, redditis quae sunt coeli coelo, et quae sunt terrae terrae, ut semper uno vixere animo, et sic uno condi tumulo voluere. O beatam et mutui amoris constantiam! Man hat von Constantia einige Sonette, welche allerdings würdig sind, der Ausgabe von der Vittoria Colonna Gedichten (1558) beigefügt zu sein. Darum schreibt auch Crescimbeni: „I pochi versi che del suo

---

4) „Dieser theure Hauptmann hat in Kriegen kein Reichthum gesucht noch vberkommen, sondern seine Güter versetzt und den Wucherkauffleuten verzinßt. Er pfleget zu sagen: Es gebe keiner ein guter Hauptmann, der im Krieg wölle reich werden, aber die haben allwegen Glück und Sieg, Lob und Ehr erlangt, die nicht iren, sondern den gemeinen Nutz betrachtet haben.“ Freundsberg.

5) Von des großen M. A. Buonarotti Verehrung für die Freundin hat Condivi ein merkwürdiges Zeugniß gegeben: „Tanto amor le portava, che mi ricorda d'averlo sentito dire, che d'altro non si doleva, se non che quando l'andò a vedere nel passar di questa vita, non così le baciò la fronte o la faccia, come baciò la mano.“

leggiamo, ricolmi sono egualmente di grazia, di vaghezza, di purità e d'eleganza, e ricchi di gravissimi sentimenti e di pietà Cristiana." Des Iñigo älterer Sohn, Alfons von Avalos und Aquino, geboren auf Ischia den 25. Mai 1502, folgte dem Vater in dem Besitze des Marchesats il Vasto, welches derselbe aus der Confiscation des Peter von Guevara von König Ferdinand I. empfangen hatte. Einem Heldengeschlechte entsprossen, von Gestalt und Körperkraft ein Riese, war Alfons ganz eigentlich für den Krieg geboren, und er hat seine Schule an des Vetters Seite gemacht. Von Pescara unzertrennlich, stritt der Marchese del Vasto bei Bicocca, Lodi, Genua, in der Vertheidigung von Mailand 1523, bei Marseille, Melzi, S. Angelo; an der Sesia spaltete er einem ungeheuren Schweizer den Schädel, der eben seine Hellebarde gegen Pescara gerichtet hatte. Von seinem Verhalten in der Schlacht bei Pavia hat Freundsberg Folgendes aufgezeichnet: „Alphonsus Marggraff von Guasta war zum ersten in Thiergarten verordnet mit dreien Rennfahnen, und mit den geschicksten Hispaniern, fünff tausend Mann. Der Marggraff von Piscari sprach zu ihm: Lieber Bruder, jetzt sollt du dich befleißen, daß du zum Hauß Mirabell den nechsten mögest kommen, vnd dich nichts lassest abwenden, fürcht die Feindt nicht, die wir vor allezeit vberwunden haben, Bistu aber zu schwach, da Gott vor sey, so solt du ehrlich sterben; daß wir den Sieg erhalten. Guasta antwortet mit fröhlichem Mundt: Bruder, ich wil mich nicht sparen, vnd mit Gottes Hülff heut Ehr eynlegen, ich bleib lebendig oder todt. Also ist der Marggraff von Guasta mit vierecktem Kriegßhauffen vber das Wasser Vernacula mitten durch den Thiergarten einer Schlangen schuß weit, bis zum Hauß Mirabell kommen, und im ersten Eynfall die erste Wacht im Thiergarten, die hielt Justinianus von Genua, abtrieben, der flohe alsbald, vnd zeigt dem König an, daß die Feindt die Mawern gebrochen hatten. Darauff der König eylendts das groß Geschütz ließ anspannen, vnd auff die Keyserischen führen und abgehen." Gewahrend die Niederlage der sieben welschen Fähnlein, welche den fünf Mauerbrechern zur Bedeckung beigegeben, „hat der Marggraff von Guasta das Ort Mirabella verlassen, vnd ist wieder zum Fluß Vernacula kommen. Zu dem sprach Piscari: Du hast recht gethan, Bruder, greiff die Feind dapffer an zur lincken Hand, vnd hab Fleiß, daß der Sieg auff deinem Ort glücklich anfahe." In gesteigerter Erbitterung entbrannte das zweifelhafte Gefecht. „Die Hispanier, von Natur geschwind vnd ringfertig, haben sich getheilt, sind den Reysigen auf die seyten gewichen, und ohn ein Ordnung viel Hauffen gemacht, wie sie vom Marggraffen waren vnterricht, das war ein newe Kriegßkunst, aber schröcklich zu hören, daß so mannliche Kürisser vnnd dapffere Hauptleut, durch wenig und zerstrewte Fußknecht, von den Handrohren zu Grund giengen. Darneben hat Alphonsus von Guasta mit seinem Hauffen an einem andern Ort gegen Anneo Memoransi glücklich getroffen, vnd mit Hülff der Schützen die reysigen Frantzosen verjagt, die Büchsenmeister erschlagen, vnd das Frantzösisch Geschütz erobert. Es haben auch der von Guasta vnd Memoransi lang mit einander gekämpfft, bis Memoransi Rosß verwundt, gefallen vnd er gefangen worden. Darnach hat Alphonsus den kleinern Hauffen der Schweitzer angeplatzt, die waren erschrocken, als sie das Geschütz vnd die reysige Pferdt verlohren, haben nicht gern zur Wehr gegrieffen, das Hertz war jenen genommen, sie hatten den Hasen im Busem, und gaben bald die Flucht." Eben war mit diesen Schweizern reine Arbeit gemacht, da hieß es, der gefangene König, auf einem Zelter reitend, werde von dem Vicekönige Lannoy vorübergeführt. „Ist Alphonsus von Guasta vom Pferdt abgestanden, dem König Ehr erbotten, vnd in getröst. Es mußt der Vice Roi, auff sein begeren, vnnd Alphonsus Guasta mit ihm zu Nacht essen." Marchese von Pescara geworden, durch des Vetters Ableben, und seitdem auch in des Heeres Oberbefehl mit Antonio de Leyva sich theilend, hatte Alfons nicht nur die Belagerung des Castells von Mailand fortzusetzen, sondern auch die wiederholten Äußerungen der Verzweiflung der Mailänder über die unerträglichen Kriegslasten zu bestreiten. Den Aufruhr vom 17. Juni 1526, sollen Leyva und del Vasto herbeigeführt haben, indem sie einen Menschen, weil er die schuldige Reverenz verweigert, und nach ihm drei andere niederstoßen ließen; ohne Zweifel wollten sie mit Gewalt eine Entscheidung herbeiführen, und das ist ihnen gelungen, denn sogleich erhob sich ein tobender Aufruhr und wurde besiegt. Allein in Lodi wurden, in Folge der in der ganzen Lombardei waltenden Gährung, am 24. Juni die Venetianer eingeführt, und wenn auch sofort, um wenigstens die Citadelle zu retten, del Vasto mit einigem Volke herbeieilte, so mußte er doch in den ersten Gefechten jeden Gedanken, diesen Posten zu behaupten, aufgeben. Die Citadelle wurde geräumt, und stärker als jemals war die Stellung der Spanier in Mailand bedroht, wenn der Herzog von Urbino, der das zahlreiche päpstliche venetianische Kriegsheer befehligte, seinen Vortheil zu verfolgen entschlossen gewesen wäre. Aber er brauchte zehn volle Tage, um den Raum zwischen Lodi und Mailand zurückzulegen, dann, nachdem er einen Tag lang sich die Außenwerke angesehen hatte, gebot er (8. Juli) den Rückzug. Nochmals am 22. an den Thoren von Mailand sich zeigend, konnte er beinahe Augenzeuge werden, wie Sforza, zum Äußersten gebracht, durch die Capitulation vom 24. auch seine letzte Zuflucht, die Citadelle, aufgab. Mittlerweile hatte der aus Spanien mit Verstärkungen eingetroffene Herzog von Bourbon das Commando angetreten, und seine Vereinigung mit den von Georg von Freundsberg aus Tyrol herbeigeführten 35 Fähnlein setzte ihn in den Stand, den abenteuerlichen Zug nach Rom zu unternehmen. Es war eine harte Arbeit, die Armee in dem Zustande, in welchen sie gerathen war, zu regieren; jeden Augenblick brachen neue Meutereien in ihr aus. Am 13. März 1527 namentlich verlangten die Landsknechte, denen hierauf die Spanier sich angeschlossen, Geld oder Bourbon's Kopf. Er entfloh aus seinem Quartier, aber einer seiner Edelleute wurde von den Rebellen erschlagen und die Wohnung rein ausgeplündert. Del Vasto allein vermochte die Ruhe wiederherzustellen, wozu ein wenig Geld, das er in Ferrara zusammengebracht hatte,

ihm nicht wenig behilflich war. Da kam ein Schreiben von Virey aus Neapel, dem Papst zu gefallen, an del Vasto gerichtet des Inhalts: „Er soll sehen, daß der Zug abgestellet werde, wo er das nicht erhaben mög, soll er mit seinem Volck vom Hauffen abziehen oder er wolt ihm sein Herrschaft in Neapels eynnemmen, vnd er soll entsetzt vnd verbannt seyn. Auff solche Practica zohe der Marggraff von Guasta am 29. Tag Martii mit vielen andern vom Hauffen, darob die Hispanier vbel zufrieden waren, und ihn als ein Abgefallenen schalten." Er wurde, schreibt Guicciardini, „bandito dall' essercito per rebelle." Gleichwol durfte er nach der Einnahme von Rom es wagen, sich wiederum diesem Heere zu zeigen, jedoch umgeben von den teutschen und spanischen Völkern, welche bis dahin an der Grenze von Neapel gestanden hatten. Solchem Wagestück mag er sich in der Hoffnung unterzogen haben, dem siegenden Heere eine den Angelegenheiten des Kaisers nützliche Richtung geben zu können; statt dessen verfielen die Truppen, die er herbeigeführt, dem Strudel, der ihre Kameraden, der Zucht, Gehorsam, Brauchbarkeit, alles verschlungen hatte, und für einen Augenblick sah del Vasto, wollte er nicht unter den Händen seiner Soldaten sterben, sich genöthigt zu entfliehen. Aber er kehrte zu dem Schauplatze aller der Greuel zurück, und indem er jedem Manne, der wiederum bei der Fahne sich einfinde, zwei Scudi bewilligte, gelang es ihm, wenigstens den Schein einer Heeresordnung herzustellen; in jeder, auch in der numerischen, Beziehung nur ein Schein, denn von den 40,000 Streitern, die einstens in Rom einzogen, hatte die Pest nur 10,000 verschont. Und auch diese geringe Zahl war erst am 17. Febr. 1528 zu Felde zu bringen, als Lautrec die Abruzzen bereits durchzogen und die Grenzen von Apulien überschritten hatte. Das kaiserliche Heer begab sich zunächst auf den Weg nach Campanien, wozu ihm del Vasto den Weg durch die Einnahme von Valmontone öffnete, überstieg bei Serra Capriola das Gebirg, und ließ sich sodann unter den Mauern von Troja nieder. Von Lucera aus trat ihm Lautrec entgegen; gar gern hätte del Vasto eine Schlacht herbeigeführt, da das Heer mit jedem Tage abnahm, das feindliche stets neuen Zuwachs erhielt, und noch auf den Zuzug der florentinischen schwarzen Banden Rechnung machen konnte. Die Ansicht des Marchese wurde von Alarcon bestritten; mittlerweile trafen die Schwarzen in dem französischen Lager ein, und um einer unwiderstehlichen Übermacht zu entgehen, führte der Prinz von Oranien, was von Kaiserlichen in Apulien übrigblieb, nach Neapel zurück (21. März). Lautrec folgte ihm nach fernerm Zeitverluste in Apulien dahin, die Belagerung nahm ihren Anfang, ohne doch den Marchese abzuhalten, mit persönlichen Streitigkeiten sich zu befassen. Er verwundete den Grafen von Potenza und tödtete dessen Sohn, unbekümmert um den Eindruck, den ein solches Ereigniß, Angesichts des Feindes, auf das reizbare Volk von Neapel machen könne. Vier Wochen währte bereits die Belagerung, seewärts durch die Operationen von acht genuesischen Galeeren unter des Philippino Doria Befehlen unterstützt. Die kaiserlichen Feldherren beschlossen, sich wenigstens dieses Feindes zu entledigen; zwölf Kriegsfahrzeuge lagen in Bereitschaft, darauf schifften sich Hugo de Moncada, der Marchese del Vaste und viele andere der ausgezeichnetsten Hauptleute, sammt 1000 spanischen Büchsenschützen ein, um am Morgen des 28. Mai von Posilippo unter Segel zu gehen. Sie legten bei der Insel Capri an, wo Moncada eine kostbare Zeit verlor, um die Predigt eines spanischen Eremiten zu hören; zu Landsleuten sprechend, und versuchend, seine Begeisterung ihnen mitzutheilen, handelte der Einsiedler vornehmlich von dem vergangnen und gegenwärtigen Ruhme spanischer Waffen. Der Predigt folgte eine Mahlzeit, an welcher Befehlshaber und Gemeine Antheil nahmen, und darauf erst, die Grotte der Minerva links lassend, stach die Flotte in die offne See, wo Doria bereits ihrer wartete und sofort das Treffen mit einem Schusse begann, welcher auf Moncada's Galeere 40 Mann, darunter den Hauptmann und mehre Officiere, erschlug. Nicht lange dauerte es, als Moncada das gleiche Schicksal traf; seine Galeere wurde genommen, eine andere versenkt. Diejenige, auf welcher del Vasto und Ascanio Colonna sich befanden, setzte den grimmigsten Widerstand fort, bis ihre Ruder zerschmettert, ihre Equipage meist getödtet, der Kiel in Flammen stand; beide verwundet, verdankten der Marchese und Colonna das Leben lediglich den vergoldeten Rüstungen, welche sie gegen die erste Wuth des enternden Feindes beschützten. Von der Insel Ischia aus schaute Paul Giovio, der Geschichtschreiber, den traurigen Hergang; am andern Taga kam er, im Auftrage der Marchesa del Vasto zu Doria's Galeere, um dem Marchese und den übrigen Gefangenen einiges Geld und Worte des Trostes zu bringen. Unmittelbar darau wurde der Marchese nach Genua gebracht und an Andreas Doria ausgeliefert, als denjenigen, in dessen Namen Philippino gesiegt hatte. Andreas war seit längerer Zeit mit dem Verfahren der Franzosen, sowol gegen ihn selbst, als gegen seine Vaterstadt, unzufrieden. Dieses Misvergnügen konnte nicht verfehlen, seinen Beziehungen zu dem kaiserlichen Feldherrn eine gewisse Innigkeit mitzutheilen. Als das Heer des Herzogs von Braunschweig nach den ersten Erfolgen, des fortwährenden Geldmangels wegen, den Entschluß nach Teutschland zurückzukehren, ankündigte, erhielt der Marchese zehntägigen Urlaub, um in Mailand mit dem Herzog zusammentreffen zu können und sein Volk in der Treue zu dem Kaiser zu erhalten. So schien Doria zu viel Nachsicht für einen Gefangenen zu üben; im Namen des Königs von Frankreich wurde daher die Auslieferung des Marchese von ihm gefodert. Nicht nur verweigerte sie der Seeheld, sondern mehr und mehr gedrängt ging er mit del Vasto den Vertrag ein, wodurch er sich und nachträglich die Republik Genua zu des Kaisers Verfügung stellte. Hiervon war die nothwendige Folge die Vernichtung des Belagerungsheeres vor Neapel; auf die Fortsetzung des Kriegs in Abruzzo und Apulien hatte das keinen unmittelbaren Einfluß, und kaum der Freiheit wiedergegeben, mußte del Vasto sich rüsten, um Apulien von Feinden zu säubern.

Noch vor dem Ausgange des J. 1528 siegte er, Angesichts der Stadt, von welcher er den Titel führte, und der feindliche Feldherr, Johann Paul da Ceri, wurde sein Gefangener. Hierauf die Grenze von Capitanata überschreitend und allmälig, die Seestraße entlang, in das Innere von Apulien eindringend, wandte er sich, ohne auf Barletta zu achten, gegen Monopoli (März 1529). Mit drei Bastionen wurde die Stadt umschlossen, beschossen und Anfangs April bestürmt, mit so schlechtem Erfolge jedoch, daß nach bedeutendem Verlust der Marchese 1½ Miglie weit zurückwich, um sein Volk nicht noch ferner den feindlichen Geschützen preiszugeben. Das gab den Venetianern Veranlassung zu einem Ausfall, der für die Belagerer noch blutiger, als der abgeschlagene Sturm war. Indessen ordnete Alfons neue Arbeiten an, ließ Trancheen dem Graben zuführen, mittels zweier Cavaliere beschoß er das Innere der Stadt; schon hatte er, obgleich eine seiner Bastionen von den Belagerten in einem neuen Ausfalle eingeäschert worden war, eine bedeutende Bresche gelegt, als eine Verstärkung, die seewärts den Venetianern zukam, ihn, zu Ende Mai's, veranlaßte, die Belagerung aufzuheben. Bevor er noch Zeit zu neuen Unternehmungen gefunden hatte, erfolgten die Friedensverträge von Barcelona und Cambray (20. Juni und 5. Aug. 1529), von welchen die Aussöhnung der Venetianer mit dem Kaiser eine Folge war; Franzosen und Venetianer beeilten sich nun, ihr Volk aus den Städten Apuliens abzuführen. Der Kaiser hatte sich anheischig gemacht, noch eine Fehde im Namen des Papstes gegen die Florentiner zu führen; eine Armee sammelte sich zu dem Ende in der Umgebung von Foligno, unter den Befehlen des Prinzen von Oranien; dieser schloß, sobald seine Gegenwart in Apulien nicht weiter erfoderlich war, del Vasto mit seiner spanischen Infanterie sich an. Vor Ausgang des Jahres hatte der Marchese sein Lager auf dem rechten Ufer des Arno zu Peretola aufgeschlagen, womit er die Einschließung der Stadt Florenz vervollständigte. Die Unternehmungen des Ferrucci foderten ihn jedoch von dem Belagerungsheere ab; während der Commissarius der Florentiner, auf die Festigkeit von Empoli bauend, das meiste Volk von der Besatzung zu der Einnahme von Volterra verwandte, legte der Marchese sich vor Empoli, und bemächtigte sich dessen am 29. Mai 1530 „la perdita del quale luogo," schreibt Guicciardini, „afflisse più che altra cosa che fusse succeduta in quella guerra i Fiorentini." Dann wandte sich der Marchese, durch die von Sarmiento und Maramaldo geführten Abtheilungen verstärkt, gegen Volterra, das er vom 12. Juni ab beschoß, aber, ungeachtet mehrer in die Mauern gelegter Breschen, mit nicht geringem Abbruch seines kriegerischen Ruhms wieder verlassen mußte. Willkommen mag ihm unter diesen Umständen des Erzherzogs Ferdinand Antrag, das Commando der Armee in Ungarn zu übernehmen, erschienen sein. Lange vor dem Fall des Prinzen von Oranien hatte er Toscana verlassen, aber in Ungarn neue Lorbeeren zu pflücken untersagte ihm gleich sehr die Ohnmacht des Regenten, und die wunderliche Zusammensetzung des Reichsheers, das, um den Erbfeind zu bestreiten (1532), sich in Bewegung setzte. Um so größere Ehre hingegen hat der Marchese in dem Zuge gegen Tunis (1535), als General der Flotte, eingelegt, das Verdienst muß ihm ebenfalls zugestanden werden, daß er nach Kräften den Kaiser von dem unglücklichen Gedanken einer Eroberung von Marseille abzubringen suchte. Vielleicht um ihn für das Project zu gewinnen, wurde ihm das Gouvernement von Marseille und das Herzogthum Charlesville, wie Frejus künftig heißen sollte [6]), angewiesen. Die Heerfahrt, in welcher del Vasto 10,000 Spanier befehligte, wurde den 13. Juli angetreten; am 9. Aug. ritt der Kaiser zu Aix ein, am 15. zeigten sich seine Vortruppen vor Marseille, aber zu einer eigentlichen Belagerung ist es nicht gekommen; unmittelbar nach des Leyva Absterben (10. Sept.) mußte das zerrüttete Heer den Rückzug antreten. Die durch Leyva's Tod erledigte Statthalterschaft der Lombardei gab der Kaiser an del Vasto, dessen Thätigkeit nicht wenig beitrug, die außerdem unvermeidlichen Folgen eines verderblichen Feldzugs abzuwenden. Namentlich hatte de Burie, der französische Commandant in Turin, kaum Casale überrumpelt, so eilte der Marchese aus Asti herbei, um wenigstens das Schloß zu retten, und in einem gewaltigen Anlauf wurde er der Stadt wiederum Meister, sodaß Burie selbst mit dem größten Theil seines Volkes in Gefangenschaft gerieth, und von 1500 Franzosen fast kein einziger entkam (1537). Hierauf führte del Vasto den Markgrafen Franz von Saluzzo in die seither von den Franzosen ihm vorenthaltene Markgrafschaft ein, mit alleiniger Ausnahme der Schlösser zu Verculo und Carmagnola. Dieses letzte, von 200 Italienern im französischen Solde besetzt, mußte Alfons belagern; bei dieser Gelegenheit hatte der Markgraf von Saluzzo zwei Kanonen gerichtet und abgefeuert, als einer der Vertheidiger ihn aufs Korn nahm und auf der Stelle erschoß. Dieses Ereigniß blieb ohne Einfluß auf den fernern Gang der Belagerung, die Besatzung capitulirte, empfing bei ihrem Auszuge del Vasto's Lobsprüche wegen ihrer festen Haltung, und wurde endlich, wie zufällig, über den Schützen befragt, der aus jenem Fenster den Meisterschuß gethan habe. Der Mann, welcher den Posten inne gehabt hatte und nicht ahnete, daß er den Fürsten von Saluzzo erschossen habe, trat hervor, augenblicklich ließ der Marchese ihn greifen und an demselben Fenster aufknüpfen. Aber gewaltige Truppenmassen führten inzwischen Humières und Herzog Christoph von Würtemberg über die Alpen; del Vasto mußte in der ersten Hälfte des Juni den vielen Feinden weichen; er zog sich in der Richtung von Vercelli zurück, in

6) Der Kaiser beabsichtigte nämlich die Wiederherstellung des Königreichs Arles, dessen Krone er auch in der Hauptkirche zu Aix aus den Händen des Bischofs von Nizza empfing. Leyva war zum Reichsvicarius für dieses Königreich, Doria zum Admiral, Perrenot zum Kanzler, Alba zum Vicomte von Arles ernannt. Das Herzogthum Austria oder die hierischen Inseln sollte Doria haben, die Herzogthümer Forcalquier und Brignolles, oder Nicopolis, nach dem neuen Styl, waren jenes für Gonzaga, dieses dem Grafen von Horn bestimmt.

Asti ließ er seinen Schwager, Don Antonio de Aragon, mit 2000 Fußknechten und 200 Reitern zurück. Die Franzosen besetzten Chivasso, bedrohten Asti, von wo sie aber durch del Vasto's Thätigkeit abgewiesen wurden, und nahmen endlich Alba. Mittlerweile hatte del Vasto kühn sein Heer gegen Moncaglieri vorgeschoben, und für die Sicherheit nicht nur von Turin, sondern auch von Pignerol und für seine Communicationen besorgt, faßte Humières einen Entschluß, der ihn sofort seiner ganzen numerischen Überlegenheit beraubte. Besatzungen warf er in alle zunächst bedrohte Plätze; mit dem übrigen Heere zog er sich auf Saluzzo, dann auf Pignerol zurück. Del Vasto erreichte hierdurch mehr, als er jemals gehofft hatte; er bemächtigte sich zuerst der Posten von Rivoli und Avigliano, wodurch er der Besatzung von Turin alle Verbindung mit Frankreich nahm; dann suchte er durch eine rückgängige Bewegung das rechte Poufer von Feinden zu säubern. Chieri, welches er vom 28. Aug. ab belagert hielt, nahm er mit Sturm, Alba und Cherasco, das zwar längern Widerstand bot, durch Capitulation (17. und 23. Sept.), dann auf das andere Ufer hinübergehend, legte er sich vor Pignerol, um dasselbe zu blokiren. Indessen hatte König Franz, als er die Unfälle seines Generals vernahm, die ganze Macht seines Reichs gegen die Alpen gerichtet, und am 10. Oct. brach der Dauphin von Lyon auf, um den Entsatz von Pignerol und Turin zu bewerkstelligen. Sein Heer marschirte über Briançon, Houlx, Exilles und Chaumont dem Paß von Susa zu, den del Vasto sorgfältig hatte befestigen lassen und einem seiner besten Officiere, dem Cäsar Maggio von Neapel, zur Vertheidigung anvertraut hatte. Es wurden aber die Höhen, von welchen der Paß beherrscht war, durch französische Schützen erstiegen, und Maggio, in den Flanken beschossen und in der Fronte bestürmt, verließ nach einem scharfen Gefechte den nicht weiter haltbaren Posten und wurde bis über Susa hinaus verfolgt. Das Castell von Susa, durch 200 Spanier vertheidigt, ergab sich auf die ersten Kanonenschüsse; das französische Heer drängte die Doria abwärts, während del Vasto die Blokade von Pignerol aufheben mußte, und nachdem er Miene gemacht hatte, bei Rivoli Stand halten zu wollen, bei Moncaglieri auf das rechte Poufer überging. Am 1. Nov. erreichten die Franzosen Rivoli, wo Tags vorher Montmorency die einzigen in der Wuth des Sturms verschonten Vertheidiger der Burg zu Avigliana, den Hauptmann und den Fähnrich hatte hängen lassen, „pour donner exemple aux autres, de n'estre si temeraires d'attendre dedans une mechante place une armée françoise descendant en sa première fureur.“ Del Vasto hatte, Moncaglieri gegenüber, auf dem linken Poufer eine Anzahl Büchsenschützen zurückgelassen; diese wurden nach einem lebhaften Gefechte gezwungen, sich über die Brücke zurückzuziehen; indem hierauf del Vasto den fernern Rückzug über Chieri, wo er eine starke Besatzung zurückließ, nach Asti anordnete, nahmen die Franzosen durch Verständniß mit den Einwohnern Moncaglieri, gleichwie ihre Hauptmacht bei Carignano den Po überschritt, Carmagnola besetzte, bis Asti, Alba, Cherasco und Fossano streifte, und nachdem auch der König zu Carignano sich eingefunden, zu der Belagerung von Chieri die Vorbereitungen traf. Indessen aber kam die Nachricht von einem für die Dauer von drei Monaten abgeschlossenen Waffenstillstand, welcher am 28. Nov. zu Carmagnola und zu Asti verkündigt wurde, und den Marchese veranlaßte, in Carmagnola (1. Dec.) dem König seine Aufwartung zu machen, „où il fut receu du dit sieur humainement,“ schreibt du Belley, während die Spanier kaum Worte zu finden wissen, um die Aufmerksamkeiten, deren Gegenstand del Vasto in dem feindlichen Hauptquartier war, zu berichten. Der Waffenstillstand gab Veranlassung zu der Zusammenkunft in Nizza, welche nicht zu Frieden, aber doch zu einem Waffenstillstande für die Dauer von zehn Jahren führte, ohne daß die beiden Monarchen es gewagt hätten, persönlich zu verhandeln. Franz blieb in Villa franca, Karl verließ seine Galeere nicht, selbst nicht, als auf ein falsches Gerücht von der Annäherung des Barbarossa mit seiner Flotte del Vasto, vom Kopfe bis zu den Füßen gewaffnet, vor ihn trat, und ihn beschwor, eiligst ans Land zu gehen und im Gebirge für seine Person wenigstens Sicherheit zu suchen (Juni 1538). Der Kaiser begab sich nach Barcelona, del Vasto in seine Statthalterschaft, die noch vor Ablauf des Jahres durch eine Soldatenempörung in die äußerste Zerrüttung versetzt werden sollte, bis der Marchese endlich durch Austheilung von 120,000 Dukaten der Empörung Meister wurde und das entbehrliche Volk abdanken konnte, indem er für den öffentlichen Dienst lediglich acht Compagnien beibehielt. Kaum drei Jahre hatte der Stillstand gewährt, als die Ermordung des Rincon und Fregoso (3. Juli 1541), zweier von König Franz abgesendeten Unterhändler[7]) und die immer wieder auflebenden Ansprüche des Hauses Orléans an das Mailändische die beiden eifersüchtigen Mächte zu neuer Fehde führte. Del Vasto hatte seine Völker noch nicht vollständig bei Pontestura zusammengezogen, als Cherasco durch einen Handstreich ihm entrissen wurde. Dessen achtete er wenig, weil er sich vorgesetzt hatte, den Po zu überschreiten und seine Feinde über das Gebirge zu treiben, wo sodann die isolirten Festungen eine nach der andern fallen mußten. Es war im Juli 1542, als er bei Carignano anlangte, nachdem er noch unterwegs Villanova d'Asti genommen; ganzer 14 Tage ließ er sich durch einzelne Gefechte von der französischen Armee hinhalten, dann kam in seinem Lager eine Meuterei zum Ausbruch, die du Bellay-Langey angezettelt hatte; 5—6000 italienische Fußknechte und einige Reiterei verließen das kaiserliche Lager, um auf der Stelle bei den Franzosen Dienst zu nehmen. Indem hierdurch alles Verhältniß der beiden Armeen, jede Aussicht, den Übergang des Po zu erzwingen, vernichtet war, ordnete der Marchese den Rückzug über Villa Stellone an. Langey wäre ihm gern auf demselben

7) Vergl. d. Art. Fregoso. Allerdings mag del Vasto die Verhaftung der beiden ihren diplomatischen Charakter sorgfältig verbergenden Reisenden befohlen haben, der Mord wurde aber durch ihren Widerstand allein veranlaßt.

gefolgt, um noch weitere Einverständnisse im kaiserlichen Heere auszubeuten, aber unerwartet thaten ihm seine Schweizer, was dem Marchese die Italiener gethan hatten, sie gingen nach Pignerol zurück. Del Vasto entsandte in seiner Bedrängniß ein Detachement auf das linke Pouser, das Carignano mit gleicher Leichtigkeit nahm und aufgab, dann überschritt er selbst bei Crescentino den Fluß, um Chivasso zu belagern, was er nach zwei vergeblichen Stürmen wieder verließ; endlich zog er sich auf Casale zurück. Kaum daselbst eingekehrt, vernahm er, wie das feste Barge, zwischen Saluzzo und dem Monte Viso, nach scharfer Belagerung eine Capitulation habe eingehen müssen, laut welcher der Ort, falls er nicht binnen sechs Tagen entsetzt werde, verloren sei. Gleich wurde der Marsch nach den Quellen des Po zu angetreten, Barge entsetzt, und neuerdings mit Volk und Lebensmitteln versehen; aber, was del Vasto durch seine Thätigkeit rettete, sollte durch Untreue verloren gehen. Der Commandant, Paul Monnet, mit Geld erkauft, überlieferte seine Feste den ersten Franzosen, die sich wieder vor ihr zeigten, und nahm selbst Dienst bei ihrem Heere. Um so schmerzlicher war dieser Verlust, da del Vasto, um den Zug nach dem Monte Viso zu bewerkstelligen, mehre feste Punkte in Montferat, namentlich Monteglio, bei Verrua, hatte aufgeben müssen, doch tritt er ganz in den Hintergrund gegen die Streiche, die Langey noch weiter vorbereitet hatte, von welchen nicht der wichtigste die Überrumpelung von Casale sein sollte, die er seit längerer Zeit mit Bürgern und mit Officieren von der Besatzung verabredet hatte. Einer solchen Kriegskunst zeigte del Vasto sich ganz und gar nicht gewachsen, und er, den die Franzosen so gern als den Inbegriff aller Arglist und Treulosigkeit zeichnen möchten, manövrirte, rathlos beinahe wegen der vielen Untreue in seinem Heere, zwischen Carmagnola und Chieri. Zu seinem Glücke übernahm der Admiral Annebaut aus Langey's Händen das Commando; diesem erlaubten zahlreiche Verstärkungen, welche ihm auf dem Fuße folgten, auf die unritterlichen Künste seines Vorgängers zu verzichten. Annebaut unternahm die Belagerung von Cuneo, wurde aber durch eine zu rechter Zeit von dem Marchese eingeführte Verstärkung genöthigt, sein Unternehmen aufzugeben und vertheilte hierauf gegen Ausgang des Jahres seine Truppen in die Winterquartiere. Der Feldzug von 1543 wurde von den vereinigten Franzosen und Türken mit der Belagerung und Eroberung von Nizza eröffnet; das Schloß widerstand; um es zu entsetzen, brachte del Vasto ein Heer von 7000 Italienern, 2000 Spaniern, 3000 Teutschen und 1500 Reitern zusammen; in den Engen des Col de Tende angelangt, empfing er die Nachricht von der Befreiung des Schlosses, und um die gewaltige Rüstung nicht unbenutzt zu lassen, führte er sein Heer vor Mondovi, welches lange den Schrecknissen der Belagerung trotzte, endlich aber durch Capitulation sich ergab. Auch Carignano fiel in die Hände des Marchese, und wurde von ihm sorgfältig befestigt, als ein Punkt von großer Wichtigkeit, um die Verbindungen der französischen Garnisonen zu erschweren. Darum wurde es des Grafen von Enghien dringende Aufgabe, als er zu Weihnachten 1543 bei dem französischen Heere eingetroffen, die Kaiserlichen aus Carignano zu vertreiben. Da für eine Belagerung die Jahreszeit zu streng war, so begnügte er sich vorläufig mit einer Blokade, welche bis zum Ausgange der Fasten 1544 fortgesetzt, das berühmte Treffen von Ceresole (11. April 1544) herbeiführte. Wir haben dasselbe umständlich unter der Rubrik Enghien beschrieben und gezeigt, warum del Vasto an diesem Tage unterlag, auch berichtet, daß für die Franzosen die einzige Frucht des Sieges die Einnahme von Carignano und die Occupation des neutralen Montferrat gewesen. Hingegen befand del Vasto sich noch immer in solcher Verfassung, daß er dem von Peter Strozzi für den Dienst von Frankreich geworbenen Volke 7000 Knechte und 800 Reiter entgegenstellen und bei Serravalle demselben eine entscheidende Niederlage beibringen konnte (Mitte Juni). Strozzi und einige andre seiner vornehmsten Officiere entkamen, viele geriethen in Gefangenschaft, wurden jedoch von dem Marchese unter der Bedingung freigegeben, vor Ablauf von sechs Monaten nicht gegen den Kaiser zu dienen. Der Marchese übte diese Gelindigkeit um die Behandlung zu erwiedern, welche Enghien den bei Ceresole gefangnen Landsknechten hatte angedeihen lassen. Kurz vorher (6. Juni) hatte der Marchese Pontestura, wo die Franzosen sich befestigten, mit stürmender Hand genommen, 700 Gascogner von der Besatzung erlegt, und sieben schwere Geschütze erobert, auch hiermit die Feinde dergestalt erschreckt, daß sie freiwillig verschiedene Plätze der Nachbarschaft verließen. Zwei Monate darauf (den 18. Sept. 1544), wurde der Friede von Crespy verkündigt; del Vasto hätte wol, nach so vieler Arbeit, einiger Ruhe genießen mögen; allein es nagte an ihm die Krankheit, die auch seinen Vetter dem Grabe zugeführt hatte; es scheint, daß deren Gang durch Joh. Jac. von Medicis eifersüchtiges Streben denjenigen, dessen Ruf ihm unerreichbar, bei dem Kaiser zu verdächtigen, befördert worden ist, in keinem Falle aber war es, wie doch die Franzosen versichern, das bei Ceresole erlittene Unglück, was nach ununterbrochenem Glücke der Marchese zu ertragen unvermögend gewesen sein soll. Ununterbrochenes Glück hat niemals seinen Anstrengungen geleuchtet, und konnte niemals dem Feldherrn eines Monarchen beschieden sein, der weder regelmäßiges Einkommen, noch stehendes Heer, noch zum Gehorchen und Leiden gewöhnte Unterthanen besaß. Der Marchese, seit Jahren mit dem Vließorden bekleidet, starb zu Voghera, den 31. März 1546, und Ripamonti nennt ihn, „moribus optimis, animo excelso, prodigum opum suarum, sed minime rapacem alieni; nec abfuisse belli et pacis artes, et ubi quid persuadere vellet, veterum ducum facundiae parem habitum." Ariosto hat sich ihn zu seinem Lieblingshelden erwählt, wie C. 15. St. 28. 29; C. 26. St. 52; C. 33, St. 28. 29, 47. 48, genugsam sich ergibt. St. 28. 29 des C. 33 heißt es:

Non fu Nireo sì bel, non sì eccellente
Di forze Achille, e non sì ardito Ulisse,

Non sì veloce Lada, non prudente
Nestor, che tanto seppe e tanto visse,
Non tanto liberal, tanto clemente
L'antica fama Cesare descrisse;
Che verso l'uom ch'in Ischia nascer deve,
Non abbia ogni lor vanto a restar lieve.

Nicht minder bedeutend ist die zweite Hälfte der St. 13, des C. 37.

C'è il mio signor del Vasto, a cui non solo
Di dare a mille Atene e a mille Rome
Di se materia, basta: ch'anco accenna
Volervi eterne far colla sua penna.

Auch des Marchese Gemahlin Anna Maria de Aragon, des Herzogs Ferdinand von Montalto Tochter, empfängt C. 46. St. 9. des Dichters Huldigung:

Ecco Anna d' Aragon, luce del Vasto;
Anna bella, gentil, cortese e saggia,
Di castità, di fede e d'amor tempio.

Anderwärts wird Anna den gelehrten Frauen zugezählt, auch von ihr gerühmt, daß sie bis zu hohem Alter ihre Schönheit bewahrte. Als Witwe bewohnte sie die einsame Burg auf Ischia.

Von ihren sieben Kindern verdienen Franz Ferdinand, Iñigo und Cäsar besonderer Erwähnung. Iñigo de Avalos y Aragon, der zweitgeborne Sohn, war Ritter des S. Jagoordens und Kanzler des Königreichs Neapel, als er 1561 von Papst Pius IV. in die Zahl der Cardinäle aufgenommen wurde. Cardinal-Diakon, nachmals aber Bischof von Ostia, spielte er in dem Conclave, das nach dem Tode von Innocentius IX. sich versammelte, eine bedeutende Rolle. Schon sollte Santorio die Adoration empfangen, als der Cardinal von Avalos mit lauter Stimme ihn einen Teufel nannte, der, um seine Stimme zu erkaufen, ihm 8000 Goldthaler, und für seinen Neffen, Thomas von Avalos, den Cardinalshut geboten habe, eine Äußerung, die alle Hoffnungen des Santorio vernichtete. Iñigo starb den 20. Febr. 1600. — Sein ältester Bruder Ferdinand Franz von Avalos und Aquino, Marchese von Pescara und del Vasto, erblicher Großkämmerer des Königreichs Neapel, war ein Knabe, als in der Rebellion von 1547 der Pöbel von Neapel sich seiner bemächtigte, ihn als sein Oberhaupt verehrte, und ihn, ein Crucifix in der Hand, durch die Straßen trug, unter dem Rufe: „es leben der Kaiser und das Bündniß zu seinem Dienst!" Das Jahr darauf befand sich der Marchese in dem Gefolge des Infanten Don Philipp, auf dessen Reise nach Italien und Niederland, und am 9. Juli 1554 schiffte er sich mit andern Großen zu Coruña ein, um dem Prinzen in die Brautfahrt nach England zu folgen. In dem Feldzuge von 1555 diente Pescara unter Alba's Befehlen in Italien; er wurde, als Zierde des Heeres, von Damville, dem zweiten Sohne des Connétable von Montmorency, zum Zweikampfe gefodert. Er nahm die Ausfoderung an, erbat sich aber zugleich so lange Aufschub, bis er vollkommen von seiner Krankheit hergestellt sein würde. Darüber verschob sich die Sache, bis der Herzog von Nemours, für Damville eintretend, in dem spanischen Lager Nachfrage halten ließ, ob vielleicht einer der feindlichen Ritter in einem Lanzenrennen seinen Muth zu bewähren geneigt wäre. Außer Pescara wollten Georg Manrique, der Spanier Alava, und ein Caraffa, Vetter des Papstes, ihr Glück versuchen. Pescara und sein Gegner, der Herzog von Nemours, rannten zweimal, das dritte Mal brachen sie ihre Lanzen, ohne sich weiter zu verletzen. Also schreiben die Franzosen, die Italiener hingegen erzählen, daß Nemours, leicht am Arme verwundet, gegen allgemeine Rittersitte und gegen die Verabredungen des Kampfes, dem Rosse des Marchese einen Hieb versetzte. Der nächste hierauf in den Schranken, Manrique, gab seinem Gegner Classé einen Stoß in die Kehle, daß dieser vom Pferde stürzte und nach Verlauf weniger Tage den Geist aufgab; dasselbe Schicksal wartete des Gegners von Alava, des Kaspar von Bolliers auf Manes. Caraffa endlich empfing von dem Franzosen Moncha durch den Leib einen Stoß, der ihn todt zu Boden streckte. Soviel Ehre hat an diesem Tage der Marchese eingelegt, daß ihn Alba, als er das Heer verließ, dem neuen Generalstatthalter der Lombardei, dem Cardinal Madruzzo, beigab, damit er unter dessen oberster Leitung den Kriegsbefehl übe. Pescara nahm und verlor sofort wiederum Gattinara und auch die Besatzung, die er in Vignale gehabt (1500 versuchte Italiener), ließ sich von den Franzosen überraschen und entwaffnen, so großen Fleiß auch der Feldherr anwendete, um ihr Hilfe zu bringen. Kaum war hierauf der zu Vaucellas abgeschlossene Waffenstillstand in Italien verkündigt, so mußte der Cardinal Madruzzo, so ungern er sich dazu verstand, alles entbehrliche Volk an den Herzog von Alba, Behufs des Kriegs im Kirchenstaate, abgeben; um so weniger vermochte es Pescara, den Durchzug des Herzogs von Guise, der dem Papste ein Heer von 12,000 Fußknechten, 500 Lanzen und 1500 leichten Reitern zuführte, zu hintertreiben. Er mußte sich begnügen, mit einer Reiterschar den Bewegungen der französischen Armee zu folgen, und den Officieren der Besatzung von Valenza, wegen der schimpflichen Übergabe des Ortes, den Proceß machen zu lassen. Unstreitig hätte damals der Herzog von Guise die Eroberung der Lombardei ohne sonderliche Anstrengung vollbringen können, er war aber angewiesen, der Tiber zuzueilen, und über seine Befehle sich hinauszusetzen durfte er nicht wagen. Dagegen erweckte der Marsch der Franzosen dem mailändischen Staate einen neuen Feind, einen Feind, der noch ein ganzes Jahrhundert später, selbst nach dem Verluste seines Hauptlandes, dem Könige von Spanien fürchterlich gewesen ist. Der Herzog von Ferrara, durch französische Hilfsvölker unterstützt, bedrängte die Fürsten von Correggio, des Kaisers Schützlinge, und nöthigte ihnen einen Vertrag und die Auslieferung von Geiseln ab; ebenso erzwang er von den Gonzaga die Öffnung von Novellara und Luzzara, die Belagerung von Guastalla mußte er aber auf die Nachricht von Pescara's Annäherung aufheben, und seine Besatzung zu Correggio wurde von einem der Prinzen, welcher den Tractat nicht unterzeichnet hatte, von Hieronymus, mit Hilfe der von Pescara zu seinen Befehlen gestellten Mannschaft, ausgetrieben. Aber während der

Marchese seine ganze Aufmerksamkeit dieser Angelegenheit zuwandte, gingen zwei bedeutende Plätze in Piemont, Valfenera und Cherasco (April und Mai 1557), an die Franzosen verloren; auch Brissac konnte die Belagerung von Cuneo vornehmen. Um ihn darin zu stören, zog Pescara mit 5000 Fußknechten und einigen neugeworbenen Reiterscharen von Asti aus, und Brissac wollte seine Ankunft nicht erwarten. Cuneo wurde demnach befreit, die Besatzung verstärkt, der Schade an den Werken gebessert, und wohlgemuth trat Pescara den Rückmarsch an. Fossano hatte er eben erreicht, als er von Brissac mit großer Überlegenheit angegriffen wurde. Es entspann sich ein blutiges und zweifelhaftes Gefecht, welches Pescara endlich mit Gewandtheit abbrach, um in der zweckmäßigsten Weise die Anstalten zu der Vertheidigung von Fossano vorzukehren. Brissac, der mittels seiner Überlegenheit ohne Schwierigkeit die Einschließung der Stadt hätte vornehmen können, begegnete auf allen Punkten einem entschlossenen Widerstande, und als seine Truppen genugsam ermüdet, Cäsar Maggio für die fernere Vertheidigung von Fossano genugsam unterrichtet und ausgerüstet war, durchbrach Pescara mit den übrigen Truppen, er selbst, eine Pike in der Hand, an der Spitze seiner Infanterie, die Linien der Franzosen, um über Nizza della Paglia und die Langhen dem Mailändischen zuzueilen. Bei Guastalla überschritt er den Po, und durchzog verheerend die Gebiete von Bersello und Carpi, von Modena und Reggio; schwere Rache übte er an den schuldlosen Unterthanen des Herzogs von Ferrara und reiche Beute trug er davon, bis des Cardinals Madruzzo Abdankung (1557) die Statthalterschaft, gleichwie den Kriegsbefehl in Johann's von Figueroa Hände gab. Castaldo's Umtriebe an dem Hofe König Philipp's sollen diese Abdankung veranlaßt haben; dem Hause Pescara von Herzen ergeben, glaubte der Mann, indem er der Ankläger des Cardinals werde, seinem Marchese zu der erledigten Statthalterschaft zu verhelfen; er hat aber nachmals seinen Irrthum sehr beklagt. Unter Figueroa's Nachfolger, unter dem Herzoge von Sessa, befehligte Pescara in dem glücklichen Feldzuge von 1558 die Cavalerie, gleichwie er in der Statthalterschaft Nachfolger des Sessa wurde, dann im März 1562 zu Trient, als seines Königs Abgesandter, bei dem Concilium eintraf. In seinem Namen hat einer seiner Begleiter, der mailändische Senator Galeaz Brugora, am 16. März die Väter angeredet. Zuletzt hatte der Marchese als Vicekönig Sicilien zu regieren, selbst seine Feinde haben anerkannt, daß er für seine Person jeder selbstsüchtigen Handlung unfähig war. Aber die Eingriffe, die er vermied, erlaubte sich sein vertrautester Minister, und zog hierdurch dem Principale starke Verweise zu, deren Folge unfehlbar Absetzung gewesen wäre, hätte nicht das Ableben des Marchese (1571) ihn jeder weitern Verantwortung entzogen. Aus seiner Ehe mit Isabella Gonzaga, Friedrich's Tochter, überlebten ihn zwei Söhne, Alfons und Thomas. Dieser ist als Patriarch von Antiochia gestorben, jener Marchese von Pescara und il Vasto, war mit Lavinia della Rovere, des Herzogs Guidobald von Urbino Tochter, vermählt, hinterließ aber nur Töchter, deren ältere, Isabella, die Erbin von Pescara und il Vasto, an einen Vetter, Innigo de Avalos, verheirathet wurde. Cäsar, ein jüngerer Sohn des großen Marchese del Vasto, folgte seinem Bruder in dem Amt eines Kanzlers des Königreichs Neapel, ohne darum auf seine kriegerischen Neigungen zu verzichten. Namentlich focht er an Alexander's Farnese Seite gegen die niederländischen Rebellen; er war Begleiter des Fürsten, als dieser sich in der Nacht vom 4—5. April 1585 auf den Damm vor Antwerpen begab, um den Anzug des holländischen Schaluppengeschwaders und der ihm beigegebenen Brander zu beobachten. Den Damm verlassend hatten Farnese und Avalos kaum das Fort St. Maria erreicht, als sich die eine der Höllenmaschinen entlud, und sie beide, wie auch ihre Begleiter, zu Boden warf, von denen aber, die bei dem Damme hielten, an 800 erschlug, darunter den Marquis von Richebourg (s. d. Art. Epinoy); die von diesem bekleidete Stelle eines Generals der Cavalerie in den Niederlanden verlieh der Herzog von Parma sofort an Avalos. Cäsar erhielt bei der Führung dieses Postens, z. B. in der Belagerung von Sluis, 1587, einen sehr erspriesslichen Beistand von einem natürlichen Bruder, Alonso de Avalos, der zwar 1591, in der Belagerung von Knodsenburg, in Gefangenschaft gerieth, jedoch bereits im Sept. 1592, in dem Corps, womit Verdugo den Entsatz von Kövorden bewerkstelligen sollte, an der Stelle seines nach Italien abgegangenen Bruders, die Cavalerie commandirte. Nach der Lombardei entsendet, um daselbst ein neues Regiment anzuwerben, war Alonso kaum (Aug. 1597) mit seinem Volke bei der Armee des Cardinal-Erzherzogs eingetroffen, als der Prinz sich ermuthigt fand, den Entsatz von Amiens zu versuchen. In dem Heere, das er den französischen Linien zuführte, befehligten Alonso von Avalos und Ludwig von Velasco die beiden Infanteriebrigaden, woraus das Centrum zusammengesetzt war, und es mußte die eine wie die andere, stets zu einem Viereck geordnet, manöveriren. Im October 1598 eroberte Alonso nach kurzer Belagerung Rheinberg, und behandelte die ausziehende holländische Besatzung mit vorzüglicher Güte, um hierdurch seine Erkenntlichkeit für die Großmuth zu erkennen zu geben, welche vormals der Prinz Moritz gegen ihn, den Gefangnen, geübt hatte. In der Belagerung von Bommel legte Alonso besonders in dem Angriffe auf das feindliche Retranchement (19. Mai 1599) große Ehre ein, gleichwie er bei einem Ausfalle, wodurch die Belagerten dieses Retranchement wieder nahmen, eine gefährliche Wunde erhielt. Fast möchten wir glauben, daß Alonso jener Avalos sei, welcher vom 2. bis 31. Juli 1601 Rheinberg mit großer Festigkeit gegen den Prinzen Moritz vertheidigte, und endlich, nachdem er von seinen 2200 Mann 1000 eingebüßt hatte, mittels einer ehrenvollen Capitulation auszog. Seit Jahren schon war sein Bruder Cäsar gestorben. Derselbe hatte nämlich den Herzog von Parma zu dem Entsatze von Rouen (20. April 1592) begleitet, und war unmittelbar darauf mit Ranuccio Farnese nach Italien gereiset, um das Commando der mailändischen leich-

ten Reiterei zu übernehmen. Bereits im Juni 1592 diente er als General-Lieutenant des Herzogs von Savoyen bei der Belagerung und Eroberung von Antibes, und im Mai 1593 befand er sich abermals mit seiner Compagnie Lanzen in dem Lager der Savoyarden, namentlich bei der Einnahme von Exilles; ein Ereigniß, das er jedoch nicht gar lange überlebt haben wird, denn im Juli 1594 erscheint Alfons von Idiaquez als General der mailändischen leichten Reiterei. Mit Lucrezia del Tufo verheirathet, wurde Cäsar Vater von vier Kindern. Von dem jüngern Sohne, von Johann, dem Fürsten von Montesarchio, entstammen die Linien in Montesarchio und Troja; der ältere Iñigo ist Marchese von Pescara und il Vasto, Großkämmerer von Neapel geworden, durch Vermählung mit seiner Cousine, Isabella de Avalos, des Marchese Alfons von Pescara Erbtochter. Im Februar 1585 wurde Iñigo, damals bereits Marchese von Pescara &c., in den Orden des goldnen Vließes aufgenommen. Von seinen vier Söhnen starb der älteste, Alfons, Marchese von il Vasto und Pescara, ohne aus seiner Ehe mit Hieronyma Doria, des Fürsten Andreas von Melfi Tochter, Kinder zu haben. Der dritte, Thomas, trat in den Dominikanerorden, hielt, ein Jüngling von 16 Jahren, zu Rom, in dem Generalcapitel von 1629 eine Lobrede auf den heil. Dominikus, welche in demselben Jahre zu Florenz gedruckt wurde, trat 1639 als Prior an die Spitze seines Profeßhauses, des Klosters della Sanita zu Neapel, gelangte 1642 zu dem Bisthum Lucera, und starb, in dem Alter von 30 Jahren, im Dec. 1643. Der vierte Sohn, Bonaventura, Augustinermönch, ist des Bruders Nachfolger in dem Bisthum Lucera geworden. Diego endlich, von des Innigo Söhnen der zweite, Marchese von Pescara, erkaufte 1646 von Alexander Pallavicini die vormalige königliche Domainenstadt Lanciano, im diesseitigen Abruzzo, zugleich aber auch einen Proceß mit der Gemeinde, der noch 1790 währte, und dem Marchese weit über den Betrag des Kaufgeldes gekostet hatte, obgleich die Stadt selbst gleich im Beginn der bourbonschen Herrschaft sequestrirt worden. Diego starb im Februar 1667, nachdem er in der Ehe mit Franziska Caraffa, aus dem Hause la Roccella, Vater von Ferdinand Franz und von Cäsar Michael Angelus geworden war. Jener, Marchese von Pescara &c., starb im J. 1672; am 4. Januar d. J. hatte er sein Beilager gefeiert mit Isabella de los Cobos Mendoza y Puerto carrero, des Marchese von Camarasa Tochter. Die junge Witwe wurde von einem Posthumus entbunden, von Diego Franz Emanuel, Marchese von Pescara, der jedoch in dem Alter von 14 Jahren in Spanien starb, und von seinem Oheime beerbt wurde. Dieser, Cäsar Michael Angélus von Avalos, Aquino y Caraffa, Marchese von Pescara und il Vasto, Fürst von Francavilla und Isernia, Graf von Montederiso, Scerno, Pollutro, Casace, Bordino, Gisso, Liscia, Lenzola, Casalanguida, Giulmo, Furco, Collemedio, der Städte Alfonsina und Capello, Herr der Inseln Procida, Vivara und St. Martino, von Serra Capriola und Chieti, von der Stadt Lanciano mit ihren Ortschaften, von St. Maria, Pietra Costantina, Stanazzo, Mozzagrogna und Scorciosa, Herzog von Montenegro, Montiglio und Montebello, Herr von Castro Toreno und der Stadt Campomarano, Baron von Diliola und dem Lehen Riporso, erblicher Governatore von Burg, Stadt und Insel Ischia, Inhaber eines Cuirassierregiments, Regierer des Hauses Avalos, Ritter des goldnen Vließes, zweifacher Grande von Spanien, Großkämmerer von Neapel, übertraf, gleichwie an Reichthum und Macht, so an Anhänglichkeit an das Haus Karl's V. alle übrige Barone des Königreichs. Als entschiedener Widersacher Philipp's V. trachtete er dessen Vicekönig, den Herzog von Medina Celi, zu ermorden, und soll zu solchem Zwecke dessen Kutscher und den Fechtmeister der Pagen gewonnen haben. Weitere Vorbereitungen und Verabredungen für das, was der That folgen sollte, waren getroffen, als ein Student den Anschlag verrieth und in der Stille der Nacht der Vicekönig den Fechtmeister und Kutscher foltern, dann die ihren Geständnissen angemessenen Gegenanstalten treffen ließ. Er verschloß sich hierauf in dem Castello nuovo, und empfing daselbst von dem Eletto des Volkes die beruhigendsten Versicherungen über die Treue der Bürgerschaft, während die Entschlossensten der Verschwörer ihren Zweck zu erreichen hofften, indem sie laut denselben bekannten. Der Prinz von Machia, an der Spitze einer Schar Bravi, welchen sogleich der Pöbel sich anschloß, durchzog die Straßen mit dem Rufe: „Lange lebe der Kaiser, lange lebe König Karl III!" Während ein Haufen die Gefängnisse erbrach, erstürmte ein anderer den Palast der Vicarie, verbrannte das Archiv, und setzte sich in dem Kloster S. Lorenzo und in dem Thurme von Sta. Chiara fest, und Chassinet ließ, um den Muth seiner Anhänger zu steigern, als wäre er hierzu bevollmächtigt, die kaiserliche Fahne aufrichten. Zweifelhaft schwankte der bessere Theil des Volkes; da trat Andreas de Avalos, der Fürst von Montesarchio, unter die tobenden Massen; ein Mann von ehrwürdigem Alter, von großem Ansehen und Einflusse bei dem Volke, und viele Arme, die schon zum Streit erhoben waren, sanken wieder, sobald der alte Herr Worte des Friedens vernehmen ließ. Indessen hatten sich Freiwillige geschart, über 100 Männer, meist Franzosen, welche, mit den wenigen spanischen Soldaten vereinigt, der Herzog von Popoli mit dem grauenden Tage zum Sturme auf das Kloster S. Lorenzo führte. Das Gotteshaus wurde genommen, eine Anzahl Rebellen erschlagen, andere geriethen in Gefangenschaft, um, wie der ritterliche Don Carlos von Sangro, in den nächsten Tagen auf dem Blutgerüste ihre Niederlage zu büßen. Eben befand sich Pescara, welcher Willens war, mit den Aufrührern gemeinsame Sache zu machen, vor den Thoren der Stadt, da vernahm er ihr klägliches Ende, und grade fand er noch Zeit, um die Grenze des Kirchenstaats zu erreichen. Während sein Vetter, der Fürst von Montesarchio, der dem Ministerium jedoch ebenfalls verdächtig war, zur Belohnung die Grandenwürde empfing, wurde gegen ihn der Hochverrathsproceß erhoben und durchgeführt, sein

Eigenthum eingezogen, und nur sehr unvollkommen schützte ihn zu Rom gegen die Nachstellungen der Franzosen und Spanier das Feldmarschallsdiplom, welches Kaiser Leopold am 16. Dec. 1701 für ihn ausfertigen ließ. Mit besonderer Thätigkeit wirkte zu seinem Verderben der Cardinal von Forbin-Janson, welcher, nachdem er mit dem Flüchtlinge genaue Freundschaft errichtet, denselben einmal zu einer Spazierfahrt vor das Tiberthor einlud. In der Nähe hielt eine Feluke, „die den Marquis mit Gewalt aus des Cardinals Kutsche wegnehmen und nach Neapolis abführen solte. Allein unser del Vasto kriegte beyzeiten Wind davon. Er fuhr daher zwar mit dem Cardinal hinaus, ließ aber seinen eigenen Wagen mit etlichen Bedienten hinten nachfolgen. Sobald er Unrath vermerckte, sprang er behende aus des Cardinals Carosse heraus, stieg in die seinige und fuhr eiligst wieder zurücke in die Stadt. Der Cardinal, der zum höchsten misvergnügt war, daß ihm dieser Streich mislungen, dachte bald auf neue Ränke, dieses kostbare Wild zu fangen; es wollte aber auf keine Weise angehen. Endlich wurde dem Marquis durch ein Billetgen von einem ungenannten Priester in geheim hinterbracht; daß er vor Lebensgefahr sich hüten solte. Er nahm darauf die vertrautesten von seinen Bedienten vor, und brachte durch allerhand Zwangsmittel soviel von ihnen heraus, daß sie von dem Cardinal Janson erkaufft worden wären, um ihn des Nachts umzubringen. Als er nun solches darauf dem Cardinal öffentlich Schuld gab, brachte dieser es bei dem Papste dahin, daß derselbe dem damaligen Gouverneur zu Rom, Pallavicini, Befehl gab, ihm wegen einer so großen Verleumdung den Proceß zu machen. Ob nun wol durch den Kayserlichen Abgesandten, Grafen von Lamberg, nachdrückliche Vorstellungen darwider geschahen, und gedrohet wurde, daß der Kayser, in dessen Diensten der Marquis als Generalfeldmarschall stünde, ein dergleichen Verfahren sehr scharff ahnden würde, so kehrte man sich doch nicht daran, sondern sprach ihm, nachdem er auf ergangene Citation nicht erschienen, das Urtheil, daß ihm der Kopff durch den Hencker weggeschlagen, und alle seine, in dem Kirchenstaate liegende Güther confiscirt werden solten. Wollte ihm nun der Kayserliche Gesandte das Leben retten, so mußte er ihn auf Kayserlichen Befehl in seiner Gesandtschafftscarosse aus Rom begleiten, sicher nach Lucca, und von dar ferner nach Wien bringen lassen, allwo er nachgehends den Caracter eines Spanischen Abgesandtens erhielte." Durch die Ergebnisse des Feldzugs von 1707 in seine Güter wieder eingesetzt, und dazu von dem Kaiser mit dem confiscirten Staate von Massa und Carrara beschenkt, verließ der Marchese den kaiserlichen Hof, um fortan zu Neapel ein sehr eingezogenes Leben zu führen. Er ist um 1735 gestorben, seine Güter wurden im December 1735 von der neu eingesetzten Consulta degli inconfidenti eingezogen. Im Tode noch konnte er die Verzeihung der Machthaber für seine Anhänglichkeit zu Österreich nicht erhalten, und später erst hat der Sohn seiner Ehe mit Hippolyta de Avalos aus dem Hause Troja zuerst eine, auf il Vasto, Pescara und Francavilla beschränkte, dann aber vervollständigte Restitution erlangt. Geboren im Febr. 1714 ist dieser Sohn 1750 gestorben. Dessen Enkel mag Don Ferdinand de Avalos y Aquino, Marchese von Pescara und il Vasto, Grande von Spanien erster Classe, Regierer des Hauses Avalos sein, welcher in dem Alter von 47 Jahren zu Neapel zwischen dem 5. und 11. Sept. 1841 gestorben ist.

Auch Ferdinand von Avalos, welcher zugleich mit Padilla die aufrührischen Bewegungen zu Toledo, 1520, veranlaßte, gehörte einer Linie an, welche von Roderich, dem Condestable, entsprossen, ihren Sitz in Toledo hatte. Mit der Frau Padilla bis auf den letzten Augenblick in der Empörung verharrend, mußte Ferdinand, nach der endlichen Überwältigung von Toledo, ihr Schicksal theilen. Hingegen gehört der Cardinal Erzbischof von S. Jago de Compostella, Kaspar von Avalos, nicht zu den Nachkommen des Condestable, weil er von dessen Bruder, von Peter Gomez de Avalos, abstammte. Dessen Sippschaft hat sich zu Guadalajara und Murcia niedergelassen. Kaspar, in der Ehe des Peter de Avalos mit Anna de Aguëros erzeugt, befand sich als Erzbischof von S. Jago (früher war er Erzbischof von Granada und noch früher, 1526, Bischof von Guadix), in des Kaisers Karl V. Gefolge, als dieser sich aufmachte, um den zu Frankreich haltenden Herzog von Cleve zu züchtigen. Das für unüberwindlich geachtete Düren erlag zuerst den kaiserlichen Waffen; mit Sturm genommen (26. Sept. 1543) hatte die Stadt alle Schrecknisse eines Sturmes zu erleiden. Am andern Tage erfolgte eine Feuersbrunst, welche die Mehrzahl der Häuser in Asche legte, ungeachtet der von dem Kaiser angeordneten Gegenanstalten. Zuletzt mußten die von ihm hierzu commandirten Mannschaften sich auf die Rettung des Franziskanerklosters, worin die wenigen, dem Schwerte entronnenen Männer, wie die Weiber und Kinder sich geborgen hatten, beschränken. Unter vielen vornehmen Spaniern, welche, um die Gewalt der Flammen zu dämpfen, in die Reihen der Soldaten traten, machte sich besonders der Graf von Feria durch seine menschenfreundliche Thätigkeit bemerkbar. Als die Feuersbrunst überwältigt war, ließ der Kaiser alle die Unglücklichen, welche in dem Franziskanerkloster Zuflucht gefunden, nach dem Lager bringen, wo unter Zelten für sie ein Obdach bereitet war. Die Geistlichen wurden zur Bewirthung unter die Prälaten von des Kaisers Gefolge vertheilt. Am folgenden Tage ordnete sich die siegende Armee und die zitternde Einwohnerschaft zu einer großen Procession, in welcher der Erzbischof von S. Jago, Don Gaspar de Avalos, das Sanctissimum hielt, während Priester mindern Ranges die aus den eingeäscherten Kirchen geretteten Reliquienschreine, dann aber den Stolz von Düren, das Haupt der heil. Anna, bis zu der Franziskanerkirche, wo diese Heiligthümer vorläufig aufbewahrt werden sollten, trugen. Der Kaiser selbst, in der erbaulichsten Haltung, folgte dem feierlichen Zuge. Ein Jahr darauf, den 19. Dec. 1544, wurde der Erzbischof von S. Jago von Papst Paul III. in die Zahl der Priestercardinäle aufgenommen, eine Ehre, die er nur kurze Zeit zu genießen hatte. Kaspar ist nämlich 1545 gestorben. (*v. Stramberg.*)

PESCARDA, Hafen auf der Ostseite der Insel Cephalonia, in welchem jedoch nur kleinere Schiffe zu landen vermögen. In der Nähe desselben liegt ein zerstörtes Dorf, von welchem sich nichts als die Kirche erhalten hat *). (*G. M. S. Fischer.*)

PESCARIA, ein Hafen der Insel San Domenico, einer der Tremiti des adriatischen Meeres, welche zum Königreiche Neapel und zwar zur Provinz Capitanata gehören, an der Ostküste der Insel, im Angesichte des Eilandes S. Nicola, gelegen. Er wird durch eine Bucht gebildet, die etwa vier Miglien Umfang und gegen Nordost den hohen Berg della Croce hat, von dessen Gipfel man nach Süden hin den ganzen Gargano übersieht und nordwärts fast 100 Miglien der Küste von Dalmatien und seiner Inseln gewahrt. (*G. F. Schreiner.*)

PESCAROLO, Marktflecken in der zum österreichischen Mailand gehörigen Provinz Cremona, welcher, zwischen den Flüssen Oglia und Delmona liegend, 1500 Einwohner zählt. (*G. M. S. Fischer.*)

PESCATILLA, Marktflecken in der ehemaligen venetianischen Provinz Verona, welcher, am Etsch liegend, von 1000 Einwohnern bewohnt wird. (*G. M. S. Fischer.*)

PESCATORI, Isola dei, eine der wegen des unbeschreiblichen Reizes ihrer Lage berühmten Borromeischen Inseln, im Busen von Margozzo des langen Sees (Lago Maggiore), in den festländischen Staaten des Königs von Sardinien, eine halbe Miglie von Isola bella entfernt. Sie hat eine eigene Pfarrkirche und enthält gegen 400 Bewohner, die größtentheils Fischer sind, während die Übrigen sich mit der Bestellung der wenigen Äcker und Weingärten beschäftigen, die ihnen auf dem benachbarten festen Lande und zwischen Stresa und Baveno am Fuße und auf dem Gehänge der Berge gehören, welche die Simplonstraße begrenzen. Von Einigen wird dieses reizende Eiland auch im Verhältnisse seiner Lage zu Isola bella die obere Insel (Isola superiore) genannt. (*G. F. Schreiner.*)

Pesce, s. Pecha.

PESCENNIUS NIGER, welchem dieser Beiname von der dunkeln Farbe seines Gesichts gegeben ward, stammte aus einem italischen Rittergeschlechte, und war nach dem Zeugnisse des Dio Cassius ein Mann, der sich weder im Guten noch im Bösen in der vornehmen Römerwelt des zweiten Jahrhunderts auszeichnete. Andere fügen etwas Lob, Andere etwas Tadel zu diesem allgemeinen Urtheil. Die Einen rühmen die strenge Disciplin, die er bei den Truppen zu halten verstanden, die Andern reden von den Leidenschaften und Ausschweifungen, denen sich Pescennius Niger überlassen. Indessen scheint er doch immer noch zu den Bessern der im Allgemeinen verworfenen römischen Oligarchie gehört zu haben. Seine Laufbahn, als Großbeamter des Reichs, beginnt unter Marcus Aurelius; unter Commodus ist er einer der Höchsten im Römerreiche nach den Imperatoren, steht auf der gefährlichen Höhe, wo das Höchste, was es hier gibt, der Besitz der Imperatorenwürde, ebenso nahe liegt, wie der Tod. Pescennius Niger erscheint als Consul, als Verwalter des lugdunensischen Galliens, als Verwalter zuletzt der wichtigen Provinz Syrien, wo er drei Legionen unter seinem Befehle hat und auf jene gefährliche Höhe völlig gelangt ist. In Syrien erwarb er sich, wie Vorgänge und ausdrückliche Zeugnisse zu erkennen geben, die Liebe der Menschen. In Antiochien, der Königin unter den Städten Syriens, gewinnt er diese Liebe dadurch, daß er es an Festen, Spielen und Speisungen nicht fehlen läßt. Als nun Pertinax in Rom schmählich von den Prätorianern ermordet, als das Reich von diesen an den feigen Schlemmer Didius Julianus förmlich verhandelt, wurden, denn noch waren in Rom nicht alle Gefühle für Ehre abgestorben, unter Senat und Volk bald Unwille und Erbitterung laut. Wahrscheinlich trachtete Pescennius Niger, sowie die Nachricht von des elenden Julian's Erhebung nach Syrien gekommen, nach dem Reiche, und ließ das Volk in Rom in diesem Sinne bearbeiten. Denn wenn das römische Volk bald, selbst in Julian's und der Prätorianer Gegenwart, laut nach Pescennius Niger, als dem künftigen, dem wahren Imperator, rief, wie das mehrmals geschah, so ist der Grund davon sicher weniger in dem Rufe der hohen Tugenden des Mannes, als darin zu suchen, daß das Volk im Stillen für ihn bearbeitet ward. Pescennius Niger konnte nun in Syrien auftreten, behaupten, daß Rom ihn ersehne, ihn verlange, daß das Unternehmen ein unschweres sein werde. Leicht waren nun so die Truppen und die Städte Syriens zu gewinnen, und Pescennius Niger ward in Antiochien mit dem imperatorischen Purpur bekleidet. Sein Herrenthum scheint sofort im ganzen römischen Asien anerkannt worden zu sein; auch bieten die Fürsten des parthischen Reiches und der Beherrscher von Atra ihre Hilfe an. Er hatte auf der einen Seite so vieler Verhältnisse Gunst für, auf der anderen aber vieler anderer Verhältnisse Ungunst wider sich, war nicht der Mann, die letzteren zu besiegen, und fand durch sie, nach kurzem Herrschertraume, den Untergang. Das römische Reich befand sich damals wieder in einer seltsamen Verwirrung; denn nicht Pescennius Niger allein, auch Albinus in Britannien, auch Septimius Severus in Illyrien waren von Didius Julianus gleichzeitig abgefallen. Pescennius Niger meinte, wie schwächere Naturen immer, am besten zu fahren, wenn er am wenigsten handelte. Statt aus Asien rasch nach Europa vorzugehen, statt zu trachten, Rom in seine Gewalt zu bekommen und mit Rom die Autorität des Senats als Grundlage seiner Macht zu gewinnen, wähnte er, es sei besser zu warten, bis die anderen Imperatoren sich unter einander abgekämpft. Entschlossener und klüger, freilich aber schon dadurch, daß er von Illyrien aus beginnen konnte, in eine bessere Lage gestellt war Septimius Severus. Der machte durch den Anfall mit den illyrischen Legionen den Menschen das Geheimniß der

---

*) Vergl. Jacob Spon's Reise durch Dalmatien, übersetzt von Menudier. S. 28.

tiefen Schwäche Italiens kund, stürzte Didius Julianus, gewann die Autorität Roms für sich, täuschte Albinus in Britannien durch Unterhandlungen, indem er ihm den Cäsartitel bewilligte und ihm die Erwartung machte, daß er das Reich nach seinem Tode allein, mit Zurücksetzung Caracalla's und Geta's, der Söhne Sever's, empfangen sollte, und brach dann auf, um Pescennius Niger zu vernichten. Alle diese Ereignisse bewegen sich in einer Zeit von etwas über drei Monaten; denn im Ausgange des Märzmonates d. J. 193 ward Pertinax ermordet, und am Anfange des Juli's brach Septimius Severus schon gegen Pescennius Niger auf. Noch am Ausgange des Sommers scheint der Kampf zwischen den beiden Imperatoren begonnen zu haben. Es hatte also Pescennius Niger, dem Herodian den Vorwurf macht, daß er in Antiochien müßig verschlemmt und verpraßt, viele Zeit zu Rüstungen nicht. Auch mochte er fühlen, daß die Asiaten, die er in der Eile waffnen könnte, den kräftigern Abendländern, die Septimius Severus aufzubieten vermochte, nicht würden gewachsen sein. Also bot er demselben, bald nach dem Ausbruche des Krieges, die Theilnahme des Reichsbesitzes an. Der Antrag ist von dem entschlossenen Septimius Severus abgewiesen worden. Wie der Kampf ausgebrochen, scheint es dem Pescennius Niger an der rechten Energie doch immer gefehlt zu haben. Er selbst ist in Asien geblieben. An den Küsten Thraciens und Kleinasiens kämpfte zuerst sein Feldherr Ämilianus unglücklich gegen die Macht des Abendlandes. Der Imperator selbst brach erst dann von Antiochien auf, als Septimius Severus schon Kleinasien betreten. Bei Cycicus lieferte er dem Gegenimperator seine erste unglückliche Schlacht; dann floh er nach Antiochien und brachte da und in den Städten Syriens überhaupt einen großen Schwarm Menschen unter die Waffen; aber der wog nur leicht gegen die Legionen aus dem Abendlande. Bei den Engpässen von Issus, wo einst Alexander der Große, mit dem er sich gern soll verglichen haben, gesiegt, verlor Pescennius Niger seine zweite große Schlacht. Er wollte nach einem Bericht nun jenseit des Euphrat Rettung suchen, ward aber auf der Flucht ereilt und getödtet, nach dem andern gedachte er in einer Vorstadt Antiochiens sich zu verbergen, ward aber hier gefunden; nach einem dritten ward er gleich nach der letzten Schlacht verwundet gefangen, vor den Gegenimperator geführt und niedergehauen. Sein Untergang fällt in das Jahr 194 p. C. (*Dio Cass.* XX, 15—17. XXI, 1—8. *Herodian.* II, 7—15. III, 1—6. *Aelii Spartiani* Pescennius Niger.) (*Flathe.*)

PESCETTI (Giov. Battista), in Venedig geboren, ein Schüler Lotti's, zeigte frühzeitig sehr glückliche Anlagen zur Musik und hatte das Glück, gleich mit seinen ersten Arbeiten der Menge zu gefallen und den Kennern große Erwartungen einzuflößen. Nach vollendeter Lehrzeit führte er sich sogleich mit einer Messe, die in Venedig aufgeführt und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, in die musikalische Welt ein. Hasse, der eben in Venedig anwesend war und das Werk des jungen Mannes hörte, war damit so sehr zufrieden, ja davon überrascht, daß er gesagt haben soll, die Natur müsse dem jungen Venetianer den Weg zur Kunst bedeutend abgekürzt haben (Gerber). Er hatte sich aber auch bereits in Compositionen für die Oper versucht und schon 1726 ein Intermezzo verfertigt: „Il Prototipo," dem im folgenden Jahre ein zweites sich anschloß: „la Cantatrice." Beide gefielen, den Kennern der reinen Schreibart und des gesunden Inhalts wegen, den Laien durch den fließenden, leichten und gefälligen Styl. Endlich mag auch die Liebe der Venetianer zu ihrem Stadtkinde etwas dazu beigetragen haben. Kurz sein Name gewann bald soviel Antheil, daß es Galuppi nicht verschmähte, das Singspiel „gl' odi delusi dal sangue" 1728 mit ihm gemeinschaftlich für Venedig zunächst zu arbeiten. Im J. 1729 brachte er allein seine „Dorinda" auf die Bühne und 1730 „I tre distensori della Patria;" alle diese Opern waren für Venedig geschrieben und alle wurden sehr beifällig aufgenommen. Von jetzt an reisete er in Italien von einer Stadt zur andern und brachte in Padua 1731 seine Cantate „Narcisso al fonte" zu Gehör, die sehr wohl gefiel, wie damals Alles, was aus seiner Feder kam. In den übrigen Städten, die er besuchte, scheint er sich nun hauptsächlich mit Einstudirung und Aufführung seiner genannten Opern beschäftigt zu haben, da kein neues Werk seiner Composition bis 1737 namhaft gemacht wird. Jetzt begab er sich nach London, wohin ihn sein Glück begleitete, da Alles, was in Italien galt, auch von England im Voraus bewundert und geliebt wurde. Hier wurde nun seine neue Oper „Demetrio" noch in demselben Jahre auf die Breter gebracht und mit solchem Erfolge, daß die Arien derselben in London gestochen wurden. Eine neue Oper wurde dann für das nächste Jahr zu Papier gebracht und glücklich aufgeführt: „Alessandro nel Indie." Eine Serenade „Diana ed Endimione," welche 1739 gleichfalls auf dem Theater gegeben wurde, machte jedoch mehr Glück als die letztgenannte Oper, denn die Arien derselben wurden in London gestochen, aus dem Alexander in Indien dagegen war nichts veröffentlicht worden. Außerdem arrangirte er für London Manches aus seinen Opern für das Clavier, auch neun Sonaten, die jedoch nur für die damaligen Liebhaber anziehend gewesen sein mögen. Seine glücklichste Zeit war vorüber. Hatte entweder sein Erfindungsvermögen abgenommen, oder war man seiner einfachen Weise zu gewohnt geworden? Es mag Beides zugleich gewirkt haben. Er war klug genug, nicht länger in London zu verweilen und versuchte sein Heil wieder in seinem Vaterlande. Im J. 1740 war er wieder in seiner Vaterstadt und ließ ihr die Oper „Tullo Ostilio" hören: aber auch hier nicht mit dem früher gewohnten Erfolge. Der Geschmack, der immer wechselnde, war ein anderer geworden. Nur noch einmal versuchte er das flüchtige Glück durch die Oper „Ezio" zu fesseln, allein umsonst. Die Menge gestand ihm von jetzt an nur noch in Kirchenmusiken ein gutes Geschick zu; seine Opern ruhten im Staube und erhoben sich nie wieder; ein Loos, das er mit viel größern Männern theilt, als er ist. Dennoch

ist der Mann für diejenigen, welche den wechselnden Geschmack der Zeiten kennen zu lernen Lust haben, oder dazu verpflichtet sind geschichtlicher Untersuchungen und Darlegungen wegen, bedeutend genug, wenigstens für eine genaue Geschichte der italienischen Oper. Der früher Gefeierte sah sich, wie Viele, in seinen letzten Lebensjahren ziemlich vergessen und starb fast unbeachtet 1758 zu Venedig. (*G. W. Fink.*)

Pescha (Numism.), s. Pecha.

PESCHA, Eiland zu der Gruppe der Penghu- oder Pescadoresinseln gehörig, mit welchen es dieselben Bewohner hat. (*G. M. S. Fischer.*)

Peschauer, Peschawer, s. Peshaver.

PESCHECK. 1) Christian, geboren den 31. Juli 1676 zu Zittau, der Sohn eines Musikers, aus einem altböhmischen Geschlechte stammend, verdankte der Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht. Die Armuth seiner Ältern setzte seinem Wunsche, zu studiren, unüberwindliche Hindernisse entgegen. In Budissin, wohin er sich 1690 begeben, versah er die Stelle eines Copisten bei dem Rechtsconsulenten Ricitthier. Er ging jedoch bald wieder nach Zittau zurück. In dem dortigen Gymnasium fand er einen Freund in einem gebornen Ungar, Samuel Michaelides, der späterhin Prediger und Superintendent zu Neusohl ward. Ihm verdankte Pescheck einen gründlichen Unterricht in der lateinischen Sprache. Auf seinen Rath begab er sich, dürftig mit Reisegeld versehen, 1693 nach Ungarn, in der Hoffnung, dort ein Fortkommen zu finden. In Brezova mislangen ihm zwar seine Bewerbungen um eine Schulstelle, doch empfahl er sich durch seine schöne Handschrift der Baronesse von Ostrochitz, die ihn zu ihrem Privatsecretair ernannte. Dies Verhältniß löste sich indessen wieder nach einem Jahre. Pescheck ging nach Trentschin und ertheilte dort in einigen Kaufmannsfamilien Unterricht im Rechnen und Schreiben. Durch Ertheilung von Privatunterricht schaffte er sich auch die Mittel zu einer nothdürftigen Subsistenz während seiner Studien zu Wittenberg im J. 1698. In seiner Vaterstadt Zittau ward er 1704 als unterster Schulcollege und späterhin als Lehrer der Mathematik an dem Gymnasium angestellt. Den im J. 1706 an ihn ergangenen Ruf zu einer Predigerstelle zu Sollna in Ungarn lehnte er ab. Er starb zu Zittau den 28. Oct. 1744.

Mathematik und Arithmetik waren die Wissenschaften, denen sich Pescheck neben seinen theologischen Studien vorzugsweise gewidmet hatte. Auch als Schriftsteller bewegte er sich meistens in jenem Gebiet. Seinem arithmetischen Löseschlüssel (Zittau 1718. 4.) folgte (Ebd. 1721) sein Vorhof der Meßkunst, eine Demonstration der Monatsrechnung (Ebd. 1726), arithmetische und geometrische Erquickungsstunden (Ebd. 1726). Zu diesen Schriften fügte er noch eine Kaufmanns- und ökonomische Rechnung (Zittau 1732), die besondern Beifall gefunden haben muß, weil sie 1745 die neunte Auflage erlebte. Das Verzeichniß von Pescheck's Schriften, welches Otto liefert, enthält, außer diesen arithmetischen Schriften, noch mehre unter ähnlichen Titeln, eine Anführung zur Rechenkunst nach niedersächsischen Münz-, Maß- und Gewichtsorten (Zittau 1734), Allgemeine teutsche Rechnenstunden (Ebd. 1734) [1], den arithmetischen Informator (Ebd. 1740—1745. Zwei Bände) u. a. m. In ähnlicher Weise schrieb Pescheck eine Trigonometrie unter dem Titel: Selbstlehrender Dreieckmesser (Zittau 1730), einen Vorhof der Sternwissenschaft (Ebd. 1730. N. Aufl. Ebd. 1743), einen Vorhof der Sonnenuhrkunst (Budissin 1730) u. a. m. Auch als Pädagog war er thätig durch ein wohlgemeintes Weihnachtspräsent für seine Scholaren (Zittau 1733), durch eine böhmische Haus-, Schul- und Kinderpostille (Ebd. 1735) u. a. m. [2]).

2) Christian Adolf, geboren den 12. April 1752 zu Eibau bei Zittau, der Sohn eines dortigen Predigers und Enkel von Christian Pescheck, bildete sich unter der Leitung des Conrectors Müller in Zittau in dem dortigen Gymnasium, und eröffnete 1770 seine akademische Laufbahn in Wittenberg. Schröckh, Weickhmann, Hofmann, Hiller u. a. waren dort seine Hauptführer im Gebiete des theologischen Wissens. Sein Fleiß ermattete nicht, während er oft mit drückendem Mangel und körperlichen Leiden kämpfte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er in Zittau Mitglied des Predigercollegiums, und betrat oft mit Beifall die Kanzel. Seine noch immer sehr beschränkten Verhältnisse nöthigten ihn, Privatunterricht zu ertheilen. Wenig verbessert ward seine Lage als Pfarrer in dem bei Zittau gelegenen Gebirgsdorfe Johnsdorf. Die Einkünfte jener Stelle, die er 1773 erhalten, waren äußerst dürftig. Unter diesen Verhältnissen tröstete ihn die Liebe seiner Gemeinde, die freundliche Lage des Orts und seine in mehrfacher Hinsicht glückliche Ehe mit einer Tochter des Pastors Klien in Cunnersdorf bei Görlitz.

In seinen Mußestunden beschäftigte er sich viel mit vaterländischer Geschichte und Statistik. Zugleich ward er ein fleißiger Mitarbeiter an mehren Zeitschriften, besonders an dem Lausitzischen Magazin [3]). Seine Verhältnisse hatten keine günstigere Wendung genommen, seit er (1795) Pfarrer zu Großschönau geworden war. Manche bittere und unverdiente Kränkungen mußte er ertragen von seiner dortigen Gemeinde, deren Liebe er nur nach und nach gewann. Willkommen war ihm unter solchen

1) Verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von J. F. Haynatz. (Zittau 1797. Ebd. 1801.) 2) s. *J. C. Wezelii* Hymnop. Vol. IV. p. 380 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 772 fg. Lausitzisches Magazin. 1781. S. 157 fg. 3) Etwas über den Zustand der Candidaten des Predigtamts in ***. (In dem teutschen Museum 1784. 4. St. S. 379 fg.) Einige Berichtigungen der Schmidt'schen Briefe über Herrnhut, Zittau betreffend. (In dem lausitzischen Magazin. 1787. S. 345 fg.) Über diejenigen Stellen in unsern alten Kirchenliedern, wo der Feinde gedacht wird. (Ebd. 1789. S. 69 fg.) Nebeneinanderstellung zweier alten Bußlieder. (Ebd. S. 73 fg.) Antwortschreiben an eine Dame, den Unglauben ihres Mannes betreffend. (Ebd. S. 277 fg.) Danklied eines Landpredigers. (Ebd. 1792. S. 261 fg.) Beitrag zur Berechnung der Volksmenge in der Oberlausitz, nebst Bemerkungen. (In dem lausitzischen Wochenblatt oder Beiträge zur Geschichte der Ober- und Niederlausitz. 1790. Juli. S. 9 fg.) Über die nächtlichen Freiereien des teutschen Landvolks in der Ober-

Umständen ein Ruf nach Zittau. Er hatte dort 1797 die Stelle eines Katecheten und ersten Zuchthauspredigers erhalten. Mit vielem Beifall betrat er die Kanzel. Aber von Sorgen sah er, bei sehr mäßigen Amtseinkünften sich noch immer nicht befreit. Erst mit dem Jahre 1803 verbesserte sich seine Lage. Er ward um diese Zeit erster Diakonus, 1809 Archidiakonus, 1816 aber Pastor primarius, Mitglied der Schulcommission und Inspector des Predigercollegiums der Candidaten. Im J. 1824 feierte er sein Magisterjubiläum. Bei einer sehr kräftigen Constitution fingen seine Körper- und Geisteskräfte erst im 64. Jahre allmälig an abzunehmen. Er wagte nicht mehr die Kanzel zu betreten. Einen Amtsgehilfen erhielt er in seinem Sohne, der mehre Jahre Landprediger unweit Zittau gewesen. Er starb den 21. Nov. 1826, geschätzt wegen seiner unbestechlichen Redlichkeit, der gewissenhaften Erfüllung seines Berufs und der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die ein Hauptzug seines Charakters war [4]).

3) **Christian August**, geboren am 29. Dec. 1760 zu Eibau bei Zittau, der Sohn eines dortigen Pfarrers, kam in früher Jugend nach Zittau, und ward auf dem dortigen Gymnasium gebildet. Richter, Frühauf und Müller gewannen den entschiedensten Einfluß auf seine Geistesanlagen, die sich rasch entwickelten. Er empfahl sich durch seinen Fleiß. Auch sein poetisches Talent erwarb ihm Freunde. Vielen Beifall fand unter andern eine Cantate, die er zur Feier des teschener Friedens gedichtet. In Leipzig studirte Pescheck Medicin. Platner, Ludwig, Eschenbach, Gehler u. a. gewannen den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung. Ohne sein Berufsfach zu vernachlässigen, beschäftigte er sich viel mit schönwissenschaftlichen Arbeiten, und verfaßte mehre Romane, die längst in Vergessenheit gerathen sind [5]). Auch gab er zu Leipzig 1786 eine neue Monatsschrift für das schöne Geschlecht heraus. Die meiste Aufmerksamkeit hatten seine dichterischen Kriegsgemälde [6]) erregt, zu denen ihm der damalige Erbfolgekrieg den Stoff bot. Diesen poetischen Versuchen verdankte er selbst die Ehre, Friedrich II. in Berlin vorgestellt zu werden.

Durch eine Dissertation, die er unter Gehler's Vorsitz vertheidigte [7]), hatte er sich 1784 den Grad eines Doctors der Medicin erworben. Er lebte seitdem als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, späterhin zu Görlitz und hierauf in Zittau. Dort entriß ihm der Tod (1792) seine geliebte Gattin, eine Tochter des Stadtphysikus J. C. Heffter in Zittau. In seiner sechsjährigen Ehe hatte seine Gattin ihm zwei Kinder geboren, den noch jetzt lebenden Stadtphysikus in Zittau D. Friedrich August Pescheck, und eine Tochter, Karoline Henriette, die 1814 nach langen Leiden starb. Auch in seiner zweiten Ehe mit Christiane Karoline Kleych, der Tochter eines Bürgerschaftsdeputirten in Zittau, wurden ihm neun Kinder geboren, von denen noch drei leben [8]).

Willkommene Gelegenheit zu einer Reise an den Rhein und Main bot sich ihm, als er 1795 die sächsische Armee in jene Gegenden als Feldarzt begleitete. Auch 1796 führte ihn sein Beruf in die Ferne, während seine Familie in Dresden zurückblieb. Er litt viel in jenen Feldzügen, und überstand glücklich ein lebensgefährliches Lazarethfieber. Seit dem Jahre 1798 lebte er wieder als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Zittau. Von 1802—1825 bekleidete er dort das Stadtphysikat, und bewährte sich als Mann von ausgezeichneter Einsicht und Erfahrung. In Ruhestand versetzt, kaufte er sich ein kleines Landgut zu Meislitz bei Dohna, verließ es jedoch bald wieder und zog 1828 nach Dresden. Er lebte dort als Privatgelehrter. Die Beschwerden des Alters wurden ihm immer fühlbarer. Ohne Erfolg brauchte er die Mineralbäder zu Zittau gegen ein verjährtes Herzübel. Am 28. Sept. 1833 war er wieder nach Dresden zurückgekehrt, wo ein Blutschlag am folgenden Tage sein Leben endete. Er hatte fast sein 70. Lebensjahr erreicht. Auf dem St. Annenkirchhofe fand er seine Ruhestätte.

Unter seinen vielen Schriften ist besonders seine Monographie des Oybins schätzenswerth [9]). Für sein Fach war er als Schriftsteller durch mehre Bearbeitungen französischer Werke thätig [10]). In J. C. Stark's Archiv für die Geburtshilfe (1793. 4. Bd. 4. St.) ließ Pescheck die zittauische Hebammenordnung abdrucken, und in der lausitzischen Monatsschrift vom J. 1794 theilte er einen Aufsatz mit über die epidemische Ruhr in der Umgegend von Zittau. In der lausitzischen Monatsschrift, von welcher er drei Jahrgänge herausgab, lieferte er manche interessante Beiträge zur Topographie, Ökonomie und Geschichte der Lausitz. Noch in späten Jahren, 1821—1824, gab er eine Monatsschrift heraus, der Arzt betitelt, nachdem er schon früher zu Zittau 1800—1802 ein Wörterbuch der Arzneikunde in zwei Bänden hatte drucken lassen.

---

lausitz. (Ebd. Sept. S. 78 fg.) Gedanken über die jährlichen Bußtage in unserm Lande. (Ebd. 1791. S. 365 fg.) u. a. m.

4) Vergl. lausitz. Magaz. 1788. S. 41 fg. (G. Seyfert's) Beitr. zur oberlausitzischen Presbyterologie. S. 20 fg. und Zusätze dazu. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 776 fg. 4. Bd. S. 323. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 11. Bd. S. 606 fg. 19. Bd. S. 89. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 4. Jahrg. 2. Th. S. 681 fg. 5) Die unbekannte Nonne. (Leipzig 1781.) Das Jägermädchen, für Empfindsame und Spöttler. (Ebd. 1782.) Fritz und Pappelwald. (Wien 1783.) Theodor, oder die Rache des Schicksals. (Ebd. 1784.) Liebe und Ehe in der Narrenkappe und im philosophischen Mantel. (Breslau 1786.) u. a. m. 6) Leipzig 1782. 7) De gravidarum affectionibus earumque cura. (Lips. 1784.) Vergl. Lausitzisches Magazin. 1784. S. 158 fg.

8) Heinrich Eduard Pescheck zu Wien, Verfasser der Schrift: Das Ganze des Steindrucks, von seiner artistisch-technischen und mechanischen Seite betrachtet. (Ilmenau 1829.) Augusta Charlotte, die Gattin des Arztes D. Ernst Heinrich Kneschke und Karl Julius Ludwig Pescheck, Maler und Kupferstecher in Dresden, den Kunstfreunden durch seine Blätter von Dresden bekannt. 9) Der Oybin bei Zittau, Raubschloß, Kloster und Naturwunder. (Zittau 1793. 2. Aufl. Ebd. 1804.) Sagen und Abenteuer vom Raubschlosse und Kloster Oybin. (Zittau 1801.) 10) Die Krankheiten der Haut. (Breslau 1787.) Neues Mittel (das flüchtige Alkali) wider das venerische Übel. (Ebd. 1787.) Versuch über die Ausartung des Begattungstriebes unter den Menschen. (Ebd. 1790.) u. a. m.

Durch die kleine Schrift: Zittau und seine Umgebungen (Zittau 1821) setzte er seiner Vaterstadt ein Denkmal. Unter seinen vermischten Schriften verdienen noch seine monatlichen Unterhaltungen über Religion, Natur, Kunst und Menschenkunde (Zittau 1798) eine rühmliche Erwähnung[11]). (*Heinrich Döring.*)

PESCHERÄHS, PESCHEREHS, franz. Pécherais, span. Pechari. Unter dem Namen Pescheräh̃s kennt die neuere Ethnographie einen sehr schwachen Volksstamm, welcher, obgleich auf beiden Seiten der Magellansstraße ansässig, sich doch hauptsächlich auf der durch die genannte Straße von dem Festlande Südamerika's getrennten Insel Feuerland (Tierra del Fuego) findet, auf welcher er hauptsächlich den Westen, Süden und Südosten bewohnt[1]). Doch findet man auch in dem Innern der von zahlreichen, natürlichen Kanälen durchschnittenen Insel Pescheräh̃s, welche überhaupt ihre Wohnsitze, des Unterhalts wegen, häufig zu vertauschen scheinen, indem man bei denselben auf der Südküste oft Gegenstände antrifft, welche sie nur auf der Nordküste und selbst jenseit der Straße erlangen können. Ihren Namen verdanken die Pescheräh̃s dem Umstande, daß sie den ersten Seefahrern, mit welchen sie zusammentrafen, namentlich Bougainville'n, beständig das Wort Pescheräh zuriefen[2]), welches Freund bedeuten soll, und woraus bei Einigen der Glaube entstand, daß sie überhaupt nur dies Wort zu sprechen vermöchten. Über die Abstammung dieses Völkchens, welches kaum 2000 Seelen zählen mag, sind die Ethnographen noch nicht ganz einig, obgleich sie darin übereinstimmen, daß sie die Pescheräh̃s für Vertriebene oder Ausgestoßene halten[3]), welche sich durch die Übermacht gezwungen sahen, ein glücklicheres Vaterland mit diesem kalten unwirthbaren und fast nur von Seethieren bewohnten Lande zu vertauschen, wie dies einst ja auch im hohen Norden mit den Lappländern der Fall war, welche sich jedoch in einer beiweitem glücklichern Lage befinden. Im Allgemeinen sind die Pescheräh̃s vielleicht der häßlichste und auf der tiefsten Culturstufe stehende Menschenschlag, den irgend ein Theil der Erde trägt, und nur das glückliche Ostindien scheint, wenigstens Hinsichts der Lebensart, in seinen Puranahs einen noch unglücklichern Menschenstamm zu nähren. Hierin stimmen die Berichte aller Reisenden überein. Diejenigen Pescheräh̃s, mit welchen Cook zusammentraf, waren von kleiner Statur, und die Männer, welche gemessen wurden, hatten eine Länge von 5 Fuß 6, 8 und 10 Zoll; die Weiber waren bedeutend kleiner, doch ebenso häßlich[4]) wie die Männer. Die Köpfe dieser waren dick, ihre Gesichter breit, ihre Nasen sehr platt und ihre Backenknochen ragten unter den kleinen, matten und braunen Augen stark hervor. Während Schultern und Brust von einem breiten, kräftigen Baue zeugten, war der Unterleib so mager und eingeschrumpft, daß er kaum zu dem Oberleibe zu gehören schien. Die Beine waren dünn und krumm, und hatten im Verhältniß viel zu starke Kniee. Das schwarze, stark mit Thran eingeschmierte, Haar hing wild und zottig um den Kopf herum; an der Stelle des Bartes sah man nur einzelne Borsten auf dem Kinne, und von der Nase bis auf das häßlichste, stets offen stehende, Maul war ein beständiger Canal. Hiermit stimmt auch Bougainville überein, und spätere Reisende widersprechen ihm nicht. Er beschreibt die Pescheräh̃s als häßlich, mager, dickköpfig und gibt ihnen gleichfalls ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen und kleine, braune Augen. In manchen Gegenden pflegen die Pescheräh̃s, deren meisten übrigens oft jede Spur des Bartes fehlt, und zwar sowol Männer als Weiber, das schwarze, starre, pferdemähnenähnliche Haar nach patagonischer Sitte mit einer Schnur rings um den Kopf so in die Höhe zu binden, daß es sich kronenartig ausbreitet. Die meisten Pescheräh̃s leiden an schlechten Zähnen und die Kinder haben gewöhnlich dicke Bäuche, welche sie jedoch mit Zunahme der Jahre verlieren oder vielmehr verwachsen. Die Hautfarbe der Pescheräh̃s ist ein mattes, ins Kupfer- oder Rostfarbige fast glänzend spielendes Gelb.

In Hinsicht der geistigen Anlagen wie des Charakters der Pescheräh̃s, unter welchen sich die westlichen namentlich in der Succeßbai befindlichen, theils in körperlicher, denn sie sind proportionirter gebaut, theils in geistiger Hinsicht, denn sie legen europäischen Waaren schon einigen Werth bei und scheinen Begriffe von Höflichkeit und Anstand zu haben, vortheilhaft vor den südlichen und südöstlichen auszeichnen, stimmen fast alle Reisenden darin überein, daß sie dieselben sich kaum über die Thiere erheben lassen. Forster nennt sie elende, arme, dumme, gleichgültige, achtlose und für nichts als die nächsten Bedürfnisse empfängliche, wenngleich harmlose, Menschen. Andere schildern sie als friedsame, dienstfertige und im Naturstande der Unschuld lebende Menschen. „De tous les sauvages que j'ai vu dans ma vie," sagt Bougainville, „les Pécherais sont les plus dénués de tout: *ils sont exactement dans ce qu'on peut*

11) Vergl. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 777 fg. 4. Bd. S. 326. Neues lausitzisches Magazin. 1833. 4. Heft. S. 567 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 11. Jahrg. 2. Th. S. 623 fg. Meusel's gel. Teutschland. 6. Bd. S. 58. 10. Bd. S. 405. 11. Bd. S. 607 fg. 15. Bd. S. 21. 19. Bd. S. 91 fg.

1) Cook fand Pescheräh̃s am südlichen Gestade des Feuerlandes in le Maire's Straße und im Weihnachts- oder Christmeßhafen; Cordova sah sie hier in der Gastonbai, in Port Joseph, Port Gallant und Port Famine und in der Franziskusbai traf sie Weddel an. 2) Nous les avions alors nommés *Pécherais*, par ce que fut le premier mot qu'ils prononcèrent en nous abordant et que sans cesse ils nous répétoient comme les Patagons répetent le mot *chaoua*, sagt Bougainville. 3) In Cook's Reisen und bei Andern finden wir dies angedeutet und nach Hassel hat diejenige Annahme die größte Wahrscheinlichkeit für sich, welche die Pescheräh̃s von dem Moluchenstamm der Keyes (Key-us) ableitet, die im Westen der Andes vom 51° südl. Br. bis zur Magellanstraße wohnen.

4) Leurs femmes, lesen wir bei Bougainville, sont hideuses et les hommes semblent avoir pour elles peu d'égards. Dennoch verriethen die Männer Eifersucht und suchten die Matrosen von den Hütten abzuhalten, in welchen sich ihre Frauen befanden.

appeller l'état de nature.“ Das nil admirari [5]) des Horaz ist den meisten Pescheräħs im höchsten Grade eigenthümlich. Nichts macht auf sie einen Eindruck; weder der Anblick eines Schiffes, noch dessen Inhalt bringt die geringste Veränderung in ihrem Gesicht, wie in ihrer Gemüthsstimmung hervor; sie scheinen, wenigstens ist das bei den meisten der Fall, völlig stumpfsinnig zu sein. Nach Cook, Forster und anderen empfingen sie Geschenke mit derselben Gleichgültigkeit, mit welcher sie ihre Waffen, Kleider und anderes Geräthe hingaben, und sie zeigten durchaus keine Neigung zum Diebstahl. Bei andern war dies Letztere jedoch der Fall; auch zeigten manche eine lebhafte Freude bei dem Empfang von Bändern, Spiegeln und Korallen. Namentlich hatten die letzteren einen so hohen Werth in ihren Augen, daß sie ihnen selbst Messer und Beile nachsetzten; dennoch sind einige Pescheräħs sehr begierig nach jedem Stück Eisen, dessen Nutzen sie eingesehen haben.

Die Sprache der Pescheräħs ist rauh und voll Mit- und Kehllaute. Das chl der Waliser Englands kommt vorzüglich häufig vor. „Ihre Sprache,“ heißt es im Cook's Reisen [6]), „reden sie überhaupt durch die Gurgel und manche ihrer Worte klingen grade so, als der Laut, den wir von uns geben, wenn uns etwas in die Kehle gekommen ist, das wir gern wieder herauszubringen wünschen. Doch haben sie mitunter einige Worte, die man in der artigsten europäischen Sprache für sehr wohllautend halten würde. Herr Banks merkte sich deren zwei, die seiner Meinung nach Glascorallen (halleca) und Wasser (Oodâ) zu bedeuten schienen.“ Was das Erlernen der an sich schon nicht leichten Pescheräħsprache noch mehr erschwert, ist das diesem Völkchen eigenthümliche Lispeln. Dagegen fassen die Pescheräħs fremde Worte und Redensarten mit unglaublicher Leichtigkeit auf und einer derselben gab einem Matrosen alle Schimpfwörter und Reden, welche dieser gegen ihn ausstieß, auf der Stelle und mit der größten Genauigkeit zurück. Das weibliche Geschlecht unter den Pescheräħs hat übrigens eine so feine Stimme, wie sie Forster nirgendswo anders gehört zu haben sich erinnern konnte.

Die Kleidung der Pescheräħs ist die dürftigste und einfachste von der Welt. Ein rohes, gänzlich unzubereitetes Robben- oder Seelöwenfell hängt mit einer Schnur am Halse befestigt, den Rücken bis unter die Hüften hinab. Bei den Männern steht es vorn meist ganz offen, oder wird höchstens durch einen Fischdarmgürtel, dessen Stelle zuweilen die Schleuder vertritt, zusammengehalten. Einige tragen auch Hirsch-, oder, und dies ist häufiger der Fall, Guanakohäute, welche sie sich durch Tausch, jenseit der Straße, zu verschaffen wissen. Während diejenigen Pescheräħs, welche Cook in der Weihnachtsbucht sah, übrigens völlig nackt gingen, was bei Kindern immer der Fall ist, trugen die civilisirteren westlichen Pescheräħs, in der bereits erwähnten Succeßbai, sackartige, aus den genannten Fellen und Häuten verfertigte, Stiefeln. Die Weiber der Pescheräħs bedienen sich derselben Kleidung, doch gebrauchen sie einen doppelten Gürtel, deren einer über die Hüften, der andere über die Brust geht, welche letztere sie sorgfältig zu verhüllen pflegen, da sie sehr schamhaft sein sollen. Die Schamtheile bedecken die Pescheräħs theils gar nicht, theils, und dies gilt hauptsächlich von den Weibern, welche zuweilen auch eine Federschürze tragen, höchst unvollkommen mit einem kleinen Lappen. Der Kopf bleibt unbedeckt; Federmützen aus Gänsefedern pflegen nur bejahrte Männer zu tragen. Trotz dem sind die Pescheräħs, gleich allen übrigen Adamskindern, nicht frei von Putzsucht. Um den Hals tragen sie Muschelschnuren, Fischdarmringe oder Schilfbänder, letztere zuweilen mit Silberdraht umwunden an den Arm- und Fußgelenken. Sie bemalen das Gesicht (vorzüglich um die Augen herum mit weißen), sonst auch die übrigen Körpertheile ebenfalls mit weißen, schwarzen und rothen Streifen oder Punkten, und die rothe Farbe wird vorzüglich von ihnen geschätzt, weshalb Cook sagt: „Alles, was roth war, gefiel ihnen über die Maßen.“ Die Weiber winden zuweilen auch ein Tuch um den Kopf.

Die Wohnungen der Pescheräħs sind ebenso einfach, wie ihre Kleidung. Einige errichten ihre Hütten, oder vielmehr Lauben, aus Baumzweigen, deren dickes Ende in der Erde steckt, während die Gipfel sich nach der Mitte neigen und durch ein Schilfseil zusammengehalten werden. Der Umfang einer solchen Hütte beträgt gewöhnlich 24 Fuß und die Höhe 6 Fuß. Der 3 Fuß breite Eingang dient auch zum Rauchfang, denn nur in einigen Hütten läßt man zu dem letzteren Behufe oben eine Öffnung. Im Innern wird die Wohnung, in deren Mitte beständig ein Feuer brennt, mit Robben- und anderen Fellen ausgelegt. Andere Pescheräħs bedienen sich zum Bau ihrer Hütten langer Stangen, welche sie so in die Erde stecken, daß sie sich gegen einander neigen, oben zusammenlaufen, und indem sie eine kegelförmige Gestalt annehmen, der Hütte ein bienenkorbähnliches Ansehen geben. Nach der Windseite zu werden diese Hütten mit wenigen Zweigen und etwas Gras gedeckt, auf der andern Seite wird etwa ein Achtel von dem ganzen Umfange der Hütte offen gelassen und diese Öffnung dient zum Eingange, wie zum Feuerherd. Ein wenig Gras, rings an der innern Seite der Hütte herumgelegt, vertritt Stühle und Betten. Einige Körbe aus espartoähnlichen Binsen und nicht ohne Geschick geflochten, ein Ranzen aus Seehundsfell, welchen man auf dem Rücken trägt, ein Beutel aus dem Felle des genannten Thieres, in welchem der Pescheräh seine Mütze, sowie die zum Bemalen des Körpers nöthigen Farben aufbewahrt, einige Kannen aus Baumrinde und die Blase irgend eines Thieres, welche Wasser enthält, und aus welcher man trinkt, dies sind die Gegenstände, welche das Hausgeräth dieser Naturkinder ausmachen, denen alle höheren Genüsse und Bedürfnisse des Lebens fremd sind.

5) Ils ne temoignèrent, heißt es bei dem erwähnten Reisenden, aucune surprise ni à la vûe des navires ni à celle des objets divers qu'on y offrit à leurs regards. Auf ähnliche Weise spricht sich auch Cook über sie aus. 6) Vergl. Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere ꝛc. von D. Joh. Hawkesworth, übers. v. Joh. Friedr. Schiller. II. Bd. S. 55—57.

Der Pescheräh hat keine anderen Lebensmittel, als welche ihm das Meer, die Jagd und einige Kräuter liefern[7]. Die Jagd findet nur auf der Nordseite der Magellanstraße statt, wo man Hirsche und Rehe vorzüglich mit patagonischen Hunden jagt, welche das Eigenthümliche haben, daß sie bellen, was bei den übrigen südamerikanischen Hunden nicht der Fall zu sein pflegt; denn außer Knitteln und Steinen hat der Pescheräh selten eine Waffe, welche hinreichend wäre, um Hirsche und Rehe zu erlegen. Die Pescheräh der Inseln leben hauptsächlich von Muscheln und Schalthieren, deren Einsammeln zur Ebbezeit den Weibern obliegt, und Fischen, welche letztere man ohne Netze und Angeln fängt. Auch die Pescheräh des Festlandes begeben sich häufig, des Fischfanges wegen, nach der Feuerlandsinsel. Reisende sahen auch spitzige Pfähle im Meere, ohne daß sie erfahren konnten, ob diese zum Fischfang dienten oder eine andere Bestimmung hatten. Thunfische, Robben, Seehunde, Seelöwen und selbst Walfische dienen den Pescheräh, sei es frisch erlegt oder halb verwest ihm vom Meere zugeworfen, meistens roh zur Nahrung. Der häufige Genuß des thranigen Fleisches, sowie des Thrans selbst, welchen der Pescheräh, gleich dem Eskimo und Grönländer, vorzüglich liebt, und welchem man es zuschreibt, daß diese Bewohner der kältesten Länder im Norden und Süden die Kälte leichter ertragen, gibt dem Pescheräh einen durchdringenden und höchst widrigen Geruch. Man riecht sie im eigentlichen Sinne des Worts meist weiter, als man sie sieht, und selbst die rohen Matrosen Cook's mochten sich aus diesem Grunde nichts mit den häßlichen und stinkenden Schönen des Landes zu schaffen machen[8]. Auch einige Kräuter dienen den Pescheräh zu Nahrungsmitteln und diese essen überhaupt alles, was man ihnen darreicht. Vorzüglich ist Salzfleisch nach ihrem Geschmacke[9], doch verzehren sie auch Fett, Talg &c., sobald sie zu diesen Leckerbissen gelangen können, mit großer Begierde. Einigen wollte Brod und Rindfleisch, welches ihnen Cook vorsetzen ließ, nicht recht munden, obgleich sie beides nicht stehen ließen, sondern mit sich nahmen. Ebenso war ihnen Provenceröl und Essig zuwider und gegen Wein und andere geistige Getränke bezeigten sie Abscheu. Die Hunde theilen den größten Theil der Nahrungsmittel ihrer Herren.

Die Beschäftigung der Männer besteht in der Verfertigung der Kanots und der ihnen nöthigen Waffen. Die Kanots der südlichen und südöstlichen Pescheräh werden aus Baumrinde und vorzüglich aus der Rinde der südlichen Birke (Betula Antarctica), welche im Stamme 30—40 Fuß lang und 2—3 Fuß dick wird, weshalb sie auch im Nothfalle zu Waffen gebraucht werden kann, ganz kunstlos zusammengefügt. Einige kleine Stecken dienen anstatt der Rippen, um die Rinde, in der Mitte oder da, wo der größte Bauch ist, auszudehnen. Den Bord macht auf jeder Seite ein langer Stecken aus, über welchen die Rinde herumgewickelt und festgenäht wird. Mitten im Kanot liegen einige Steine nebst einem Erd-, oder Sandhaufen, auf welchem ein beständiges Feuer brennt, welches dem Pescheräh sehr nöthig ist, da er sich bei dem Rudern grade nicht in Schweiß setzt. Die Ruder dieser Pescheräh sind klein und roh gearbeitet. Die westlichen Pescheräh bedienen sich längerer Ruder, auch verfertigen sie ihre Kanots aus dünnen, oft kaum ½ Zoll dicken Bretern, welche sie mit Sehnen zusammenfügen. Das Innere der Kanots wird mit Gras und Haaren ausgestopft, welche, mit Thran getränkt, das Eindringen des Wassers verhindern sollen. Um dasselbe auszuschöpfen, wendet man gleichfalls aus Rinde verfertigte Gefäße an. Ein solches Kanot, welches man bei weiten Reisen mit einem Maste und Segeln, aus Fellen, versieht, vermag 8—10 Personen, die Kinder mit eingerechnet, zu fassen. Viel Geschicklichkeit beweisen die Pescheräh bei Verfertigung ihrer Bogen. Sie nehmen gewöhnlich zu ihnen, die jedoch nur sehr klein sind, eine Art von Berberisholz und geben ihnen aus den Därmen der bereits erwähnten Seethiere bereitete Sehnen. Die Pfeile verfertigen sie mit noch größerer Kunst und Zierlichkeit. Diejenigen, welche Cook sah, waren ebenfalls von Holz, doch von einem andern, als der Bogen, verfertigt, auf das Höchste auspolirt und geglättet, und hatten eine mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ausgearbeitete und an das Holz befestigte Spitze aus Kieselstein, Glas oder Feuerstein. Diese Spitzen trägt der Pescheräh bis zum Gebrauch immer in dem oben erwähnten Beutel bei sich. Ungern trennten sich übrigens die Pescheräh von diesen Spitzen, was sich leicht erklären läßt, wenn man die Zeit und Mühe bedenkt, welche ihnen die Herstellung derselben kosten mag. Eine andere Waffe ist die Schleuder, welche der europäischen sehr ähnlich ist. Der Stein ruht auf einem Stück Robben- oder Seehundshaut. Außerdem haben sie noch den Wurfspieß, welcher 3½ Fuß lang und gleichfalls mit einer Kieselspitze versehen ist, sowie eine Art Knochendolch, wie ihn Bougainville nennt. Dieser ist oben gespitzt, an der einen Seite eingekerbt oder eingezähnt, wenn wir so sagen dürfen, und dient, auf eine 6—10 Fuß lange Stange gesteckt und an ihr befestigt, theils als Harpune, theils zum Losstoßen der Schalthiere von den Felsen, an welchen sie festsitzen[10].

Die Geschäfte der Weiber bestehen im Herbeischaffen der zur Nahrung nöthigen Kräuter und Schalthiere, sowie im Wasser- und Holzholen. Außerdem müssen sie mit rudern helfen, das Kanot reinigen und vorzüglich die Kinder warten. Bei dem letzteren Geschäfte verrathen sie große Sorgfalt und Zärtlichkeit, und sie tragen die Klei-

7) Nach den holländischen Seefahrern, besonders nach Jacob Hemile, welcher die nassauische Flotte 1624 in das Südmeer führte, waren die Pescheräh an der südlichen Küste des Feuerlandes Menschenfresser. Spätere Reisende wissen jedoch davon nichts.
8) Ces sauvages, sagt Bougainville, sont petits, vilains, maigres, et *d'une puanteur insupportable.*
9) On les fit chanter, danser, entendre des instruments et sur tout manger, ce dont ils s'acquittèrent avec grand appetit. Tout leur étoit bon, pain, viande salée, suif, ils devoroient ce qu'on leur présentoit, heißt es bei Bougainville.

10) Nach Forster ist der Schaft dieses Speeres oben und unten gleich dick und hat am untersten Ende einen Spalt, in welchen der spitzgemachte, zwölf Zoll lange, mit einem Widerhaken versehene Knochen gesteckt und mit Sehnen befestigt wird.

nen, so lange sie noch nicht laufen können, in ihre Kleidung gewickelt, überall auf dem Rücken mit sich herum. Im Ganzen ist das Schicksal der Frauen, wie dies bei den meisten wilden und halbwilden Völkern der Fall zu sein pflegt, nicht das freundlichste. Während die Männer, am Feuer liegend, der Ruhe pflegen, müssen die Weiber, trotz Frost, Regen und Sturm, die härtesten Arbeiten verrichten, von welchen sie selbst die Schwangerschaft nicht entbindet. Ob übrigens eine förmliche Ehe stattfindet, darüber herrscht noch Ungewißheit, sowie man überhaupt von den Sitten und Gebräuchen der Pescherähs, welche Gesang und Tanz zu lieben scheinen (vgl. Note 9), wenig oder vielmehr nichts weiß.

Ebenso unbekannt sind wir mit der Religion der Pescherähs. Man weiß nicht, ob sie an einen Gott (Götter) und eine Fortdauer des Seelenlebens nach dem Tode glauben. Nach Bougainville scheinen sie wenigstens böse Geister anzunehmen, auch haben sie Zauberer (Beschwörer), welche Ärzte und Priester zugleich sind [11]). Auch Cook glaubte in einigen Pescherähs solche Zauberpriester zu erkennen. Amulete scheinen gleichfalls in Gebrauch zu sein; ein Stück Talc, im Nasenloche getragen, dient als Schutzmittel gegen Unglücksfälle. Vergl. d. Art. Feuerland, Tierra del Fuego. (*G. M. S. Fischer.*)

PESCHICI, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata und im Garganogebirge liegend. Sie zählt gegen 1600 Einwohner, welche Wein- und Ackerbau treiben. (*G. M. S. Fischer.*)

PESCHICI, ein großer Flecken, in der neapolitanischen Provinz Capitanata, im Districte von San Severo und im Cantone (Circondario) von Vico, am Ufer des adriatischen Meeres, von hohen Bergen überragt, sechs Miglien östlich von Rodi entfernt, mit ungefähr 1800 Einwohnern. Der Ort thront auf einem vom Meere bespülten Felsen; der benachbarte Strand, an dem die Küstenfahrzeuge landen, dient zum Handel, sowol mit den eigenen, als auch mit den Landerzeugnissen der umliegenden Gegenden, welche meist in Limonien, Orangen, Citronen, Oliven und Mandeln bestehen. Vor der Stadt liegt die Kirche S. Antonio und auf einer der entfernteren Höhen die Abtei di Catena. (*G. F. Schreiner.*)

PESCHIERA, 1) ein Markt in der lombardischen Provinz Mantua, welcher von seinem reichen Fischfange so genannt ist und nicht unbedeutende Festung; zugleich Gemeinde des nach Volta benannten Districtes IV., am Ausflusse des Mincioflusses aus dem Gardasee, in einer tiefen, ungesunden Lage, von Sümpfen umgeben (8° 21′ L., 45° 26′ Br.) mit ungefähr 2500 Einwohnern, merkwürdigen Festungswerken, welche breite Wassergräben, Zugbrücken und Wälle zeigen, einem Zeughause, einem kleinen Hafen, einer großen und schönen Caserne, die auf dem weiten Platze steht, einem Grenzzolleinnehmeramte, einer eigenen, dem heil. Martin geweihten kathol. Kirche und Pfarre, einer Aushilfskirche, einer Kapelle, vier Jahrmärkten, einer Briefsammlung, einem Gemeindevorstande und einem an die Festung anstoßenden verschanzten Lager für eine große Armee, welches von der großen Straße durchschnitten wird. Die Plätze und Gassen des Orts sind an vielen Stellen mit Gras überwachsen. Zwanzig kleine Dörfchen und Häusergruppen (Siti) gehören zu diesem Gemeindedorfe. An der Stelle, die jetzt Peschiera einnimmt, lag einst die alte Stadt Artelica im Campo Ambulejo. Als im J. 1207 Azzo von Este den Ezzelin da Romano in Verona überfiel und aus der Stadt vertrieb, hielten sich die Montecchis allein in Peschiera und Garda, und auch hier mußte sie, als sie von Azzo bedrängt wurden, Ezzelin entsetzen. Eine zweite Belagerung, welche Azzo unternahm, lieferte ihm aber im folgenden Jahre Peschiera in die Hände. Als Ezzelino bald darauf wieder über seine Feinde siegte, eroberte und zerstörte er das Städtchen mit seinem Schlosse. Als Ezzelino, der Tyrann, im J. 1258 sich mit Palavicini und Boso da Doaria zu vereinigen beabsichtigte, zog er anfänglich gegen Peschiera, dann wendete er sich in einem Eilmarsche gegen den Oglio, wo er sich mit den beiden Andern vereinigte. Die Familie der Scaliger baute den Ort wieder auf und die Venetianer legten ringsum neue Festungswerke an. Als dieselben im J. 1441 mit Francesco Sforza Frieden schlossen, verblieben ihnen Bergamo, Brescia, Lonato, Riva di Trento und Peschiera, nebst den dazu gehörigen Territorien. Im J. 1509 nahm es nach der unglücklichen Schlacht bei Agnadello die Trümmer des venetianischen Heeres auf, welche Pitigliano hierher geführt hatte. Nach den großen Verlusten, welche auf diese Schlacht folgten, ließ der Graf von Pitigliano nur eine Besatzung in Peschiera und zog sich auf Verona zurück. Peschiera wurde hierauf genommen und Ludwig sah sich nun im Besitze aller ihm in Cambray zugesprochenen Territorien. Dem Herzoge von Mantua ward von Ludwig XII. für Peschiera anderweitige Entschädigung zugesagt. Die Franzosen behielten den Ort von da an besetzt und so auch noch im J. 1512, in welchem Jahre die darin garnisonirenden Franzosen sich dem Raimon de Cardona, Feldhauptmann der Florentiner, ergaben. Da aber Max I. sich zu schwach gezeigt hatte, um irgendwo die Italiener für sich gewinnen zu können, so ergab sich Peschiera mit Valeggio und Cremona wieder den Venetianern. Diese ließen im J. 1550 nach den Zeichnungen ihres berühmten Feldhauptmanns, Guidobaldo della Rovere, durch den Herzog von Urbino die Festungswerke neu aufführen, hielten hier stets auf dem See eine kleine Flotille, um Herren desselben zu bleiben und zugleich die Straße nach Verona beherrschen zu können. Dieses geschah gleich nach der Ligue von Cambray, in deren Sold der genannte Herzog sich damals befand. Im April des J. 1796 erstürmten die Österreicher die Thore des Ortes und ließen hier den General Liptay; am 30. Mai desselben Jahres wurde die Festung wieder von den Franzosen genommen. Im August wurde in seiner Nähe der österreichische General Wurmser geschlagen. Am 6. April

11) Nous avons cru remarquer qu'ils sont superstitieux et croient à des génies malfaisans, aussi chez eux les mêmes hommes, qui en conjurent l'influence sont en même-tems médecins et prêtres, sagt Bougainville, und liefert S. 158 fg. ein Beispiel ihres Verfahrens, als ein Knabe ein Stück Glas verschluckt hatte, welches endlich seinen Tod herbeiführte.

1799 kam sie in die Hände der verbündeten Russen und Österreicher, aber am 6. Jan. 1801 wurde sie der cisalpinischen Republik einverleibt und machte hierauf bis zum J. 1814 einen Theil des Königreichs Italien aus.

(*G. F. Schreiner.*)

PESCHITO, ist der gewöhnliche Name der älteren syrischen Bibelübersetzung, welche von jeher bei allen syrisch redenden Christen als der kirchlich sanctionirte Bibeltext angesehen worden ist, etwa in der Weise, wie in der katholischen Kirche die lateinische Vulgata, oder in der teutschen protestantischen Kirche die Lutherische Übersetzung der Bibel. Jener Name Peschito oder besser in der bestimmten weiblichen Form (weil das Wort מפקתא „Übersetzung" weiblich ist) Peschittho פְּשִׁיטְתָּא ܦܫܝܛܬܐ bedeutet die *einfache* (Übersetzung), weil sie den einfachen Wortsinn ausdrückt. Man muß den Namen nicht auf streng buchstäbliche Wörtlichkeit der Übersetzung beziehen — denn diesen Charakter hat sie eigentlich nicht — sondern derselbe soll nur dies besagen, daß sie keine allegorischen Erklärungen gibt: ganz so wie die Rabbinen פְּשַׁט und פָּשׁוּט von einfacher Worterklärung gebrauchen im Gegensatz des Midrasch. Unerweislich ist dagegen die von Bertholdt aufgestellte Meinung, daß jener Ausdruck eine „verbreitete" Übersetzung bezeichnen solle, also eine *Κοινή*, eine Vulgata der syrischen Kirche [1]).

Die Peschito ist sowol im alten als im neuen Testament aus dem Grundtexte geflossen und durchgängig von christlicher Hand. Beim neuen Testament versteht sich letzteres von selbst; in Bezug auf das alte Testament hat man bisweilen eine jüdische Abkunft dieser Version behauptet, weil man in der früheren christlichen Welt nicht soviel Kunde der hebräischen Sprache voraussetzen zu können meinte. Dies würde sich vollständig erledigen, wenn man sich Judenchristen als Übersetzer denken wollte, was indessen nicht nothwendig ist, da sich auch sonst in der syrischen Kirche hie und da eine traditionelle Kenntniß des Hebräischen zeigt. Die christliche Glaubensüberzeugung gibt sich an vielen Stellen kund [2]), und es erklärt sich dann um so leichter der Umstand, daß die Übersetzung in der syrisch-christlichen Kirche durchaus herrschend und von allen Parteien anerkannt wurde. Letzteres spricht aber zugleich für eine verhältnißmäßig frühe Abfassung. Im 4. Jahrh. fängt man bereits an, die Peschito zu commentiren und Ephräm Syrus um die Mitte dieses Jahrhunderts findet in dem Text derselben schon manche Wörter zu erklären, die zu seiner Zeit ungewöhnlich und zum Theil wol wirklich veraltet waren. Da nun aller Wahrscheinlichkeit nach das neue Testament früher übersetzt ist, als das alte, so wird man nicht sehr irren, wenn man jenes bald nach der Mitte des zweiten, dieses aber in die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chr. setzt. Die einheimische Sage freilich schreibt die Übersetzung dem Evangelisten Marcus, oder dem Apostel Thaddäus, oder einem Schüler desselben zu; ja einige Bücher des alten Testaments sollen nach solchen sagenhaften Nachrichten schon zu König Salomon's Zeit in die syrische Sprache übertragen worden sein, woran aber gar nicht zu denken ist [3]). Das Vaterland der Peschito ist nicht genauer zu bestimmen. Man möchte vermuthen, daß sie in Edessa entstanden, wo schon König Abgar sich des christlichen Bekenntnisses angenommen hatte. Aber die Sage berichtet, daß von Edessa aus Abgesandte nach Palästina gegangen, um daselbst die Bibelübersetzung zu veranstalten, was auf eine Entstehung im westlichen Syrien zu deuten scheint. Diesem westlichen Dialekt mag dann wol auch der Tadel gelten, den Barhebräus in Bezug auf den Styl der Peschito ausspricht [4]). Wenn man die Übersetzung des neuen Testaments, soweit es in der Peschito ursprünglich enthalten war (s. weiter unten), mit gutem Grunde einem einzigen Übersetzer zuschreiben kann, so ist auf der andern Seite für gewiß anzunehmen, daß an der Übertragung des alten Testaments mehre Übersetzer Theil haben; denn sie macht in den verschiedenen Büchern nicht selten einen ganz verschiedenen Eindruck. Sie ist aber in dieser Beziehung bisher noch durchaus nicht genau genug untersucht; es bedarf dazu der speciellsten Durchforschung der einzelnen Bücher, und ein Urtheil, welches sich nur auf allgemeine Eindrücke stützt, läuft hier leicht Gefahr, oberflächlich zu werden. — Ebenso wenig ist noch die Frage genügend beantwortet, ob und in wieweit die Übersetzer des alten Testaments bei ihrer Arbeit die griechisch-alexandrinische Version zu Hilfe genommen haben, welche wenigstens später bei den syrischen Christen in hohem Ansehen stand und auch in die syrische Sprache übertragen wurde. Die Benutzung derselben durch die Verfasser der Peschito ist öfter behauptet als wirklich erwiesen worden. Aus gelegentlichen Übereinstimmungen läßt sich noch durchaus nicht mit Sicherheit auf solche Benutzung schließen, da dieselben auf gleichförmiger traditioneller Erklärung des Grundtextes, oder auf späterer Conformirung, oder gar auf zufälligem Zusammentreffen, beruhen können. So scheint namentlich bei der Übersetzung des Pentateuch, der historischen Bücher und der Propheten keine solche Benutzung stattgefunden zu haben, wol aber, wie uns bedünkt, bei den Salomonischen Sprüchen, vielleicht auch bei einigen andern Hagiographen. Doch ist dies alles im Einzelnen erst noch festzustellen [5]). Noch weniger

---

1) Bertholdt's hist.-krit. Einleit. in die Schriften des a. und n. Test. 2. Th. S. 593. 2) Einzelnes s. bei Gesenius, Comment. zu Jesaia I. S. 85 fg. *Hirzel*, De Pentateuchi vers. syr. indole. (Lips. 1825.) p. 127.

3) Man sehe unter andern *Wiseman*, Horae syriacae. Tom. I. (Rom. 1828.) p. 96 sq. Ganz ungegründet ist die Meinung von Fuller, Grotius, Fabricius, Wetstein u. A., daß die Peschito erst im 6. oder 7. Jahrh. entstanden sei, und nur zu Gunsten der Priorität der lateinischen Bibelversion unternahm es J. Bapt. Branca, zu zeigen, daß sie erst nach der Zeit des Ephräm gefertigt sei (*Branca*, De sacror. libror. latinae vulgatae editionis auctoritate 1781). Wiseman (a. a. O. S. 110 fg.) hat sich die Mühe genommen, diese verkehrte Meinung zu widerlegen. 4) s. *Assemani* biblioth. orient. Tom. II. p. 279 sq. 5) Schreiber dieses hat sich hierüber theilweise schon ausgesprochen in der Allgemeinen Literaturzeitung 1832. Januarheft. S. 38. 41, bei Gelegenheit der Schriften von Hirzel (s. oben Anmerk. 2) und von Credner über die Peschito der kleinen Propheten (De prophetarum min. vers. syr. indole [Gotting. 1827]).

ist bis jetzt die Annahme begründet worden, daß der Übersetzer auch von den chaldäischen Paraphrasen abhängig sein solle. Die Stelle Jes. 33, 7, auf welche man nach dem Vorgange von Gesenius (Comment. zu Jesaia. 1. Th. S. 83 fg.) am meisten Gewicht zu legen gewohnt war, ist in unsern Ausgaben der Peschito corrumpirt und muß aus Ephräm's Commentar berichtigt werden (ܐܠܡܣܐ für ܠܡܣܐ). Doch sind auch in dieser Hinsicht noch nicht alle einzelnen Bücher des alten Testaments durchforscht. — Was den Umfang der neutestamentlichen Peschito betrifft, so fehlen derselben, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach schon seit der Zeit ihrer Entstehung, fünf Bücher, nämlich die Apokalypse und vier von den katholischen Briefen (2 Petr., 2 u. 3 Joh. und der Br. Judä). Daß die Syrer in ihrem Kanon nur drei katholische Briefe hatten, berichtet ausdrücklich Kosmas Indicopleustes im 6. Jahrh., und Spätere bestätigen es. Allen bekannten Handschriften der Peschito mangeln jene vier Briefe, wie auch die Apokalypse. Zwar hat man eine syrische Übersetzung davon in ein Paar besonderen Handschriften gefunden[6]); aber diese ist aus späterer Zeit und gehört, wie allgemein zugestanden wird, nicht zur Peschito, obwol man sie in die meisten gedruckten Ausgaben derselben aufgenommen hat. Dagegen hat Hug (Einleit. in's n. T. 3. Ausg. I. § 65) die Vermuthung aufgestellt, daß jene vier Briefe und die Apokalypse dennoch anfänglich in der Peschito gestanden, aber seit dem 4. Jahrh. mehr und mehr von den Abschreibern weggelassen und dann ganz verloren gegangen sein könnten. Er stützt diese Vermuthung besonders auf den Umstand, daß die fraglichen Bücher hin und wieder in den Schriften Ephräm's berücksichtigt werden. Allein über der Echtheit und Unechtheit der unter Ephräm's Namen auf uns gekommenen Schriften, besonders der griechischen, schwebt noch manches Dunkel (s. d. Art. Ephräm 1. Sect. 35. Bd. S. 335 fg.), und es fragt sich, auch hiervon abgesehen, ob nicht die Kunde jener Bücher dem Ephräm auf anderem Wege zukommen konnte. Für die Kritik und die Erklärung des Grundtextes der Bibel bietet sich uns in der Peschito ein werthvolles Hilfsmittel dar; ihr kritischer Werth bewährt sich vorzüglich beim N. T., während beim A. T. ihr exegetischer Nutzen mehr hervortritt. Leider wird aber beim alten Testament ihr Gebrauch dadurch unsicher gemacht, daß ihr Text selbst noch in einem kritisch sehr vernachlässigten Zustande vorliegt, weshalb man vor allem auf eine kritisch gereinigte Ausgabe desselben bedacht sein sollte. Außer guten Handschriften werden zu diesem Behuf die Commentare über die Peschito von Ephräm, Barhebräus u. A., wie auch die Töchterversionen zu benutzen sein, die aus der Peschito als aus ihrer Quelle geflossen sind. Dahin gehören namentlich einige arabische Versionen, wie die des Buches Hiob und der Chronik, aber auch der Bücher der Richter, Ruth, Samuelis und des größten Theiles der Könige[7]). Auch der Text der neutestamentlichen Peschito kann und muß aus den schönen, mit Vocalen und Accenten versehenen, Normalhandschriften noch manche Verbesserung erfahren, obgleich hier die Corruption lange nicht so krebsartig um sich gegriffen hat, wie im alten Testament. Unsern gedruckten Ausgaben der Peschito des neuen Testaments liegen Nestorianische Handschriften zu Grunde, deren eigenthümliche Lesarten indessen selten über die Vocalisation hinausgehen und den Consonantentext nur in wenigen Fällen berühren[8]). Die Editio princeps ist die zu Wien im J. 1555 in 4. vom Kanzler Widmanstad besorgte, welcher die Apokalypse und die oben besprochenen vier katholischen Briefe noch fehlen, weil sie die Handschriften nicht darboten. Diese Ausgabe wird sehr genau beschrieben in Hirt's oriental. Bibliothek (II, 260 fg. IV, 317 fg. V, 25 fg.). Bei der nächstfolgenden Ausgabe von Tremellius (Genf 1569) ist ein heidelberger Coder benutzt. Hierauf folgte die Ausgabe im 5. Theil der antwerpener Polyglottenbibel. Die pariser Polyglotte 1645 brachte zum ersten Male auch das alte Testament; ebenso 1657 die londoner Polyglotte, nebst Varianten. Sonst haben wir vom alten Testament nur noch eine nicht vocalisirte, aber mehrfach verbesserte Ausgabe von Lee (London 1823. 4.) (Vergl. Allg. Lit. Zeit. 1832. Nr. 4). Das neue Testament dagegen ist noch oft gedruckt worden. Eine sehr verbreitete Ausgabe ist die von Gutbier (Hamb. 1664), besser die von Leusden und Schaaf (Leyden 1709. 4.) mit Varianten und einem Lexikon. Die Bibelgesellschaft ließ 1816 eine Ausgabe von Lee besorgen, und später noch ein Paar andere. Die für die Maroniten (zu Rom 1703. 2 Bde. kl. Fol.) gedruckte Ausgabe mit arabischer Übersetzung in syrischer Schrift (karschunisch) hat Silv. de Sacy von neuem edirt (Paris 1823. 2 Bde. 4.). — Von Schriften und Abhandlungen zur Kritik und Charakteristik der Peschito erwähnen wir, außer den schon oben angeführten Büchern von Hirzel, Credner, Wiseman, und den biblischen Einleitungen von Rich. Simon, Carpzov, Eichhorn, Bertholdt, Hug, de Wette und Andern, noch folgende: ***J. D. Michaelis*** **curae in vers. syr. Actuum Apost. (Gotting. 1755. 4).** ***Storr***, **Observationes super N. T. verss. syr. (Stuttg. 1772).** ***Adler***, **Novi Test. verss. syriacae. (Hafn. 1789. 4.)** ***Ridley***, **De syriacarum Novi Foederis versionum indole atque**

6) Die Briefe stehen in einer Handschrift der Bodlej. Bibliothek und sind von Ed. Pococke zuerst herausgegeben (Epistolae quatuor, Petri secunda... opera et studio *E. Pococke* (Lugd. Bat. 1630. 4.). Die Apokalypse edirte L. de Dieu nach einem Coder, der dem Jos. Scaliger gehörte, unter dem Titel: Apocalypsis s. Johannis etc. (Lugd. Bat. 1627. 4.)

7) In Betreff der genannten historischen Bücher herrschte früher die irrige Ansicht, daß die arabische Übersetzung von der Septuaginta abhängig sei. Der Unterzeichnete hat zuerst die Peschito als ihre Quelle nachgewiesen in der Schrift De origine et indole arabicae libror. V. T. hist. interpret. (Hal. 1829. 4.), deren Resultate bei den biblischen Kritikern allgemeine Zustimmung gefunden haben. Dieselbe enthält auch viele Emendationen zur Peschito. Einige Proben des kritisch bearbeiteten Textes gab derselbe in seiner Chrestom. syr. (Hal. 1838.) über die Benutzung Ephräm's für die Kritik der Peschito, siehe besonders *v. Lengerke*, De Ephraemo Syro S. S. interprete. (Hal. 1828. 4.) 8) s. *Adler*, N. T. verss. syr. p. 39. 40.

usu 1761 (auch in *Wetstenii* Libelli ad cris. N. T. ed. *Semler*). Bruns in Eichhorn's Repertor. 15. Th. S. 153 fg. *Winer*, Comm. de vers. N. T. syr. usu critico caute instituendo. Progr. (Erlang. 1823. 4.) *Loehlein*, Syrus epistolae ad Ephes. interpres. (Erlang. 1835.) Variae lectiones syriacae ed. *J. Albrecht* (Jen. 1666). *Rich. Jones*, Evangelia versionis simpl. syr. collata cum duob. codd. mss. bibl. Bodlej. (Oxon. 1805. 4.) (*E. Roediger.*)

Peschparmak, s. Beschparmak.

PESCHTA, Berg, welcher zu dem Siolkigebirge (s. d. Art.) in der zum Gebiete der Mantscheu gehörigen Scharramongolei gehört. Nach Pater Gerbillon beträgt die Höhe der Spitze dieses Berges 12,000 Fuß, doch ist sie wahrscheinlich, gleich den übrigen Bergspitzen des Landes, nicht über 8000 Fuß hoch, obschon die Mantscheu den Peschta, unter welchem sich der Paß Hamar oder Hamar Tabachan befindet, als den höchsten Berg des Landes betrachtet wissen wollen. (*G. M. S. Fischer.*)

PESCIA. 1) Fluß, welcher oberhalb des Dorfes Crespoli in Toscana entspringend, in nordsüdlicher Richtung nach der gleichnamigen Stadt fließt. Von dieser geht sein Lauf von Nordwesten nach Südosten bis zum See Fucecchio (Futecchio), welchen er, sehr vergrößert, verläßt, um, jetzt von Nordosten nach Südwesten sich wendend, oberhalb der Mündung des Eraflusses dem Arno zuzueilen. 2) P., Vicariat im toscanischen Val di Vievole, welches an sich fruchtbar, den See und die Sümpfe von Fucecchio enthält, deren sumpfiges Wasser der Kanal Gusciana dem Arno zuführt. 3) P., lat. Piscia, Stadt in der toscanischen Provinz Florenz, welche zwischen Pistoja und Lucca am Fuße der Apenninen und am obenerwähnten Flusse liegt. Sie ist der Sitz des Vicars und eines unmittelbaren Bischofs, hat außer der Kathedrale mehre andere Kirchen und Klöster, ein Kranken- und ein Armenhaus, und zählt 4000 Einwohner, welche Seidenwebereien und Spinnereien, auch Töpfereien und Papiermühlen unterhalten*). Pescia soll zur Römerzeit Fanum Martis nach einem vom Consul Q. Martius 563 a. u. c., 184 vor Chr. Geb., erbauten Marstempel geheißen haben, in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört und vom Langobardenkönig Desiderius wieder erbaut und mit ihrem jetzigen Namen belegt worden sein. Der Bischof Paulus von Lucca bekehrte die Bewohner der Stadt zum Christenthume, daher sie in kirchlicher Hinsicht auch von 800 bis 1519, wo sie Leo X. erimirte, unter den Bischöfen von Lucca stand. Sie zählte früher außer der Collegiatkirche S. M. Virginis Majoris, zu welcher 12 Domherren und 18 Kapläne gehörten, 3 Parochial- und 16 andere Kirchen, 5 Nonnenklöster und 10 Laienbrüderschaften, und es waren von ihr 16 Städte und ebenso viele Dorfschaften auf einem Umfange von 30 Meilen abhängig. In ihrer Nähe befindet sich der Gesundbrunnen del Tettuccio. (*G. M. S. Fischer.*)

*) Unter den Papiermühlen ist vorzüglich die Fabbrica al Masso von Magnani durch ihre Producte ausgezeichnet.

PESCIATINO wird im Großherzogthume Toscana das Gebiet von Pescia genannt, welches sehr fruchtbar an Getreide, Wein, Oliven und Maulbeerbäumen ist. Die letztere Baumart wurde hier schon seit dem Jahre 1340 cultivirt; ein Gesetz der kleinen Republik von Pescia vom 3. April 1435 verordnete, daß in jeder Besitzung wenigstens fünf Stämme der weißen Maulbeere gepflegt und erhalten werden müssen, deren erste Ableger von Francesco Bonvicino, einem Bürger dieses Freistaates im Anfange des 14. Jahrhunderts, aus Syrien hierher übertragen worden waren. Die Geschichte der Stadt und des Gebietes von Pescia ist mit vielem Fleiße von Francesco Galeotti im 17. Jahrhunderte geschrieben worden. Die vorzüglichsten Ortschaften dieses Districts sind Montecarlo, Pietrabona, Pontita und Collodi; seine Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 29,000 Seelen. (*G. F. Schreiner.*)

PESCINA, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II. Sie liegt am Giovencolo auf der Nordseite des Lago di Celano, ist seit 1580 Sitz eines Bischofs der Marser und hat eine Kathedrale, mehre Pfarr- und Klosterkirchen und über 4500 Einwohner, welche sich größtentheils vom Fischfange nähren. (*G. M. S. Fischer.*)

Pescla, s. Pesla.

PESCOVO. 1) P. Constanzo, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore (oltra) II., welche 2300 Einwohner hat, und 2) P. Solido, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro mit 2500 Einwohnern. (*G. M. S. Fischer.*)

PESELICH, auch PESELICS (spr. Peßelitsch), ein zur Herrschaft Vucsin gehöriges Dorf, im vucsiner Gerichtsstuhle der veröczer Gespanschaft des Königreichs Slavonien, in gebirgiger und zugleich waldreicher Gegend gelegen, mit 109 Häusern, 663 slawischen Einwohnern, (38 Katholiken, die übrigen nicht unirte Griechen) und einem weniger dankbaren Boden. (*G. F. Schreiner.*)

Pesenburg, s. Persenbeug.

PESENDARÄ (*Πεσενδᾶραι*) werden vom Ptolemäos (IV, 8) als ein Äthiopisches Volk oder Völkchen aufgeführt. (*Krause.*)

PESEQUERO, kleine, von vier Eilanden umringte Insel an der portugiesischen Küste von Alentejo. Sie wird nur von Fischern bewohnt. (*G. M. S. Fischer.*)

PESETA oder PEZETA nennt man sowol eine spanische Provinzialmünze, welche den fünften Theil eines spanischen Piasters (Peso) ausmacht, als auch den Viertelpiaster Mexico's. Die Peseta provincial oder der sevillasche Doppelreal ist an Werth 1⅝ mexicanischen Silberrealen oder vier Reales de Vellon in castilischer Währung gleich, dem Gehalte nach wird die europäische Peseta auf 6 Groschen 8 Pfennige, die mexicanische aber auf 8 Groschen 4 Pfennige im Conventions-Zwanziggulденfuß geschätzt. Eine Peseta provincial hat folgendes Gepräge: Av. PHILIPPVS. IIII. D. ei G. ratia. Ein gekröntes Schild, das spanische Wappen enthaltend, zu dessen rechter Seite über einander die Buchstaben E R

stehen, zu dessen linker Seite die Zahl I befindlich ist. Rev. HISPANIARUM. REX. 1653. In einem ausgebogenen Schilde die Wappen von Castilien und Leon.

Die mexicanischen Peseta unterscheiden sich von dieser dadurch, daß sie statt des vollständigen spanischen Wappens die auf dem Meere stehenden gekrönten zwei Säulen des Herkules abgebildet haben mit der Devise: PLVS VLTRA, und die zu Sevilla ausgeprägten unterscheiden sich von den übrigen in Spanien ausgegangenen dadurch, daß an den neuern ihr Werth in Realen durch 1 oder 2 aufgeprägt worden ist. Mehre Abbildungen von Peseta sind vorhanden in: *J. M Benaven* Caissier Italien. Tab. 144. 145. (*K. Pässler.*)

PESEUX, großes reformirtes Dorf in der Meierei La Cote, des eidgenössischen Cantons Neuenburg. Es ist nach Serrieres pfarrgenössig, welches in die Meierei Neuenburg gehört. Die Gegend von Peseux ist sehr fruchtbar und durch die Aussicht nach dem eine halbe Stunde entfernten Neufchatellersee höchst reizend. Der hier gezogene rothe Wein gehört zu den vorzüglichsten Neufchatellerweinen. (*Escher.*)

PESEY, sardinisch-savoyischer Marktflecken, welcher 1500 Einwohner zählt. (*G. M. S. Fischer.*)

PESHAVER (Paishawur auf Malcom's Karte zu seiner History of Persia, sowie in dem Werke selbst, Peschauer, Peschawer, Pischauer). 1) Peshaver, Provinz des Af(Aff)ghanen- oder Kabulreiches, welche nördlich und nordöstlich an Laghman (Lughman) und Dschodsch (Tschotsch), östlich an das Pendschab (Punjab) und Multan (Mooltan), südöstlich an Dira Ismil Chan (Dera Ismaël Khan)[1], südlich an Ghasni (Ghizni bei Malcolm, Ghuznee), nordwestlich an Dschellalabad (Sullalabad) grenzt. Sie ist größtentheils gebirgig, indem die Salomonskette, welche bei dem fortwährend mit Schnee bedeckten Saffaid (Suffaid) Coh (Koh, Kooh, Kuh)[2] aufsteigt, sie nicht nur in ihren südöstlichen Theilen, und zwar, der Hauptsache nach, von Norden nach Süden durchschneidet[3], sondern auch nach ihrem Nordosten den Kheiberarm[4]), und nach ihrem Südosten die sogenannte Salzkette[5]) entsendet, wie denn auch ein anderer Gebirgszug, welcher den Hindu Kuh (Kusch, d. i. Schneegebirge) gewissermaßen mit dem Saffaid-Coh verbindet, den Sind (Scind bei Malcolm, Indus bei den Alten) auf seinem westlichen Ufer eine Zeit lang begleitet. Dieser Fluß, welcher beim Fort Attok (s. d. Art.) 260 Yards (Ellen) breit ist, und über welchen man hier immer noch vermittels aufgeblasener Ochsenhäute setzt, obgleich sein reißend schneller Lauf seine Tiefe zu ergründen verhindert, ist der östliche Hauptfluß der Provinz, aus welcher er im Süden den Kurrum und Gomul, welche die Salomonskette (s. Not. 3) durchbrechen, zugleich mit einigen andern auf ihr entspringenden Flüssen und Bächen empfängt. Im Norden vertritt der Kabul[6]) seine Stelle, an welchem sich die einzige, bedeutende Ebene hinzieht, welche die Provinz besitzt, da ihre übrigen Ebenen eigentlich nur mehr oder minder breite Thäler sind, welche die Gebirgszüge bilden.

Die Provinz Peshaver ist im Ganzen äußerst fruchtbar, wohl angebaut und stark bevölkert, ja einzelne Theile

---

1) Dera Ismaël Khan, die Hauptstadt von Mackelwad, welches zu Daman gehört, liegt, 100 Yards von dem westlichen Ufer des Indus entfernt, in einem großen Dattelbaumhaine, hat verfallene Mauern aus ungebrannten Backsteinen, einen Umfang von 1½ englischer Meile, ist der Sitz des Gouverneurs und wird von Beludschen, Affghanen und Hindus bewohnt, welche letzteren hier einen Tempel haben. Vergl. den Art. Mackelwad. 2) Suffaid-Kuh bedeutet im Persischen „weißer Berg." Die Affghanen nennen den Suffaid-Kuh Spinghur, welches Wort jedoch in der Pustuhsprache dieselbe Bedeutung, wie die persische Benennung hat. 3) Die Haupt- und höchste Kette des Salomonsgebirges, welches bei den Eingeborenen wenigstens keinen allgemein angenommenen Namen führt und nur in Büchern Cohi Soliman, d. i. Gebirge Salomon's, genannt wird, obgleich diese Benennung eigentlich einigen, weiter westlich gelegenen, Bergen zukommt, läuft vom Suffaid-Kuh, welchen einige Geographen als den nördlichsten Vorsprung des Salomonsgebirges betrachten, Anfangs südlich, bis sie die Tiraberge, nördlich von Pewar, trifft, nimmt dann eine südsüdöstliche Richtung und wird 12 Miles südlich von dem von ihr in der Nähe von Hurvab durchschnittenen Dschadschilande vom Kurrumflusse durchbrochen. Diese südöstliche Richtung behält die Kette bis zum Tacht Salomon, welcher nach Barometermessungen 12831 Fuß hoch ist. Jetzt läuft sie, an Höhe stets abnehmend, denn südlich von dem angegebenen Punkte hat sie schon im Januar keinen Schnee mehr, südlich bis zur Breite von Multan, wo sie sich genauen geographischen Forschungen entzieht. Die beiden Nebenketten begleiten die Hauptkette bis Rughsi unter 32° 20′ nördl. Br., wobei die zweite der ersten und die dritte der zweiten an Höhe nachsteht. Nach Elphinstone besteht die Hauptkette aus einem harten, schwarzen Steine, hat an den Seiten Fichtenwälder und ist nach Macartney in ihren nördlichen Theilen mit Oliven bedeckt. Am Kanigurm liefert sie das vortrefflichste Eisen, welches vorzüglich zu Schwertern taugt. Die zweite Kette enthält einen gleich harten, rothen Stein und auf ihr trifft man bereits Mandel- und andere Fruchtbäume. Die dritte Kette endlich zeigt nichts als zerreiblichen Sandstein und ist mit Ausnahme der Schluchten völlig kahl.

4) Der Kheiberarm wird auch die Tirakette genannt. Nach Lieut. Macartney erhebt sich dies Gebirge, welches, ebenfalls mit Oliven bedeckt, gleich der Salomonskette ein herrliches Eisen liefert, beim Fort Attok (s. den Art.) auf dem, diesem gegenüberliegenden, westlichen Ufer des Sind, läuft dann westlich und trifft, die Thäler von Kohat und Peshaver trennend und an Höhe zunehmend, die Salomonskette südlich vom Suffaid Kuh. Sie scheint nach dem erwähnten Schriftsteller den Rücken der Salomonskette zu durchschneiden und in südlicher Richtung bis nach Ghasni zu streichen. 5) Die Salzkette setzt bei Karrabah über den Indus und streicht an den Ufern des Tschelam bis nach Tschellalpur fort. Das Land zwischen ihr und der Kheiberkette besteht aus Berggruppen, welche zwar nur wenige, aber reiche und fruchtbare Thäler bilden. Das Salz, welches diese Kette liefert, ist theils klar und durchsichtig wie Krystall, und dabei so hart, daß man Schüsseln zum Essen und anderes Geräth daraus verfertigt, weshalb es auch starken Absatz in Kaschmir findet, theils ist es, und zwar ostwärts von bräunlicher Farbe und wird in Ostindien unter dem Namen Lahoresalz verkauft. 6) Der Kabul entsteht aus einer Vereinigung vieler Ströme und Flüsse, welche bei Barikab erfolgt, seinen Namen aber verdankt er einem Bache, welcher, auf den paropamisischen Gebirgen auf dem Cohi Baba (Bababerg) entspringend, durch Kabul geht und östlich von dieser Stadt einen der Quellflüsse des Kabul verstärkt. Dem Indus, in welchen sich der Kabul, oberhalb des erwähnten Forts Attok, ergießt, steht er weit nach, denn obgleich er in den meisten Jahreszeiten mit einer außerordentlichen Wasserfülle pfeilschnell und wirbelnd fortrauscht, ist er doch in der heißen Jahreszeit wasserarm und an vielen Stellen durchwadbar.

derselben gehören zu den blühendsten des Kabulstaates. Von Mineralien finden sich in ihr, wie wir in den Noten gesehen haben, vorzüglich Eisen und Salz; eine fabelhafte Sage läßt das Land der Jusoffeis vegetabilisches Gold hervorbringen, welches Metall sich überhaupt in Affghanistan nicht, oder doch höchstens in den Flüssen findet. Die Wälder der Provinz bestehen aus Fichten [7]) und Eichen; auf den Ebenen findet man den wilden Oliven- und Maulbeerbaum vorzüglich häufig; außerdem Tamarinden, die gemeine, die rothe und grüne, sowie die Thränenweide, den Platanus- und den Pappelbaum. Rosen, Jasmin, Narcissen, Hyacinthen ꝛc. finden sich, wie im übrigen Affghanistan, so auch in der Provinz Peshaver, in welcher der Reichthum an natürlicher, sowie die Vollkommenheit der künstlichen Bewässerung dem Feld- und Obstbau äußerst günstig ist. Man baut fast alle Getreide-, Gemüse- und Hülsenfruchtarten und pflanzt Citronen-, Granatäpfel-, Mandel-, Äpfel-, Birnen-, Pflaumen-, Pfirsich-, Walnuß-, Quitten-, Feigen- und Maulbeerbäume; an Orangen, sauere ausgenommen, fehlt es dagegen, und ebenso ist der Weinbau unbedeutend. Die meisten wilden und zahmen Vierfüßler, Vögel, Fische und Reptilien theilt die Provinz mit dem übrigen Affghanistan und die Bergstämme derselben unterhalten bedeutende Kameel- und Schafheerden. Vorzüglich häufig findet man die in Persien Dumba genannte Schafrace, welche sich durch ihren, einen Fuß breiten, Fettschwanz auszeichnet. Ziegen sind den Bergen wie den Ebenen und Thälern eigen, auch unterhalten diese Berg- oder Hirtenstämme treffliche Jagd- und Spürhunde. Unter den Reptilien verdient der Skorpion erwähnt zu werden, welcher wegen seiner Größe und seines Giftes berüchtigt ist, obgleich sein Stich niemals oder selten tödtet.

Die Provinz selbst zerfällt 1) in die Ebene Peshaver, 2) in das Land der Jusoffeis, 3) das Land der Khattaks (Khuttuks), 4) das Thal Bangasch, 5) das Land der Esaukhail, 6) das Land der Vi- oder Wisirer, 7) die Ebene Marwet und endlich 8) die Ebene Bunnu. Die Einwohner der Provinz bestehen aus berduranischen [8]), damanischen [9]) und einigen Bergstämmen [10]). Indem wir, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die bereits gelieferten, hierher gehörigen Artikel, z. B. Afghanen, Afghanistan, theils noch zu liefernden, z. B. Jusofseis, verweisen, gehen wir über

2) zu Peshaver, die Ebene. Diese, welche ganz oder doch fast ganz rund ist, gegen 35 engl. Meilen im Durchmesser hat und mit Ausnahme eines schmalen, kaum 15 engl. Meilen breiten, dürren Landstriches, welcher sich zwischen den Gebirgen von Buner und der Kette des 24. Grades den Kabul entlang bis zum Sind hinzieht [11]), ganz von Bergen umgeben wird, beginnt bei dem äußersten Vorsprunge des Soliman-Kuh oder bei der Mündung des Alindschir in den Kabul, und endet da, wo sich dieser Fluß, welcher mit drei Armen den nördlichen Theil der Ebene bewässert, in den Sind ergießt, nachdem er seine Arme wieder in einem Bette vereinigt hat. Außer dem Kabul durchfließen die Ebene noch die Wasser der Barra und Budina, sowie die mehrer andrer Flüsse und Bäche, welche die benachbarten Berge und Ketten entsenden. Von den letztern erblickt man im Norden der Ebene den indischen Kaukasus oder Hindu Kuh (Kusch), im Südwesten den Pik Suffaid Kuh, um welchen sich die Gebirge der Kheiberer lagern, und im Westen die von weit höhern Gebirgen überragten Berge der Othmankhails und Obermomands. Die ersteren bewohnen den nördlichen, mit Fichten bestandenen Theil dieser Berge, die letzteren den südlichen, welcher nackt und kahl ist.

Diese Gebirge bewirken, daß die Hitze auf der Ebene von Peshaver einen außerordentlich hohen Grad erreicht. In dem milden Sommer von 1809 stand, wie Elphin-

7) Eine Fichtenart, deren es überhaupt mehre gibt, wird Dschelgusch genannt. Ihre Zapfen sind länger als Artischoken, ihr Same gleicht den Pistaziennüssen. Auch von den Eichen hat man zwei Arten, deren eine, nach Dr. Hunter's hindostanischem Wörterbuche Quercus Belut genannt wird. 8) Unter den berduranischen Stämmen oder den Berduranern (Berdooraunees) begreift man alle diejenigen Stämme, welche die zwischen dem Hindu Cusch, dem Sind, der Salz-, Kheiber- und Salomonskette liegenden Theile Affghanistans bewohnen. Ahmed Shah, der Stifter der jetzigen Herrscherfamilie, brachte die Benennung zuerst auf (vergl. *Malcolm:* History of Persia I. p. 599. n.) und es gehören zu ihnen die Jusoffeis, die Othman-Khail, die Turcolaner, die Kheibern, die Stämme der Peshaver und die von Bangasch und Khattak (Bungush, Khuttuk). Wir bemerken hier, daß die Anhängesylbe sei, gleich dem russischen witsch, dem hochschottischen Mac (m'), dem irischen O, dem dänischen sen und dem hebräischen ben, Sohn bedeutet und wiederholen, daß Khail einen Clan bezeichnet, deren mehre einen Ulußstamm bilden. Die Berduraner unterscheiden sich von den eigentlichen Affghanen hauptsächlich dadurch, daß sie in Charakter, Sitten und Gebräuchen viel Gemeinsames mit den Bewohnern Hindostans haben.

9) Daman, im weitesten Sinne, umfaßt alles Land, welches zwischen der Salzkette, den Salomonsketten, dem Indus und Sangar in Obersind liegt. Es zerfällt 1) in das eigentliche Daman, welches sich südlich von den Marwats am Fuße der Salomonskette findet, 120 engl. Meilen lang und 10—30 solcher Meilen breit ist, und von den Daulat-Khail, den Gundehpurern, den Milankhail, den Baburern und Sturianern bewohnt wird, welche Stämme zugleich mit dem Esau-Khails, den Marwats und Kheissoren, die Gundelpurer jedoch ausgeschlossen, den gemeinschaftlichen Namen Lohani führen, und 2) in das Mackelwad, welches dieselbe Länge, wie das eigentliche Daman, aber eine mittlere Breite von 25—30 Meilen hat und im Winter von den Kameelzucht treibenden Salomonkhails, Kharstern, Nassen ꝛc. zahlreich besucht wird. 10) Zu den Bergstämmen, welche hauptsächlich die Salomonskette bewohnen, gehören die Smarrer (Smurrees), die Schirianer (s. d. Art.), die Mussakhail Kakers, die Stämme Kappihp und Harripahl, die Marhails, die Visirer, die Dschadraner, Dschadscher (Jaugers), die Kharoter, die Caker und der Damtanistamm. Jagd und Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung dieser Stämme und sie unterhalten bedeutende Heerden von Schafen, Kameelen und Dromedaren. Einige derselben treiben auch das Räuberhandwerk. Als Repräsentanten der Berg- oder Hirtenstämme können die Schirianer und Visirer gelten, auf welche wir, sowie auf den Art. Afghanen, verweisen. 11) Dieser Strich wird von den Jusoffeis und Khattaks gemeinschaftlich bewohnt; und zwar besitzen die Khattaks den felsigen, steinigen, nur hier und da durch einige grüne Wiesen und von Tamarisken und dem indischen Sihssubaum beschattete Stellen unterbrochenen Theil desselben, welcher, im Süden des Kabul liegend, gegen den Sind zu immer rauher wird. Die Stadt Acova mit einer schönen Moschee und einem großen Bazar ist der Hauptort.

stone berichtet, das Thermometer in einem großen, durch künstliche Mittel abgekühlten Zelte, auf 112 und 113 Gr. [12]) und zwar mehre Tage lang. Dagegen sind die Winter kalt und kälter als in Ostindien, wo die angegebenen Wärmegrade die gewöhnlichen sind. Vom 23. Februar bis zum 8. März waren die Nächte in dem angegebenen Jahre kalt und der Morgen zeigte oft Reif, die Tageszeit jedoch war angenehm. Allein bereits in der Mitte des letztgenannten Monats fiel die Sonne um acht Uhr Morgens lästig und die Hitze stieg bis zur ersten Maiwoche täglich. Nichtsdestoweniger war es im Schatten immer kalt, auch die Luft wurde durch Regenschauer kühl gehalten und erst jetzt begann der Wind heiß zu werden. Dies hatte zur Folge, daß auch die Hitze von jetzt an nicht blos am Tage, sondern auch in der Nacht drückend und lästig wurde. Nach einer kurzen Unterbrechung im Anfange des Juni durch eine am Morgen unbehaglich fallende Kälte, welche auf einen heißen Nachtwind folgte, nahm die Hitze immer mehr zu und erreichte am 23. Juni ihre größte Höhe. Heiße Südwinde [13]) wehten die Nächte hindurch, sprangen dann nach Nordost um und erzeugten eine angenehme Kühle. Durch Erkundigungen erfuhr Elphinstone, welcher in dieser Zeit die Ebene verlassen mußte, daß die Hitze bis zur Mitte des Juli wieder steigen würde, daß aber dann ein kalter Ostwind den Himmel mit Wolken umziehe und kühles Wetter erzeuge. Mit der letzten Hälfte des Septembers beginnt für die Ebene Peshaver die Winterzeit und bis zum Februar steigt die Kälte von Tage zu Tage, obgleich sie nie einen sehr hohen Grad erreicht. Nacht- und Morgenfröste sind dann häufig, Schnee aber sahen nur die ältesten Leute [14]).

Dieses milde Klima bewirkt, daß das Gras im Februar zu sprossen anfängt und einige frühzeitige Bäume Knospen treiben. In den ersten Tagen des März blühen Pfirsich- und Pflaumenbäume, in der zweiten Woche dieses Monats ist dies mit dem Apfel-, Quitten- und Maulbeerbaume der Fall; am Ende des März haben die Bäume ihr volles Laub. Die Gerste treibt Anfangs April Ähren und in der ersten Maiwoche fängt man an sie zu schneiden.

Der Boden der peshaver Ebene ist eine reiche, schwarze Dammerde, deren Fruchtbarkeit hier besonders durch natürliche und künstliche Bewässerung durch das persische Rad, welches man an dem Ufer der Flüsse aufzustellen pflegt, bedeutend erhöht wird. Dennoch hat der Wasserreichthum auch manches Nachtheilige für die Ebene. Denn während, trotz ihrer wellenförmigen Oberfläche, das Wasser bei ihrer niedrigen Lage fast jeden Fleck erreicht und mit frischem Grün überzieht, leiden einzelne Theile durch Überschwemmungen, sobald der Regen, namentlich im Frühlinge, etwas lange anhält. Dies Letztere ist z. B. bei einigen Straßen Peshavers der Fall. Nichtsdestoweniger ist die peshaver Ebene nicht nur der schönste Theil der gleichnamigen Provinz, sondern es können sich auch wenige Landstriche des Kabullandes überhaupt mit ihr messen. Den dichten, elastischen Rasen, welcher die unangebauten Strecken der Ebene deckt, vergleicht Elphinstone gradezu mit dem Altenglands, welcher bekanntlich (vergl. Niemeyer's Reisen) für den schönsten in der Welt gehalten wird, und von den jungen Blättern der Bäume (im März) sagt er, daß sie eine Frische und einen Glanz hätten, wie sie ihn in dem ewigen Sommer Indiens nie erhielten. Ebenso zeichnete sich die ungemeine Blüthenfülle aus und an Früchten aller Art war Überfluß, nur Orangen sah man seltener, da die Ebene an diesen, wie die Provinz überhaupt, Mangel leidet. Außer den oben erwähnten, edleren Fruchtbäumen, welche die Ebene mit den meisten übrigen Gegenden der Provinz gemein hat und von welchen besonders der Maulbeerbaum sehr gepflegt wird, finden sich Gruppen von Dattel- und Palmbäumen, und in den Wäldern sieht man den Pipul (Ficus religiosa) und 30—40 Fuß hohe Tamarinden, welche durch ihr dichtes, Cypressenblättern ähnliches Laub ein schauriges Dunkel verbreiten. In dem Garten oder Park Schah Leman zu Peshaver fand Elphinstone Cypressen, Platanen, rothe, weiße, gelbe und chinesische Rosen, gelben Jasmin, blühenden Cistus und andere blühende Sträuche, welche ihm weder in England noch in Ostindien vorgekommen waren. Die Rose wird vorzüglich gepflegt und selten sieht man selbst einen Bettler ohne eine solche. Die Anemonen der Wiesen, welche der Sultan Baber preist, konnte Elphinstone zwar nicht entdecken, dagegen sah er den Löwenzahn und andere in England gewöhnliche Kräuter die Wiesen schmücken. Auf anderen Rasenflächen traf er besonders eine niedrige Pflanze, welche die Affghanen Dschaus, die Perser Kari Schuchturi nennen, und um Peshaver selbst herum findet sich ein dem englischen Schwarzkümmel (Devil in the bush) ähnliches Gewächs sehr häufig.

Der Ackerbau wird mit Ochsen betrieben und man erzielt auf der peshaver Ebene Mais, Reis und Weizen in gleicher Güte, während in Batschauer der Weizen, in

---

12) Die größte Hitze trieb 1809 das Thermometer auf 120° im Schatten und sein tiefster Stand im Laufe des Jahres war 25°. 13) Der Munsun (s. d. Art.) erscheint in der peshaver Ebene und in den Ländern Bungusch und Kuttuk, von Wolken und Regen begleitet, am Ende des Julius und im Anfange des August. 14) Wie überhaupt im ganzen Königreiche Kabul das Klima äußerst verschieden ist, so ist dies auch in den verschiedenen Theilen der Provinz Peshaver der Fall. Bunnu ist ebenso heiß, wie Peshaver, das Gebiet der Isakhail wahrscheinlich heißer. Der Winter in Daman ist angenehm, Morgenfröste sind gewöhnlich und das Quecksilber steht dann einige Grad unter Null. Die Hitze dagegen ist im Sommer sowol am Tage, als in der Nacht unerträglich. Man benetzt daher die Kleider vor dem Schlafengehen und stellt ein Gefäß mit Wasser an das Bett, um den Durst zu löschen. Das Klima der Salomonskette ist nach ihrer verschiedenen Höhe ebenfalls verschieden. Die nördlichen Theile derselben sind kälter als die südlichen. Die Thäler zwischen den Ketten haben das Klima von Daman. Bei den Kheiberern wechselt das Klima zwischen großer Kälte und außerordentlicher Hitze. Im Allgemeinen ist es kühl, die Stockung der Luft in den unteren Thälern, verursacht durch die sie einschließenden Berge, macht diese heiß, und im Sommer ist die Hitze, besonders auf den niedrigen Bergen, unerträglich. Auch im Lande der Khattaks und Bangasch ist das Klima sehr abwechselnd. Während einige Berge bis zum März mit Schnee bedeckt sind, sehen andere diesen gar nicht, noch andere aber nur in der Mitte des Winters. Berge und Thäler sind kälter, je näher sie der Salomonskette liegen, und die letzteren selbst kälter als die Peshaverebene. Dennoch fällt in ihnen sehr selten Schnee.

Swât (Swaut) der Reis überwiegend ist. Außerdem baut man Roggen, Gerste, mit welcher, wie in Persien, die Pferde gefüttert werden; indisches Korn, welches zu Brod benutzt wird, und wilder Hafer findet sich ebenfalls, ohne daß man einen besondern Gebrauch von ihm macht. Muscus-, Wasser- und Dustumbo genannte wohlriechende Melonen, Pheben und Kürbisse zieht man um Peshaver und die übrigen Städte der Ebene herum auf freiem Felde. Der Anbau dieser Gewächse wird mit dem Worte Palais bezeichnet und das Einsammeln ihrer Früchte gilt für eine besondere Ernte. In Peshaver und in den Bangasch und Dschadschi, sowie in Daman und Isakhail, hat man gleich wie in den meisten übrigen Theilen Kabuls zwei Ernten, welche hier von gleicher Wichtigkeit sind, während in den westlich von der Salomonskette gelegenen Provinzen die Frühlingsernte die bedeutendste ist [15]). Baumwolle und Tabak, sowie Zuckerrohr, werden gleichfalls in der peshaver Ebene gebaut und in den Gärten zieht man Möhren, Rüben, Betwurzeln, Lattuken, Zwiebeln, Knoblauch, Fenchel, Spinat, sowie die verschiedenen Kohlarten. Übrigens liefert der Acker- und Gartenbau in der peshaver Ebene nichts Besonderes, weshalb wir auf die Art. Afghanen und Afghanistan verweisen.

Die Bewohner der Ebene sind 1) die Jusofseis (Eusofzye), die denjenigen Theil derselben inne haben, welcher sich von Torbela bis Haschtnagger (Hushtnugger), dem Hauptorte der Mohamedseis, an den Ufern des Kabul und Sind hinzieht, und dessen Breite zwischen den nördlichen Gebirgen und den Flüssen 2—10 engl. Meilen beträgt. 2) Die Mohamedseis, 3) die Guggianer, 4) die Mehmends (Mohmands), Khallils und Dawudseis. Die Mohamedseis und die nach ihnen genannten Stämme bilden die Stämme der peshaver Ebene, die Mehmends, Khallils und Dawudseis aber den Ghori oder Ghoriakhail. Außer diesen Stämmen bewohnen noch die Khatukker (Khattaks) den südöstlichen Theil der Ebene, auf welcher sich auch noch 2—3 Dilasakdörfer und 30,000 Hindker finden. Wie hoch sich übrigens die Zahl der Bewohner, sowol was die ganze Provinz als die Ebene Peshaver insbesondere anbetrifft, belaufe, dies möchte bei dem Mangel aller bestimmten Nachrichten schwer zu bestimmen sein. Elphinstone selbst schwankt in seinen Angaben, obgleich wir ihm noch das Meiste verdanken, was wir über Kabul und seine Bewohner wissen [16]). Die erwähnten Stämme der Ebene, deren Häupter Urbabs genannt werden, während die Jusofseis, Khattaks und übrigen Stämme der Provinz unter fast unabhängigen Khans stehen, sind der königlichen Macht mehr unterworfen, als die übrigen Afghanen und daher auch mehr als diese mancherlei Bedrückungen, vorzüglich von Seiten der Truppen ausgesetzt. Mehrmals entstanden deshalb Empörungen, allein sie blieben erfolglos. Unter den Stämmen der Ebene selbst finden häufig, oft selbst der Bewässerung wegen, Streitigkeiten und Fehden statt. Die erstern schlichten, in sofern sie zwischen Einzelnen stattfinden, und geringerer Art sind, die Urbabs und die Dschirga (Versammlung der Abtheilungshäupter, welche Ähnlichkeit mit dem Urfgericht der Perser hat); wichtigere Sachen werden dem Kadi oder Sirdar vorgelegt.

Die Dörfer der Ebene, welche so zahlreich sind, daß Lieutenant Macartney im Umfange einer englischen Meile deren 32 zählte, zeichnen sich durch ihre Größe ebenso, wie durch Nettigkeit und außerordentliche Reinlichkeit aus. Gärten und Baumpflanzungen geben ihnen ein freundliches Ansehen. Die Häuser der Dorfbewohner haben, wie bei den Jusofseis, gewöhnlich flache Dächer, zwei Zimmer und einen offenen Vorhof. In diesem letztern empfängt man bei heißem Wetter die Gäste, bei kaltem Wetter geschieht dies in dem äußeren Männerzimmer; das innere Zimmer gehört den Frauen. Zum Sitzen bedient man sich niedriger Betten mit einem Leder- oder Gurtboden; in den Städten hat man statt der Betten breite, an den Zimmerwänden rings herumlaufende Bänke, welche Sofa oder Sufeh genannt werden. Gewöhnlich aber sitzt man und zwar mit untergeschlagenen Beinen [17]) auf der Erde; 5—6 solcher Betten nebst einigen Polstern zum Schlafen, einiges Holzgeschirr und wenige Kleiderkisten bilden das Hausgeräth. Die gewöhnlichsten Nahrungs-

---

15) Weizen wird, wie in allen Theilen Affghanistans, so auch in der Ebene von Peshaver, als die wichtigste Getreideart betrachtet und daher sehr stark gebaut. Dies hat seine große Wohlfeilheit zur Folge, weshalb die englische Gesandtschaft 1809 in Peshaver für 26 Pfund Weizenmehl nicht mehr als eine Rupie zahlte. Die Bestellzeit für die erste Ernte, welche Behareh, d. i. Frühlingsernte, vom persischen Worte Behar, Frühling, genannt wird, fällt in das Ende des Herbstes. Man säet und bestellt Weizen, Gerste, Addas (Ervum Lens) und Nakhud (Cicer arietinum), sowie Bohnen und Erbsen. Die Ernte selbst findet im Sommer statt. Für die zweite oder die Herbsternte, welche die Paisch- oder Tirmaïernte genannt wird (Pauis bezeichnet den Fall des Laubes, Tirma heißt Herbst), säet man gegen das Ende des Frühlings Reis, Arsan (Hirse, Panicum Italicum), Gall (Panicum Miliarum), Tschowari (Holcus Sorghum), Batschreh (Holcus spicatus), Mais und Masch (Phaseolus Mungo). Arsan und Gall gebraucht man zu Brode.

16) Nach Elphinstone lassen die Affghanen die Jusufseis (s. d. Art.) 900,000 Köpfe stark sein; er selbst glaubt, daß sie sich mit Einschluß der Fakirs und übrigen Überwundenen nur auf 700,000 Mann belaufen dürften. Die Othmankhails berechnet er auf 10,000, die Obermomands ebenfalls auf 10,000 Familien, die verschiedenen Stämme der Kheiberer (Afrider, Schainwarer, Urukseis) sollen 120,000 Köpfe zählen, die Mohamedseis dagegen nur 2000 und die Guggianer 5000 Familien enthalten. Die Momands sollen sich auf 12,000, die Khallils auf 6000 und die Dawudseis auf 10,000 Familien belaufen. Die nördlichen und südlichen Khattaks werden von den Affghanen wahrscheinlich zu hoch, auf 24,000 Familien geschätzt. Die Daulatkhails zählen 8000, die Miankhails gegen 3000, die Baburs der Ebene 4000 und die Sturianer 1000 Familien. Hiernach hätten wir für die ganze Provinz 95,000 Familien und mit Einschluß der Hindker 850,000 Seelen. Nimmt man nun die Familie zu fünf Köpfen an, so würde sich die berechnete Einwohnerzahl der Provinz auf 1,425,000 belaufen. Da nun auf die peshaver Ebene ohne die Jusufseis 35,000 Familien oder 175,000 Köpfe kommen, so scheint, wenn man der Stadt Peshaver 100,000 Einwohner gibt und die 30,000 Hindker mitzählt, die Annahme derjenigen gerechtfertigt, welche die Ebene von 300,000—350,000 Menschen bewohnt sein lassen.

17) Hat ein Verduraner beim Sitzen Rücksichten zu nehmen, so knieet er nieder und setzt sich rückwärts auf die Hacken und zwar so, daß die Schenkel völlig von dem Saume des Oberkleides bedeckt werden. In dieser, einem Europäer unerträglichen, Stellung vermag er Tage lang auszuhalten.

mittel der niedern Volksclasse sind gesäuertes Brod, Reis, Fleisch, Gemüse, Käse und vorzüglich Krut oder Korut (persisch Kaisch) [18]). Milch, dicke Milch und Brod bilden das Frühstück; Brod, Brei, Gemüse und ein wenig Fleisch machen die Bestandtheile der Hauptmahlzeit aus, welche Schami heißt und nach dem letzten Gebet genommen wird. Während der langen Sommertage genießt man heißes Brod als Mittagsmahlzeit. Bei festlichen Gelegenheiten oder wenn Gäste [19]) zur Mittagsmahlzeit geladen sind, wird Hammelfleisch, mit Salz und Pfeffer gekocht, genossen. Die Brühe, die man dabei gewinnt und welche sehr schmackhaft sein soll, wird mit hineingetauchtem Brod genossen. Nur die ärmern Berduraner bestellen ihre Felder selbst; die Jusoffeis überlassen den Ackerbau den Fakirs, die Stämme der Ebene den Hindkern, Sklaven oder Tagelöhnern. Die Reicheren führen blos die Oberaufsicht bei den Feldarbeiten und nehmen höchstens an denselben Theil, um sich Bewegung zu machen. Unbeschäftigt und vorzüglich im Winter bringen die Bewohner der Ebene ihre Zeit mit Gespräch, Rauchen und Anhören von Mährchen und andern Erzählungen zu. Sie besuchen dann gewöhnlich das öffentliche Versammlungszimmer, wo beständig persische Pfeifen [20]) bereit stehen und wo sich auch, wie in Persien, Knaben, seltener Frauen, letztere jedoch häufig in Peshaver einfinden, welche die Anwesenden durch Tanz und Gesang unterhalten.

Die Kleidung der Vornehmen und Reichen ist gewöhnlich die persische, bei den übrigen Volksclassen ist sie halb indisch, halb affghanisch. Im Winter trägt man dunkelblaue Wämser von gesteppter Baumwolle, ebenso weite Hosen von schwarzem oder braunem Baumwollenzeuche. Im Sommer kleidet sich die Mehrzahl in das affghanische Hemd [21]), trägt einen weißen oder blauen Turban und läßt das Lundschi [22]), welches um die Hüften gewunden, oder über die Schultern geworfen wird, den Anzug vollenden. Die Weiber kleiden sich der Hauptsache nach wie die Männer, doch sind die Stoffe, aus welchen sie ihr längeres Hemde, sowie ihre engern Hosen verfertigen, feiner, kostbarer und buntfarbiger. Ohrringe, Halsketten u. dergl. werden ebenfalls getragen.

Die Vergnügungen theilen die Bewohner der Ebene mit den übrigen Affghanen; Jagd, vorzüglich Baize mit abgerichteten Falken, Vogelfang [23]) und Scheibenschießen ziehen sie jedoch allen übrigen Belustigungen vor.

Die Religion der Bewohner vom gesammten Peshaver ist die Muhammedanische, und zwar sind sie eifrige Sunniten, und hassen deshalb die Perser als Schiiten. In den Umgebungen von der Stadt Peshaver finden sich noch einige Reste der Rauschmiten-Sekte [24]). Die Sprachen, welche man in der Provinz wie in der Ebene Peshaver hört, sind das Puschtuh, das Persische und das Hindkersche [25]). Auch sprechen viele Muhammedaner in Pe-

18) Das Krut, welches im Tatarischen Kurut, im Persischen Kaisch genannt wird, besteht in getrockneter, dicker und in harte Klumpen gepreßter Milch. Soll das Krut genossen werden, so schabt und vermischt man es mit dicker Milch. Es hat einen säuerlichen Geschmack, welchen wenigstens Elphinstone nicht angenehm fand. 19) Die Dorfbewohner der peshaver Ebene sind außerordentlich gastfrei. „Wir wurden," erzählt Elphinstone, „oft in Gärten eingeladen und in allen Dörfern hieß uns fast ein Jeder, der uns sah, willkommen. Die Einwohner baten häufig die Herren von der Gesandtschaft, daß sie ihre Gäste sein möchten; bisweilen bemächtigten sie sich ihrer Zügel und ließen sie nicht eher weiter reisen, als bis sie versprachen, an einem künftigen Morgen mit ihnen zu frühstücken und selbst das Versprechen durch einen Handschlag bekräftigen." In der Beschreibung eines solchen Frühstücks heißt es: „es (das Frühstück) bestand aus herrlichem Pillau und köstlicher Milch; wir hielten eine recht tüchtige Mahlzeit und kehrten sehr zufrieden mit unserer Bewirthung von dem Ort und den Leuten nach der Stadt zurück." 20) Die Affghanen rauchen überhaupt weniger als die Perser, schnupfen aber mehr als diese. Daher findet man in vielen (hauptsächlich berduranischen) Dörfern oft nur einen einzigen großen Kullian, welcher zum allgemeinen Gebrauch in dem öffentlichen Versammlungszimmer aufbewahrt wird. Man raucht auch Hanf, sowie den berauschenden Saft Tschirs. 21) Das affghanische Hemd, welches Kamiß (daher ital. camiscia, franz. chemise genannt, weil mit der Sache auch der Name vermittels der Kreuzzüge aus dem Morgenlande in das Abendland kam) reicht blos bis auf die Kniee und gleicht einem Fuhrmannshemde mit weiten Ärmeln. 22) Lundschi (Laudschi) heißt eine Art seidener oder halbseidener Shawls, welche, oft kostbar durch Stickereien in Gold und Silber, theils zu Gürteln, theils zu Turbanen dienen. Bahawulpur in Khorasan ist berühmt durch die Lundschis geworden, welche daselbst verfertigt werden.

23) „Sehr häufig," sagt Elphinstone, „begegneten wir Leuten aus dem geringen Volke mit einem Habicht auf der Faust und einem Spürhunde hinter sich; oft sahen wir Vogelsteller, welche Wachteln zwischen dem Weizen fingen, nachdem die Ernte weit genug vorgerückt war. Es wurde eine unglaubliche Menge dieser Vögel gefangen. Die Affghanen haben eine außerordentliche Leidenschaft für die Baize und Jagd. Der König selbst ging bisweilen auf die Baize, verkleidet wie ein gemeiner Affghane, mit einem Falken auf der Faust und nur von einem einzigen Begleiter gefolgt." 24) Der Stifter dieser Sekte war Bajasid Ansari, welcher, unter der Regierung Kaiser Acbar's im 16. Jahrh. lebend, sich selbst Piri Rauschen, d. i. Apostel des Lichts, nannte, von seinen Gegnern aber Piri Tarikh, d. i. Apostel der Finsterniß, genannt wurde. Bajasid war ein Mann von großen Talenten und seine religiösen Ansichten breiteten sich so schnell unter den Berduranern aus, daß er Heere sammeln und sich den, zur Unterdrückung der Sekte ausgesendeten, königlichen Truppen widersetzen konnte. Er unterlag jedoch und starb aus Gram. Sein Hauptgegner war der Derwisch Akhond. Seinen Söhnen Dschelaleddin und Kemuleddin gelang es zwar, die Sekte noch eine Zeit lang aufrecht zu erhalten, als sie aber auf Befehl des Derwisch Akhond in den Sind geworfen und ihre Brüder größtentheils niedergehauen worden waren, verlor sich die Sekte allmälig. Die Glaubenssätze des Ansari waren eine Mischung der Lehren der Sofis (s. d. Art.) und der indischen Joger. Von den letztern nahm er unter andern die Seelenwanderung an. Was er selbst hinzuthat, bestand hauptsächlich darin, daß er behauptete, Gott habe sich in ihm auf das Vollkommenste offenbart, und daß er alle, welche nicht zu seiner Partei übertraten, für Todte erklärte, deren Güter seinen Anhängern als den lebenden Erben zufallen müßten. Der letzte Satz trug vorzüglich bei, die Zahl seiner Jünger zu vermehren. 25) Das Puschtuh ist die eigentliche Sprache der Affghanen, welche sich selbst in der einfachen Zahl Puschtun, in der Mehrzahl Puschtaneh nennen. Die Berduraner sprechen das letztere Wort wie Puktahneh aus, woraus die Indier Patan, Pitan gemacht zu haben scheinen. Das Persische ist die Sprache der Vornehmen und Gebildeten, auch fast alle Handeltreibenden verstehen und sprechen Persisch. Das Hindkersche ist die Sprache der Hindker. Diese sind unbestreitbar indischer Abkunft, wie ihre Gesichtszüge und ihre Sitten beweisen, obgleich sie manche Gebräuche der östlichen Affghanen angenommen haben. Sie sind in Kabul und Beludschistan zahlreicher als die Tadschiks (s. d. Art.), deren Zahl man auf 1,500,000 berechnet, und werden schlechter behandelt als diese. Man findet die Hindker unter dem Namen Dschaten am östlichen Ufer des Sind

shaver eine Art Hindustanisch, obgleich sie mehr oder weniger Puschtuisch verstehen.

3) Peshaver, Stadt und Hauptort der nach ihr benannten Provinz und Ebene, liegt unter 88° 11′ östl. L. und 33° 22′ nördl. Br. zwischen den kleinen Flüssen Barra und Budina, bildet von Mauern umgeben und von drei Bächen, über welche Brücken führen, und deren Ufer selbst in der Stadt mit Maulbeer- und Weidenbäumen bestanden sind, um- und durchflossen, auf einem unebenen Boden ein vollkommenes Viereck, welches einen Umfang von fünf engl. Meilen haben soll und hat gutgepflasterte, aber enge und abschüssige Straßen, welche überdies, da sich der Rinnstein in ihrer Mitte befindet, meist schlüpfrig und unbequem sind. Die Privathäuser, welche man aus Lehmsteinen und Fachwerke aufführt, haben gewöhnlich drei Stockwerke, deren unterstes die Kaufläden[26]) enthält. Der außerordentlichen Hitze wegen haben sowol die Häuser der Reichen als der Ärmern in Peshaver ein kellerartiges Erdgeschoß, welches meist in denselben Verhältnissen, wie das über der Erde befindliche Gebäude angelegt, gemalt und mit Geräthe versehen ist. Dieses Erdgeschoß hat zuweilen zwei Stockwerke; es erhält sein Licht durch breite, niedrige und dicht an der Decke angebrachte Fenster und die in ihm befindlichen Gemächer werden Firsemines und Tehkahnis genannt. Häufig findet man auch in einem Saale dieser unterirdischen Behausung eine Quelle. Der Palast, in welchem der Schach von Kabul seine Winterresidenz aufzuschlagen pflegt, liegt in der nördlich von der Stadt auf einem Hügel befindlichen Burg, welche Balla Hissar genannt wird. Der Palast enthält einige schöne Säle, von welchen man eine romantische Aussicht genießt. Die Burg selbst, welche, von der Nordseite gesehen, einen imposanten Anblick gewährt, während man überall Spuren der Schwäche und des Verfalls erblickt, sobald man sie von der Stadt aus ins Auge faßt, enthält nicht nur mehre geräumige und gut angelegte Lustgärten, sondern wird auch von solchen umgeben. Unter den Gärten[27]), deren man überhaupt in Peshaver, sowol in der Stadt selbst, als in ihrer nächsten Umgebung eine große Menge findet, zeichnet sich der parkähnliche Garten Schah Leman besonders aus, und Elphinstone beschreibt ihn ausführlich. Die Paläste der Großen sind zum Theil glänzend, doch nicht so prächtig, wie in andern Theilen Kabuls. Sie sind sämmtlich von hohen Mauern eingeschlossen und enthalten außer den Ställen und Bedientenwohnungen rc. drei bis vier, größtentheils zu Gärten eingerichtete und mit Springbrunnen versehene, Höfe. An der einen Seite dieser Höfe befindet sich ein 2—3 Stock hohes Gebäude, welches mehre kleine Zimmer und Säle enthält, von welchen letztern die in der Mitte befindlichen die ganze Höhe des Gebäudes einnehmen. Schlanke Holzsäulen und arabische Bogen stützen diese Säle und weder an ihnen, noch sonst wo läßt man es an Schnitzwerk, Malereien und andern Verzierungen[28]), namentlich an persischen Gemälden und Spiegeln, fehlen. An den übrigen Mauerseiten laufen kleine Zimmer mit dem erwähnten Erdgeschosse hin. In den meisten Zimmern und Sälen findet man Kamine; auch Öfen sind nicht ungewöhnlich, und die in Persien gebräuchlichen Nischen, zum Theil reich durch Malereien ausgestattet, trifft man in den Wohnungen der Reichen, wie der Armen. Jene stellen in ihnen Glasflaschen mit eingemachten Früchten und Gemüsen von verschiedener Farbe, diese chinesische Tassen auf, in welchen sie die Früchte für den Winter bewahren. Zitz oder Leinwand mit in Öl gemalten Thieren, Vögeln, Blumen rc. dienen zu Vorhängen; Polster (Filze) und Teppiche, die letztern oft von hohem Werth[29]), längs den Wänden, bilden das einzige Hausgeräth; Tische und Stühle sind unbekannt. Der Harem befindet sich im innersten Hofe und steht durch einen geheimen Gang mit den Empfangszimmern in Verbindung. Von dem geringern Adel haben nur wenige Wohnungen in Peshaver.

Moscheen sind zahlreich in der Stadt, keine ist jedoch durch irgend etwas bemerkenswerth. Die auf der Stelle eines indischen, Gorehketeri geheißenen, Wallfahrtstempels erbaute Karavanserei ist schön. Öffentliche Bäder, die warmen heißen Humans, sind gleichfalls vorhanden, doch

---

im Pendschab und mit Beludschen vermischt, im südwestlichen Beludschistan, wo sie Dschagdals oder ebenfalls Dschaten genannt werden, in Mackelwad und in Lus, wo der zu ihnen gehörige Stamm Tschoknah und Numri genannt wird. Um Callabagh am Indus und in dem angrenzenden Pendschab nennt man sie Awaner. Die Parandschehs, welche gleichfalls zu den Hindkern gehören, liefern jetzt blos große Fuhrleute und Karavanenführer. Um Peshaver und in Batschauer sind sie zahlreich; auch findet man sie unter den Jusofseis und im Osten Kabuls. Ihre Sprache ist eine Art der Hindustanischen, wie es im Pendschab gesprochen wird. Nicht zu verwechseln mit den Hindkern sind die Hindus. Man trifft diese, welche nach Elphinstone sämmtlich aus der Kriegerkaste der Kahetri stammen, aber nichts weniger als kriegerischen Geist haben, westlich bis Astrachan und Arabien, östlich bis Peking in China. Auch in Persien finden sie sich und in Bokhara wie in der Tatarei werden sie begünstigt. In den Städten leben sie, oft in beträchtlicher Anzahl als Mäkler, Kaufleute, Bankiers, Goldschmiede, Korn- und Victualienhändler; auf den Dörfern treiben sie eben diese Geschäfte und geben zugleich die Schreiber und Rechnenmeister ab. In Kabul findet man sie bei jedem vornehmen Manne theils als Haushof-, theils als Schatzmeister; ja man hat Fälle gehabt, daß sie die Regierung zu Statthaltern der Provinzen ernannte, wie z. B. zu Elphinstone's Zeit ein Hindu Statthalter von Peshaver war.

26) „Die Läden," heißt es bei Elphinstone, „waren alle offen" (d. h. nach der Stunde des Gebets). „Trockne Früchte, Nüsse, Brod, Fleisch, Stiefeln, Schuhe, Sattlerarbeiten, Ballen mit Tuch, irdenes Geschirr, fertige Kleider, Bücher rc. waren entweder vor den Läden aufgestapelt oder hingen an Haken vom Dache herunter. Unter den schönsten Läden waren die der Fruchthändler, wo Äpfel, Melonen, Pflaumen und auch Orangen, obgleich diese in Peshaver selten sind, in Haufen mit indischen Früchten vermischt, und die Garküchen, wo alles in gemalten und glasirten Schüsseln aus Thon, die daher wie Porzellan aussehen, aufgetragen ward."

27) Die Gärten werden gewöhnlich durch einige Gebäude, sowie durch die mit Kuppeln versehenen Mausoleen verstorbener Muhammedaner verschönert. 28) Die Hauptverzierungen der Wände und Säulen bestehen in Blumen, welche nach verschiedenen Mustern mit Wasser- oder Ölfarben auf einen weißen Grund aufgetragen werden. Der letztere besteht aus weißen, mit glänzender Silbererde (Sim Dschil) vermischten Wachs. 29) Mullah Dschaffer von Sistan besaß einen für den Schah Mahmud bestimmten Teppich, in dessen Besitz er nach dessen Entthronung gelangte. Er foderte 10,000 Pfund für denselben und meinte doch, daß diese Summe seinem wahren Werthe nicht entspreche.

die Peshaver baden gewöhnlich im Freien, da das warme Klima dies nicht nur erlaubt, sondern auch angenehmer macht. Peshaver ist der Sitz des Gouverneurs, des Muhtesibs, des königlichen Sirdars und Kadis, sowie der übrigen Provinzialbeamten. Die Zahl der Einwohner, welche dem größten Theile nach indischen Ursprungs sind, wird auf 80,000, von Elphinstone auf 100,000 [30]), angegeben, unter welchen sich selbst Juden befinden. Die Hauptsprachen, welche man hört, sind das Puschtu, Hindki (vergl. Note 25) und das Persische; allein man hat auch Gelegenheit, sich mit vielen andern Sprachen bekannt zu machen, da der Handel, wie die Wissenschaften Menschen aller Nationen und Länder in Peshaver versammeln. Denn Peshaver ist in der ersten Hinsicht die Hauptniederlage für die Waaren Hindostans und es sendet mit diesen Karavanen nach allen Himmelsstrichen, vorzüglich nach dem chinesischen Turkestan. Man findet daher große Bankiers und oft sehr reiche Kaufleute. Die ersteren sind fast ohne Ausnahme Hindus, da das Verbot des Korans, Zinsen zu nehmen, die Muhammedaner verhindert, Bankiergeschäfte zu treiben. Die Kaufleute sind in der Regel Hindker, Perser oder Affghanen, obgleich die letztern weder einen Laden halten, noch ein Handwerk treiben. Sie zeichnen sich weniger durch Reichthum und ausgebreitete Handelsverbindungen, wie dies in Persien und Indien der Fall ist, als durch Einfachheit, Mäßigkeit, Anspruchlosigkeit und diejenige Bildung aus, welche Reisen und Aufenthalt in fremden Ländern gewähren. Nie Verschwender, lieben sie die Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens. Doch nicht blos für den Handel mit indischen Waaren ist Peshaver von Bedeutung, sondern auch für den inländischen und Provinzialhandel. So vertauschen die Jusufseis ihr Getreide in Peshaver gegen feinere Manufacturwaaren, und die Obermomands setzen ihre Matten gegen Salz, baumwollene Zeuche, grobes Seidenzeuch und andere Waaren um. Ein Gleiches geschieht von den übrigen Stämmen der Provinz und Ebene Peshaver. Auch an Krämern, Künstlern und Handwerkern fehlt es in Peshaver nicht. Man findet Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Buchhändler, Buchbinder, Papierverkäufer und Tintenfaßverfertiger (Kallamdas). Ferner Siegelstecher, Büchsenmacher, Schwertfeger, Stahlpolirer, Bogen-, Pfeil- und Rüstungsverkäufer, denen Rhinocerose und Büffel das Material zu ihren Arbeiten liefern, Schuh-, Stiefel-, Pantoffel- und Knopfmacher, Sattler, Hufschmiede, Maler, Obst-, Gemüse- und Tabakhändler, Droguisten, Essenzen- und Parfümerienverfertiger, Sticker, Putzhändler, Scherbet- und Eisverkäufer (Fullodeh), Zuckerbäcker, Fleischer, Bäcker rc. [31]). Dagegen fehlt es Peshaver, wie dem ganzen Kabulreich, an Postanstalten, welche sich mit den europäischen vergleichen ließen. Die Regierungsboten heißen Tschoppers, welche zu Pferde außerordentliche Strecken zurücklegen. Fußboten werden Cossids genannt, und sie legen den 210 engl. Meilen betragenden Weg von Peshaver nach Kabul oft in vier Tagen zurück.

Was den Bewohnern Peshavers, sowie denen der übrigen Städte Kabuls vorzüglich lästig fällt, das ist die Verwaltung der Polizei, welche sich in den Händen der Geistlichkeit befindet. Denn werden gleich durch die Polizeibeamten, die ihre Stellen meistens pachten und welche in der Nacht häufig die Runde machen und die Bezirksthore zwischen 11—12 Uhr bis zum Anbruche des Tages, in welcher Zeit Niemand ohne Gefahr arretirt zu werden, ausgehen darf, verschließen lassen, Diebstähle und andere Verbrechen verhindert, so fehlt es ihnen doch nicht an Gelegenheit zu Erpressungen, zumal da sie auch die Aufsicht über die Beobachtungen der religiösen Vorschriften und über die Sitten zu führen haben [32]). Außer dem Muh (Moh) tesib hat auch ein Hakim, sowie ein Sirdar, seinen Sitz in Peshaver. Der Hakim erhebt die Abgaben und befehligt die Landwehr, der Sirdar steht an der Spitze der regulären Truppen, muß den Hakim und Kadi bei der Ausübung ihres Amtes unterstützen und für die öffentliche Ruhe sorgen. Oft verwaltet der Kadi, zumal wenn er ein Durahner ist, auch das Amt des Hakims. Außer dem Mohtesib und dem Darogha, welche in Peshaver durch Eine Person vertreten werden, hat auch der Mirschab (Katwal in Indien) mit der Polizeiverwaltung zu thun. Er zahlte zu Peshaver nach Elphinstone jährlich eine Summe für sein Amt und erpreßte Gebühren von Spielhäusern, Weinladen, verdächtigen Personen und lüderlichen Häusern, welche hier geduldet werden.

Gleichwie durch seinen Handel ist Peshaver auch durch seine Unterrichtsanstalten berühmt und die Stadt gilt für die gelehrteste in diesen Ländern, weshalb sich selbst mehr Studenten aus Bokkara nach Peshaver als

30) Nach Malcolm beträgt jedoch die Einwohnerzahl nur 10,000. In einer Note seiner History of Persia (T. I. p. 319) heißt es nämlich: The town of Paishawur is still of some magnitude, having ten thousand inhabitants. Da er sich dabei auf Elphinstone's Manuscript zu beziehen scheint, so wissen wir diese Verschiedenheit der Angaben nicht zu reimen. An einen Druckfehler ist wenigstens bei Malcolm nicht gut zu denken. Denn wenn auch nicht ten, sondern 10,000 sich fände, so würde doch das is still of some magnitude dies verbieten, da diese Worte nicht auf eine Stadt passen, welche 100,000 Einwohner hat. 31) Da man in Kabul mehre Gewerbe in eine Classe bringt, so hat man dieselben überhaupt auf 32 reducirt, obgleich man deren allein in Kabul 75 und mehr zählt. Was die sie betreibende Classe am meisten drückt, ist die Verpflichtung, Buden für den Urdu Basar oder den Markt des Lagers zu liefern, welche auf Peshaver, Herat, Kandahar und Kabul lastet. So oft nämlich der Schah seinen Wohnsitz von einer Stadt nach einer andern verlegt, erhalten die Gildenvorsteher (Kadkhodas) Befehl, für jedes Gewerbe eine Bude zu liefern, welche den Hof bis zur nächsten Stadt begleitet. Die zu einer solchen Bude gehörigen Handwerker werden dann nicht nach ihrer Arbeit bezahlt, sondern besoldet, und zwar auf eine solche Weise, daß sie offenbar großen Nachtheil erleiden.

32) Für die Aufrechterhaltung der Religion und Sitten sorgt der Muhtesib. Vergehen gegen dieselben kann er mit 40 Streichen vermittels des im Koran beschriebenen, breiten Lederriemens oder dadurch bestrafen, daß er den Verbrecher auf einem Esel oder Kameel mit nach dem Schwanze gekehrtem Gesichte durch die Straßen der Stadt führen läßt. Der Mutehsib zu Peshaver war zwar von angesehenem Range und schien gesetzt und gefühlvoll zu sein, dennoch sah ihn Elphinstone nie ohne den Lederriemen in dem Gürtel. Die Furcht vor der Schande macht den Mutehsibs manche Erpressung möglich und sie sind deshalb allgemein verhaßt.

aus Peshaver nach Bokkara begeben, um die höhern Zweige der Theologie und Rechtswissenschaft zu studiren. Daher ist die Zahl der Mullahs (Mollahs) in und um Peshaver auch außerordentlich groß und sie erlauben sich oft die öffentliche Ruhe störende Ausschweifungen. Außer den höhern Unterrichtsanstalten oder Akademien trifft man in Peshaver, gleichwie in den übrigen Städten, auch Volks- oder Bürgerschulen an, deren Lehrer vom Schulgelde leben. Sie erhalten gewöhnlich monatlich 15 Pence oder auch mehr, je nachdem der Vater des Schülers bemittelt oder unbemittelt ist[33].

Trotz dem, daß die Bewohner der Stadt Peshaver im Allgemeinen gebildeter sind, als die anderer Städte, herrscht doch noch mancher Aberglaube unter ihnen. Sie suchen, gleich dem Perser, nach dem Steine der Weisen, glauben an die Beschwörungen indischer Gaukler, sowie an Geister, astrologische und geomantische Berechnungen. Die Vergnügungen und Spiele theilen sie mit den übrigen Städtebewohnern, und vorzüglich lieben sie das sogenannte Sail[34], Triktrakspielen, Keulenschwingen, Bogenspannen, Hahn- und Wachtelgefechte, Gesang und Tanz füllen die müßigen Stunden der Bewohner von Peshaver, welche auch den Aufenthalt in ihren Gärten sehr angenehm finden.

4) **Peshaver, Geschichte der Provinz und Ebene von.** Die Geschichte der Provinz und Ebene von Peshaver tritt erst spät an das Licht. Die Urbewohner der letztern scheinen Hindus gewesen zu sein, deren Nachkommen wir noch in den Hindkern (vergl. Note 25) zu erblicken glauben, und sie bildete einen Theil desjenigen Gebiets, welcher, zum nördlichen Indien gehörig, von Hindufürsten beherrscht wurde. Als einen solchen nennt uns die Geschichte einen gewissen Jypaul oder Chipaul, welchen Subactagin, der dritte Herrscher aus der Ghizni (Ghasni- Ghuznee-) dynastie, mehrmals besiegte und den dessen Sohn, Mahmud, in den Tod trieb[35]. In dieser Zeit wurde die peshaver Ebene zugleich mit der Provinz Limgham[36] Subactagin tributpflichtig, behielt jedoch indische Fürsten; denn Subactagin's Sohn, Mahmud, sah sich genöthigt, auch gegen einen andern derselben, Namens Jabsais, zu Felde zu ziehen. Er besiegte ihn, ließ sich eine bedeutende Geldstrafe erlegen und verdammte ihn zum ewigen Gefängnisse. Nach Zerstörung des Ghiznireiches im 12. Jahrh.[37]) durch die Seldschucken kam die peshaver Ebene zugleich mit den meisten übrigen Provinzen Kabuls unter die Botmäßigkeit dieser und um diese Zeit scheint sich der affghanische Stamm der Dilasaks der Ebene, eines Thei-

33) Gleichwie in Persien und in andern Ländern erhalten die Kinder den Unterricht entweder durch Privat- (Haus-) oder öffentliche Lehrer. Nach einem traditionellen Gesetze Muhammed's lernt das Kind in Peshaver, wenn es 4 Jahre 4 Monate 4 Tage alt ist, die Buchstaben kennen. Da diese Kenntniß sich aber bald wieder verliert, indem der Unterricht bald bis zum sechsten oder siebenten Jahre abgebrochen und erst dann wieder aufgenommen wird, so lernt es von Neuem buchstabiren und lesen, und man gibt ihm zu dem letztern Zwecke kurze Gedichte Sadi's, welche die Tugend preisen und das Laster in seiner Häßlichkeit darstellen. Hiermit bringt man vier Monate bis ein Jahr zu. Gemeine Leute gehen jetzt zum Koran über und lesen Bücher in der Landessprache; die Reichern und Vornehmern beschäftigen sich dagegen mit den persischen Classikern und der arabischen Grammatik. Diejenigen, welche Mullahs werden wollen, treiben das Studium der Grammatik oft Jahre lang und begeben sich dann nach Huschtnuggur oder Peshaver, um Logik, Rechtswissenschaft und Theologie zu studiren, denn die Kenntniß dieses Kleeblatts ist für einen Mullah unumgänglich nöthig. Viele beschäftigen sich indessen auch theils der Mode wegen, theils aus Neigung, theils aus pecuniären Rücksichten mit Moral, Physik, Geschichte, Dichtkunst und Medicin. Hat nun der Student seine Studien vollendet und seine erworbenen Kenntnisse durch ein Examen dargethan, so wird ihm in einer Versammlung von Mullahs die Würde eines solchen dadurch ertheilt, daß ihm der Vornehmste in der Versammlung den Doctorhut aufsetzt, d. h. ihm den großen weißen, eigenthümlich gestalteten Turban um den Kopf windet. Außer diesem Turban tragen die Mullahs noch einen großen, flatternden Überrock von schwarzer oder weißer Baumwolle. Da Gelehrsamkeit in Kabul wie in Persien hoch geachtet wird, da übrigens die Erziehung der Jugend, die Rechtsverwaltung und die Bekleidung geistlicher Ämter nur Mullahs zukommt, so ist ihre Zahl sehr groß und um Peshaver und durch das ganze Land der Verduraner sind sie besonders mächtig. Oft misbrauchen sie diese Macht, indem sie sich in Masse versammeln, um wirklich oder vermeintlich ihnen angethanes Unrecht zu rächen, oft aber tragen sie auch dazu bei, die Streitigkeiten und Fehden der Ulussen (Stämme) zu schlichten. Vergl. den Art. Mullah. 34) Das Wort Sail, welches nach Elphinstone das verdorbene arabische oder persische Seir ist, bedeutet soviel als „Vergnügen der Aussichten.“ Man vereinigt sich nämlich, gewöhnlich am Freitage, wo alle Läden geschlossen sind, zu Lustpartien nach irgend einem, eine schöne Aussicht gewährenden, Hügel oder einem benachbarten Garten, in welchem man für geringes Geld die Erlaubniß erhält, Früchte von den Bäumen zu essen, soviel man will. Andere Lebensmittel, Fulodeh und Süßigkeiten werden auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft und man verlebt den Tag, indem man Triktrak spielt, Sänger und Musikanten anhört, Tänzern und Tänzerinnen, denn in Peshaver findet man, wie gesagt, auch die letztern häufig, zusieht oder sich sonst belustigt. Die Bewohner Kabuls machen solche Sails oder Lustpartien nach den reichen, 30 engl. Meilen entfernten Thälern des Kohdaman, die von Peshaver nach den reizenden Ufern des Budinabaches.

35) Jypaul ließ einen Scheiterhaufen errichten, und bat den Himmel, daß er seinen freiwilligen Flammentod als ein Opfer für seine Sünden annehmen möge, durch welche er Unglück über sein Volk gebracht habe. Malcolm bemerkt, daß solche freiwillige Aufopferungen bei der indischen Kriegerkaste etwas sehr Gewöhnliches wären. 36) Nach Malcolm ist die Provinz Limgham wahrscheinlich der District Lingham, welcher noch jetzt den Herrschern von Kabul unterworfen ist. 37) Die Herrscher der Ghiznidynastie waren:

Abustakeen				
Subuctageen, welcher im J.	365	der Hegira,	976	nach Chr. Geb.
Ismail	387	. . . . .	997	. . . . . .
Mahmud	387	. . . . .	997	. . . . . .
Mahomed	421	. . . . .	1030	. . . . . .
Massoud	422	. . . . .	1031	. . . . . .
Madud	433	. . . . .	1041	. . . . . .
Massoud	441	. . . . .	1049	. . . . . .
Aly	441	. . . . .	1049	. . . . . .
Abdurrasheed	443	. . . . .	1052	. . . . . .
Furrukhzaud	444	. . . . .	1053	. . . . . .
Ibrauhim	450	. . . . .	1059	. . . . . .
Massoud	492	. . . . .	1098	. . . . . .
Arslan Schah	508	. . . . .	1104	. . . . . .
Behram Schah	512	. . . . .	1108	. . . . . .
Khusru Schah	547	. . . . .	1152	. . . . . .
Khusru Malek	555	. . . . .	1160	. . . . . .

den Thron bestieg. Da Khusru Malek 1184 den Thron verlor, so bestand die Ghiznidynastie 207 Jahre.

les von Batschauer und, mit Inbegriff von Dschodsch und Hesareh, aller östlich von diesen Gebieten liegenden Länder bis zum Hydaspes (Tschelam, Behut, Vidusta) bemächtigt zu haben. Die indischen Urbewohner traten jetzt in das Verhältniß der Tadschiks des Westens (s. d. Art.), obgleich sich dieses weniger günstig bei ihnen gestaltete. Im 16 Jahrh. nahmen von Ulugh Begh aus Kabul vertriebene Stämme der Jusosseis (s. d. Art.) ihre Zuflucht zu den Dilasaks und diese wiesen ihnen das Doabeh zu Wohnsitzen an. Bald aber fühlten die, durch neue Schwärme ihres Stammes verstärkten Jusosseis sich in ihrem Gebiete beengt; sie entrissen daher den Dilasaks Anfangs denjenigen Theil von Batschauer, welchen diese inne hatten, und vertrieben sie endlich aus allen ihren Besitzungen im Norden vom Kabul. Ein gleiches Schicksal hatte der Sultan Oveiß von Swat, welches die Länder zwischen den Dilasaks und der Hindukuhkette in sich begriff. Nachdem die Jusosseis ihre Eroberungen vollendet hatten, schritten sie zur Ländervertheilung. Den Mohamedseis, welche früher in Khorassan (Chorasan) gewohnt hatten, überließen sie die Gegend um Huschtnuggur und den Guggianern, welche der Kaiser Baber, der die Jusosseis sich vergebens zu unterwerfen strebte, aus der Gegend von Kabul vertrieben hatte, wiesen sie das, von ihnen bis jetzt bewohnte, Doabeh, sowie einen Theil von Batschauer an, aus welchem jedoch die Guggianer späterhin wieder vertrieben wurden. Außer diesen Stämmen ertheilten die Jusosseis, welche das übrige Land der Dilasaks, namentlich Pentschcora, das damals zu Batschauer gehört zu haben scheint, für sich behielten, dem Ossmankhail Wohnsitze in den östlich von Batschauer gelegenen Gebirgen und Turkolaner und Turkaner besetzten den übrigen Theil von Pentschcora. Da die Dilasaks so durch die Jusosseis geschwächt waren, so benutzten dies die Mehmends, Khallils und Dawudseis, um sie auch aus ihren übrigen, südlich vom Kabul gelegenen, Besitzungen zu vertreiben. Sie verließen daher ihre bisherigen Wohnsitze, welche sich, denn nur die Mehmends scheinen zu Baber's Zeit südlich von Ghizni gewohnt zu haben, westlich von der eben genannten Stadt den Tarnak entlang befanden und drangen von Kamram, Baber's Sohn, unterstützt, nach der peshaver Ebene vor, vertrieben auch hier die Dilasaks bis auf geringe Reste und bemächtigten sich ihres Landes. Von jetzt an blieb die peshaver Ebene, in welcher Sultan Akbar im 16. Jahrh. die Stadt Peshaver gründete, zugleich mit andern Theilen Kabuls eine Besitzung des Delhireiches, und aus dieser Zeit schreibt es sich her, daß sich in diesem Landstrich eine so starke Mischung des Indischen und Affghanischen findet. Als jedoch Amed Schah im October 1747 mit Zustimmung der Oberhäupter der Durahner, Hasarer, Kisilbaschen und Beludschen zu Kandahar gekrönt worden war, vertrieb er den Statthalter von Kabul und Peshaver, Nasser Khan, welcher sich für den Großmogul erklärt hatte, mit Hilfe der Affghanenstämme von Peshaver und fügte die Provinz und Ebene des letztern Namens dem durahnischen Reiche hinzu. Die Stadt Peshaver war von jetzt an ein Lieblingsort der neuen Kabulherrscher, und königliche Prinzen wurden häufig hier zu Statthaltern ernannt. Im Jahre 1779 war Peshaver in Gefahr, von Feisullah Khan, einem Häuptling der Khallils, erobert zu werden, indem sich der Derwisch Sahebsadda von Tsamkani Feisullahs bediente, um den Schah Timur vom Throne zu stürzen. Der Anschlag misglückte und Feisulla büßte mit seinem Sohne denselben mit seinem Leben. Dennoch ließ sich ein Häuptling der Obermomands, Namens Arsilla Khan, welcher sich in Timur's Feldzügen ausgezeichnet hatte, zu einer neuen Empörung verleiten, wobei er die Wege zwischen Peshaver und Kabul unsicher machte. Bald jedoch hatte er das Schicksal seines Vorgängers, denn Timur, welcher kurz darauf am 20. Mai 1793 zu Kabul an einer Krankheit starb, die er sich auf einer Reise von Peshaver nach dieser Stadt zugezogen hatte, ließ ihn einigen seiner Todfeinde ausliefern, welche ihn hinrichteten. Nach Timur's Tode, welcher es versäumt hatte, einen Nachfolger zu ernennen, wollte man den Statthalter von Peshaver, den Prinzen Abbas, auf den Thron setzen; allein es gelang dem Schah Seman, sich desselben zu bemächtigen, wozu die Lieblingsgemahlin Timur's am meisten beitrug. Nachdem Schah Seman sich den Besitz des Thrones gesichert hatte, begab er sich nach Peshaver, um von hier aus Indien anzugreifen. Allein Empörungen und Aufstände in den entfernteren Provinzen des Reichs verhinderten dies für jetzt, ohne daß er deshalb seinen Plan gegen das Pentschab aufgegeben hätte. Das erste Mal marschirte er 1795, das zweite Mal 1796, das letzte Mal am 25. October 1798 von Peshaver aus, drang bis Lahore vor und empfing die Huldigung der Häupter der Sikhs und Muhammedanischen Semindars, doch nöthigte ihn ein Einfall des Perserkönigs, Futteh Ali Schah, nach Peshaver zurückzukehren, wo er am 30. Januar 1799 eintraf. Nachdem Schah Seman einer Verrätherei unterlegen und Mamud an dessen Stelle getreten war, faßte Seman's Vollbruder, Schuja ul Mulk, den Entschluß, sich selbst zum Herrscher Kabuls aufzuwerfen. Durch reiche Geschenke gewann er die Stämme von Peshaver für sich und brach an der Spitze von ungefähr 10,000 Mann von Peshaver nach Kabul auf. In der Ebene Eschpahan kam es zwischen ihm und Mahmud's Truppen zu einem Treffen, welches er verlor, obgleich sich der Sieg Anfangs auf seine Seite zu neigen schien. Er floh in die Kheibergebirge und brach während die Ghildscher und Durahnerstämme im Kampf mit einander begriffen waren, an der Spitze von 12,000 Kheibern gegen Peshaver auf, wurde jedoch von den königlichen Truppen geschlagen und wieder gezwungen, in das Gebirge zu fliehen. Doch bald änderte sich seine Lage. Mahmud hatte sich durch seine Schwäche verhaßt gemacht, Schujah fand neue Anhänger unter den Stammhäuptern und durch sie gelang es ihm, Mahmud gefangen zu nehmen und ihn in ein Fort einsperren zu lassen. Jetzt befreite Schujah seinen Bruder Seman und ließ dessen Verräther, den Mullah Aschik, hinrichten. Mancherlei Wirren hinderten den König eine Zeit lang in seiner Thätigkeit; endlich sammelte er in Peshaver ein Heer von 30,000 Mann, um Kaschmir zu unterjochen. Dies

gelang, allein bald brachen neue Unruhen aus, indem unzufriedene Große den Prinzen Keiser zum Könige zu machen strebten. Allein auch dies Mal trug Schujah am 3. März 1808 einen glänzenden Sieg davon und rückte als Sieger in Peshaver ein. Keiser hatte sich unterworfen; Mahmud dagegen, welcher durch einen Empörer in Freiheit gesetzt worden war, suchte den König von Neuem, doch vergebens, zu stürzen. Er wurde geschlagen, Kandahar erobert und Schujah kehrte am 10. Jan. 1809 nach Peshaver zurück. Wir übergehen die spätern Ereignisse, indem sie Peshaver und die peshaver Ebene nur wenig berühren[38]), und verweisen auf die Art. Afghanen und Afghanistan. (*G. M. S. Fischer.*)

Peshgerdshi-Baschi, türkisches Hofamt; s. Pforte und Osmanisches Reich.

PESIÄJÄRVI, ein See in der finnischen Landschaft Kajana, Pastorats Hyrynselmi, auf dessen umgebenden Bergen man, unter 65 Gr., die Mitternachtssonne um Johannis sieht; am See das Dorf Pesiä. (*v. Schubert.*)

Pesie, s. Pecha.

PESKAL, der oberste der bösen Götter bei den Lappländern, hauset nebst dem über die Sünder und Gottlosen waltenden Rota in der sich mitten in der Erde findenden Hölle *). (*Ferdinand Wachter.*)

PESLA, in Handschriften auch Pescla genannt, ein Ort in der Thebais, am Nil gelegen. Seine Lage ist noch nicht wieder aufgefunden[1]), obwol dieselbe durch Antonin's Wegortverzeichniß sehr bestimmt angegeben scheint[2]). d'Anville sucht[3]) den Ort in dem heutigen Kusseir, jedoch mit Unrecht. Mannert nimmt[4]) dessen Meinung zwar nicht an, irrt aber ebenso sehr. Pesla war ein Garnisonort teutscher Soldaten im römischen Dienste, die zu dem Heer des thebaischen Feldherrn gehörten, wie die Notitia dignit. utr. imperii nachweist[5]). Sonst wird dieser Ort von den Alten nicht erwähnt. (*W. Hoffmann.*)

PESMES, Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement der Obersaône (Franche-Comté), Bezirksstadt Gray, liegt $5\frac{1}{2}$ Lieues von dieser entfernt, am Flusse Oignon, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche, ein Schloß, 260 Häuser und 1548 Einw., welche vier Jahrmärkte, Lederfabriken, Eisenhämmer und Hochöfen unterhalten. Der Canton Pesmes zählt in 20 Gemeinden 13,818 Einw. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PESMES (Franciscus Ludwig von), Herr von St. Saphorin (im ehemaligen Canton Bern, jetzt im Canton Wadt), daher auch unter dem Namen General von St. Saphorin bekannt, stammte aus einem adeligen Geschlechte zu Genf, aus welchem Mehre im 15. Jahrh. die Würde eines Syndicus bekleideten, und welches dort solches Ansehen besaß, daß der Herzog von Savoyen, als es ihm während der Kämpfe mit Genf zur Zeit der Verbreitung der Reformation gelang, Andreas von Pesmes in seine Gefangenschaft zu bringen, sich rühmte, den ganzen Adel von Genf in seiner Gewalt zu haben. Am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. erkaufte dieses Geschlecht die Herrschaft St. Saphorin in der Wadt, die zwar wieder getheilt, dann aber von Franz Ludwig von Pesmes im Anfange des 18. Jahrh. wieder vereinigt wurde. Dieser Franz Ludwig wurde im Februar 1668 geboren, trat früh in holländische Kriegsdienste, die er dann mit dem österreichischen Dienste vertauschte. Er machte unter dem Prinzen Eugen von Savoyen den Türkenkrieg mit, und zeichnete sich in demselben so aus, daß ihn Kaiser Leopold I. 1696 zum Viceadmiral auf der Donau, und 1705 zum General-Feldwachtmeister ernannte. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß er Protestant und Ausländer, und daher die Schwierigkeiten für ihn weit größer waren. Allein durch Klugheit und Gewandtheit wußte er sich am kaiserlichen Hofe Gönner zu gewinnen, die seine wirklichen Verdienste geltend machten, sodaß er auch unter Kaiser Joseph I. in österreichischen Diensten blieb. Dann zog er sich nach der Schweiz zurück, ohne jedoch seine Stellen in Österreich aufzugeben. Im Jahr 1707 wurde er vom Könige von Preußen mit den Unterhandlungen wegen der Besitznahme des Fürstenthums Neufchatel beauftragt, und erfüllte auch diese Aufgabe mit großem Geschick. Im Jahre 1710 wohnte er aus Auftrag der Regierung von Bern den Friedensunterhandlungen zu Gertruydenberg bei, um das Interesse der reformirten Schweizer zu wahren. Bekanntlich zerschlugen sich diese Unterhandlungen wieder wegen der übertriebenen Foderungen der Alliirten. Auch während des innerlichen Krieges in der Schweiz im Jahre 1712 wurde er von der bernerschen Regierung zu verschiedenen Unterhandlungen gebraucht und wurde hierauf zu dem Congresse nach Utrecht gesandt. Als Bevollmächtigter von Bern bei den Generalstaaten schloß er den 21. Juni 1712 das Defensivbündniß zwischen beiden Republiken. (Das Datum 2. Jan. 1714 in der Biographie universelle, sowol als die Angabe alliance offensive et défensive sind unrichtig.) Der Bundesbrief enthält 21 Artikel, welche die Fälle bestimmen, wo die gegenseitige Vertheidigung eintritt. Bern verpflichtet sich Truppen zur Vertheidigung der Barriereplätze und der vereinigten Staaten zu liefern; dieselben können auch zur Vertheidigung der europäischen Besitzungen der Krone Englands gebraucht werden; in gewissen Fällen müssen den Generalstaaten über die capitulationsmäßigen 24 Compagnien noch 4000 Mann bewilligt werden. Die Hilfsleistung der Generalstaaten besteht in Geld, soviel der Sold von 24 Compagnien beträgt; im

---

38) Benutzt sind vorzüglich: Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im J. 1808 rc. von Mount Stuart Elphinstone, übersetzt von Friedrich Rühs. (Weimar 1817.) *Malcom*, History of Persia. (London 1815.)

*) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Bd. S. 37.

1) *F. G. Wilkinson*, Topography of Thebes (Lond. 1835) weist die Lage (p. 379) vom Speos Artemidos (Shekh Hassan) u. a. nach; aber über Pesla gibt er keinen Nachweis. 2) Itin. Anton. p. 164. 3) Mém. p. 190. 4) 10. Th. 1. S. 393. 5) Notit. dign. utr. imperii. c. 28. §. 1. p. 75. (ed. *Böcking.*): Ala Germanorum Pescla. (cf. p. 329 sq.)

Nothfalle werden die in Diensten der Generalstaaten stehenden Truppen zurückgesandt, und diese Hilfe wird nicht blos für den Canton Bern geleistet, sondern auch für die mit Bern verbündeten Länder Neufchatel, Valengin, Biel, Genf, Münsterthal. Die Militaircapitulation, welche sich auf diesen Tractat bezieht, ist vom 8. Jan. 1714. Beide Tractate erschienen 1716 oder 1717 gedruckt und dann 1738 und 1764 wieder. St. Saphorin trat hierauf in englische Dienste und wurde von König Georg I. als bevollmächtigter Minister nach Wien gesandt, welche Stelle er sechs Jahre mit vieler Auszeichnung, und geschätzt von seinem Hofe und zu Wien, bekleidete. Er vereinigte mit ausgezeichneten militairischen und diplomatischen Talenten einen geraden, rechtlichen Sinn. Später sollte er die Stelle eines englischen Residenten zu Bern bekleiden; allein da er wegen seiner Herrschaft St. Saphorin Angehöriger von Bern war, so verweigerte die Regierung seine Anerkennung. Er zog sich also auf dieses Gut zurück, und starb daselbst im J. 1737. Im Druck ist von ihm nur erschienen: Copie d'une Lettre, écrite au prince de Salm, ministre de l'empereur, Berne 7. Novembre 1708, teutsch und französisch; sie ist gegen den Abt von St. Gallen gerichtet für Zürich und Bern; und Lettre écrite à M. le Comte de Marsay à Genève le 21. Octobre 1734. Hingegen hat er mehr als vierzig Bände Manuscripte über die Unterhandlungen, an denen er Theil hatte, hinterlassen. (*Escher.*)

PESNE (Antoine), der Sohn von Jean Pesne, einer der berühmtesten Bildnißmaler des 18. Jahrh., geboren zu Paris 1684, gestorben zu Berlin 1757. Da sein Vater Jean Pesne sich weniger mit der Malerei, desto mehr und mit großem Glück aber mit der Radirnadel nach Poussin beschäftigte, so studirte Jean Pesne bei Charles de la Fosse, ging aber, nachdem er sich in seinen Studien vervollkommnet und sich besonders längere Zeit mit der Bildnißmalerei in Paris, und das mit vielem Glücke, beschäftigt hatte, nach Venedig, wo er ebenfalls viele Bildnisse malte und die größten Beweise von Talent für dies Fach an den Tag legte. Seine Neigung für die Kunst gab ihm bei den Studien der großen Meister in Rom, wie bei denen des Luca Giondano und des Ritters Celesti in Neapel zugleich die Richtung zur Historienmalerei, worin er auch in jüngern Jahren trefflich colorirte Arbeiten lieferte. Indessen behielt das Bildnißfach bei ihm das Übergewicht und die venetianischen Altmeister, Giorgione Barbarelli und Titian, sowie Palma, wurden in Pesne's Bildnissen würdig repräsentirt, da der Künstler die jenen Meistern eigene Pastosität und das Saftige und Markige des Pinsels vortrefflich wiederzugeben verstand, übrigens durch wahrhaftes Colorit, verbunden mit einem eigenen Reiz in den Tönen eine Lebendigkeit entwickelte, welche in andern Kunstwerken des Bildnißfaches selten wieder vorkommt. Sein Ruf verbreitete sich sehr weit, und in Paris wie auswärts bemühte man sich, etwas von des Meisters Werken zu besitzen. Als eins seiner vorzüglichsten Gemälde nennt man das große Familienbild des damals in Paris bei der Schweizergarde dienenden Obersten, Freiherrn von Erlach [1]), ein Werk, welches die Kunstliebe eines englischen Kunstfreundes auf sich zog, der dafür die Summe von 1000 Pfund bot. Der berliner Hof ehrte die Talente des Künstlers dadurch, daß er ihn zum Hof- und Cabinetsmaler, wie auch zum Akademiedirector ernannte, worauf derselbe seinen beständigen Aufenthalt in Berlin nahm und bis an seinen Tod verblieb. Der Künstler starb in seinem 73. Jahre mit Hinterlassung eines großen Vermögens (man sagt über 100,000 Thaler) und mit dem Ruf eines der größten Bildnißmaler des 18. Jahrhunderts.

Die königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam, Sanssouci u. a. in der Nähe der preußischen Hauptstadt enthalten eine große Zahl vorzüglicher Werke seiner Hand, namentlich die Familienbildnisse des königlich preußischen Hauses, worunter einige treffliche von Friedrich dem Großen sind, dann auch mehre historische Gemälde und auch Plafonds [2]), in denen die Zeitgeschichte des großen Helden illustrirt ist. Nach Pesne sind mehre Kupferstiche vorhanden, die sich mehr oder weniger dem kräftigen und zugleich weichen Pinsel des Originals nähern; so haben Daullé, Jeaurat, Petit, Trouvain, Hayd und Rasp, Schmidt und Wille manches schöne Blatt geliefert.

Besonders merkwürdig bleibt das Bildniß Friedrich des Großen, von Wille gestochen, welches den großen Helden in seinen jüngern Jahren als schönen kräftigen jungen Mann darstellt, wo neben äußerer Fülle und ungemeiner Zartheit das geistige, leuchtende Auge des Monarchen hervorblickt, auch in der ganzen Stellung Würde und Hoheit sich zeigt [3]).

Ebenso verdient des Malers Bildniß, von G. Fr. Schmidt gestochen, große Auszeichnung, da des Künstlers lebendiges Auge und zugleich seine saftige Malerei mit großer Treue wiedergegeben ist und das Ganze von großer Bewegung erscheint.

Die königliche Gemäldegalerie zu Dresden besitzt von ihm sechs verschiedene Gemälde, darunter des Künstlers eigenes Bildniß, dann das seiner Tochter, welche auch als Künstlerin bekannt ist. Letzteres Bild erinnert an Rubens' bekannten Chapeau de paille und fast möchte man glauben, daß Pesne jenes Meisterwerk zwar in anderer Auffassung, aber doch in einer nachstrebenden Idee vor Augen gehabt.

2) Jean, Maler und Kupferstecher, oder vielmehr Radirer, geboren zu Rouen 1623, gestorben zu Paris 1700, widmete sich besonders der Historienmalerei, studirte die bessern Vorbilder von Simon Vouet u. A. seiner vaterländischen Künstler, und suchte sich dann in Italien nach

1) Dieses Bild wurde von Tanje in Kupfer gestochen und das Blatt gehört zu den Seltenheiten. Ein Abdruck davon avant toute lettre ist in dem königl. Kupferstichcabinet zu Dresden. 2) Es herrschte damals die Sitte, die Plafonds in den Palästen mit Ölgemälden zu verzieren, wie auch ähnliche Thürstücke über die Thüren zwischen den reichen Tapeten anzubringen. 3) Mehre Blätter von G. F. Schmidt zeigen den königlichen Helden in verschiedenen Zeitperioden, andere, von Wolfgang gestochene, denselben und mehre Mitglieder des königlichen Hauses, sowie viele bekannte Militairs und Staatsmänner des preußischen Hofes, darunter auch den alten Fürsten von Dessau.

den Werken großer Meister weiter auszubilden. Das Beispiel verschiedener Meister, welche damals mit der Radirnadel arbeiteten, bewog Jean Pesne, sich auch darin zu versuchen; die schönen großen Werke von Niklas Poussin gaben ihm dazu die schönste Veranlassung. Dieser große Meister war es, der durch seinen Rath mächtig auf ihn einwirkte, sodaß er die Radirkunst bis an sein Lebensende mit dem glücklichsten Erfolg in einer breiten, leichten und großartigen Manier ausübte. Die Kunstwelt erlangte auf diese Weise den Gewinn, viele von den wichtigsten Kunstwerken der größten Meister kennen zu lernen, und zwar, indem sie Jean Pesne meist in ihrem Originalcharakter mit wahrer Treue bei sehr einfachem technischem Vortrage, jedoch immer auf eine leichte und gefällige Art behandelte, auf solche Weise, daß sie das Original gewissermaßen vor Augen stellen. Pesne hat in dem Vortrag seiner Nadel durchaus nichts Gesuchtes oder Conventionelles. Seine Arbeit hat, besonders da die Figuren seiner Blätter, wie die meisten nach Poussin, ziemlich groß sind, etwas rauhes, was sich mit der breiten Malerei im großen Maßstab sehr gut verträgt und eine Ungebundenheit herbeiführt, die, ohne daß darum die innere Arbeit nachlässig erschiene, ein treues Bild des Originals wiedergibt. Zudem verstand er die Formen in zarten und sichern Linien und zu einem trefflich harmonischen Ganzen zu vereinigen. Alles dieses hat ihm noch in neuerer Zeit den Beifall gesichert, und noch jetzt werden seine Arbeiten von Kunstfreunden mit wahrer Leidenschaft aufgesucht und zu ziemlich hohen Preisen bezahlt. Der berühmte Vivant Denon beurtheilt Pesne's Werke und besonders die nach N. Poussin gearbeiteten sehr richtig, indem er sagt: Der Radirer habe es trefflich verstanden, durch die Vereinigung von Nadel und Grabstichel und durch andere sogenannte kurze Arbeit, mittels kräftiger Punkte, indem so gleichsam ein Instrument dem andern zu Hilfe kam, die verschiedenartigen Tinten aus des Malers Werken hervorzurufen. Pesne hat hierin für Poussin dasselbe geleistet, was Pontius, Vorsterman und Bolswert in den Blättern nach Rubens leisteten; wie diese hat er den Geist seines Vorbildes erfaßt und mit seltener Erfahrung und vollkommen malerisch und verständig übertragen; kein anderer Kupferstecher hat N. Poussin so darzustellen verstanden.

Robert Dumesnil gibt in seinem Peintre Graveur français (Paris 1838. Vol. III. p. 113—181) einen sehr detaillirten Catalogue raisonné über die Radirungen Jean Pesne's, und bemerkt genau bei den einzeln angezeigten 166 Blättern alle die in den verschiedenen Drucken vorkommenden Merkwürdigkeiten oder sonstige Abweichungen. Nach J. Pesne's eigenen Erfindungen ist ein Blatt, eine heilige Jungfrau darstellend, in Octav Pesne bezeichnet; dann drei Bildnisse, das des Präsidenten Thou, das vom Bischof du Plessis du Gesté und das vom Bildhauer Louis le Comte. Unter den 89 Blättern nach N. Poussin sind die Esther, dann einige heilige Familien, dann die Anbetung der Hirten, die Samariterin, der Tod der Sapphira, die sieben Sacramente, jetzt in England, und vier große heroische Landschaften die größten und wichtigsten Hauptblätter. Endlich gehören dahin 19 Blatt, die Arbeiten des Herkules und das Zeichenbuch des Poussin in 43 Blättern. Außerdem arbeitete Pesne nach Rafael Sanzio, Jul. Romano, Carracci, Guercino und Tizian, nach letztern drei Meistern eine große Zahl Landschaften, die obgleich flüchtig und breit radirt, dennoch den Originalcharakter jener Meister wieder geben.

Ein Bruder Pesne's war Thomas Pesne, welcher Bildnisse malte. *(Frenzel.)*

PESO, Petto, Pezzo d'otto, Piastra, Peso duro oder fuerte, Piaster, ist die größte spanische Silbermünze von Speciesthalergröße. Sie war in den frühern Zeiten viereckig, nachher aber von runder Form, und ist sowol in Spanien selbst oder den spanischen Niederlanden, als auch in den amerikanischen, ehemals spanischen Colonialstaaten geschlagen worden. Was 1) die spanischen betrifft, welche größtentheils zu Sevilla geprägt worden sind, so bestehen solche aus ganzen oder aus halben Pesos, welche auf dem Averse des Königs Brustbild mit Umschrift, auf dem Reverse aber das gekrönte Wappen mit der Anzeige des Werths durch 8 oder 4, sowie das Münzzeichen und den zweiten Theil der Umschrift enthalten. Sehr viele haben aber auch auf dem Averse statt des Brustbildes das vollständige spanische Wappen und auf dem Reverse das vierfeldige Wappen von Castilien und Leon. Ein sehr seltener Peso der letztern Art ist folgender: Av. PHILIPPVS. D.ei G.ratia OMNIVM. Das gekrönte Wappen, neben welchem die Werthzahl VIII. befindlich ist. Rev. HISPAN.icorum REGNORVM REX. 1597. In einem rosenförmigen Schilde das genannte vierfeldige Wappen von Castilien und Leon.

2) Die in den ehemaligen spanischen Niederlanden geprägten Pesos, gemeiniglich brabanter Thaler genannt, sind theils von Brabant selbst, theils von den einzelnen dazu gehörigen Provinzen, als Utrecht, Overyssel, Seeland, Artois ꝛc., theils aber auch von einzelnen Städten derselben, z. B. Dornick, Namur, ausgegangen. Ein Peso der erstern Art ist folgender: Av. CAROLVS. III. D.ei G.ratia HISP.aniarum ET INDIARVM REX. Das gekrönte burgundische Andreaskreuz mit dem Orden des goldenen Vließes. Drei in einander verschlungene gekrönte C als Namenszug des Königs, über welchen eine Lilie befindlich ist. Rev. ARCHID. ux AVS.triae DVX BVRG.undiae C.omes FLAND.riae Z^{c}. Das gekrönte spanische Wappen mit dem daran hangenden Vließorden. Neben der Krone die getheilte Jahrzahl: 17—09.

Von der zweiten Art sind folgende sehr seltene Stücke: a) Av. PHILIPPVS DEI G.ratia HISP.aniarum REX. DVX. GEL.driae. Des Königs Philipp II. geharnischtes, rechtsgekehrtes Brustbild mit bloßem Haupte. Rev. In einem Perlencirkel das auf einem Andreaskreuze liegende, mit einer Krone bedeckte königlich spanische Wappenschild mit dem daran hängenden Orden des goldenen Vließes. Neben dem Wappenschilde zu beiden Seiten zwei mit Kronen gezierte, zu der Ordenskette gehörige Feuereisen. Das Ganze ist mit 18 gekrönten Wappen umgeben, als von der rechten Seite anhe-

bend, dem von Castilien, Aragonien, Granada, Österreich, Brabant, Geldern, Holland, Artois, Hennegau, Seeland, Namur, Flandern, Luxemburg, Limburg, Burgund, Sicilien, Neapel und Legion oder Leon. b) Av. PHIlippuS. D.ei G.ratia HISP.aniarum Z. REX. D'O (Dominus) TRS'ISSVL (Transissulaniae). Das linksgekehrte, gekrönte Brustbild des Königs Philipp II. mit Harnisch, in der Rechten ein Scepter haltend. Darunter die Jahrzahl 1578, zwischen welcher das oberysselsche Wappen befindlich ist. Rev. PACE ET IVSTITIA. Das gekrönte spanische Wappen mit dem Vließorden.

Ein dergleichen der dritten Art ist dagegen: Av. PHILippus IV. D.ei G.ratia HISP.aniarum ET INDIAR.um REX. Hierauf ein kleiner Thurm als Wappen der Stadt Dornick. Das gekrönte burgundische Andreaskreuz, auf dessen beiden Seiten die getheilte Jahrzahl 16 — 34 befindlich ist. Rev. ARCHID.ux AVST.riae DVX. BVRG.undiae DOM.inus TOR.naci Zc. Das gekrönte spanisch-österreichische Wappen mit dem daran hängenden Vließorden.

3) Die Pesos des ehemaligen spanischen Amerika wurden zu St. Jago in Chili, in Lima, in Mexico, in Potosi und Sta. Fe gemünzt. Die Zeichen von St. Jago sind ein S., von Mexico ein M. mit einem darüber stehenden kleinen o., oder auch ME und Mx. Diese Stücke werden eingetheilt: a) in Peso de Plata antigua, alte Wechselpiaster, welche im Handel nach auswärts, besonders aber um die Wechselpreise auf England, Frankreich, Italien und Portugal zu bestimmen, angewendet wurden. Man rechnete diesen Peso zu 8 Reales de Plata antigua, oder 15 Reales und 2 Maravedes de Vellon und theilt ihn öfters in 20 Sueldos zu 12 Dineros. Es waren 375 solcher Pesos 272 Ducados de cambio gleich. b) In Peso de Plata nuevo, Peso provincial, oder cencillo, welches der neue Provincial- oder einfache Silberpiaster, Behufs des inländischen Handels, ist. Man theilt auch diesen zuweilen in 20 Sueldos zu 12 Dineros ein, und der geraden Rechnung wegen wird er zu 15 Reales de Vellon berechnet, sodaß 400 dieser neuen Pesos 289 Ducados de cambio betragen. c) In Peso de Plata mexicano. Dies ist nicht allein eine amerikanische Rechnungsmünze, sondern auch ein wirklich in Silber ausgeprägter Piaster, welcher auch Peso de Plata colunnario genannt wird, weil auf solcher die gekrönten Säulen des Herkules abgebildet sind. Die amerikanischen Pesos haben in der Regel, außer dem Zusatze der Umschrift „ET. IND." auf dem Reverse die daselbst abgebildeten, gekrönten beiden Säulen des Herkules. Diese Münzen sind zirkelförmig rund, bestehen aber auch aus kantig gehauenen Stücken, welche nur ein unvollständiges Gepräge haben.

Von solchen Pesos werden hier folgende beschrieben: Av. CAROLVS. II. D.ei G.ratia HISPANIARVM REX. Ein gekröntes Kreuz, in dessen vier Ecken sich die Wappen von Castilien und Leon in einer bogenförmigen Einfassung befinden. Oben unter der Krone die Werthzahl 8 (Realen), an den Seiten L. V. und unten die Jahrzahl mit: 89. (1689.) Rev. LIMA. ANnO. 1689. EL PERV. Die gekrönten beiden Säulen des Herkules mit der Beischrift: PLVS. VLTRA. und L. 8. V. nebst V. 89. L.

Av. FERDND. (Ferdinandus) VI. D.ei G.ratia HISPAN.iarum ET. IND.iarum REX. Das gekrönte Wappen von Spanien, auf dessen beiden Seiten ein M. und eine 8 über einander stehend sich befinden. Rev. VTRAQVE VNVM. Zwei gekrönte Erdkugeln zwischen den beiden am Meere stehenden Säulen des Herkules, von denen die rechtsstehende mit der kaiserlichen, die linksstehende mit der königlichen Krone bedeckt ist. Jede dieser Säulen ist mit einem Bande umwunden, welches die Inschrift: PLVS VLTR. a führt. Unten steht: M̊. 1756. M̊; häufig hat dieser Peso die englische Contremarque G. R. d. h. Georgius Rex.

Av. PHILIPPVS. III. D. D. . . Neben dem gekrönten spanischen Wappen die Werthzahl VIII. Rev. HISPAN.iarum E. . INDIARV. . REX. Die beiden am Meere stehenden Säulen des Herkules, über welchen das Wort PLVS kaum zu erkennen ist; auf den Seiten derselben steht: PO. RS. 162. und zwischen den Herkulessäulen sind die zusammengezogenen Buchstaben NR mit einem darauf stehenden O sichtbar. Weiter ist auf diesem kantig gehauenen Peso nichts deutlich ausgeprägt. Mehre Abbildungen solcher Pesos sind zu finden in *J. M. Benaven*, Caissier Italien, Tab. 143 und 144.

Die amerikanischen Pesos von 1772 hatten Schrot 564 As, Korn 14 Loth 9 Grän, und sind, die Pistole zu fünf Thalern gerechnet, nach dem Conventions-Zwanzigguldenfuße 1 Thaler 9⅓ Groschen werth. Die neuern Pesos hingegen hatten Schrot 561⅗, Korn 14 Loth 6 Grän, und haben daher nur einen Werth von 1 Thaler und 9 Groschen im Conventions-Zwanzigguldenfuße. Goldene Piaster, Durillos oder Veintenos genannt, sind seit 1786 eingeschmolzen und außer Cours gesetzt worden.

(*K. Paessler.*)

Pessa s. Pecha.

PESSAC, Flecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Girondedepartement (Guyenne), Bezirksstadt Bordeaux, liegt 1¼ Lieue von dieser entfernt in einer etwas sandigen, aber doch für den Getreide-, Obst- und Weinbau günstigen Gegend, in welcher ein vorzüglicher Gravewein gebaut wird, ist der Sitz eines Friedensgerichts, gehört zum Einregistrirungsamte Bordeaux und hat eine Pfarrkirche und 1349 Einwohner Der Canton Pessac enthält in acht Gemeinden 9046 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.)

(*G. M. S. Fischer.*)

PESSAGODAN, Stadt im Reiche Suokadana auf der Westküste von Borneo, liegt an der Ausmündung eines gleichnamigen Flusses und hat eine Rhede, welche des Opiumhandels wegen stark besucht wird.

(*G. M. S. Fischer.*)

PESSAN, Flecken im franz. Gersdepartement (Armagnac), Canton und Bezirk Auch, liegt eine Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 713

Einwohner. Ehemals befand sich hier eine Benedictinerabtei mit 3000 Livres Einkünften. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PESSARIUM (πεσσός—πεσσάριον), Mutterkranz. So nennt man ein chirurgisches Hilfsmittel, vorgefallene Theile, namentlich den Fruchthälter, die Scheide und die Harnblase, nachdem sie in ihre frühere Lage wieder zurückgebracht worden sind, in derselben zu erhalten. Im Laufe der Zeit hat man Mutterkränze aus den verschiedenartigsten Stoffen verfertigt, und ihnen auch bald diese, bald jene Gestalt gegeben, um die nicht selten nachtheilige Einwirkung dieses Werkzeuges auf die Scheide und den Fruchthälter, oder doch einen lästigen Druck auf die Harnblase oder den Mastdarm zu verhüten. Es gibt daher Mutterkränze von Gold, Silber, Gyps, Holz, Kork, von Weidenrinden geflochtene, Wachs, Federharz, gestrickter Seide ꝛc., kreisrunde, eiförmige, kegelförmige, kugelförmige, schraubenförmige, platte, ausgehöhlte, eingeschnittene, gerade, oder nach der Führungslinie des Beckens gekrümmte, von der Gestalt einer liegenden Acht, eines Apfels oder einer Birne; endlich unterscheiden sich unter ihnen wesentlich die sogenannten einfachen von denen mit einem Stiele versehenen, welche letztern gewöhnlich in ihrer Mitte eine Öffnung haben, bestimmt, den Muttermund aufzunehmen, und abgesonderten Flüssigkeiten, vornehmlich dem Monatsflusse, einen freien Durchgang zu verschaffen. Auch ist die Zahl der Ärzte, welche als Erfinder neuer, oder Verbesserer der bekannten, Mutterkränze genannt werden, sehr groß, und wir begnügen uns, aus denselben Paräus, Russet, Mauriceau, Deventer, Smellie, Levret, Simsons, Aitken, Gölike, Saviard, J. Bauhin, Clarke, Juville, Bernard, Denmans, Stark, Pickel, Zeller, Brünninghausen, Wigand, Lafond und Mauersberger als Erfinder einfacher Mutterkränze, sowie Camper und Hunold als diejenigen zu nennen, welche sich um die Verbesserung des gestielten am meisten verdient gemacht haben. Da bei dem Einlegen eines Mutterkranzes eine große Menge von Umständen berücksichtigt werden müssen: die Beschaffenheit des Beckens, die Weite und Empfindlichkeit der Scheide, die Beschaffenheit des Muttermundes, der Monatsfluß, die Verrichtungen der Harnblase und des Mastdarmes, die ganze Art des Vorfalles selbst, das Alter und der allgemeine Gesundheitszustand der Kranken, ihr eheliches oder eheloses Verhältniß ꝛc.: so erklärt sich hieraus, weshalb in verschiedenen Fällen sich bald diese, bald jene Art von Mutterkränzen am anwendbarsten zeigt. Jedenfalls aber muß ein guter Mutterkranz weder auf die Harnblase noch den Mastdarm einen nachtheiligen Druck ausüben, auch nicht durch scharfe Ecken oder Kanten die Theile, mit denen er in Berührung kommt, verletzen. Man rühmt in dieser Hinsicht die auf folgende Weise bereiteten: Neun Theile Wachs und ein Theil gestoßener Gyps werden durch Schmelzen in Fluß gebracht und in demselben sorgfältig umgerührt. In diese Masse wird wiederholentlich ein runder oder eiförmiger, in der Mitte offener, aus Kork bereiteter und vorher in Wachs gekochter, mittels Nadel und Faden an eine bleierne Kugel befestigter Mutterkranz getaucht, bis er an allen Punkten mit dieser Wachsgypsmasse überzogen ist. Nachdem er wieder erkaltet, schabt man das an seinem äußern Rande und in seiner Öffnung hängende Wachs ab, und glättet endlich seine ganze Oberfläche mittels eines Stahles (v. Haselberg, Tott); Elias von Siebold fand unter den einfachen Mutterkränzen die elastischen Pickel-Sandy'schen, die Brünninghausen'schen achtförmigen und die Lafond'schen, sowie unter den gestielten den Hunold'schen, am öftersten brauchbar.

Die Erfahrung hat in neuern Zeiten gelehrt, daß in ungleich zahlreichern Fällen, als man früher glaubte, die Mutterkränze entbehrt, und namentlich durch Schwämme ersetzt werden können. Wo dies irgend möglich ist, muß es jedes Mal geschehen, weil bei dem Gebrauche auch des zweckmäßigsten Mutterkranzes ein mehr oder weniger schmerzhafter Druck unvermeidlich ist. Indessen nöthigen doch noch öfter bald großes Alter des Vorfalls, große Weite des Beckens, beständige Senkung des Fruchthälters, und am häufigsten häusliche Verhältnisse, welche den Kranken das Tragen eines Schwammes unmöglich und namentlich die gestielten Mutterkränze den Kranken der arbeitenden Classe zum Bedürfnisse machen, zu den in Rede stehenden Hilfsmitteln Zuflucht zu nehmen; diese Hilfe wird namentlich bei Vorfällen des Fruchthälters in folgender Weise geleistet. Nachdem etwa vorhandene anderweitige krankhafte Zustände der innern Geschlechtstheile, Blutflüsse, Entzündung, Geschwüre ꝛc. beseitigt, auch die Scheide, falls sie sehr eng ist, durch erweichende Bäder erweitert, der Vorfall gänzlich zurückgebracht, und Harnblase und Mastdarm entleert worden sind, läßt man die Kranke die Rückenlage mit erhöhtem Kreuz, gebogenen Knieen und aus einander gebreiteten Schenkeln annehmen, taucht hierauf den gewählten Mutterkranz in Öl und bringt diesen, wenn er eiförmig ist, so in die Mutterscheide ein, daß sein längster Durchmesser nach Oben und Unten, sein kürzester nach Vorn und Hinten gerichtet ist, worauf das unterste Ende des langen Durchmessers aufwärts nach der Seite geschoben wird, sodaß, wenn dieser Handgriff beendet, der untere Abschnitt der Gebärmutter mit dem Muttermunde genau auf der Öffnung des Mutterkranzes liegt. Die äußern Geschlechtstheile werden hierauf mit einer, durch eine T-Binde befestigten, Compresse bedeckt, die Kranke verbleibt noch mehre Tage lang in vollkommen ruhiger Lage, bei an einander gelegten Schenkeln im Bette, und muß auch später, nachdem sie das Bett verlassen, sorgfältig alles vermeiden, was die richtige Lage des Mutterkranzes verändern oder seinen Gebrauch überhaupt nachtheilig werden lassen könnte. Es ist daher ferner auch unumgänglich nöthig, daß der Arzt öfter untersuche, ob die Lage des Mutterkranzes noch die richtige ist, ob es einer Erneuerung desselben, oder vielleicht eines anders geformten Mutterkranzes bedürfe. Dabei wird das jedesmalige Herausnehmen des Mutterkranzes, wenn nicht mit dem Finger, vermittels einer gekrümmten, zwischen Mutterkranz und Mutterscheide eingeschobenen Sonde bewerkstelligt. Die Kranken erlangen aber in der Regel nach einiger Zeit die nöthige Fertigkeit, um selbst, so oft sie es wollen, z. B. alle Abende, bei jedes-

maligem Eintritte des Monatsflusses ꝛc., den Mutterkranz aus der Scheide herauszunehmen. Auch wird seine Entfernung bei eintretender Schwangerschaft, nach Ablaufe des fünften Monats derselben räthlich, und, wo er zu Einklemmungen benachbarter weicher Theile oder Schleimfluß derselben Veranlassung gibt, nothwendig. In allen andern Fällen müssen Mutterkränze, wo nicht immer, doch lange getragen werden, und da wir in ihnen nur ein unvermeidliches Palliativmittel besitzen: so darf bei ihrem Gebrauche nichts versäumt werden, was zur Heilung beitragen könnte, wie z. B. oft gleichzeitige zusammenziehende Einspritzungen. Für Scheidenvorfälle sind die ganz runden oder eiförmigen, Wigand'schen und Denman'schen, Mutterkränze besonders empfohlen worden, sowie nach E. von Siebold die cylinderförmigen (Garangot, Pickel) in diesen Fällen vornehmlich dann in Gebrauch gezogen werden können, wenn sie am obern Ende dicker, eingedrückt, und mit einer Öffnung versehen sind, um theils die Scheidenportion aufzunehmen, theils die abgesonderten Feuchtigkeiten abfließen zu lassen. Diese Mutterkränze müssen jedoch in vielen Fällen durch eine Binde am Unterleibe und zwischen den Schenkeln befestigt werden, woraus allerdings den Kranken neue Beschwerden erwachsen, sodaß in der Mehrzahl auch der Scheidenvorfälle die Application eines kegelförmig geschnittenen, in Rothwein und Eichenrindenabkochung getauchten Schwammes vor Mutterkränzen jeder Art beiweitem den Vorzug verdient. Neuen Vorfällen des zurückgebrachten Harnblasenvorfalls endlich hat man ebenfalls durch einen hohlen, kugelförmigen Mutterkranz (Clarke), oder, was wol noch angemessener ist, durch einen eiförmigen, zumal bei nicht sehr erschlaffter Scheide, zu begegnen versucht. Jedenfalls muß der in vorkommenden Fällen dieser seltenen Krankheit zu benutzende Mutterkranz hinreichend lang sein, um der Blase zur Stütze zu dienen, auch durchlöchert sein, um ihn vermittels durchgezogener seidener Schnüre leicht herausnehmen zu können. Es bedienen aber andere Wundärzte und Geburtshelfer sich auch bei dieser Krankheit im Ganzen immer lieber der mit zusammenziehenden Mitteln befeuchteten Schwämme, sodaß überhaupt der gegenwärtige Gebrauch der Mutterkränze, im Vergleiche mit frühern Zeiten, ein sehr beschränkter genannt werden darf. Die Geschichte der Mutterkränze findet sich in der bald anzuführenden Hunold'schen Schrift am vollständigsten. (*P. Hunold*, De pessariis diss. (Marb. Cattor. 1799.) W. J. Brünninghausen und Pickel, Chirurgischer Apparat. (Erlangen 1801. S. 81.) Klinge, Über den Vorfall der Gebärmutter. Zweite Aufl. (Hanover 1802.) Hofer's Lehre des chirurg. Verbandes. 2. Bd. Journal der Erfind., Theorie und Widersprüche ꝛc. 4. Bd. 16. St. S. 47. d'Outrepont in Büsch's neuer Zeitschrift f. Geburtskunde. 1825. 2. Bd. S. 380 fg.) (*C. L. Klose.*)

PESSEGNEIRO, kleine, vor dem Sinesbusen in der portugiesischen Provinz Alentejo liegende Insel, welche ein schwaches Castell trägt. (*G. M. S. Fischer.*)

PESSEIAS (slaw. Myth.), einer der Götter der Polen, über die wir jedoch keine zuverlässigen Nachrichten haben, weßhalb wir uns mit folgender Angabe begnügen müssen. Während die abgespänten Ferkel in der Pflege des Priparscis, die Lämmer in der Obhut des Kurwaiczin Eraiczin waren, und man von der Austheia Heil und Glück beim Schwärmen der Bienen erflehte, war der eigentliche Geburtsgott aller Jungen im Hause Pesseias, der deshalb auch hinter dem Herde wohnte *). (*Ferdinand Wachter.*)

PESSERRE (St.), Flecken im franz. Gersdepartement (Armagnac), Canton Miradour, Bezirksstadt Lectoure, ist 2½ Lieues von dieser entfernt und hat 700 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PESSETTI, in den Drahtfabriken in Kärnthen eine Sorte des Eisendrahts, deren Dicke den 14. bis 10. Theil eines Zolls beträgt. Man unterscheidet davon insbesondere wieder: enge, mittel und weite Pessettis. (*Karmarsch.*)

PESSIDE, eine Stadt am nördlichen Ufer des Niger im Innern Afrika's, etwa an der Stelle der heutigen Stadt Tombukto oder Tumbuttu. (*Ptolem.* IV, 6. Vgl. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 570.) (*Krause.*)

PESSIMISMUS ist das Gegentheil von Optimismus, mithin die Ansicht, welche davon ausgeht, daß die Welt und Alles in ihr möglichst schlecht sei, alles Werdende möglichst schlecht werde; Pessimist, wer sich zu dieser Ansicht bekennt, s. Optimismus. (*H.*)

PESSINA (J. J.), Doctor der Medicin, Director des k. k. Militair-Arzneiinstituts zu Wien, berühmter Veterinarist, ist gestorben 1808, machte sich um die Veterinairwissenschaft besonders dadurch verdient, daß er zu Anfange dieses Jahrhunderts mit Erfolg zur Heilung der Viehpest die eisenhaltige Salzsäure anwandte, ein Mittel, das er in einer besondern Schrift (Wien 1802 und Leipzig 1811) empfahl. Auch war er der erste, der den Gegenstand: über die Erkenntniß des Pferdealters aus den Zähnen gründlich und genügend in seiner Schrift (Wien 1811) behandelte und dadurch eine sehr fühlbare Lücke in der hippologischen Wissenschaft ausfüllte. Im J. 1822 erschien in Weimar ein colorirtes Blatt in Roy.-Fol., auf dem jene Abstufungen bildlich zusammengestellt sind. (*William Loebe.*)

Pessinuntia oder Pessinuntische Göttin, s. Pessinus.

PESSINUS (ἡ Πεσσινοῦς, Πεσινοῦς, Pesinus, Πισινοῦς), die alte Metropolis der Tolistoboii oder Tolistobogi in Galatia, welche vorzüglich durch ihren weitbekannten Cult der altphrygischen Kybele, der Göttermutter, mit dem Beinamen Andistis, zu großer Celebrität gelangte, war die wichtigste Handelsstadt dieser Gegend (*Strab.* XII, 5, 567 *Cas.*). Ihren Namen hat man aus dem phöniz.-hebr. Phißah und Phißjon (der Überfluß, die Verbreitung nach allen Seiten hin) abgeleitet (von dem arabischen und chaldäischen Phesah, sich ausbreiten, fruchtbar sein), also die Stadt des Überflusses (Sickler 2. Th. S. 380). Allein Herodianus (I, 11, 1. 2) gibt eine andere Erklärung und findet den Ursprung des Namens darin, daß das Bildniß der genannten Göttin hier vom Himmel gefallen sei (ἐκ τοῦ

*) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 254.

πεσόντος ἀγάλματος κτλ.). Das alte Temenos der Göttin war von den Phrygiern, insbesondere durch Midas, gestiftet worden (*Diod. Sic.* III, 59. T. I. p. 228 *Wess.*): ὕστερον δὲ ἐν Πισινοῦντι τῆς Φρυγίας κατασκευάσαι νεὼν πολυτελῆ, καὶ τιμὰς καὶ θυσίας καταδεῖξαι μεγαλοπρεπεστάτας, Μίδου τοῦ βασιλέως εἰς ταῦτα συμφιλοκαλήσαντος κτλ. In der spätern Zeit war das Heiligthum besonders von den Attalischen Königen mit einem Tempel und mit Säulenhallen aus weißem Marmor ausgestattet worden (*Strab.* l. c.). Die Priester der Göttin waren in der ältern Zeit zugleich Dynasten, und ihre Würde war von großer Bedeutung und mit großen Einkünften verbunden. Zu Strabon's Zeit aber war dieselbe bereits sehr herabgekommen. Als Emporium dagegen behauptete die Stadt immer noch ihre Geltung (*Strab.* l. c.). Sie lag in einer sehr fruchtbaren, durch treffliche Weideplätze ausgezeichneten Gegend. Südöstlich von ihr erhebt sich in geringer Entfernung der Berg Didymos oder Dindymos, auf welchem laut der Sage die Andistis und der Atys begraben sein sollten (*Paus.* I, 4, 5), und von welchem die Kybele den Beinamen Dindymene erhalten (*Strab.* XII, 5, 567 *Cas.*). Merkwürdig ist diese Stadt auch dadurch geworden, daß die Römer auf Geheiß der Sibyllinischen Bücher (**Quandoque hostis alienigena terrae Italiae bellum intulisset, eum pelli Italia vincique posse, si mater Idaea a Pessinunte Romam advecta foret.** *Livius* XXIX, 10) das Bildniß und den Cult der Mater Idäa (auch diesen Beinamen führte diese Göttin) von den Pessinuntiern (a. u. c. 547) entlehnten, was ihnen durch Vermittelung des ihnen befreundeten Attalus leicht wurde (*Liv.* XXIX, 11. *Strab.* XII, 5, 567 *Cas.* Vergl. auch den Art. Pergamenisches Reich. 3. Sect. XVI. S. 361 fg.). Nach der Darstellung des Herodianus (I, 11, 2—5) hingegen erhielten die Römer das Abbild der Göttin von den Bürgern dieser Stadt deßhalb leicht, weil sie ihre Abstammung vom Äneas und ihre alte Verwandtschaft mit den Phrygiern nachwiesen. Übrigens blieb die Verehrung dieser Göttin zu Pessinus nach wie vor bis zur Einführung des Christenthums, und wir dürfen vermuthen, daß entweder die Römer nur eine Copie statt des Originals erhalten hatten, oder daß die Pessinuntier ein neues, vielleicht schöneres, geweihetes Bildniß an die Stelle des alten veräußerten setzten. Sowie die Phigalier einst eine neue Statue der Demeter durch Anatas ausführen ließen. (*Paus.* VIII, 42, 4.) Die in Asien einbrechenden Gallier (Galater, Gallogräci) hatten sich nach langen Zügen und Kämpfen endlich in diesen Gegenden niedergelassen, daher dieselben nun den Namen Galatia, auch Gallogräcia erhielten (*Strab.* XII, 5, 566 *Cas.*). Pessinus wurde Hauptsitz und Metropolis der westlichen Abtheilung, der Tolistoboii. Als Cn. Manlius mit einem römischen Heere gegen die Galater anrückte, kamen ihm die Priester (Galli) der Mater Magna mit ihren Insignien entgegen. (**Vaticinantes fanatico carmine, Deam Romanis viam belli et victoriam dare, imperiumque ejus regionis.** *Livius* XXXVIII, 18.) Der Kaiser Julianus, der große Freund und Beschützer heidnischer Culte und ihr Restitutor, wandte sich auf seiner Heerfahrt gegen die Perser von der Hauptstraße ab und begab sich in das berühmte Heiligthum der Göttin, um ihr seine Verehrung zu bezeigen (***Ammian. Marcell.*** XXII, 9). Übrigens scheint diese Stadt während der spätern Kaiserzeit einen großen Theil ihrer Blüthe und Frequenz als wohlhabende Handelsstadt verloren zu haben. Ptolemäus (V, 4) schon nennt nicht mehr Pessinus, sondern Germa als Metropolis dieser Gegend. (Vergl. ***Eckhel*** Doctr. Num. Part. I, V. III. p. 178.) Dennoch wurde sie von Constantin dem Großen bei der neuen Eintheilung der Provinzen zur Hauptstadt von Galatia Salutaris erhoben. (***Hierokles*** p. 697 ed. ***Wessel.***) Die Peutinger'sche Tafel (Tab. IX, a. Ind. p. 58. ed. ***Mannert.***) nennt sie noch unter dem Namen Pesinunte. Das Itiner. Anton. (p. 201 sq.) setzt sie 99 Mill. von Ankyra. Sie lag südlich von der Straße ab, welche von Ankyra nach Doryläum (Eski Schehr) führte. Einige Meilen von ihr entfernt ist die Quelle des Sangarius, eines nicht unbedeutenden Flusses. (*Strab.* l. c.) Allein nach Livius (XXXVIII, 18) entspringt derselbe auf dem Berge Adoreus, welchen Mannert (6. Th. 3. S. 63) für einen Theil des Didymus hält und diesen als identisch mit dem Olympus betrachtet, worin man ihm nicht leicht beistimmen kann, da weder Strabon (XII, 5, 567, 568) noch Livius (l. c.) hier den Namen des Olympus erwähnen. In der spätern Zeit, seit dem sechsten Jahrhundert, kommt der Name von Pessinus nicht mehr vor, und er scheint entweder im Sturme der bewegten Zeit und sie den Völkerströmungen zu Grunde gegangen zu sein, oder hatte sich ohne besondere Wichtigkeit unter einem andern Namen erhalten. Neuere Reisende, welche Kleinasien besucht haben (wie Tournefort, Pococke) geben über aufgefundene Ruinen keinen Bericht. Vergl. im Allgemeinen *Cellar.* orb. ant. II. 3. p. 179. Mannert 6. Th. 3. Abth. S. 62 fg. Münzen dieser Stadt hat Eckhel (Doctr. num. Part. I, V. III. p. 179) aufgeführt. (*Krause.*)

PESSIUM (*Πέσσιον*), nach Ptolemäos III, 7 eine Stadt im Gebiete der Jazyges Metanastä. Man hat dieselbe für das jetzige Pesth gehalten. (***Krause.***)

PESSOTS, eine Art geköperten Kammwollzeuches (Serge), welche in Frankreich verfertigt wird. (***Karmarsch.***)

Pest, s. Pestis.

PESTA. 1) P., türkisches Dorf in Oberepirus (Albanien) und in der Nähe von Santi-Quarante auf mehren Landinseln, welche durch Bergbäche von großer Tiefe gebildet werden, am Fuße der acroceraunischen Gebirge gelegen. Da diese Sturzbäche das Erdreich immer mehr wegspülen und untergraben, so dürfte dieses Dorf, in dessen Nähe sich Tempelruinen befinden, nach Pouqueville (Voyage dans la Grèce. T. I. p. 73) bald gänzlich verschwunden sein. 2) P. Tschetczui, hoher Berg im walachischen Bezirk Busco, auf welchem man noch Reste eines von den Römern angelegten Forts sieht. Er gehört

der Bergkette an, welche die Walachei von Siebenbürgen trennt. *(G. M. S. Fischer.)*

PESTALOZZI (Johann Heinrich), einer der merkwürdigsten und einflußreichsten Pädagogen des 19. Jahrhunderts. Er wurde 1746 zu Zürich geboren. Als der Knabe fünf Jahre alt war, starb der Vater, ein Chirurgus. Er hinterließ eine Witwe mit drei Kindern in höchst beschränkter ökonomischer Lage. Durch die äußerste Sparsamkeit und ein ganz zurückgezogenes Leben gelang es ihr indessen mit Hilfe einer Magd, deren Pestalozzi in seinem „Schwanengesang" mit großer Dankbarkeit gedenkt, sich mit ihren Kindern durchzubringen. Dieses Verhältniß hatte auf Pestalozzi's ganze Entwicklung einen entscheidenden Einfluß. Die Kinder lebten ebenso zurückgezogen als die Mutter. Von Umgang mit andern Kindern und fröhlichem Herumtummeln mit ihnen im Freien war keine Rede. Durch die Vorstellung, daß dabei ihre Kleider litten, hielt sie die Magd davon ab. So wuchs Pestalozzi in völliger häuslicher Einsamkeit auf. Unbekanntschaft mit der Außenwelt und ein linkisches, unbehilfliches Wesen waren die nothwendigen Folgen. Da er von der Wiege an zart und schwächlich war, so schien der zärtlichen Mutter diese Erziehungsweise desto passender; den Einfluß derselben vermochte sie nicht zu beurtheilen. Ebenso wenig wußte sie die vorzüglichen Anlagen des Knaben zu würdigen, deren Entwicklung aus sich selbst aber unter dieser durchaus liebevollen weiblichen Leitung keinerlei Hemmungen entgegenstanden. Die große natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes brachte es unter solchen Verhältnissen nothwendig mit sich, daß er sich mit warmem Interesse auf Einzelnes warf, gegen alles Übrige aber sehr gleichgültig und unaufmerksam blieb. Gemüth und Imagination wurden ganz vorherrschend; er lebte mehr in einer Ideenwelt als in der wirklichen, und was immer sein gefühlvolles Herz berührte, ergriff sein ganzes Wesen so, daß er sich ohne Überlegung jedem solchen Eindrucke hingab. Er hielt in liebenswürdiger, kindlicher Unschuld jeden Andern für ebenso gutmüthig, als er selbst war; in dieser Beziehung blieb er sein ganzes Leben durch ein Kind, und konnte leicht von jedem getäuscht werden. Als er dann später die öffentliche Schule seiner Vaterstadt besuchte, kam er zwar in Berührung mit seinen Mitschülern, aber die Wirkungen seiner häuslichen Einsamkeit und des Mangels männlicher Einwirkung auf seine Entwicklung zeigten sich auffallend in großer Unbehilflichkeit bei allen Knabenspielen und in einer Überschätzung seiner Kräfte, welche ihn dem Spotte preisgab. Wenn ihm aber das wahre Treiben und Leben seiner Mitschüler fremd blieb, so war dagegen die Unschuld seiner Seele, die Innigkeit seiner Gefühle und eine unzerstörbare Gutmüthigkeit durch die Erziehung, die er erhalten hatte, gesichert. Ein leichter Sinn ließ ihn auch die von Einzelnen erfahrenen Widerwärtigkeiten bald wieder vergessen; die Mehrzahl liebte ihn wegen jener Eigenschaften. In der Schule gehörte er zu den Besten, obgleich er auch da demjenigen, was ihm weniger zusagte, keine Aufmerksamkeit schenkte. Bei seiner lebhaften Neigung für die alten Sprachen machte er im Verstehen der Classiker rasche Fortschritte; das Formelle dieses Unterrichtes hingegen betrachtete er mit Gleichgültigkeit; sein Wissen blieb daher lückenhaft, und er fühlte den Sinn oft mehr, als daß er ihn erkannte. Dabei macht er sich selbst und seinen Altersgenossen einen träumerischen Sinn zum Vorwurfe, „sich für die Ausübung von Dingen, die man sich gar nicht genug eingeübt, lebendig zu interessiren und dafür fähig zu glauben." Dieser Sinn, dieses, der Jugend inwohnende, Bestreben jede ihr klar gewordene Idee rasch ins Praktische überzutragen, trat damals zu Zürich besonders stark hervor. Bodmer und Breitinger hatten unter ihren Schülern lebhafte Aufregung für alles Gute bewirkt. Warme reine Vaterlandsliebe wollte die Misbräuche jeder Art beseitigen, die wahren Bürgertugenden kräftiger beleben, und besonders auch den Armen aus seiner moralischen und ökonomischen Erniedrigung emporheben. Ein Gemüth, wie dasjenige von Pestalozzi mußte durch solche Bestrebungen auf's Lebhafteste ergriffen werden. Daß er durch seine häusliche Erziehung nicht fürs Leben und Wirken gebildet war, ahnete er nicht. Seine Ansichten der Verhältnisse mußten nothwendig einseitig bleiben, und die für erfolgreiches Wirken unerläßliche Klugheit und Vorsicht fehlte ihm ganz. Die liebenswürdige, natürliche Offenheit, die ihn hinderte, irgend etwas zurückzuhalten, was er für wahr hielt, mußte, je mehr der Jüngling heranreifte, desto mehr Anstoß verursachen. Zwischen Convenienz und Heuchelei sah er keinen Unterschied, und foderte die nämliche Offenheit auch von Andern. Je mehr Pestalozzi nun mit Leidenden in Verbindung kam, desto lebhafter wurde auch sein Streben. Aber sein liebendes Herz sah überall nur das vorhandene Unglück, die Hindernisse der Abhilfe erkannte er nicht; er sah sie überall nur in dem Mangel an Willen zu helfen. Grade dies regte seine Kraft noch stärker auf; er glaubte sich zum Kampfe gegen diejenige Classe berufen, von welcher es nach seiner Meinung abhing, den Übeln abzuhelfen. Als Freund und Vertheidiger der Armen und Verachteten sah er nur ihr Gutes, ihre Anlagen und das aus Nichtentwicklung derselben entsprungene Elend. Frühe schon ahnete er, daß die Quellen der Noth hauptsächlich durch bessere Erziehung müssen verstopft werden, und diese Idee bestimmte die Richtung seiner rastlosen Thätigkeit für sein ganzes Leben. Das Lesen von Rousseau's Emile steigerte dabei seinen Enthusiasmus, und träumerische Vorstellungen von Wirkungen, die er hervorbringen könne, bemächtigten sich seiner damals schon. Er hatte sich zuerst für den Predigerstand bestimmt: allein der Wirkungskreis, den er für seine Bestrebungen darin erblickte, schien ihm nun zu eng, während zu gleicher Zeit auch Rousseau's ideale Bilder der Freiheit ihn mächtig ergriffen. Durch das Studium der Rechtswissenschaft glaubte er eine Laufbahn sich eröffnen zu können, auf welcher er später mit Erfolg für die bürgerlichen Verhältnisse seines Vaterlandes wirken würde; allein der Advocat, an welchen er sich angeschlossen hatte, starb bald. Dieses trug dazu bei, ihn wieder von jener Richtung zu entfernen. Mit neuer Lebhaftigkeit verfolgte er seine erste Idee durch Verbesserung, besonders durch möglichste Vereinfachung der Unterrichtsmittel die Entwicklung der un-

tern Volksclassen zu befördern. Damals scheint auch Rousseau's bekannte Preisschrift stark auf ihn gewirkt zu haben. Eine schwere Krankheit, die ihn befiel, hatte auch bedeutenden Einfluß auf seine Entschließungen. Er glaubte nun in der Landwirthschaft zu finden, was er suchte. Das Verschwinden alter Sitteneinfalt, Verkünstelung der Erziehung und daraus hervorgehender Verfall des Mittelstandes und der untern Classen, dies waren die Gegenstände, welche seine Phantasie in fortwährender unruhiger Spannung erhielten. Damals schon schwebte ihm vor, was er in seinem Schwanengesang entschieden ausspricht, „daß das Übergewicht unsrer Aufmerksamkeit auf die Collectivansprüche unsrer Verhältnisse über die aus dem Wesen der Menschlichkeit herfließenden Individualansprüche eines jeden, und folglich der Menschennatur selbst, das Verkünstelungsverderben erzeuge." Er sah daher das einzige Mittel, der Menschheit dauernd zu helfen, in der Belebung der Kraft, die in der menschlichen Natur liegt. Ohne Kenntniß der Welt, aber im Bewußtsein dessen, was er in Rücksicht auf Gemüthsbildung seiner häuslichen Erziehung zu danken hatte, und nicht ahnend, wie mangelhaft und einseitig seine Bildung in anderen Beziehungen geblieben war, glaubte er ganz besonders auf die häusliche Erziehung in seinem Sinne einwirken zu können. Dazu kam eine gewisse Vorliebe für den Feldbau, und Abneigung gegen die Verschwendungssucht der Fabrikarbeiter. Er glaubte nun, wie er selbst sagt, das alte Hausglück, die alte Achtung nicht blos für den Feldbau, sondern auch für den feldbauenden Mann zurückführen zu können, denn er sah den Grund des Volkselendes theils in dem schwankenden Glücksspiele des Fabrikwesens, theils in den Feudallasten, wie sie sich aus den alten Eigenthumsverhältnissen entwickelt hatten. Die patriotischen Bestrebungen eines Berner's, Joh. Rud. Tschiffeli, der mit großen ökonomischen Opfern landwirthschaftliche Versuche anstellte und bekannt machte, lockten Pestalozzi besonders an. Er brachte einige Zeit bei ihm zu, und glaubte sich mit der ihm durchs ganze Leben nachgehenden Überschätzung seiner Kräfte zur Ausführung seiner Zwecke hinlänglich vorbereitet. Verbindung von Landwirthschaft, Fabrikation und häuslicher Erziehung sollten die Mittel dazu sein. Sein edles Herz gewann ihm die Zuneigung eines Mädchens, das ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen zubrachte und ganz in seine Plane und Bestrebungen einging. Damals war er 22 Jahre alt. Ein zürcherisches Handelshaus trat mit ihm in Verbindung und er kaufte bei Birr, im bernerischen Aargau, bis dahin unbebaute Ländereien. Seinem Gute gab er den Namen Neuhof. Allein ohne praktisches Geschick und der Detailkenntnisse entbehrend, ohne welche bei solchen Unternehmungen immer großer Verlust entsteht, konnte er keinen günstigen Erfolg erzwingen. Schon die Anlage des Wohnhauses auf seinem Gute war unüberlegt und zweckwidrig. Da sich nun die gehofften Früchte nicht zeigten, so zog sich das Handelshaus mit einigen Aufopferungen zurück und überließ Pestalozzi das ganze Unternehmen. Allein obgleich die Verluste fortdauerten und das Vermögen seiner Gattin immer mehr zusammenschwand, konnte er sich von der Unausführbarkeit seiner Plane doch nicht überzeugen; vielmehr befestigte er sich nur noch mehr in dem Vorsatze, sein landwirthschaftliches Unternehmen als Grundlage seiner Bestrebungen für Vereinfachung des Volksunterrichtes und Verbesserung der Erziehung in den niedrigsten Classen der Gesellschaft zu benutzen. Er machte den Plan zu Errichtung einer Erziehungsanstalt für arme Kinder auf seinem Gute bekannt. Die darin ausgesprochenen Grundsätze verschafften ihm viele Theilnahme zu Zürich, Bern und Basel, und das Unternehmen begann 1775. In seinem Berichte über die Anstalt, welcher 1778 von der ökonomischen Gesellschaft in Bern herausgegeben wurde, gibt er als seine Absicht an, „eine Erziehungsanstalt zu unternehmen, deren Erfolg gänzlich von der Arbeitsamkeit der zu erziehenden armen Kinder abhängen müßte." Feldbau, Hauswirthschaft und Fabrikation von Baumwollwaaren sollten die Mittel dazu geben: die Kinder ernährte und unterrichtete er unentgeltlich. Aber nach Pestalozzi's ganzer Persönlichkeit mußte dieses Unternehmen völlig fehlschlagen. Durch seine unüberlegten Fabrikationsversuche stürzte er sich in tiefe Schulden. In großer Armuth lebte er mehre Jahre unter diesen armen Kindern, deren Zahl er nach und nach bis auf 50 vermehrt hatte. Seinen letzten Bissen theilte er mit ihnen, und „lebte wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben." Endlich mußte er die Anstalt aufgeben. Der Spott über das Mislingen seiner Plane vermehrte zwar seine Misstimmung, konnte aber den edlen Stolz auf seine Absichten nicht beugen. Die Idee, von welcher er erfüllt war, wurzelte nur desto tiefer in ihm. Er versuchte es nun als Schriftsteller für dieselbe zu wirken. In Iselin's Ephemeriden erschien 1780 ein Aufsatz von ihm (Abendstunden eines Einsiedlers), worin sich schon die Grundzüge seiner Ideen über Erziehung und Unterricht finden. Dann erschien 1781 sein berühmtestes Werk: Lienhard und Gertrud. Es ist das Product einer durch viele Erfahrungen gereiften innern Anschauung der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse, und fand überall ausgezeichneten Beifall. Die Schilderung der Sitten unter den niedrigsten Classen ist vortrefflich. Aber das Werk wurde nur als Roman betrachtet und konnte nicht die Wirkungen hervorbringen, von denen Pestalozzi träumte. Zu wenig wurde die Idee, welche demselben zum Grunde liegt, und an deren Realisirung er sein Leben gesetzt hat, berücksichtigt, daß nur durch eine in den Geist aller Stände tief eingreifende Verbesserung der häuslichen und öffentlichen Erziehung, welche die Gesammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder entwickelt und dem Können, der Tüchtigkeit, vor dem bloßen Wissen den Vorzug gibt, den Übeln der Zeit könne abgeholfen werden. Eine gewisse Einseitigkeit hat indessen diese, wie alle seine Volksschriften. Pestalozzi hatte die hellste Anschauung von den Zuständen der untersten Volksclassen; und es gehen daraus treffliche Bemerkungen voll tiefer psychologischer Wahrheit hervor: aber es fehlt oft die Übersicht des ganzen Zusammenhanges dieser Zustände. Dieses gilt besonders auch von seiner zweiten Volksschrift: Christoph und Else (1782), wo er eine Bauernfamilie den Lienhard und Ger=

trud lesen läßt, wobei sie über alles Einzelne eintritt und den Inhalt weiter ausführt, wodurch das Werk allzu gedehnt wird. Es fand daher auch lange nicht den Beifall, wie das Erstere. Dann erschienen unter dem Titel: Ein Schweizer Blatt, 1782 und 1783, zwei Bände kleinerer Aufsätze und Abhandlungen für das Volk. Hierauf die, einen Schatz tiefer psychologischer Wahrheiten enthaltende, Schrift: Über Gesetzgebung und Kindermord, worin er nachweist, wie grade die Verkehrtheit der Gesetze zu solchen furchtbaren Thaten führe. Im J. 1797 erschien die merkwürdige Schrift: Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts, worin er die Idee einer ganz naturgemäßen Erziehung entwickelt, welche allen seinen Unternehmungen in der Folge zum Grunde lag. Er betrachtet den Menschen in dreifacher Beziehung, nach seinem thierischen Instincte, seinen gesellschaftlichen oder bürgerlichen Verhältnissen, und seiner sittlichen Beziehung. In folgenden Worten drückt er seine Ansicht klar aus: „Die Natur hat ihr Werk ganz gethan; also thue du auch das deine. Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtsein deiner thierischen Natur, aber auch mit vollem Bewußtsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben. Willst du dein Werk nur halb thun und auf der Zwischenstufe des thierischen und sittlichen Daseins stehen bleiben, so verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scheerenschleifer, ein Fürst bleibst, und kein Mensch wirst." Sein Gesichtskreis hatte sich seit Aufhebung der Armenanstalt bedeutend erweitert. Es war nicht mehr blos die Hebung der niedrigsten Classen durch verbesserte Erziehung, was er im Auge hatte, sondern die Überzeugung, daß diese Verbesserung durch alle Stände durchgehen müsse, war immer lebhafter geworden. Besonders zeigt sich sein Wunsch, auf die Höheren zu wirken, um durch sie das Gute zu befördern, in seinen Briefen an Fellenberg aus den Jahren 1792 und folgende, die sich in der 1834 erschienenen Schrift, Pestalozzi's unedirte Briefe und letzte Schicksale, finden. Ins Jahr 1797 gehören noch seine Fabeln, die zuerst unter dem Titel, Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens, nachher 1803 unter dem passendern, Fabeln von H. Pestalozzi, erschienen. Mit vielem Scharfsinne und Laune stellt er darin Misbräuche und Verkehrtheiten in den damaligen Verhältnissen seines Vaterlandes dar; freilich ist Manches sehr einseitig aufgefaßt. Je mehr damals die Ereignisse der französischen Revolution die Aufmerksamkeit auf die politischen Gebrechen richteten, und je unleugbarer es war, daß eben aus dem Verderbnisse des französischen Volkes, aus dem gänzlichen Mangel einer sittlichen Bildung jene furchtbaren Gräuel hervorgingen, welche mit der politischen Umgestaltung verbunden waren, desto lebhafter äußerte sich Pestalozzi auch über die Nothwendigkeit, den politischen Gebrechen im Vaterlande abzuhelfen. So wahr viele seiner Äußerungen waren, so zog ihm doch sein lauter Tadel der Misbräuche die Feindschaft Vieler zu. Hatten sie ihn früher als unbesonnenen Schwärmer, ja als einen Halbnarren verspottet, so wurde er jetzt als Revolutionair gehaßt. Allein sein politisches Streben war, wenn auch oft einseitig, durchaus nicht anarchisch, und er bekämpfte bald nachher revolutionairen Despotismus mit ebenderselben Kühnheit, womit er gegen veraltete Misbräuche der Aristokratie aufgetreten war. Durch Beseitigung der Gebrechen der Staatsverfassung glaubte er bessere Erziehung begründen zu können.

Im J. 1798 ergriff nun die Revolution auch die Schweiz. Mit Jubel begrüßte sie Pestalozzi. Er träumte von einer gänzlichen moralischen Wiedergeburt seines Volkes. In der durch die Franzosen eingeführten Einheitsverfassung glaubte er den Weg zu Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen, seiner sehnlichsten Wünsche zu erblicken. Was er selbst von sich in Beziehung auf frühere Zeiten sagte, das fand auch damals wieder statt: „Ich glaubte an die damals wie Modewaare herumgetragenen Äußerungen von Tugend-, Menschlichkeits- und Vaterlandsliebe." Man trug sich damals mit der Idee einer gleichförmigen Nationalerziehung. Pestalozzi kam nach Luzern, wo der Sitz der Centralregierung war. In Verbindung mit einem Berner, Fischer, schrieb er ein Volksblatt, das aber bald wieder einging. Seine Phantasie malte ihm herrliche Bilder einer Veredlung des gesammten Volkes vor. Mit jugendlichem Enthusiasmus und neu belebter Liebe zu der Kinderwelt rief er aus: „Ich will Schulmeister werden." Eine große Anzahl der ärmsten Kinder sollte eine vollendete, dabei aber immer darauf berechnete Erziehung erhalten, daß sie ihrem Kreise nicht entfremdet, sondern vielmehr fester an denselben geknüpft würden. In einer solchen Anstalt sah er ein großes Schullehrerseminar für die ganze Schweiz. Mehre Mitglieder der helvetischen Regierung gingen in seine Ansichten ein. Andere waren entschiedene Gegner derselben; denn den Einen lag nur materielles und politisches Treiben am Herzen; andre kannten seine Untüchtigkeit zur Leitung einer solchen Unternehmung; überdies hatte sein kühner Tadel revolutionairer Gewaltmaßregeln ihm auch hier viele Feinde gemacht. Pestalozzi wollte die Anstalt nach den Grundsätzen einrichten, die in den zwei letzten Theilen seines Lienhard und Gertrud dargestellt sind. Er wollte dazu im Canton Zürich oder im Aargau ein Local suchen, als im September 1798 Unterwalden durch die Franzosen mit Feuer und Schwert verheert wurde. Eine Menge von verwaisten oder schon vorher an ein müßiges Bettlerleben gewöhnten Kindern irrte nun hilflos herum. Pestalozzi übernahm es, in dem Klostergebäude der Ursulinerinnen zu Stanz ein Waisenhaus zu errichten. Im neunten Bande seiner Werke schildert er wahr und anschaulich sein Leben und Wirken unter diesen Kindern, deren Zahl nach und nach bis auf 80 stieg. Man muß diese Schilderung selbst nachlesen, um sich eine Vorstellung von seinen unglaublichen Anstrengungen und Aufopferungen zu machen. Er war der Lehrer, Vater, Wärter, Genosse dieser zum Theil ganz verwahrloseten, mit ekelhaften Krankheiten behafteten, sogar des Begriffes von Reinlichkeit entbehrenden Kinder. Eine Magd oder Haushälterin war die einzige Hilfe, die er hatte. Daneben hatte er noch mit dem Unverstande und den schlimmen Gewohnheiten der Mütter,

und als Protestant mit den Religionsvorurtheilen dieser höchst bigotten Katholiken zu kämpfen. Dennoch schien allmälig das Unternehmen einen guten Fortgang zu gewinnen. Seine Liebe, seine Aufopferung weckten bei manchen Kindern bessere Empfindungen. Sie gewannen Freude am Lernen und an Beschäftigung. Die Noth selbst führte ihn auf Manches, z. B. auf die Erleichterung, immer einige der schwächern Kinder durch die weiter vorgerückten unterrichten zu lassen. In der That muß man aber in seinem Wirken zu Stanz nicht einen klar gedachten und bestimmt entwickelten Plan suchen. Sowie er überhaupt mehr nach lebhaften innern Intuitionen, als nach deutlichen Verstandesbegriffen handelte, so war es auch hier. Seine Idee der Elementarbildung (s. d. Art. **Pestalozzische Methode**) schwebte ihm dabei vor; doch war es noch mehr Ahnen als deutliches Erkennen derselben, was ihn leitete. Die Art aber, wie er ebendadurch und durch das Streben einfache und wohlfeile Lehrmittel für das Volk aufzufinden, allmälig zur Grundlage seiner Methode des Unterrichtes gelangte, schildert er in dem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Im Sommer 1799 wurde aber sein wohlthätiges Wirken zu Stanz plötzlich unterbrochen. Als die Österreicher durch den Canton Uri bis an die Grenzen von Unterwalden vordrangen, wurde ein Theil des Waisenhauses in ein Militairlazareth verwandelt, und die Anstalt mußte aufgelöset werden. Niedergeschlagen, beinahe hoffnungslos, kam er zu Bern an, wohin die helvetische Regierung ihren Sitz verlegt hatte. Ein Aufenthalt im Gurnigelbade stellte seine durch die Anstrengung tief erschütterte Gesundheit her. Bei der Regierung fand er Begünstigung. Grade damals wollte Fischer, der als Secretair beim Minister der Wissenschaften war, im Schlosse zu Burgdorf ein Seminar errichten. Pestalozzi ging nach dem Rathe einiger Freunde auch nach Burgdorf, erhielt dort Zutritt in der untersten Classe der Stadtschule und setzte seine Unterrichtsversuche wie zu Stanz fort. Noch ehe das Seminar eröffnet wurde, starb Fischer. Die helvetische Regierung übergab nun Pestalozzi das Schloß zu Burgdorf, um darin eine Erziehungsanstalt zu Fortsetzung und völliger Ausbildung seiner Versuche zu gründen. Jetzt aber nahm seine Phantasie wieder den Reißaus. „Er wollte, wie er selbst sagt, statt blos Schulmeister zu sein, ins Große wirken, und ein Unternehmen gründen, das weniger nicht als die Grundlage eines Waisenhauses, eines Schulmeisterseminars und einer Pensionsanstalt umfaßte." Seine Ansichten von einer naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsmethode hatten sich durch die vielfältigen Versuche zu Stanz und zu Burgdorf allmälig etwas bestimmter entwickelt. Er fand Gehilfen, die in dieselben eingingen. Die ersten waren Krüsi, Tobler und Buß. Trotz großer Schwierigkeiten, die er anfänglich fand, dehnte sich die Anstalt bald aus und fing an Aufsehen zu machen. Dazu trug unter anderm auch seine im J. 1801 erschienene Schrift bei: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Es lag in seiner ganzen Persönlichkeit, seine Unterrichtsmethode, sobald er einmal eine klare Anschauung der Idee gewonnen hatte, für viel weiter ausgeführt zu halten, als sie es in der Wirklichkeit war. Diese Schrift sollte nun seine Ansichten aussprechen. Als seinen Endzweck gab er an: „In allen Fächern der menschlichen Kunst und des menschlichen Wissens feste und sichere Fundamente zu suchen, und die innere Kraft der Kinder einfach und allgemein für jede Kunst zu stärken." So wenig nun auch Pestalozzi auf dem damals erreichten Standpunkte die Mittel zu Erreichung dieses Endzwecks anzugeben vermochte, so erregte doch das Streben selbst, und Einzelnheiten, die das Buch gab, große Aufmerksamkeit. Dazu kam, daß in einem Zeitpunkte revolutionairer Bewegung Angriffe auf bisher befolgte Grundsätze immer Beifall finden. Die helvetische Regierung beauftragte daher 1802 den Dekan Ith von Bern mit Untersuchung der Anstalt und ihrer Leistungen. Sein im Drucke erschienener Bericht fiel so günstig aus, daß die Regierung, von welcher Pestalozzi seit seiner Rückkehr aus Unterwalden einen kleinen Gehalt bezogen hatte, denselben auf 1600 schweizer Franken erhöhte und für zwei seiner Mitarbeiter für jeden 400 Franken aussetzte. Dazu kam noch die Zusicherung eines Privilegiums für seine angekündigten Elementarbücher und das Versprechen, daß ihm aus allen Gegenden der Schweiz Schullehrer sollten zugesandt werden, damit sie durch ihn in seiner Methode unterrichtet und zu Anwendung derselben in den Schulen gebildet würden. Ebenso viele Aufmerksamkeit erregte Pestalozzi auch außer der Schweiz. Mancherlei Bestrebungen für Verbesserung des Erziehungswesens, die in den letzten Decennien des 18. Jahrh. besonders in Teutschland stattgefunden hatten, beförderten die Theilnahme. Aus allen Ländern Europa's wanderten Reisende, zum Theil von den Regierungen gesandt, nach Burgdorf. Ihre günstigen Berichte veranlaßten die Entstehung von Schulen und Seminarien nach Pestalozzischen Grundsätzen nicht nur in Teutschland und Frankreich, sondern auch in Dänemark, Schweden, Rußland und sogar in Spanien. Das Institut zu Burgdorf war gleichsam ein Orakel geworden, wo alles Weisheit suchte. Pestalozzi schien am Ziele seiner Wünsche zu stehen; er dehnte seine Anstalt immer weiter aus, und nahm uneigennützig, wie er immer war, eine große Zahl von armen Kindern unentgeltlich in dieselbe auf. Damals ahnete er nicht, was er später so schmerzlich beklagte, daß er durch die Wendung, welche sein Unternehmen erhalten hatte, immer mehr von seinem ursprünglichen Bestreben, durch eine Armenanstalt für die Bildung der untersten Volksclassen zu wirken, abgelenkt wurde; und daß für die neue Richtung seine Individualität eigentlich durchaus nicht geeignet war. Indessen hatten grade jene frühern Bestrebungen, denen er sich zu Neuhof und nachher zu Stanz ungetheilt widmen konnte, ihn darauf geführt, möglichst einfache und wohlfeile Mittel des Unterrichtes aufzusuchen. Diese Bemühungen setzte er auch zu Burgdorf fort, und so konnte es dann nicht fehlen, daß er bald zu der Überzeugung gelangen mußte, daß die nämlichen einfachen Unterrichtsmittel für alle Kinder ohne Ausnahme eine naturgemäße Entwickelung begründen müssen. In sofern gab die Ausdehnung der Anstalt und ihre Gestaltung zu einer Erziehungsanstalt für

den Mittelstand auch den Ansichten von Pestalozzi größere Vielseitigkeit; zur Leitung und Führung der Anstalt aber war er durchaus nicht geschaffen, und früh schon zeigten sich die nachtheiligen Folgen davon. Die nämliche Unkenntniß seiner Kräfte vermochte ihn auch nach der Insurrection des Spätjahres 1802 als Mitglied der Consulta, welche der erste Consul Bonaparte aus der Schweiz nach Paris berief, aufzutreten. Er übergab daselbst eine ungedruckt gebliebene Denkschrift, welche theils die Wahlart der Beamten in den Cantonen, theils die Zehnten betraf: auf die Verhandlungen selbst konnte er keinen Einfluß üben. Im nämlichen Jahre (1802) erschien von ihm: Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat. Diese Schrift athmet, wie alle seine politischen Schriften, warme Vaterlandsliebe, ist aber auch nicht frei von einseitigen Ansichten, und enthält Manches, was die damals siegende Partei gegen ihn einnehmen mußte. Die Herstellung der Souverainetät der Cantone durch die Mediationsverfassung im J. 1803 hatte für Pestalozzi die nachtheilige Folge, daß er nicht nur die von der helvetischen Regierung ihm angewiesene Geldunterstützung verlor, sondern daß auch die bernerische Regierung ihm, statt des Schlosses zu Burgdorf, das einem Oberamtmanne zur Wohnung bestimmt wurde, das Schloß zu Münchenbuchsee, zwei Stunden von Bern, für seine Anstalt anwies. Er verlegte also dieselbe dorthin. Allein es fehlte ihm an den nöthigsten ökonomischen Hilfsmitteln. Unter den 110 Kindern, welche das Institut damals zählte, waren mehre Arme, die er ganz unentgeltlich aufgenommen hatte; was für manche der übrigen bezahlt wurde, war theils gering, theils floß es sehr unregelmäßig. Ordnung in der Hauswirthschaft war grade die Eigenschaft, welche Pestalozzi am wenigsten besaß. Das Institut schien sich seiner Auflösung zu nähern, als Fellenberg (s. den Art. Hofwyl), nach einem mit Pestalozzi geschlossenen Vertrage, die Ökonomie des Ganzen übernahm. Allein Pestalozzi fühlte sich bald in dem neuen Verhältnisse, wobei es auf Ordnung abgesehen war, gehemmt. Es paßte weder zu seiner Individualität, noch zu derjenigen seiner Gehilfen. Der Schwindel, welchen der bisherige Fortgang der Anstalt bei ihnen erregt hatte, contrastirte mit der neuen Lage allzu sehr. Pestalozzi nahm daher gern die Anträge des Stadtrathes von Iverdon im Canton Waadt an. Er begab sich mit einem Theile der Lehrer und der Zöglinge dorthin und errichtete eine zweite Anstalt daselbst. Desto weniger konnte diejenige in Münchenbuchsee fortbestehen; sie wurde im Juni 1805 aufgelöst, und die Lehrer und Zöglinge begaben sich auch nach Iverdon. Unterdessen erschienen in den Jahren 1803 und 1804 seine ersten Elementarbücher: Buch der Mütter, oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren; Anschauungslehre der Zahlverhältnisse; Anschauungslehre der Maßverhältnisse. Indessen sagt er selbst, diese Bücher seien eigentlich nicht von ihm, am meisten noch das Buch der Mütter. Im J. 1803 verband sich mit Pestalozzi ein Mann, der auf die ganze Richtung und Entwickelung des Unternehmens einen entscheidenden Einfluß gehabt hat. Dies war Niederer, früher Landprediger, ein wissenschaftlich gebildeter, zur Mystik und zu Schelling'scher Naturphilosophie sich hinneigender Kopf. Seine Richtung mußte nothwendig von dem rein praktischen und empirischen Streben Pestalozzi's sehr abweichen, und ihm unverständlich bleiben. Er äußert sich darüber in der Vorrede zur letzten Ausgabe seiner Schrift, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt: „Die Zeit blendete uns. Einige Anfangs-Unterrichtsfächer wurden zwar besser begründet; aber die praktische Thätigkeit verlor sich allmälig in unsrer Mitte. Große Weltverbesserungsideen, die aus früh überspannten, höhern Ansichten unseres Gegenstandes hervorgingen, beschäftigten uns. Unser größtes Übel war dabei, daß wir vorzüglich und einseitig in tiefen philosophischen Untersuchungen Hilfe suchten. Niederer war aber der einzige, der auf diesem Terrain Kraft in sich fühlte. Es ist mir jetzt ganz klar, daß die der praktischen Ausführung vorgeschrittene und sie weit überflügelnde Deductionsansicht unsrer Bestrebungen die Ansicht Hrn. Niederer's war, und daß hingegen meine Ansicht des Gegenstandes aus einem lebendigen Streben nach Mitteln in der Ausführung desselben hervorgeht, und mich drang eigentlich thatsächlich und empirisch zu suchen, zu erringen und zu erkämpfen, was nicht da war, und was ich wirklich selber noch nicht kannte." Unter solchen Verhältnissen mußte es in Iverdon noch auffallender in die Augen springen, daß Pestalozzi nicht der Mann war, um mit fester Hand ein solches Unternehmen zu leiten und Einheit in dem Ganzen zu erhalten. Während der Unterricht in der Anstalt eine ziemlich einseitige Richtung auf Zahlen- und sogenannte Formenlehre (s. d. Art. Pestalozzische Methode) nahm, und die Bestrebungen philosophischer Begründung und Entwickelung Pestalozzi selbst und den meisten Lehrern unverständlich blieben, geschah für die Fortbildung der Methode auf rein praktischem Wege wenig mehr. Sehr richtig sagt Pestalozzi von sich: „Ich bin gleichsam als ein Kind an die Spitze der Anstalt gekommen. Bei der Richtung, die sie nahm, konnte ich das Kind nicht bleiben, das ich war, und was ich hätte sein sollen, konnte ich nicht werden." Vieles, was unter seinem Namen geschah und geschrieben wurde, verstand er selbst nicht, und die von Niederer in die Methode gelegten Culturansichten des Menschengeschlechts machten ihn vollends schwindeln. Pestalozzi sagt daher auch in der 1821 geschriebenen Vorrede zu seiner 1809 gehaltenen Rede über die Idee der Elementarbildung (Werke. 8. Bd. S. 117 fg.), diese Rede sei merklich verschieden von derjenigen, welche er zu Lenzburg wirklich gehalten habe; sie trage sichtbar das Gepräge eines fremden auf ihn wirkenden Einflusses. Unter solchen Verhältnissen wurde auch die Sprache, welche von Iverdon aus über Alle bisherigen Erziehungsgrundsätze und Methoden ertönte, immer anmaßender. In seinem Taumel stimmte Pestalozzi selbst in diesen Ton um so eher mit ein, da er völlig unbekannt war mit dem, was in den letzten Decennien des 18. Jahrh. in Teutschland für Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens geschehen war, und in der Bekämpfung seiner Ansichten leicht nur bösen Willen zu erkennen glaubte. Er sagt

selbst von sich, er habe in zwanzig Jahren kein Buch gelesen. Jene Anmaßung sprach sich unter Anderm auch in der Ankündigung der Zeitschrift aus, welche in den J. 1807 bis 1811 unter dem Titel: Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden, herausgegeben wurde. Pestalozzi erklärt indessen in der Vorrede zum 11. Bande seiner Werke, daß diese Ankündigung eigentlich nicht als sein persönlicher Aufsatz, sondern als der allgemeine Ausdruck der Ansichten der mit ihm damals verbundenen Freunde zu betrachten sei. Desto heftiger mußten nun aber auch die Angriffe der Gegner werden, und es entstand ein Kampf für und wider die Pestalozzische Methode, der in Flugschriften und Zeitungsblättern von beiden Seiten mit immer größerer Leidenschaftlichkeit geführt wurde, und zum Theil auf höchst unwürdige Weise in verwerfliche Persönlichkeiten ausartete. Niederer und die meisten übrigen Lehrer richteten endlich, nach Pestalozzi's Behauptung wider seinen Willen, das Ansuchen um eine feierliche Prüfung der Anstalt und der Methode an die eidgenössische Tagsatzung. Es wurden wirklich Commissarien abgeordnet; allein, da ihr 1810 im Drucke erschienener Bericht nicht so günstig ausfiel, als man gehofft hatte, so wurde der Kampf nur desto heftiger. Indessen waren es weniger die äußern Angriffe, welche das Institut, das bei seiner doppelten Richtung als Erziehungsanstalt, und als Anstalt zur Bildung von Lehrern immer fort stark besucht war, in seinen Grundfesten erschütterte, als vielmehr die innere Zerrüttung. Aus Pestalozzi's Unfähigkeit zur Leitung einer solchen Anstalt, aus der völligen Unordnung in der ökonomischen Verwaltung, aus Verschiedenheiten in den Ansichten der Hauptpersonen, aus den Anmaßungen mancher Lehrer und ihrer Eifersucht unter einander, waren schon früh allerlei Reibungen und Zerwürfnisse entstanden. Besonders stand Niederer'n und den meisten übrigen Lehrern Joseph Schmid aus Tyrol feindlich gegenüber. Schmid war von Pestalozzi als armer Knabe in das Institut zu Burgdorf aufgenommen worden, und hatte rasch vorzügliche Anlagen für Mathematik entwickelt. Er war dann in die Reihe der Lehrer eingetreten, und hat sich durch Bearbeitung der Zahlen- und Formenlehre nicht geringes Verdienst um die Pestalozzische Methode erworben. Aber er verbarg unter heuchlerischer Naivetät und Gutmüthigkeit, wodurch er Pestalozzi ganz für sich einzunehmen wußte, ein herrschsüchtiges, eigennütziges und höchst verschlagenes Wesen. Schon im Sommer 1810 waren die Zerwürfnisse so heftig geworden, daß Schmid aus der Anstalt austrat. Allein die Verwirrung dauerte fort, und die ökonomische Zerrüttung nahm so sehr zu, daß Gefahr eines Bankrotts eintrat. Schmid, der allerdings geeignet war, die Ökonomie mit kräftiger Hand zu leiten, wurde daher im December 1813 zurückgerufen. Allein der gestörte Friede konnte nicht hergestellt werden; die Individualitäten von Niederer und Schmid stießen sich zu sehr ab. Das Übel wurde noch durch ökonomische Streitigkeiten zwischen Pestalozzi, der sich gänzlich Schmid's Leitung überließ, und Niederer vermehrt. Pestalozzi hatte zu Iverdon in einem von der Knabenanstalt abgesonderten Hause eine Töchteranstalt errichtet, worin Mädchen zu Erzieherinnen gebildet werden sollten. Niederer ertheilte Unterricht in derselben und Pestalozzi trat im November 1813 diese Anstalt an die erste Lehrerin, R. Kastshofer von Bern, ab, mit der sich Niederer im folgenden Jahre vermählte. Es entstanden daraus ökonomische Streitigkeiten Niederer's und seiner Gattin mit Pestalozzi, welche das früher schon sehr getrübte Verhältniß immer feindseliger machten. Ohrenbläsereien und Misverständnisse aller Art machten den Bruch unheilbar. Der Kampf über die ganze Leitung und Bestimmung des Instituts wurde öffentlich in Druckschriften und Zeitungsartikeln auf eine Weise geführt, daß er nur ein höchst widriges Schauspiel von Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeiten darbietet. Da Pestalozzi sich gänzlich der Leitung von Schmid hingegeben hatte, so trennten sich Niederer und Krüsi ganz von ihm; aber die öffentliche Feindschaft dauerte fort, und fand auch in jenen ökonomischen Verwicklungen, die unglücklicher Weise nie aus einander gesetzt worden waren, immer neuen Stoff. Erst im November 1824 wurden dieselben endlich durch ein Schiedsgericht beseitigt. Die Darstellung des häßlichen Kampfes, der keinem Theile zur Ehre gereicht, gehört nicht hierher. Wenn Pestalozzi in der Schrift: Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten (Leipzig 1826), darzuthun sucht, daß das Mislingen seiner Lebensaufgabe, der Verwirklichung seiner Idee der Elementarbildung, und der Untergang seiner dafür errichteten Anstalten, vorzüglich von Verfolgungen seiner Feinde, besonders Herrn und Frau Niederer herrühre, so kann man in diesem Umfange seine Behauptung ebenso wenig billigen, als die Art, wie seine Gegenpartei jede Schuld von sich abzuwälzen suchte. Aber höchst verwerflich erscheinen die in zweiter Linie stehenden Kämpfer, Schmid in seiner Schrift: Wahrheit und Irrthum in Pestalozzi's Lebensschicksalen (Iferten 1822) und, auf Seite Niederer's, Eduard Biber in der Schrift: Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzi's (St. Gallen 1827). Letzterer geht in seinem leidenschaftlichen Sektenhasse sogar soweit, daß er Pestalozzi's religiösen und moralischen Charakter angreift.

Faßt man Pestalozzi's ganzes Streben ins Auge, so zeigt sich anfänglich der Zweck, die Unterrichtsmittel für die untern Classen des Volks zu vereinfachen, um dadurch eine naturgemäßere Entfaltung der physischen, geistigen und sittlichen Kräfte und Anlagen zu begründen. Dadurch hoffte er die äußere Lage dieser Classen zu verbessern und ihnen größere Selbständigkeit zu verschaffen. Diese Vereinfachung sollte jede Mutter und auch ungebildete Lehrer in den Stand setzen, die Kinder zweckmäßig zu bilden und zu unterrichten. Deswegen versuchte er ihnen in seinen Lehrbüchern den Lehrstoff schon ganz verarbeitet in die Hände zu geben. So zeigt sich sein Streben in der Armenschule zu Neuhof, im Waisenhause zu Stanz und anfänglich noch zu Burgdorf. Die Gründung einer Armenanstalt schien ihm der sicherste Weg, um seinen Zweck zu erreichen. Allein die Art, wie die Anstalt zu Burgdorf sich entwickelte, gab seinem Streben eine abweichende Richtung. Seine Zwecke erhielten

größere Ausdehnung. Intuitionen, von denen er immer geleitet wurde, schienen ihm nun klar zu werden: er schrieb sein Buch: wie Gertrud ihre Kinder lehrt, und so folgte jener Schwindel, in welchem er, unbewußt, wohin er eigentlich fortgerissen wurde, so lange forttaumelte, bis endlich die, durch jene Streitigkeiten so sehr beförderte, Zerrüttung seiner Anstalt zu Iverdon ihn aus seinem Traume weckte. In der Entfernung von seinen ursprünglichen Bestrebungen, von dem rein praktischen und beschränktern Zwecke sah er die Gründe seiner verfehlten Lebensrichtung. Da erwachte in dem immer jugendlichen Geiste mit dem Feuer der Jugend das ursprüngliche Streben wieder. Er stiftete neben seiner im Schlosse zu Iverdon noch fortdauernden Erziehungsanstalt im J. 1818 aus dem Ertrage der Subscription auf seine bei Cotta in Tübingen erscheinenden Werke eine neue Armenanstalt in der Nähe von Iverdon, deren Zweck vorzüglich die Bildung von Lehrern und Lehrerinnen für die untern Volksclassen sein sollte. Allein auch jetzt verlor er seinen ursprünglichen Zweck bald wieder aus dem Auge; der Unterrichtsplan erhielt eine Ausdehnung, welche der ursprünglichen Bestimmung nicht entsprach, und die Armenanstalt wurde eine die „elementarische Begründung der wissenschaftlichen Ausbildung bezweckende Anstalt." Jetzt war kein Grund mehr für das Bestehen einer abgesonderten Armenanstalt; sie wurde mit der ältern Anstalt im Schlosse vereinigt, die dadurch zwar für einen Augenblick aufzuleben schien, dann aber wieder in die frühere Zerrüttung verfiel. Ein Versuch, den Fellenberg noch einmal machte, um Pestalozzi's Unternehmungen zu retten, war vorzüglich an Schmid's Widerstand gescheitert. Auch das Project von Pestalozzi, die Armenanstalt nach Neuhof zu verlegen, als er den unvermeidlichen Untergang seiner Anstalten zu Iverdon erkannte, mislang. Die polizeiliche Auffoderung, Schmid, welchem eine Criminalanklage drohte, zu entfernen, war noch ein harter Schlag für Pestalozzi, den er vergeblich abzuwenden sich bemühte. Jetzt war die Auflösung seiner Anstalt entschieden. Sie erfolgte 1825. Pestalozzi verließ Iverdon und lebte dann auf dem Gute zu Neuhof, das an seinen Enkel übergegangen war. Er starb den 17. Febr. 1827 zu Brugg im Aargau. Seinen Jammer über das wiederholte Scheitern seiner Plane spricht er in seinem Schwanengesang (Werke 13. Bd.) und in den Lebensschicksalen (welche Schrift nicht in die Werke aufgenommen ist,) lebhaft aus. Mit seiner natürlichen Offenheit klagt er sich selbst über vieles an, und in der That erklärt sich manches aus seiner Persönlichkeit. Wahrhaft kindliches Wohlwollen und Liebe, Vertrauen und gemüthliche Hingebung sind die Grundzüge seines Charakters, aber damit war eine lebhafte Phantasie und eine außerordentliche Reizbarkeit verbunden. Seine oft leidenschaftlichen Gefühle entbehrten des Zügels, welchen der ruhig prüfende Verstand nie entschlüpfen lassen darf. Den augenblicklichen Eindrücken sich hingebend, sich nur an die jedesmalige einzelne Erfahrung haltend, wurde er nothwendiger Weise einseitig, und gewöhnte sich, ohne Überblick an ausschließende Richtung auf einen einzigen Punkt. Dieser Punkt war das Elend der untersten Classen des Volks. Er sah ihre moralische Verkrüppelung und ahnete, daß die Gründe derselben in der ersten Erziehung liegen. Aber wie seine Ansicht von der Welt überhaupt einseitig war, so blieben es auch die Mittel, welche er zu Erreichung seiner Zwecke anwenden wollte. Er stieß diejenigen, deren Hilfe er bedurfte, von sich zurück, weil er nach seiner beschränkten Ansicht der Dinge in der Weigerung seine Plane zu befolgen, nur Egoismus und Eigennutz zu erkennen glaubte. Diese Einseitigkeit und sein aufbrausendes Wesen machten ihn oft bitter und ungerecht. Denn sein Urtheilen und Handeln blieb immer gleich rasch und unüberlegt, und nie bedachte er, ob ihm die Mittel zur Ausführung dessen, was er unternahm, zu Gebote ständen. Grade wegen seiner Individualität war er auch unfähig, die wahren Gründe des Scheiterns seiner Plane deutlich zu erkennen, und seines guten Willens sich bewußt, maß er oft die Schuld andern bei, wo sie an ihm selbst lag. Aber zugleich drückte ihn das Gefühl seiner Unfähigkeit, das, was in ihm lebte und gährte, zur That zu bringen, und dies Gefühl vermehrte die Verwirrung seines Innern. Sein Geist war höchst productiv, reich an tiefen Ideen, aber es fehlte die ordnende Kraft. Darum war es ihm auch immer schwer, seine Gedanken klar und bestimmt auszudrücken. Es ist dies aber bei allen der Fall, deren Reflexionsvermögen unausgebildet bleibt, während sie ganz in innern Anschauungen leben. Pestalozzi's ganzer Gang war übrigens empirisch (vergl. Werke 8. Bd. S. 124), und er hielt auch denselben für den einzig richtigen. Daher war auch das Institut zu Burgdorf geraume Zeit nicht so fast eine umfassende Bildungsanstalt als eine empirische Schule für die Methode. Pestalozzi versuchte daher auch vieles Einzelnes nur, um es dann sogleich wieder liegen zu lassen. Durch diese Versuche und Erfahrungen aber gelangte er allmälig zu bestimmtern Ansichten über seine Bestrebungen. Aber eigentlich lebte er doch immer in Intuitionen, die er nie zum ganz deutlichen Bewußtsein zu bringen vermochte. Solche Intuitionen und nicht feste Principien leiteten ihn fortwährend. Seine Theorie der Erziehung ist daher auch die Frucht zahlloser Beobachtungen und Erfahrungen, nicht einer philosophischen Behandlung seines Gegenstandes. Von den Anschauungen seines innern Sinnes zu den obersten Principien emporzusteigen, vermochte er nicht. Daraus erklären sich auch die Widersprüche, die sich in seinen Schriften finden. Pestalozzi hat, auch abgesehen von seiner Methode, schon ein großes Verdienst erworben durch Erregung einer höchst lebhaften Bewegung für Verbesserung des Erziehungswesens. Wenn auch in neuern Zeiten besonders in Teutschland viel dafür geschehen war, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch seine Bestrebungen ein ganz neuer Anstoß gegeben und nicht blos bei den Männern vom Fache, sondern selbst in den höchsten Ständen eine merkwürdige Theilnahme für diese wichtigste Angelegenheit der Menschheit erregt worden ist. Wie man übrigens auch über die Methode selbst urtheilen mag, so verdienen immer seine Ideen

und das Ziel, nach welchem er strebte, die höchste Berücksichtigung, und seine unermüdeten Beobachtungen der Kinderwelt bieten jedem Pädagogen einen reichen Schatz von Belehrungen dar. Noch ist eine Schrift nachzuholen, die er im J. 1814 schrieb: An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Vaterlandes. Er sucht darin seine Ansicht darzustellen, von der Entwicklung des Verderbnisses der Menschheit durch vorherrschende Entfaltung der thierischen Natur in der bloßen Civilisation, mit Vernachlässigung der rein menschlichen Entfaltung, oder der eigentlichen Menschenbildung. Aus jenem „Civilisationsverderben" leitet er die allmälige Erschlaffung, daraus die „sanskülottische Völkerempörung," und hieraus wieder die „tyrannische Regierungsunmenschlichkeit" her. Die Schrift hat die Fehler und Vorzüge aller seiner Schriften; sie enthält bei Mangel an Plan und bei vieler Einseitigkeit einen Schatz von Wahrheiten und tiefen Blicken in die Natur des Menschen. Sie findet sich im 6. Bande der Sammlung seiner Werke, welche in 14 Bänden von 1819 bis 1826 erschienen sind. (*Escher.*)

PESTALOZZISCHE METHODE, so wird die von Heinrich Pestalozzi (s. d. vor. Art.) begründete Methode der Erziehung und des Unterrichts genannt, deren Hauptbestreben dahin geht, bei der ganzen Entwicklung und Bildung der Kinder durchaus auf naturgemäßem Wege fortzuschreiten, und deswegen die von der Natur des Menschen selbst dafür vorgezeichnete Bahn aufzufinden. Es hält jedoch schwer, im Einzelnen der Ausführung überall genau zu unterscheiden, was Pestalozzi selbst angehört, was hingegen seinen Schülern und Gehilfen, von denen besonders Niederer und Schmid großen Antheil an der Fortbildung der Methode haben. Pestalozzi hat auch das Ganze nirgends selbst systematisch dargestellt, und seine Ansichten und Grundsätze liegen in seinen Schriften überall zerstreut. Soviel ist indessen gewiß, daß die Idee, aus welcher allmälig die ganze Theorie hervorgegangen ist, unabhängig und selbständig in Pestalozzi's Geiste erzeugt worden, obgleich sie nur sehr langsam und erst durch vielfältige Erfahrungen bei ihm zu einiger Klarheit gedieh. Seine ganze Individualität und seine Schicksale erklären dies völlig. Er ging von dem Grundsatze aus, der Unterricht müsse in seinem ganzen Umfange mehr kraftbildend als das Wissen bereichernd sein. Alles Lernen der Jugend solle daher Selbstthätigkeit, freies Erzeugen aus sich selbst sein. Da es aber für Pestalozzi immer schwierig war, seine innern Anschauungen in Worten auszudrücken, und er daher auch oft eine eigenthümliche Terminologie brauchte, so mußten viele Misverständnisse entstehen. Pestalozzi nennt die seiner Methode zum Grunde liegende Idee „die Idee der Elementarbildung," und was derselben in der Ausführung entspricht, heißt ihm „elementarisch." Schon diese, von Pestalozzi nicht in der gewöhnlichen Bedeutung gebrauchten, Ausdrücke veranlaßten manches Misverständniß. In seinem Schwanengesang (Werke 13. Bd. S. 1) gibt er folgende Erklärung: „Die Idee der Elementarbildung ist nichts anderes, als die Idee der Naturgemäßheit in der Entfaltung und Ausbildung der Anlagen und Kräfte des Menschengeschlechtes. Die wahre Natur des Menschen aber, oder das Wesen der Menschennatur besteht nicht in denjenigen Anlagen und Kräften, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, sondern in denjenigen, wodurch er sich von denselben unterscheidet. Jene Naturgemäßheit fodert daher eine Unterordnung der Erstern unter die Letztern, und eine harmonische Entfaltung und Ausbildung der Anlagen des Herzens, des Geistes und der menschlichen Kunstkraft." Pestalozzi erklärt daher auch elementarische Bildungsmittel durch „Reihenfolgen psychologisch organisirter Bildungsmittel" (ebd. S. 110). Des Ausdrucks elementarisch aber bediente er sich, weil er überall darauf dringt, daß beim Unterrichte nicht weniger als überhaupt bei aller Bildung und Entfaltung der menschlichen Anlagen auf die Elemente oder ersten Anfangspunkte, auf die Keime alles Wissens und Könnens, welche in uns, nicht außer uns, liegen, müsse zurückgegangen, und diesen Anlagen gemäß fortgeschritten werden. Deswegen sagt er dann auch, die Idee der Elementarbildung sei in ihrem Wesen nichts anderes, als die Kunst, jedes Gute der Anlagen der Menschennatur aus ihr selbst als aus ihrem natürlichen Boden hervorgehen zu machen, und die eigentliche Bestimmung dieser Idee sei, den Abwegen der Einmischung der menschlichen Kunst in die Entfaltung der Anlagen vorzubeugen. Dieses aber kann nach Pestalozzi nur dadurch geschehen, daß erstlich die wesentlichen Elemente, die unveränderlichen Anfangspunkte alles Unterrichts und aller Erziehung, also das rein Menschliche im Kinde oder das Ursprüngliche der Menschennatur aufgefunden und festgehalten werde; daß dann aber außerdem auch ebenso das Ursprüngliche jedes einzelnen Unterrichtsgegenstandes, und jedes Wissens, Könnens und Wollens in der Natur des Menschen aufgesucht werde. Darnach strebt nun die Pestalozzische Methode, indem sie die Idee der Elementarbildung ebenso wol auf die Fundamente des sittlichen Lebens und der Kunst, als auf diejenigen des geistigen Lebens oder der Denkkraft bezieht. Diese Fundamente oder ersten Anfänge der Entwicklung des Menschen aus dem blos thierischen Zustande müssen nun von der Geburt an erforscht und benutzt werden. Das Fundament des sittlichen und religiösen Lebens ist Vertrauen (Glaube) und Liebe. Es wird zuerst bei dem Säuglinge durch die Mutter gelegt, indem sie seine sinnlichen Bedürfnisse befriedigt, ihn in stiller Ruhe erhält und die sinnlichen Reize zur Unruhe möglichst verhütet. Die Bildung des geistigen Lebens oder der Denkkraft hat ihr Fundament in der Anschauung, und es ist eine der wesentlichen Bestrebungen der Idee der Elementarbildung, die Mittel aufzufinden, wodurch das Denkvermögen zur gebildeten Urtheilskraft erhoben werden soll. Die Fundamente der Kunst endlich sind theils geistig, theils physisch. Das innere Wesen der Ausbildung aller Kunst- und Berufskräfte besteht nämlich in der Ausbildung der Denk- und Urtheilskraft. In Übereinstimmung mit dieser innerlich entfalteten Kunstkraft sind dann zweitens die äußern Kräfte der Sinne und Glieder mechanisch auszubilden, aber immer so, daß der instinctartige und thierische

Selbsttrieb dieser Kräfte, sich zu entfalten, den Gesetzen der sittlichen und geistigen Fundamente der Kunst untergeordnet bleibt. An diese Fundamente sucht nun die Idee der Elementarbildung die ganze Entfaltung und Ausbildung so anzuknüpfen, daß sie nie aus dem Auge gelassen, sondern fortwährend so festgehalten werden, daß nirgends eine Lücke in dem Gange der Bildung entstehen kann. Sie dehnt dabei in intellectueller Hinsicht ihren Einfluß nicht blos auf die reine Entfaltung der Denkkraft, sondern auch auf den ganzen Umfang sowol der wissenschaftlichen als der Kunst- und Berufskenntnisse und Fertigkeiten aus, und fodert überall einfache Anfangspunkte. Pestalozzi sagt jedoch selbst, diese Elementarbildung sei noch nirgends als eine in ihrem ganzen Umfange eingeführte und in ihren Mitteln organisirt dargestellte Methode vorhanden; ja er leugnet die Möglichkeit einer Erziehungs- und Unterrichtsmethode, welche jener Idee in ihrer Vollendung genug thun könnte. Seine Bestrebungen aber, wenigstens einzelne, jener Idee entsprechende, Bildungsmittel aufzufinden, gingen von dem Grundsatze aus, „das Leben bildet," welchen er für „den großen Fundamentalgrundsatz alles naturgemäßen Erziehungswesens" erklärt. Daher sagt er auch: (Werke 13. Bd. S. 125) „der ganze Umfang der elementarischen Bildungsmittel ist nichts anderes als ein psychologisch und mit Sorgfalt bearbeiteter Kunstzusatz zu dem Gange der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unsrer sittlichen und geistigen und physischen Kräfte, und eine psychologisch begründete Nachhilfe ihres diesfälligen guten Thuns selbst." Dadurch soll eine „Gemeinkraft der Menschennatur," eine Harmonie, ein möglichstes Gleichgewicht der Kräfte hervorgebracht werden, und in der Erzeugung dieser Gemeinkraft besteht die Naturgemäßheit der elementarischen Menschenbildung. Die solidere Begründung aber des ausgedehnteren Wissens, dessen die höhern Stände bedürfen, ist nur als ein auf dem Wege der fortdauernden Elementarbildung zu erzielender Zusatz zu dem anzusehen, was die niedern Stände, wenn sie in dieser Rücksicht gut besorgt wären, wirklich besitzen würden. Denn die Standes- und Berufsbildung ist ihrer Natur nach nur die Anpflanzung des Landes, das durch die Menschenbildung gepflügt und zur Saat vorbereitet werden soll. Allein durch das Übergewicht der Aufmerksamkeit auf die Collectivansprüche unsrer Verhältnisse über die, aus dem Wesen der Menschlichkeit herfließenden, Individualansprüche eines jeden, und folglich der Menschennatur selbst, wird die elementarische Bildung zum Menschen gehemmt und das Verkünstelungsverderben erzeugt.

Das Fundament, der Anfangspunkt aller geistigen Bildung, ist nun, nach Pestalozzi, die Anschauung in weitester Bedeutung des Wortes. Er wurde, wie er selbst sagt, durch die Versuche, die Mittel des gemeinen Volksunterrichtes zu vereinfachen, von Anfang an zu der Überzeugung geführt, daß alle menschliche Erkenntniß, folglich auch aller menschlicher Unterricht, von der Anschauung ausgehe, und daß darin auch das Fundament der Entfaltung der Sprachkraft zu suchen sei. Unter Anschauung aber versteht er nicht ein leidendes Aufnehmen der Eindrücke, sondern Selbstthätigkeit, oder, wie Schelling den Begriff erklärt, jene Handlung des Geistes, in welcher er aus Thätigkeit und Leiden, aus unbeschränkter und beschränkter Thätigkeit in sich selbst ein gemeinschaftliches Product schafft. Die Anschauung, dieses geistige Wahrnehmen, ist daher Pestalozzi auch der Mittelpunkt seiner ganzen Bildungs- und Unterrichtstheorie. Von der Geburt und dem Augenblicke an, wo die Sinne des Kindes Eindrücke erhalten, beginnt die Entfaltung seiner Anlagen durch Anschauungen. Diese sind der Anfangspunkt seiner Bildung, und bleiben das fortwährende Mittel derselben. Aber die Natur gibt ihm ihre Belehrungen durch die Anschauung in keiner Ordnung; der Zufall herrscht darin; das Kind wird dadurch oft mehr verwirrt als entwickelt, und lernt nicht das Zufällige vom Wesentlichen unterscheiden. Die Kunst muß daher dem Gange der Natur zu Hilfe kommen, die Anschauung muß durch bestimmte psychologisch geordnete Übungen zur Anschauungskunst erhoben werden, die sich auf moralische und ästhetische Anschauungen nicht weniger als auf intellectuelle bezieht. Das Kind soll durch diese systematische Übung, im Aufmerken, im richtigen Bemerken, im Unterscheiden des Zufälligen vom Wesentlichen geübt, vor dem blos spielenden Betrachten der Dinge verwahrt, und ihm die zum Bewußtsein gebrachten Anschauungen bestimmt und sicher eingeprägt werden. Die Anschauungslehre ist dann Pestalozzi vorzugsweise eine Anleitung, die Kinder durch Selbstthätigkeit zu sinnlicher Anschauung der Größen in allen ihren Theilen und Verhältnissen zu bringen. Gemäß der Idee der Elementarbildung suchte er die ersten Anfangspunkte für diese Anschauungslehre, oder, wie er sich ausdrückte, ein ABC der Anschauung. Er fand dasselbe in der Form der Gegenstände, deren einfachste Bestandtheile Linien und Winkel sind, sowie dann das daraus gebildete Quadrat ihm die Urform für alle Anschauung der Form ist. (Herbart hat in seiner Schrift: Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung rc. dem Dreiecke den Vorzug gegeben.) Diese Urform, die sich dann wieder in kleinere Quadrate theilt, begründet drei specielle Unterrichtsmittel, die Meßkunst, Zeichnungskunst und die Schreibkunst; diesen aber müssen die Übungen des ABC der Anschauung vorausgehen, wodurch das Auge eine Fertigkeit gewinnt, die einfachen und wesentlichen Formen der Dinge genau aufzufassen und bestimmt von einander zu unterscheiden, indem dadurch die Naturanlage zum Verhältnißgefühle und zum Augenmaße entwickelt und das Aufmerken fixirt wird. In unmittelbarer Verbindung mit diesem Elementarmittel steht das zweite, die Zahl. Um Gegenstände, welche verwirrt und dunkel vor die Sinne gebracht werden, sich klar zu machen, ist, neben der Unterscheidung der Form, auch die Unterscheidung ihrer Zahl erfoderlich. Grade so muß auch im Kinde die Kraft entwickelt werden, die Gegenstände der Zahl nach zu sondern und sich ihr Verhältniß als Einheiten auch in der Vielheit anschaulich zu vergegenwärtigen. Dadurch wird nun die Rechenkunst begründet; aber die Zahlen, als Abkürzungsmittel derselben, sollen das Bewußtsein der Urform aller Zahlverhältnisse nie-

mals schwächen. Diese Urform ist: Eins und Eins, und von der Anschauung dieser Urform muß die Rechenkunst ausgehen, indem sie ganz aus der einfachen Zusammensetzung und Trennung mehrer Einheiten entspringt. Diese Anschauungserkenntnisse der Form und Zahl müssen aber drittens durch die Sprache verdeutlicht und befestigt werden. Die Sprache an sich ist Pestalozzi kein Mittel, dem Kinde Stoff zur Übung seiner Denkkraft darzubieten, dies soll nur durch die Anschauung geschehen, und indem die Sprache den Anschauungserkenntnissen Namen gibt, soll sie dieselben nur verdeutlichen und unvergeßlich machen. Daher erklärt sich auch Pestalozzi ganz entschieden gegen das übliche Katechisiren mit Kindern, die noch keinen bedeutenden Vorrath an Sach- und Wortkenntnissen besitzen. Nach seiner Methode muß der Lehrer dem Kinde vorsprechen, was er dasselbe an dem Gegenstande bemerken lassen will, nicht durch Fragen es aus ihm herauszulocken suchen. So stellte Pestalozzi Form, Zahl und Sprache als die Anfangspunkte aller naturgemäßen Entwicklung, als die wahren Elementarmittel der Bildung auf. In der Zahl- und Formenlehre fand er auch die Kunstbildungsmittel des Abstractionsvermögens, sodaß die Wirkung der Anschauungskunst sich nicht weniger auf die unsinnlichen als auf die sinnlichen Gegenstände bezieht.

Pestalozzi hat nun versucht, jene Elemente der Erkenntnisse in derjenigen Reihenfolge, welche dem jedesmaligen Fortschritte der Entwicklung des Kindes genau entspricht, von den ersten Anfangspunkten an vermittels vollständiger Unterrichtsbücher darzulegen. Versuche dieser Art waren das Buch der Mütter und die Anschauungslehre der Zahl- und der Maßverhältnisse. Er erklärte jedoch späterhin das Buch der Mütter für mislungen. Es sollte nach Pestalozzi's Absicht von den Müttern benutzt werden, um die Kraft der Kinder zum Bemerken und Reden zu entfalten. Allein es war darin verfehlt, daß es nur den menschlichen Körper dazu benutzt, und hinwieder dabei in die kleinsten Einzelnheiten desselben geht. In den praktischen Elementarübungen, welche den 14. Band seiner Werke ausmachen, erklärt er seine frühern Elementarbücher für „lückenvoll und unvollendet" (S. 134). Ausdrücklich sagt er dort auch von den Lehrmitteln der Zahlenlehre, welche früher als die vorzüglichsten betrachtet wurden, sie seien nicht geeignet, das Anschauungsvermögen zu entwickeln. Diese Lehrmittel sind seine Einheitstabelle und die Bruchtabellen. Diese Tabellen enthalten jede hundert Felder, je zehn neben einander. In der Einheitstabelle enthält jedes Feld der ersten Reihe einen Strich, in der zweiten zwei und so fort bis auf zehn Striche, wodurch die Menge der Einheiten, aus denen jede ganze Zahl besteht, dem Kinde immerfort anschaulich dargestellt werden soll. Die Tabelle für die einfachen Brüche enthält in der ersten Reihe zehn Quadrate, in der zweiten ebenso viele, die durch eine senkrechte Linie halbirt sind und so fort bis zur zehnten Reihe, worin die zehn Quadrate wieder in zehn gleiche Theile getheilt sind. Die Tabelle endlich für die doppelten Brüche theilt auf gleiche Weise die Quadrate durch horizontale und senkrechte Linien, sodaß das letzte Quadrat in hundert Theile getheilt ist. Jene Elementarbücher hatten übrigens durchaus nicht die Bestimmung, den Kindern in die Hände gegeben zu werden, sondern sie sollten nur den Müttern und Lehrern den schon völlig verarbeiteten Lehrstoff darbieten. Pestalozzi verwarf auch entschieden die Bilderbücher und foderte für die Entwicklung und Bildung der Anschauungskraft überall reelle Naturgegenstände. Dadurch unterscheidet sich seine Anschauungslehre auffallend von denjenigen des Comenius und Basedow's. Wenn aber Pestalozzi von seiner Methode die Ausdrücke Mechanismus und mechanisch braucht, so haben dieselben bei ihm wieder nicht die gewöhnliche Bedeutung. Er erklärt indessen selbst, was er darunter verstehe: „Die Ordnung aller Anschauungen in ihrer Reihenfolge, das Ineinandergreifen derselben zur wechselseitigen Unterstützung ihrer Zwecke ist das ganze Geheimniß meiner Methode. Ich heiße es den Mechanismus oder den Organismus derselben." Dieser Haupttheil der Pestalozzischen Methode, die Anschauungslehre, hat nun zwar vorzugsweise die Entfaltung und Übung der Denkkraft zum Zwecke; allein auch für eine naturgemäße ästhetische, moralische und religiöse Bildung suchte Pestalozzi solche Anfangspunkte aufzustellen, wie er sie für die Anschauungslehre in Form, Zahl und Sprache gefunden zu haben glaubte. Seine Ideen darüber entwickelt er in der Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. (Werke 5. Bd. S. 256.)

Eine genauere Darstellung der praktischen Ausführung der Methode gehört nicht hierher. Überdies fanden darin von Zeit zu Zeit bedeutende Veränderungen statt, theils weil Pestalozzi selbst einen empirischen Gang befolgte, und immer Versuche machte, theils weil einzelne Zweige von seinen Freunden selbständig bearbeitet und ausgebildet wurden. Leugnen läßt sich nicht, daß geraume Zeit die mathematische Seite im Institute ganz vorherrschend war. Auch später konnte sich Pestalozzi von dieser einseitigen Richtung nicht ganz losmachen, und wenn er dieselbe in der Rede über die Idee der Elementarbildung (Werke 8. Bd.) tadelt, so ist nicht zu vergessen, daß diese nicht so gedruckt ist, wie sie gehalten wurde, sondern vieles Niederer angehört. Überhaupt muß aber immer die Idee, welche der Methode zum Grunde liegt, von der Ausführung unterschieden werden, und es ist nicht zu verkennen, daß ihr die Elementarbücher nicht entsprechen. Grade das Bestreben, dem Lehrer alles schon verarbeitet zu geben, und in den Lehrbüchern durchaus keine Lücken zu lassen, sodaß der freien Thätigkeit des Lehrers kein Spielraum blieb, mußte zu einer höchst mechanischen Richtung führen. Auf die pünktlichste Befolgung der Äußerlichkeiten der Methode wurde von vielen Lehrern ein übertriebener Werth gelegt, indessen ihnen die Idee selbst und die wahre Tendenz der Methode dunkel blieb. Diese Tendenz der Methode bezeichnete Pestalozzi selbst in folgenden Worten: „Einen allgemeinen Ursprung aller Kunstmittel des Unterrichts und mit ihm die Form aufzufinden, in welcher die Ausbildung unsres Geschlechts durch das Wesen unsrer Natur selbst bestimmt werden könnte." Ihr Zweck ist formale Ausbildung und Erhöhung der Geisteskraft; sie will das Können, nicht

das bloße Wissen befördern. Bei allen Veränderungen, die im Einzelnen der Ausführung von Zeit zu Zeit eintraten, zeigt sich doch immer das Bestreben, die Form des Unterrichts einzig auf die Natur des Menschen zu begründen, also das Naturgesetz für die Menschenbildung aufzufinden.

Über die Neuheit der Pestalozzischen Methode ist mit großer Heftigkeit für und wider gestritten worden. Oft drehte sich auch der Streit nur um Einzelnheiten der praktischen Ausführung, z. B. um das eingeführte taktmäßige Nachsprechen einer ganzen Classe, nachdem der Lehrer vorgesprochen hatte, um die Eigenthümlichkeiten der Rechnungsmethode ꝛc., wobei, wie gewöhnlich, sich gleiche Befangenheit auf beiden Seiten zeigte. Indessen fragt es sich durchaus nicht nach solchen Einzelnheiten. Denn wie jeder denkende praktische Erzieher durch die Erfahrung auf manche Verbesserungen seines Verfahrens geführt wird, die vielleicht auch schon von Andern aufgefunden und angewandt worden sind, so war dies besonders bei Pestalozzi der Fall, der aber, mit Allem unbekannt, was im Erziehungswesen in neuerer Zeit geleistet worden, jede seiner Entdeckungen für durchaus neu hielt. Fragt man aber nach der Neuheit seiner Principien im Allgemeinen, so kann in der That nicht geleugnet werden, daß die im letzten Viertheil des 18. Jahrh. angestrebte Verbesserung des gesammten Erziehungswesens schon vor Pestalozzi die Ansicht aufgestellt hatte, daß an die Stelle des bis dahin vorzugsweise symbolischen Unterrichtes der anschauliche treten müsse. Die Erfahrung hatte gezeigt, wie sehr die wirkliche Entfaltung der Anlagen, die intensive Kraftbildung, oft im Rückstande blieb, und wie gering oft das Können bei vielem Wissen war. Indem man nun aber das Anschauliche an die Stelle zu setzen suchte, verfiel man in den Misbrauch der Bilder, und zerstreute durch dieselben die Aufmerksamkeit, statt sie zu fixiren. Man versäumte dabei die Anregung und Entwickelung der Selbstthätigkeit und die Bilder blieben oft ebenso unverstanden, als vorher die bloßen Worte, ja sie leisteten dem Spielen und Tändeln in der Erziehung vielen Vorschub. Das Erkennen dieser Misgriffe leitete darauf, dem ganzen Unterrichts- und Bildungsgange eine formale Richtung zu geben, und nicht so fast auf Vermehrung des Wissens beim Kinde hinzuarbeiten, als auf Entwickelung und Übung seiner Geisteskräfte. Allein das Fassen und Verstehen war dabei immer mit großer Schwierigkeit verbunden, weil es dem Kinde noch an hell angeschauten Erfahrungen fehlte. Man versäumte oft, ihm einen geordneten und klar angeschauten Stoff zur Verarbeitung zu geben, und ging doch häufig so zu Werke, als ob es denselben schon besitze. Pestalozzi, der diesen Fehler der gewöhnlichen Erziehung ahnete, suchte ihm nun durch Aufstellung seiner Idee der Anschauungskunst abzuhelfen, welche die Norm und Grundlage des ganzen Bildungs- und Unterrichtswesens sein sollte. Wenn daher auch die allgemeine Ansicht von den Vorzügen einer auf die Anschauung gegründeten Entwickelung und Bildung der Geisteskräfte keineswegs neu ist, so läßt sich dagegen nicht leugnen, daß die Idee und der Versuch einer, zum Zwecke allgemeiner menschlicher Bildung führenden, Anschauungskunst neu und Pestalozzi eigenthümlich ist. In dieser Beziehung hat er durch seine Bestrebungen die Nothwendigkeit strengerer Ordnung und Planmäßigkeit, genauen Zusammenhangs und möglichster Beseitigung des Zufalls nachgewiesen, worauf sonst eben bei dem anschaulichen Unterrichte weniger Rücksicht genommen wurde. Seine Anschauungskunst sucht daher auch die Kinder anfänglich nur auf das Wesen der Gegenstände hinzuweisen, um die Verwirrung zu verhüten, welche in dem noch wenig entwickelten Fassungsvermögen entsteht, wenn Unveränderliches und Zufälliges zugleich gezeigt wird. Deswegen dringt er auch so sehr darauf, daß schon von der Geburt an ein gewisser Plan in der Wahl und der Ordnung befolgt werde, wie die Anschauungen vor die Sinne des Kindes gebracht, und daß ihm z. B. auch zuerst die einfachsten Töne durch das Gehör eingeprägt werden, zur Bildung seiner Organe, statt des gewöhnlichen Vorplauderns. In den Hauptgrundsätzen der Erziehung aber stimmt die Pestalozzische Methode überhaupt mit den vorzüglichsten Pädagogen aller Zeiten überein, denn sie stellt als Hauptgeschäft der naturgemäßen Bildung des Menschen die Anregung, Entfaltung und Stärkung der Seelenkräfte auf. Dafür fodert sie einen formalen, intensiv wirkenden Unterricht, der sich auf die Anschauung gründet und dieselbe zur Selbstthätigkeit erhebt. Deswegen strebt sie die Anschauungen so zu ordnen, daß jede vollendete Anschauung die folgende begründet und das Erkennen derselben wieder zur psychologischen Nothwendigkeit macht. Sie verbietet daher auch jedes Fortschreiten, ehe das Vorhergehende vollendet ist, und fodert, daß bei jedem Unterrichtsgegenstande von dem Einfachsten, von einem Anfangspunkte, ausgegangen werde, um die Denkkraft anzuregen, und sie dann stufenweise und mit sorgfältiger Verhütung jeder Lücke, jedes Sprunges, sowie mit beständiger Berücksichtigung des Grades der Entwicklung, zu welchem die Geisteskräfte des Kindes gelangt sind, an diesem Gegenstande zu üben. Sie fodert endlich, daß alle in der Menschennatur liegende Anlagen harmonisch entfaltet und gebildet, und das Menschliche im Menschen überall und bei jedem Kinde ohne Rücksicht auf seine bürgerliche Bestimmung als das Wesentlichste hervorgehoben werde. Über diese Grundsätze nun kann kein Streit stattfinden; desto lebhafter wird zu allen Zeiten der Streit über die Anwendung und Ausführung bleiben. Die Pestalozzische Methode hat zwar dafür manches geleistet; aber die Ansprüche auf Anerkennung als absolute Methode hat sie noch nicht gerechtfertigt. Insbesondere ist die Aufgabe noch nicht gelöst, die Vorbildung nach der Pestalozzischen Methode an den höhern wissenschaftlichen Unterricht anzuknüpfen, oder den Übergang zu demselben zu bilden. Es war dies aber auch eigentlich nicht Pestalozzi's Streben. Wol hegte auch er zur Zeit des höchsten Aufschwunges seiner Unternehmung träumerische Erwartungen von den Wirkungen seiner Methode. Auch er träumte damals von einer absoluten Methode, so we-

nig er sich in den philosophischen Deductionen zu rechte fand, welche durch Niederer nicht so fast aus Pestalozzi's Ideen abgeleitet, als vielmehr mit denselben in Verbindung gebracht wurden. Aber sein Streben ging doch eigentlich auf Volksbildung, auf reine Entwickelung des Menschlichen im Menschen, und nur seine Schicksale und der zuerst von ihm nicht geahnete Gang, welchen sein Institut nahm, führten ihn auf einen Boden, wo er eigentlich immer fremd blieb. Die Pestalozzische Methode hat aber selbst in ihren Verirrungen und durch die Streitigkeiten, welche sie erregte, wohlthätig gewirkt. Mit neuer Kraft hat sie den Werth rein menschlicher, im Gegensatze zu bloßer Berufsbildung, den Vorzug, welchen Entwickelung und Übung der Kräfte vor bloßem Wissen ohne Fertigkeit der Anwendung hat, hervorgehoben, und bei Hohen und Niedern größere Aufmerksamkeit und Theilnahme für das hohe Werk besserer Volksbildung erregt *). (*Escher.*)

Pestarzt, Pestbalsam, Pestbeule, Pestblattern, s. Pestis.

PESTEL, ein seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geadeltes Geschlecht, das ursprünglich aus England stammt, indem Samuel (Samson) Pestel bei der Verfolgung der Protestanten unter der Königin Maria nach Holland flüchtete und als Commandant zu Duisburg sein Leben endigte. Einer seiner Söhne, Johann, der mit Christiane Wippermann, Tochter eines Patriziers zu Minden, verheirathet war, bewirkte, daß sein Geschlecht unter die Rathsfähigen daselbst aufgenommen wurde. Aus dieser Ehe entsproß David (1603), welcher auf dem damaligen berühmten Gymnasium in Lemgo unterrichtet wurde, dann die Rechtswissenschaft in Rinteln, Rostock und Strasburg studirte, darauf sich in Speier im Kammergerichtsprocesse übte und sich nachher in Marburg die Doctorwürde erwarb (1634). Die vormundschaftliche Regierung zu Bückeburg ernante ihn 1641 zum Professor der Rechte zu Rinteln, darauf zum Rath und Consistorial-Director und schickte ihn 1648 nach Münster, um dem westfälischen Friedensschluß mit beizuwohnen; 1662 erhielt er die Professur des Codex und Lehnrechts und starb als Senior der Juristen-Facultät nach Abfassung einer großen Anzahl von Dissertationen, im 82. Jahre am 20. Dec. 1684. Von Maria Borries, der Tochter eines mindischen Patriziers, hinterließ er drei Söhne: 1) Philipp, Propst zu St. Martin in Minden und zu Kloster Meiendorf bei Magdeburg; 2) Ulrich Friedrich, kurbrandenburgischer Hauptmann, blieb in der Schlacht bei Landau; 3) David, Licentiat der Rechte zu Rinteln, Stifter der Linie, die durch seine Enkel in den Adelstand erhoben wurde. Des Letztern Söhne waren: 1) Justin Friedrich Ferdinand, königlich großbritannischer und kurhanöverischer Oberappellationsrath zu Celle; 2) Christoph, königlich preußischer Kriegs- und Domainenrath, wurde mit seinem älteren Bruder vom Kaiser Joseph II. den 18. Sept. 1768 in den Reichsadelstand erhoben, und 3) Friedrich Ulrich (geb. 1691, gest. 1764), studirte zu Frankfurt a. d. Oder und zu Leyden (1708), wohin er zwei junge Edelleute, einen von Donopp und einen v. d. Marwitz als Gouverneur begleitete. Später wurde er Professor der Rechte in Rinteln, empfing auch 1722 daselbst die Doctorwürde, und wurde einer der beliebtesten Docenten auf dieser Universität. Er ist Verfasser von 60 Dissertationen und hinterließ zwei Söhne, von denen Ludwig Anton, holländischer Gesandtschaftssecretär zu Mainz (1752), sein Geschlecht daselbst fortpflanzte, Friedrich Wilhelm aber (geb. 1724, gest. 1805), zu Rinteln und Göttingen studirte (1739), darauf 1747 Professor der Rechte in Rinteln wurde und 1763 den Titel eines Regierungsraths erhielt. Im folgenden Jahre wurde er Professor des Natur- und des teutschen Staatsrechts, mit ansehnlichem Gehalt in Leyden. Im J. 1795, als die Franzosen Holland eroberten, legte er seine Professur nieder und begab sich nach Celle, kehrte aber 1801 nach Leyden zurück, woselbst er auch starb. Er war ein ausgezeichneter Jurist, und wurde deshalb vom Kaiser Franz für sich und seine Nachkommenschaft in den Reichsadelstand erhoben. Seine Söhne waren: Konrad Ferdinand v. Pestel, großbritannischer und kurhanöverischer Regierungsdirector zu Bentheim, und Friedrich Franz, der seine Laufbahn als nassau-oranischer Justizrath anfing und später in preußische Dienste trat, wo er als Präsident in Minden vor einiger Zeit gestorben ist.

---

*) Die Literatur der Pestalozzischen Methode ist sehr zahlreich. Neben Pestalozzi's Werken und seiner Wochenschrift für Menschenbildung sind noch zu vergleichen: Niederer, Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältnisse zur Zeitcultur. 1813. Bericht über die Pestalozzische Erziehungsanstalt zu Yverdon (Bern 1810), womit zu verbinden ist: Niederer's Erwiderung auf den Bericht über die Pestalozzische Erziehungsanstalt an die Tagsatzung. Briefe aus Burgdorf über Pestalozzi, seine Methode und Anstalt, von Anton Gruner. (Hamburg 1804.) Versuch einer Einleitung in die Grundsätze des Pestalozzischen Elementarunterrichts, von Himly. (Berlin 1803.) Ebend. Beitrag zur nähern Einverständigung über die Pestalozzische Methode. (Berlin 1804.) Ebend. Erörterung der neuern Lage der Pestalozzischen Methode überhaupt, und des in derselben sich entwickelnden Planes. 1810. Von Türk, Briefe aus Münchenbuchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungsmethode. Zwei Bände. 1806. Johannsen, Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode. 1804. Ewald, Geist der Pestalozzischen Bildungsmethode. 1805. Kritik aller Untersuchung der Pestalozzischen Methode. 1811. Steinmüller, Bemerkungen gegen Pestalozzi's Unterrichtsmethode. 1803. Beleuchtung der Pestalozzischen Großsprechereien. (Erfurt 1804.) Kern, Pädagogische Fragmente. 1807. Kiel, Würdigung der Pestalozzischen Methode, wie sie Niederer darstellt. 1807. Soyaux, Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalt. 1803. *Jullien*, Esprit de la Méthode d'éducation de Pestalozzi. 2 Tom. (Milan. 1812.) Georg Sigrist's Briefe an Schmid. (Wien 1811.) Ladomus, Pestalozzi's Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse. 1807. Die Elemente des Zeichnens nach Pestalozzi's Grundsätzen bearbeitet, von Joseph Schmid. 1809. Plamann, Beiträge zur Vertheidigung der Pestalozzischen Methode. 2 Hefte. 1812 u. 1815. Derselbe, Einzige Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi's Methode, angewandt in der Naturgeschichte, Geographie und Sprache. 1805 und als Anhang dazu: J. F. Schmidt's Pestalozzi's Größenlehre als Fundament der Arithmetik und Geometrie. 1805. Wilhelm Christian Müller, Erfahrungen über Pestalozzi's Lehrmethode. 1804. Ferner Schriften von Abs, Christ. Friedr. Michaelis, Karl Wilhelm Passavant, F. H. C. Schwarz, Autel u. A. Auf den Gesang ist die Pestalozzische Methode angewandt in der Gesangsbildungslehre von Nägeli und Pfeifer.

Im Königreiche Hanover besitzt dieses Geschlecht die Rittergüter Biusche, Bruche und Krütenstein *).

(*Albert Freih. v. Boyneburg Lengsfeld.*)

PESTEL (Joh. Ernst), geb. 1659 zu Berga, besuchte die Schule in Altenburg unter dem damaligen Conrector Christian Funccius und lernte Musik unter dem Hoforganisten Joh. Ernst Witte. Seine glücklichen Fortschritte in der Tonkunst bestimmten ihn, sich der Musik zu widmen. Er ging deshalb nach Leipzig, um unter dem jungen Weckmann, der damals galant hieß und ein würdiger Sohn des vortrefflichen hamburgischen Orgelmannes dieses Namens genannt wurde, sich weiter auszubilden, was auch nach Wunsch gelang. Darauf wurde er als Organist nach Weida im Voigtlande berufen und von da nach Altenburg, zuerst als Stadt- und 1687 als Hoforganist. Später erhielt er hier manchen ehrenvollen Ruf, z. B. nach Gotha, Breslau rc., fand es aber jederzeit zuträglicher, in Altenburg zu bleiben. Oft hatte er die Ehre, wie er selbst sagt, in gar mancherlei Städte zur Besehung und Bespielung der Orgelwerke verschrieben zu werden, bei welcher Gelegenheit ihm gute Vortheile angetragen wurden, dennoch habe er sein Altenburg nicht verlassen können. Sonst, fährt er in der Selbstbeschreibung seines Lebens fort, habe er die Gnade gehabt, seinem gnädigsten Herrn mit seiner Arbeit nicht misfällig zu sein, wie er denn auch zu seinen Kirchenstücken, Variationen der Choräle, Partien, Contrepartien, Ciaconen u. dergl. unterschiedene Liebhaber gefunden, denen er jährlich eine gewisse Anzahl derselben hat liefern und einsenden müssen. Damit war man damals sehr zufrieden, und drängte sich nicht sonderlich gedruckt in die Welt zu gehen. Es scheint auch, als ob nichts von diesem überaus geschickten Orgelspieler und Orgelkenner im Druck erschienen sei. Seine Autobiographie schließt mit den Worten: Ex autogr. Auct. tunc temporis adhuc in vivis. (1740.) Mattheson's Ehrenpforte. S. 255. (*G. W. Fink.*)

PESTELN (Landw.), starke in die Erde geschlagene, oben mit Löchern versehene Pfähle, wodurch Stangen gesteckt werden, um so eine Einhägung zu machen. Man bringt solche Einhägungen vorzüglich an: an den Düngerstätten, um Pferde und Rindvieh einzuschließen; an den an Weideplätzen gelegenen Wiesen, um das Weidevieh von letztern abzuhalten; an Waldwiesen und Äckern, um diese gegen das Wild zu schützen, und an den Pferdeweiden, um den Weidethieren den freiwilligen Ausgang zu verwehren. Sollen die Pesteln dauerhaft sein, so müssen sie von Acacienholz gefertigt, an dem Ende, das in den Boden kommen soll, zwei Fuß hoch gebrannt und ebenso hoch mit Blech beschlagen werden, damit sie der Fäulniß widerstehen. (*William Loebe.*)

PESTESSIG, Räuberessig, Vinaigre des quatre voleurs, eine Art mit gewürzhaften Substanzen versetzten Essigs, der als Wasch-, Riech- und Räuchermittel bei ansteckenden Krankheiten empfohlen wird. Über dessen Bereitung s. d. Art. Parfümerien (VI, 6). Man erzählt, daß, durch diesen Essig gegen Ansteckung geschützt, vier Männer während einer Pest-Epidemie zu Marseille die Kranken unter dem Vorwande der Hilfleistung beraubten, und leitet davon den Namen ab. (*Karmarsch.*)

PESTH. 1) Die Gespanschaft, ein Theil des Königreichs Ungarn, welcher mit Pilis (spr. Pilisch) und Solth (spr. Scholt) zu einer Gespanschaft (Comitatus, ungarisch Varmegye) vereinigt ist, zum Kreise diesseit der Donau Niederungarns gehört, einen Flächenraum von 191,4 geogr. □Meilen bedeckt, zwischen der Donau und Theiß, beide Flüsse berührend, seine Lage nimmt und im Osten an die heveser Gespanschaft, den District der Jazyger und das csongrader Comitat grenzt; im Südost und Süd Kleincumanien und das bacser Comitat, jenseit Monastor das baranyer Comitat berührt; im Westen an die Gespanschaften Tolna und Stuhlweißenburg stößt, dann den komorner und graner Comitaten benachbart ist, auf einer kurzen Strecke durch die Donau von der heveschen Gespanschaft getrennt wird und im Norden mit dem neograder Comitate zusammenstößt. Es bildet kein geschlossenes Ganzes, denn es schließt mehre Theile von Kleincumanien ein, und hat hingegen auch Prädien und die Ortschaft Janoshida, die von dem Gebiete des Districtes der Jazygier umgeben sind. Die Oberfläche dieser Gespanschaft ist größtentheils eben, nur im Norden und am rechten Donauufer erheben sich Gebirge, unter denen die ofener die bedeutendsten und merkwürdigsten sind. Von Gödöllö an mitternachtwärts erhebt sich das Terrain stufenweise immer mehr, und weicht der großen Fläche, die man gegen Süden hin mit dem Auge nicht ermessen kann, und die einen Theil des großen oder untern ungarischen Flachlandes ausmacht, erst in der Gegend von Waizen. Bewässert wird dieser Landstrich von der breiten wasserreichen Donau, die hier zahlreiche Inseln bildet, unter denen die St. Andréer-, die Hasen- und die Csepelinsel die bedeutendsten sind, der langsam fließenden fischreichen Theiß, dem Zagyvafluß mit seinem Nebenflüßchen Galga; dem Rákos und mehren kleinen Wasseradern (Er) und Bächen, die auch Sümpfe erzeugen; doch gibt es im pesther Comitate auch Strecken, die weder fließendes Wasser noch auch Brunnengewässer haben. Ein gutes Trinkwasser haben die zwischen den Bergen gelegenen nördlichen Gegenden. Unter den Mineralquellen sind die ofener Bäder die berühmtesten, welche schon den Römern bekannt waren, und auch von den Türken benutzt worden sind. An Sumpfstellen und größeren Morästen ist eben kein Mangel, wenn sie auch nicht so häufig und ausgedehnt wie in einigen andern Comitaten sind; sie werden durch die Überschwemmungen genährt, denen die flächeren Gegenden von Seiten der Donau ausgesetzt sind. Unter den Ebenen dieses Comitats ist das Rákosfeld am linken Donauufer, auf dem die Ungarn bis zu den Zeiten König Ludwig's II. sehr häufig ihre Landtage hielten, und während derselben in Zelten sich aufhielten oder unter freiem Himmel lagerten; es macht einen Theil der ketskeméter Heide, deren undankbares Erdreich aus Sand und den Überresten zahlloser Schalthiere besteht, die noch deutlich

*) Strieder, Grundlage zu einer hess. Gelehrten-Geschichte. 10. Th. 1795. S. 283.

auf das Dasein des großen pannonischen Ursees hindeuten, der einst diesen ganzen Theil des Landes bedeckte. Der Boden ist gar sehr verschieden. Sehr fruchtbare Äcker und Wiesen sind auf der Insel Csepel, noch fruchtbarer ist der Boden um Kalotsa herum. Fruchtbar sind auch die meisten Striche, die mit Anhöhen und Hügeln bedeckt sind. Dagegen ist aller Boden unterhalb Waizen von der Donau gegen Alpár fast bis zur Theiß, und derjenige, welcher zwischen der Donau und Theiß durch das ganze Comitat sich erstreckt, größtentheils sandig und an nicht wenigen Orten wegen Flugsandes unfruchtbar.

Das Klima ist in den verschiedenen Gegenden des Comitats sehr verschieden. Zwischen den Bergen ist die Luft am gesundesten, an den Sümpfen ist sie dagegen minder gesund und fieberhaft. Die Temperatur ist dort viel gemäßigter und nicht minder sind es auch die Jahreszeiten. Diese bieten in der Ebene viel grellere Gegensätze dar. Im Sommer ist die Hitze in den langen Tagen oder wenn anhaltende Südwinde wehen, sehr drückend, die Nächte dagegen sehr kalt. Es erhebt sich zuweilen ein kühler Nordwind, wogegen man wohlthut, sich zu verwahren. Um den Folgen dieses schnellen Temperaturwechsels zu entgehen, thut es daher Noth, sich gleich den Einwohnern wohl zu verwahren. Im Winter durchwehen die flachen Theile heftige Winde, die, wenn sie aus Osten kommen, einen hohen Grad von Kälte mit sich bringen. Auf der ketskeméter Heide beobachtet man zuweilen eine Art Fata-Morgana (Luftspiegelung), welche die Bilder weit entfernter Gegenstände als nahe in der Luft erscheinen läßt. Durch Wolkenbrüche leidet die Umgebung von Ofen, die zuweilen entsetzliche Verwüstungen anrichten.

Unter den Bodenerzeugnissen dieses Comitats nehmen die Getreidearten einen der ersten Plätze ein; Weizen, Mais, die gemeine Hirse sind die wichtigsten darunter. Von Gemüsegattungen baut man nur wenig; das Obst ist schlecht und erfreut sich einer geringen Pflege; Melonen werden auf den Feldern gebaut, sind sehr schmackhaft und erreichen eine bedeutende Größe. Der Weinbau ist sehr ausgebreitet. Rothe Weine liefern die Weingebirge Szent Endré, Promontorium, Tetény und Pócs Megyer, Theile des ofener oder verteser Gebirgszuges; auch in Ketskemét, Großkörös und an mehren andern Orten wird rother Wein erzeugt, doch ist er viel schwächer als der ofener. Die vorzüglichsten, weiße Weine erzeugenden, Gebirge sind: der Steinbruch bei Pesth, die Weinberge bei Tótfalu und Bogdány, Szada und Csömór. An Holz leidet der größere Theil des Comitats Mangel und zwar nicht nur an Bau-, sondern auch an Brennholz, welches durch Schilfrohr, Stroh und selbst getrockneten Hornviehmist nur nothdürftig ersetzt wird. Die Waldungen nehmen 414,440 Joch ein; am reichsten sind damit die nördlichsten Theile des Comitats versehen. Auch an Weiden ist diese Gespanschaft reich, ihr und der Flächenraum der Wiesen beträgt 208,211 Joch. Auf diesen weiden große und zahlreiche Heerden von Schafen, Rind- und Borstenvieh, z. B. nicht wenige Schweine. Von den letztern werden die meisten in Kalotsa gezogen. Groß ist der Reichthum der Donau und Theiß an Fischen, worunter sich besonders die Hausen durch ihre Größe auszeichnen, indem sie bisweilen 10—15 Centner schwer gefangen werden; schmackhaft sind auch die Karpfen der Donau und der Stoël der Theiß; es gibt aber auch sonst noch Hechte, Aale, Rutten, Welse und andere Fischarten in Menge, die nicht minder wohlschmeckend sind. Kraniche, Störche, Trappen, selbst Schwäne, letztere aber wol nur selten, sind in diesen Gegenden zu sehen. Wasservögel sind an den Sümpfen und Morästen in großer Menge vorhanden. Das Hausgeflügel wird auch in Menge gezogen. Die Bienenzucht ist eben nicht ausgedehnt und lobenswerth. Von schädlichen Insekten findet man ganze Schwärme von Mücken in der Nähe der stehenden Gewässer, und auch Stechfliegen fallen Menschen und Thieren nicht selten zur Last. Der Mineralreichthum des Comitats ist nicht sehr erheblich; ja die große Fläche leidet sogar wirklichen Mangel an Bausteinen. Von Bedeutung sind: der Sandsteinbruch in der Nähe von Ofen; die Austern- und Muschelbänke bei Acsa, Pesth und Kecskemét. Unter den Mineralwässern Ungarns nehmen die ofener warmen Bäder, namentlich das Bloks-, das Kaiser-, das Raizen- und das Spitalbad eine vorzügliche Stelle ein; worunter die beiden zuerst genannten die vorzüglichsten sind; sie haben beide eine reizende, stärkende und reinigende Kraft.

Die Volkszahl dieses Comitats beläuft sich auf mehr als 406,000 Seelen, somit kommen 2127 Seelen auf eine Geviertmeile, die sich ohne große Mühe reichlich nähren, größtentheils Ungarn sind, im Norden viele Slowaken unter sich zählen, aber auch aus Teutschen und Serblern (oder Raizen) bestehen. Der größte Theil der Bewohner dieses Comitats bekennt sich zur katholischen Kirche (gegen 250,000 Seelen), ungefähr 34,000 Seelen sind Protestanten augsburgischer Confession, gegen 81,000 Reformirte; über 17,000 Juden und etwa 7000 nicht unirte Griechen. Diese Volkszahl bewohnt zwei königliche Freistädte, 25 Marktflecken, 156 Dörfer und 154 Prädien. Die Ortschaften auf dem flachen Lande sind größtentheils groß, und eben nicht schlecht gebaut, obgleich die Häuser fast durchaus nur mit Stroh gedeckt sind. Gewöhnlich sind sie durch den Hofraum von einander getrennt, den nach der Straße zu ein geflochtener Zaun oder eine Holzwand schließt; das Dach tritt über die Lehmziegelwand etwas hervor und bedeckt die unter seinem Schutze aufgehängten Maiskolben. Im Innern der Wohnungen herrscht bei Slowaken in der Regel große Reinlichkeit und ebenso bei den Teutschen, weniger bei den Magyaren, die geringste bei den Raizen. Die Häuser der Slowaken sind meist blendend weiß getüncht und mit einer blauen Farbe am Boden ein breites Band gemalt, auch im Innern der Wohnung herrscht fast durchaus eine große Nettigkeit. Hauptbeschäftigungen der Bewohner sind der Ackerbau und die Viehzucht; der Kunstfleiß schränkt sich meistens auf die Städte Pesth und Ofen ein. Kalotsa und Waizen, Ketskemét und Solth sind schon weniger reich an Gewerben. Außerhalb der Stadt Pesth sind in diesem Comitate von gewerblichen Unternehmungen noch ausdrücklich zu erwähnen: die merkwürdige Buchdruckerei und Schrift-

gießerei, die vielen Kupferschmiede, Majolikafabrik und Pulvermühle in Ofen; die Leder- und Seidenfabrik ebendaselbst; die Wildschurenverfertigung aus grün und blau gefärbten Schaffellen in Aszod; die Seifensiedereien in Ketskemét; die Bierbrauereien zu Alberti, Czegled und Ofen. Der Handel ist sehr lebhaft; zur Belebung des Verkehrs trägt die Donaudampfschiffahrt wesentlich viel bei. Zur Beförderung der Geistescultur tragen die pesther Universität, das katholische Archi-Gymnasium zu Ofen, die katholischen Gymnasien zu Pesth, Waizen und Ketskemét, das Gymnasium der Reformirten zu Abany und Ketskemét, die niederen Schulanstalten aller Religionsverwandten in allen größern Ortschaften des Comitats bei. Buchhandlungen und Buchdruckereien, Kunsthandlungen sind zu Pesth und Ofen. Für die Taubstummen hat Waizen und für Blinde Pesth eine Anstalt. Die Angelegenheiten des Comitats werden auch in diesem Comitate, wie in den übrigen Gespanschaften, theils in den General- und Particular-Congregationen und theils von den Comitatsbehörden besorgt. Beständiger Obergespan der vereinigten Comitate Pesth, Pilis und Solth ist jederzeit der Reichs-Palatin.

2) Der pesther Bezirk (Gerichtsstuhl, Processus, ungar. Pesti-Járás), ist einer der vier Theile, in welche dieses Comitat getheilt wird, hat einen Flächenraum von 41,41 □Meilen, eine königliche Freistadt, zwei Marktflecken, 31 Dörfer und 41 Prädien.

3) Pesth, Pestinum, (Br. 47° 31′ 40″, L. 36° 43′ 27″), eine königliche Freistadt (seit dem J. 1703), der Hauptort der Gespanschaft gleiches Namens, die schönste Stadt Ungarns, welche sich besonders von der Donau aus gesehen, durch die lange Reihe palastartiger Häuser überaus herrlich ausnimmt, und derjenige Ort, welcher durch seine zahlreichen Tagblätter, durch die große Menge der Studirenden aus allen Theilen des Königreichs und durch die ebenfalls nicht geringe Zahl der Juraten (Üblinge in der Gerichtspraxis) sich auszeichnet; als Hauptsitz der höchsten Verwaltungsbehörden des Landes, der Universität, der königl. ungarischen Akademie der Wissenschaften, der Versammlungen des Adels des pesther Comitats, welche sich immer durch eine höhere Freisinnigkeit auszeichneten, als Winteraufenthalt des reich begüterten hohen und niedern Adels, endlich als Mittelpunkt des kräftig aufstrebenden Magyarismus einen sehr großen Einfluß auf die wechselnden Zustände und die allmälige Entwickelung und die Richtung der Geistescultur des ganzen Landes ausübt. Sie liegt Ofen gegenüber am linken Ufer der hier schon sehr breiten majestätischen Donau, über welche jetzt nur noch eine 1500 Schritte lange Schiffbrücke führt, im Laufe weniger Jahre aber eine auf zwei Pfeilern ruhende Kettenbrücke schweben wird, und ist den Überschwemmungen derselben ausgesetzt, deren furchtbarste am 13—16. März 1838 sich ereignete und die Donau zu einer Höhe von 29 Fuß 4 Zoll steigerte, wobei 2281 Häuser einstürzten; breitet sich ohne Mauern und Thore ganz in der sandigen Fläche aus. Nach Wahlenberg ist sie 372 rheinische Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres erhaben, hat einen Umfang von 1½ Meile und bedeckt jetzt schon, mit der Stadtinsel, einen Flächenraum von 19,061 Joch, zählt über 4540 Häuser mit 66,000 Einwohnern [1]), unter denen sich 52,700 Katholiken, 7844 Juden, 2400 Protestanten augsburgischer Confession, 1951 Reformirte und 922 nicht unirte Griechen befinden. Außerdem beherbergt es stets gegen 9000 Mann Militair und mehre Tausende von Fremden und Studirenden. Im J. 1840 wurden in der innern Stadt von den Katholiken getauft 750, getraut 134 und es starben 350; in der Leopoldstadt wurden getauft 257 katholische Kinder, getraut wurden 61 Paare und es starben 158 Personen; in der Theresienstadt wurden geboren 944 Kinder, getraut 234 Paare und es starben 730 Personen. In der evangelischen Gemeinde augsburgischer Confession wurden 163 Kinder geboren, 25 Paare wurden getraut und 178 Personen begraben; unbekannt blieben diese Zahlenverhältnisse in Ansehung der Reformirten, nicht unirten Griechen und Juden. Das Ganze von Pesth, welches durch fünf Linien geschlossen wird, zerfällt in die innere Stadt und in die vier Vorstädte: Leopold-, Theresien-, Joseph- und Franzensstadt. Die innere oder alte Stadt, der Raizenstadt von Ofen gegenüber gelegen und in der Form eines Halbmondes erbaut, dessen eines Horn sich an die Donau anlehnt, ist unregelmäßig, alt, schlecht gepflastert und erst in der neuesten Zeit mit unterirdischen Abzugskanälen versehen worden, doch findet man auch in ihr mitunter einige schöne Gebäude. Sie hatte sonst Mauern, jetzt zieht sich an ihrer Stelle die breite, schöne Landstraße herum und trennt sie von den Vorstädten. Um sie reihen sich im Halbkreise die vier Vorstädte herum. Unter ihnen zeichnet sich die Leopoldstadt (auch Neustadt), der nördliche Theil von Pesth, im J. 1786 nach einem regelmäßigen Plane angelegt, durch kolossale Bauten ausgezeichnet, in lauter längliche Vierecke getheilt, die durch breite, gerade Straßen von einander getrennt werden, vor allen übrigen vortheilhaft aus. Diese beiden Stadttheile hängen stromaufwärts unter einander zusammen. Hier befinden sich, und zwar nächst der Donau, die schönsten neuen und auch die größten Privatgebäude, welche eine Front von 12—18 Fenstern, eine Tiefe von 100 Fuß und darüber, und eine Höhe von drei bis vier Stockwerken haben und diejenigen Bauten sind, durch die Pesth auf den auf der Donau ankommenden Fremden einen so günstigen Eindruck macht. An diese Vorstadt schließt sich die Theresienstadt an, die von jener durch die überaus lebhafte Waiznerstraße getrennt wird, sich durch ihre große Lebhaftigkeit auszeichnet und meist von Juden bewohnt wird. Eine Menge ansehnlicher Häuser zeichnet diese Vorstadt aus. Südlich hinter derselben und von ihr durch die nach Kaschau führende Straße geschieden, liegt die Josephstadt, in der sich ebenfalls einige sehr schöne Häuser befinden, endlich zwischen dieser und der franzensstadt liegt die nach Siebenbürgen geleitende Straße. Dieser Stadttheil stößt unterhalb der Altstadt wieder an die Donau, längs der die türkische Straße zur soroksárer Linie

1) Im Ganzen mit Militair und Fremden zählt es über 80,000 Seelen.

führt. Den Mittelpunkt dieses ganzen mächtigen Halbkreises, und denjenigen Ort, von wo die genannten Straßen auslaufen, bildet der Ausgang der Schiffbrücke, der auch als der lebhafteste Theil von ganz Pesth angesehen werden kann. Pesth zählt zwei große und zehn kleine Plätze, und mehr als 200 Straßen und Gassen. Unter den erstern sind die ausgezeichnetsten: der neue Marktplatz in der Leopoldstadt, welcher seinen Namen daher hat, weil er zur Zeit der Jahrmärkte der Mittelpunkt des Handelsverkehrs ist, zu welcher Zeit er mit 800 in symmetrischer Ordnung an einander gereihten Markthütten bedeckt ist, die mit den Gegenständen des Luxus sowol als auch mit den Bedürfnißmitteln der Nothwendigkeit gefüllt sind. Der Quai, ein lebhafter Platz längs der Donau, mit einer prachtvollen Aussicht auf den Strom und das gegenüberliegende Ofen; ihn zieren das Theater und mehre andere der stattlichsten Gebäude. An ihn schließt sich jenseit der Schiffbrücke den Strom hinab der Promenadeplatz an, der sich ebenfalls durch die Schönheit seiner Umgebungen auszeichnet. Auch der Kohlmarkt ist ein sehr lebhafter Platz. Schöne Gebäude enthält auch der Josephsplatz. Den Franziskanerplatz zeichnet das Gebäude der Curia regia, den Theaterplatz das Dreißigstgebäude aus. Der große Servitenplatz verdient als einer der lebhaftesten Stadttheile genannt zu werden. Unter den Straßen ist die Herrengasse die schönste, voll großartiger Gebäude und eleganter Kaufläden, die mit den kostbarsten Luxusartikeln gefüllt sind. In der großen Bruckengasse stehen die schönsten Gebäude der Stadt. Durch ihre Lebhaftigkeit zeichnen sich die Waizner- und Schlangengasse, durch ihre Länge die Landstraße, durch ihre vielen Gasthöfe diejenigen Straßen aus, die den Quais und der Schiffbrücke zunächst liegen. Höchst originell ist das Parisergäßchen, eine Art großer Gassensaal unter einem Dache von Glas, sehr sauber gepflastert und mit eleganten Laden versehen.

Der Kirchen hat Pesth im Verhältnisse zu seiner großen rasch wachsenden Volksmenge fast zu wenige, denn es zählt nur zehn katholische, zwei griechische Kirchen, ein Bethaus der Evangelischen augsburgischer und eins helvetischer Confession, zwei große Synagogen und fünf kleinere in Privathäusern. Unter den katholischen Kirchen sind besonders bemerkenswerth: die großartige Universitäts- (Pauliner-) Kirche in der ketskeméter Gasse, welche zwei hohe Thürme äußerlich zieren und herrliche Fresken schmücken; die im altteutschen Style erbaute Pfarrkirche der Altstadt; sie liegt an der Donau, ist der Himmelfahrt Mariä geweiht und wegen des kostbaren Grabmals des im J. 1804 gestorbenen ungarischen Feldzeugmeisters Baron Kray merkwürdig, das sich im Sanctuarium dieser Kirche befindet. Ein vorzügliches Gebäude ist auch die griechisch-walachische Kirche, durch schöne Architektur und reiche Goldverzierungen im Innern am meisten ausgezeichnet; das schöne neue Bethaus der Reformirten auf dem Hauptplatze in der Franzensstadt und das der Evangelischen augsburgischer Confession, beide von einfacher Bauart, die Piaristenkirche ꝛc. Die Stadt ist übrigens in fünf katholische Pfarrbezirke getheilt; außerdem haben noch die Griechen zwei und die Illyrier einen Pfarrer. Der Klöster zählt Pesth gegenwärtig nur vier, nämlich: ein Serviten-, Piaristen- und Franziskanerkloster und ein Kloster der englischen Fräulein. An der Gründung eines Klosters der grauen Schwestern wird eben jetzt (1843) gearbeitet.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind die vorzüglichsten: das große Invalidenhaus in der innern Stadt, welches unter den pesther Prachtgebäuden vielleicht den ersten Rang behauptet, von dem Baumeister Martinelli im J. 1727 aufgeführt wurde, vier geräumige Höfe einschließt, über dem Erdgeschosse drei Stockwerke zählt, einen Umfang von 470 Klaftern hat, und sich auch äußerlich durch schöne Façaden auszeichnet. Der Gründer dieses kolossalen Gebäudes ist Kaiser Karl VI. Das Josephinische oder Neugebäude, unter Kaiser Joseph begonnen, in der Neustadt gelegen, jetzt zur Artilleriekaserne und zum Artillerie-Geschütz- und Munitions-Depot verwendet, besteht aus vier durch Courtinen unter einander verbundenen Pavillons, welche einen Raum von 22,500 □Klaftern einschließen. Das Comitatshaus, dem Invalidenhause benachbart, schon im J. 1689 zu seiner gegenwärtigen Bestimmung angekauft, nur ein Stockwerk hoch und in seinem Äußern anspruchlos, ist besonders des großen Saales wegen bemerkenswerth, in dem die Comitats-Congregationen gehalten werden. Mehre ausgezeichnete Bilder, und darunter König Franz I. von Kraft, schmücken diesen großartigen Raum. Nicht minder sehenswerth ist der Rüstungssaal, welcher im J. 1817 gestiftet worden und durch die künstliche Zusammenstellung der verschiedenartigsten Waffenstücke des Besuches werth ist. Das Theater, das im J. 1812 vollendet wurde, bequem 3000 Zuschauer faßt, vier Galerien enthält, eine schöne Façade hat, aber nicht akustisch gebaut ist. Das Redoutengebäude, beide in der Neustadt und mit jenem ein schönes, von allen Seiten freistehendes Bauwerk bildend. Das letztere macht die Hauptfront gegen die Donau und enthält einen Saal, der an 4000 Personen zu fassen vermag. Das Ganze umspannt einen Raum von 2000 □Klaftern, und bildet in der Bruckgasse eine Front von 57 Klaftern. Es wurde im J. 1833 vollendet und zeigt im Erdgeschosse die schönsten Kunstgewölbe. Das Handelsstandgebäude befindet sich in der neuen Stadt am Ausladeplatze, ist einfach, aber edel gebaut und gehört ebendarum zu den Zierden der Stadt. Das Universitätsgebäude, das Rathhaus, das Lager-, das Bürgerspital sind ebenfalls ansehnliche öffentliche Gebäude, die im alterthümlichen Geschmack, aber sehr einfach gebaut sind. Das Ludoviceum, am südöstlichen Ende der Stadt gelegen, von einfachem Baustyle, imposant durch seine Lage im höchsten Theile der Stadt, zu einer National-Erziehungsanstalt bestimmt, aber gegenwärtig geschlossen, da die dazu aus dem Krönungsgeschenke bestimmten Fonds versiegt sind, ehe die Anstalt selbst ins Leben gerufen werden konnte. Unter den Privatgebäuden zeichnen sich besonders aus: das große Chemnitzer'sche Haus; die schönen Häuser der Grafen Festetics und Ürményi; die Paläste des Freiherrn von Orczy, der Grafen

Károlyi, Almásy, Cziráky, der Wurmhof, das Pfeffer'sche Badehaus u. a.

Pesth ist der Sitz einer Menge öffentlicher Anstalten und Behörden, welche theils die Beförderung der Geistesbildung, den geregelten Gang der Geschäfte oder die Wohlthätigkeit zum Gegenstande haben. Von Behörden haben hier ihren Sitz: die hohe Septemviral-Tafel (das Ober-Appellationsgericht, oberste Justizstelle), die königliche Gerichtstafel (das Appellationsgericht des Königreichs Ungarn); das königliche Provinzial-Commissariat, das Hofkammer-Transportcommissariat, das königliche Salzinspectorat und Transportamt. Ferner ist hier der Sitz eines Oberdreißigstamtes, eines Bergwerk-Productenverschleißes und einer Speditions-Factorei, eines Gold- und Silber-Einlösungsamtes; eines Hauptversatz-, eines Postamtes; einer königlichen Direction der Rechtsangelegenheiten der politischen Stiftungs-Fondsgüter, des Personalstuhls und der Comitats-Behörden, ferner von neun Lotto-Collecturen; einer eigenen Stadtverschönerungs- und Baucommission; eines städtischen Magistrats mit einer Menge untergeordneter städtischer Behörden 2c.

An der Spitze der Bildungsanstalten steht die im J. 1635 von dem berühmten Erzbischofe von Gran und Primas des Reichs, Cardinal Peter von Pázmány mit einem Fonds von 100,000 Fl. gestiftete Landesuniversität, welche anfänglich ausschließlich von dem Jesuitenorden verwaltet und versehen, nach Aufhebung dieses Ordens durch einen Theil seiner Güter bereichert, von der Kaiserin Maria Theresia durch die Abtei Földvár und von Kaiser Franz II. durch die Propstei Thurolcz und die Hälfte der Propstei Bozók dotirt, im J. 1777 nach Ofen und von da im J. 1784 nach Pesth übersetzt wurde und ein Personal von 104 Individuen zählt. Ihr Gebäude wurde im J. 1786 von Kaiser Joseph II. erbaut und mit einem sehr großen herrlichen Saale geschmückt. Außer den gewöhnlichen vier Facultäten, welche ein Lehrpersonal von 62 Individuen und gegen 1000 Studirende aufzuweisen haben, sind mit ihr noch verbunden: eine im J. 1786 gegründete Thierarzneischule, welche jährlich gegen 400 Thiere, größtentheils Pferde, aufnimmt; eine Bibliothek von mehr als 60,000 Bänden; eine vorzügliche Sternwarte (36° 42′ 45″ L. und 47° 29′ 12″ Br.) auf dem Blocksberge nächst Ofen, welche mit den vorzüglichsten Frauenhofer'schen und Reichenbach'schen Instrumenten dotirt ist; ein botanischer Garten, ein Naturalien- und ein physikalisches Cabinet, und eine große Buchdruckerei, die sich ebenfalls in Ofen befindet, ein anatomisch-pathologisches Museum, welches sich im Jesuitenhause befindet; eine kleine Münzsammlung und eine Sammlung von Alterthümern, welche in Ofen ausgegraben worden sind, endlich ein großes General-Seminarium (Priesterhaus) von ungefähr 60 Alumnen. Die Universität verleiht außerdem, daß der Unterricht ganz unentgeltlich ertheilt wird, an arme Studirende auch viele Stipendien bis zum Betrage von 200 Fl. Auf die Beförderung der Geistescultur hat auch die im J. 1827 durch die Grafen Stephan Széchényi, Abraham Vay, Georg Andrásy und Georg Károlyi mittels reicher Subscriptionen gegründete und noch in demselben Jahre vom Reichstage mit 160,000 Fl. Fonds und einem jährlichen Zuschusse von 600 Fl. gestiftete Gesellschaft der Wissenschaften (Tudományos Tórsaság), Einfluß, welche bereits, außer dem jährlichen Abdrucke ihrer Verhandlungen, ein sehr geschätztes ungarisch-teutsches Wörterbuch herausgegeben hat, Preise für die besten im Laufe des Jahres in ungarischer Sprache abgefaßten Werke austheilt und überhaupt auf die Erforschung der Natur- und Sprachschätze Ungarns sehr wohlthätig einwirken wird. Das ungarische Nationalmuseum, im J. 1802 von dem patriotischen Grafen Franz Széchényi mit einer prächtigen Schenkung an Büchern und Münzen gegründet, trägt ebenfalls nicht wenig zur Förderung der Geistescultur bei. Dieses Institut zeichnet sich durch die Reichhaltigkeit seiner Sammlungen, weniger vortheilhaft durch ihre Aufstellung aus; es umfaßt eine schöne Bibliothek, reich an ungarischen Manuscripten, welche gegen 10,000 Bände gedruckte Werke und 2000 Handschriften enthält; besonders beachtenswerth sind die goldene Bulle des Königs Andreas II., ein Missale aus dem 12. Jahrh.; Gran's älteste Urkunde vom J. 1218; eine vollständige Sammlung von Münzen der ungarischen Könige von König Stephan, dem Heiligen, an bis auf unsere Zeiten; eine reiche Mineraliensammlung und ein zoologisches und ornithologisches Cabinet; Kitaibél's großes Herbarium; eine mannichfaltige Menge von Alterthümern, Fossilien; eine technische Sammlung; eine Portraitsammlung berühmter Ungarn; eine Sammlung merkwürdiger Rüstungen und Kostbarkeiten. Im Garten des Museums sind viele römische Monumente und in den Gängen altes Geschütz aufgestellt. Alle diese wissenschaftlichen und Kunstschätze sind aber dem Publicum leicht zugänglich, indem das Lesezimmer der Bibliothek täglich sechs Stunden, das Antikencabinet die Woche zweimal ebenfalls so lange, und ebenso auch das Naturaliencabinet dem Publicum geöffnet ist. Das Casino, das sich in einem schönen Gebäude mit einem äußerst zierlichen Porticus befindet, trägt durch seine Bibliothek und Lesezimmer, insbesondere die zahlreichen fremdländischen Zeitungen und Zeitschriften, auch zur Erhöhung der Bildung Einiges bei, obgleich sein Hauptzweck der Beförderung des geselligen Vergnügens und Verkehrs gewidmet ist, daher man dort eine Reihe von Gesellschaftszimmern, einen schönen Ballsaal, wo im Winter drei bis vier sehr glänzende Bälle gegeben werden, ein Billard- eine Reihe von Souperzimmern und ein Dinerzimmer vorfindet; eine sehr gute Küche vollendet die Einrichtung eines der bestverwalteten Clubs der Monarchie. Zu den eigentlichen Unterrichtsanstalten gehören noch: ein Piaristen- und ein evangelisches Gymnasium; die katholische Normalhauptschule; ein Institut der englischen Fräulein; sechs Trivialschulen und besondere Unterrichtsanstalten der Juden, Griechen, Reformirten und Lutheraner. Pesth hat auch eine große Militairschwimmschule, eine commercielle Bildungsanstalt; einen ungarischen Kunstverein, der ebenfalls öffentliche Ausstellungen der Kunsterzeugnisse veranlaßt; einen erst jüngst gegründeten Industrieverein und einige ausgezeichnete Privatsammlungen; unter den letzte-

ren sind der Beachtung werth: die Bibliothek des Herrn von Jankovich, womit auch eine sehr interessante Münz- und Antikensammlung verbunden ist; die Modell- und Maschinensammlung des Baron von Bruderns; dann die Bibliotheken des Grafen Teleki, der Herren von Horváth, von Koltsár u. a. m. Außerdem hat Pesth noch drei Buchdruckereien, sechs Buch- und drei Kunsthandlungen, eine Leihbibliothek, eine Antiquarhandlung; es erscheinen in Pesth eine Menge Zeitschriften und Zeitungen, und eine große Zahl von Schriftstellern hat hier ihren bleibenden Wohnsitz. Am 3. Oct. 1842 wurde hier von dem Reichspalatin der Grundstein zu dem bereits fertigen Palaste des Blindeninstituts gelegt, welches unter der Leitung einer eigenen Direction in einem sehr erfreulichen Zustande sich befindet. Von den übrigen Wohlthätigkeitsanstalten verdienen eine ausdrückliche und rühmliche Erwähnung: der wohlthätige Frauenverein, welcher im J. 1817 von der verstorbenen Erzherzogin Hermine gestiftet wurde, dessen treffliche Institute in neuerer Zeit mit den städtischen Armenanstalten vereinigt worden sind. Ihm verdankt Pesth zwei Arbeitsanstalten, in deren einer verschämte Hausarme schon fertige Waaren für baare Bezahlung anbringen oder Aufträge zu neuen Arbeiten erhalten, während in der andern Krüppel und Altersschwache nach Maßgabe ihrer Kräfte beschäftigt werden. Diesem Vereine steht der Frauenverein für arme Staarblinde zur Seite. Das große Rochushospital, mit zwei kleineren Filialhospitälern, welches ungefähr 300 Kranke zu gleicher Zeit pflegen kann, seine Entstehung und Ausbildung den Doctoren Haffner und Windisch verdankt und auch zur Aufnahme der kranken Arrestanten bestimmt ist. In diesem Bürgerspitale werden auch mehre verarmte alte Bürger verpflegt. Griechen, Juden und das Militair haben ihre eigenen Krankenhäuser; auch die Universität hat mehre Krankenanstalten. Mit einem bedeutenden Fonds ist auch das städtische Armenhaus versehen. Mit dem Bürgerspitale ist eine eigene Impfanstalt verbunden. Außerdem bestehen hier noch ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Waisenhaus, ein Versetzamt, eine Kinderbewahranstalt, ein Pensionsinstitut für städtische Beamte und ein Krankheits- und Leichenverein, mittels dessen man sich für eine sehr geringe Einlage im Erkrankungsfalle auf Kosten des Vereinsfonds die ärztliche Behandlung und Verabreichung aller Arzneien und im Sterbefalle einen Leichenkostenbetrag von 100 Fl. C.-M. sichert. Zahlreiche Flußbäder dienen zur Gesundheit.

Pesth ist auch die bedeutendste Handelsstadt des Königreichs, ja mit Ausnahme Wiens, an der ganzen Donau. Zur Belebung des Verkehrs sind in der neuesten Zeit hier mancherlei Anstalten ins Leben getreten. Dahin gehört die auf Actien gegründete pesther ungarische Commerzialbank, deren Statuten von dem Könige am 15. Oct. 1841 sanctionirt worden sind [2]); ein großartiges Woll-Entrepot (des Herrn Friedrich Liedemann), in welchem für das Jahr 1839—40 324,447 Pfd. eingelegt und davon 85,016 Pfd. verkauft worden sind. Die vier großen Jahrmärkte, eigentliche Messen, welche jederzeit 14 Tage dauern, ziehen jedes Mal gegen 15—20,000 Fremde aus dem Lande und den Nachbarprovinzen her, wozu auch die erste österr. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft nicht wenig beiträgt. Die lebhafte Flußschiffahrt führt jährlich gegen 8000 Schiffe hierher, die besonders eine Masse von Rohstoffen laden und Fabrikate herbringen. Zur Zeit der Jahrmärkte sollen gegen 14,000 Wagen die Linien passiren. Die Ufer der Donau und die verschiedenen Plätze, auf denen dann die mannichfaltigsten Waarenvorräthe aufgehäuft zu sehen sind, gewähren zur Zeit derselben eins der belebtesten Gemälde, das man sich irgend denken kann. Man schlägt den gesammten Waarenvorrath, der zur Zeit der Messe hier angehäuft wird, auf 6—7 Millionen Gulden an. Auch die gewöhnlichen zweitägigen Wochenmärkte, an denen zuweilen gegen 1000 Wagen die Linien passiren, sind für den Fremden höchst interessant, der die großen Massen von Wasser- und Zuckermelonen, Gartengewächsen, Obst, Getreide, Backwerk, Fischen und Krebsen, Räucherfleisch und Schinken, Mehl und Würste anstaunet, die auf denselben zum Verkaufe ausgelegt werden. Zur Beförderung des Absatzes ungarischer Dessertweine hat sich hier ebenfalls eine eigene Gesellschaft gebildet, die ein sehr großes Assortiment von heimischen Weinen eröffnete.

Weniger großartig als der Handel ist die pesther Industrie. Unter den Großgewerben sind besonders bemerkenswerth: die vielen und sehr geschickten Meerschaumpfeifenschneider und Kartenmaler; die in künstlichem Kuchen und anderm Backwerke überaus geschickten Zuckerbäcker; die Schnür- und Zischmenmacher; ein Seidenfilatorium, eine große Dampfmühle, welche am 18. Sept. 1841 ihre Arbeiten begann. Die Ledergärbereien, Handschuhmacher, Kürschner, Strohhutfabriken rc.

Zur Beförderung des geselligen Vergnügens dienen, außer dem Theater, Redoutensaale und Casino noch eine Menge von Tanzböden und Kaffeehäusern, unter denen sich mehre befinden, die den wiener Belustigungsorten dieser Art an die Seite gesetzt werden können. Das besuchteste von allen 26 Kaffeehäusern von Pesth ist das weiße Schiff. Noch größer ist die Zahl der Speise- und Weinhäuser. Der sogenannte neue Saal am Ausgange der Königsgasse wird von den Tanzlustigen der untern Volksclassen sehr häufig besucht. Unter den Lieblingsplätzen und Vergnügungsorten, welche das pesther Publicum gern zu besuchen pflegt, nimmt das Stadtwäldchen den ersten Platz ein. Schaukel und Rollbahn, Restauration und Kahnfahrt, der Tanzboden und der Feuerwerksplatz werden in dieser parkartigen Anlage bis tief in den Herbst hinein von unübersehbaren Scharen der pesther Bevölkerung besucht und wieder besucht, die sich auf diesem Hauptvergnügungsplatze zu Fuß und zu Wagen einfinden. Endlich ist noch die auf Kosten der pesther königlichen Verschönerungs-Commission durch Anton Fritz, einen wiener Bürger, im Stadtwäldchen erbaute Drahtbrücke zu erwähnen. Zahlreich findet sich das Publicum auch immer bei den Wettrennen ein, die auf

2) Das Privilegium und die Statuten derselben s. in dem allgem. wiener polytechnischen Journal. Mai 1842. Nr. 65. S. 264 fg.

dem Rákosfelde im Mai oder Juni jährlich 14 Tage lang gehalten werden. Der Besuch der ländlichen Umgebungen von Pesth zu Fuß und ein Spaziergang durch dieselben sind hier wenig im Gebrauch, da sie größtentheils sandig und im Ganzen weniger reizend als anderwärts sind. Überhaupt sind Sand und Koth eine große Plage in dieser Stadt. Ein Sandsturm ist in dieser Stadt etwas wahrhaft Entsetzliches, da das Land rings um diesen Ort eine sandige Ebene mit wenig Bäumen und Gärten ist, manche Gassen ungepflastert sind, und der Staub so fein erscheint, daß er in alles eindringt. Auch die Unreinlichkeit, welche in den Gassen herrscht, gehört mit zu den großen Unannehmlichkeiten, welche dem Fremden den Aufenthalt in Pesth verleiden. Die Beleuchtung der Straßen ist seit dem J. 1796 eingeführt. Im J. 1840 wurde der Stadt der Antrag gemacht, sie mit Gas zu beleuchten, der aber bis jetzt noch keine Folgen hatte. Die Feuerlöschanstalten sind sehr zweckmäßig; für die Sicherheit ist durch reitende Militairpatrouillen und durch Gewölbewächter gesorgt. Auch das im Monat Januar 1843 ins Leben getretene Arbeits- und Correctionshaus, welches unter der Leitung einer aus Wahlbürgern gebildeten Commission steht, wird zur Erhöhung der Sicherheit in der Zukunft wesentlich beitragen, da die Zahl der Arbeitslosen, der Vagabunden, unverschämten arbeitsfähigen Bettler und der Züchtlinge in Pesth wirklich sehr groß ist. Auch die Zahl der Dienerinnen der Venus Vulgivaga ist hier größer als in irgend einer andern Stadt der Monarchie, daher der Aufenthalt in ihr auch für die Sittlichkeit der Jugend gefährlicher als irgend wo anders ist. Die besuchtesten Gassen, wie z. B. die nach dem Stadtwäldchen führende Königsgasse, sind von Hetären in Besitz genommen.

Das gesellige Leben ist ungemein bewegt und durch die große Zahl der reichen adeligen Familien, die Lebhaftigkeit der Frauen, die Mannichfaltigkeit der Volksstämme, die rege Theilnahme aller Gebildeten an allen öffentlichen Angelegenheiten sehr belebt. Einige Störung in dasselbe bringt zuweilen die vorherrschende Neigung der studirenden Jugend und der Juraten, den Ton an öffentlichen Orten anzugeben und zwar in einer Weise, die von geringer Bildung und Humanität zeigt. Nicht geringen Abbruch thut demselben auch die Absonderung der höheren Kreise des Adels, der aber wieder andererseits gebildeten Fremden leicht den Zutritt in dieselben gestattet.

4) Geschichte. Der Ursprung und die früheste Geschichte von Pesth liegen im tiefsten Dunkel; in gleicher Weise kennt man auch den Ursprung seines Namens nicht. Nach der Sage soll Ofen eine Colonie von Pesth sein und schon Arpád den Ort neu erbaut haben. Gewiß ist, daß die Magyaren in der Nähe dieser Stadt, nämlich bei Szent Endre, am Ende des 9. Jahrh. zum ersten Male über die Donau auf das rechte Donauufer übersetzten. Zur Zeit des ersten mongolischen Einfalls (1241) wird dieser Stadt schon als eines großen und von reichen teutschen Einwohnern bevölkerten Ortes gedacht; als der Erzbischof von Kolócza Ugrin von Pesth aus gegen sie ausfiel, rettete er sich nur mit Mühe in die Sümpfe von Soroksár. Seit Bela IV. erhob sich die Stadt erst mehr und mehr und erhielt Ringmauern; noch ansehnlicher wurde sie, als nach König Andreas III. die Landtage hier gehalten wurden und König Ludwig I. seine Residenz nach Ofen verlegte. Hart an Pesth liegt nämlich das Feld Rákos, auf dem diese Landtage zuweilen gehalten wurden. Als die Türken bis in das Herz des Landes vorgedrungen waren, kam auch Pesth, und zwar fünfmal in ihre Hände, und blieb 60 Jahre hindurch in ihrem Besitze. Dadurch kam Pesth ganz in Verfall, und erst mit der Vertreibung der Osmanen begann ihre Wiedergeburt. Erst nach wiedererlangtem Frieden erholte sie sich nach und nach, anfänglich nur sehr langsam, dann unter Karl VI. und Maria Theresia rascher; am raschesten aber seit dem letzten Türkenkriege, wozu die vortheilhafte Lage besonders viel beitrug. Die Umgebungen dieser Stadt sind reich an geschichtlichen Rückerinnerungen. Da liegt gleich unterhalb der Stadt die nach einem Kumanen, dem Arpád, der Magyaren erster Herzog, sehr gewogen war, benannte Insel Csepel, auf der nach den ältesten ungarischen Chroniken diese Nation ihre ersten Hütten gebaut haben soll. Einige Meilen südwestlich von Ofen, jenseit der Donau, liegt das Dorf Török-Bálint, in dessen Wäldern Arpád eben jagte, als seine Scharen siegreich von der Raab heimkehrten, worüber er sich dermaßen freute, daß er mit ihren Anführern dort drei Tage lang zechte. Bei Szent Endre, nordwestlich von Pesth, flüchtete König Salomon über die Donau, als er bei Mogyorod von Geysa und Ladislaus geschlagen wurde. Auf jener Straße, die jenseit der Donau von Ofen nach Süden hinabläuft, zog der unglückliche König Ludwig II. dahin, als er der unglücklichen Schlacht von Mohács entgegenging. Auf dem Felde Rákos nächst Pesth stand das ungarische Heer und dehnte sich bis an den Strom aus, als Szilágyy seines Neffen Matthias Corvinus Wahl zum Könige von Ungarn durch die Drohung bewaffneter Macht durchsetzte. Dort liegt die Margarethen-Insel, die ihren Namen von der Tochter des Königs Bela IV. erhielt, der er auf ihr ein Nonnenkloster baute. Vielleicht sind sie und die kleine unfern von ihr liegende Insel nichts anderes als Anschwemmungen an den alten Pfeilerresten einer Römerbrücke, davon man altes Gemäuer auf ihr gefunden haben soll. Der älteste Name des Berges, der sich Pesth gegenüber bei Ofen erhebt, mahnt an die Zeit der Bekehrung der Magyaren zum Christenthume durch den Bischof von Csanàd, Gerhard, der im allgemeinen Aufruhre der Heiden gegen die christlichen Priester, von den heidnischen Ungarn in einem leichten Wagen über die Felsen des Berges gegen die Donau zu hinabgerollt und unten mit Lanzenstichen getödtet wurde. Noch manche andere Punkte der Umgebungen von Pesth und Ofen könnte man anführen, an die sich mancherlei historische Erinnerungen aus den Geschicken des Magyaren-Volkes knüpfen. (*G. F. Schreiner.*)

Pesthaus, Pesthof, s. Pestis, Quarantaine-Anstalten.

Pesti, s. Paestum.

PESTIL, in den Gegenden am schwarzen Meere

ein stark eingekochtes Pflaumenmuß, womit bedeutender Handel getrieben wird. (*Karmarsch.*)

PESTILENTIARIUS. 1) An manchen Orten wurden in Pestzeiten besondere Prediger bestellt, welche die Pestkranken zu besuchen und ihnen geistlichen Zuspruch zu leisten hatten; und erhielten sich manchmal solche Stellen bleibend auch nach beendigter Pestzeit; 2) nannte man auch so den besonders zur Behandlung von Pestkranken bestellten Arzt. (*H.*)

Pestilenz, s. Pestis.

PESTINBOTTA, eine Gattung sicilischen Weines. (*Karmarsch.*)

PESTIS. In einem weitern Sinne des Wortes bezeichnet man als „Pest" zwei verschiedene Krankheiten, die man von einander durch den Zusatz „morgenländische" und „abendländische" unterscheidet, und von welchen die letztere auch „das gelbe Fieber" genannt wird. In einem engeren, aber ungleich gewöhnlichern, Sinne versteht man dagegen unter „Pest" ausschließlich die morgenländische (Pestis orientalis), ein durch Ansteckungsfähigkeit, und meist jedesmalige mit reißender Schnelligkeit fortschreitende, weite Verbreitung und ungemein große Sterblichkeit ausgezeichnetes Fieber, welches nicht selten, besonders Anfangs, den entzündlichen, in der Regel aber den nervösen oder fauligen Charakter an sich trägt, und Entzündung der Drüsen, zumal in den Weichen (Bubones pestilentiales), sowie die Pestbeulen (Carbunculi, Anthraces), welche in harten, brennenden, höchst entzündeten, schnell in Brand übergehenden Geschwülsten in den häutigen und muskulösen Theilen bestehen, zu seinen pathognomonischen Merkmalen hat.

Diese letztere, die vorzugsweise sogenannte Pest, die auch unter dem Namen der levantischen bekannt ist, bietet in den einzelnen Fällen nichtsdestoweniger einen sehr verschiedenen Verlauf dar. Die Krankheit hat meistens nur einen sehr kurzen, oft gar keinen Zeitraum der Vorboten, die übrigens vornehmlich in den Merkmalen großer körperlicher und geistiger Abspannung bestehen. Oft tritt nach Zufällen dieser Art und selbst ohne vorhergegangene irgend beträchtliche Fieberbewegungen, mithin noch vor der Entwickelung der Krankheit selbst, sofort der Tod des Kranken ein, ein Verlauf, der zumal auf der Höhe der Pestepidemien nichts weniger als ungewöhnlich ist. In andern Fällen hat die Krankheit Anfangs den Schein eines entzündlichen Fiebers, und tritt in ihrer wahren Gestalt erst nach einem oder einigen Tagen hervor. In der Regel aber verbindet sich ohne Weiteres mit dem erwähnten Gefühle von Erschöpfung der Kräfte heftiges Kopfweh, Schwindel, Betäubung, Schlafsucht, oder ein hoher Grad von Angst und Unruhe, Brennen in der Herzgrube, Ekel, Würgen, galliges oder schleimiges Erbrechen, oder Durchfall, krampfhafte Bewegungen der Gliedmaßen mit stumpfen Schmerzen in denselben, und selbst in den Höhlen, Frost, gewöhnlich zuerst im Rückgrathe wahrgenommen mit darauf folgender starker innerer Hitze bei kalter Hautoberfläche. Zugleich erscheint das Gesicht des Kranken bleich und eingefallen, die Augen oft blutroth, häufig thränend, die Thränenkarunkeln bläulich. Der gleich Anfangs schwache Puls pflegt schon nach wenigen Stunden bedeutend beschleunigt zu werden, ist aber im Allgemeinen höchst veränderlich, oft auch aussetzend. Bei zunehmendem Gefühle großer Hitze erreicht auch der Durst des Kranken einen ungewöhnlich hohen Grad, es treten wüthendes Irrereden, Sehnenhüpfen, Schluchzen, Krämpfe des Schlundes und der Harnblase und ähnliche Zufälle des ausgebildeten Nervenfiebers oder Faulfiebers ein. In den günstigern Fällen schon am ersten, oder doch in den drei bis vier ersten Tagen der Krankheit, in den bösartigeren später, entwickeln sich die oben erwähnten Bubonen im Nacken, den Achselhöhlen, den Schenkeln, und besonders in den Weichen, oder Geschwülste der Ohrdrüsen (Parotides), die, wenn sie in gute Eiterung übergehen, unter kritischen Schweiß- und Blutflüssen am achten bis vierzehnten Tage die Krankheit entscheiden, manchmal aber auch erst während des Genesungszeitraumes auftreten. Verschwindet das Fieber, ohne daß die Bubonen geeitert haben, so pflegt es nach einiger Zeit und oft mehre Male wiederzukehren, bis jene Eiterung eingetreten ist. In andern Fällen verschwinden die Bubonen bald nach ihrem Erscheinen wieder, und es schwellen die Gliedmaßen, an denen sie sich befanden, wassersüchtig an, und in den schlimmsten Fällen gehen diese Drüsengeschwülste unter den Zufällen des heftigsten nervösen Faulfiebers in den Brand über. Mit diesen Geschwülsten verbinden sich, ebenfalls zu unbestimmter Zeit eintretend, nach vorhergegangener stechender Empfindung in der Haut, die oben erwähnten Pestbeulen in unbestimmter, manchmal bis auf zwölf steigender, Anzahl. Sie brechen im Gesichte, an den Gliedmaßen, ja an allen Stellen der Oberfläche des Körpers, mit Ausnahme der behaarten, aus, und zwar gemeiniglich zuerst in der Gestalt beginnender Kinderblattern, oder Bläschen mit dunkelrothem Grunde, die aber schnell sich weiter ausdehnen, und auf deren Spitze sich manchmal noch eine oder mehre schmerzlich brennende, ein blaufarbiges Ansehen annehmende, oder sich mit einer schwärzlichen Kruste bedeckende, Pusteln bilden. Übrigens tragen nach der Mehrzahl der Beobachter die Pestbeulen niemals zur Entscheidung der Krankheit bei, verschlimmern vielmehr überall den Zustand des Kranken und haben sich in manchen Epidemien als untrügliche Vorboten des Todes verhalten. Zu allen diesen genannten Erscheinungen gesellen sich aber endlich noch in vielen Fällen große, den ganzen Körper bedeckende, Flecken und Striemen, bald heller, bald dunkler roth, bläulich, braun gefärbt (petechiae et vibices), oder ein bösartiger Frieselausschlag. Der Tod erfolgt in den weniger acuten Fällen etwa zwischen dem fünften bis neunten Tage, manchmal jedoch auch noch später durch Fäulniß, Brand oder Lähmung; er kann aber, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, auch noch vor dem Eintritte von Fieberbewegungen erfolgen, und auf der Höhe der Pestepidemien ereignet es sich nicht selten, daß Gesunde, aber der Ansteckung sich Aussetzende, plötzlich wie vom Blitze getroffen, apoplektisch sterben, wie es namentlich während der Herrschaft des sogenannten „schwarzen Todes," oder in dem Zeitraum von 1347—1350 den vierten Theil der

Bevölkerung von Europa wegraffte (Hecker), häufig der Fall war. Eine günstige Entscheidung der Krankheit ist besonders von der eintretenden Entzündung und Eiterung der Bubonen (weniger von den Parotiden) ungefähr zwischen dem vierten und neunten Tage der Krankheit zu erwarten. Die Leichen dieser Kranken bleiben ungewöhnlich lange warm und ihre Glieder biegsam, die Hautoberfläche mit Sugillationen bedeckt; oft findet, wie schon in den letzten Lebenstagen, ein Erguß eitrigen Blutes aus den natürlichen Öffnungen des Körpers statt, und sehr rasch pflegt die Fäulniß vorzuschreiten. In der marseiller Pest von 1720 fand Deidier keine pathologische Erscheinung so häufig in den Leichen, als die Überfüllung der Gallenblase mit einer schwarzen, ins Grüne spielenden Galle, sowie Savaresi in drei Pestleichen die Wände des Magens und der Därme mit einem gelblichen Schleime bedeckt und die conglobirten Drüsen sehr verhärtet fand. Was das ursächliche Verhältniß dieser Krankheit betrifft: so hat dieselbe nach den Alten sich aus Äthiopien nach Ägypten, Griechenland rc. verbreitet; nach einer neuern Ansicht ist die Pest, von Constantinopel ausgehend, in Ägypten nur eingeschleppt, nicht einheimisch; die Mehrzahl der Beobachtungen spricht indessen immer dafür, daß sie eine Neigung zeigt, von Osten nach Westen vorzuschreiten, sowie dafür, daß sie auf einem eigenthümlichen Ansteckungsstoffe beruht, der hinsichtlich seiner Entstehungsweise und der Eigenthümlichkeiten, welche in Betreff seiner Wirkungen die Umstände bedingen, vieles mit andern Ansteckungsstoffen gemein hat, an Furchtbarkeit der Wirkung aber von keinem andern übertroffen wird. Wir kennen die chemische Mischung des Pestgiftes so wenig, als die eines andern Ansteckungsstoffes, aber wir wissen, daß es sehr fixer Natur, in der Luft nicht auflöslich ist, daß es leicht an Pelzwerk, Wolle, Baumwolle, Federn und Seide haftet, und daß vorzüglich die aus den Pestbeulen fließende Jauche ihm zum Vehikel dient. Ist übrigens auch die Krankheit im Morgenlande, besonders an den Küsten von Ägypten und Syrien, am häufigsten: so steht sie nichtsdestoweniger in diesen Ländern sichtlich unter dem sie in den einzelnen Epidemien mannichfach verschieden gestaltenden Einflusse der Außendinge, ergreift in der einen vorzugsweise junge, starke, in der andern bejahrte, schwächliche, kränkliche Subjecte, bei welchen letzteren sie sich alsdann zuweilen nur durch die Entstehung von Pestbeulen äußert, verschont auch wol Individuen, die an alten Geschwüren oder eiternden Wunden leiden, gänzlich. Die Ansteckung erfolgt durch Pestkranke, Pestleichen (Fälle, welche jedoch Desgenettes nicht als Vermittler der Ansteckung gelten läßt), und andere mit dem Pestgifte geschwängerte Gegenstände, beinahe nur durch unmittelbare Berührung (denn ob das Pestgift sich auch nur einige Schritte weit der Luft mittheilt, ist noch unentschieden), aber ebendieser Ansteckungsstoff haftet dagegen in freier Luft erfahrungsgemäß gegen sechs Wochen lang, im verschlossenen Raume hingegen unbedingt Jahre lang an den Gegenständen, die er durchdrungen, und ist auf diese Weise durch Versendung solcher Gegenstände sehr oft in weiter Entfernung von seinem Ursprunge die Veranlassung einer mörderischen Epidemie geworden. Daß die Krankheit den Menschen mehr als einmal im Leben, und selbst in einer und derselben Epidemie, befallen kann, ist behauptet (E. Wollmar), aber wol noch nicht vollkommen festgestellt worden, und ob der sogenannte verborgene Zeitraum des Pestgiftes, welcher mit der Ansteckung selbst beginnt und mit den ersten eintretenden Krankheitszufällen beendigt ist, nur einen Tag oder sieben Tage dauert, oder sich auch wol bis auf vierzehn Tage verlängern kann, hängt gewiß in den einzelnen Fällen von der Eigenthümlichkeit bald dieses, bald jenes Momentes mehr, als von der Natur des Giftes ab. Die Vorhersagung ist im Allgemeinen bei keiner Krankheit ungünstiger, als bei der Pest, und hat sich im Betreff des einzelnen von der Pest ergriffenen Kranken im Laufe der Jahrhunderte, während welcher Pestseuchen die furchtbarsten Verheerungen unter dem Menschengeschlechte angerichtet, um nichts günstiger gestaltet. Eine der berühmtesten dieser Seuchen ist jene von Thucydides geschilderte Athenienſische (430 v. Chr.), in welcher meistens am siebenten oder neunten Tage der Tod erfolgte. Unter Marc Aurel durchzog die Krankheit fast ganz Asien und Europa, und unter Gallienus erreichte die Seuche in Rom eine Höhe, auf welcher an einem Tage gegen 5000 Menschen weggerafft worden, sowie unter Justinianus in Constantinopel 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht hingereicht haben sollen. In der nächstfolgenden Zeit brach die Pest wiederholentlich an verschiedenen Orten Teutschlands, namentlich in Sachsen, aus; im 12. Jahrh. war Teutschland länger als 25 Jahre der Schauplatz ihres Würgens, sowie sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. wieder in ganz Europa wüthete, und im 16. Jahrh. sich gleichzeitig mit dem englischen Schweiße (einer aus England stammenden neuen pestartigen Krankheit) aus den Seestädten in das Innere von Frankreich, den Niederlanden, Teutschland und Italien verbreitete. Noch im 17. Jahrh. wurde Teutschland, namentlich Sachsen, von ihr heimgesucht, und ein levantisches Schiff führte sie im J. 1720 nach Marseille, von welchem Orte aus sie sich über die ganze Provence verbreitete. In manchen der erwähnten Seuchen, die sich übrigens, wie schon erwähnt, von einander selbst in allen Beziehungen oft sehr bedeutend unterschieden, und, wie jede verheerende Seuche, auf ihrer Höhe die meisten Sterbefälle mit sich führten, wurden drei Viertheile der Bevölkerung von der Krankheit ergriffen, und die Hälfte, manchmal auch ein noch größerer Theil, der Erkrankten fortgerafft. Die Vorhersagung ist hiernach zwar auch in den einzelnen Seuchen keineswegs dieselbe, im Allgemeinen aber kann man jedenfalls auf Rettung des Lebens nur dann mit einigem Grunde hoffen, wenn das begleitende Fieber einen entzündlichen oder galligen Charakter hat, oder diesen wenigstens Anfangs zeigt, die Bubonen nicht verschwinden, um bald an einer andern Stelle wiederzukehren, leicht in Eiterung übergehen und reichliche allgemeine Schweiße eintreten. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß oft genug auch unter diesen Umständen die Krankheit tödtlich wird, sowie anderseits unter sehr ungünstigen zuweilen Genesung, selbst ohne Zuthun

der Kunst, erfolgt, und daß mithin die Vorhersagung bei der Pest auf wenig zuverlässigen Stützen ruht. Eine der unzuverlässigsten ist die uns bekannte Therapie der Pest, bei welcher im Allgemeinen es ohne Zweifel immer am gerathensten sein wird, die mit Verarbeitung und Ausstoßung des Pestgiftes beschäftigte Naturkraft so wenig wie möglich in ihrem Wirken durch künstliche Heilmittel zu stören, die nothwendige Behandlung aber dem jedesmaligen Charakter des Fiebers und den Constitutionsverhältnissen des Kranken genau anzupassen. Oft verlangt daher die Krankheit, zumal Anfangs, eine entzündungswidrige Behandlung, zuweilen selbst Aderlässe, und was dabei insbesondere den Nutzen einer kühlen Atmosphäre und kalter Waschungen betrifft: so hat man für denselben allerdings eine neuere Bestätigung in der Thatsache finden dürfen, daß die im J. 1829 in der Moldau und Walachei herrschende Pest mit dem Eintritte kalter Witterung verschwand. Aber auch Brechmittel und noch häufiger erweichende Klystiere finden unter den Heilmitteln der Pest oft ihre Stelle, und ganz vorzüglich kommt es in allen Fällen darauf an, daß der Brand der Bubonen möglichst verhütet werde, und diese Drüsengeschwülste frühzeitig in Eiterung übergehen. Zu diesem letzten Zwecke dienen bald erweichende, bald reizende Umschläge, sowie bei eintretender Schweppung das künstliche Öffnen der Geschwülste, die man in starker Eiterung zu erhalten bemüht sein muß. Das entzündungwidrige Heilverfahren erfodert übrigens bei der Pest, wie heilsam es auch sein mag, doch immer nur eine beschränkte Anwendung, und muß oft schon sehr früh excitirenden und diaphoretischen Mitteln weichen; ja es sind in der Mehrzahl der Fälle die kräftigsten dieser Mittel zur Behandlung erfoderlich, wie denn z. B. das bis zum Hervorbrechen eines allgemeinen starken Schweißes fortgesetzte Reiben der Hautoberfläche mit Eis sich öfter heilsam bewährt hat. Auch die Pestbeulen in Eiterung zu versetzen muß versucht werden, wobei es begreiflicherweise immer auch auf gleichzeitige innere und äußere Anwendung der die Lebensthätigkeit erhöhenden Mittel ankommt. Der innere Gebrauch der Arnica, der China und des Chinins, sowie der innere und äußere reichliche Gebrauch des Kamphers, entsprechen dieser Anzeige in vorzüglichem Grade. Baldwin (**Osservat. circa un nuovo specifico contra la peste.** Übers. von Scheel 1801) und Graf Leop. v. Berchtold (Nachricht von dem im St. Antoniusspitale zu Smyrna mit dem besten Erfolge gebrauchten Mittel, die Pest zu heilen und sich vor solcher zu bewahren. Weim. 1793) haben — ohne Zweifel über Gebühr — starke Einreibungen der ganzen Oberfläche des Körpers mit lauwarmem Baumöl, die so oft wiederholt werden, bis der Kranke von Schweiße trieft (wozu oft mehre Pfunde Öl nothwendig sind), und nach deren Beendigung jede Erkältung sorgfältigst vermieden werden muß, als Heilmittel der Pest gerühmt, räumen aber dabei selbst ein, daß das Mittel den ersten eintretenden Spuren der Krankheit entgegengesetzt werden muß, obwol es auch in diesem Zeitraume der Krankheit zuverlässig seine Dienste leicht versagt.

Wichtiger als die ohnehin so unsicher und schwer zu erreichende Heilung ist und wird begreiflicherweise immer die Kunst bleiben, den Ausbruch der Pest zu verhüten, aber auch in dieser Hinsicht können wir rücksichtlich des Schutzes, welchen der einzelne Bedrohte bedarf, und den wir diesem zu Theil werden lassen, die Erfolge der bisher angewandten Bemühungen nur sehr bedingterweise rühmen. Von dem Gedanken, die Pest durch Einimpfung zu mildern (Sauvilowitz), ist man sehr bald zurückgekommen, weil derartige Versuche öfter einen tödtlichen Ausgang nahmen. Nach Larrey wirken Blasenpflaster um den Leib und Fontanelle in Syrien schützend auf die Europäer, aber auch diese Mittel haben keineswegs überall dem Zweck ihrer Anwendung entsprochen. Dasselbe gilt von den in therapeutischer Rücksicht bereits erwähnten Öleinreibungen, welche Baldwin auch als Schutzmittel empfohlen, und welche allerdings, wie es scheint, für diesen Zweck viel mehr wenigstens, als für den Heilzweck, leisten. Auch eine möglichst ruhige, selbst heitere Gemüthsstimmung, wobei die Seele nicht von Furcht vor der Ansteckung niedergedrückt wird, gewährte ebenfalls gegen die Pest noch weniger einen sichern Schutz, als gegen den Ansteckungsstoff anderer typhöser Fieber, und die von manchen als Schutzmittel gerühmte kräftig nährende Kost möchte wol unter Umständen selbst zur Beschleunigung des Ausbruches der Krankheit wesentlich beitragen, wenigstens ihre schützende Kraft jener der salpetersauren und salzsauren Räucherungen noch nachstehen. Endlich ist es eben nicht wahrscheinlich zu nennen, daß, wie in neuerer Zeit behauptet worden (v. Froriep, Notiz. a. d. Geb. d. Nat. u. Heilk. 1828. Nr. 11—23), starke Gaben des versüßten Quecksilbers und Quecksilbereinreibungen, vorausgesetzt, daß diese Mittel einen heftigen Speichelfluß erregen, die Pest verhüten, eine Behauptung, deren Widerlegung, oder Bestätigung, übrigens von der Zeit erwartet werden muß.

Untrügliche Mittel, die ganze Bevölkerung einer von der Pest bedrohten Gegend, und hierdurch mittelbar jeden Einzelnen zu schützen, gibt uns dagegen die medicinische Polizeiwissenschaft an die Hand, durch die segensreiche Anwendung dieser Mittel seit lange und fortwährend einen ihrer schönsten Triumphe feiernd. In sofern nämlich, wie oben bemerkt worden, das Pestgift von sehr fixer Beschaffenheit ist, der Luft sich nicht mittheilt, bleibt jedes Land, wenn auch in seiner nächsten Nachbarschaft die Pest herrscht, dennoch sicher so lange von derselben verschont, als Sorge dafür getragen wird, daß kein den Peststoff enthaltender Gegenstand in dem von der Krankheit noch unberührten Lande Aufnahme finde. Die Medicinalpolizei genügt dieser Aufgabe durch zweckmäßig eingerichtete Contumazanstalten und beaufsichtigende Grenzcordons. Die ersteren — bekannter unter dem Namen der Quarantaineanstalten, obwol grade dieser Name nicht überall auf sie anwendbar ist — wurden zuerst und vorzugsweise in den Häfen des mittelländischen Meeres errichtet, um Europa die Vortheile eines gefahrlosen Handels nach der Levante und der Berberei zu sichern, und entsprechen diesem Zwecke, indem Schiffe, die aus einer der Pest verdächtigen Gegend kommen, an den Orten, an welchen Contu-

mazanstalten sich befinden, nicht landen, ihre Waaren nicht ausladen, ihre Passagiere nicht absetzen, und mit Niemandem Verkehr treiben dürfen, ohne Contumaz, früherhin gewöhnlich vierzig Tage lang (daher der Name „Quarantaine") gehalten, das heißt, während eines bestimmten, der genauesten Beobachtung der Schiffsladung gewidmeten Zeitraums sich frei vom Peststoffe erwiesen zu haben. Eine der vorzüglichsten Contumazanstalten Europa's ist die zu Marseille bestehende, und mit den Einrichtungen derselben kommen im Wesentlichen die in den meisten übrigen derartigen Anstalten gültigen überein. Kein aus irgend einer verdächtigen Gegend, namentlich aus der Levante oder der Berberei kommendes Schiff darf in einem Hafen des mittelländischen Meeres landen, ohne seinen Gesundheitspaß (Patent) vorgezeigt zu haben, und von dem Inhalte desselben hängt Art und Dauer der ihm vorzuschreibenden Contumaz ab. Je nachdem der Paß eine „patente brute" ist, das heißt, die Erklärung enthält, daß das Schiff von einem Orte ausgelaufen, an welchem, oder in dessen Nähe die Pest herrscht, oder als eine „patente soupçonnée" den Ort des Auslaufens als einen dermalen verdächtigen, oder mit einem verdächtigen durch Karavanen in Verbindung stehenden bezeichnet, oder als „patente touchée" einräumt, daß an dem von der Pest freien Orte des Auslaufens Schiffe aus verdächtigen Gegenden angelangt seien, deren Mannschaft jedoch gesund war, oder endlich als „patente nette" das Schiff als ein vollkommen unverdächtiges bezeichnet, ist die Contumaz verschieden. Jedenfalls geht die Prüfung des Gesundheitspasses dergestalt vor sich, daß dabei jede Annäherung Gesunder an das Schiff und seine Mannschaft sorgfältigst vermieden wird; Briefe, überhaupt Papiere, welche der Capitain mit sich führt, werden durch Essig gezogen oder durchräuchert. Besondere Rücksicht wird aber außerdem auf den Hafen genommen, aus welchem das Schiff ausgelaufen ist, auf die Beschaffenheit seiner Ladung, und auf etwanige Vorfälle, die sich auf demselben während der Reise ereigneten: Erkrankungen, Aufnahme Fremder u. dgl. m. Von den Häfen werden drei Classen unterschieden, deren jede einen verschiedenen Grad von Strenge der Contumaz bestimmt, namentlich werden in dieser Hinsicht die Häfen von Dalmatien bis Ägypten und Marokko, ferner die Küste von Tripolis bis Algier, endlich eine dritte unterschieden, zu welcher Constantinopel, das schwarze Meer rc. gehören. Die geladenen Waaren werden in giftfangende und nicht giftfangende eingetheilt, und zu den letztern Hülsenfrüchte, Kaffee, Gewürze, Zucker, alle Flüssigkeiten, Edelsteine und viele andere Gegenstände, zu den ersteren hingegen alle Arten von Wolle und deren Fabrikate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trockenes Leder, Federn rc. Alle diese Umstände zusammengenommen bestimmen die Länge der Contumaz, sodaß z. B. ein Schiff, mit Patente nette versehen, aus einem Hafen der ersterwähnten Classe ausgelaufen, und nicht giftfangende Waaren mit sich führend, eine achtzehntägige Contumaz zu halten hat, während die Dauer dieser letztern auf zwanzig Tage bestimmt ist, wenn das Schiff giftfangende Waaren führt, und sämmtliche aus einem Hafen der dritten Classe kommende Schiffe einer vierzigtägigen Contumaz unterworfen sind. Nachdem hiernach dem Schiffe ein bestimmter Theil des Hafens angewiesen ist, verhindern während der Dauer seiner Contumaz die ihm gleich Anfangs gegebenen Wachen am Bord und Wachböte die Verbindung mit dem Lande: die Schiffsequipage muß an Bord bleiben, und man stellt ihr, was sie bedarf, vermittels langer Stangen zu. Das Schiff wird gelüftet, kein anderes darf sich ihm nähern, und täglich muß vom Zustande der Mannschaft der beaufsichtigenden Gesundheitsbehörde ein genauer Bericht erstattet werden. Die Passagiere, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, finden in einem eigens für sie bestimmten Lazarethe, und zwar die Gesunden in einer größern Abtheilung desselben, die Erkrankten in einer kleinern, dem eigentlichen Pestlazarethe, ein Unterkommen, während das ganze Gebäude von einer doppelten, 25 Fuß hohen Mauer eingeschlossen und beständig von Wachen umgeben ist. Jeder Passagier erhält in dem Lazareth eine Wache, die ihn so wenig zur Nachtzeit als bei Tage verläßt, und ihm ohne besondere Erlaubniß des Capitains weder das Lazareth zu verlassen noch einen Besuch anzunehmen erlaubt, und nur diejenigen, deren Schiff eine patente nette aufweisen konnte, dürfen sich am Tage auf den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine mit einem Gitter umgebene Galerie begeben; jeder andere Passagier darf das ihm angewiesene eigene Zimmerchen, welches zur Nachtzeit verschlossen wird, vor dem 16. Tage nicht verlassen. Passagiere, bei welchen sich Spuren eines Fiebers zeigen, werden sogleich in dem Pestlazarethe gänzlich abgesperrt, und der Arzt selbst bleibt durch ein Gitter von ihnen getrennt. Sobald Verdacht entsteht, daß der Kranke wirklich an der Pest leide, werden Nahrungsmittel und Arzneien ihm nur vermittels einer langen Stange gereicht, und will er sich eines Geistlichen oder eines Rechtsgelehrten bedienen: so müssen auch diese wenigstens durch das erwähnte Gitter von ihm getrennt bleiben. Erfolgt der Tod, so wird die Leiche vermittels eiserner Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, die immer sehr tief gegraben, mit Kalk verschüttet wird, und in den nächsten 30 Jahren nicht geöffnet werden darf. Alle Gegenstände des Zimmerchens, welches der Verstorbene bewohnte, werden verbrannt, die Wände abgekratzt und von Neuem angestrichen, der Fußboden und die Fenster mit Essig gewaschen rc. Der von der Pest Genesene wird nicht früher für gesund erklärt, als bis sämmtliche Pestbeulen völlig vernarbt sind, und bei jedem eintretenden Krankheitsfalle fängt die Contumazzeit für alle Passagiere und das ganze Schiff nicht nur von Neuem an, sondern wird auch noch um zehn Tage verlängert. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Contumazzeit wird endlich jeder Passagier noch mehre Minuten hindurch durchräuchert, bevor er entlassen wird, während die Contumaz des Schiffes und seiner Waaren noch zehn Tage länger dauert. Die letztern werden gleich Anfangs in die nach Maßgabe der Patente verschiedenen Abtheilungen des Lazareths gebracht, hinlänglich gelüftet, oft umgewendet rc.; nach Beendigung der Contu-

maz aber das Schiff noch einmal genau untersucht und durchräuchert, ehe die Waaren auf dasselbe zurückgebracht werden. Schiffe mit patente brute versehen werden zwar von der marseiller Contumazanstalt nicht (wie von allen übrigen) ausgeschlossen, aber die Contumaz ist in Betreff ihrer die möglich strengste; alle gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln werden verdoppelt, namentlich ist die Dauer der Contumaz für dergleichen Schiffe und ihre Waaren auf 100 Tage und für die Passagiere derselben auf 80 Tage festgesetzt. — Wo Gefahr vorhanden ist, daß der Peststoff zu Lande eingebracht werden möchte, sind immer mehre Contumazstationen unentbehrlich, und die Sorge dafür, daß sie nicht umgangen werden können, muß einem Grenzaufsichts-Cordon, dessen wichtigsten Theil bewaffnete Macht bildet, übertragen werden. Diesen und ähnlichen Maßregeln verdankt es das civilisirte Europa, gegen die Schrecken der Pest, welche im Morgenlande, in Griechenland, in der ganzen asiatischen und europäischen Türkei eigentlich nie ganz aufhört, jetzt endlich gesichert zu sein, nachdem diese fürchterliche Krankheit sich noch in den Jahren 1795 und 1796 in die türkischen Grenzländer und weiter verbreitet hatte. Aber jener Sicherheit erfreuen wir uns auch jetzt nur, so lange wir voraussetzen dürfen, daß die genannten Maßregeln mit unnachsichtlicher Strenge in Anwendung gebracht werden, und daß eine Übertreibung in Betreff dieser Strenge fast nicht denkbar ist, möchte wol unter vielen andern jener Fall einer Pestepidemie von 1747 am eindringlichsten darthun, deren Wollmar erwähnt, und die ihre Entstehung lediglich dem Umstande verdankte, daß man in Alexandrien Kasten, deren Inhalt mit dem Giftstoffe geschwängert war, und die seit neun Jahren verschlossen waren, unvorsichtiger Weise öffnete. Um so mehr müssen wir uns Glück dazu wünschen, daß namentlich auch in den österreichischen Staaten die Contumazanstalten fortwährend einen Gegenstand der sorgfältigsten Beaufsichtigung der Regierung ausmachen und eine musterhafte Ordnung in der Verwaltung herrscht. Wir müssen jedoch schließlich darauf aufmerksam machen, daß die oben erwähnten Gesundheitspässe nicht von Ärzten ausgestellt werden, und aus Gegenden kommen, in denen überhaupt von strenger Medicinalpolizei wenig die Rede ist, sie mithin bei Bestimmung der Dauer der Contumaz von Rechtswegen nur wenig in Anwendung kommen dürfen.

Die abendländische, westindische Pest, das gelbe Fieber (Pestis occidentalis, Typhus icterodes Indiarum occidentalium, Febris flava Americanorum) ist eine zwischen den Wendekreisen einheimische Krankheit, die, wie die eigentlich sogenannte Pest, nicht selten unter den Erscheinungen eines arteriellen Fiebers auftritt, deren eigentlicher Charakter aber der gallig-faulige ist. In dem gelinderen, bei den Einheimischen gewöhnlichen, Grade der Heftigkeit beginnt das gelbe Fieber mit einem lästigen Drucke in den — höchst empfindlichen — Präcordien, Ekel, Neigung zum Erbrechen, wüthendem Kopfschmerz, Betäubung, Entkräftung bis zum öftern Eintritt von Ohnmachten. Diesen Zufällen folgt Schauer, kalter Schweiß, brennende Hitze, heftiger Durst, Brustbeklemmung, Gliederreißen und gallige Ausleerungen durch Erbrechen und zuweilen Durchfall, während in der Regel der Kranke an Verstopfung leidet. Der Puls ist dabei zwar nie hart, aber meistens bei bedeutender Beschleunigung voll, die Haut bald feucht, bald trocken, aber die Farbe derselben während der öfter wiederkehrenden Ohnmachten nicht blaß, sondern gelb. Beinahe jeder Einfluß der Außenwelt, selbst der des Lichtes auf das Auge, ruft das schon erwähnte Erbrechen zurück, durch welches nach einiger Zeit lauchgrüne, übelriechende Stoffe ausgeleert werden. Der Harn pflegt sehr gesättigt, hochgelb oder auch roth zu sein. Die Miene des Kranken ist durch innere Angst in hohem Grade verstört, das Athmen ängstlich, die Zunge meist mit zähem Schleim bedeckt. Liegt der Kranke nicht in wüthendem Irrereden, was seltener der Fall ist, so zeigt er sich außerordentlich niedergeschlagen und völlig muthlos. Nach einigen Tagen, und oft schon am zweiten Tage der Krankheit, färbt sich die ganze Hautoberfläche, in der Richtung von den obern nach den untern Theilen, gelb. Fieber und Kopfschmerzen vermindern sich zwar, sobald auch nur das Weiße im Auge gelb zu werden anfängt, aber es sinkt jetzt der Puls mit der noch übrigen körperlichen und geistigen Kraft bedeutend, während große Empfindlichkeit der Präcordien und das Erbrechen fortdauert, und alle übrigen Krankheitserscheinungen — etwa die oft thonähnlichen Excremente abgerechnet — mit denen eines ausgebildeten Faulfiebers übereinkommen, und das um so früher, je früher die gelbe Färbung des Hautorgans eintrat, die dagegen, wo sie erst spät, z. B. am siebenten Tage der Krankheit, erfolgt, sich kritisch verhalten kann. Zuletzt tritt zu den genannten Zufällen Erbrechen einer schwarzen, übelriechenden, oft auch sehr scharfen, die Zähne stumpfmachenden, bisweilen mit schwärzlichem Blute vermischten, Materie, sowie Abgang pechartiger Excremente, eines braunen oder schwarzen Harnes, Petechien, Zuckungen, Sehnenhüpfen, Schluchzen und ähnliche Zufälle hinzu, unter welchen — nicht selten nachdem kurz vorher noch eine scheinbare Erleichterung eingetreten — der Tod erfolgt, meistens zwischen dem fünften bis achten Tage der Krankheit, obwol dieser zuweilen schon innerhalb der ersten 24 Stunden erfolgt und die Krankheit auch eine Dauer von 14 Tagen erreichen kann. In den Leichen, welche ungemein schnell in Fäulniß übergehen, werden unverkennbare Spuren von Entzündung und Brand des Magens, der — meistens sehr angeschwollenen — Leber und Milz, sowie eine Menge schwarzer fauliger Galle in der Gallenblase und den Gallengängen angetroffen. Die Genesung wird außer dem Nachlassen aller Zufälle, oft auch insbesondere durch allgemeine Schweiße, einen Ausschlag in der Gegend des Mundes, zuweilen auch, wie versichert wird, durch Nasenbluten angekündigt. — Was die ursächlichen Verhältnisse der Krankheit betrifft, so entsteht nach allen vorliegenden Erfahrungen das gelbe Fieber nur zwischen dem Äquator und dem 35. Grade der Breite, aber nur der nördlichen, nicht der südlichen, und auch da nicht in einer Entfernung von mehr als 30 Meilen von der Meresküste. Auf eine Weise verhielt es sich in Europa, in-

dem es sich auch hier immer nur in der erwähnten Breite (in Spanien und Italien), und zwar in der Nähe des Meeres, verbreitete. Eine feuchte, mit Sumpfdünsten geschwängerte und heiße Luft läßt in den tropischen Gegenden das gelbe Fieber aus einem durch jene Einflüsse gebildeten Miasma hervorgehen, und zwar um so leichter, wenn sich mit jenen Einflüssen andere zur Erzeugung von Ansteckungsstoffen geeignete verbinden, daher unter andern die Krankheit gewiß auch, wenigstens zum Theil (s. Shecut in Hufeland's Journ. der prakt. Heilk. 59. Bd. 6. St. S. 141) eintretenden Misverhältnissen der Luftelektricität mit Recht beigemessen wird. In den genannten Gegenden herrscht das gelbe Fieber während der heißen Jahreszeit in seiner mildern Gestalt als eine fast niemals ansteckende und beim Herannahen des Winters allmälig nachlassende Krankheit. Aber aus dem Miasma dieses Fiebers entwickelt sich, wenn das Übel einen höhern Grad erreicht hat und auf kältere Klimate übertragen wird, ein besonders unter ähnlichen Verhältnissen als in den tropischen Gegenden heftig wirkendes Contagium, vermöge dessen das kalte Fieber durch mittelbare und unmittelbare Berührung mit Kranken verbreitet und in andere Länder verschleppt werden kann. Zwar ist ebendiese ansteckende Kraft des gelben Fiebers seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts öfter (Charvin, J. A. v. Reider), besonders von französischen Ärzten, bestritten worden, allein die uns über die Seuchen dieser Krankheit vorliegenden Erfahrungen scheinen um so mehr als ein gültiger Beweis jener Ansteckungskraft angesehen werden zu müssen, je weniger sich in dem genannten Verhältnisse der ursprünglich miasmatischen, unter Umständen aber auch contagiös werdenden Krankheit irgend etwas nicht auch anderwärtig bei ansteckenden Krankheiten Vorkommendes und daher Auffallendes zeigt. Übrigens erkranken im Allgemeinen Männer und überhaupt Subjecte von stärkerm Körperbau leichter und heftiger am gelben Fieber, als Frauen, schwächliche und kränkliche Subjecte, und ebendasselbe gilt vorzugsweise auch von Ausländern im Verhältniß zu den Einheimischen. Endlich begünstigen auch Unmäßigkeit, der Genuß vieler Fleischspeisen und geistigen Getränke, große körperliche Anstrengungen unter dem Einflusse großer Hitze, zumal bei nachfolgender Erkältung u. Ähnl. die Entstehung der Krankheit im vorzüglichen Grade. — Die Vorhersagung beim gelben Fieber ist, wie sich aus allem bisher Gesagten hinreichend ergibt, unter verschiedenen Umständen sehr verschieden, abgesehen von den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Seuchen und der einzelnen Krankheitsfälle. Aber im Allgemeinen nimmt doch auch diese Krankheit unter den Geißeln des Menschengeschlechts eine sehr bedeutende Stelle, wenn auch eine niedrigere als die Pest, ein, wie die Geschichte dieser abendländischen Pest genügend nachweist. Seit undenklichen Zeiten in den westindischen Colonien und in allen tropischen Gegenden einheimisch, reichte sie im 17. Jahrh. hin, Cromwell's Macht, als er Jamaica eroberte, zu vernichten, aber noch weit verheerender wüthete die Krankheit hundert Jahre später, um welche Zeit sie zuerst von dem Engländer Hughes beschrieben und in Teutschland bekannt wurde. Im J. 1793 zeigte sie sich zum ersten Male außerhalb der tropischen Gegenden; westindische Schiffe hatten sie nach Philadelphia gebracht. Aber erst im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts lernte auch Europa die Wuth der Krankheit durch den Augenschein kennen, indem ein amerikanisches Schiff den Ansteckungsstoff nach Cadix verschleppt hatte, von welcher Stadt ausgehend die Krankheit sich später auch in Andalusien verbreitete. Innerhalb drittehalb Monaten wurden ungefähr 100,000 Menschen ein Opfer der Seuche, die, nachdem sie in der kühlern Jahreszeit auch Mallaga und andere Gegenden Spaniens verheert hatte, beinahe erst in der durch sie bewirkten furchtbaren Verringerung der Bevölkerung ihr Ziel fand. Sie kehrte nichtsdestoweniger schon im J. 1804 zurück, raffte in wenigen Monaten den dritten Theil der Bevölkerung von Mallaga weg und verbreitete sich auf der ganzen Küste des Mittelmeeres (befiel aber selbst Spanier, welche die Krankheit bereits einmal überstanden hatten, nie zum zweiten Male, und verschonte alte Frauen gänzlich), erlosch zwar am Ende des genannten Jahres, gelangte aber um ebendiese Zeit von Cadix nach Livorno, und breitete sich in einer neuen schrecklichen Seuche im J. 1810 von Mallaga und Carthagena auf der Küste hin bis Rosas aus, zu ebendieser Zeit auch in ihrem Vaterlande eine ungewöhnliche Wuth entwickelnd. Die Seuche erreichte von Westindien aus das amerikanische Festland, und foderte in Georgien und Südcarolina zahlreiche Opfer. — Die Cur betreffend, so macht Anfangs das Hervorstechen entzündlicher Zufälle oft die Anwendung des gesammten entzündungswidrigen Verfahrens, und selbst des Aderlasses, nothwendig, jedoch in verhältnißmäßig beschränktem Grade, wie sich denn z. B. Blutausleerungen niemals nach dem dritten Tage der Krankheit hilfreich gezeigt haben. Man sorgt ferner dafür, daß die den Kranken umgebende Luft möglichst rein sei, und ordnet öftere kühlende und erweichende Klystiere an, sowie im Anfange der Krankheit auch Tamarinden, Weinsteinrahm u. dgl. zur Entfernung gastrischer Unreinigkeiten benutzt werden dürfen. Gelingt es nicht auf diese Weise, den Eintritt des spätern paralytischen und colliquativen Zeitraums zu verhüten: so tritt in diesem letztern die ganze Behandlung des Faulfiebers, zumal durch Tonica und die sogenannten Antiseptica ein. Dem beständigen Würgen und Erbrechen hat man einen aus Chamillen, Pfefferminze u. dgl. bereiteten Thee, den River'schen Trank, Bisam, Mohnsaft u. dgl. entgegengestellt, was aber insbesondere den Mohnsaft, sowie das wegen seiner besondern Wirkung auf die Leber im gelben Fieber vielgepriesene Quecksilber betrifft, so werden beide Mittel bei der großen Empfindlichkeit des Magens dieser Kranken häufig nicht vertragen, und ein entzündlicher Zustand des Magens wird den Gebrauch des erstern gradehin verbieten. Viel mehr ist ohne Zweifel in Rücksicht der großen Empfindlichkeit der Kranken, ihrer Angst, Unruhe ꝛc. von der Anwendung lauwarmer Bäder zu erwarten.

Zur Verhütung der Krankheit empfiehlt Osgood Vermeidung jedes plötzlichen Temperaturwechsels und starke körperliche Anstrengung, sowie sorgfältige Unterhaltung der

Hautausdünstung und Urinausleerung. Wo indessen die Krankheit bereits auf einem Contagium beruht, werden dergleichen Verhütungsmittel bei dem gelben Fieber sicher keine größern Erfolge gewähren, als nach dem Obigen bei der Pest, während die oben erwähnten medicinal-polizeilichen Sicherheitsanstalten gegen das gelbe Fieber, sobald es contagiös ist (und dies überall vorauszusetzen ist ohne Zweifel eine heilige Pflicht der Staatsbehörden), nicht weniger einen sichern Schutz, als gegen die eigentlich sogenannte Pest gewähren *). (*C. L. Klose.*)

PESTIVIEN, Gemeindedorf im franz. Nordküstendepartement (Bretagne), Canton Callac, Bezirksstadt Guingamp, ist fünf Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1303 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

Pestkraut, s. Galega (officinalis).

Pesto, s. Paestum.

PESTPFENNIG, PESTTHALER werden kleinere und resp. größere Denkmünzen genannt, welche über die in bestimmten Städten oder deren Umgegend ausgebrochene Pestkrankheit Nachricht geben. Sie sind von der Größe eines großen Pfennigs bis zu der eines Thalers, klippenartig, rund und mit Inschriften versehen, als z. B. NORD OST SVD WEST WAR VOLLER PEST. BRESLAV. — PRAGA A PESTE LIBERATA. — RATISBONA A PESTE LIBERATA. Man findet dergleichen in J. C. Kundmann Seltenheiten der Natur und Kunst (Breslau 1737. Fol. tab. XVII.), abgebildet. Besonders merkwürdig aber sind folgende beiden Pestpfennige der Stadt Erfurt, indem sie die Anzahl der Verstorbenen von zwei hinter einander folgenden Jahren angeben: Av. INSIGN.ia CIVIT.atis ERFORDIE. Das vollständige Stadtwappen. Rev. A.nno D.omini 1597. ALS E.hrn RVD.olph ZIG.eler V.nd E.hrn SEB.astian KRA.nichfeld RE.gierten. Hierauf in einem Cirkel in sechs Zeilen die Inschrift: — SEIN. — IN ERFOR.d — 7765. MEN — SCHEN. V — ERSTOR — BEN. Av. in acht Zeilen: ANNO. —. 1597. SEIN — IN. ERFORD. — GESTORBEN — 7765 MENSCHen — AVF DEN. DOR. — FEER. SEIN — 9676. Rev. In acht Zeilen: ANNO — 1598 SEIN. — ZVSAME GE — GEBEN. IN ERF — FORD 556. BAR — GEDAVP. 532. — GESTORB. — 424.

Unter den Pestthalern, dergleichen man z. B. vom Jahre 1633 von der Stadt Breslau [1]), vom Jahr 1683 von den Städten Erfurt und Magdeburg [2]), und vom Jahre 1714 von der Stadt Hamburg [3]) hat, ist besonders folgender, angeblich zu Luther's Zeiten von der Stadt Wittenberg ausgegangener merkwürdig. Av. Als Umschrift in zwei Zeilen: DER. HER. SPRAC. ZV. MOSE. MAC. DIR. EIN. ERNE. SLANG. VND. RICT. SI. ZVM. ZEIGEN. AVF. WER. GEPISN. IST. VND. SICT. SI. AN. DER. SOL. LEBEN. Die um ein Kreuz geschlungene eherne Schlange, vor welcher auf beiden Seiten mehre von Schlangen gebissene Menschen knien, andere todt liegen. Dann die Inschrift: NVMRI. 21 mit einer (verwischten) Jahrzahl. Rev. Als zweizeilige Umschrift: GLEIC. WI. DI. SLANG. SO. MVS. DESS. MENSEN. SON. ERHOET. WERDEN. AVF. DAS. AL. DI. AN. IN. GLAVBEN. HABEN. DAS. EWIC. LEBEN. Der Erlöser am Kreuz mit der Überschrift: I. N. R. I. An der Seite steht: IOANNES. 3. und unten sind Menschen mit emporgehobenen Händen dargestellt. (*K. Paessler.*)

Pestwurz (Botanik), s. Tussilago (Petasites).

PESTWURZEL, Huflattigwurzel (Pharmacie), ist die in den Apotheken vorräthig gehaltene Wurzel von Tussilago Petasites, welche cylindrisch, ästig, am oberen Theil fast knollig, einen Zoll und darüber dick ist; im frischen Zustand hat sie äußerlich ein gelblich grauweißes Ansehen und ist innen weiß und fleischig; trocken wird sie grau, runzelig, bruchig und markig. Ihr Geruch ist eigenthümlich aromatisch und etwas scharf, ihr Geschmack schwach süßlich und dann aromatisch bitterlich; die vorwaltenden Bestandtheile sind: ätherisches Öl, eisengrünender Gärbestoff und bitterer Extractivstoff; außerdem auch Stärkemehl; denn Jodtinktur färbt die durchschnittene Wurzel stellenweise dunkel schmutzig grün. Die Pestilenzwurzel ist leider mit Unrecht außer Gebrauch gekommen; sie wurde in Substanz, Pulverform und im Aufguß gegeben und äußerlich wurde sie zum Auflegen auf bösartige Geschwüre und selbst auf Pestbeulen verwendet; sie machte einen Bestandtheil der aqua prophylactica aus. (*Döbereiner.*)

Pestzei, s. Steinfuchs.

PESU, auch Siu genannt, Stadt des zweiten Ranges *) in der chinesischen Provinz Kiang-nan, welche unter 34° 10′ nördl. Br. und 117° östl. L. am Hoang liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

---

*) Sauvilowitz, Abh. über die Pest, welche 1791 das russische Reich verheerte. Aus dem Franz. (Leipzig 1795.) Mindeerer, Gesch. der Pest in Volhynien im J. 1798. (Berlin 1806.) *Desgenettes*, Histoire médicale de l'armée de l'Orient. An VII. *A. Bulard*, De la peste orientale d'après les materiaux recueillis à Alexandrie etc. 1833—1838 (Paris 1839.) J. Howard, Nachr. v. d. vorzüglichsten Kranken- und Pesthäusern in Europa. A. d. Engl. mit Zusätzen d. teutschen Herausg. Mit Kupf. u. Tabellen. (Leipzig 1791) in Wollmar, Abhandl. über die Pest. — Mémoire sur le bureau de santé de Marseille. (Marseille 1788.) C. A. Fischer, Briefe e. Südländers. (Leipz. 1804.) Dess. Reisen nach Hyeres. (Leipz. 1805.) *T. Hancock*, Remarks on the laws and phaenomena of pestilence; — and remarks on quarantaine. (London 1821.) — J. G. Langermann, über das gelbe Fieber und Teutschlands Medicinalanstalten sowol gegen diese vermeinte Pest, als gegen andere ansteckende Seuchen. Zweite sehr verm. Aufl. (Hof 1805.) C. G. Mathäi, Untersuchung über das gelbe Fieber (Preisschrift). Zwei Bände. (Hanover 1827.) D. Osgood, Schreiben über das gelbe Fieber etc., übersetzt von Heinecken. (Bremen 1822.)

1) *G. Dewerdeck*, Silesia numismatica. p. 785 und hierzu Tab. XXXV. Nr. 27. 2) D. S. v. Madai, Thalercabinet. Nr. 2222 und 2283. 3) Hamburger Münz- und Medaillenvergnügen. 32. St. S. 250.

*) Städte des ersten Ranges bezeichnet in China die Sylbe Fu, Städte des zweiten Ranges die Sylbe Tcheou, Städte des dritten Ranges die Sylbe Kien.

PESULA, nach Ptolemäus (II, 4) eine Stadt in Hispania Bätica, zwischen dem Anas und Bätis. (*Krause.*)

PESULANIA LEX. Nur in Pauli Rec. Sent. I, 15 wird dieses Gesetz erwähnt; es heißt da: Si quadrupes pauperiem fecerit damnumve dederit quidve depasta sit, in dominum actio datur, ut aut damni aestimationem subeat aut quadrupede cedat; quod etiam lege Pesulania de cane cavetur. Hier ist es nun zunächst zweifelhaft, ob de cane zum Titel der lex gehöre, oder mit cavetur zu verbinden sei, sodaß es nur hieße, die gesetzliche Bestimmung, nach welcher, wenn ein Thier Schaden anrichte, eine Klage gegen den Eigenthümer zulässig sei und dieser entweder den angerichteten Schaden ersetzen, oder das Thier dem Beschädigten überlassen müsse, wird durch jene lex auch auf den Fall ausgedehnt, wenn ein Hund den Schaden anrichte. Noch zweifelhafter ist aber der Name; denn wenn auch die Handschriften Pesulania ohne Variante haben, so ist doch kein römischer Gens-Name Pesulanii bekannt: daher Cujacius, Rittershusius u. a. hier Solonia vermuthet und an eine Bestimmung Solon's gedacht haben; denn allerdings hat Solon nach Plutarch (Sol. 24: *ἔγραψε δὲ καὶ βλάβης τετραπόδων νόμον, ἐν ᾧ καὶ κύνα δακόντα παραδοῦναι κελεύει κλοιῷ τετραπήχει δεδεμένον*) eine solche Bestimmung gegeben. (*H.*)

PESUNSCUT, Fluß der nordamerikanischen Grafschaft Cumberland im Staate Maine, welcher das überflüssige Wasser des Sebacuk der Portlandbai zuführt. Die Länge seines Laufes beträgt mit allen seinen Windungen gegen fünf teutsche Meilen. (*G. M. S. Fischer.*)

PESVER, Stadt in der persischen Provinz Irak, welche 60 engl. Meilen westlich von Kermanschah liegt. Sie soll gegen 5000 Einw. zählen. (*G. M. S. Fischer.*)

PETA, Dorf im türkischen Albanien, in der Nähe und nordöstlich von Arta, am Abhange des Athamanischen Gebirges, auf dem rechten Ufer des Artaflusses (Inachus der Alten) im Athamanischen Tetmez gelegen. Über den Fluß, in dessen Nähe man Ruinen eines Jupitertempels erblickt, welchen bereits Livius (Lib. XXXVIII, cap. 2) erwähnt und der späterhin zu einer christlichen, dem heil. Constantin geweihten Kirche diente, führt hier eine fliegende Brücke nach Candja. In der neueren Zeit ist Peta durch die Niederlage der Griechen und Niedermetzelung der Philhellenen (s. d. Art.), welche letzteren hier am 16. Juli 1822 nach der tapfersten Gegenwehr gänzlich aufgerieben wurden, in einen traurigen Ruf gekommen*). (*G. M. S. Fischer.*)

Petagnana *Gmel.*, s. Smithia *Ait.*

PETAGNIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Saniculeen der natürlichen Familie der Doldenpflanzen hat Gussone so genannt nach Vincenz Petagna, Verfasser einer Flora von Neapel (Institutiones botanicae. vol. 1—5. Neap. 1785—1787). Char. Die Dolden wenig zusammengesetzt mit wenigblättriger Hülle; die mittlere Dolde zwitterig, ungestielt, die beiden seitlichen, männlichen gestielt, die Frucht eiförmig, glatt, fast lederartig, mit acht schwach erhabenen Nerven, durch Fehlschlagen eines zweiten Eichens einsamig. Die einzige Art, P. saniculaefolia *Guss.* (Prodr. fl. sicul. 1. p. 311. Sison Gussonii *Spreng.* cur. post. p. 118) wächst in Waldbächen Siciliens und ist ein kleines, unbehaartes, perennirendes Kraut mit ablangem Wurzelstocke, langgestieltem, fast schildförmigem, fünftheiligem, gezähnt-gelapptem Wurzelblatte und spannenhohem, einfachem Stengel, welcher oberhalb unter der Dolde zwei gegenüberstehende, kurz- oder ungestielte, dreilappige, gezähnte Blätter trägt. (*A. Sprengel.*)

PETAGUIL, Landschaft in dem südamerikanischen Kaiserreich Brasilien, welche, im Norden von Dale, östlich von dem südatlantischen Ocean, südlich von Rio grande, westlich von Tupuy begrenzt, Silberminen enthält. (*G. M. S. Fischer.*)

PETALA, türkisches Dorf, mit einem tiefen, aber engen und durch eine kleine Insel geschützten Ankergrunde, Cephalonien gegenüber, welchen Pouqueville für denjenigen dem Herkules einst geweihten Hafen hält, der nach dem von Astacos und vor dem von Öniades, jetzt Trigardon, in Acarnanien genannt wird*). (*Fischer.*)

Petala, s. Corolle.

PETALACTIS. (Petalacte *Don*, Petalolepis *Lessing.*) Eine der vielen Pflanzengattungen, welche neuerdings von Gnaphalium getrennt worden sind. Sie gehört zu der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Senecionideae Gnaphalieae Antennarieae *Less.*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden trockenhäutigen Schuppen, von denen die äußeren braunroth und zugespitzt, die innern weiß, stumpf, blumenblattartig und strahlig ausgebreitet sind (daher der Gattungsname: *ἀκτίν* oder *ἀκτίς* Strahl, *πέταλον* Blumenblatt); der gemeinschaftliche Fruchtboden am Rande spreublättrig, in der Mitte nackt; alle Blümchen sind röhrenförmig, fünfzähnig, die des Randes (1—3) weiblich, die übrigen männlich; das Achenium ungeschnabelt, glatt; die Samenkrone besteht aus einer Reihe feiner Haare. Die drei bekannten Arten, welche am Vorgebirge der guten Hoffnung wachsen, sind kleine, aufrechte, wollig behaarte Sträucher mit zerstreuten, ungestielten lederartigen Blättern, kurzgestielten, doldentraubigen Blüthen und purpurrothen Blümchen. Candolle (Prodr. 6. p. 267) theilt die Gattung in zwei Sectionen: I) Eupetalactis. Die äußeren Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches an der Basis zu einem Stielchen verschmälert; die Borsten an der Basis der männlichen Blümchen federig: 1) P. coronata *Don.* (Mem. of the Werner. soc. 5. p. 553. Gnaphalium coronatum *L.* Gn. Achilleae *Sieber.* pl. exs. cap. n. 14. Evax involucratus *Schrank*, Petalolepis coronata *Lessing* syn. p. 357); 2) P. bicolor *Don.* (l. c. Petalolepis discolor *Less.*

---

*) Vergl. *Pouqueville,* Voyage en Grèce. T. II. p. 105. 120.

*) Vergl. *Pouqueville,* Voyage en Grèce. T. III. p. 133.

l. c. p. 358). II) Amphilasia. Die äußeren Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches an der Basis nicht verschmälert; die Borsten an der Basis der männlichen Blümchen an der Spitze keulenförmig verdickt. 3) P. canescens *Cand.* (l. c.) (*A. Sprengel.*)

Petalanthera *Nees*, s. Laurus.

PETALAX, eine Kirche unweit einer Bucht des bothnischen Meerbusens im finnischen Pastorat Nerpes, Propstei Nieder-Wasa, Erzstifts Åbo, Provinz Österbotten. Der Gottesdienst wird in schwedischer Sprache verrichtet, und es beruht auf dem Urtheil des Predigers, wie oft er finnisch predigen will. Die Seelenzahl betrug im J. 1815 517. Früher gehörte Petalax unter die Kapellgemeinde Korsnäs, deren Kirche aber drei Meilen entfernt lag. Den 17. April 1807 genehmigte der König den Bau einer Kirche und die Anstellung eines besonderen Geistlichen zu Petalax, und am 3. Juli 1812 verstattete das kaiserliche Regierungsconseil, daß ein früher erbautes hölzernes Bethaus als Kirche benutzt werden dürfe. (*Schubert.*)

PETALI, 1) ein kleines Eiland im Golf von Egribos (Griechenland), 2) ein Dorf auf der Insel Siphno (s. d. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

PETALIÄ hießen nach Plinius (IV, 23) die vier kleinen Inseln am Eingang in den Euböischen Euripus. Mannert (Th. VIII. S. 264) vermuthet, daß eigentlich nur eine diesen Namen geführt habe, die übrigen aber unbewohnte Klippen gewesen seien. Denn Strabon (X, 682) sage, daß Geräftos und Petalia (*Πεταλία*) auf der Seite nach Sunium hin gewendet wären. Aber der Periplus setzt die *Πεταλέας* in eine Entfernung von 100 Stadien von der Südspitze der Insel. Sickler (Th. II. S. 254) redet von Petalia als von einer Stadt auf der Insel Euböa, am Promontorium gleichen Namens. (*Krause.*)

PETALIDI, ein griechisches Dorf, welches nach Pouqueville (Voyage dans la Grèce. T. V. p. 104) mitten in den Ruinen der alten Messenischen Stadt Corone liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

Petalidium *Nees*, s. Ruellia.

PETALIONS (nördl. Br. 37° 59′, östl. L. 24° 16′), Inselgruppe, welche sich im griechischen Archipelagus nahe an der Südwestküste der Insel Negroponte findet. (*G. M. S. Fischer.*)

PETALISMOS (*Πεταλισμός*), das Institut, was Syrakus an der Stelle des Attischen Ostrakismos hatte, genannt von *πέταλον* Blatt, weil die Syrakusaner auf Olivenblättern die Namen der auf diesem Wege aus der Stadt zu entfernenden Bürger schrieben; vergl. d. Art. Ostrakismos in dieser Encykl. III, 7. S. 179. (*H.*)

PETALIT. Ein von d'Andrada*) zuerst beschriebenes Mineral, aus der Reihe der feldspathartigen Mineralien. Es findet sich nur derb und eingesprengt, von grünlichweißer oder röthlichweißer Farbe, schwach durchscheinend, splittrig, von Feldspathhärte, mit einem specifischen Gewichte von 2, 4. Es sind drei Durchgänge der blättrigen Textur vorhanden, ein ziemlich deutlich erkennbarer, mit perlmutterartigem Glanze schneidet sich mit einem zweiten, minder deutlichen unter 141½° und wird von einem dritten noch minder deutlichen Durchgange unter 117½° geschnitten. Nach diesen Durchgängen gehört das Mineral zu dem klinorhomboidischen (tetartoëdrischrhombischen) Krystallsystem, aber bei manchen, namentlich nordamerikanischen Abänderungen verdrängt die splittrige Struktur die blätterige Textur fast gänzlich.

Nach Arfedson enthält der Petalit 79,212 Kieselerde; 17,225 Thonerde; 5,761 Lithon, ist also ein Thonsilicat mit Lithonsilicat. Er schmilzt schwer vor dem Löthrohre zu einem blasigen Glase und färbt in hoher Hitze die Flamme purpurroth.

Man entdeckte ihn zuerst auf einem Lager mit Quarz und Lepidolith im ältern Gebirge auf der schwedischen Insel Utön. Später wurde er in Geschieben am Ontariosee in Canada und nachher auch im körnigen Kalksteine mit Nutallit und Rutil bei Bolton und Littleton in Massachusets gefunden. (*Germar.*)

*) In Scherer's allgem. Journ. d. Chemie. IV, 3. S. 36.

PETALOCHIRUS, eine von Palissot de Beauvais (Insectes recueillis en Afrique et en Amérique. Paris 1805. p. 12) aufgestellte, zu der Familie der Schreitwanzen (Reduvini) gehörige Insektengattung, von welcher er folgende Charaktere angibt: Fühlhörner borstenförmig, viergliederig; das erste Glied viel kürzer als der kleine Kopf und aufgeblasen, die drei folgenden länger und unter sich gleich, das vierte haardünn und mit feinen Haaren besetzt. Der gebogene Schnabel reicht bis auf die Mitte der Vorderbrust, welche mit einer Furche und daneben an jeder Seite mit einem Stachel versehen ist. Vorderrücken mit mittlerer Quereinschnürung und spitzen, hervorragenden Schulterecken. Das Schildchen ist in eine Spitze verlängert. Die Beine sind nicht sehr lang, ziemlich stark; die Vorderschenkel nicht verdickt, die Vorderschienen rundschildförmig erweitert, vielleicht mit Sohlen; die Füße sind lang. Der Hinterleib ist breiter als die Flügeldecken und jeder Ring desselben nach Hinten in eine Spitze am Rande verlängert. Latreille vereinigt dieses Genus mit Reduvius. Man kennt zwei Arten: P. variegatus *Palis.* schwarzbräunlich, schmutzig weiß gesprenkelt (*Pal. Beauv.* l. c. Hémiptères. pl. I. fig. 1) und P. rubiginosus *Palis.* schwärzlich, mit roströthlichen Fühlern, Füßen und Flügeldecken und gelber Linie um den Thorax (ebend. Fig. 2); beide 13 Linien lang und bei Bouropozo im Reich von Oware gefunden. Vergl. Burmeister, Handbuch der Entomologie. 2. Band. 1. Abth. S. 246 fg. (*Streubel.*)

Petalolepis *Cass.* et *Less.*, s. Ozothamnus und Petalactis.

Petaloma *Sw.*, s. Muriria.

Petalopogon *Reiss*, s. Phylica.

PETALOSOMATA, franz. Petalosomes, ist eine von Duméril aufgestellte Knochenfischgruppe zu seiner Ordnung Holobranches thoraciques gehörig und durch einen langen, dünnen, plattenähnlichen Körper ausgezeichnet.

Dümeril zieht zu dieser Familie folgende Gattungen: Bostrichus, Taenioides, Lepidotus, Gymnetra und Cepola. Vergl. seine Zoologie analytique. p. 135.
(*Streubel.*)

Petalostemon *Michaux*, s. Dalea.

Petalotoma *Cand.*, s. Carallia.

Petamenes *Salisb.*, s. Gladiolus.

PETANGARAS, Eiland zur Capgruppe der australischen Carolinen gehörig, welches nur etwa 30 die Capsprache redende Einwohner zählt. Vergl. den Art. Ngoli.
(*G. M. S. Fischer.*)

PETAPA. 1) Villa in der zu den vereinigten Staaten von Mittelamerika gehörigen Provinz Sacatepeques. Sie liegt in dem nach ihr benannten, an Mammuthsknochen besonders reichen Thale, ist gut gebaut, hat eine Kirche und ein Oratorium, einen großen freien Platz in ihrer Mitte, und zählt über 1200 indianische Einwohner, welche Mais bauen und jährlich zwei stark besuchte Jahrmärkte unterhalten. 2) Dorf am See Amatitlan, gewöhnlich S. Michael de Petapa genannt. Dieses wurde im J. 1761 durch eine Überschwemmung verwüstet, weshalb ein Theil seiner Einwohner es gänzlich verließ und sich nach Petala wandte, während ein anderer zurückblieb und den Fischfang im Amatitlansee fortsetzte. 3) Villa im südamerikanischen Guatimala, deren Bewohner sehr stark besuchte Jahrmärkte unterhalten. (*G. M. S. Fischer.*)

PETARDE. Dieselbe wurde im 16. Jahrh. erfunden; man bediente sich ihrer, um Thore, Palisaden, schwache Mauern und Ketten zu sprengen.

Die Petarde, wie sie gegen Thore, Palisaden und Mauern gebraucht wird, ist ein aus Bronze (Stückgut) gefertigtes hohles Gefäß mit starken Wänden, äußerlich in der Form eines abgekürzten Kegels. Sein hohler Raum, „Kammer" genannt, hat zwar ebenfalls diese Form, ist aber in der Spitze des Kegels, welche den Boden des Gefäßes bildet, abgerundet. Bei einer Höhe von zehn Zoll, welche die Kammer mißt, beträgt ihr größter Durchmesser ebenso viel, der kleinere aber nur halb soviel. Im Boden und zwar in der Verlängerung der Are der gedachten Kegelformen, befindet sich das Loch, welches durch die ganze Metallstärke geht und zur Aufnahme des Zünders (der Brandröhre) bestimmt ist. An der Seitenfläche der Petarde sind vier Handhaben (Henkel), mittels deren und starker eiserner Haken sie an das „Matrillbret" befestigt wird; so nennt man nämlich das starke eichene, mit Eisen beschlagene Bret, welches dazu dient, die Petarde an den zu sprengenden Gegenstand aufzuhängen, oder, wenn sich letzteres nicht thun läßt, sie gegen denselben zu stützen. Zu diesem Behufe sind also auch Ringe, Haken, Schrauben und Stützbäume erfoderlich.

Soll die Petarde geladen werden, so wird das Zündloch zuvörderst mit einem Pfropfen verstopft. Die Ladung besteht aus feinem Pulver, welches lagenweise hineingebracht wird, um es in die Kammer möglichst fest zu pressen. Auf das Pulver kommt eine Filzplatte, oder ein Pappendeckel, oder ein hölzerner Spiegel (Scheibe), dann Werg oder leinene Tücher oder Zwillich, und eine Masse von Pech oder eine Mischung von Terpentin und Wachs, um das Eindringen der äußeren Luft zu verhindern. Man legt auch wol noch eine eiserne Platte darauf, welche mit drei scharfen Spitzen versehen ist, die gegen das Matrillbret gekehrt sind, damit sie sich zum bessern Verschluß der Petarde, in das genannte Bret eindrücken lassen. Letzteres wird nun nämlich darauf gelegt und möglichst fest mit der Petarde mittels der bereits erwähnten Handhaben rc. verbunden. Endlich nimmt man den Pfropfen aus dem Zündloche, und setzt den Zünder in dasselbe. Dieser Zünder muß mit langsam brennendem Satz geschlagen (gefüllt) sein, damit der Mann, welcher bei Anwendung der Petarde, das Zündfeuer an sie bringen soll, Zeit gewinnt, sich aus dem von der Explosion dieser Maschine bedrohten Bereiche entfernen zu können.

Die größere Weite der Petarde ist gegen das Matrillbret und folglich auch gegen den zu sprengenden Gegenstand gekehrt, weil dadurch eine größere Wirksamkeit der Petarde gegen denselben erzielt werden soll. Auch das Matrillbret soll dazu beitragen, und es ist daher bei Petarden, welche man gegen Palisaden gebrauchen will, viel länger als breit, um mehr Palisaden umwerfen zu können.

Das Gewicht einer Petarde mit ihrem Matrillbret beträgt 80—90 Pfund, und darf nicht wohl mehr betragen, weil sonst ihre Handhabung zu beschwerlich werden würde.

Die Petarde, deren man sich zur Sprengung der Ketten bediente, unterscheidet sich in Ansehung der Form und Einrichtung von der erst beschriebenen Art. Sie ist mehr cylindrisch, hat an der Seitenfläche zwei hervorstehende Lappen, an welche, mittels Schraubenbolzen, Haken befestigt sind, die an die zu sprengende Kette gehängt werden können. Statt des Matrillbretes hat diese Petarde einen eisernen Spund, welcher sie verschließt und in einer Spitze endigt, die in ein Glied der zu sprengenden Kette gesteckt werden kann, wodurch das Zerreißen derselben befördert werden soll.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Wirkung der Petarden bedeutend, und wol immer vom Erfolge begleitet ist, wo sie gehörig angebracht werden können. Allein, da eben das Letztere seine besondere Schwierigkeiten hat, die durch die größere Wachsamkeit und besseren Vorkehrungen des Feindes zum wirklichen Hindernisse werden, so mag hierin wol der Grund zu suchen sein, warum man später selten von ihnen Gebrauch gemacht hat.

Dagegen hat man in neuerer Zeit Versuche angestellt, in wiefern Bomben statt der Petarden angewandt werden könnten, und gefunden, daß 50 pfündige Bomben, in vierckigen Kasten in Lehm gestampft, eine bessere Wirkung hervorbrachten, als die Petarden. Aber der Kasten war schwer zu transportiren. Andere Versuche, wobei man, statt der Petarden, Pulversäcke anwandte, waren weniger befriedigend, da z. B. ein solcher Sack 80 Pfund Pulver haben mußte, um ebenso viel zu wirken, wie die Petarde, welche nur mit 11 Pfund geladen war. (*Tzahn.*)

PETASIA, eine von Audinet-Serville in seiner Revue méthodique des Insectes de l'ordre des Orthoptères (Annales des sc. natur. Vol. XXII. p. 88)

aufgestellte Orthopterngattung, welche jedoch von Prof. Burmeister aus den von ihm (in seiner Abhandlung in Germar's Magazin der Entomologie Jahrg. 1839. S. 43. 45. 46) angegebenen Gründen mit der Gattung Poecilocera vereinigt wird. Die zu Petasia gehörigen Arten haben in beiden Geschlechtern fast verkümmerte Flügel und ihre Flügeldecken sind kürzer als der Leib. Der Vorderrücken ist wie bei Phymateus *Thunb.* warzig und mit großen Beulen über dem Nacken versehen. Die Fühlhörner sind kürzer als die Hinterschenkel, sehr dick, deutlich perlschnurförmig und bestehen aus dreizehn Gliedern, von denen das letzte so lang ist, wie die fünf vorhergehenden. Diese Untergattung ist übrigens schon früher von Thunberg aufgestellt und Dictyophorus genannt worden. Die hierher gehörigen Arten sind: Dict. spumans *Thunb.* = Petasia cruenta *Serv.* P. olivacea *Serv.* und Dict. papillosus *Thunb.*, alle drei vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Vergl. Burmeister, Handbuch der Entomologie 2. Band. 2. Abtheilung S. 621 fg. und den Artikel Poecilocera. (*Streubel.*)

Petasites *Tournef.*, s. Tussilago.

PETASOS (*πέτασος*), Schirmhut mit breiter Krämpe, dessen man sich auf Reisen und im Theater zum Schutze gegen Regen und Sonnenstrahlen bediente; ganz besonders trugen ihn die Epheben Athens und vielleicht nicht blos während der Zeit, in welcher sie sich in den Palästren übten; auch der Gott Hermes wurde ebenfalls mit Petasos häufig dargestellt, vielleicht mit Rücksicht auf das Vorsteheramt, das dieser Gott in allen Gymnasial-Angelegenheiten ausübte. Man nannte davon auch Pflanzen mit schirmförmigen Blättern *πετασώδης*, und die Blätter selbst *πέτασοι*. (*H.*)

PETATLAN, Stadt in der mexikanischen Provinz Culiacan, liegt unter 25° 30′ nördl. Br. und 104° 34′ westl. L. und 120 Miles nordwestl. von Culiacan entfernt, am Petatlan, welcher sich unter 25° 30′ nördl. Br. in das stille Meer ergießt und besitzt den Fischerhafen Jequepa; 2) mexikanische Stadt der Provinz Mechoacan, ist, unter 18° nördl. Br. und 102° 6′ westl. L. liegend, 12 Meilen südöstl. von Zacatula entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PETAU, auch PETTAU (wendisch Ptui oder Ptuja, d. i. fremd), eine landesfürstliche Kammerstadt im Herzogthume Steiermark, im Kreise Marburg, früher dem Erzstifte Salzburg gehörig, liegt am linken Ufer der Drau auf der Straße von Marburg nach Warasdin. Sie ist eine der ältesten Städte der österreichischen Monarchie, unbezweifelt noch aus der Römerzeit, hat freundlich gebaute Häuser, aber enge Straßen, und 1800 Einwohner, deren wichtigste Erwerbszweige Weinbau und andere ländliche Beschäftigungen und Handel mit Ungarn und Kroatien sind. Eins der ansehnlichsten Gebäude ist das Invalidenhaus; außerdem sind noch eine Pfarrkirche und zwei Klöster zu bemerken, das eine ein Minoriten-, das andere ein Capucinerkloster; dagegen ist das früher dort bestandene Dominikanerkloster von Kaiser Joseph aufgehoben worden. Ganz in der Nähe der Stadt steht das alte geräumige fürstlich Dietrichstein'sche Bergschloß Oberpettau, bei dem viele römische Alterthümer gefunden worden sind. Gewöhnlich nimmt man Petau auch für den Ort an, bei dem im J. 1042 der steirische Markgraf Ottokar III. die Ungarn schlug. Doch ist es nicht ganz ausgemacht, ob die Schlacht nicht vielmehr bei Pütten in Österreich vorgefallen. Die an dieser Stadt zu beiden Seiten der Drau sich ausdehnende fruchtbare Fläche nennt man das pettauer Feld, und unterscheidet das obere und das untere. (*A. Keber.*)

PETAU (die Herren von), die Stadt Petau soll bereits zu den Zeiten des Erzbischofs Theodmar (gest. 901), der salzburg'schen Kirche verliehen worden sein; gegen Ausgang des 10. Jahrh. wurden zwei Antheile der Stadt dem Erzbischofe Friedrich bestätigt. Ein anderer Antheil könnte schon damals von einem salzburg'schen Ministerialengeschlechte besessen worden sein, das an die Ufer der Drave verpflanzt wurde, um das ferne Kirchengut zu hüten. Daß diese Ministerialen von Petau mit denen von Stubenberg gemeinsamen Ursprung hätten, wie Lagius angenommen, müssen wir, dem Wappen nach, verneinen. Friedrich I. von Petau unterzeichnet, als einer der salzburg'schen Ministerialen, die Urkunde, die von dem heil. Eberhard, dem Erzbischofe von Salzburg, 1160 für das Kloster Admont ausgestellt wurde. Dem nämlichen Erzbischofe schreibt K. Geysa von Ungarn (gest. 1161) unter Voraussendung vieler Freundschaftsversicherungen: „si amicitiam nostram nolueritis tepescere, Fridericum de Pettove, et quemlibet alium terram nostram perturbantem, graviter corripere non differatis." Von diesem Friedrich von Petau muß ich gegen die Ansicht von Jul. Aquil. Cäsar denjenigen unterscheiden, welcher etwa 1190 den Ungarn das Gebiet von Groß-Sonntag entriß, und den teutschen Rittern, als den zuverlässigsten Granitzern, übergab, welcher auch 1192 den König von England, den löwenherzigen Richard, auf seiner Eilfahrt durch Karentanien verfolgte, wozu er durch Boten, die Graf Meinhard von Görz [1]) abgesandt hatte, aufgefodert worden war. In Friesach wurde der König ereilt, aber ein normännischer Ritter in Petau's Diensten, der die Pflichten gegen den angebornen Herrn allen andern vorsetzte, benachrichtigte Richard von der über seinem Haupte schwebenden Gefahr, und verhehlte sogar für kurze Zeit, daß er den Gesuchten aufgefunden habe. Von einem einzigen Ritter begleitet und von einem Knaben, welcher des Teutschen mächtig war, geführt, entkam Richard am 12. Dec. 1192 der Löwenhöhle in Friesach; sechs seiner Begleiter blieben als Petau's Gefangene zurück. Auch mit der Abtei Admont kam Friedrich in Zwist, welchen jedoch Erzbischof Adalbert II. von Salzburg schlichtete, laut Urkunde vom 28. Febr. 1197. Mit seinem Sohne Friedrich unterzeichnete Friedrich noch eine Urkunde, wodurch Erzbischof Eberhard II. von Salzburg der Kirche von Seckau ein jährliches Quantum Salz verschrieb 1219; dann ist von ihm weiter nicht die Rede, wol aber wird

---

1) Daß Friedrich von Petau Bruder des Grafen von Görz gewesen sei, versichern die englischen Chroniken und Geschichtschreiber. Das ist zu viel Ehre einem salzburg'schen Ministerial angethan.

seiner als eines Verstorbenen gedacht 1222. Seine Gemahlin Mechtildis wird als Wohlthäterin des Dominikanerklosters zu Petau gerühmt, welches auf einem von ihr verschenkten Grunde erbaut wurde. Auch einem Bernhard von Petau verdankt jenes Kloster viel. Der Sohn des andern Friedrich, Friedrich III., bestätigte 1222 die Schenkung, die sein Vater dem teutschen Orden mit dem Gute Groß-Sonntag, sammt dem halben Zehnten gemacht hatte [2]). Am 8. Juli 1235 überließ er auch dem Orden das Patronatrecht der Kirche in Groß-Sonntag. Unter andern Zeugen wird darin auch Hermanus miles de Petovia genannt, von dessen Burg oder Burghause, „in castro domini Hermanni," die Urkunde datirt ist. Als Friedrich sich mit seinem Bruder Hartneid zu Weihnachten 1240 an dem Hoflager Herzog Friedrich's des Streitbaren zu Wien befand, unterzeichnete er eine, von dem Herzog für das Teutschordenshaus zu Grätz ausgestellte Urkunde, am 28. Oct. 1247 vergab er selbst an den Orden die Villa Hermannsdorf, auf Ansuchen Hermann's von Petau, „de castro minori, fidelis noster," des bisherigen Inhabers, der zu solchem Zwecke das Gut in die Hände des Lehensherren zurückgegeben hatte. Jul. Aquil. Cäsar meint, dieser Hermann, „fidelis noster," könne dem Geschlechte Friedrich's, der dynastischen Familie, nicht angehören, übersieht aber, daß Friedrich selbst von dem Erzbischofe von Salzburg, indem dieser am 6. Jan. 1249 die Schenkung von Hermannsdorf dem teutschen Orden bestätigte, „nostrae ministerialis ecclesiae," genannt wird. Der Ausdruck der Urkunde von 1240, „nobilibus viris," den Cäsar auf die Gebrüder Friedrich und Hartneid von Petau ausdehnen will, muß lediglich den Grafen Konrad von Hardeck und Ulrich von Pecka gelten. Friedrich's III. Todesjahr ist unbekannt, sein Bruder Hartneid scheint ihn überlebt zu haben, wenigstens geschieht eines Hartneid von Petau in den Kriegen mit den Ungarn verschiedentlich Erwähnung. Ein Sohn Friedrich's III. soll jener Friedrich (IV.) sein, welcher in einer Urkunde vom 13. Febr. 1255 „Fridericus junior de Petove, regio mandato marschalus Styriae," genannt wird. Es war K. Bela IV. von Ungarn, in dessen Namen Friedrich IV. von Petau das Marschallamt der Steiermark übte; er scheint aber den Ungarn nicht besonders hold gewesen zu sein; denn Siegfried von Mährenberg rief, als er in seiner Stammburg 1258 von den Ungarn belagert wurde, den Marschalk zu Hilfe. In Eile und im Geheim versammelte der Letztere seine Mannen, und fiel so unerwartet auf die Belagerer, daß sie, die großentheils in Schlaf versunken waren, nicht an Widerstand, sondern nur an Flucht denken konnten. Ihr Anführer, der Landeshauptmann in der Steiermark, Stephan von Agram, gerieth selbst in Gefangenschaft, entkam jedoch seinen Wächtern, und hatte Marburg erreicht, als ein Gerücht die Annäherung der Verfolger, den Petauer an der Spitze, verkündigte. Gewaffnet stürzte sich Stephan sammt seinem Pferde in die Drave und gelangte schwimmend zum andern Ufer. Den ihm angethanen Schimpf klagte er dann dem König und dem Königssohne, dem Herzoge Stephan, welchem von dem Vater die Steiermark angewiesen war, der sich auch sofort anschickte, den Ungehorsam und Trotz seiner Unterthanen zu bestrafen. Mit einem mächtigen Heere legte er sich vor den Herd des Aufruhrs, vor Petau; wie standhaft auch Heinrich oder Hartneid von Petau diesen Stammsitz vertheidigte, alle seine Kunst erlag an der Ausdauer und Geduld der Ungarn. Der nahe Fall von Petau war nicht länger zu bezweifeln, als ein günstiger Zufall den Erzbischof Ulrich von Salzburg zur Stelle führte. Da er grade von einer Römerfahrt heimkehrte, besuchte er, als Eigenthum seiner Kirche, die bedrängte Stadt, und erkannte es als seine Pflicht, sich für sie bei dem erzürnten Könige zu verwenden. Sein Flehen, unterstützt durch ein Empfehlungsschreiben des heil. Vaters, worin der König von Ungarn gebeten wurde, Erzbischof Ulrichen und seiner Kirche Schutz und Gunst angedeihen zu lassen, fand Eingang, und Bela verzieh den Empörern, willigte sogar ein, den ihnen verhaßten Landeshauptmann abzurufen, aber Petau, die Stadt, mußte seinem Sohne, dem Herzoge, gegen eine Summe von 1500 Pfund Silber überliefert werden, die dieser an die salzburg'sche Kirche entrichten sollte. Als besondere Gunst wurde noch festgesetzt, es solle der Erzbischof innerhalb einer bestimmten Frist, gegen Erlegung derselben Summe, das veräußerte Gebiet wiederum einlösen dürfen. Hierauf nahm der Herzog Stephan, mit seiner cumanischen Gemahlin, selbst in Petau seinen Sitz, um von dort aus das Land bewachen zu können. Die Gemüther der Einwohner sich zu erwerben, scheint der Herzog nicht verstanden zu haben; ein Aufruhr folgte dem andern, die Schlacht bei Kressenbrunn (20. Juli 1260) machte der Herrschaft der Ungarn ein Ende. In dem Friedensvertrage mußte Bela nicht nur auf Steiermark, sondern auch auf den Besitz von Petau verzichten. Friedrich IV., in alle seine Rechte wieder eingesetzt, erscheint seitdem häufig an der Spitze der Ritterschaft des Landes. Eine Urkunde K. Ottokar's (1262) nennt ihn gradezu „primus inter Styros." Im J. 1267 war Friedrich einer der Begleiter des neuen Herrschers bei der Heerfahrt gegen die Heiden in Preußen. Auf der Heimkehr zu Breslau, wo der König längere Zeit verweilte, hatte er einmal alle seine Ritter um sich versammelt; da wandte er sich zu Friedrich von Petau, und foderte ihn auf, wenn er anders kürzlich ihm die Wahrheit zugeflüstert habe, dieselben Worte hier, vor Aller Angesicht, zu wiederholen. Indem er dieser Auffoderung Folge leistete, erklärte Friedrich, von den Anwesenden wäre die Zumuthung gemacht worden, vom Könige abzufallen und die Steiermark einem andern Fürsten zuzuwenden; zugleich nannte er die vornehmsten unter den Verschwörern, einen Bernhard von Pfanberg, Hartneid von Wildon, Wülfing von Stubenberg, Ulrich von Liechtenstein. Diese betheuerten in aller Weise, vor Gott und Menschen, ihre Unschuld, und verlangten, Petau solle angeben, wer ihm als künftigen Beherrscher der Steier-

2) Cum praedictam terram memorandus pater noster de manibus Ungarorum eripiens, licet vacuam adhuc et inhabitatam primo suae subjugavit potestati.

mark vorgeschlagen worden, wo und wann sich das ereignet habe und wie er in diese Umtriebe verwickelt worden sei. Der Pfanberger schalt ihn einen Lügner und Verleumder, der von Wildon vermaß sich, mit Lanze und Schwert seine Unschuld darzuthun; viel wurde noch geplaudert und gestritten, bis K. Ottokar den Befehl gab, die Angeklagten und den Ankläger zugleich zur Haft zu bringen. Bernhard von Pfanberg kam nach Burgschleinitz in Österreich zu sitzen; sein Bruder Heinrich wurde in Breslau festgehalten. Dem von Wildon wurde der Klingenberg in Böhmen, dem Stubenberger und Liechtensteiner die Burg Frain an der Taya, Friedrichen von Petau die Burg Eichhorn, nördlich von Brünn zum Gefängnisse angewiesen. Die letzte Bestimmung war um so bedenklicher, als nur eben erst 1265 Otto von Meissau an demselben Orte sein Leben als ein Gefangener hatte beschließen müssen. Auch in Gütern ist Friedrich ebenso hart, als irgend einer derer, gegen welche er klagbar aufgetreten war, bestraft worden. Nicht nur Schwamberg, die herrliche Burg, nahm ihm K. Ottokar, sondern auch Wurmberg, dessen Mauern gebrochen, dessen Gräben ausgefüllt wurden. Auffallen darf es hiernach nicht, daß Friedrich 1275 einer der Abgeordneten gewesen ist, die dem Kaiser Rudolf auf dem Reichstage zu Augsburg die Klagen der Provinz über die böhmische Herrschaft vorzutragen hatten. Im J. 1277 vergabte er an das Kloster Seiz die zwei Drittel an dem Zolle zu Petau, die sein Eigenthum waren; dazu noch das Drittel, das bis dahin sein Bruder besessen hatte. Zu der Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278), hat er dem Kaiser eine Schar von 1000 Steiermärkern zugeführt, und als Belohnung dafür, so heißt es, das Marschallamt der Steiermark erhalten. Ein Bruder von ihm soll Hartneid II. von Petau gewesen sein. Um dieses Mannes Gewaltthätigkeiten zu steuern, begab sich der Erzbischof Rudolf von Salzburg 1286 nach Steiermark. Den Unwillen des Erzbischofs hatte Hartneid zuerst dadurch herausgefodert, daß er ihm in der baierischen Fehde (1285) die erste Vasallenpflicht, seinen Dienst, verweigerte. In Leibnitz, wo der Erzbischof von den Beschwerden der Reise sich erholte, vernahm er die Klagen seiner vielfältig von dem Ritter beschädigten Unterthanen in Petau, mit gesteigertem Ingrimme zog er die Drave hinab. Zur Stelle gelangt, foderte er von Hartneiden nicht nur hergebrachter Weise die Öffnung der Burg, sondern auch, daß er in die Stadt herabkomme; der Ritter verweigerte es. Hierüber erbittert, war der Erzbischof alles Ernstes schlüssig, den Ungehorsamen seines Lehens zu entsetzen. Da Hartneid gewahrte, daß seine Macht nicht hinreichen würde, um dies zu hintertreiben, gab er den Rathschlägen seiner Freunde, den Bitten seiner Verwandten Gehör, und trat in der demüthigsten Gestalt vor den Erzbischof, und bat ihn, sich mit der Öffnung des Schlosses begnügen zu lassen. Ohne über seine weitere Absichten sich zu äußern, nahm einstweilen der Erzbischof dieses Anerbieten an, und überlieferte seinen Hauptleuten, einem von Hoheneck, der aus demselben schwäbischen Geschlechte, welchem der Erzbischof selbst angehörte, entsprossen war, und einem von Guttingen, die Burg. Hierauf verordnete der Erzbischof, daß eine genaue Untersuchung aller Schäden, die seine Kammer und Unterthanen von Hartneiden erlitten hätten, vorgenommen würde; namentlich mußte jeder Bürger eine Nachweisung der Foderungen, die er etwa an denselben zu machen berechtigt war, einreichen. Hierauf wurde Hartneid angewiesen, sich nach Leibnitz zu begeben, um daselbst wegen dieser verschiedenen Ansprüche zu Recht zu stehen. Er nahm keinen Anstand, auch dieser Zumuthung zu gehorchen, und es begannen vor dem Manngerichte die Verhandlungen, zunächst über gewisse Zehnten, die vor einigen und dreißig Jahren Erzbischof Ulrich an die von Petau, wie Rudolf behauptete, gegen alle Form Rechtens vergeben hatte, der auch, da es sich um Kirchengut handele, die Verjährung nicht gelten lassen wollte. Dagegen erhoben Hartneid's Beistände so viele Einwendungen, daß in dem Verlaufe von zwei Jahren, während deren die schwäbische Besatzung auf Oberpetau die gesammten Vorräthe des Burgherrn an Wein und Früchten rein aufzehrte, auch alles Hausgeräthe verschleiste, die Sache nicht viel weiter vorgerückt war, als bei der Eröffnung der Verhandlungen. Das schien den Landherren doch allzu bedenklich in seinen Folgen; sie verwandten sich daher für den bedrängten Bruder, und erlangten von dem Erzbischof, daß aller Anspruch und jede Foderung ihrem schiedsrichterlichen Erkenntnisse unterworfen würde. Nach ihrem Ausspruche gab Hartneid die Zehnten, der Erzbischof die Burg auf; überdies mußte der Erstere eine schriftliche Bürgschaft ausstellen, daß er sich in Zukunft aller Verletzung an salzburg'schem Eigenthum enthalten wolle. In einer Urkunde vom 10. Mai 1311 wird Hartneid von Otto von Liechtenstein sein Schwiegersohn genannt. Er scheint auch derjenige zu sein, welcher im J. 1324 das Erbmarschallamt der Steiermark, definitiv erworben hat, nachdem dasselbe denen von Wildon entzogen worden war. Sein und Kunegunden von Liechtenstein Sohn, Herdegen von Petau, unterzeichnete in Gesellschaft Konraden von Liechtenstein, „ambo studentes," eine Urkunde, die am 4. Mai 1309 Otto von Liechtenstein ausgestellt hat; er wurde wegen einer langwierigen Fehde mit Ulrich von Schärfenberg (1341) gesühnt, erkaufte überdies in demselben Jahre die Schlösser Igg und Weineck in Krain und wird 1351 ausdrücklich als Marschalk der Steiermark, anderwärts als Landeshauptmann in Krain, bezeichnet. Wie nahe mit ihm jener Friedrich von Petau Marschalcus verwandt war, welcher zugleich mit Hartneid von Petau eine Urkunde des Herzogs Rudolf IV. für das Teutschhaus zu Grätz, 1300, unterzeichnete, wissen wir nicht zu ermitteln. „Fridericus de Petovia summus mareschallus" hat auch am 31. Dec. 1362 das Bündniß der Herzoge von Österreich mit dem Könige von Polen unterzeichnet, ebenso 1363 das Kloster S. Paul in Kärnthen mit einigen von Ehrenhausen abhängenden Gütern beschenkt. Nach ihm erscheint als Erbmarschall, sein Bruder vermuthlich, Hartneid der Junge von Petau, 1367. Zu Anfange des 15. Jahrh. aber ein Bernhard (ein Name, der überhaupt in dem Hause nicht ungewöhnlich war), dem

seine erste Gemahlin Margaretha, von Wurmberg die Erbtochter, drei Kinder geboren hat, Friedrich, Anna und Agnes. Friedrich (VI.) von Petau, Landeshauptmann in Steiermark 1432, hat den ererbten Reichthum durch die Erwerbung von Gleichenberg, Weinburg, Marburg, Frauenheim vergrößert, ist jedoch unvermählt, oder wenigstens kinderlos, der letzte Mann seines Geschlechtes, nach dem J. 1434 gestorben, und zu Petau, im Minoritenkloster, beerdigt worden. Von seinen Schwestern war Anna an den Grafen Johann I. von Schaumberg, Agnes seit 1441 an Leuthold von Stubenberg verheirathet. Von Anfang an muß Anna als die künftige Erbin ihres Bruders betrachtet worden sein, denn es scheint bereits bei dessen Lebzeiten der Graf von Schaumberg bedeutende Stücke der petau'schen Güter überkommen zu haben. Im J. 1443 geriethen beide Schwestern in Streit über die Herrschaft Ankenstein, die sie zeither gemeinschaftlich besessen haben; der Streit wurde dahin entschieden, daß die Frau von Stubenberg gegen Empfang von 3000 Pf. Heller aller Foderungen an das väterliche Erbe zu entsagen habe. Daß ihr statt dieser Summe die Herrschaft Wurmberg angewiesen worden sei, können wir nur vermuthen. Alles übrige petau'sche Gut, die schönsten Herrschaften der Steiermark, wie Fridau, Weitersfeld, Feistritz, Ehrenhausen, Weinburg, Gleichenberg und Windisch-Feistritz, Hollenburg, in Kärnthen, Weineck in Krain, auch das Erbmarschallamt der Steiermark mit den damit verknüpften Gütern, d. i. die Herrschaft Frauenheim im Viertel Cillei und das Amt Klein-Sölk, hat Anna, in Folge von ihres Bruders Testament, von 1428, ihren Kindern, den Grafen von Schaumberg, hinterlassen. Sie starb 1445 und ist in der Capelle Pupping, bei Schaumberg, die späterhin einem Franziskanerkloster als Kirche diente, beigesetzt. Die von Petau führten im rothen Felde einen gestürzten silbernen Anker mit einem goldenen Zwergbalken, Ring und durchgezogenen Bande. Von ihren vielen Lehenleuten wissen wir nur die Welzer zu nennen. (*v. Stramberg.*)

PETAURISTA (Seiltänzer), ein von Geoffroy Saint-Hilaire gebrauchter Name, um damit die Flugbeutler zu bezeichnen. Desmarets hat diesen Namen für eine Unterabtheilung dieser Beutelthiergattung behalten. Vergl. die Artikel Petaurus und Phalangista. (*Streubel.*)

PETAURISTES (πεταυριστής, Seiltänzer), hat Latreille (*Cuvier*, Règne animal. 2. édit. Tome V. p. 136) eine zu der Familie der Eupoden gehörige Käfergattung genannt, welche sich durch ausgerandete Augen und sehr verdickte Hinterschenkel auszeichnet. Die Fühlhörner bestehen gewöhnlich aus kürzeren Gliedern und die Lappen des vorletzten Fußgliedes sind nur wenig verlängert, sodaß sie nur die Wurzel des folgenden Gliedes verstecken. Die Arten leben in Südamerika, z. B. P. varius *Latr.* = Lema varia *Fabr.*, P. posticatus *Latr.* = Lema posticata *Fabr.* (Systema Eleutheratorum I. p. 478.) (*Streubel.*)

PETAURUS, Flugbeutler, eine von Shaw (General Zoology I, 2. p. 495) aufgestellte Säugethiergattung, welche zu der Abtheilung der Marsupialia Frugivora gehört und sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet: sechs Vorderzähne in der oberen und zwei in der unteren Kinnlade; die beiden mittleren der oberen Reihe sind größer und gegen einander geneigt, die zwei äußeren nur klein; die Vorderzähne im Unterkiefer sind lang, horizontal vorwärts und gegen einander geneigt, mit lanzettförmiger Spitze. Die Eckzähne sind klein, oben und unten jederseits einer, oben isolirt stehend, unten kaum sichtbar; zuweilen scheinen alle vier zu fehlen. Backenzähne finden sich in der oberen Kinnlade jederseits acht, in der untern sieben; die vier vorderen in jeder Hälfte des Oberkiefers und die drei vorderen auf jeder Seite des Unterkiefers sind kegelförmige, ungleiche Lückenzähne, von denen die hintersten mit dreilappiger, schneidender Kante versehen sind; die übrigen vier Backenzähne jederseits oben und unten haben eine vierzackige Krone, die vier Zacken in zwei Reihen gestellt. Die Schnauze ist spitzig; die Augen seitlich, hervorragend; die mittelmäßig großen Ohrmuscheln behaart. Alle Füße sind fünfzehig; die Hinterfüße haben einen großen, nagellosen, weit abstehenden Daumen und die zweite und dritte Zehe sind bis zum letzten Gelenk durch Haut verbunden; die Nägel sind an allen Zehen Krallennägel. Die Leibeshaut bildet eine zwischen den Hinter- und Vorderbeinen ausgespannte Flughaut, wie bei den fliegenden Eichhörnchen (Pteromys), und der ziemlich lange Schwanz ist buschig behaart und schlaff. Die zwei bis vier Zitzen befinden sich wie immer bei Beutelthieren am Bauch und sind, zum wenigsten bei P. sciureus, von einem wahren Sacke umgeben. Die Arten dieser Gattung finden sich nur in Neuholland und auf einigen benachbarten Inseln, führen eine nächtliche Lebensweise, halten sich wie die verwandten Phalanger (s. Phalangista) auf Bäumen auf, hüpfen mit Hilfe ihrer Flughaut, der sie sich besonders als Fallschirm bedienen können, und ihres Schwanzes, der dabei als Schwungstange dient, von einem Baume zum andern und nähren sich größtentheils von Früchten und Insekten. Desmarets (im Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle, 2. édit. Paris 1816—22. t. XXV. p. 400 et suiv.) hat dieses Genus in zwei Unterabtheilungen gebracht, deren eine er Acrobates nennt; der andern läßt er den von Geoffroy gebrauchten Namen Petaurista.

1) Acrobates *Desm.* Der Schwanz ist zweizeilig. Die Eckzähne in der untern Kinnlade sind vorhanden, aber sehr klein; die oberen Eckzähne und die drei ersten Backenzähne oben wie unten sind sehr spitzig; die hinteren Backenzähne haben jeder vier deutliche Zacken. Die einzige bekannte Art dieser Untergattung ist:

P. pygmaeus *Less.* = Acrobates pygmaeus *Desm.* = Phalangista pygmaea *Geoffr.* der Zwergflugbeutler (Abbildungen: Shaw l. c. t. 114. Schreber, Die Säugethiere in Abbildungen, Taf. CXLIV. A), fast von der Größe einer Maus, drei Zoll zwei Linien lang, ohne den dritthalb Zoll langen Schwanz; oberhalb fast eintönig mausefarben, mit kaum merklichem rostfarbigem Anfluge; unterhalb rein weiß, Schwanz röthlichgrau. Das Fell ist sehr weich; die Flughaut sehr weit, endigt am Ellenbogen; der Beutel ist nur eine halbmondförmige

Falte und enthält vier Zitzen. In diesem Beutel hat man einst zwei schon große, aber noch ganz nackte Junge gefunden.

2) Petaurista *Geoffr.* Der Schwanz ist rundlich. Die Eckzähne in der oberen Kinnlade sind sehr klein und im Unterkiefer sollen sie ganz fehlen. Die vier hinteren Backenzähne jederseits oben und unten zeigen gleichfalls vier Spitzen, aber etwas halbmondförmig gekrümmt, wie bei den Wiederkäuern. Nach Vorn findet sich einer unten und zwei oben, weniger complicirt. Wegen dieses Zahnbaues sind die hierher gehörigen Arten mehr pflanzenfressend als die vorigen.

P. sciureus *Desm.* = Didelphys sciurea *Shaw.* (Zool. of New-Holl. Nr. 4. p. 29. pl. 11 and General Zoology. I, 2. p. 498. pl. 113) = Phalangista sciurea *Kuhl.* (Beiträge zur Zoologie ꝛc. S. 63.) Von der Größe der Wanderratte, beinahe neun Zoll lang, der Schwanz zehn Zoll lang. Der Unterleib ist weißlich, die Rückenseite roströthlich-aschgrau, rostroth begrenzt, mit einer braunen Linie, welche vom Nasenrücken an über den ganzen Rücken läuft und zuletzt rostfarbig wird; am Grunde der Ohrmuscheln ein schwarzer Fleck; der stark buschige Schwanz schwarzgrau, am Ende schwarz; die Säume der Seitenmembran braun. Diese Art findet sich besonders auf der, Neuholland benachbarten, Insel Norfolk unter dem 30° südl. Br., soll jedoch auch auf Neuholland selbst und einigen Inseln in der Nähe von Neu-Guinea vorkommen. Nach Phillips (Voyage of governor *A. Phillips* to Botany-bay p. 151) findet sich bei diesem Thiere ein sehr ausgebildeter großer Beutel. Der Pelz ist äußerst fein und schön. Vor längerer Zeit lebten einige Individuen dieser Art in England, waren bei Tage sehr schläfrig, des Nachts aber sehr hurtig. Eine gute Abbildung findet sich auch in Kaup, das Thierreich nach seinen Hauptformen. 1. Band. S. 242.

P. Peronii *Desm.* (Mammalogie p. 270. 470) über 8 Zoll lang, mit 9½ Zoll langem Schwanze, ist oberhalb graubraun, der Unterleib weiß, desgleichen der vordere Theil der Ohrmuscheln, die Oberseite der Flughaut braun und grau bunt, die Füße tief braun, stark behaart, der Schwanz schwarzbraun mit weißer Spitze. Die Flughaut ist kleiner als bei den andern Arten. Das Vaterland ist Neuholland.

P. macrurus *Desm.* = Didelphis macrura *Shaw.* (Zool. of New-Holl. Nr. 3. p. 33. pl. 12) Von der Größe einer Ratte, mit sehr langem, allmälig verdünntem Schwanze (1½ mal so lang als der Leib); obenher grau, unterhalb weiß, Schwanz schwarz. Findet sich ebenfalls in Neuholland. Nahe verwandt, wenn nicht dieselbe Art, ist P. flaviventer *Desm.* (Mammologie p. 269. 418.)

P. taguanoides *Desm.* = Didelphis petaurus *Shaw.* (Gen. Zool. pl. 112); Hepoona-Roo (*White* journal of a Voyage to New-South-Wales etc. p. 288). Gleicht dem Taguan und dem fliegenden Maki in der Größe; sein Balg ist weich und dicht; der Schwanz lang und platt. Obenher ist er schwarzbraun, unterhalb weiß; doch finden sich viele Farbenverschiedenheiten, besonders hinsichtlich der Abstufungen des Braun; manche sind sogar gescheckt, noch andere ganz weiß. Körperlänge 20—22 Zoll; der Schwanz 18—20 Zoll lang. Diese Art lebt in den Wäldern von Neu-Südwallis in der Gegend von Sidney.

Schließlich wäre zu bemerken, daß Friedrich Cuvier Petaurus die ganze große Gruppe nennt, für welche sein Bruder den Namen Phalangista anwendet. Vergl. Phalangista. (*Streubel.*)

Petavio s. Petovio.

PETAVIUS (Dionysius)[1]), eigentlich Denys Petau, wurde zu Orleans am 21. Aug. 1583 geboren. Sein Vater, Jerome Petau, ein Brudersohn des nachher zu erwähnenden Parlamentsrathes Paul Petau, war Kaufmann, ließ aber bei seiner Vorliebe für geistige Bildung und wissenschaftliche Studien sämmtlichen Kindern (er hatte sechs Söhne und zwei Töchter) eine sehr sorgfältige, besonders die Erlernung der alten Sprachen berücksichtigende Erziehung geben, als einzige Mitgift für das spätere Leben. In strenger Anhänglichkeit an die katholische Kirche, von der er einst abzufallen geneigt gewesen war, durch trübe Lebenserfahrungen und daran sich knüpfende Gelübde bestärkt, suchte er besonders seinen zweiten Sohn, Dionysius, zu einem Werkzeuge der Kirche und zu einem rüstigen Streiter gegen die immer mächtiger werdenden Protestanten auszubilden. Dazu schien derselbe sich besonders zu eignen, denn ausgezeichnete Fähigkeiten des Geistes waren mit dem lebendigsten Eifer und unermüdlicher Thätigkeit verbunden. Über die Erziehung der ersten Jahre wissen wir nichts; ernste wissenschaftliche Studien begann er auf der Universität seiner Vaterstadt und setzte sie später in Paris fort. Scholastische Philosophie mußte ihn nach der Sitte jener Zeit hauptsächlich beschäftigen und erst nach Beendigung des philosophischen Cursus und nach Erlangung der Magisterwürde, zu welchem Behufe er eine Disputation in griechischer Sprache vertheidigte, konnte er theologische Vorlesungen zu hören anfangen. In der Sorbonne lehrten damals Andreas du Val, noch in der Blüthe seiner Jahre und in voller Kraft, Nicolaus Ysambert und Philipp Gamache, alle drei als Stützen und leuchtende Sterne in ihrer Wissenschaft betrachtet und von ihren Zeitgenossen hochverehrt. Mit unablässigem Fleiße widmete sich der Jüngling der Theologie und fand seine einzige Erholung in dem Besuche der königlichen Bibliothek, deren handschriftliche Schätze ihn anzogen und fesselten. Dort machte er die Bekanntschaft Isaak Casaubon's, der sich des strebsamen jungen Mannes eifrig annahm und durch eigenes Beispiel und verständigen Rath vortheilhaft auf ihn einwirkte[2]). Ihm verdankte er die Hinweisung auf eine Bearbeitung des Synesius, dem seine erste literarische Thätigkeit gewidmet war.

Im J. 1603 war eine Stelle in der philosophischen

---

1) In jüngern Jahren hat er seinen Namen auch in Paetus latinisirt, wie dies theils Morel's Ausgabe des Dio Chrysostomus, theils seine eigene Schrift in Büchern zu Rheims zeigt. — 2) *Casaubonus*, Epistol. 1028. 1034. 1038. 1044. 1105.

Facultät zu Bourges erledigt, um die sich der 19jährige Petau auf Ysambert's Anrathen bewarb; und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Er erhielt dies Lehramt, das ihm die Verpflichtung zu einem eifrigen Studium der alten Philosophen und Mathematiker auferlegte und dadurch seine genaue Bekanntschaft mit den Platonischen und Aristotelischen Schriften begründete. Hier verfaßte er die lateinische Übersetzung von dem Dio des Synesius, welche in Friedrich Morel's Gesammtausgabe der Reden des Dio Chrysostomus (Paris 1604) zuerst gedruckt wurde; hier machte er auch die erste Bekanntschaft mit dem Orden der Jesuiten, deren Einrichtungen ihm außerordentlich zusagten und ihn zu einer Änderung seines frühern Entschlusses, in den geistlichen Stand zu treten, veranlaßten. Darin bekräftigte ihn, nachdem er das Amt zu Bourges aufgegeben hatte und 1605 nach Paris zurückgekehrt war, der gelehrte Jesuit Fronton le Duc, sodaß er alle anderweitigen Verbindungen abbrach und am 15. Juni 1605 im 22. Lebensjahre sein Noviciat bei den Jesuiten zu Nancy begann. Die beiden Probejahre wurden überstanden, die zwei folgenden auf theologische Studien in dem Collegium zu Pont a Mousson verwendet und dann ihm das Lehramt der Rhetorik in Rheims übertragen, das er zwei Jahre lang verwaltete, bis 1613. Im August des Jahres 1612 hatte er dort die seit dem ersten pariser Aufenthalt sorgfältig fortgesetzte Beschäftigung mit den Werken des Synesius abgeschlossen und durch die mehrjährige Verzögerung des Druckes Gelegenheit erhalten theils durch neue handschriftliche Hilfsmittel eine größere Correctheit des Textes herzustellen, theils die lateinische Übersetzung der nöthigen Überarbeitung und Feile zu unterwerfen. In den Jahren 1613—1615 war er gleichfalls als Lehrer der Rhetorik in dem Collegium zu La Fleche, wo er Veranlassung erhielt, König Ludwig XIII. und den ganzen Hofstaat bei einem Besuche der Anstalt im J. 1614 mit einem Gedichte zu begrüßen und mit Nicolaus Caussie eine Sammlung der bei jener Reise überreichten Verse zu veranstalten [3]). Hier erschienen auch die beiden Proben seiner Bearbeitung des Themistius (im J. 1613) und des Julian (1614), wie er sich auch sehr gründlich mit einer Bearbeitung des historischen Compendiums von Nicephorus, dem Patriarchen von Constantinopel, beschäftigte, welches er von Sirmond aus einer vaticanischen Handschrift bekommen hatte. Ein kurzer Aufenthalt in Paris im J. 1616 gestattete ihm nicht nur, den Druck sorgfältiger zu beaufsichtigen, als dies bei früheren Werken möglich gewesen war, sondern auch durch manches Anekdoton aus der pariser Bibliothek dem Buche größern Werth zu geben. Im J. 1617 besorgte er vertretungsweise die theologischen Vorlesungen, ward aber nach Ablauf des Jahres von den Obern seines Ordens wieder nach Paris berufen, um dort die Rhetorik zu lehren. Denn auch in Paris hatten die Jesuiten mit königlicher Genehmigung ein Collegium eröffnet und nach den Osterfeiertagen des Jahres 1618 den Unterricht begonnen. Fieberkrankheit, die den ohnehin nicht sehr kräftigen Mann längere Zeit an das Krankenlager fesselte, und dadurch hervorgerufene Brustschwäche verhinderte ihn die feierliche Eröffnungsrede zu halten; inzwischen konnte er seinen Unterricht beginnen und seine gelehrten Arbeiten fortsetzen, da die größere Ausgabe des Themistius diesem Jahre angehört. Am 4. Nov. 1618 legte er feierlich die vier Ordensgelübde ab. Die Classe der Rhetorik behielt er bis zum Jahre 1621, wo Rücksicht auf die Gesundheit und die gelehrten Arbeiten des frommen Vaters die Leiter der Anstalt bestimmte, die Classe in zwei Abtheilungen zu zerlegen und dem Petavius durch Anstellung eines Gehilfen Erleichterung zu verschaffen. Allein im October 1621 übernahm er die Professur der positiven Theologie, welche er 22¼ Jahre, bis an das Ende seines Lebens, mit ebenso viel Eifer als Geschick verwaltet hat. Die Ausgabe des Epiphanius, welche im Anfange des Jahres 1622 erschien, verwickelte ihn in die erste Streitigkeit mit Salmasius; bald folgte eine andere mit Mathurin Simon; indessen nahmen die dadurch veranlaßten Schriften seine Zeit nicht so sehr in Anspruch, daß er nicht sein großes chronologisches Werk hätte fördern und 1627 zu einem glücklichen Abschluß bringen können. Die angestrengte Arbeit daran machte eine längere Erholungsreise während der sechswöchentlichen Ferien nothwendig. Dieses Werk hatte seinen Ruhm so allgemein verbreitet, daß auch das Ausland auf ihn seine Aufmerksamkeit zu lenken begann und namentlich Spaniens König Philipp IV. ihn für das neu errichtete Jesuitencollegium zu Madrid als Lehrer der Geschichte zu gewinnen eifrigst bemüht war. Sirmond war an Jahren schon zu weit vorgerückt, als daß er den zunächst an ihn ergangenen Ruf hätte annehmen können, Petau zu schwächlich auf der Brust für anhaltendes Sprechen und durch andere Körperleiden verhindert, die Anstrengungen einer weiten Reise und eines heißen Klima's zu ertragen. So zerschlugen sich die Verhandlungen; Petau wurde seinem Vaterlande und den gelehrten Beschäftigungen erhalten. Als Früchte derselben erschienen im J. 1630 die vollständige Bearbeitung des Julian und eine Fortsetzung der doctrina temporum, welche letztere ihn in Streitigkeiten mit la Peyre verwickelte, 1631 die neue Ausgabe der Werke des Synesius, 1633 das Rationarium temporum, ein Auszug des größern Werkes, 1637 die griechische Paraphrase der Psalmen. Papst Urban VIII., dem das letztere Werk gewidmet war, wünschte dem gelehrten Manne auch thätige Merkmale seiner Hochachtung und Zuneigung zu geben und beabsichtigte darum ihn nach Rom zu ziehen. Petau hatte die erste Einladung mit dem verbindlichsten Danke abgelehnt; eine neue Auffoderung durch den Ordensgeneral ließ die Absicht des Papstes, ihn zur Cardinalswürde zu erheben, vermuthen. Die Ehre war aber zu glänzend für den einfachen Mann und der Gedanke daran erfüllte ihn so mit Angst, daß nahestehende Freunde für seine Gesundheit fürchten mußten. Nur Ludwig's XIII. bestimmt ausgesprochener Wille, einen so verdienten Gelehrten nicht aus seinem Lande lassen zu wollen, beruhigte den Besorgten wieder und

3) Pompa regia Ludovici XIII., Franciae et Navarrae regis, a Flexiensibus musis in Henriceo S. J. gymnasio vario carmine decantata. (Flexiae 1614. 4.)

stellte seine Gesundheit her. Ein dritter Versuch des päpstlichen Nuntius scheiterte an der Erklärung der Leibärzte, daß eine Reise nach Italien den Tod Petau's herbeiführen würde. Die letztern Jahre seines Lebens widmete er vornehmlich theologischen Schriften, zu denen mehre seine Zeitgenossen sehr in Anspruch nehmende Controversen, wie über den Primat des Papstes, über den Genuß des Abendmahls und die Buße, Veranlassung gaben und deren Schlußstein das große Werk über die Dogmatik bildet. Im J. 1644 gab er die Professur der Theologie auf und beschränkte seine amtliche Thätigkeit auf die Verwaltung des Bibliothekariats, in welchem er 1623 Fronton du Duc's Nachfolger geworden war. Seine schriftstellerische Thätigkeit ruhte noch nicht, da gelehrte Streitigkeiten ihn noch immer beschäftigten. Im J. 1652 hatte seine Schwäche so sehr überhand genommen, daß ihm die Ärzte zu einer Veränderung des Aufenthalts riethen und ihm seine Vaterstadt Orleans dazu vorschlugen. Allein es war schon zu spät; er befand sich hier viel schlimmer als zu Paris und kehrte daher bald dorthin zurück. Er empfing noch die Sterbesacramente und starb in dem Jesuitencollegium am 11. Dec. 1652 [4]) um halb zwölf Uhr in der Nacht in einem Alter von 69 Jahren 3 Monaten und 20 Tagen.

Dieser gelehrte Jesuit galt in seinem Orden als Muster regelmäßiger und unsträflicher Führung, als Beispiel für die Jüngern, und erfreute sich eines großen Ansehens. Daß er je daran gedacht habe, aus demselben zu treten, wie von Mehren ist behauptet worden, scheint wenig wahrscheinlich und soll auf einem gar seltsamen Beweggrunde, der Eifersucht nämlich gegen Pater Sirmond, beruhen. In seinen Andachtsübungen war er gewissenhaft, er versäumte sie keinen Tag; körperliche Geißelungen vollzog er an sich mit solcher Kraft, daß sehr oft ärztliche Hilfe angewendet werden mußte zur Heilung der Wunden. Gelübde hat er oft geleistet und erfüllt. Gottes Stimme will er in seinen Leiden einige Male deutlich vernommen haben; die Anrufung der Heiligen war ihm Herzensbedürfniß. Aber das abgeschlossene Leben in dem Collegium, die angestrengten wissenschaftlichen Arbeiten und die Lehrthätigkeit haben auf die Bildung seines Charakters wesentlich eingewirkt. Abgeschlossen und mürrisch zeigte er sich auch in seinem Umgange und namentlich den protestantischen Ketzern konnte er keine Freundlichkeit erweisen, es hätte denn dieselbe eine Bekehrung derselben veranlassen und sie in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückführen können, wie er sich bei Grotius wirklich eingebildet zu haben scheint. Aus den Grundsätzen seines Ordens läßt sich theilweise auch die Heftigkeit seiner Polemik gegen Männer wie Scaliger und Salmasius, selbst gegen Casaubonus, erklären, die ihm keiner Schonung werth waren. Inzwischen hat dazu die Rücksichtslosigkeit seines gesammten Zeitalters und der Stolz und die Rechthaberei, die ihn charakterisiren, nicht wenig beigetragen. Seine Gelehrsamkeit war über viele Zweige des menschlichen Wissens ausgebreitet, durch methodischen Fortschritt gesichert, durch unermüdliches Arbeiten tief begründet und darum sein Ruhm nicht gering. Wenn selbst die Mitglieder der polnischen Gesandtschaft im J. 1645 das Jesuitercollegium besuchten und bei ihrem Eintritte volumus videre clarissimum Petavium riefen, so zeigt dies ebenso gut die Ausdehnung seines Rufes, als die Bemühungen Papst Urban's und des Königs von Spanien eine glänzende Anerkennung seines Werthes enthalten. Die sieben freien Künste waren ihm in ihren bedeutendsten Theilen wohl bekannt. Grammatik bewährte er in seiner Kenntniß der beiden alten Sprachen, deren Umfang sich aus den von ihm bearbeiteten Schriftstellern, aus seinen eigenen Productionen, endlich aus seiner mündlichen Rede erkennen ließ, von welcher letzteren sein Lobredner Valesius nicht blos Correctheit und ausgezeichnete Eleganz, sondern auch alle Erfodernisse der äußern Beredsamkeit rühmt (distincta pronunciatio; gratissimus vocis sonus). Poetik hat er als Erheiterung nach ernsten Beschäftigungen, als Trost in trüben Stunden und nach schweren Krankheiten fleißig geübt bis zu seinem Tode und durch seine griechischen Verse den Beifall eines so großen Meisters, wie Grotius war, errungen. Daß dabei sein katholischer Eifer, der den Protestanten den philologischen Ruhm nicht gönnte, mit im Spiele war, darf nicht geleugnet werden. Von seinen Verdiensten um Chronologie und Geschichte, sowie von seinen Leistungen in der Theologie wird bei den einzelnen Werken bequemere Gelegenheit zu urtheilen sich darbieten.

Verfolgen wir zunächst die philologische Wirksamkeit dieses Paters, so hat sich dieselbe zunächst und hauptsächlich auf dem Gebiete der griechischen Literatur gezeigt und auch hier sich auf die nachchristliche Zeit beschränkt. Mit Synesius begann er, Themistius, Julian, Nicephorus und Epiphanes folgten, Gedichte und Übersetzungen in dieser Sprache dürfen nicht übergangen werden. 1) Synesius. Nachdem schon 1604 der Ausgabe des Dio von Morel eine Übersetzung von Synesii Dio beigegeben war, die erste Arbeit des Jünglings, erschienen nach einer Verzögerung von mehren Jahren zu Paris in Folio: *Synesii* episcopi Cyrenes, opera quae extant omnia. Nunc primum Graece et Latine coniunctim edita, subsidio et liberalitate Reverendiss. Episcoporum et Cleri universi Franciae Regni. Interprete *D. P.* —, cuius opera eadem illa ex veterum, praesertim Bibliothecae Regiae Codicum fide recensita ac Notis illustrata prodeunt. Acht Handschriften standen ihm zu Gebote, die lateinische Übersetzung mehrer Schriften hat er neu gemacht, bei den Hymnen die des Portus überarbeitet. Die Anmerkungen sind frei von überladener Gelehrsamkeit und zeichnen sich durch Kürze und Deutlichkeit aus. Im J. 1631 veranstaltete Karl Morell ohne Wissen des Herausgebers eine neue Ausgabe, die zu verdrängen 1633 (denn so steht auf dem Titel, obschon das Ganze schon 1632 vollendet war) eine wirklich verbesserte und auch äußerlich gut ausgestattete zweite Ausgabe er-

4) Daß Einige den 12. December als Todestag ansetzen, ist nicht zu verwundern; wenn aber Bayle behauptet, er sei 13 Wochen nach seinem Gegner Salmasius gestorben, so ist dies ein starker Irrthum.

schien [5]). 2) Die Beschäftigung mit Synesius hatte unsern Pater zu den Sophisten geführt, und da Dio Chrysostomus an Morell bereits einen Herausgeber gefunden hatte, wandte er sich dem zu, der jenem am nächsten steht, dem Themistius. Im J. 1613 gab er zu la Fleche in Octav heraus [6]): *Themistii Euphradae* orationes XVI. Gr. et Lat. interprete *D. P.* cum eiusdem notis et coniecturis. accedit et XVII. quae lat. solum extat graece ab eodem reddita. Schon der Titel ergibt, daß die lateinische Übersetzung der 16 mitgetheilten Reden neu und daß die 17. de religionibus, deren Original verloren ist, von Petau ins Griechische zurückübersetzt ist mit genauer Nachahmung des Ausdrucks und der Schreibart des Themistius. Ein vermehrter Abdruck ist die pariser Quartausgabe von 1618, in welcher drei Reden neu hinzukamen. Die zahlreichen, aber doch kurzen und bündigen Anmerkungen sind natürlich auch in P. Harduin's große Ausgabe von 1684 übergegangen [7]), die hauptsächlich auf Petau's handschriftlichen Sammlungen beruht. Denn er hatte die 13 neuen Reden gefunden und von den damals vorhandenen 33 (eine 34. hat bekanntlich A. Mai erst 1816 entdeckt) 28 ins Lateinische übersetzt. 3) Mit innerm Widerstreben, das in seinem Zelotismus wohl begründet war, ging er zu einem zweiten Sophisten, dem Kaiser Julianus, dem freilich sein Abfall vom Christenthume selbst bei der bigotten Nachwelt noch sehr geschadet hat. Die erste Probe seiner Bearbeitung lieferte er Flexiae 1614, nicht 1613, in dem Buche: Juliani imperatoris orationes III. panegyricae ab eodem cum adhuc Christianus esset scriptae — eruit, lat. vertit, notis et emendationibus illustravit *D. P.*, worin das *ἐγκώμιον πρὸς τὸν αὐτοκράτορα Κωνστάντιον* und die Rede *περὶ τῶν αὐτοκράτορος πράξεων ἢ περὶ βασιλείας* mit neuer Übersetzung und Commentar, die dritte aber *εὐσεβίας τῆς βασιλίδος ἐγκώμιον* zum ersten Male aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek gedruckt erschien. Mit der Vollendung der Gesammtausgabe des Julian zögerte er absichtlich; nur so gewichtige Stimmen wie die des Cardinal Barberini und des Nuntius von Bagny besiegten seine Bedenklichkeiten, sodaß 1630 Juliani Imperatoris opera, quae quidem reperiri potuerunt omnia graece latineque cum notis zu Paris in Quart, jedoch ohne den Namen des Herausgebers zu nennen, mit früher noch nicht herausgegebenen Schriften erschienen. Was dieselbe enthält, ist ganz auch in Ezech. Spanheim's Ausgabe (Lips. 1696. Fol.) mit aufgenommen. 4) Es folgt in der chronologischen Reihe die *σύντομος ἱστορία ἀπὸ τῆς Μαυρικίου βασιλείας* (breviarium rerum post Mauricium gestarum) von dem constantinopolitanischen Patriarchen Nicephorus, welche Jacob Sirmond aus einer alten Handschrift in Rom abgeschrieben und an Petau überschickt hatte. Mit einem Fragment desselben Schriftstellers, das er in einer Handschrift des Theophanes gefunden hatte, gab er das Ganze zu Paris 1616 heraus. Daß dies Werkchen in die drei Sammlungen der byzantinischen Historiker mit aufgenommen ist, versteht sich von selbst; es steht im ersten Bande der pariser (1648), im vierten der venetianischen Ausgabe (1729) und ist in dem bonner Corpus von J. Bekker durchgesehen (1837). Die hinzugefügten Anmerkungen enthalten fast nur historische und chronologische Erörterungen von ziemlichem Umfange. 5) Von Epiphanius beabsichtigte er Anfangs nur die lateinische Übersetzung, welche Janus Cornarius geliefert hatte, zu verbessern und kurze Anmerkungen hinzuzufügen, aber Jacob Gretser und andere befreundete Jesuiten bewogen ihn zu einer Sammlung sämmtlicher Schriften im Original. Im Januar des Jahres 1622 erschienen zu Paris Sancti patris nostri Epiphanii Constantiae sive Salaminis in Cypro episcopi opera omnia in duos Tomos distributa. *D. P.* ex veteribus libris recensuit, latine vertit et animadversionibus illustravit. cum indicibus necessariis in zwei Folianten. Die Anmerkungen beschränken sich nicht auf einfache Erklärungen der Schwierigkeiten des Textes, sondern enthalten auch ausführlichere Excurse über Gegenstände der Chronologie (z. B. über das Geburtsjahr des Heilandes, über das Jahr seiner Leiden, über das jüdische Jahr), der Kirchengeschichte (wie von den Kirchenversammlungen zu Sirmich und Ancyra, über die Semi-Arianer) und der kirchlichen Alterthümer (z. B. über den Gebrauch der Buße in der ersten Kirche, über die Chorbischöfe und dergleichen mehr). Die Ausgabe erhielt, trotz vieler und nicht unbegründeter Angriffe, deren nachher zu gedenken ist, ein großes Ansehen und wird noch jetzt sehr geschätzt, weil die in Teutschland veranstaltete Wiederholung (1682) [8]) ein schlechter und incorrecter Druck ist. Über die Werke alter Mathematiker und Astronomen wird bei dem Uranologion gesprochen werden.

Seine Fertigkeit in griechischen Versen hat er vielfach bewährt; dahin gehören theils einzelne Gedichte, wie der Panegyricus in S. Genovefam, welchen er 1619 dem Bischof von Metz Heinrich von Bourbon widmete; Sancta Genovefa, Parisiorum patrona, latino graecoque carmine celebrata (Paris. 1638. 4.) mit einer Zuschrift in griechischen Versen an Papst Urban VIII.; theils die Übersetzung der Hymnen der katholischen Kirche Hymni quidam, qui in romana ecclesia canuntur, eodem genere versuum graece redditi et ad recentem correctionem redacti (Paris. 1637. 12.) und die Paraphrase der Psalmen, welche gleichfalls 1637 unter dem Titel Paraphrasis psalmorum omnium nec non canticorum, quae sparsim in Bibliis occurrunt, graecis

5) Im J. 1640 erschien sie mit Cyrill zusammen unter neuem Titel; die lateinische Übersetzung ist auch in die Biblioth. patrum Lugdunens. T. VI. p. 67—163 aufgenommen. 6) In Weigel's Apparatus wird diese Ausgabe zweimal, Nr. 4412 und 6561, angeführt, zuletzt mit der falschen Jahreszahl 1619. 7) Die Weglassung einiger Zeilen hat Harduin (ad *Plin.* T. I. p. 647) durch ein Versehen zu entschuldigen gesucht.

8) Dem Titel der frühern Ausgabe ist hinzugefügt: Editio nova juxta Parisinam adornata, cui accessit vita *D. P.* ab Henr. Valesio oratione descripta et appendices geminae pro vindicandis animadversionibus; Coloniae. Herausgeber war Jacob Thomasius, Druckort ist Leipzig (vergl. Acta Eruditor. 1682. p. 93), Verlagsort nicht Cöln am Rhein, sondern Cöln an der Spree, d. h. Berlin.

versibus edita, cum latina interpretatione, quae ipsa per se graece nescientibus, commentarii instar esse possit. Ob er auch die Klagelieder des Propheten Jeremias vollendet hat, die er in griechische Trimeter überzutragen begonnen hatte, ist mir unbekannt. Eine Sammlung dieser griechischen Gedichte erschien 1641 zu Paris: Graeca varii generis carmina cum Latina interpretatione: inter quae primo loco posita est Ecclesiastae Salomonis paraphrasis, cuius versio ipsa commentarii loco esse potest graeci sermonis imperitis. Über die Leichtigkeit, mit welcher er diese Spielerei (denn als solche betrachtete er sie) betrieb, spricht er sich selbst ganz unbefangen aus (Epist. III, 31): Ego nullam in istis serii temporis particulam colloco, sed eundo, redeundo, ambulando per urbem, per aedes, inter coenandum, noctu, reliquis subcesivis horarum momentis raptim illa meditari soleo.

In ähnlichen müßigen Stunden sind auch die prosaischen griechischen Übersetzungen gearbeitet, von denen eine bereits oben bei Themistius erwähnt wurde, die andern sich auf Cicero's philosophische Schriften beziehen. Im J. 1649 [9]) erschien zu Paris *Dion. Petavii* parerga quaedam: hoc est Ciceronis Paradoxa et eiusdem alia Graece reddita, wohin einige Briefe und die Vorrede der Bücher von den Pflichten (auch abgedruckt in Seebode's Archiv für Philologie. 1830. S. 61) gehören. Nach seinem Tode kam 1653 hinzu: *M. Tullii Ciceronis* Laelius s. de amicitia, Graece redditus a *Dion. Pet.*, e societate Jesu (Paris). Daß in beiden mancherlei Fehler sich finden, darf bei dem damaligen Stande der griechischen Grammatik nicht auffallend erscheinen. Director Heß hat in seinem Abdrucke (Halle 1833) die nothwendigen Verbesserungen sorgfältig bemerkt.

Seine lateinischen Gedichte sind meist Gelegenheitsgedichte, bald veranlaßt durch wichtige Ereignisse in dem Leben Ludwig's XIII. (wie der Triumphus de Rupella capta ab alumnis Claramontani Collegii Societ. Jesu vario carminum genere celebratus. 1628. Fol. 1629. 4., Delphini Genethliacum Fatum 1638. Fol.), theils Lobgedichte geistlichen Inhalts, unter denen die auf die heilige Genovefa die Hauptstelle einnehmen (z. B. Soteria ad S. Genovefam, Parisiorum patronam 1619. 4., ad sanctam Genovefam urbis patronam, saturum carmen 1652. 4.), theils Tragödien nach dem Muster Seneca's, von denen die eine Carthaginenses zu la Fleche 1614 einzeln gedruckt ward [10]), theils Oden und Epigramme. Sammlungen derselben gibt es zwei *D. P.* opera poetica, Parisiis 1620, welche 1622 und 1624, auch zu Cöln 1621. 12. wiederholt ist, und nur bis zum Jahre 1620 reicht, und Opera poetica; ultima editio plerisque carminibus aucta. Paris. 1642, welche sich durch Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit der Anordnung auszeichnet. Auch von seinen lateinischen Reden gibt es zwei Sammlungen: Orationes, Parisiis 1620 und zugleich mit den Gedichten in vier Auflagen, welche blos 20 Reden enthalten; und Orationes, editio ultima auctior et castigatior, Parisiis 1653 mit 35 Reden. Endlich Epistolarum libri III. sind bei demselben Verleger 1652 gedruckt und bei der amsterdamer Ausgabe der Doctrina temporum im dritten Theile wiederholt.

Mehr noch ist seines Namens Ruhm an die chronologischen Werke geknüpft, durch die er den unsterblichen Ruhm Scaliger's zu verdunkeln und das von diesem aufgestellte System über den Haufen zu stoßen beabsichtigte. Auf dem von seinem großen Vorgänger gelegten Grunde hat er mit gutem Erfolge fortgebaut und durch reicheres astronomisches Wissen unterstützt, bei ruhigem Forschungsgeiste nicht blos die Ansichten seines Vorgängers deutlicher entwickelt, sondern auch vielfach berichtigt. (Vergl. Ideler Handbuch. II. S. 603 fg.) Im J. 1627 gab er mit einer Dedication an den Cardinal Richelieu das opus de doctrina temporum, divisum in partes duas, quarum prior *τὰ τεχνικὰ* temporum, posterior *τὰ ἱστορούμενα* complectitur zu Paris in zwei Folianten heraus. Das ganze Werk zerfällt in 13 Bücher; die acht ersten enthalten die Technik, d. h. die Lehre, die Zeiten nach astronomischen Regeln und den zu diesem Behufe erfundenen Cyklen auszurechnen und einzutheilen. Die folgenden vier Bücher zeigen die Anwendung jener Technik auf die Geschichte und den Weg, die Jahreszahlen merkwürdiger Begebenheiten nach den Regeln der Kunst zu finden. Das 13. Buch enthält eine chronologische Übersicht der Begebenheiten bis 533 n. Chr. Geb., ist aber aus Übereilung des Druckes mehr durch Fehler entstellt, als man bei einem an Zahlen so reichen Werke wünschen muß. An anerkennenden Beurtheilungen ließen es die Zeitgenossen nicht fehlen, seine Glaubensgenossen meinten sogar, nun sei Scaliger völlig besiegt und den Protestanten der Vorrang entzogen. Ruhigere Betrachtung wird das oben niedergelegte Urtheil bestätigen, mit welchem gewichtige Zeugen im Allgemeinen übereinstimmen [11]). Obgleich er eine zweite Ausgabe des Buches nicht erlebt hat, so fügte er doch in einem als dritten Band zu betrachtenden Supplemente hinzu theils das Uranologion sive Systema variorum Authorum, qui de sphaera ac sideribus eorumque motibus graece commentati sunt, theils Variarum dissertationum ad Uranologion libri octo, quibus ad caelestium rerum ac temporum scientiam necessaria tractantur (Paris. 1630. Fol.). Jenes ist eine Sammlung der alten Astronomen und Chronologen, welche entweder noch nie vorher gedruckt waren, oder doch hier mit Übersetzungen

---

9) Dir. Heß in seiner Sammlung der griechischen Paraphrasen Cicero's gibt das Jahr 1544 an, worin doppelte Druckfehler sein müssen. 10) Auch in Selectae patrum Soc. Jesu tragoediae (Antverp. 1636.) Tom. II, wo auch die beiden übrigen Trauerspiele Sisara und Usthazanez stehen.

11) *J. A. Fabricius*, Bibliograph. antiq. p. 184: Multa post Scaligerum praeclare observavit, acerbus nimis eius insectator, D. P. in immortali de doctrina temporum opere. Vossius scheut ein entschiedenes Urtheil; Morus sagt von Petau: Eum inter principes chronologos non illibenter putamus et versatile hominis ingenium, eruditionem sane multiiugam, et bene latinum ac rotundum eloquii genus complectimur eumque adeo magis interdum quam Scaligerum sequimur.

und Anmerkungen erschienen; die Schriften von Achilles Tatius zum Aratus, Geminus, Eudoxus, Hipparch, Ptolemäus, Theodorus Gaza sind darunter. Diese acht Bücher enthalten verschiedene Abhandlungen, wie über die Äquinoctien, über das griechische, jüdische, ägyptische und römische[12]) Jahr, über die Zeitrechnung der orientalischen Christen. Vieles ist polemisch gegen Caranza, Scaliger, Salmasius und Petit. Alles zusammen bildet in der schönen und correcten Ausgabe zu Amsterdam 1703 drei Folianten und dieselbe Einrichtung ist auch in den beiden italienischen Drucken zu Verona 1734—1736 und zu Venedig 1757 beibehalten. Inzwischen verwickelte ihn eine Stelle der Doctrina temporum in einen ärgerlichen Streit mit dem hochmüthigen und eingebildeten Secretair des Prinzen von Montpensier de la Peyre, weil er die von jenem in dem Buche la véritable généalogie de Job niedergelegten seltsamen Ansichten ohne den Urheber zu nennen widerlegt hatte. Jener schrieb nun le disciple des tems mit vielen Anzüglichkeiten, auf die Petau in dem Rationarium kurz antwortete. Allein dabei beruhigte sich der Gegner nicht, unter dem abgeschmackten Titel le berger chronologique contre le prétendu géant de la science des temps. L'Ariadne ou filet secourable pour se developper des embarassemens du *P. Denys Petau* et de ses Labyrinthes chronologiques à la honte et confusion du prince des temps veröffentlichte er 1634 eine neue Gegenschrift, auf die Petau 1636 replicirte mit La Pierre de Touche chronologique, contenant la méthode d'examiner la chronologie et en reconnoitre les defauts, verifiée par pratique et exemples où sont traités les principaux points de cette science (Paris.), was er zugleich als sein letztes Wort in diesem unersprießlichen Streite bezeichnete[13]). Bei dem großen Umfange der Doctrina temporum war die Benutzung unbequem und durch die weitläufigen Untersuchungen auch schwierig. Daher blieb ein Auszug des größeren Werkes sehr wünschenswerth, den auch Petavius im Jahre 1633 unter dem Titel Rationarium temporum (Zeitrechnungsbuch) veranstaltete und in kleinem Formate zu Paris drucken ließ. Diese erste Ausgabe befolgt ganz die Ordnung des ausführlichen Werks; die Erklärung der Regeln und Grundsätze steht voran, der historische Theil, bis auf die eigene Zeit herab fortgeführt, folgt. In den späteren Ausgaben geht der historische Theil voran und es folgt in sehr gedrängter Darstellung die pars technica; mancherlei Zugaben sind in den folgenden Abdrücken hinzugekommen. Dieses Buch hat die allgemeinste Verbreitung gefunden und ist deswegen auch in sehr vielen Ausgaben wiederholt worden. Bei Lebzeiten des Verfassers erschienen noch sechs: Paris. 1634 und 1635 in Duodez, 1636 und 1641 in Octav, Mogunt. 1646 in Octav, und die editio ultima, nonnullis accessionibus auctior facta et ab Authore recognita, Paris. 1652 in Duodez. Später sind noch drei pariser Ausgaben erschienen: 1663, 1673 und 1703, welche letztere durch ganz ungehörige, von verschiedenen Seiten her zusammengeraffte Zusätze entstellt ist und daher trotz ihres Umfangs wenig geschätzt wird. Eine frankfurter von 1665 ist unsauber. Den größten Werth haben die leydener Ausgaben, an deren Vervollständigung Perizonius Antheil nahm, von 1710 und 1724 in zwei Octavbänden; ihnen folgen die venediger von 1719, 1733 und 1745 in drei, die beiden letzten in zwei Bänden, eine cölner von 1720 (zwei Bände in Octav) und der Foliodruck von Verona 1741. Seitdem ist das Buch nicht wieder gedruckt worden. Eine englische Übersetzung, in welcher die Geschichte bis 1659 reicht, erschien in dem genannten Jahre zu London[14]); eine französische unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'histoire universelle sacrée et profane depuis la création du monde jusqu'en 1632 trad. du Latin du Père *Petau* avec un supplément jusqu'en 1682 par le Sieur *A. Collin* 1682 zu Paris in drei Duodezbänden. Da diese Arbeit willkürlich, frei und nachlässig und in der Fortsetzung mittelmäßig ist, so erschien 1683 eine andere von Maucroix, die zu Brüssel 1690 und mit einer Abhandlung de Lisle's zu Paris 1730 (drei Bände) wiederholt wurde. Eine dritte Übersetzung von Moreau de Mautour (Paris 1705, 1708, 1715. Fünf Bände) ist gut, hat aber in den die Geschichte Frankreichs zu weitläufig behandelnden drei letzten Bänden wenig Beifall gefunden, obschon du Pin als Verfasser derselben genannt wird. Ein drittes chronologisches Werk in tabellarischer Form sind Tabulae chronologicae regum, dynastarum, urbium, rerum virorumque illustrium a mundo condito ad a. 4000 et a Christo nato ad a. 1628, Parisiis 1628, 1643, 1657. (Mussiponti 1629. Vesaliae 1702. Paris. 1708), unter denen die vorletzte die geschätzteste ist[15]).

Den Übergang zu den theologischen Schriften Petau's machen wir am besten durch Besprechung der Streitschriften, die ohnehin meist auf theologische Controversen mit Calvinisten und Katholiken sich beziehen. Die Heftigkeit, welche er in denselben zeigt, die Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit, mit welcher er den einmal gefundenen Gegner nicht blos verfolgt, sondern aufsucht, die Unermüdlichkeit des Strebens, das letzte Wort zu behalten und nicht nachzugeben, spricht grade nicht zu Gunsten seines Charakters. Namentlich in den Streitigkeiten mit Salmasius treten alle jene Eigenschaften auf unerfreuliche Weise hervor. Zwar war dieser nichts weniger als nachgebend, schonend und mild, aber es hatten ihn besonders die Angriffe auf Scaliger und die öfter dargelegte Absicht,

12) *Dion. Petavii* Kalendarium vetus Romanum cum ortu occasuque stellarum steht auch in *Graevii* Thes. A. R. T. VIII. 13) De la Peyre ließ noch einmal sich vernehmen in Le Mercure charitable ou Contre-Touche, et souverain remede pour desempierrer le Père Petau, Jesuite d'Orléans, depuis peu metamorphosé en fausse pierre de touche, 1638. Fol.

14) History of the world, by others continued to the year 1659. 15) Die Epitome historiae regum Franciae ex Dion. Petavio excerpta (Claramonti 1672. 4.) ist ein von Lacarry veranstalteter Auszug der die Geschichte Frankreichs betreffenden Stellen in dem Rationarium temporum, gehört also nicht unter Petau's Schriften.

sein Werk zu vernichten, gereizt. Als Salmasius (ad *Tertull.* de pall. p. 446) eine Stelle in der Übersetzung des Epiphanius heftig angegriffen und mit einer wegwerfenden Bemerkung geschlossen hatte, glaubte Petau nicht ruhen zu können und veröffentlichte kurze Zeit darauf: *Antonii Kerkoetii Aremorici* Animadversorum liber ad Cl. *Salmasii* notas in Tertullianum de pallio (1622), in welchem er unter jenem angenommenen Namen das Werk seines Gegners einer Prüfung unterwarf. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig; es folgte 1623 Confutatio animadversionum Kerkoetii (269 S.), darauf die Replik Petau's *A. Kerk. Arem.* Mastigophorus primus sive elenchus confutationis quam Cl. Salm. sub mentito nomine Animadversis Kerkoetianis opposuit (1623) und Mastigophorus secundus, gegen welche Salmasius die refutatio utriusque Elenchi Cercopetaviani richtete, endlich Petau's Mastigophorus tertius (1623), worauf Salmasius zu schweigen für rathsam hielt, weil wirklich das Maß der Schimpfwörter erschöpft schien. Sechs Jahre ruhte der Streit, als ihn Salmasius 1629 mit heftigen Schimpfreden in den Exercitationes in Solinum wieder aufnahm, die Petau durch Darlegung arger Fehler in dem neuen Werke alsbald erwiederte und Miscellaneae exercitationes, in quibus ad Solinianos commentarios Cl. Salm. quaedam scitu non indigna disputantur zu Paris 1630 in Quart herausgab [16]), die an Grobheit den Angriffen seines Gegners nichts nachgaben. Zum dritten Male geriethen beide an einander, als Salmasius 1640 in der Schrift de foenore trapezitico einige Ansichten über theologische Lehrsätze und über die bischöfliche Gewalt ausgesprochen hatte, die Petau in den sehr gelehrten Dissertationum ecclesiasticarum libri duo, in quibus de episcoporum dignitate et potestate deque aliis ecclesiasticis dogmatibus disputatur (Paris. 1641) bekämpfte [17]). Als sich darauf Salmasius unter dem Namen Wallo Messalinus in dem Buche de episcopis et presbyteris contra Dion. Pet. Loyolitam dissertatio prima (1641. 12.) schlecht vertheidigte und eine weitere Fortführung der Arbeit kläglich unterließ, begnügte sich Petavius sein Werk de ecclesiastica hierarchia libri quinque, in quibus potissimum de episcopis et presbyteris deque eorum differentia disputatur (Paris. 1643. Fol.) [18]) folgen zu lassen und damit den Streit abzuschließen. Ob ihm wegen dieses Streites ein Verweis von Seiten des Hofes durch Richelieu ertheilt ist oder nicht, mag dahin gestellt bleiben. Säuberlicher verfuhr er mit dem Dechanten Maturin Simon zu Orleans, der in dem Buche de poenitentiae ritu zu verstehen gab, Petavius habe im Epiphanius vieles aus den Papieren des Bischofs de l'Aubespine entlehnt und ihn so als Plagiarius bloßstellte. Daß er auf eine solche Anklage nicht schwieg, ist natürlich, die appendix ad Epiphanianas Animadversiones sive elenchus dispunctiuncularum Maturini Simonii de poenitentiae ritu in veteri ecclesia (Paris. 1624) zeichnet sich durch Bescheidenheit und in der Zuschrift an jenen Bischof durch Offenheit sehr vortheilhaft aus. Derselbe Epiphanius hatte auch dem Prediger Joh. de Croi 1632 Veranlassung zu einem Angriffe gegeben [19]), den er in einem Anhange der Ausgabe des Synesius von 1633 widerlegte. Auch Grotius widerlegte er, als dieser 1638 in zwei anonymen Abhandlungen auch den Laien das Recht, das Abendmahl zu reichen, zugesprochen hatte, in dem Buche de potestate consecrandi et sacrificandi sacerdotibus a deo concessa deque communione usurpanda diatriba (Paris. 1639. London 1685) [20]) mit solcher Ruhe und Mäßigung, daß die zwischen ihnen bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse nicht im Mindesten gestört wurden. Dasselbe gilt auch von dem mit Sirmond über die Zeit der Kirchenversammlung zu Sirmich geführten Streite [21]), in welchem jener soweit nachgab, daß er bei seinem Leben die auf seine Ansicht bezüglichen Abhandlungen nicht herausgeben wollte. Als Petavius 1643 de Pelagianorum et Semipelagianorum dogmatum historia liber unus und zugleich de libero arbitrio libri tres herausgegeben hatte, ward dasselbe von Alexander Morus in Genf angegriffen. In demselben Jahre sah er sich veranlaßt, gegen die Schrift de la frequente communion sein Werk De la pénitence publique et de la préparation à la communion in sechs Büchern erscheinen zu lassen, das schon 1644 in einer zweiten Auflage erschien, in der dritten 1645 mit zwei Büchern vermehrt und auch 1658 in der vierten Ausgabe gedruckt wurde [22]). Da man auf Veranlassung desselben die Nachricht verbreitete, er billige den Satz von den zwei Häuptern der Kirche, die nur ein einiges ausmachen und grade dies die Wirksamkeit der Inquisition in Anspruch nahm, so rechtfertigte er sich in einem Briefe. (Epist. III, 62.) Auch das Buch vom freien Willen mußte er gegen Fromond von Löwen vertheidigen, was er theils in dem Elenchus Theriacae Vincentii Lenis (denn unter diesem Namen hatte jener geschrieben) that, theils in den Libri duo de lege et gratia (Paris. 1648. 4.) that, wie denn auch die beiden anonym erschienenen Schriften de Tridentini concilii interpretatione et S. Augustini doctrina dissert. I. II. (Paris. 1649 und 1650), sowie die brevis disser-

---

16) Es sind dieselben an die Ausgabe des Julian angedruckt. 17) Wieder abgedruckt in der holländischen Ausgabe der Theologica dogm. T. IV. p. 165—202. 18) Ein Auszug steht in der Biblioth. maxima pontificia. T. VIII. p. 279—307.

19) Specimen coniecturarum et observationum in quaedam loca Origenis, Irenaei, Tertulliani et Epiphanii — dagegen appendix ad Synesianas notas sive adversus *Joannis Croii* specimen coniecturarum et observationum velitatio. — Replik in den Observat. biblicis et historicis in N. T. 20) Abgedruckt in der holl. Ausgabe der Theolog. dogm. T. IV. p. 203—215. 21) De Photino haeretico eiusque damnatione in quinque synodis facta ac de duplici Syrmiensi contra illum synodo, Paris. 1636 und oft wiederholt, wie in Labbe's Concilien II. S. 730, in der Doctrina tempor. T. III. u. a. 22) Die zweite Ausgabe hat einige wider den Willen des Verf. angebrachte Veränderungen; die Vermehrungen der dritten sind veranlaßt durch G. Hermant's Reflexions sur divers endroits du livre du P. Petau, dans lesquels il approuve la doctrine du livre de la fréquente communion. Eine lateinische Übersetzung steht in der holl. Ausgabe der Theologica dogmata.

tatio de adiutorio sine quo et adiutorio quo (1651) durch kirchliche Streitigkeiten über die Gnade veranlaßt wurde[23]). So bliebe nur noch sein theologisches Hauptwerk, die Theologica dogmata, übrig, von denen im J. 1644 die drei ersten Theile erschienen und zu denen 1650 ein vierter Band in zwei Folianten hinzukam. Der erste Theil handelt von Gott und dessen Eigenschaften, der zweite von der Dreieinigkeit, der dritte von den Engeln und dem Werke der Schöpfung, der vierte von dem Geheimniß der Menschwerdung und in einem Anhange von dem Nutzen des Todes Jesu. Sind auch die Lobsprüche, welche Valesius dem Werke ertheilt, übertrieben, wenn er copia diffusae lectionis, sermonis nitor et elegantia, ordo rerum ac distinctio, in exscribendis patrum testimoniis fides ac diligentia, adversus haereticos christiani spiritus ardor hervorhebt, so wird doch Niemand dem Verfasser das Lob des angestrengtesten Fleißes und seltener Gelehrsamkeit versagen und dabei nur beklagen, daß die Masse des Wissens ihn zu einer fast lästigen Ausführlichkeit verleitet hat[24]). Daß er darin seinen Grundsatz nova quaerant alii, nil nisi prisca peto festgehalten, bedarf keiner Erinnerung. Seine Zeitgenossen waren sehr gegen das Werk, Neider und Feinde wußten den Absatz zu schmälern, sodaß sich der Verleger verleiten ließ, viele Exemplare zu Maculatur zu machen. Die folgende Zeit hat den Werth besser geschätzt und zwei spätere Ausgaben stehen noch immer in gutem Preise, namentlich der saubere Druck, welcher zugleich mit den wichtigsten andern theologischen Schriften zu Antwerpen 1700[25]) in sechs Folianten veranstaltet und auch der florentiner Ausgabe von 1722 zu Grunde gelegt ist. Eine Fortsetzung und Vollendung des weitschichtigen Werkes hat Niemand versucht. Erstere enthält auch ein Portrait des Verfassers, auf welchem er eine sehr hohe und breite Stirn hat, welche über das Gesicht hervorragt. Die übrigen Züge sollen nicht ganz treu sein, da das Bild erst nach dem Tode aus der Erinnerung gezeichnet worden ist.

Über Petavius' Leben haben viele geschrieben. Gleich nach seinem Tode hielt ihm H. Valesius eine Gedächtnißrede, die bei der teutschen Ausgabe des Epiphanius, in den Vitae selectae aliquot virorum p. 678 und sonst gedruckt ist. Auf die Auffoderung des Cardinal Barberini, sein Gedächtniß durch Gedichte zu verherrlichen, ließ Leo Allatius 1651 zu Rom die Melyssolyra de laudibus *Dionysii Petavii* carmine iambico graeco erscheinen. Die ausführlichste Biographie enthalten Niceron's Nachrichten 1. Th. S. 139—264 von einem sehr unterrichteten Manne. Nicht zu übersehen sind außerdem *Alegambe* et *Nath. Sotwel*, Bibliotheca scriptorum societatis Jesu (Rom. 1676.) p. 178. *Le Clerc*, Bibliothèque choisie T. II. art. 4. Bayle im Dictionaire. Colomiez in der Gallia orientalis p. 217. *Baillet* T. II. p. 236. IV. p. 254. V. p. 74. Historia Bibl. *Fabr.* I. p. 83 u. a. (*Fr. A. Eckstein.*)

23) Ein Gebetbuch Office de S. Geneviève, patrone de Paris, le tout selon qu'il se chante maintenant en la dite église (Paris 1621. 16.) wird nicht besonders gerühmt. 24) Es ist darüber gestritten worden, ob er bei dieser Arbeit die Papiere des Cardinal Augustin. Oregius in der Bibliothek zu Dijon benutzt habe und ihnen besonders die Beweisstellen verdanke. Darauf bezieht sich ein Mémoire concernant les Traitez Theologiques du Cardinal Augustinus Oregius, où l'on examine, si le P. Petau en a tiré ses dogmes in den Mémoires de Trevoux. Juillet 1718. p. 109. Eher mag er Gerhard's confessio catholica benutzt haben. 25) Der pseudonyme Herausgeber Theophilus Alethinus ist kein anderer als le Clerc.

PETAVIUS (Paul), ein Oheim des Vorhergehenden, 1568 zu Orleans geboren, gelangte 1588 zu der Stelle eines Parlamentsrathes in Paris, die er bis zu seinem am 17. Sept. 1614 erfolgten Tode bekleidete. Seine Muße benutzte er für wissenschaftliche Studien, deren Früchte in mehren antiquarischen und historischen Schriften noch immer der Benutzung werth sind. Zu diesen gehört die Dissert. de epocha annorum incarnationis Christi, de indictionibus et variis ab annis Christi supputandi modis (Paris 1604. 4.) und das Syntagma de Nithardo, Caroli M. nepote, ac tota eiusdem Nithardi prosapia (Paris. 1613. 4.), zu jenen Antiquariae supellectilis portiuncula et veterum nummorum gnorisma (Paris. 1610. 4., und in Sallengre 2. Th.) (*Fr. A. Eckstein.*)

PETAVONIUM, eine Stadt in Hispania Tarraconensis, im Gebiete der Superatii, westlich von Asturica (*Ptolem.* II, 6. Itiner. *Anton.*). Die Notit. dignit. imp. nennt dieselbe Pätaonium (s. Mannert 1. Th. S. 366. 2. Ausg.). (*Krause.*)

PETAYANG, kleines, zur chinesischen Provinz Fokien gehöriges unbewohntes Eiland, welches nördlich von der Kösteninsel Haytan liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

Pe-Tcheli, s. Petscheli.

PETCHIELI, türkisches Dorf im Paschalik Janina. Es liegt nördlich vom See Labchista am Abhange eines grünen, von einem Thurme beherrschten Hügels und wird von Griechen bewohnt. Nach Pouqueville (Voyage dans la Grèce. Tom. I. p. 142. Tom. V. p. 344) lag zwischen Petchieli und St. Dimitri das Hellopion der Alten. (*G. M. S. Fischer.*)

PETCHOURI, Coli (Unterabtheilung) des zum türkischen Sandschak Tricala gehörigen Kadiliks (Cantons) Kachias. Das Koli enthält außer Petchoûri, welches zwei Stunden ostsüdöstlich von Kastraki entfernt liegt, noch die Orte Pervenda (eine Stunde östlich von Petchoûri), Paraskevi auf dem rechten Ufer des Peneus, und die Räuberdörfer (Klesta-choria) Raska, Sinokérassa, Chlychochori, sowie beträchtliche Waldungen. Eine halbe Stunde östlich von Petchoûri finden sich bei dem Dorfe Pali auf der Rückseite eines hohen Gebirges Cyklopenmauern, welche dem Pialia der Alten angehört haben sollen*). (*G. M. S. Fischer.*)

PE-TCHUEN, PETONG, PETUM, sind alte Münzen des chinesischen Reichs, welche aus weißem Metall geprägt waren, das, wie die Namen dieser Münzen anzeigen, dort Weißkupfer genannt wurde. Sie sind von runder Form und wie alle chinesischen Münzen in der Mitte

*) *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. T. III. p. 27.

mit einem viereckigen Loche versehen, um sie auf Faden aufreihen zu können. Diese Münzen enthalten Abbildungen von Thieren und dabei alte chinesische Schriftzeichen, sind von hohem Alterthume und jetzt äußerst selten †).

(*K. Pässler.*)

PETECHIAE (**Pestichiae, Peticulae, Puncticula, Lenticulae, Petechiarum morbus, Febris s. morbus petechialis, peticularis, puncticularis, pulicaris, Febris purpura**) *) werden rothe, violette, braune oder schwarze Flecken genannt, welche, meistens kreisrund, ein bis zwei Linien im Durchmesser haben, zuweilen aber auch eine unregelmäßige Gestalt darbieten und dann auch oft einen weit größern Umfang, selbst mehre Zolle im Durchmesser, erreichen (Ecchymoses, Vibices). Sie unterscheiden sich von Flohstichen lediglich dadurch, daß sie nicht, wie diese, in der Mitte einen rothen Punkt haben und beim Drucke des Fingers verschwinden. Sie verschonen keine Stelle der Hautoberfläche, selbst nicht innere Theile, aber der Hals, die Brust, die Vorderarme werden am häufigsten, das Gesicht am seltensten von ihnen eingenommen. Man hat früher Petechien, welche sich über die Haut erheben (P. culicares) und solche, bei denen dies nicht der Fall ist (P. pulicares), unterschieden, aber Petechien der ersteren Art sind so selten, daß Borsieri's Vermuthung, es beruhe die Annahme von P. culicares nur auf einer Verwechselung wahrer Petechien mit Friesel, Masern, Nesselsucht u. a. Hausausschlägen, die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nachdem Petechien längere oder kürzere Zeit auf der Haut sichtbar gewesen sind, verschwinden sie ohne Abschuppung. Je nachdem übrigens der Erscheinung dieser Flecken Fieberbewegungen entweder vorangehen, sie begleiten, ihr nachfolgen, oder im ganzen Verlaufe des Übels durchaus fehlen, unterscheidet man acute und chronische Petechien.

Die acuten Petechien, das Fleckfieber, Petechialfieber (**P. acutae, Febris petechialis**). Bei dieser Form des Übels gesellt sich zu dem im Vorstehenden beschriebenen Ausschlage, der nicht selten gleichzeitig mit Pocken, Masern, Friesel u. a. Ausschlägen auftritt, ein Fieber, dessen Charakter zuweilen der entzündliche, öfter der gastrische, namentlich gallige, noch öfter der nervöse oder faulige ist, dessen Natur aber jedes Mal auf die Erscheinungen und den Verlauf der gesammten Krankheit den entschiedensten Einfluß ausübt. Wie denn hiernach namentlich bald zahlreiche Vorboten: Mattigkeit, Traurigkeit, Schlafsucht oder Schlaflosigkeit, ziehende Schmerzen der Lendengegend, katarrhalische Zufälle, Ekel, Erbrechen, Verstopfung oder Durchfall u. s. w. dem Ausbruche der Petechien vorangehen, bald dergleichen Vorboten gänzlich fehlen. Die Zeit des Ausbruches des Ausschlages und die Dauer des letztern ist ebenso unbestimmt, als die des Friesels, dessen Geschichte überhaupt mit jener der Petechien in vielen Punkten übereinkommt, wie denn auch beide Ausschläge zu einer und derselben Zeit häufig beobachtet wurden, und gleichzeitig allmälig immer seltener geworden sind. In der Regel sind die Petechien symptomatisch; sie stellen an sich keine Krankheit dar, ihr Auftreten verräth aber die wachsende Gefahr der vorhandenen. Indessen sind sie nicht immer, wie Manche behauptet haben (Cullen), symptomatisch, sondern ihr Ausbruch geht, wo sie epidemisch herrschen, öfter dem Fieber voran, sie kommen bei fast allen in einer solchen Epidemie Erkrankenden zum Vorschein, und da bei den Wenigen, bei denen sie sich nicht zeigen, die Krankheit selbst in ihren übrigen gesammten Verhältnissen dennoch dieselbe: so hat dies Veranlassung gegeben, sogar ein Fleckfieber ohne Petechien (**Febris petechialis sine petechiis**) anzunehmen (Borsieri). In einigen seltenen Fällen haben endlich Petechien — auch hierin mit dem Friesel übereinkommend — sich als eine kritische Erscheinung verhalten. Ihr ursächliches Verhältniß anlangend: so haben Manche in den Petechien kleine, leicht in den Brand übergehende Entzündungen zu erblicken geglaubt, allein sie erscheinen oft gleich Anfangs nicht roth, und dieser Umstand, sowie ihre bestimmte Gestalt und die Abwesenheit von Geschwulst, vermehrter Wärme und Jucken oder anderer ähnlicher Empfindungen der mit Petechien besetzten Stellen, die auch niemals in Eiterung übergehen, weist deutlich genug auf den Unterschied der Petechien sowol von Entzündungen, als von Ekchymosen, hin. Mit den letztern kommen sie jedoch in vielen Fällen, namentlich als primäre Petechien, unstreitig überein und verdanken daher namentlich einer verdünnten Beschaffenheit des Blutes und großer Schwäche der Hautgefäße am häufigsten ihre Entstehung. Alles was diese nächsten Ursachen der Petechien zu erzeugen vermag, verdient unter den entfernten eine Stelle, woraus sich genügend erklärt, weshalb die sogenannten Kerkerfieber, Hospitalfieber, Schiffsfieber u. s. w. so häufig Petechien in ihrem Gefolge haben. Übrigens werden Menschen von jeder Constitution, jedem Alter, Geschlecht u. s. w. vom Fleckfieber ergriffen, obwol in dieser Beziehung in den verschiedenen Epidemien mancherlei Eigenthümliches wahrgenommen wird. Daß die Erscheinung von Petechien in der Regel eine Verschlimmerung der vorhandenen Krankheit bezeichnet, ist bereits im Vorstehenden bemerkt worden; immer ist aber die Gefahr der Krankheit um so größer, je häufiger die Petechien ausbrechen, je mehr sie zusammenfließen (**P. confluentes**), je größer sie sind, und je zahlreichere anderweitige schlimme Zufälle: vermehrte Fieberbewegungen, Blutungen u. s. w., sich zu ihnen gesellen. In manchen Fällen zeigen aber die eintretenden Petechien sich beinahe ohne allen Einfluß auf den allgemeinen Zustand des Kranken, und verdienen in sofern immer im Verhältniß zur Mehrzahl der Fälle den Namen der gutartigen (**P. benignae**), obwol sie noch nicht kritische sind. Petechien, deren Ausbruch dem Fieber vorangeht, sind erfahrungsgemäß von besonders schlimmer Vorbedeutung, alle aber können, wenn das begleitende

---

†) M. G. Agnethler, Beschreib. des Schultz'schen Münzcabinets. 4. Th. Nr. 126. *J. Hager*, Descript. des Médailles chinoises. (Paris et Strasb. 1805.) p. 26.

*) Borsieri (a. a. O. S. 294) bemerkt, daß die Krankheit den Namen Pestichiae vielleicht deshalb erhalten hat, weil Petechien in der Pest eine sehr gewöhnliche Erscheinung sind, oder weil sie selbst eine pestartige Bösartigkeit erlangen können, und daß aus Pestichiae das italienische Petechie entstanden sein mag.

Fieber in einem hohen Grade nervös oder faulig ist, mit dem Fieber selbst durch Ansteckung sich fortpflanzen. Die Heilanzeigen des Fleckfiebers werden lediglich durch den jedesmaligen Charakter desselben an die Hand gegeben, und es kann namentlich der entzündliche selbst allgemeine Blutausleerungen erfodern, obwol für die Mehrzahl dieser Fälle Blutegel oder Schröpfköpfe ausreichen, und in allen übrigen gelind entzündlichen Fällen ein streng entzündungswidriges Verhalten, der Gebrauch des River'schen Trankes, eine Eibischabkochung mit Sauerhonig, sowie späterhin mit Salmiak oder mit Minderer's Geist versetzt, und ähnliches dem Heilzwecke genügend entspricht. Mittel der letzterwähnten Art sind, anfänglich wenigstens, auch bei der nervösen Form der Krankheit meistens die angemessensten, die erst bei wachsender Gefahr mit Baldrian, Äther, Wein, Schlangenwurzel, China u. s. w. zu vertauschen sind. Das versüßte Quecksilber darf so wenig, als die Brechmittel, für uneingeschränkt heilsam bei der Cur der Petechialfieber angesehen werden, wie öfter geschehen ist, obwol insbesondere die Brechmittel im Anfange der Krankheit allerdings oft, wie überhaupt im Nervenfieber, ausgezeichnete Dienste leisten. Ebenso dürfen abführende Mittel im weitern Verlaufe der Krankheit nur bei fortdauerndem Gastricismus und hartnäckiger Verstopfung in Anwendung kommen, obwol Beförderung der Thätigkeit der Leber und der Därme und Beschränkung der Venosität im Allgemeinen eine wichtige Anzeige bei der Cur des Fleckfiebers ausmacht, eine Anzeige, welcher am schicklichsten durch solche Gaben Glauber'schen Salzes, Weinsteinrahmes, Tamarinden, selbst eines Sennaaufgusses, der Rhabarber u. s. w. die täglich einige Male Leibesöffnung bewirken, entsprechen wird. Von Mitteln dieser Art geht man, sobald es der Zustand des Darmcanales erlaubt, zum Wolverlei, zu der Schlangenwurzel, der China und den Mineralsäuren über, welche Arzneien bei entschieden fauligem Charakter der Krankheit die Hauptmittel der Cur bilden, die übrigens in allen Fällen durch Beobachtung der größten Reinlichkeit, beständige Abkühlung der den Kranken umgebenden Luft, kalte Waschungen, unter Umständen selbst durch Sturzbäder, wesentlich unterstützt wird.

Die chronischen Petechien (P. chronicae) unterscheiden sich von den vorigen am meisten durch die Abwesenheit des Fiebers. Der allgemeine Gesundheitszustand erhält sich dabei oft ziemlich lange unverändert, sodaß der Kranke wol selbst noch seinen Geschäften eine Zeit lang nachzugehen vermag, bis ihn das Gefühl zunehmender Mattigkeit, oder auch eintretende Blutungen, besonders aus der Nase und der Mundhöhle, daran verhindern. Die Flecken bleiben oft Wochen lang sichtbar, verschwinden selbst im günstigen Falle nur sehr langsam, jedes Mal ohne Abschuppung der Haut, und sind niemals kritisch, können aber, wenn nichts für die Heilung geschieht, in brandige Geschwüre mit nachfolgendem Zehrfieber, Geschwulst der Füße u. s. w. übergehen, und bleiben auch noch an den Leichen sichtbar. Man kann diese Flecken in allen Fällen nur als Austretungen venösen Blutes aus den geschwächten oder völlig gelähmten peripherischen Gefäßenden ansehen, da die Krankheit ausschließlich bei schwächlichen kachektischen Subjecten, vornehmlich bei scorbutischer Dyskrasie, vorkommt, und unter diesen Umständen um so leichter sich entwickelt, wenn die äußern Verhältnisse die weitere Ausbildung der vorhandenen Anlage begünstigen, wie dies namentlich von dem Aufenthalte in dumpfigen, schmutzigen Räumen, dem Genusse schlechter Nahrungsmittel u. dergl. m. gilt; überdies lassen langwierige Wechselfieber und Hautkrankheiten, besonders acute Petechien, unter den eben erwähnten Constitutionsverhältnissen oft die entschiedenste Anlage zu chronischen Petechien zurück. Die Cur erfodert nach vorgängiger Beseitigung der nicht selten vorhandenen gastrischen Unreinigkeiten durch Brechmittel und Abführungsmittel die Heilung des den Petechien zum Grunde liegenden kachektischen Zustandes und kommt daher fast in allen Punkten mit jener des Scorbuts und der Werlhof'schen Blutfleckenkrankheit überein. Der Aufenthalt in einer gesunden Luft, Reinlichkeit, Mineralsäuren, China, und eine leicht verdauliche und stärkende Kost, namentlich ein guter Rothwein, sind demnach auch als die geeignetsten Hilfsmittel der Wiederherstellung dieser Kranken anzusehen. (*J. B. Burserius*, Instit. med. pract. [ed. *J. F. C. Hecker.*] Vol. II. p. 293 sq. *J. W. H. Conradi*, Animadvers. de febri petechiali. Heidelb. 1818. 4.) (*C. L. Klose.*)

PETECHIANOSIS (Petechymosis, Haemorrhoea petechialis *Adair*, Morbus lenticularis, Haemorrhoea *Duncan*, Peliosis *Swediauer*), die Werlhof'sche Blutfleckenkrankheit (Morbus maculosus haemorrhagicus *Werlhofii*) *). Diese meistens fieberlose, mit dem Scorbute nahe verwandte Krankheit tritt zuweilen ohne alle Vorboten ein, öfter aber gehen ihr die Zeichen allgemeiner Schwäche voran, wobei der Puls insbesondere langsam, klein und unregelmäßig zu sein pflegt. Der Eintritt der Krankheit selbst ist bezeichnet durch die Erscheinung von Flecken, vornehmlich auf den bedeckten Stellen der Haut und gleichzeitig eintretende Blutungen. Diese Flecken unterscheiden sich in keiner Beziehung von Petechien (s. d. Art.), nehmen aber eine hellere Farbe an und erregen das Gefühl von Hitze und Jucken nach jedesmaligem Genusse geistiger Getränke (Harles), und verwandeln sich späterhin manchmal auch in blaurothe Blasen, aus denen beim Einschneiden misfarbiges Blut hervordringt. Sie erscheinen nur selten im Gesicht, fehlen aber am Gaumen und in der Mundhöhle niemals, und verschonen nach den Beobachtungen mehrer französischer Ärzte selbst die Därme und die Leber nicht. Das zweite wesentliche Symptom der Krankheit, die genannten Blutungen, stellen sich meistens mehre Tage später, als jene Flecken, bisweilen aber gleichzeitig mit diesen, ein. Der Blutfluß erfolgt aus den erwähnten in der Mundhöhle aufgetretenen, bläulich schwarzen Flecken, die zuweilen angeschwollen erscheinen, und es wird durch denselben ein meist schwärzliches, nur selten ein hellrothes,

*) Zuweilen ist mit dem Namen Petechianosis auch das Petechialfieber bezeichnet worden.

oft geruch- und geschmackloses, zuweilen aber übel riechendes, süßsalzig schmeckendes Blut in so beträchtlicher Menge ausgeleert, daß dieses oft in 24 Stunden mehre Pfunde beträgt. Jede Berührung jener Flecken, ja selbst jede stärkere Bewegung des Mundes, pflegt hinreichende Veranlassung zu erneuertem Eintritte der Blutung zu sein. Auch bedecken sich gewöhnlich diese Flecken mit Schorfen, aus denen sich Blut durch Durchschwitzung ergießt, und die endlich ohne Zurücklassung von Narben sich ablösen, ohne weiter Blut zu ergießen. Außer der Mundhöhle ist es in seltenen Fällen die Nase, die Luftröhre, der Magen, der Darmcanal, die Scheide, die Harnwerkzeuge (Werlhof, Reil u. A.), ja selbst die Thränendrüsen (Hinze), welche bei dieser Krankheit Blut ergießen. Dennoch erschöpft das Übel verhältnißmäßig spät die Kräfte, und führt ebenso spät ein hektisches Fieber herbei. Die Kranken verlieren, wenn dies geschieht, oft selbst die Kraft sich zu bewegen, klagen über Schwere und Wüstigkeit des Kopfes oder halbseitiges Kopfweh, es treten Schwindel, Ohnmachten, Zittern der Glieder ein, die Hautoberfläche erscheint blaß, die Gliedmaßen sind kalt, schwellen an, und der Kranke kann unter solchen Umständen in eine Gefahr gerathen, welche das Übel an und für sich selbst keineswegs mit sich führt, obwol seine Dauer sich auf mehre Monate erstrecken kann: so wird es doch in der Regel schon weit früher glücklich geheilt, und zeigt sich selbst beim Hinzutreten von Fieberbewegungen, einem fieberhaften Ausschlage rc. noch heilbar, sodaß mithin seine Vorhersagung bei angemessener Behandlung nichts weniger, als ungünstig genannt werden kann. Seine nächste Quelle ist Schwäche der festen Theile und Neigung des Blutes zur Zersetzung; es befällt Kinder, wie Erwachsene, gehört aber weder zu den epidemisch vorkommenden Krankheiten, noch zeigt es jemals eine ansteckende Kraft. Als seine gewöhnlichen Gelegenheitsursachen kennen wir die Einwirkung einer feucht kalten oder heißen Luft, eine schlechte Kost, niederdrückende Gemüthsbewegungen, unterdrückte Hautausschläge, namentlich Krätze, und andere vorangegangene Krankheiten, vornehmlich des Hautorganes. Nach den Beobachtungen Einzelner hängt zwar die Blutfleckenkrankheit in manchen Fällen besonders von Überfüllung der Blutadern des Unterleibes ab, stellt alsdann einen activen fieberhaften Zustand dar, und erfodert zu ihrer Heilung kühlende abführende Mittel. Es erscheinen aber diese Fälle als so eigenthümliche, daß sie das eigentliche Gepräge der hier in Rede stehenden Krankheit beinahe ganz vermissen lassen, und daher wol für die Beurtheilung der Natur dieser letzteren keinen Maßstab gewähren können, wenn auch die Behandlung das in solchen Fällen stattfindende Übergewicht des Blutadersystems und die von ihm ausgehende größere Thätigkeit des Gefäßsystems überhaupt nothwendig berücksichtigen wird. In der überwiegenden Mehrzahl der übrigen Fälle erfodert die Cur nächst möglichst vollständiger Beseitigung schädlicher Einflüsse, welche die Krankheit herbeigeführt haben, oder unterhalten könnten, — bei sorgfältiger Berücksichtigung des Zustandes der ersten Wege — vornehmlich die aromatischen und zusammenziehenden Pflanzenstoffe: Kalmus, Cascarille, Nelkenwurzel, Kampher und besonders China und Säuren, namentlich Mineralsäuren, die man am vortheilhaftesten in der Gestalt des Haller'schen sauren Elixirs, oder des Mynsicht'schen, anwendet. Man unterstützt wesentlich die Cur durch eine gewürzreiche Kost und tägliches Waschen der Hautoberfläche mit kaltem Wasser, dem man Kamphergeist, Essig oder verdünnte Mineralsäuren zusetzt. Bei großer Heftigkeit der Blutung aus der Mundhöhle bringt man gewürzhafte und zusammenziehende Mundwasser von Abkochungen der Salbei, der Weidenrinde, Eichenrinde, Tormentille u. dergl., denen man auch Essig, Mineralsäuren, Myrrhenextract und ähnliches zusetzen kann, in Anwendung. Aber auch wenn bei dieser Behandlung, wie gewöhnlich geschieht, in Kurzem Besserung eintritt, und allmälig die Zufälle der Krankheit ganz verschwinden: ist zur Verhütung von Rückfällen noch längere Zeit sowol bei der Wahl der Nahrungsmittel die angedeutete Rücksicht zu nehmen, als der Gebrauch der genannten Arzneien fortzusetzen, in welcher letzteren Beziehung vorzüglich China und Eisenbäder sehr empfehlenswerth sind. (*Werlhof*, Opp. T. III. p. 540. Wichmann, Ideen zur Diagnostik. 1. Bd. S. 91 fg. *J. G. Acrel*, resp. *C. Zetterstroem*, Diss. de haemorrhoea (Upsal 1797.) Rudolphi, Schwed. Annal. 1. Bd. 1. Heft. S. 203 fg. C. F. Harles, Über den Morbus mac. haemorrhagicus. Hufeland, Journal d. pr. Heilk. 10. Bd. 2. Heft. (*C. L. Klose.*)

Petechienkraut, s. Galega officinalis.

PETEFALVA, siebenbürgisches Dorf im Lande der Szekler, welches, zum zabolaer Bezirke und haromszeler Stuhle gehörig, durch einen Sauerbrunnen bekannt geworden ist. (*G. M. S. Fischer.*)

PETEK, PETEKREK, Sandjak des türkisch-asiatischen Ejalets Tschaldir, enthält acht Siamets (Zaimets, Lehngüter) und 55 Timare (Afterlehne). Die Summe des Chas (Steuern und Abgaben), welche das Sandjak entrichtet, soll sich jährlich auf 200,000 Asper belaufen. Vergl. die Art. Asper, Siamet, Timar. (*G. M. S. Fischer.*)

PETELIA (*Πετηλία*, Petellia, Petilia), eine sehr alte und feste Küstenstadt im Lande der Bruttier in Unteritalien, welche von den Lucanern zur Hauptstadt (*μητρόπολις τῶν Λευκανῶν*) erkoren, einst auch den Krotoniaten gehörte und später auch den Samniten als Feste diente. Strabon (VI, 1, 254 *Cas.*) kannte sie noch als eine ziemlich gut bewohnte Stadt. Von den Alten wurde sie als Gründung des Philoktetes betrachtet, welcher streitender Parteien wegen Meliböa verlassen und sich hierher gewendet habe (*Strab.* l. c. *Virgil.* Aen. III, 401 sq.: hic illa ducis Meliboei parva Philoctetae subnixa Petelia muro). Als Kroton mächtig geworden, war Petelia mit seinem Gebiete in die Gewalt dieser Stadt gefallen. Nachdem Krotons Blüthe vorüber war, erhoben sich die Lucaner (vergl. *Strab.* VI, 1, 253 sq. *Cas.*) und wählten Petelia zu ihrem Mittelpunkte und zur Metropolis. (*Strab.* l. c. 254.) Die natürliche Festigkeit der Stadt wurde durch hinzugefügte Anlagen immer mehr verstärkt, und auch die Samniter hatten einst diesen

schwer zu erobernden Platz (wahrscheinlich während des Krieges mit den Römern) durch Mauerwerk und Castelle befestiget (*ὥστε καὶ Σαννῖται ποτὲ φρουρίοις ἐπετείχισαν αὐτήν*, *Strab.* l. c.). Ganz besonders ist Petelia durch sein unerschütterliches Festhalten an der Freundschaft mit Rom im zweiten punischen Kriege denkwürdig geworden. Roms Übergewicht schien durch die Niederlage bei Cannä auf immer vernichtet zu sein, und die Bruttier waren bereits zu den Puniern übergetreten. Die Petelini aber zogen auch jetzt noch die römische Freundschaft der punischen vor, sei es, aus Abneigung gegen Hannibal und Carthago, sei es, daß sie die Lage der Dinge richtig aufzufassen und zu berechnen vermochten, sei es aus reiner Anhänglichkeit an Rom. Ihre Gesinnung gegen Hannibal bekundeten sie durch Zurückweisung einer punischen Besatzung, worauf sie von den Truppen des genannten Feldherrn sowol als von den Bruttiern bedrohet und bedrängt wurden. Gesandte waren bereits nach Rom abgegangen, welche hier durch Bitten und Thränen flehend den Senat um Beistand ersuchten. Nachdem dieser ihnen die Antwort ertheilt hatte, „daß für jetzt die Petelini selbst für ihr Heil sorgen möchten," fielen die Gesandten im Vestibulum der Curia nieder und erregten durch ihren Jammer das Mitleid der Väter und des Volkes. Hierauf consulirte der Prätor Manius Pomponius die Väter abermals: allein nachdem man alle Mittel und Kräfte des römischen Staates untersucht und abgewogen hatte, mußte man abermals gestehen, „daß gegenwärtig für soweit entfernte Bundesgenossen von Rom aus kein Beistand möglich sei. Die Gesandten möchten nach Petelia zurückkehren, lautete der letzte Bescheid, und da die Bürger dieser Stadt ihre Treue bis zum höchsten Grade bewährt, so möchten sie nach der Lage der Dinge und nach eigenem Gutachten die nöthigen Maßregeln ergreifen." Diese Mittheilung erregte zu Petelia ein solches Schrecken, daß ein Theil der Einwohner zu entfliehen, ein anderer sich den Bruttiern und durch diese dem Hannibal zu übergeben beabsichtigte. Am Ende siegte jedoch die bedächtige Partei, welche von jedem übereilten Schritt zurückhielt und eine abermalige Berathung veranstaltete. Es wurde nun von den Optimaten beschlossen, Alles, was noch außerhalb der Mauern war, in die Stadt zu bringen und dieselbe aufs beste zu befestigen (*Liv.* XXIII, 20). Bald darauf begann die feindliche Belagerung und dauerte mehre Monate. Bald war aller Mundvorrath aufgezehrt. Selbst erweichtes Leder, Wurzeln, Kräuter, Rinden und Ähnliches hatte man zu Nahrungsmitteln verwendet (*Polyb.* VII, 1, 3), und nicht eher konnte die Stadt von dem Himilco, einem Präfectus des Hannibal, erobert werden, als bis alle Kräfte der Belagerten geschwunden, und keiner mehr auf der Mauer zu stehen und die Waffen zu tragen vermochte (*Liv.* XXIII, 30). Nach dem Berichte des Polybios (VII, 1, 3) hatten sie die Belagerung eilf Monate ausgehalten, ohne von Außen her nur irgend eine Unterstützung zu beziehen, und sie ergaben sich endlich mit Beistimmung der Römer. Nach des Valerius Maximus (VI, 6, Ext. 2) hatten die Petelini zuvor alle Weiber, Kinder und Greise aus der Stadt entfernt, um die Belagerung desto länger aushalten zu können, und die Einnahme erfolgte erst dann, als fast kein Vertheidiger mehr übrig war (itaque Annibali non Petelliam, sed fidei Petellinae sepulcrum capere contigit). Noch anders lautet der Bericht des Appianus (Pun. c. 29. 57): Als nämlich der Hunger den höchsten Grad erreicht hatte, wagten die Waffenfähigen einen Ausfall, bei welchem sich gegen 800 Mann durchzuschlagen vermochten, die übrigen aber sämmtlich ihren Untergang fanden (a. u. 538). Hannibal übergab nun die leere Stadt den Bruttiern und legte eine punische Besatzung hierher, welche bis auf die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Italien, als er nur noch auf das südliche Bruttium beschränkt war, hier zurückblieb (*Appian.* l. c.). Sobald aber Hannibal Italien verlassen hatte, wurden von Seiten Roms die noch übrigen überall hin zerstreuten Petelini aufgesucht, in ihre Vaterstadt zurückgebracht, und ihnen ihr Eigenthum restituirt, während die Bruttier ihrer bürgerlichen Freiheit beraubt wurden (*Appian.* l. c.). Petelia wurde nun fortan von den Römern begünstiget, und es ist daher ebenso erklärlich als glaublich, daß Strabon (l. c.) dieselbe noch ziemlich gut bewohnt fand. Petelia war übrigens den Römern im zweiten punischen Kriege noch durch den Tod des M. Marcellus merkwürdig geworden. Nachdem Hannibal hier (sub tumulo Peteliae) durch einen Hinterhalt von 3000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk, eine römische Heeresabtheilung, welche von Tarentum nach Lokri marschiren sollte, aufgerieben, geschah es, daß M. Marcellus denselben waldigen Hügel, welcher zwischen dem römischen und dem punischen Lager sich befand, genauer zu untersuchen beabsichtigte und sich mit 220 Reitern vom Lager aus hierher begab. In der Nacht zuvor hatte Hannibal einige Reiterabtheilungen mitten im Walde so aufgestellt, daß sie am Tage nicht bemerkt werden konnten. Kaum war Marcellus, selbst Consul, mit seinem Collegen Crispinus, mit seinem Sohne M. Marcellus, mit dem Tribunus A. Manlius, mit den praefecti socium L. Arennius und M. Aulius hier angelangt, als auf einmal die raschen Numidier auf allen Seiten hervorbrachen, die beiden Consuln mit ihren Begleitern umringten, den M. Marcellus tödteten, den Crispinus und den jungen Marcellus verwundeten, überhaupt die ganze Mannschaft theils vernichteten, theils gefangen nahmen. Nur die etruskischen Reiter waren gleich im Anfange des Kampfes entflohen. So fand einer der tapfersten und kriegskundigsten Feldherren der Römer hier seinen Untergang durch Unvorsichtigkeit, wurde aber von dem Hannibal der Bestattung gewürdigt (*Liv.* XXVII, 26). Pomponius Mela (II, 4. p. 182 ed. *Gron.*) sowol als Plinius (H. N. III, 15) und Stephanus Byzant. nennen Petelia, ohne daß sich aus ihren Angaben etwas Besonderes entnehmen ließe. Ihr Name kommt auch auf der Peuting. Tafel vor (Tab. VI, b. Ind. p. 58 ed. *Mannert*). Aus der noch späteren Zeit haben wir keine Kunde von dieser Stadt. Gegenwärtig liegt hier Strongoli, wo man verschiedene Alterthümer, selbst Inschriften mit dem Namen Petelia gefunden hat (vergl. Mannert 9. Th. 2. Abth. S. 214).

Auch sind noch Münzen von dieser Stadt vorhanden (vergl. *Eckhel* Doctr. num. Vol. I. Part. I. p. 110). Von Petelia führen auch die Petelini montes (*Πετελῖνα ὄρη*) ihren Namen, auf welche sich einst Spartacus zurückzog. Vergl. *Ph. Cluver.* Ital. ant. Tom. II. p. 1316. (*J. H. Krause.*)

PETELINI (*Πετηλινοὶ* bei *Polyb.* VII, 1, 3. Petellini bei *Liv.* XXIII, 20), die Bewohner der Stadt Petelia (s. d. Art.). (*Krause.*)

PETELINUS LUCUS war ein Hain bei Rom außerhalb der Porta Flumentana. In diesem Haine fand die Volksversammlung und Abstimmung zur Verurtheilung des M. Manlius, welcher des Hochverraths beschuldigt worden war, statt, und zwar deshalb in diesem Haine, weil von hier aus das Volk nicht nach dem Capitolium schauen konnte, dessen Anblick die Abstimmung auf dem Campus Martius verhindert haben würde, wie die Volkstribunen mit Recht vermutheten. Denn bekanntlich hatte M. Manlius das Capitolium gegen den nächtlichen Versuch der Galler gerettet (*Liv.* V, 47). Im genannten Haine aber gelang die Abstimmung und Verurtheilung, und M. Manlius wurde vom tarpejischen Felsen gestürzt (*Liv.* VI, 20). (*Krause.*)

PETELMA hieß, so lange die Janitscharen bestanden, ein Beamter, welcher, gewissermaßen als ihr Generalprocurator, für ihr Bestes zu sorgen hatte. Starb z. B. Jemand, welcher unter dem Schutze dieser Körperschaft stand, so versiegelte er dessen Haus, um den Janitscharen den zehnten Theil seines Vermögens zu sichern, welcher ihnen zukam. (*G. M. S. Fischer.*)

PETENISA oder PETENISCA, eine Stadt der Helvetii, nach der Tabula Peuting. II, b. p. 58. Ind. ed. *Mannert.* (*Krause.*)

Petenuche, s. Seide.

PETEON, einst ein unbedeutender Flecken in Böotien, sowie der ihm benachbarte Ort Trophea; beide am See Hylika; s. Mannert 8. Th. S. 226. Sickler 2. Th. S. 125. (*Krause.*)

PETER. I. Apostel, s. Petrus.

II. Kaiser, Könige und Fürsten.

1) Kaiser von Brasilien s. Don Pedro I. (III, 14. S. 430 fg.)

2) Kaiser von Constantinopel.

Peter von Courtenay, s. Courtenay.

3) Kaiser von Rußland.

Peter I. Kaum ist wol eine andere, große, geschichtliche Erscheinung, über welche das Urtheil so verschieden ausfallen kann, wie über Zar Peter den Großen von Rußland, über welche es auch so verschieden ausgefallen ist. Denn Urtheilende pflegen nicht selten, je nachdem ihre im Voraus gefaßte Liebe oder Abneigung ist, nicht den ganzen Kreis, der, soll ein wahres Urtheil gewonnen werden, sondern nur bald diesen, bald jenen zu betrachten. So ist geschehen, daß die Einen in Peter dem Großen den hehren Heros, das kräftige und erleuchtete Gemüth, den wohlthätig schaffenden Geist, mit dem die alte Barbarei Rußlands zusammenbricht, mit dem seine Civilisation anhebt, den Mann, auf dem die ganze physische und geistige Größe Rußlands beruht, sehen, während die Andern in ihm nur den Barbaren, den rohen Sohn des rohen Landes erblicken, der sonder Kraft, sich selbst zu den Höhen der europäischen Civilisation emporzuheben, sich auch vergebens Keime der Civilisation unter seine Nation zu legen bemüht. Sie nennen ihn einen Mann, der Rußland wol durch seine eiserne Consequenz und durch die Furchtbarkeit seines Willens zu einer militairischen Größe emporzutragen, weiter aber auch nichts Anderes von Bedeutung, von Dauer, von wohlthätigem Einfluß zu schaffen und zu bilden, im Stande gewesen sei. In der That fehlet es weder der einen, noch der andern dieser Meinungen an Gewicht, an Gründen, an Beweismitteln. Die Wahrheit ruhet in der Mitte, oder sie hat vielmehr ihren Theil hier und dort. Wenn man nicht einzelne, sondern alle Erscheinungen seines Lebens, wenn man Alles, wodurch sein Geist, sein Inneres sich offenbart hat, betrachtet und erwägt, so bietet sich uns von Peter dem Großen folgendes Bild dar. Mit großer Charakterstärke und Willensfestigkeit von der Natur begabt, mit einem hohen Grade von Erkennungskraft, aber auch mit stürmischer Leidenschaftlichkeit ausgerüstet, wird er in einem Lande geboren, das noch als barbarisch angesehen werden muß, wird er unter Umgebungen auferzogen, die ihn weder geistig noch sittlich bilden wollen und bilden können. Die alte russische Rohheit setzt sich in seinem Innern fest, unaustilgbar, unauslöschbar. Seine Jugend wird nicht durch Lehren, wie der Mensch und besonders der König, der Herrscher einer großen Nation sie braucht, erwärmt und erleuchtet. Aber schon in einigen seiner Vorfahren auf dem Throne ist das Bewußtsein, daß Rußland noch roh sei, und der Gedanke, daß aus dieser Rohheit herausgegangen werden müsse, aufgewacht. Man hat die Meinung aufgefaßt, daß aus sich selbst heraus Rußland nicht aus der Barbarei kommen werde, daß es nur an der Hand von Fremden, durch fremde Bräuche, Sitten und Einrichtungen geschehen könne. Der heranwachsende Peter wird mit solchen Vorstellungen ebenfalls angefüllt, die aber weiter nichts als allgemeine Vorstellungen sind. Erst der heranwachsende Peter hört von seinen fremden Umgebungen, die nicht Verstand und Wahl, die nur der Zufall in seine Nähe gestellt hat, die nicht zu den geistig Hochstehenden gehören, bald daß es in diesem, bald, daß es in jenem Stücke in dem übrigen Europa anders aussehe als in Rußland. Aber den Grund und Boden der europäischen Civilisation können sie ihm nicht sagen, weil er ihnen selbst unbekannt geblieben. Niemand ist, der wagen dürfe und wolle, ihm zu sagen, daß, wer sie andern geben wolle, diese Civilisation, sie zuerst anzufangen habe mit sich selbst. Mehr durch seine eigene innere Erkennungskraft als durch andere geführt und geleitet, faßt Peter eine allgemeine Vorstellung der europäischen Civilisation, des europäischen Staates, des europäischen Lebens auf. Er beschließt diese Dinge, welche er eigentlich nicht kennt, nach Rußland zu verpflanzen, soweit sie sich verpflanzen ließen. Er kennt sie nicht, wie er beginnt. Sein ganzes Leben selbst ist das Ringen und

kämpfen, um sie kennen zu lernen. Aber in ihrer Ganzheit und Vollheit ist ihm selbst die Kenntniß doch niemals aufgegangen. Mitten auf dem Wege, der ihn selbst erst zu Kenntnissen, die er sich auf mehren Reisen in das Ausland gleichsam erobern will, führen soll, fängt er schon an, zu bilden, zu schaffen und zu organisiren. Heftig, wie er ist, möchte er von jeder Saat, wenn sie auch ihrer Natur nach erst mit der Zeit gedeihen kann, doch schon im nächsten Augenblicke die Früchte sehen, denn er hat, wie bemerkt, den Grund und Boden, das Wesen dessen, was er bilden und schaffen will, nicht erfassen lernen. Was Wunder, daß das Meiste, was geschieht, in der seltsamsten und bizarrsten Weise geschieht, zuweilen durch die verkehrtesten Mittel geschehen soll, die grade das Gegentheil von dem, was sie bezwecken sollen, herbeiführen müssen. Was Wunder, daß sich die ungeheuersten Widersprüche um so häufiger darbieten, als der Zar weder die Eindrücke seiner Jugend noch sein stürmisches Wesen, das beinahe Wildheit genannt werden kann, zu übermeistern gesonnen. Nun ist aber der niedere und materielle Theil der europäischen Civilisation seiner Natur nach leichter zu fassen und zu begreifen als der höhere und reingeistige. Auf diesen sehen wir daher auch den Zaren sich mit dem ungeheuersten Eifer werfen. Es ist das, was er am meisten begriffen hat. Vorzugsweise wendet er sich wieder auf das, wodurch auch die äußere Größe Rußlands gehoben werden kann, auf die militairischen Sachen. Er ist der Schöpfer des russischen Heeres und der russischen Flotte. Aber auch alles Andere, was in diesen Kreis hereingehört, entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht. Handwerk, Manufactur, Handel, Verkehr, die Einrichtungen, die Wissenschaften, durch welche sie gefördert werden können, Physik, Chemie, Mathematik, das ist, was ihn am meisten kümmert. Wie oft geht er in das Haus des Handwerksmanns, um selbst zu sehen und zu hören, ja wie oft legt er nicht selbst Hand an, um seine Vorstellungen sich zu verdeutlichen. Und doch könnte man von allen diesen Dingen, denen der größte Theil seiner Aufmerksamkeit gewidmet ist, mehr sagen, daß er sie nach Rußland als daß er sie den Russen gebracht. Er gewann sie für Rußland, indem er soviel Fremde, als er nur vermochte, die von dem Einen oder von dem Andern etwas verstanden, in das Land hereinzog. Doch mußten sie in möglichster Geschwindigkeit, was der Zar haben wollte, bilden und schaffen. Zwar sorgte er allerdings auch dafür, daß es die Russen von den Fremden sich erlernen möchten, aber selten geschah das in richtiger Art und Weise. Daher auch die Erscheinung, daß mit seinem Tode so Vieles gleich wieder in Verfall kommt, selbst die Marine, die doch Peter's Liebling gewesen, und durch andere Mittel später gewissermaßen von Neuem gebildet werden muß. Ist nun auch Alles, was in dieser Beziehung geschieht, unzulänglich, besonders dadurch, daß es zu wenig von der nationalen Seite gefaßt wird, so ist es doch von wohlthätigem Einfluß gewesen, schon dadurch, daß die Geister in Bewegung gesetzt wurden. Die materielle Richtung des Zaren muß doch wenigstens mittelbar auf das Rein-Geistige zurückwirken. Auch ging nun dieses Rein-Geistige doch keineswegs ganz leer aus, besonders am Lebensende Peter's. Die Russen konnten dem Zaren vorwerfen, daß das Meiste, was geschah, in zu wenig nationaler, in das Volk selbst eingreifender Weise geschah. Dem kann man entgegensetzen, daß doch überhaupt etwas geschah und daß das Erste, was werden mußte, war, daß Rußland, vor Peter dem Großen ein todter Koloß, in Bewegung gesetzt ward. Den höhern und rein-geistigen Theil der europäischen Civilisation hat der Zar selbst viel weniger begriffen, als den niedern und materiellen. Hier ist er viel unglücklicher, hier kann er selbst den Grund und Boden, auf den man treten muß, nicht fassen; hier tritt seine eigene Persönlichkeit, die noch aus der alten russischen Barbarei stammt, ihm immer entgegen, sodaß er oft selbst mit der einen Hand wieder zerstört, was er mit der andern gebildet zu haben glaubt. Seine Bestrebungen auf dieser Seite laufen nach mehren Richtungen hin, und man sieht, es ist sein Wille, daß ein neues Leben in Rußland entstehen soll. Eine Masse von guten Büchern läßt er ins Russische übersetzen, er will, daß die Materialien der russischen Geschichte gesammelt, daß eine Geschichte geschrieben werde, er arbeitet bei den Bischöfen, daß gelehrt und geprediget werde, er wünscht, daß die heilige Schrift und die Erbauungsbücher in dem alt-slavonischen Dialekt geschrieben, in die nunmehrige Volkssprache übertragen werden möchten; und alle diese Dinge, vollzogen oder gedacht, sind gut, lobenswerth, fördernd. Aber er weiß nicht, daß wahre Civilisation, daß der Geist nur eine langsam reifende Frucht ist. Er möchte sie aus der Erde stampfen und weil sich der Geist nicht aus der Erde stampfen läßt, hält er sich lieber wieder an das Materielle und verwechselt das mit dem Geistigen. Wenn er den Bauern ihre langen Röcke und ihre Bärte abzuschneiden gebietet, wenn er dem Adel gebietet, Assembleen zu halten, wie die andere vornehme Gesellschaft Europa's, so siehet man, wie er das Innere und das Äußerliche mit einander verwechselt und jenes in diesem siehet. Es wird dieses Wesen und Treiben seltsam, bizarr und widerspruchsvoll, wenn nun, wie nicht selten, die alte russische Barbarei des Zaren selbst noch obenein hinzutritt. Wie oft erzählt der ehrliche Bergholz in seinem Tagebuche, das zu uns von den letzten Lebensjahren Peter's I. redet, wie auf jenen Assembleen, die er selbst hält oder bei denen er anwesend ist, und zu denen bei den schwersten Strafen die jüngsten russischen Damen kommen, Alles trinkt und trinken muß, bis Jedermann unter den Tisch gefallen. Wo der Zar sich in die höhern und feinern Theile der europäischen Civilisation hineinverliert, da ist er nicht selten recht unglücklich. So hat er auf der einen Seite wohl aufgefaßt, wie förderlich und heilsam für Staat und Leben für den Mann überhaupt, für den Staatsmann und Soldaten insbesondere das Prinzip der Ehre ist. Er wünscht dasselbe nach Rußland zu ziehen. Er stiftet Orden, hält Triumphzüge, vertheilt Titel. Aber zu innerlicher Anerkennung dieses Princips kann er selbst doch nicht gelangen. Er prügelt seine Beamten mit eigener Hand, und oftmals, wenn er recht wohl erkennt, daß sie auf das ge-

meinſte betrogen, ſtellt er ſie doch, wenn er eben ſie wieder zu brauchen glaubt, oder wenn ihn die Laune ſo treibt, wieder in die höchſten Staatswürden an. Wie konnte da das Princip der Ehre gedeihen! So bietet die Thätigkeit des Zaren in dieſer Beziehung eine Kette von Seltſamkeiten, von Widerſprüchen dar. So erſcheint Peter, betrachtet man ihn zuerſt als Bildner ſeiner Nation. Man muß mehr auf den Willen ſehen als auf die That; ſchon der Gedanke, Rußland zu einem europäiſchen Lande zu machen, war ein großer. Man muß mehr darauf ſehen, daß er die Geiſter in Bewegung ſetzte, als auf die oft ſeltſame, oft verkehrte Art, in welcher es geſchah. Es war Folge ſeiner Erziehung, ſeiner Umgebungen, ſeiner Zeit, daß er nicht mehr erfaßte, als er erfaßt hat. Seine Hauptirrthümer waren, daß er meinte, die Civiliſation ließe ſich aus der Erde ſtampfen, und daß, was er überhaupt that, die Maſſe der Nation wenig berührte. Wenn auch in einigen Anordnungen ſich ein anderer Geiſt ausſpricht, ſo verkannte er doch im Ganzen genommen, daß das Volk nur an der Hand der Kirche gebildet werden konnte. Er faßte den großen Gedanken, die Kirche als Volksbildnerin zu benutzen, nicht vollſtändig auf. Überhaupt hat er der Maſſe in dieſer wie in andern Beziehungen ſehr geringe Aufmerkſamkeit gewidmet. Als Herrſcher erſcheint uns Peter der Große als eine nicht allein durchaus autokratiſche, ſondern auch willkürliche Natur. Seinen Planen und Entwürfen muß ſich Alles unbedingt zum Opfer bringen. Aber das findet in Rußland kaum Jemand auffallend. Wenn die Opfer nur nicht zu ſchwer wären, die der Zar für Entwürfe, deren Reſultat oft zweifelhaft iſt, begehrt, es würde kaum Jemand darüber klagen. Doch bleibt es nicht unbemerkt, daß Peter I. die Bojaren, wie ſeine Vorfahren noch gethan, nicht einmal mehr um ihre Meinung befragt. Auch die Kirche, die in Rußland, ſo dem autokratiſchen Zarenthum niemals bedenklich geweſen, wird unter ihm noch ganz unter daſſelbe geſtellt. Die Leibeigenſchaft der Bauern macht er noch feſter und unbedingter, als ſie früher geweſen, die Rechte des Adels fixirt er. Sein Herrnthum iſt Petern Alles, die Nation geht in demſelben auf. Die Verwaltung des Reiches, die Pflege des Rechtes wird beſſer, ſorgfältiger, weniger indeſſen um des Volkes willen, als weil es der Vortheil des Zarenthums ſo erheiſcht. Ordnung iſt ſeine Loſung. Es gelingt ihm freilich nicht, ſie allenthalben hin zu bringen. Die ruſſiſche Beamtenwelt der damaligen Zeit, wie oft auch der Zar mit eigenhändigen Prügeln dazwiſchenſchlug, ließ ſich nicht leicht von dem alten Wege und der alten Weiſe des Truges abbringen. In dem am wenigſten erfreuenden Lichte erſcheint Peter I., wenn man ihn als Menſchen, wenn man ihn von der ſittlichen Seite betrachtet. Dem Herzen und dem Geiſte ſind, wie es ſcheint, die Gedanken an eine moraliſche Ordnung der Dinge nicht aufgegangen, ſie ſind unerhoben, ungeläutert geblieben von wahrhaft hohen Ideen. Darum waltet eine niedrige Genuſſesſucht, die nicht einmal von dem Firniß einer äußern Verfeinerung übertüncht iſt, oft in der roheſten, ungeſchlachteſten Geſtalt hervortritt, vor. Die zarten Empfindungen fehlen; wahre Liebe und wahre Freundſchaft ſind in ſeine Bruſt nicht eingekehrt. Unwürdige ſind zum guten Theil die Menſchen, denen das gegeben wird, was wie Liebe oder wie Freundſchaft ausſieht. Die verſtoßene Gemahlin Eudoxia, der hingerichtete Sohn Alexis, ſie werden ewig gegen Zar Peter Zeugniß geben. Überſchaut man indeſſen die ganze Erſcheinung Peter's des Großen, ſo bleibt ſie immer von einem hohen Intereſſe. Die Willensfeſtigkeit, die Thatkraft, die Thätigkeit, welche hier der Beſchauung entgegentreten, ſpielen auf keinem kleinen Schauplatz, führen nicht geringe Reſultate herbei. Rußland trat in die Reihe der europäiſchen Staaten ein, Rußland ward furchtbar durch Peter's I. Walten. Geboren ward er am 10. Juni 1672 unter der Herrſchaft ſeines Vaters Alexis Michaelowitſch aus deſſen zweiter Ehe mit Natalia Kirilowna Nariiſchkix. Wichtig ſchon war die Zeit ſeiner Geburt. Die Herrſchaft der Mongolen, die Rußland lange von Europa hinweg und nach Aſien gezogen hatte, war nun ſchon ſeit geraumer Zeit abgeſchüttelt. Das Reich, wieder zu ſeiner Freiheit gebracht, mußte nun nach Europa zu ſtreben, wohin es durch Urſprung, Glaube und Sprache gehörte. Die Rückkehr zu Europa, zu dem naturgemäßen und urſprünglichen Verhältniß, hatte eine leichte und ſchnelle indeſſen nicht ſein können. Denn in der langen Zeit der mongoliſchen Herrſchaft, in der langen Verbindung mit Aſien, waren Reich und Nation ihrem urſprünglichen, europäiſchen Charakter ſehr entfremdet, dem eigentlich fremden, aſiatiſch-barbariſchen zugewandt worden. Die Ruſſen waren in die ſtarre, ſteife und regungsloſe Weiſe des Morgenlandes hineingekommen, und hatten den aſiatiſchen Barbarenſtolz, der alles Fremde verachtet und ſich ohne Prüfung über Jegliches weit erhaben dünkt, aufgeſogen. Die Rückkehr zu Europa war noch durch andere zufällige Umſtände, beſonders aber durch das Ausſterben des alten Zarengeſchlechts der Ruriks im J. 1598 und durch die heftigen innern Stürme, die in Folge dieſes Ereigniſſes über Rußland kamen, aufgehalten worden. Ausbleiben aber konnte ſie nicht; ſie lag in der Natur der Dinge, in der Nothwendigkeit. Die Zaren aus dem neuen Hauſe Romanow, das 1613 den Thron von Moskau gewonnen, fühlten und erkannten die Nothwendigkeit der Rückkehr zu Europa, der Wiederannäherung an Europa. Alexis Michaelowitſch ſcheint ſie beſonders gefühlt zu haben. Iſt er doch gewiſſermaßen als der Vorgänger Peter's zu betrachten, zieht doch auch er ſchon Fremde, ſo viele er kann, nach Rußland, denkt doch auch er ſchon an eine ruſſiſche Flotte, macht doch auch er ſchon einen Verſuch, auf europäiſchem Fuß organiſirte Regimenter in Rußland zu errichten. Unter Alexis Michaelowitſch wird auch im Frieden von 1667 ein Theil des früher an Polen verloren gegangenen altruſſiſchen Gebiets bis an den Dnieper zurückgewonnen. Auch dieſes iſt nicht ohne Bedeutung. Die weſtlichen Theile Rußlands ſind im Laufe der Zeit und während des mongoliſchen Unglücks dem Reiche von Moskau durch Lithauen und Polen entriſſen worden, wodurch dieſes Moskau weiter von den Mittelpunkten Europa's hinweggedrängt war. Man fängt an, das Verlorene zurückzuholen und rückt damit der euro-

päischen Welt wieder näher. Alexis Michaelowitsch, der Vater Peter's, starb 29. Jan. 1676, wie dieser noch im zartesten Alter war. Der Thron ging auf Feodor Alexiewitsch, Sohn aus der ersten Ehe, über. Nur kurze Zeit regierte dieser, denn schon am 27. April 1682 war er todt. Beide Regierungen waren merkwürdig und sie müssen als Vorbereitungen der Art und Weise Peter's in vielen Beziehungen angesehen werden. Man bemerkt, daß ein neuer Geist über Rußland kommen will. Alexis Michaelowitsch hat schon acht regulaire Regimenter, bei denen lauter fremde Officiere befehligen, aufrichten lassen, er läßt Holländer nach Rußland kommen. Der Zar denkt schon an das schwarze und kaspische Meer, er läßt Wüsteneien cultiviren, neue Dörfer und Flecken, in denen besonders Polen angesiedelt werden, Seiden- und Leinwandmanufacturen anlegen. Aber auch Steigen des autokratischen Geistes bemerkt man. Die geheime Staatskanzlei schafft Verdächtige oder Gefährliche in der Stille hinweg. Feodor scheint im Ganzen genommen in demselben Geiste gehandelt zu haben. Doch mag schon unter ihm Manches, und besonders die regulairen Regimenter, wieder in Verfall gerathen sein. Feodor verbrennt die Adelsbriefe und erklärt, daß Privilegien und Vorrechte nur auf Verdienst, nicht auf Geburt zu gründen wären. Überhaupt siehet man an den beiden Regierungen des Alexis und des Feodor, daß in dem zarischen Hause der Entschluß, Rußland dem übrigen Europa wieder nahe zu bringen, aufgekommen. Als ein Erbe seines Hauses geht dieser Entschluß nachmals auf Peter über. So lange die Herrschaft des Vaters und des Bruders dauert, erfährt man von dem jungen Peter sehr wenig. Feodor soll ihm einen Schotten als Erzieher gesetzt haben. Wie Feodor stirbt, ist Peter erst zehn Jahre alt. Seine Erziehung sollte nun eigentlich erst beginnen. Der Thron hätte nun an den 13jährigen Iwan, den Sohn des Alexis aus seiner ersten Ehe, kommen sollen. Aber sei es, daß schon Feodor, weil Iwan fast blödsinnig, jedenfalls geistig und körperlich sehr schwach war, Petern für den Thron bestimmte, sei es, daß erst nach seinem Tode die weltlichen und geistlichen Vornehmen es so wollten, der junge Peter ward als Zar ausgerufen. Aber es währte nur kurze Zeit. Denn Sophie, Iwan's rechte Schwester, eine Frau von hohem und stolzem Geiste, wollte den rechten Bruder, in dessen Namen sie zu herrschen gedachte, nicht vom Throne wegdrängen lassen. Sie mochte Natalia Nariischkin, die Stiefmutter, die jünger war als sie selbst, hassen und fürchten. Verbunden mit dem Fürsten Chawansky gewann sie die Strelitzen oder Strelzen, die zu Unruhe und Empörung so immer geneigt, in Moskau die Rolle der römischen Prätorianer spielten. Die Familie Nariischkin war den Strelzen längst verhaßt, und Sophie verbreitete noch das Gerücht, daß Feodor von ihnen vergiftet worden. Die Strelzen brachen am 15. Mai 1682 zu Moskau in einem furchtbaren Aufstande gegen die Nariischkin und ihre Freunde los. Bei 70 Männer, unter ihnen auch Anastasius, älterer Bruder der Zarenwitwe Natalia, fanden dabei den Untergang. Drei Tage lang tobte der Lärm der Strelzen in Moskau. Sie begehrten, daß Iwan und Peter zusammen Zaren sein, Sophie aber das Reich verwesen sollte. Also mag es Sophien's Wille gewesen sein, der es weniger um die Verdrängung Peter's als der Stiefmutter zu thun war. Nun wurden Iwan und Peter am 23. Juni 1682 gekrönt, und Natalia mußte die schon angetretene Reichsverweserwürde wieder niederlegen. Sophie übernahm nun diese und die beiden Knaben konnten ihr dabei natürlich ein Hinderniß nicht sein. Sie benahm sich mit Verstand und Umsicht. Die Strelzen, die einmal losgelassen, in der wilden Weise fortfahren wollten, verstand sie zu dämpfen, und des Fürsten Chawansky, der ihr über den Kopf zu wachsen drohete, sich zu entledigen. Sie vertraute sich der Leitung des gebildeten Wasilij Gollitzün an. Auch in auswärtigen Verhältnissen benahm sich Sophie mit klugem Geschick. Erkennend, daß es mit der Pforte auf die Neige gehe, und daß für Rußland die Zeit, über die Türken Eroberungen zu machen, gekommen sei, nahm sie Theil an dem Kriege, den Kaiser Leopold I., Polen und Venedig gegen die Pforte eröffnet, und schloß am 6. Mai 1686 mit diesen Mächten eine Allianz. Es wurden dabei noch Kiew, Smolensk und Tschernigow definitiv von Polen gewonnen. Die Russen wandten sich in diesem Kriege besonders gegen die Tataren der Krim, fochten aber ohne besonderes Glück. Den rechten Bruder Iwan vermählt Sophie im J. 1684 mit der schönen Proscowja, Tochter des Feodor Soltykow. Auf den jungen Peter scheint Sophie in den ersten Jahren ihrer Regierung gar nicht weiter geachtet zu haben. Sie begnügte sich wol ihm einen Oberhofmeister, den Fürsten Boris Gollizün, zu setzen. Im Übrigen bleibt er und seine Erziehung der Mutter Natalia überlassen. Es wird nun zwar noch ein Lehrer, Namens Satow, erwähnt, aber zugleich auch hinzugefügt, daß derselbe selbst weiter nichts als höchstens lesen und schreiben gekonnt. Da Peter Zar geworden, scheint man allen weiteren Unterricht für nicht recht anständig gefunden zu haben. Es hört also aller Unterricht, alle Erziehung etwa im eilften Jahre auf. Was Wunder, daß Peter ward, wie er geworden ist, was Wunder, wenn er am Anfange seiner künftigen Laufbahn nicht einmal seine fürstliche Stellung begreift, wenn er einen Misgriff nach dem andern thut. Fehlte doch hier jeder gesunde und kräftige Boden des Wissens, des Unterrichts. Wir finden den jungen Zaren, den Sophie anzutasten wol nicht wagen darf, bald zu Moskau auf dem Kremlin, bald und noch öfter auf dem Preobrahenskischen Lustschloß in der Nähe der Stadt in voller Freiheit und Unabhängigkeit sich bewegend. Umgeben ist er von der sogenannten Potjeschnije, von jungen Leuten, die zu Petern vielleicht schon von Feodor zur Gesellschaft, zur Lust, zur Jagd, zum Spiel gestellt worden. Es ist eine wilde Schar, die eine Menge von Thorheiten begeht. Immer mehr junges und leichtes Volk wird herbeigezogen. Satow, der lehren und unterrichten soll, Boris Gollizün, der überwachen soll, spielen selbst eine Hauptrolle bei den tollen Streichen. In Wein, Trunk, Spiel und schlechten Frauenhäusern wälzt sich die Gesellschaft herum. Frechheit und Zügellosigkeit derselben nehmen mit den

steigenden Jahren zu. Satow wird zum Saufpatriarchen erhoben, Bischöfe und Diakonen ihm untergeordnet. Sie brechen in die Häuser ein, beunruhigen die Menschen und nöthigen zum Tractiren und zum Trinken. Bei den schwersten Strafen darf sich Niemand dem tollen Zeug widersetzen. Und solche Dinge sind Peter's Lust bis an seinen Tod gewesen. Nur begreift er später, daß die nationale Priesterschaft und Kirche so nicht offen der Verhöhnung Preis gegeben werden durfte. Darum wandte er sich später auf die römisch-katholische, und der Saufpapst und die Saufcardinäle müssen die Ceremonien dieser Kirche verspotten. Indessen waren solche tolle Spiele, solche verwegene Lust, in der Wein und sinnliche Liebe die Hauptrolle spielten, doch nicht das Einzige, womit die Jugend ausgefüllt ward. Unter dem Haufen, der sich um den jungen Zar drängte, das tolle Zeug mitzutreiben und dadurch emporzukommen, waren auch besonnenere Männer. Fremde Officiere waren schon unter den beiden früheren Zaren in nicht kleiner Zahl nach Rußland gekommen, um hier ihr Glück zu machen. Auch bestanden von den regulairen Regimentern, die Alexis aufgerichtet, noch zwei, die Regimenter Lemorßka und Butirsky, wenn sie wol jetzt auch in Verfall gekommen. Solche Officiere kamen auch zu dem jungen Zaren. Franz Zimmermann aus Strasburg und Franz Lefort aus Genf gewannen, besonders der Letztere, Peter's Liebe und Vertrauen. Peter ernannte ihn 1683 zum Major. Soldatenspiele mochten die Jünglinge schon früher getrieben haben, wie jedes andere Spiel. Unter Lefort's Leitung gewannen diese Spiele einen ernstern Charakter. Er organisirte sie auf einen regelmäßigen europäisch-militairischen Fuß, rangirte sie in eine Compagnie, die aus 50 bestand, exercirte sie, ließ sie manoeuvriren. Sogar eine kleine Festung erbaute er ihnen, die mit Kanonen vertheidigt ward. Lefort war ein Mann nicht ohne Welterfahrung und nicht ohne Kenntnisse. Er mochte dem jungen Zaren zuerst eine dunkle Vorstellung davon, daß es im andern Europa anders als in Rußland aussehe, daß man hier Vieles anders machen müsse, wenn man den Andern gleich stehen wollte, gegeben haben. An etwas Weiteres als an solche dunkle und allgemeine Vorstellungen, die in Peter wieder unbestimmte Gedanken und Entwürfe erzeugen, ist dabei nicht zu denken. Besonders aber mag Lefort zu dem Zaren von dem geredet haben, was er am besten versteht. Wenn Rußland den andern Mächten Europa's gleich kommen wolle, so müsse es statt der wilden Strelzen und des unordentlichen allgemeinen Aufgebots zur Zeit eines Krieges ein europäisch organisirtes und disciplinirtes Heer besitzen. Dieser Gedanke ist nicht einmal neu in Rußland; schon Alexis Michaelowitsch hat ihn ja gehabt. Das ist das Erste, was der junge Zar faßt und begreift. Mit einer wahren Wuth wirft er sich in die militairischen Übungen hinein. Da strömen denn nun auch immer Mehre hinzu, um Theil zu nehmen. Der Adel bemerkt dabei nicht eben mit Vergnügen, daß der junge Zar in seiner Gunst nicht auf den Adel sieht, sondern auf die, welche sich am rüstigsten und am tüchtigsten zeigten. Die Schar wächst und ein Theil derselben muß in das benachbarte Schloß Semenowsky verlegt werden. Unterdessen waren mehre Jahre unter der Herrschaft Sophien's verlaufen. Auf die Münzen ließ sie neben das Bildniß der beiden Brüder auch das ihrige stellen, sie betrug sich, als ob das Reich in der That das ihrige, nicht das Reich der beiden jungen Zaren sei. Iwan selbst, obwol schwach, doch hochmüthig, nahm, als er heranwuchs, Anstoß an Sophien's Weise. Größern Anstoß nahm, als er heranwuchs, Peter daran. Er fing an sich fühlen zu lernen, vermählte sich am 27. Jan. 1689 mit Eudoxia Feodorowna Lepuchin, die älter war als er. Peter's Unzufriedenheit mit Sophien war um diese Zeit bereits auf den höchsten Grad gestiegen. Selbst Gefahr, so schien es, hatte er von dieser Seite zu fürchten, denn Sophie hatte 1687 förmlich den Titel einer Selbstherrscherin angelegt. Was wollte sie doch damit sagen, war es eine Vorbereitung zur Verdrängung Peter's? Seine Freunde mögen ihn darauf aufmerksam gemacht haben. Plötzlich, am 8. Juni 1689, tritt Peter in dem Staatsrathe, den er seit einiger Zeit besuchte, auf und begehrt, daß Sophie sich nur Großfürstin, nicht Selbstherrscherin und Regentin nenne, daß sie die Mitherrschaft niederlege. Sophie weigerte sich und Peter eilt mit Mutter und Gemahlin nach Preobraschensk, wo seine Getreuen sind, um die nothwendigen Maßregeln zu verabreden. Sophie, welcher das Auftreten Peter's ganz unerwartet gekommen zu sein scheint, entwirft mit dem Fürsten Gollizün den Plan, sich Peter's gewaltsam zu erledigen. Der Anführer der Strelzen Schtscheglowitij, Sophien's Günstling, bietet dazu die Hand. 600 Strelzen sollen das Schloß von Preobraschensk überfallen. Zwei Strelzen aber eilen voraus und verrathen den Anschlag. Peter kann sich mit seiner Familie und seinen Getreuen in das große Dreifaltigkeitskloster bei Moskau retten, dessen Lage sehr fest war. Auch eilt Lefort sogleich mit regelmäßigen Truppen herbei, und ein Regiment Strelzen stellt sich ebenfalls zu Peter. Der Anschlag auf Preobraschensk war gescheitert. Mit dem Scheitern des Mordanfalls war auch das Regiment Sophien's gestürzt. Peter verkündete laut, daß ein Mordanfall auf ihn habe geschehen sollen. Er rief es vom Balcon herab am 5. Sept. 1689 aus. Wer an des Zaren Erhaltung Antheil nehme, der ward nach dem Kloster entboten. Nun drängte sich bald Alles nach dem Dreifaltigkeitskloster. Sophie ließ es nicht an Unterhandlungen und Versicherungen fehlen, daß die Strelzen ohne ihren Befehl, ja ohne ihr Wissen gehandelt. Sie selbst kam in das Kloster, um sich dem Zaren zu Füßen zu werfen. Aber sie ward nicht angenommen und ihre Herrschaft war am Ende. Peter brauchte nur am 7. Sept. 1689 zu befehlen, daß sie geendet und so war sie geendet. Er achtete indessen in ihr das zarische Blut, aber ins Kloster mußte sie wandern, der Fürst Gollizün in die Verbannung. Peter hält seinen Einzug in Moskau und der gute Iwan ist für ihn kein Hinderniß des Alleinherrnthumes; freiwillig weicht er der größern Kraft und der größern Einsicht. Iwan scheint den Stiefbruder wahr und aufrichtig geliebt zu haben, eine Liebe, die seinem Geschlechte von Peter sehr schlecht vergolten worden ist.

So ist der 17jährige Jüngling, den Niemand gebildet, dem Niemand auch nur den leisen Begriff der hohen Pflichten, die ihn erwarteten, gegeben, dem Niemand die Mittel geboten, wie er sie klar, ruhig und richtig hinausführen sollte, Herr eines großen Reiches einst geworden. Er hat eine wüste Jugend durchlebt und die sittliche Bedeutung des Lebens ist ihm verschlossen geblieben. Wüstheit und Barbarei umgibt ihn von allen Seiten, und nur Einige stehen neben ihm, die ihm mehr zuflüstern als zusagen, daß es noch ein anderes Leben als dieses gäbe. Vor ihm liegt Rußland, freilich nicht so riesenmäßig wie jetzt, denn die Rollen von 1722 zählten nur 5,794,928 Steuerpflichtige, während die Rollen von 1812 schon 37,000,000 zählen, aber doch immer schon groß, bewohnt von einem tüchtigen, anstelligen, ja schlauen und listigen Volke, auf dessen größerem Theile aber die Leibeigenschaft lastete, ausgerüstet mit schönen Naturgaben, aber doch wie ein todter Riese, leblos beinahe, ohne die Künste, die im übrigen Europa den Umschwung des materiellen Lebens lange erzeugt, im noch höheren Grade ohne die Wissenschaften, welche anderwärts das Leben verfeinerten und erhöhten. Dabei die Russen in den größten Einbildungen lebend, daß das reichste, schönste und beste Land das ihrige sei, sie die größte und herrlichste der Nationen, die sich um andere nicht zu kümmern brauche, ja um Andere sich nicht kümmern müsse. Das, was in dem allgemeinen Gefühl der Nation lebte, sprach der Klerus, der einzige Stand, in dessen Hand das geringe und unzulängliche Wissen sich befand, bestimmt und klar aus. Dem Klerus, der zuerst für die Interessen der Kirche und die Unverletzlichkeit des griechisch-russischen Glaubens sorgen zu müssen glaubte, erschien das nichtrussische Europa, wo der römische Katholicismus oder der Protestantismus herrschte, sogar als gefährlich. Alle Verbindung nach Außen zu kann zu Ketzerei führen, ist gewissermaßen schon selbst Ketzerei. Eine Masse von tief eingewurzelten Vorurtheilen trat jeder Neuerung entgegen, schon aus dem Grunde, weil sie eine solche war. In jedem andern Lande Europa's hätte es nun wol erst einer langen Arbeit bedurft, um diese Vorurtheile hinwegzuräumen und über das Hinweggeräumte hinweg eine Brücke der Verbindung mit Europa zu schlagen. In Rußland allein konnte die von dem Volke angebetete und wie eine Gottheit hochgeachtete Zarengewalt die Vorurtheile der Nation nicht allmälig lösen, sondern sie in raschen Stößen mit Füßen zu treten wagen, eben weil sie angebetet, eben weil sie wie eine Gottheit auf Erden angesehen war. Indessen verlaufen, seitdem er sich in Besitz des Reiches gesetzt hat, noch mehre Jahre, ehe die Geschichte bedeutende Dinge von Peter zu erzählen hat, zum Beweis, daß in ihm selbst Alles höchst langsam und allmälig gedeiht. Nicht erfreulich ist zuerst ein Theil der Dinge, die von dem Zaren berichtet werden, und über welche besonders der Adel auf das Bitterste klagt. Peter habe, sagen sie, ein so wüstes Leben geführt, daß es nicht zum Aushalten gewesen, Vornehme und angesehene Leute hätten sich deshalb zurückziehen müssen, der Zar habe seine Gunst leichtem Gesindel zugewandt, die ihre persönlichen Verhältnisse zu ihm benutzt, um für sich, für ihre Freunde und Bekannten die besten und wichtigsten Stellen des Staates wegzuhaschen. Diese hätten dann Geld von dem Lande erpreßt, der Zar sich wieder von ihnen beschenken lassen, da er diese Methode, zu Gelde zu kommen, höchst bequem gefunden. Sie klagen, daß die Staatskanzlei, die zu Preobraschensk ihren Sitz genommen, mit unerhörter Willkür und Gewaltthätigkeit verfahre, daß Niemand mehr sicher, jeder Hochstehende durch die Anschuldigung des Gemeinsten, daß er staatsgefährlich sei, daß er auf Hochverrath sinne, gestürzt werden könne, Viele in der That gestürzt, ihre Güter confiscirt würden. Sind nun auch einige dieser Klagen wol übertrieben, so ist doch gewiß, daß die Staatskanzlei förmlich zu einer Inquisition geworden, in der auf die leisesten und schwankensten Gründe hin Tod, Gefangenschaft und Confiscation geschleudert wird. Einen guten Theil seiner Regierung hindurch, besonders am Anfange und am Schlusse, scheint der Zar von einem krampfhaften Mistrauen gegen hochstehende Männer und Familien beseelt gewesen zu sein. Auch darüber klagt der russische Adel, daß Peter die Regierung immer autokratischer mache, daß die alten und verständigen Reichsräthe für nichts mehr geachtet würden, die zarischen Verordnungen ganz allein unter dem Namen des Zaren erschienen. Wenn dabei Peter Verachtung der alten russischen Sitte und Weise immer deutlicher zeigt, so kann das freilich auch nicht dazu dienen, die Gemüther mit ihm zu versöhnen. Für seine Person ist Peter in den nächsten Jahren besonders mit militairischen Dingen beschäftiget. In der Compagnie von Preobraschensk hat er selbst zuerst als Trommelschläger gedient. Lefort läßt ihn allmälig zum Feldwebel avanciren. So hat es Peter sein ganzes Leben hindurch gehalten. Er dient immer in seiner eigenen Armee, auf seiner eigenen Flotte von Unten herauf. Allmälig läßt er sich von den Obern höher aufrücken, aber nur, wenn er es verdient hat, wobei er durchaus nicht geschmeichelt, nicht betrogen sein will. Ganz bedeutungsleer ist das doch nicht; es hilft die unter den vornehmen Russen herrschende Meinung, daß kein Höhergeborener im Dienst unter dem Niedriggeborenen stehen könne, vernichten. Das Ganze zeigt aber doch, wie so Vieles Andere, daß Peter einen sehr schlechten Begriff von seiner fürstlichen Stellung und Bedeutung hat. Er sieht nicht, daß der Fürst nicht da ist, um mit der Hand zu arbeiten, wozu es Menschen in der Welt genug gibt, sondern daß er da ist, um mit dem Geiste zu lenken und zu richten. Er schlägt die Trommel, steht Schildwache, macht den Matrosen und ergreift die Zimmermannsart, wodurch man weder Feldherr, noch Seemann, am allerwenigsten aber König wird. Sage man nicht, daß das nöthig, oder doch gut gewesen sei um des Beispiels willen. Die Russen haben sich aus dem Beispiele des Zaren, wie wir bei mehren Gelegenheiten hören, nicht das Mindeste gemacht. Jedenfalls ist der Fürst eines großen Reiches nicht da, um den Seinen mit der Hand vorzuarbeiten und sie mit seiner Körperarbeit anzufeuern. Dazu gibt es ganz andere Mittel. Peter sollte seine Zeit auf die viel nothwendigere Pflege

seines Geistes wenden. Das scheint er stets nur in einer sehr untergeordneten Weise gethan zu haben. Höchstens las er militairische und in dieses Fach einschlagende Schriften. Kenntniß der französischen Sprache erklärte er für ganz unnütz, und teutsch sprach er, wie man aus Bergeholz's Tagebuche sieht, noch in seinen letzten Lebensjahren furchtbar schlecht. Der Gedanke, daß sich für Rußland mit seinen großen Mitteln und Kräften auch große Dinge müßten erreichen lassen, wenn es nur eine europäisch gebildete Armee habe, hat sich des Zaren bemeistert und ihn mit Feuereifer erfüllt. Auch kann und muß ja ein solches Heer dazu dienen, dem Adel schweigenden Gehorsam immer mehr zu lehren. Die Strelzen müssen auch hinweg; sie sind mit ihrem wilden, unruhigen Sinn eine Schranke der selbstherrlichen Gewalt, die Peter nicht länger tragen mag. In diesen Gedanken hat er die Schar Lefort's fortwährend vergrößert und eine große Zahl fremder Officiere nach Rußland gezogen. Im J. 1690 ist er soweit gekommen, daß er die beiden regelmäßigen Garderegimenter Preobraschensky und Semenowsky organisiren kann. Die beiden ältern Regimenter Lamorska und Buturky waren wahrscheinlich zu gleicher Zeit auch neu organisirt worden. Sie bildeten zusammen eine Macht von 8000 Mann, die, in und um Moskau liegend, im Nothfall den Strelzen schon entgegengesetzt werden konnte. Hiermit hat Peter den Grund zum neurussischen Heere gelegt. Es ist nichts durchaus Neues. Er setzt nur mit größerem Ernst und allmälig auch in Allgemeinheit durch, was Alexis schon gewollt. Bald warf sich der Zar mit noch größerm Eifer in eine andere, ähnliche Branche hinein. Wie dürftig Alles war, was seine Umgebungen ihm sagten, das wird am besten dadurch bewiesen, daß der Zar nur durch einen Zufall auf den Gedanken, seinem Reiche auch eine Flotte zu verschaffen, gebracht wird. Bei Ismaelow sieht Peter auf dem Moscwaflusse ein Boot, anders gebaut als die Russen, die sich nur der Ruder, nicht der Segel zu bedienen pflegten, bauten. Er hört, es sei ein auf englische Weise vom Holländer Brandt, der unter Alexis nach Rußland geholt worden, erbautes Schiff. Nun wird Brandt aus einer langen Vergessenheit gezogen. Es sollen auf den russischen Strömen lauter solche Schiffe gebaut werden. Mit ungeheurem Eifer wirft sich Peter, ohne das Landkriegswesen dabei zu vergessen, in dieses neue Werk hinein, immer und allenthalben, wo er kann, selbst mit Hand an das Werk legend. Später wird den Russen ausdrücklich verboten, sich der Ruderboote auf den Strömen zu bedienen, nur Segelboote sollen sie haben. Aber der Zar erweitert bald seine Gedanken, wobei ihm die Erinnerungen von Alexis Michaelowitsch her zu Hilfe kommen. Rußland sollte auch eine Meerflotte haben. Nur ist schlimm, daß das Reich noch durch Türken und Tataren vom schwarzen Meere, durch Schweden von der Ostseeküste ausgeschlossen ist. Der Zar kann sich vor der Hand nur am weißen Meere versuchen. Wir finden ihn 1692 zu Archangel, wo er die gemeinsten Matrosendienste verrichtet und selbst an den Mastbäumen hinaufklettert, ja sich ganz nutzloserweise so unmäßig anstrengt, daß gegen das Ende des Jahres ein wiederholter Blutlauf sein Leben in Gefahr bringt. Auf dem pereslaw'schen See werden kleinere Schiffe, auf dem Strome Woronje, der in den Don fließt, größere Kriegsfahrzeuge gebaut. Der Zar gedenkt, sie auf dem Meere gegen die türkische Festung Asow zu benutzen, deren er sich bemeistern möchte, um für Rußland festen Fuß am schwarzen Meere zu fassen. Fremde werden nun in immer größerer Zahl nach Rußland gezogen; sie sind dem Zaren zu allen seinen Werken nothwendig. Die Unzufriedenheit der Russen steigt aber in demselben Maße, als der Zar ihnen immer mehr Fremde aufpfropft. Wie die Stimmung war, kann man daraus ermessen, daß während der Krankheit des Zaren Lefort und andere Fremde schon auf Flucht sannen. Sie fürchteten von den Russen massacrirt zu werden, wenn Peter stürbe. Im Gefühle seiner Zarengewalt achtete der Zar den schweigenden Widerstand der Russen für nichts. Natalia Nariischkin, auch Feindin der Neuerungen, war 1693 gestorben, und Peter fühlte sich freier. Politische Entwürfe haben sich unterdessen in Peter's Seele ebenfalls gestaltet. Die organisirten Kräfte sollen auch benutzt werden. Noch dauert der Krieg des Kaisers, Polens, Venedigs gegen die Pforte fort. Es führen diese Mächte den Krieg mit großem Glück, die Pforte zeigt sich in dem Zustande des Sinkens. Nur Rußland hat in dem Kriege noch nichts Bedeutendes zu gewinnen vermocht. Der Zar selbst bricht im J. 1695 an der Spitze einer ansehnlichen Landmacht auf, bei der sich auch die neuen Regimenter befinden, um Asow zu erobern. Peter ist zu dieser Zeit im Regimente Preobraschensk bis zum Capitain avancirt. Die Belagerung von Asow, nur zu Lande unternommen, lief ziemlich schlecht ab. So viele fremde Officiere auch beim Heere waren, konnte doch nicht einmal eine Mine richtig angelegt werden. Die Minen sprangen immer zum Nachtheil der Russen. Mit einem Verluste von 30,000 Mann zog Peter wieder von Asow ab. Er schrieb nun an alle Welt um Officiere, besonders um Ingenieure. Eine ganze Colonie neuer Ankömmlinge kam nach Rußland. Der Zar trieb jetzt mit dem größten Eifer den Bau der Flotte auf dem Woronjestrome, damit Asow nun auch von der Wasserseite eingeschlossen werden könnte. Es wurden zwei Fregatten, vier Brander und 23 Galeeren zu Stande gebracht. Lefort ward Großadmiral, de Lima Viceadmiral. General Schein führte das Landheer. So ward Asow 1696 zum zweiten Male angegriffen. Die Türken schossen doch noch schlechter als die Russen, auch war ihre Flotte doch noch schlechter als die russische bedient. Sie konnte besiegt werden und Asow capitulirte am 18. Juli 1696. Der Zar bestimmte Asow zur Vormauer seines Reiches, zum Haltepunkte am schwarzen Meere, und ließ sofort neue Befestigungen aufwerfen. Im römischen Costüm hielt er einen Triumpheinzug in Moskau. Lefort und Schein fuhren auf Triumphwagen, die Tapfern des Heeres waren mit Kronen geschmückt. Es scheint der Zar will das europäische Princip der Ehre in sein Heer hineinbringen. Während des asow'schen Feldzugs war der gute Iwan den 29. Febr. 1696 gestorben. Iwan hatte sich dem Zaren

stets als ein treuer, liebender Bruder erwiesen und, als Peter zum ersten Male gegen Asow zog, das Gelübde einer Wallfahrt gethan, wenn er glücklich zurückkomme. Solche Liebe fand bei Peter keine Anerkennung. Was Iwan's Hof gekostet hatte, das ward für Peter's Zwecke eingezogen. Der Iwan'sche Zweig des zarischen Hauses mußte in einen fast dürftigen Hintergrund treten. Die früh verwitwete Zaritza Proscowja lebte mit ihren drei Töchtern, Katharina, Anna und Proscowja, zu Ismaelow bei Moskau, nur bei feierlichen Gelegenheiten an den Hof gezogen, in Vergessenheit, ja fast in Dürftigkeit. Peter hat für die, welche seinem Herzen am nächsten stehen sollten, keine Gefühle. Schlimmer noch als dem Iwan'schen Zweige des zarischen Hauses ging es der eigenen Gemahlin, der tugendhaften Feodorowna, die dem Zaren am 19. Febr. 1690 den nachmals so unglücklichen Alexis Petrowitsch geboren hatte. Feodorowna ward verstoßen. Das wüste, wilde und üppige Leben der ersten Jugend dauerte auch mit dem steigenden Alter fort. Der Trunk und die sinnliche Liebe herrschten vor; bald dieser, bald jener Geliebten wirft sich der Zar in die Arme, und Werke, die selbst der unterste Grad des sittlichen Gefühls nur der Nacht anvertraut, werden offen und am hellen Tage, in Gegenwart Anderer, getrieben. In ein solches Leben paßte freilich die tugendhafte, wenn auch der altrussischen Weise ergebene, Feodorowna nicht hinein. Dahingegen gab Peter sein Herz an Menschen hin, die er um jeden Preis von sich hätte fern halten sollen. Menzikow, der Sohn eines Bauern aus der Umgegend von Moskau, fing bereits an, eine bedeutende Stelle unter denselben einzunehmen. Er hatte den Zaren durch offenes und heiteres, von Verstand zeigendes Wesen gewonnen. Er war unter die kriegerische Schar der Jugendgenossen aufgenommen und Lefort's besonderer Sorgfalt überantwortet worden. Jenes heitere Wesen aber verhüllte die niedrigste und gemeinste Gesinnung. Sie bleibt dem Zaren kein Geheimniß. Es werden später und mehr als einmal die gemeinsten Betrügereien Menzikow's entdeckt, und mehr als einmal prügelt ihn Peter mit eigenen Händen durch. Dennoch wird er von Stufe zu Stufe erhoben, dennoch werden ihm die wichtigsten Sachen überlassen, dennoch vertraut ihm Peter wie keinem Andern. Das, obwol es wahr, ist beinahe unbegreiflich, jedenfalls aber ein Zeugniß gegen Peter als Menschen und als Fürsten. Wie konnte bei solchem Verfahren das Princip der Ehre gedeihen, das Peter wieder mit einer andern Hand anzubauen arbeitete! Nach dem Ausgange des asow'schen Feldzugs ward der Krieg gegen die Türken nur schwach und ohne große Erfolge fortgesetzt. Der Zar aber hatte den Gedanken aufgefaßt, eine Reise tief nach Europa hinein zu unternehmen. Fühlend, daß die Kenntniß, welche ihm in Rußland von Fremden gegeben worden, eine sehr unzulängliche sei, will er sich die Kenntniß der europäischen Welt auf der Reise gewissermaßen selbst erobern. An dem Entschlusse an sich selbst ist sicher nichts auszusetzen. Aber nicht die Reise an sich selbst bildet, sondern die Weise, in welcher man sie thut, den Geist, den man schon selbst mitbringt. Die Erwartungen dessen, was Peter auf dieser Reise gewinnen wird, stimmen sich schon bedeutend durch die seltsamen Vorbereitungen herunter. Er entbietet die Söhne des Adels nach Moskau. Auch sie sollen Reisen in das Ausland unternehmen. Dadurch will, wie es scheint, der Zar zwei Dinge mit einem Schlage erreichen. Mit einem Male soll das altrussische Vorurtheil, daß im Auslande der Greuel der Verwüstung und die Ketzerei liege, niedergebrochen werden, und der junge Adel soll dasselbe aus Europa holen und lernen, was er selbst, der Zar, dort zu lernen und zu holen gedenkt. Ohne die mindeste Vorbereitung, ja ohne daß sie die Sprachen der Länder kannten, die sie bereisen sollten, ohne Aufsicht, ohne Leitung werden die jungen Leute in die Welt hinaus getrieben. Sie kamen später, natürlich ohne das Mindeste gelernt zu haben, wieder. Nur Geld hatte es gekostet, wie der russische Adel klagte, und die Söhne waren etwas lüderlicher geworden. Das war die ganze Frucht. Einmal hat der Zar sogar den Gedanken, auch die jungen russischen Damen zum Reisen ins Ausland zu zwingen und kann, wie berichtet wird, nur mit schwerer Mühe davon abgehalten werden. Was den Zaren selbst anlangt, so hat die Betrachtung ihn auf seiner Reise zu begleiten. Ehe er sie antreten kann, ist noch eine Verschwörung zu unterdrücken. Die Unzufriedenheit mit dem Zaren ist in dem Laufe der Zeit immer größer geworden. Sie fand weniger über die Neuerungen statt, denn fast nur mit militairischen Einrichtungen war der Zar bis jetzt hervorgetreten. Sie fand über die ganze Regierungsweise Peter's statt. Der Adel klagte über Zurücksetzung, über das Hervorziehen oftmals ganz gemeiner Günstlinge und ihrer Freunde, die in und mit dem Reiche entsetzlich wirthschafteten. Peter fand das im J. 1715 selbst und ließ eine scharfe Inquisition über die Großbeamten ergehen, ohne daß dadurch etwas wahrhaft gebessert und abgestellt worden. Es hatte sich eine Verschwörung gebildet, an deren Spitze Alexis Sokowin und Alexis Puschkin standen. Iwan Zyklär, Oberst der Strelzen, war in das Geheimniß gezogen. Peter sollte entthront, vielleicht auch ermordet werden. Zwei gemeine Strelzen zeigten am 2. Febr. 1697 dem Zaren die Sache an, und es erging ein furchtbares Strafgericht. Die Geständnisse sind indessen durch die Folter erpreßt worden, und es kann daher Niemand für die Wahrheit des Ganzen einstehen; unwahrscheinlich aber ist die Sache nicht. Peter hatte dem russischen Adel wol große Ursache zur Unzufriedenheit gegeben und der pflegte sich in solcher Weise zu helfen. Die Reise sollte nichtsdestoweniger vor sich gehen. Romanodanowsky ward zum Reichsverweser bestellt und die unter einander eifersüchtigen Bojaren Straschanow, Nariischkin und Prokorowsky ihm beigegeben. Die unzufriedenen Strelzen wurden vertheilt, 10,000 von ihnen an der Grenze Lithauens aufgestellt, weil Polen eben wegen des Todes Johann Sobiesky's und der neuen Königswahl in Bewegung war. Gordon und Schein führten den Befehl über die regelmäßigen Regimenter, die in und um Moskau aufgestellt waren. Der Zar hat eine große, außerordentliche Gesandtschaft, an deren Spitze

Lefort, Golowin und Wosnizyn stehen, ernannt, deren Hauptziel Holland ist. Er selbst will sich unter dem bescheidenen Namen Peter Michaelow in das Gefolge verbergen. Dieses besteht aus 270 Personen. Mehren vom Adel hat der Zar sich hier anzuschließen und mit dieser Gesandtschaft die Fremdwelt kennen zu lernen, geboten. Er verläßt sein Reich und eilt über Riga, wo er Fatalitäten mit dem schwedischen Commandanten hat, der die Festungswerke nicht will besehen lassen, über Mitau, Königsberg, Berlin, wo er sich ein schriftliches Zeugniß über seine in militairischen Sachen erlangte Tüchtigkeit ausstellen läßt, durch Niedersachsen nach Holland. Man sieht nicht, daß der Zar sich um die Dinge kümmere, welche ihm wahrhaft frommen konnten, daß er sich um Administration, Gerechtigkeitspflege, Unterricht, Kirche, kurz um die höhern Dinge des Geistes bekümmere. Das Einzige, was seine Aufmerksamkeit anzuziehen scheint, sind die militairischen Angelegenheiten, bei denen er indessen auch nur nach dem Detail greift. In Holland, wo seine Gesandtschaft fast gleichzeitig eingetroffen, wohnt er als Privatmann der Audienz derselben bei den Generalstaaten bei, und nun eilt er auf die Schiffswerfte des Herrn Rogge und bezieht als Peter Michaelow ein kleines Haus auf dem ostindischen Schiffsplatze. Einige Zeit arbeitet er hier unerkannt, bald aber wird es doch ruchbar, wer er ist. Nichtsdestoweniger lebt Peter wie ein gemeiner Schiffszimmermann fort, arbeitet mit den größten Anstrengungen, bis er sich den Meistertitel erworben, besonders an einem Schiffe, das er Peter-Paul taufte, welches nach Archangel gesendet werden sollte. Zuweilen ist sein Eifer, vom Seewesen jede Einzelnheit kennen zu lernen, so groß, daß er dabei in Lebensgefahr kommt. Man kann das Alles nun wol seltsam und bizarr finden, weiter aber sicher auch gar nichts darin sehen. Gewiß war es die Sache des Fürsten eines großen Reiches nicht, den Handlanger und Handarbeiter zu spielen. Was Peter hier lernt, hat weder ihm, noch dem russischen Reiche und den Russen den geringsten Vortheil gebracht. Kann ein Staat dadurch zu einer Marine gelangen, wenn das Haupt desselben Schiffszimmermann wird? Nicht einmal Nacheiferung unter den ihn begleitenden vornehmen Russen konnte der Zar damit hervorrufen, obwol er sie zuweilen zum Mitarbeiten nöthigte. Sie bekommen das Ding bald satt und überdrüssig. Wozu sollte es ihnen auch frommen? Es ist kein Beweis von dem hohen Geiste des Zaren, daß er seinen Aufenthalt in der Fremdwelt, der ihm Gelegenheit bot, hundert ihm als Fürsten wahrhaft nützende Dinge kennen zu lernen und seinen Geist zu befruchten, zu nichts Anderem anzuwenden weiß, als die Schiffszimmermannsart zu führen und sich mit dem gemeinen Schiffsvolk herumzutreiben. Deutlich sieht man an dem großen Eifer, mit dem Peter das anfaßt, was ihm hier in dem fremden Lande fast allein beachtungswerth erscheint, daß es ihm um Wissen und Können zu thun ist, zugleich aber auch erkennet man, daß ihm die Bedeutung seiner Würde ebenso verschlossen geblieben als das Wesen der Civilisation. Er reißt aus dem Ganzen derselben etwas heraus, das ihm noch am meisten erkennbar ist und meint es für Rußland zu erobern, wenn er in dem eigentlichsten Sinne des Wortes selbst Hand an das Werk lege. Aber es kann in dieser Weise doch zu nichts Rechtem kommen. Selbst die materiellen Dinge verpflanzt der Zar nur durch die Fremden, die er nach Rußland bringt, in seine Heimath, den Russen selbst bringt er sie eigentlich nicht. Das ist erst in dem Laufe späterer Zeit gediehen. Indem er die Zimmermannsart selbst in die Hand nimmt, geht ihm die Kenntniß, wie man Kenntnisse zu verbreiten habe, natürlich nicht auf. Fehlen die Fremden einmal in Rußland, so geräth gleich Alles wieder in Verfall. Am Anfange des Jahres 1698 begab sich Peter nach England, um es dort ziemlich in derselben Weise zu treiben, wie er es in Holland getrieben. Die Schiffswerfte, das Handwerk interessirten ihn allein. Höchstens, daß er sich etwa noch um Mathematik, Chemie, Anatomie kümmerte. Zwar besuchte er sogar die Universität Oxford, aber wir hören nicht, daß er nach den höhern geistigen Dingen gefragt. Der Zar schloß mit englischen Kaufleuten, die ihm eine tüchtige Summe zahlten, einen Contract auf drei Jahre, durch den sie das Recht, Tabak, Dosen und Pfeifenröhre in Rußland einzuführen, empfingen. Der Zar war ein großer Freund der Monopole und die russischen Kaufleute klagten, Peter verstehe von ihren Sachen nichts und habe den Handel weit mehr ruinirt, als ihm aufgeholfen. Der englische Erzbischof Burnet fällte ein nicht günstiges Urtheil über Peter. Er könne große Regenteneigenschaften an ihm nicht finden. Und man muß gestehen, daß der Zar bis jetzt weiter nichts an den Tag gelegt, als eine beinahe übermenschliche Thätigkeit, den Willen, eine Umgestaltung in Rußland vorzunehmen, dunkele Ahnungen, worin eine solche Umgestaltung bestehen müsse, Gewaltsamkeit und Härte im Durchsetzen seines Willens. Der Zar kehrte wieder nach Holland zurück. Der diplomatische Zweck der großen Gesandtschaft war gescheitert. Peter hatte die Generalstaaten um eine Flotte angehen lassen, die er gegen die Türken brauchen wollte, und sie hatten das Begehr höflich zurückgewiesen. Überhaupt war in Holland die frühere Freude über die Gäste wieder verschwunden; die Russen betrugen sich wild und ungestüm, und Peter, der Alles, was er an talentvollen und tüchtigen Künstlern und Handwerkern nur habhaft werden konnte, gewann und nach Rußland abgehen ließ, schien den Ländern, die er besuchte, ihre Kraft entreißen zu wollen. Von Holland geht der Zar nach Sachsen, wo er sich die Merkwürdigkeiten beschaut, von da nach Wien und Presburg. Er gedenkt seine Reise weiter nach Italien auszudehnen. Aber es kam die Nachricht von dem Aufstande der Strelzen und Peter reiste mit der größten Schnelle in sein Reich zurück. Unterwegs traf er bei Lemberg mit August von Sachsen, dem neuen Könige von Polen, zusammen. Vielleicht haben dabei bereits Besprechungen wegen des Krieges gegen Schweden stattgefunden. Aber Peter ging mit stürmischer Eile weiter in sein Reich, um den bereits unterdrückten Strelzenaufstand zu bestrafen. In Rußland hatte er bei seiner Abreise große Unzufriedenheit zurückgelassen. Die finstersten Gerüchte über

das, was der Zar gegen die russische Nationalität im Sinne führe, gingen um und fanden Glauben. Eine, wenn man sie so nennen will, altrussische Partei hatte sich gebildet. Von dem Heere, das an den Grenzen Lithauens aufgestellt worden, um nöthigenfalls August von Sachsen auf dem polnischen Throne zu behaupten, empörten sich vier Regimenter Strelzen und zogen auf Moskau. Unterwegs stieg ihre Zahl bis auf 20,000. Sie wandten sich an Sophie und foderten sie auf, den Thron zu besteigen. Es ward das Gerücht verbreitet, daß Peter im Auslande gestorben sei. Gordon und Schein versuchten vergebens, durch gelinde Mittel die Rebellen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Moskau selbst war in eine große Bewegung gekommen, die nicht zu Gunsten Peter's war. Gordon und Schein retteten dem Zaren mit den regelmäßigen Truppen das Reich. Sie zogen den Rebellen entgegen und griffen sie eilf Meilen vor Moskau an. Beim ersten Angriff rannten diese aus einander. Der größte Theil der Rebellen ward gefangen genommen. Nun traf der Zar am 25. Aug. 1698 wieder in Moskau ein. Er war furchtbar in seiner Strafe, er wollte die Unzufriedenheit Rußlands mit einem ungeheuren Schlage überwältigen. Bei 20,000 Menschen sollen den Untergang gefunden haben. Das Entsetzlichste aber ist, daß sich Peter selbst zum Henker seiner Unterthanen macht. Mit eigenen Augen sieht er dem Foltern zu, mit eigenen Händen schlägt er eine Menge Köpfe herunter. Die Vornehmen seines Hofes werden gezwungen, dasselbe zu thun. Menzikow rühmte sich, der thätigste bei dem blutigen Werke gewesen zu sein. Lefort und andere Fremde konnten nur mit Mühe die Ehre des Henkeramtes von sich abwehren. Sophie mußte nun in das Kloster wandern, Eudoxia ebenfalls, die Strelzen aber zerstreute der Zar, und löste sie in kleine Haufen auf, damit sie nicht wieder gefährlich werden könnten. Sie verschwinden nun allmälig. Nach dem Jahre 1706 ist von Strelzen keine Rede mehr. Wenn man den Zaren nun in der blutigen Arbeit eines Henkers sieht, so fühlt man auch, daß die Reise, die er nach Europa gethan hat, ohne große innere Früchte für ihn gewesen, daß er nicht innerlich umgestaltet zurückgekommen ist. War um seiner und des Reiches Sicherheit eine Bestrafung der Rebellen nöthig, so mußte sie als Gerechtigkeit und nicht als Rache stattfinden. Sollte ein besserer Geist unter die Russen kommen, so durfte der Zar wol nicht selbst den alten Geist der Rohheit in seinem höchsten Maße zeigen, und nicht als Henkersknecht vor die russische Nation treten. Und in demselben Augenblicke, wo er an sich selbst den alten Geist der Barbarei im höchsten Maße gezeigt, denkt er an eine Umgestaltung seiner Nation. Er hat das Ausland gesehen und es hat einen Eindruck auf ihn gemacht, daß es anders ist als Rußland. Er hat ein anderes Leben, andere Sitten und Weisen gesehen. Daß diese auf einer geistigen Unterlage stehen und stehen müssen, weiß er nicht. Er selbst hat sich allenthalben nur um das Materielle, um das Äußerliche gekümmert, um das, was sich dem Verständniß am Leichtesten darbietet. Doch will er das Europäische nach Rußland haben. Immer sich an das Äußerliche haltend, weil er nur dieses vollkommen faßt und begreift, meinet er, damit müsse er anfangen, hier sei das Wesentliche zu suchen und zu finden. Als nun der Zar die Rebellion niedergedrückt und sicher ist, daß kein Widerstand von Bedeutung sich mehr erheben könne, folgen die Neuerungen und Veränderungen mit stürmischer Schnelle. Im J. 1699, wo auch der Orden des heil. Andreas gestiftet wird, ist die erste Rekrutenaushebung vorgenommen worden, wodurch das bisherige Aufgebot und die Strelzen ersetzt werden sollen. Adel und Kirche müssen einen Theil ihrer Bauern stellen; dabei bleibt der Adel selbst noch zu persönlichen Diensten verpflichtet. In nicht langer Zeit kann nun der Zar 29 regelmäßige Regimenter bilden. Eine Unmasse fremder Officiere ist nach Rußland gekommen. Indessen ist es vor der Hand nur etwas Äußerliches. Zu wahren Soldaten müssen die Russen erst durch die lange Erfahrung des schwedischen Krieges gebildet werden. Die Rekrutenaushebung ist noch lange ein Schrecken für die Bauern. Sie fliehen zu Tausenden zu den Kosaken und wohin sie sonst können. Auch die Gouvernements werden eingerichtet. Die altrussische Partei klagt dabei auf das Bitterste, der Zar habe die Gouvernements nur an seine Günstlinge vergeben, ihnen die übergroße Macht gelassen, ihre Unterbeamten selbst anzustellen, ihnen selbst überlassen, wie die von jedem Gouvernement auferlegte Summe aufzubringen sei, ja die Gouvernements förmlich verpachtet habe. Es sei daraus der größte Druck entstanden und man könne zählen, daß mehr als 100,000 Bauern sich nach Polen und Lithauen, zu den Türken und Tataren geflüchtet, um alle den Plackereien zu entgehen. Daß die Großbeamten des Zaren allerdings ganz abscheulich gewirthschaftet, wird später bis zur Evidenz klar. Aber die Veränderungen des Zaren gehen weiter; sie gehen tief in das altrussische Leben ein. Peter beabsichtiget die rohen Sitten seiner Nation umzugestalten. Er begreift nicht, daß Sitte und Weise aus dem Boden des Innern hervorkommen, daß sie durch Machtgebote vielleicht äußerlich umgestaltet werden können, daß aber eine solche reinäußerliche Umgestaltung zu weiter nichts führen kann, als etwa einen äußern Firniß zu erzeugen, wenn man nicht zugleich darauf hinarbeitet, das Innere umzugestalten und zu reinigen. Es wird geboten, daß vom 1. Jan. 1700 an die alte russische Zeitrechnung, nach welcher das Jahr im Herbste begann, aufhören sollte, es wird ferner geboten, daß die alte Sitte, vermöge welcher Braut und Bräutigam sich vor ihrer Vermählung nicht zu sehen bekamen, aufhören, daß sie sich öfter sehen, daß ohne gegenseitige Einwilligung der Braut und des Bräutigams überhaupt keine Verlobung mehr stattfinden sollte. Der Zar will die morgenländischen Schranken, welche die Frauen von dem Leben entfernt, niederreißen. Ein an sich selbst wol guter Gedanke; die Art der Ausführung aber beweist wieder, wie wenig der Zar die europäische Civilisation begriffen hat. Es sollen Assembleen für Herren und Damen gehalten werden. Der Zar schreibt dabei auf das Genaueste vor, wie es damit zugehen sollte, wie man sich zu becomplimentiren, wie man zu tanzen

habe. Wer gegen eine der Ordnungen sündigt, muß zur Strafe ein großes Glas Branntwein austrinken. Wie bei dem Geiste und dem Wesen des Zaren selbst die in solcher Weise gebotenen Assembleen auch nicht einmal dazu dienen konnten, den äußern Firniß des höhern Gesellschaftstones unter den vornehmen Russen zu erzeugen, sondern im Gegentheil nur die Rohheit vergrößern mußten, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß bei solchen Assembleen, die nicht selten von der Polizei angesagt wurden, Branntwein und Ungarwein in großen Humpen herumgegeben werden. Ist der Zar dabei, so muß ausgetrunken werden, es koste, was es wolle. Die Meisten sehen es als ein großes Glück an, wenn sie sich heimlich wegstehlen können. Nur darf es der Zar nicht gewahren; sie müssen zurück und austrinken. Hierin ist der Zar unerbittlich. Auf solchen Gelagen sollten nun die Damen feinen Anstand, Zucht und Sitte lernen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Zar das höhere europäische Leben in der Form gesucht. Wenn er die Form hat, wenn er sie den Russen aufgezwungen, ist er zufrieden, und bewegt sich dann selbst in dieser Form in einer Weise, an welcher die altrussische Partei schwerlich ein großes Gefallen finden konnte. Ja er geht in dieser Beziehung auf eine noch seltsamere Art weiter und greift selbst die Masse der Nation in ihrer alten Äußerlichkeit an, gebietet eine Umgestaltung, die sicher auf Gesinnung und Leben nicht vom mindesten Erfolge sein konnte. Er eröffnet gegen die langen Bärte der Russen und gegen ihre alte, zum Klima sehr wohl passende Tracht einen Krieg auf Leben und Tod, als wenn die Barbarei und der Mangel an Civilisation ganz allein in den Bärten und den langen Röcken läge. Allen Vornehmen ward geboten, sich in teutsche Tracht zu kleiden, Niemand sollte anders gekleidet mehr vor dem Zaren erscheinen dürfen. Die langen Bärte sollen allgemein abgeschnitten werden, nur die Priester, Kosaken, Kalmücken, Tataren sind ganz ausgenommen. Vermögliche zahlen, wenn sie ihre Bärte behalten wollen, dafür 100 Rubel, ein Bauer zahlt einen Kopeken, wenn er mit langem Barte durch ein Stadtthor geht. Was die Kleidung anlangt, so werden Modelle an den Thoren der Städte aufgehängt. Jedermann, nur Priester und Bauern ausgenommen, soll sich so kleiden. Wer anders durch das Thor geht, zahlt Strafe, oder der lange Rock wird ihm bis an die Kniee abgeschnitten. Die Bart- und Kleiderukasen sind von 1700 und 1705. Für die wahre geistige Bildung der Nation geschieht jetzt nur wenig, fast nichts. Einiges bemerkt man allerdings, aber es ist wenig und nicht eben geeignet, große Wirkung auf das Volk hervorzubringen. Die Bischöfe werden zwar aufgemuntert, zu lehren und zu predigen, auch soll lateinisch in den Klosterschulen geprediget werden. Der armselige Stand der Weltpriester, durch welche am sichersten auf die Masse der Nation gewirkt werden konnte, aber wird nicht gehoben. Noch unter der zweiten Katharine ist die Unwissenheit unter ihnen entsetzlich groß. Eingeschränkt dagegen wird die Kirche. Die Klöster sollen Niemanden, der jünger als 50 Jahre ist, aufnehmen. Den Tod des Patriarchen Adrian im J. 1700 hat der Zar auch benutzt, um den Patriarchenstuhl vor der Hand leer zu lassen. Es ist das noch eine Art von unabhängiger Macht in Rußland, die Peter zu zerstören denkt. Man bemerkt mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts, daß besonders die Unzufriedenheit des Adels mit dem Zaren größer wird. Doch ist sie eine schweigende und besteht nur darin, daß ein großer Theil der Adelsfamilien sich von Peter zurückzieht und Kriegsdienst und Staatsstellen nach Möglichkeit vermeidet. Indessen wird um diese Zeit das Leben des Zaren für Rußland und für die allgemeinen politischen Zustände Europa's von einer großen Wichtigkeit. Der Krieg mit der Pforte ist glücklich beendet worden. Sie hatte am 3. Juli 1700 einen 30jährigen Frieden mit Rußland schließen und Asow abtreten müssen. Den Zaren trieb es, für sein Reich Meeresküste zu gewinnen, aber Schweden schloß durch den Besitz Livlands, Ehstlands und Ingermannlands die Ostseeküste zu. Ingermannland und ein Theil von Karelien war erst 1617 von Rußland an Schweden abgetreten worden. Der Zar verbündete sich mit Dänemark und mit August von Polen gegen Schweden. Nicht eben hoch gingen am Anfange seine Entwürfe. Ingermannland mit Karelien sollte an Rußland, Liv- und Ehstland an Polen fallen, wenn man obsiegen würde. Wahrscheinlich nicht einmal das würde gewonnen worden sein, wenn König Karl XII. etwas mehr als ein wilder Krieger, und nicht von heftigen Leidenschaften verblendet gewesen, wenn er zu zählen, zu rechnen und zu erwägen im Stande gewesen. Es sind sicher weit weniger die Thaten des Zaren und der Russen, welche die schwedische Macht an der Ostseeküste brachen, als die zuweilen fast unbegreiflichen Unbesonnenheiten Karl's XII. Als Dänen, Sachsen und Russen fast gleichzeitig den Krieg gegen Schweden begonnen, Karl XII. die Dänen schnell zum Frieden genöthigt, fiel er bei Narwa auf die Russen und lieferte am 30. Nov. 1700 jene Schlacht, in welcher die große Überzahl der Russen vor einer Hand voll Schweden nicht bestand. Peter hatte sich vorsichtig entfernt und war bei der ersten großen Waffenprobe der Russen gegen ein wirklich europäisch disciplinirtes und von den Gefühlen des Ruhmes und der Ehre befeuertes Heer nicht anwesend. Bei andern Gelegenheiten dagegen hat Zar Peter einen sehr hohen Grad von persönlichem Muth bewiesen. Nach der Schlacht von Narwa stehet die nächste Zukunft Rußlands weniger auf Peter als auf Karl XII. von Schweden, der aber in seinem Unverstand und in seiner Heftigkeit die von den Verhältnissen ihm dargebotene Gunst gar nicht zu benutzen versteht. Nicht der Staat Polen hat Krieg mit ihm begonnen, sondern nur König August, ohne Zustimmung des Staates. Die Polen selbst sind höchst unzufrieden darüber, daß ihr König mit sächsischen Truppen einen Krieg gegen Schweden begonnen hat. Sie fürchten diese sächsischen Truppen, die für den König ein Anhaltepunkt zur Erweiterung seiner Macht werden konnten. Unter diesen Umständen mußte es für Karl XII. bei nur einigem Geschick ganz leicht sein, sich dieses Feindes ebenso zu erledigen, wie er sich bereits der Dänen erledigt hatte. Die Polen selbst würden ihren König genöthigt haben, den

Frieden mit Schweden zu schließen, der in ihrem eignen Interesse lag, wenn nur Karl XII. auf diesen Punkt hingearbeitet und weiter nichts als dieses von den Polen begehrt. Und er brauchte weiter nichts zu begehren. Polen konnte, seinen ganzen Verhältnissen und seiner ganzen Verfassung nach, als erobernder Staat nicht mehr auftreten und Schweden war daher von dieser Seite vollkommen sicher. Dabei war es für Schweden vollkommen gleichgültig, ob August oder irgend ein anderer König in Polen sei. Schweden hatte nur einen gefährlichen Feind und das war Rußland, das schon seit so langer Zeit, aber bis jetzt immer vergeblich, sein Absehen auf den Besitz der Ostseeküste gerichtet gehabt. Den Frieden mit Polen gewonnen, mußte sich Karl XII. mit aller Kraft auf Rußland werfen und die Anstalten des Zaren zu vernichten oder doch zu hemmen suchen. Ein Anschließen an die altrussische Partei hätte wol ziemlich sicher zu diesem Ziele geführt. Peter, dessen Gedanken und Entwürfe am Anfange des Krieges keineswegs so hochfliegend waren, als sie es in dem Laufe der Zeit und durch Karl's XII. eigene Thorheit wurden, Peter I., der noch im J. 1709 mit Ingermannland und Karelien zufrieden sein will, würde erschrocken und auch bald zu einem Frieden gebracht worden sein, der Schweden auf lange Zeit hinaus vor Rußland sicher gestellt. Statt so zu verfahren, thut Karl XII. das Thörichtste, was überhaupt gethan werden konnte. Er entfernt sich mit seiner Hauptmacht von Rußland und stürzt sich nach Polen hinein, um die Polen zu zwingen, August abzusetzen und einen andern König zu wählen. Ob er nun gleich mit diesem Entwurfe bei einem Theile des polnischen Adels Anklang und Anhang findet, durch denselben auch August abgesetzt und Stanislaus Lescinzski 1704 zum König gewählt wird, so erbittert er doch dadurch wieder einen andern Theil des polnischen Adels, der sich in seiner Ehre und Nationalität durch das gewaltsame Einschreiten des fremden Königs verletzt fühlt, und gegen ihn und für August zu den Waffen greift. Karl XII. schafft sich so einen Feind, der eigentlich sein Feind gar nicht sein will. Für Peter und für Rußland wurden durch Karl's XII. Unbesonnenheiten mehre günstige Verhältnisse herbeigeführt. Zuerst gewannen die Russen Eingang in Polen. August und die Polen, welche zu ihm standen, mußten sich dem Zaren in die Arme werfen und russische Truppen zu ihrer Unterstützung gegen Schweden selbst in das Vaterland ziehen. Der Zar und die Russen, sie lernten den ganzen schwachen und aufgelösten Zustand des Innern von Polen kennen, und es mußte allmälig in beide die Überzeugung kommen, daß sie mit Polen leicht fertig werden könnten, sowie sich nur einmal dazu eine günstige Gelegenheit zeige. Deutlich siehet man besonders gegen das Ende des sogenannten nordischen Krieges, wie der Zar von Rußland die Polen in Zwietracht zu erhalten, sie abzumüden, abzumartern und auszusaugen entschlossen ist. Noch wichtiger ist für den Zaren, daß die geringe Heeresmacht, mit der Karl XII. die Ostseeprovinzen decken kann, weil er seine Hauptkräfte nach Polen gezogen, der Macht Rußlands nicht gewachsen sein kann, sowie Peter nur Zeit empfangen, den Schlag bei Narwa zu ersetzen, wozu ihm Karl XII. durch sein Eindringen in Polen auch Raum und Zeit genug übrig läßt. Über die kleinen schwedischen Heere lernen die Russen doch endlich siegen. Den ersten Sieg, welchen sie 1701 über die Schweden unter Schlippenbach gewinnen, feiert Peter auch wie einen ungeheuren Erfolg und als Boten künftigen Ruhmes. Das Absehen des Zaren ist indessen im Anfange des Krieges nur auf den Gewinn Ingermannlands, des altrussischen Bodens, gerichtet. In Livland und Ehstland hofft er noch nicht sich festsetzen zu können. Man siehet es aus den wilden Verheerungen, die er über diese Lande ergehen läßt, wie daraus, daß er Liven und Ehsten zu Tausenden in das Innere Rußlands abführen läßt. Er will Menschen haben, die etwas wissen und verstehen, und meint sie so, durch Versetzung nach Rußland, am besten gewinnen zu können. Ingermannland aber, bald nach der narwaer Schlacht erobert und gegen viele Angriffe der Schweden behauptet, will er behalten, und hier läßt er 1703 den Grund zu der künftigen neuen Hauptstadt seines Reiches legen. Es kann wol nichts mehr als ein kurzer Blick auf die Art und Weise der Entstehung dieser Stadt über das Wesen des Zaren belehren. Die Moräste, welche jedem Anbau Hohn zu sprechen scheinen, irren ihn nicht. Die Bauern werden zu 30 und 40,000 aus dem Reiche zusammengeschleppt, um Moräste auszutrocknen, um zu bauen. Wenn die Häuser wieder einstürzen, wenn gewitzelt wird, anderwärts machten die Ruinen sich von selbst, in Petersburg baue man sie, so irrt das den Zaren nicht im Mindesten. Endlich muß sich die Natur der menschlichen Kraft doch unterwürfig zeigen, sollten auch, wie die altrussische Partei behauptet, etwa 100,000 Menschen dabei den Untergang finden. Der ehrliche Weber erzählt, daß sich kein Mensch um die armen Bauern kümmerte, wenn sie erkrankten. Sie legten sich hin auf die Moräste und starben. Um Bewohner seiner neuen Stadt war der Zar ebenfalls nicht verlegen. Es wurde den Familien ohne weitere Rücksichten auf ihre Verhältnisse geboten, nach Petersburg zu ziehen. So erging im J. 1715 Befehl, daß noch 12,000 Familien nach Petersburg geschafft werden müßten. In Moskau durften 20 Jahre lang neue Häuser nicht gebaut werden. Der Adel ward genöthigt von Moskau, von dem Lande nach Petersburg zu ziehen und sich dort durch den Aufbau von oft wieder zusammenstürzenden Häusern, durch die Vernachlässigung seiner Güter zu ruiniren. Manche Adelsfamilie klagte, daß sie durch die Maßregeln des Zaren überhaupt zu zwei Drittheilen um ihr Vermögen gebracht sei. Daß aber die Gründung von Petersburg in dieser Weise für Rußland grade nothwendig gewesen, daß es grade zur Hauptstadt Rußlands habe erhoben werden müssen, dürfte sich schwerlich behaupten lassen. An dem äußersten Saume der wirklich russischen Welt genügte wol eine Handelsstadt und die Residenz konnte wol recht füglich und passend in Moskau, in dem Herzen des Landes, gelassen werden. Im Übrigen verlaufen die nächsten Jahre nach der narwaer Schlacht dem Zaren unter seinen gewöhnlichen Arbeiten für Heer und Flotte, wobei er immer noch

nicht selten selbst Hand an das Werk legt. Die Bart- und Kleiderbefehle werden auch mit Strenge gehandhabt, und so mancher wird geknutet, den der Zar mit dem Barte ansichtig wird. Es war wol kein Wunder, daß die Unzufriedenheit mit Peter stieg, und die Russen nicht begreifen konnten, warum sie sich auf diese Weise sollten civilisiren lassen. In Astrachan erhob sich im Sommer des Jahres 1705 ein gefährlicher Aufstand. Es ist das Gerücht verbreitet worden, der Zar wolle auf sieben Jahre das Heirathen der Russen verbieten und Rußlands Töchter in dieser Zeit nöthigen, sich mit Ausländern zu vermählen; das muß als charakteristisch angesehen werden. Daß das falsche Gerücht Glauben in Astrachan finden kann, beweist, welche Vorstellungen die Russen von ihrem Zaren hatten. General Scheremetjew warf im Anfange des Jahres 1706 den Aufstand von Astrachan nieder, und der Zar ließ sich durch denselben nicht hindern, auf dem betretenen Wege fortzugehen. Indessen fehlte es auch an lobenswerthen Dingen nicht. So ward 1706 geboten, daß künftig auch der Angeber eines Majestätsverbrechens in die Untersuchung gezogen werden sollte, wodurch wenigstens einige Sicherheit gegen das sogenannte Wortrufen, d. h. die Klage, es sei ein Anschlag gegen den Monarchen geschehen, herbeigeführt ward. Gegen Schweden hatte unterdessen der Krieg mit Glück fortgesetzt werden können, einzig und allein aus dem Grunde, weil Karl XII. thöricht seine Hauptstreitkräfte in Polen für einen Zweck, der Schweden völlig gleichgültig sein konnte, für die Vertreibung August's, für die Feststellung des Stanislaus Lescinski verwandte. Dadurch gewannen die Russen freie Hand in den Ostseeprovinzen und fingen an, sich in Ehstland und Livland festzusetzen. Dorpat war 1704 in ihre Gewalt gefallen und schon griff der Zar 1706 eine altschwedische Provinz, Finnland, vor der Hand indessen ohne allen Erfolg, an. Karl XII. ging immer tiefer in den Westen Europa's hinein, als käme es ihm darauf an, den Zaren allmälig in den Besitz der Ostseeküste zu bringen und Schweden von seiner Höhe herabzustürzen. Endlich bahnt er sich 1706 den Weg in das Kurfürstenthum Sachsen und nöthigt August zu dem Frieden von Altrannstädt, indem derselbe dem königlichen Titel von Polen entsagen muß. Dieser Friede war dem Zaren sehr unangenehm. Er mußte nun fürchten, daß Karl XII. endlich zurückkomme und der Wiedereroberung der verloren gegangenen Provinzen gedenke. Darum schalt er auf August, als sei er treulos gewesen. Die politische Feinheit findet nun bei Peter Eingang. Er ist unablässig bemüht, die Verwirrung in Polen zu nähren, damit es für die künftige russische Herrschaft vorbereitet werde. Gleich nach August's Abdankung will er eine neue Königswahl zu Stande bringen. Selbst den Papst hat er besendet, daß er Stanislaus nicht anerkenne. Erst als es mit der neuen Königswahl, wodurch die Polen am Ende drei sich unter einander bekämpfende Könige empfangen hätten, nichts ist, schließt er mit August ein neues Bündniß. Indessen bricht Karl XII. endlich 1707 aus Sachsen auf. Der Zar hatte furchtbare Vertheidigungsanstalten getroffen. Den russischen Generalen in Polen ward befohlen, Alles auf das Wildeste zu verheeren, ein Befehl, den sie mit furchtbarer Pünktlichkeit und ohne Unterschied, ob es Anhänger August's oder Anhänger des Stanislaus traf, vollzogen. Karl XII. aber brauste über Polen hinweg und kam bis Mohilow, in dessen Nähe damals die russische Grenze war. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte; das Vernünftige war, sich nach den Ostseeprovinzen hinaufzuziehen, wo Löwenhaupt stand, und sie den Russen wieder zu entreißen. Grade daran dachte Karl XII. am wenigsten, er wollte nach Moskau oder in die Ukraine. Endlich entschied er sich für das Letztere, wohin ihn Maseppa, der Hetmann der Kosaken der Ukraine, lud. Maseppa war bald nach dem Tode des Feodor Alexiewitsch zu dieser Würde erhoben, von Peter immer hochgeehrt, auch mit dem Orden des heiligen Andreas geschmückt worden. Aber Maseppa wollte ein unabhängiges Fürstenthum, welches ihm Karl XII. in den Wojewodschaften Witepsk und Polotzk versprochen. Die Ukraine sollte an Polen zurückgebracht werden. Maseppa vereinigte sich nun allerdings mit den Schweden, aber eine bedeutende Anzahl Kosaken konnte er nicht mit herüberziehen. Daß die Ukraine wieder an die Polen zurückgebracht werden sollte, konnte denselben nicht gefallen. Wie war doch in früheren Zeiten die heilige Kirche von den katholischen Polen auf das Wildeste bedrückt worden! Es war sehr ungeschickt von Karl XII., daß er diesen Gedanken aufstellte. Noch ungeschickter aber war es, daß er in der Ukraine blieb, als die Nichtigkeit der Hilfe Maseppa's erkannt worden, daß er blieb, bis sein Heer auf das Äußerste erschöpft war. Löwenhaupt, der dem Könige frische Truppen und Proviant hatte zuführen sollen, war bei Ljesna, 28. Sept. 1708, von den Russen gefaßt und geschlagen, daß er nur mit 4000 Mann und mit Verlust allen Proviants sich zu Karl XII. retten konnte. Der Zar war persönlich bei dieser Schlacht anwesend und äußerte eine große Freude, daß es doch nur 20,000 Russen gewesen, die diesen Sieg über 11,000 Schweden erfochten. Indessen wollte Peter nichts auf das Äußerste treiben. Karl XII. hatte in vielen Manifesten und Schriften die altrussische Partei gegen Peter aufgeboten. Der Zar bot Frieden und würde auch jetzt noch nicht auf Ehstland und Livland bestanden haben. Karl XII. aber wies in fast unbegreiflicher Verblendung Alles von sich, und so erfolgte der Schlag von Poltawa, 29. Juni 1709, der Schwedens Macht zertrümmerte, Karl XII. auf das türkische Gebiet zu flüchten, das schwedische Heer zu capituliren nöthigte. Freilich war dieser Sieg keine große Heldenthat, denn der Zar hatte den Krieg in der Ukraine besonders durch Verheerungen des Landes, durch welche die Schweden aufgerieben worden, geführt. Auch die Natur, die furchtbare Kälte des vorhergehenden Winters war den Russen zu Hilfe gekommen. Sie hatten, als sie bei Poltawa angriffen, nur halbverhungerte, ausgemergelte Menschen vor sich, denen sogar Kraut und Blei ausgegangen war. Dennoch freuete sich der Zar ungemein, daß es doch nur eine gleiche Anzahl Russen gewesen, von denen die Schweden besiegt worden. Aber ein wichtiges Ereigniß war die Schlacht bei Poltawa nichtsdestoweniger. Sie bezeichnet das Ende der schwe-

dischen Macht, das allein durch die Unbesonnenheiten Karl's XII. herbeigeführt worden. Selbst nach der Rückkehr aus Sachsen stand es noch in seiner Macht alles Verlorene und Versäumte nachzuholen. Er durfte sich nur mit seiner Hauptmacht in die Ostseeprovinzen werfen. Noch konnten sie den Russen entwunden werden. Auch nach der Schlacht bei Poltawa ist das Vertrauen des Zaren zu seinen Kräften nicht eben hoch. Noch einmal bietet er Frieden und will sich mit der Abtretung von Ingermannland und Ehstland begnügen. Aber auch dieses Anerbieten weist Karl XII. mit namenloser Verblendung und größter Halsstarrigkeit von sich. Peter ist somit genöthigt, den Krieg fortzusetzen, und mit dem Erfolge steigen natürlich seine Wünsche und seine Entwürfe. Ist von Schweden eine Abtretung Ingermannlands und Kareliens nicht zu gewinnen, und muß der Krieg nun einmal fortgesetzt werden, so muß für Mühe und Kosten auch ein höherer Lohn, und außer Ingermannland und Karelien auch noch Ehstland und Livland gewonnen werden. Aber diese Lande sind an August von Polen versprochen worden. Es ist dafür zu sorgen, daß er nicht in den Stand komme, die Erfüllung dieses Versprechens erzwingen zu können. August kehrt bald nach der Schlacht bei Poltawa nach Polen zurück und Stanislaus muß vor ihm entweichen. Peter schließt mit ihm, sowie auch mit Dänemark, eine neue Allianz gegen Schweden, worin Livland und Ehstland abermals an Polen überwiesen werden. Ein neues, nicht einmal direct ausgesprochenes Versprechen kostet ja nichts. Daß Polen an die Erfüllung desselben ihn nicht wird mit Erfolg mahnen können, dafür weiß Peter schon zu sorgen. Gern hätten die Polen sich unter einander ausgesöhnt, gern hätten die Anhänger August's den Anhängern des Stanislaus, nachdem derselbe hatte flüchtig werden müssen, verziehen. Aber Zar Peter duldete es nicht. Sie mußten geächtet bleiben, und weil sie es blieben, die Waffen in den Händen behalten. Also dauerte der innere Krieg in Polen fort, und König August war außer Stand, mit Erfolg wegen Ehst- und Livland zu mahnen. Außerdem behielt der Zar wieder einen Vorwand, zur großen Unbequemlichkeit aller Polen, die dieser Gäste gern wieder ledig gewesen, einen Theil seines Heeres in Polen stehen zu lassen und sie auf polnische Kosten ernährt zu sehen. Dabei führen die Russen noch überdies so ziemlich Alles, dessen sie habhaft werden können, Menschen, Waffen, Munition, aus Polen fort. Indessen ist Polen dem Zaren nur Nebensache, die volle Eroberung Ehstlands und Livlands die Hauptsache. Karl XII., der sich zu den Türken gesetzt hat, um sie zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen, läßt ihm dazu volle Zeit. Nicht allein Waffen, sondern auch andere Mittel werden in Bewegung gesetzt, um in Ehstland und Livland festen Fuß zu fassen. Dem Adel, jedem einzelnen Lande wird die genaue Haltung seiner Privilegien und Freiheiten, die von der schwedischen Regierung oft genug verletzt worden, versprochen, wolle man sich nur an Rußland ergeben. Indessen war selbst hierdurch die Gesinnung der Menschen nicht zu gewinnen. Ehstland und Livland wären doch lieber schwedisch geblieben. Noch als sie schon gewonnen waren, bemerkte man, daß der Adel gern nach Schweden auswanderte. Die Waffen müssen das Beste thun. Riga ergibt sich am 4. Juli 1710, Pernau, Dünaburg und Reval fallen bald darauf. Der Zar hat die Versprechungen, die er an August von Polen gethan, ganz vergessen, und läßt sich selbst die Huldigung in Ehstland und Livland leisten. Auch Finnland wird in diesem Jahre abermals angegriffen. Wiburg wird erobert, aber weitern Erfolg wollen die Waffen doch nicht haben. Dieser russische Einbruch geschah mit den furchtbarsten Grausamkeiten, die natürlich herbeiführen mußten, daß sich Niemand unter des Zaren Herrschaft sehnte. Indessen ward der Zar von diesem Kampfschauplatze, wo es nur die Reste der zertrümmerten Macht Schwedens zu bekämpfen gab, bald nach einem andern abgerufen, wo eine gefährlichere Waffenprobe abzulegen war. Karl XII. faßte wie ein halb Verzweifelter, nachdem er durch eigene Thorheit sich von seiner Glanzeshöhe heruntergestürzt, einen schwankenden Strohhalm der Hoffnung an. Wenn die Türken den Krieg an Rußland erklären, wenn ein großer Theil der Streitkräfte des Zaren dadurch von der Ostseeküste hinweggezogen wird, hofft er wieder Luft zu bekommen. Nun bringt er es auch mit großen Anstrengungen dahin, daß die Pforte wirklich am 20. November 1710 den Krieg an Rußland erklärt. Die Bemühungen des Zaren, den Schlag aufzuhalten, waren vergeblich geblieben. Mehre Briefe, die er deshalb an den Sultan geschrieben, hatten nicht bis zu demselben durchdringen können. Der Krieg mit den Türken kam Petern sehr zu ungelegener Zeit. Seine Absicht war, sich an der Ostseeküste so festzusetzen, daß ihn Niemand wieder vertreiben könne. Und noch immer hatte August von Polen seine Augen ebendahin gewendet. Es war gut, daß der innere Unfriede in Polen noch dauerte und August seinen Worten Nachdruck zu geben nicht im Stande war. Doch meldete er sich wieder, wie die Türken den Krieg erklärt hatten, und Peter sah sich doch genöthigt in einem förmlichen Tractate vom 29. Mai 1711 die Abtretung wenigstens von Livland an August als Kurfürsten von Sachsen förmlich anzugeloben. Er ist indessen fest entschlossen, von seinen schwedischen Eroberungen nichts herauszugeben. Wenn nur erst der Krieg gegen die Türken vorbei ist, wird Peter sich seines Angelöbnisses abermals nicht weiter erinnern. Die ungeheure Thätigkeit, welche er während des schwedischen Krieges stets auf die Fortbildung des regulairen Heeres gewandt, hat ihre Früchte getragen. Im J. 1710 besteht das regulaire Heer aus 33 Regimentern zu Fuß und 24 zu Roß. Da der schwedische Krieg große Anstrengungen nicht mehr erfodert, hofft der Zar doch den Krieg gegen die Pforte um so mehr mit Erfolg führen zu können, als sich unter den griechischen und slawischen Unterthanen derselben, die auf Rußland wie auf einen Erlöser zu blicken beginnen, eine gewisse Bewegung kund gibt. Indessen sollen alle Hoffnungen schmählich vereitelt werden. Der Zar hatte ein Heer von etwa 90,000 Streitern zusammengebracht, ging am 16. Juni 1711 wider den Rath der teutschen Generale und auf Betrieb der russischen über den Dniester und rückte in die Moldau ein, wo Demetrius Cantemir,

der Hospodar, gemeinschaftliche Sache mit ihm machte. Indessen ward damit ein weiterer Abfall der Moldauer von der Pforte, ein weiteres Anschließen an die Russen nicht herbeigeführt. Es waren von dem Zaren selbst und vom General Scheremetow, der dem Namen nach en Chef befehligte, schwere Fehler begangen worden. Weder über die Bewegungen der Tataren von der Krim, die so leicht den Rücken des Heeres bedrohen konnten, noch über die Stärke des Großveziers Baltedschi Mohamed, der von der Donau herandringt, scheint man sichere Nachrichten vor dem Einbruch in die Moldau eingezogen zu haben. Baltedschi Mehemed zieht an der Spitze von 270,000 Kriegern daher. Von dieser ungeheuren Macht ward man überfallen, während die Tataren der Krimm den Rückzug abschnitten. Eine Schlacht am Pruth ging am 8. Juli 1711 gegen die Übermacht des Feindes verloren. Die Russen waren nun zwischen dem Pruth und einem Morast förmlich eingeschlossen. In dieser Lage der Dinge hat sich Peter mit Muth und Entschlossenheit benommen und einen unverkennbar großen Sinn offenbart. Er schreibt an den Senat, wenn er gefangen werde, solle er nicht mehr als Zar angesehen, keiner seiner Befehle vollzogen werden. Komme er aber um, so möge der Senat aus seiner eigenen Mitte den Würdigsten als Zaren aufstellen. Dieser letzte Satz des zarischen Schreibens muß ungemein befremden. Wenn Peter starb, war nicht Alexis, der Sohn der verstoßenen Eudoxia, als rechtmäßiger Thronerbe, war nicht der Iwan'sche Zweig des zarischen Hauses da? In dieser Äußerung des Zaren im Briefe aus dem Lager am Pruth, es möge nach seinem Tode ein Zar gewählt, also Alexis nicht genommen werden, ist die erste Spur der großen Abneigung gegen den Sohn, die nachmals eine so furchtbare Katastrophe herbeiführt, zu finden. Indessen scheint Peter entschlossen, am Pruth lieber mit Ehren zu fallen, als sich gefangen nehmen zu lassen. Ein Sturm der Türken wird abgeschlagen, es werden Anstalten zu einem verzweifelten Ausfall aus dem Lager getroffen, um mit Ehren zu fallen, wenn ein Friede vom Großvezier nicht gewonnen werden kann. Unterhandlungen sind deshalb mit ihm angeknüpft worden und er hat sich nicht abgeneigt gezeigt. Die Türken fürchten den Kampf mit den Verzweifelten, auch wissen sie, daß eine neue russische Heeresabtheilung im Anzuge ist. Bedingungen, die ihm schmachvoll wären, wie die Auslieferung des Demetrius Cantemir, weist der Zar entschlossen zurück. Baltedschi Mohamed wird endlich zum Abschlusse eines Friedens, der schimpfliche Bedingungen nicht enthält, am 12. Juli 1711 bewogen. Peter Scheffirow erwirkt die Unterzeichnung des Tractats. Asow am schwarzen Meere muß den Türken sammt Geschütz wieder ausgeliefert werden. Alle Anstrengungen, die der Zar gemacht, um für Rußland festen Fuß am schwarzen Meere zu fassen, alle Vorbereitungen, hier eine russische Marine zu bilden, sind mit einem Schlage verloren. Peter selbst schrieb seiner Katharine, von welcher bald gesprochen werden wird, einen so großen Antheil an seiner Rettung zu, daß er ihr zu Ehren und zum Andenken sogar einen Orden stiftete. Sie soll den Gedanken gehabt haben, den Großvezier zu bestechen. Es werden diesem reiche Geschenke gesendet und Peter scheint der Meinung gewesen zu sein, daß diese das Beste bei der Sache gethan. Indessen sind Geschenke im Morgenlande, besonders wenn man um etwas bittet, eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und gewiß ist Baltedschi Mohamed nicht durch sie zum Abschlusse des Friedens bewogen worden. Er ist bewogen worden durch den Glauben, daß er statt einen zweifelhaften Kampf mit Verzweifelten zu wagen, klüger thue, der Pforte durch einen Frieden den großen Vortheil zu schaffen, Rußland wieder vom schwarzen Meere entfernt zu sehen. Peter gewinnt nun freien Abzug aus der gefährlichen Lage, in die er sich verstrickt. Indessen wird ihm noch nicht sogleich volle Ruhe von dieser Seite gegönnt. Theils weil Karl XII. noch immer treibt und stachelt, theils weil Peter selbst mit der Räumung Asows zögert, erklärte die Pforte ihm noch zweimal, im December 1711 und im November 1712, den Krieg. Aber jedes Mal wurde die Sache wieder beigelegt, ohne daß es bis zu den Waffen kam. Peter mußte endlich das bittere Opfer von Asow bringen. Rechnet man diesen bedeutenden Unfall hinweg, so war der Zar in seinen kriegerischen Unternehmungen doch sonst glücklich gewesen. Die Menschen pflegen mehr auf das, was geschieht, als darauf zu sehen, wodurch es geschieht, durch welche Verhältnisse oder durch welche Mittel es herbeigeführt worden. Daß er die Schweden besiegt und die Ostseeprovinzen erobert, ist ein Factum, das dem Zaren Ruhm und Glanz unter den Menschen schafft. Daß es geschehen weniger durch seine Klugheit und durch seine Kraft, als durch die Thorheiten Karl's XII., wird dabei von den Wenigsten in Anschlag gebracht. Der schwedische Krieg hat mehre Jahre lang die meiste Aufmerksamkeit des Zaren in Anspruch genommen. Jetzt ist ein Ergebniß, welches der Zar selbst Anfangs nicht zu erreichen gehofft, erreicht. Ingermannland mit Karelien, Liv- und Ehstland sind gewonnen. Die schwedische Macht ist zusammengebrochen, Schweden wird nicht im Stande sein, das verloren Gegangene wieder zu gewinnen, auch wenn Karl XII. zu Umsicht und Berechnung zurückkehren sollte. Es war das bekanntlich nicht der Fall. Noch geraume Zeit blieb Karl XII. bei den Türken, vergeblich hoffend, sie zu einem neuen Kriege gegen Rußland aufzustacheln, was, wenn es gelungen, Schweden aus seiner verzweifelten Lage doch nicht hätte reißen können. Erst 1714, als schon fast Alles verloren war, kehrte er in sein tief erschöpftes Reich zurück. Der Zar setzte den Krieg fort, weil Karl XII. sich zu den begehrten Abtretungen nicht verstehen wollte, und weil es schien, es könne über Schweden vielleicht noch mehr gewonnen werden, da zu den alten Feinden Schwedens, zu Rußland, Polen und Dänemark, sich allmälig auch noch andere, Preußen und England, gesellten. Die Russen brachen 1713 wieder in Finnland ein, die russische Flotte gewann bei den aländischen Inseln am 27. Juli 1714 einen glänzenden Sieg über die schwedische, die russischen Truppen stärkten und organisirten sich in dem Kriege immer mehr, sodaß selbst ihre früheren Lehrmeister, die Schweden, erklären mußten, sie wären nun gute Soldaten geworden.

Der schwedische Krieg führte des Zaren Truppen selbst nach Teutschland. Russen erschienen im J. 1714 in Pommern, um auch hier die Schweden zu schlagen. Seine frühere Wichtigkeit und Bedeutung aber hatte der schwedische Krieg für Peter und für Rußland etwa seit 1714 nicht mehr. Die Seeprovinzen waren erobert, waren fest und sicher gewonnen. Gern würde Peter nun Frieden mit Karl XII. geschlossen und alle seine Bundesgenossen aufgegeben haben, wenn er nur förmliche Abtretung der Eroberungen von demselben hätte erlangen können. Wegen Polen war der Zar auch ruhig geworden. Er sah, daß August ihn an die alten Versprechungen nicht erinnern könne, daß Polen durch die letzten Bewegungen viel zu tief heruntergebracht; er sah, daß die Spannung zwischen dem König und dem Adel viel zu groß sei, als daß er von dieser Seite wegen Ehst- und Livland etwas zu befürchten habe. Er gestattete daher, daß auf dem sogenannten Pacifications-Reichstage von 1717 den Anhängern des Stanislaus Verzeihung bewilligt ward, wodurch die innere Ruhe nach Polen zurückkehrte. August von Polen aber mußte es, wie der Zar richtig berechnet, in Vergessenheit kommen lassen, daß ihm einst Ehst- und Livland versprochen worden. In der langen Zeit, daß des Zaren Aufmerksamkeit und Thätigkeit hauptsächlich auf den schwedischen Krieg hatte gerichtet sein müssen, waren die Verhältnisse zwischen Peter und den Russen wenig verändert worden. Der Adel, wenn auch sein Unwille nicht in That überging, klagte doch fortwährend auf das Heftigste über den Zaren, daß er vor Günstlingen zurückgesetzt, daß der Zar sich mit gemeinen Menschen umgebe, daß er sich für Petersburg und für die andern vielen Bauten des Zars ruiniren müsse, daß im Heer, in den Anstalten die vornehme Jugend unter die Gemeinsten gemischt werde, daß man fortfahre, sie unvorbereitet, ungeschickt in das Ausland hinauszutreiben, wobei sie nichts lernen könnten. Sehr viele Adelsfamilien hatten sich vom zarischen Dienste zurückgezogen und Peter griff 1709 zu einer strengen Maßregel. Die Edelleute, welche sich nicht zum zarischen Dienste rechtzeitig meldeten, sollten ihres Eigenthums verlustig sein. Am allerunangenehmsten ist dem Adel, daß der Zar seine Bauerhöfe wegen der Richtigkeit der Steuern mit viel größerer Sorgfalt als früher geschehen, zählen läßt. Beinahe nicht minder unzufrieden ist der Klerus, besonders der hohe. Er hat es mit schweigendem Erstaunen, aber auch mit Unwillen hingenommen, daß der Zar bald nach dem Tode des Patriarchen Adrian erklärt hat, daß die patriarchalische Gewalt auf ihm selbst ruhe, daß der Erzbischof von Räsan beauftragt worden, die geistlichen Verrichtungen des Patriarchats, jedoch nur nach zarischem Befehl, zu führen, sich selbst aber nie den Titel eines Patriarchen beizulegen. Ein einziger Bischof hat indessen gewagt, sich für das Patriarchat zu erheben, aber der Zar läßt ihn sogleich absetzen und versteht, seinen Willen durchzusetzen. Die Kirche fiel nun auch vollständig unter das Zarenthum. In der geistlichen Ordnung vom J. 1716 wurden den Bischöfen alle ihre Pflichten als zarische Gebote eingeprägt. Der Klerus litt und schwieg. Der Mittelstand, und besonders die Kaufmannschaft, klagte nicht minder über den Zaren. Heftig beschwerte er sich, daß der Zar durch Machtgebote den archangelschen Handel nach Petersburg gezwungen; besonders gegen die Monopole erhob er sich. Nicht zufrieden mit dem Monopole des Tabaks, des Salzes und der sibirischen Waaren habe Peter auch den Handel nach Sina, Potasche, Theer, Caviar, Stockfisch, Juchten rc., beinahe Alles, was sich nur erreichen ließ, monopolisirt und den Handel dadurch ruinirt. Die Bauern als Leibeigene kommen in Rußland nicht in Betracht und ihre Stimme ist null. Peter soll einmal den Gedanken, die Leibeigenschaft aufzuheben, gehabt haben. Aber er fühlte, daß hier seine gewöhnliche Weise, mit einem Schlage zu handeln, nicht anwendbar sei. Späterhin traten andere Verhältnisse ein, die den Zaren bestimmten, die Lage der Bauern eher zu erschweren, als sie zu erleichtern. Alle die Stimmen aber, welche gegen ihn tönten, beachtete der Zar kaum. So fest stand die Autokratie in Rußland, daß Peter seinen Willen dem Willen und den Wünschen fast aller Anderer entgegensetzen und durchsetzen konnte. Ein ziemlicher Theil jener Klagen, die so oft wiederkehrten, beruheten auf dem Grunde der Wahrheit. Heer und Flotte, die ungeheuren Bauten, die Peter unternahm, die Unternehmungen, die er alle für nothwendig hielt, verlangten ungeheure Summen, und Schulden wollte er nicht machen. Da war denn nun freilich nöthig, genauere Steuerregister zu gewinnen, auf sorgfältigere Erhebung der Zölle zu sehen und sich Monopole zu machen. Alle diese Dinge kamen natürlich denen, auf welche sie fielen, neu, ungewohnt und drückend vor. Manches ward später abgestellt, Anderes, das sicher hätte abgestellt werden sollen, blieb. Eine Hauptklage aller Stände war, daß die Günstlinge, welche Peter zu seinen Großbeamten machte, wobei er sich selten von blinder Gunst, öfter von dem Glauben, daß die Leute für seine Zwecke brauchbar wären, leiten ließ, auf das Entsetzlichste wirthschafteten. Hierüber gehen dem Zaren endlich doch selbst die Augen auf und es wird 1715 eine große Inquisition über vorgegangene Betrügereien eröffnet, in welche fast alle Gouverneurs und ein guter Theil der Großbeamten verwickelt sind. Menzikow, Apraxin, Bruce, Chef des Artilleriewesens, Kikin, Präsident der Admiralität, grade die am meisten Schuldigen, kommen mit Verweis und Geldstrafe durch, weil sie dem Zaren lieb sind, während andere Absetzung oder selbst die Knute leiden. Die, welche an die Stellen der Gestraften gesetzt werden, machen es genau wieder so, wie die Abgesetzten, und in kurzer Zeit ist das ganze Trugwesen, welches das Reich ausbeutelt, wieder da. Der Zar versteht es durchaus nicht, Gefühle von Pflicht und Ehre auch nur unter seinen nächsten Umgebungen zu erwecken und zu erhalten. Hatte sich so das Verhältniß Peter's und seiner Nation zu einander in den Kriegsjahren nicht verändert, so bietet doch Peter's Erscheinung einen etwas andern Anblick in dieser Zeit dar, wenn man sie mit der frühern vergleicht. Zwar ist seine Thätigkeit noch immer hauptsächlich auf die materiellen Dinge gerichtet, aber es hat sich doch der Kreis derselben unermeßlich erweitert. Heer und Flotte sind nicht die alleinigen Gegenstände mehr, die ihn be-

schäftigen, wie groß auch immer noch der Eifer ist, den er für sie hat. Es umfaßt derselbe fast alle Kreise des materiellen Daseins. Er will das Handwerk, die Manufactur, den Verkehr, den Handel beleben, damit die Staatskräfte und die Staatseinkünfte sich steigern, er will Leben in den todten Leib Rußlands hineinbringen. Er ist unermüdlich, wenn es einen dieser Gegenstände gilt, er entwickelt dabei eine fast übermenschliche Thätigkeit und setzt nicht minder Alles um sich her in eine beinahe convulsivische Bewegung. Daß das materielle Leben Rußlands in allen angegebenen Beziehungen mit Zar Peter begonnen hat, läßt sich nicht verkennen. Auch scheint es, daß er mit den fortschreitenden Jahren den Werth der höhern Künste und Wissenschaften höher achtet als früher, wenn er auch immer zu dem Grunde derselben durchzudringen nicht im Stande ist. Die Anlage von Druckereien, Druck, Übersetzung und Verbreitung fremder und einheimischer Schriften, wobei dann freilich, was die fremden anlangt, Alles bunt zusammengerafft wird, Anlegung von Schulen, Organisation des Unterrichtes beschäftigt in dieser Zeit den Zaren fast in demselben Maße, wie die materiellen Dinge. Siehet man aber auf das Leben Peter's selbst, auf die Sittlichkeit desselben, so ist ein Fortgang zum Bessern nicht zu gewahren. Die stürmische Heftigkeit des Zaren scheint mit dem steigenden Alter eher zuzunehmen, die Unsitte des Trinkens nimmt auch eher zu als ab. Es kann Petern ordentlich erbittern, wenn er hört, daß Jemand sich aus Branntwein oder Ungarwein nichts mache. Er wird herbeigeholt und muß trinken, bis er unter dem Tische liegt. Bei den anbefohlenen Assembleen, welche die vornehme russische Welt bilden sollen, wird in alter Weise fortgetrunken, und es werden dabei, wie der ehrliche Bergholz sich ausdrückt, „saftige Geschichten" vorgetragen. Der Befehl wegen pünktlicher Abhaltung der Assembleen wird im J. 1716 wiederholt. Am meisten aber spricht sich das Innere Peter's aus, wenn man die Menschen betrachtet, denen Peter die größte Gewalt über sich einräumt, wenn man einen Blick in die Familienverhältnisse thut. Der elende Menzikow, der sich freilich durch die Härte und Rücksichtslosigkeit auszeichnet, mit welcher er Peter's Befehle vollzieht, der einmal den Magistrat einer kleinen Stadt nach Sibirien zu schicken droht, wenn sie sich nicht gleich die Bärte abschnitten, steigt in des Zaren Gunst trotz aller offenkundig gewordenen Betrügereien immer höher und höher. Mit Menzikow hat den größten Einfluß auf den Zaren Katharine. Diese, in dem untersten Range der Gesellschaft geboren, innerlich stets vollkommen roh und ungebildet, obwol sie später zu einer sehr hohen Stellung gelangt sich äußern Firniß und äußere Glätte anzueignen verstand, war 1702 in die Hand des Zaren gefallen. Sie war schon durch die Hände mehrer Liebhaber, Scheremetjew's und Menzikow's zuletzt gegangen. Unter dem Titel „gnädige Frau" lebte sie lange am zarischen Hofe und gebar die beiden Prinzessinnen Anna und Elisabeth. Im J. 1711 ließ sich Peter mit ihr trauen, im J. 1713 ward sie als Gemahlin und Zarin öffentlich anerkannt. Sie sollte das Reich am Pruth gerettet haben. Zwischen Katharinen und Menzikow, dem ehemaligen Herrn und Geliebten, fand, wie es scheint, stets vertraute Freundschaft und Einverständniß statt. Durch sie ward Peter zu der ungeheuersten That seines Lebens, die den armen Sohn Alexis traf, bewogen. Offenbar hat der Zar sein Herz an Menschen, denen er gar nichts hätte anvertrauen sollen, hingegeben. Seiner eignen Familie ist es abgewendet. Iwan's treue Liebe ist von ihm ganz vergessen worden. Beinahe in Vergessenheit und Verachtung lebt der Iwan'sche Zweig des zarischen Hauses. Höchstens denkt der Zar an ihn, wenn er zu seinen politischen Entwürfen scheint gebraucht werden zu können. So vermählt er, um Kurland in nähere Verbindung mit Rußland zu bringen, Annen, die Tochter Iwan's, am 11. Nov. 1710 mit Friedrich Wilhelm, Herzoge von Kurland. Die Zwergenhochzeit, die dabei nebst andern rohen Spielen gefeiert ward, schien des Iwan'schen Zweiges des Zarenhauses nur spotten zu wollen. Die Hoffnung einer nähern Verbindung Kurlands mit Rußland durch diese Ehe ward indessen vereitelt, da Friedrich Wilhelm bald nach der Vermählung starb. Die andere Tochter Iwan's, Katharine, vermählte der Zar 1716 an Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, wie es scheint, um sich dadurch in Teutschland Bahn zu brechen. Eine ganz häßliche Geschichte wird hier berichtet. Der Zar soll einst die ehelichen Rechte des Herzogs auf eine auffallende und noch obenein ziemlich öffentliche Weise verletzt haben. Welches Licht wird dadurch auf den Zaren geworfen! Das aber, was am tiefsten in sein sittliches Inneres hineinsehen läßt, ist wol der Untergang des armen Sohnes seiner ersten Ehe, des unglücklichen Alexis. Man irrt wol nicht, wenn man diesen Untergang auf Menzikow und Katharinen wälzt. Peter war 17 Jahre jünger als Katharine und hatte öfters krampfhafte Zufälle, die seinem Leben keine lange Dauer verkündeten. Katharine steigt in Peter's Gunst immer höher. Menzikow ist vom Zaren bis zum ersten Manne des Reiches erhöht worden. Es ist sein Interesse, sein sehr lebhaftes Interesse, daß, wenn Peter sterben sollte, die Herrschaft auf Katharinen übergeht. Es ist sein sehr lebhaftes Interesse, daß diese Herrschaft nicht auf Alexis, den Sohn Eudoxien's, den rechtmäßigen Thronfolger, übergeht. Da erwarten ihn nicht Fortdauer seiner Macht, seines Einflusses, seiner Reichthümer, sondern der sehr wohlverdiente Strick oder Sibirien. Katharine und Menzikow finden sich in gemeinschaftlichem Interesse und in gemeinschaftlichen Entwürfen zusammen. Alexis muß um jeden Preis hinweggeschafft werden. Zar Peter ist gleich vom Anfange ohne alle Gefühle für den Sohn seiner ersten verstoßenen Gemahlin. Jahre lang kümmert er um denselben sich gar nicht. Er selbst sagt es in einem spätern Briefe, daß er sich jahrelang nicht um ihn gekümmert. Die Oberaufsicht über die Erziehung dieses Sohnes wird von Peter dem elenden Menzikow anvertraut. Menzikow kümmert sich ebenfalls sehr wenig um ihn. Jahre lang fragt er nicht nach ihm. Kommt er einmal, so mishandelt er den Prinzen mit That und Wort, wie es von dem rohen Emporkömmling mit allen, die er nicht zu fürchten braucht, überhaupt geschieht. Im J. 1703 ist der Kriegsrath von Huyssen als eigentlicher Erzieher,

jedoch unter Menzikow's Oberaufsicht, bei dem Prinzen angestellt worden. Der entworfene und uns aufbehaltene Informations- und Instructionsplan sagt uns, daß der Prinz mit Wissen überschüttet werden soll. Er soll alles Mögliche lernen und treiben. Indessen wird daraus nichts. Menzikow sorgt dafür, daß der Prinz doch nichts lernt. Huyssen klagt, daß er unaufhörlich in Missionen, die ein Anderer ebenso gut als er habe verrichten können, von dem Prinzen entfernt worden sei. Alexis bleibt, was Wissenschaft anlangt, roh, jedoch ohne alle seine Schuld. Er bleibt auch in seiner Weise und Sitte roh, wie es alle seine Umgebungen und der Hof Peter's des Großen selbst war. Aber, daß er bildungsunfähig, überhaupt ein zu gar nichts nutzender Mensch gewesen, dafür gibt es keinen Beweis. Nur fand er Neigung und innern Beruf zu dem kriegerischen Treiben seines Vaters nicht in sich, und nahm nur mit Widerwillen an den militairischen Übungen Theil, zu denen er gezwungen ward. Es war wol kein Wunder, daß Geistliche sich des Verlassenen annahmen und ihm beibrachten, was ihnen von besonderer Wichtigkeit war. Alexis las fleißig in der heiligen Schrift und in andern guten Büchern. Der Prinz reist im J. 1710 auf Gebot seines Vaters nach Teutschland und wird am 4. Oct. 1711, wieder auf Gebot des Vaters und ohne Neigung zu empfinden, mit Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt. Bis zu dieser Zeit hat Zar Peter selbst weder seinen Sohn für gänzlich untauglich zu den Staatsgeschäften gehalten, noch eine totale Abneigung gegen ihn gehabt. Denn während des türkischen Feldzuges führt ja Alexis die Reichsverwesung im Namen seines Vaters. Aber grade während dieses türkischen Feldzuges setzt sich Katharine bei dem Zaren mehr als je in Gunst. Nun mögen Menzikow und Katharine ihre Operationen gegen den armen Alexis begonnen und dem Zaren gesagt haben, Alexis werde, wenn er zur Regierung gelange, alle Reformen Peter's umstoßen und Rußland in die alte Barbarei zurückwerfen. Daher jener seltsame Brief des Zaren an den Senat, in welchem von der Thronfolge des Alexis gar keine Rede. Dieser Brief kann dem Zarewitsch kein Geheimniß geblieben sein. Nun muß Alexis als Reichsverweser den Zustand des Reiches haben kennen lernen. Er sieht und hört die Unzufriedenheit Vieler, die entsetzliche Wirthschaft, welche die großen und die kleinen Beamten des Reiches treiben. Nach allen Berichten war diese Wirthschaft, wie auch die Inquisition v. J. 1715 an den Tag brachte, entsetzlich. Es war, lautet ein Bericht, kein Schreiber mehr, der es nicht binnen kurzer Zeit von Bettelarmuth bis zum Besitz von ein Paar Häusern gebracht, welche die gepreßten Unterthanen hatten verlassen müssen. Alexis, dem der Brief des Zaren vom Pruth natürlich höchst auffallend muß vorgekommen sein, der wol anfing das Gewebe Katharinen's und Menzikow's zu durchschauen, mag nun allerdings den Entschluß in einer andern Weise als Peter zu herrschen, gefaßt, von diesem Entschlusse auch zu Vertrauten gesprochen haben, wobei es an heftigen Äußerungen, besonders über Menzikow, nicht wird gefehlt haben. Von diesem soll Alexis gesagt haben, daß er ihn würde pfählen lassen. Die Ereignisse der nächsten Jahre klären nichts auf. Aber die immer höhere Stellung, welche Katharine und Menzikow gewinnen, eine immer deutlicher hervortretende Abneigung Peter's, der ihn nie geliebt, der seine Mutter um einer Katharine willen verstoßen, kann den Zarewitsch natürlich nur mit Besorgniß erfüllen. Nichts gibt jedoch zu erkennen, daß Alexis eine Partei um sich zu bilden gesucht. Höchstens mag er zu einigen Vertrauten besorgliche und unwillige Äußerungen gethan haben. Bei der scharfen Inquisition, die nachmals über ihn erging, kann man weiter nichts entdecken als solche besorgliche und unwillige Äußerungen. So verläuft die Zeit bis zum Jahre 1715. Am 21. Oct. 1715 stirbt nach einer, wie es scheint, sehr unglücklichen Ehe die Gemahlin des Alexis. Aus derselben war der nachmalige Kaiser Peter II. geboren worden. Eine abermalige Niederkunft Katharinen's wird erwartet. Am 28. Oct. 1715 gebiert sie einen Sohn, den Peter Petrowitsch. Grade nun in diesen Tagen schreibt Peter einen heftigen Brief an seinen Sohn. Mit diesem Briefe beginnen die unmittelbaren Machinationen zum Sturze des armen Alexis. Er ist zwar noch vor der Geburt des Peter Petrowitsch geschrieben, aber Menzikow und Katharina hoffen und erwarten, daß ein Sohn werde geboren werden. Dann verändern sich die Umstände sehr zu ihren Gunsten. Auch die zweite Ehe hat einen Sohn gebracht. Die Verwesung des Reiches für diesen Sohn muß, wenn Peter bald sterben sollte, auf Katharinen und Menzikow kommen, wenn es gelingt, den Sohn der Eudoxia hinwegzuräumen. Peter mag von ihnen in immer größere Unzufriedenheit mit diesem Sohne hineingetrieben worden sein, ja er mag wirklich geglaubt haben, daß Alexis für das Reich gefährlich sei, obwol es schwer ist zu fassen, wie er sich einem solchen Glauben ergeben konnte. Jener erste Brief nun ist eine indirecte Einladung an den Sohn, sich selbst des Thrones für unfähig oder unwürdig zu erklären. Es wird viel von der Nothwendigkeit einer Besserung des Zarewitsch gesprochen, deren Ausbleiben für ihn den Ausschluß von der Thronfolge herbeiführen würde. Doch erfährt man nur eine Sache, in welcher der Zarewitsch sich bessern soll. Er soll Neigung, Liebhaberei, wie Peter sich ausdrückt, zu den militairischen Sachen fassen und sich besonders mit diesen beschäftigen. Andere Beschuldigungen können also gegen den Zarewitsch nicht aufgestellt werden. Er hat nun einmal keine Neigung zu den militairischen Sachen; das ist Alles. Alexis versteht auch sogleich, was mit diesem Briefe gemeint ist. Seine Freunde werden es ihm gesagt haben. Sie schienen von dem Gedanken ausgegangen zu sein, daß es darauf ankomme, das Leben des Zarewitsch zu retten, daß, um es zu retten, er sich jetzt zu Allem erbieten müsse, was begehrt werde. Ist Peter todt, was wird sich nicht Alles zurücknehmen lassen. Alexis, die indirecte Einladung für eine directe nehmend, antwortet, daß er bereit sei, der Thronfolge zu entsagen, wenn der Vater ihn für untüchtig erachte, um so mehr, da er selbst keine Neigung zum Regieren verspüre. Das war eine offenbare Lüge, eine Lüge um der Rettung

willen. Es erfolgt ein zweites zarisches Schreiben an den Sohn, welches offenbar den Zweck hat herbeizuführen, daß sich Alexis über seine Untauglichkeit und Unfähigkeit für den Thron deutlicher ausspreche. Auch wird die Bedenklichkeit geäußert, daß Alexis sich an Schwüre, die er etwa jetzt leisten, in Zukunft, und wenn er es nicht mehr nöthig habe, nicht binden würde. Eine Thronentsagung, auch wenn sie eine eidliche, scheint Menzikow'n und Katharinen noch keineswegs eine hinlängliche Sicherheit. Kann doch Alexis, der nicht ohne Freunde, wenn Peter todt, den Eid für abgenöthigt und erzwungen erklären. Es wird daher dem Alexis zu verstehen gegeben, daß er doch das Kloster erwählen solle. Das Klostergelübde ist schon etwas Festeres und mehr Bindendes, obwol es vollständige Sicherheit auch noch nicht gewährt. Alexis hat nun hierauf, dem Systeme seiner Freunde gemäß, erklärt, daß er in das Kloster wolle. Aber diese Auskunft ist ihnen unwillkommen. Alexis ist dann doch halb verloren, wenn auch die heilige Kirche das Gelübde wol wieder lösen könnte. Alexis zögert daher. Der Zar hat darauf eine persönliche Zusammenkunft mit ihm. Es wird dem Sohne eine Frist von sechs Monaten gestellt; in dieser Zeit solle er überlegen, ob er wirklich das Kloster wählen wolle. Eine Einladung, binnen sechs Monaten wirklich ins Kloster zu gehen. Soweit kamen die Sachen bis zum Anfange des Jahres 1716. Der Zar trat mit Katharinen seine zweite große Reise an, deren nächstes Ziel Kopenhagen war. Auf dieser zweiten Reise spielte Peter den Schiffszimmermann und Handwerker nicht mehr. Soviel war ihm denn nun doch über die Bedeutung der fürstlichen Stellung aufgegangen. Zunächst hatte die Reise einen kriegerischen Zweck. Es sollte von Kopenhagen aus eine Landung in Schweden unternommen werden. Russische Truppen waren deshalb nach Dänemark gezogen worden. Es ward indessen aus dem Angriffe nichts. Die Dänen befürchteten sogar, Peter sei nur gekommen, um sich selbst gewaltsam in den Besitz Kopenhagens, Seelands, des Sundes zu setzen. Sie trafen förmliche Vertheidigungsanstalten gegen die Russen. Peter führte im October 1716 deshalb seine Truppen aus Dänemark ab. Seit dieser Zeit trat eine Art stillschweigender Waffenstillstand zwischen Rußland und Schweden ein. Görtz hatte den Plan gefaßt, Peter und Karl mit einander zu vereinigen. Karl XII. sollte Ehstland, Livland, Ingermannland und Karelien an Peter abtreten, beide sich dagegen gegen England und Dänemark vereinigen. Hierüber wurden verwickelte Unterhandlungen gepflogen. Der Zar begab sich nach Holland, wo er zu Amsterdam mehre Wochen lang hart darnieder lag. Unterdessen ist die sechsmonatliche, dem Zarewitsch Alexis gesetzte, Frist abgelaufen, und er hat zum deutlichen Beweis, daß der Gedanke an das Mönchsthum nicht frei aus ihm selbst hervorgegangen, sondern daß er genöthigt worden war, einen angeblichen Wunsch darnach auszusprechen, nichts von sich hören lassen. Nun ist schon von Kopenhagen aus an den Sohn geschrieben worden. Er möge sich nun endlich über seinen Eintritt ins Kloster aussprechen, Zeit und Ort angeben, wann und wo er einzutreten gedenke. Wolle er dagegen Thronfolger bleiben, so solle er zum Vater nach Kopenhagen kommen, um an den kriegerischen Operationen Theil zu nehmen. Der Zar ist unterdessen, ohne des Sohnes Antwort abzuwarten, nach Holland abgereist. Offenbar hat Alexis nicht die mindeste Lust, Mönch zu werden. Was er deshalb früher gesagt, ist durch indirecten Zwang hervorgerufen worden. Jetzt soll er sich erklären oder zum Vater kommen. Daß Alexis Rußland verlassen soll, mag den Freunden höchst bedenklich vorgekommen sein. Sie besorgen eine Schlinge, sie besorgen das, was nachmals wirklich geschieht. Sie glauben, es gäbe für Alexis nur noch eine Rettung, sich im Auslande zu verbergen, bis Peter todt. Selbst Menzikow wird nun getäuscht. Der Zarewitsch stellt sich, als wolle er zum Vater reisen und Menzikow selbst gibt das Geld zur Reise her. Die Vorbereitungen müssen sehr gut getroffen und mehre Personen mit im Spiel gewesen sein. Alexis kann unterwegs mit seiner Geliebten, Affrossiya, verschwinden. Er begibt sich nach Wien, um sich unter den Schutz des Kaisers zu stellen, von dem er wohl aufgenommen wird, obwol man sich nicht gern in diese delicate Sache mischen will. Man weist den Zarewitsch in das tyroler Schloß Ehrenberg, wo er im Verborgenen leben mag. Doch hat der Zar erfahren, wo der Sohn ist. Rumänzow und Tolstoi werden nach Wien gesandt, um seine Auslieferung zu begehren. Das Cabinet von Wien scheint ebenfalls gefürchtet zu haben, daß dem armen Alexis eben nichts Gutes von Peter bevorstehe, denn es verweigert diese Auslieferung und läßt den Zarewitsch, offenbar damit er in Sicherheit sei, nach dem Schloß San Elmo in Neapel führen. Aber der Zar drängt heftig und das wiener Cabinet gibt endlich zu, daß Rumänzow und Tolstoi mit dem Prinzen wegen einer freiwilligen Rückkehr verhandeln dürfen. Sie haben einen zarischen Brief an den Sohn, der ihn endlich, jedoch nicht ohne einige Bedenklichkeiten, zur Rückkehr bestimmt. Nach guten Anführungen enthielt dieser Brief nicht allein das förmliche und feierliche Versprechen gänzlicher Straflosigkeit wegen des Geschehenen, wegen der Fluchtreise, sondern auch das Angelöbniß großer künftiger Liebe des Vaters. Das Zureden des Vicekönigs von Neapel soll den Zarewitsch besonders zur Rückkehr bestimmt haben. Er war ohne den Rath seiner Getreuen, welche die Verhältnisse kannten. So ging Alexis nach Rußland und zwar völlig freiwillig zurück, seinem Verderben entgegen. Katharine, die unterdessen am 2. Jan. 1717 einen zweiten Sohn, den Paul Petrowitsch, geboren und Menzikow glaubten nun, sich nur noch durch den Tod des Zarewitsch sichern zu können. Alexis, der bereits einen ganz demüthigen Brief an Peter geschrieben, trifft am Anfange d. J. 1718 wieder in Moskau ein. Das Schwert hängt schon über dem Haupte des Sohnes, aber Zar Peter hat seine Reise mit der größten Seelenruhe fortgesetzt. Von Holland begibt er sich nach Frankreich, nach Paris. Deutlich erkennet man, daß er gestiegen ist. Auch das höhere Leben ist nun von Interesse für ihn. Er bekümmert sich um Künste, Wissenschaften, Unterricht, Schulen, Administration, Gesetzgebung. Auch macht er auf die Franzo-

sen im Ganzen genommen einen recht günstigen Eindruck. Die Gelehrten finden ihn wißbegierig, scharfsinnig und erfahren. Im October 1717 ist der Zar wieder in Petersburg. Eine geraume Zeit scheint er sich um Alexis gar nicht zu kümmern. Die Unterhandlungen mit Schweden nehmen die Thätigkeit des Zaren besonders in Anspruch. Der Zar steht auf dem Punkte, seine früheren Bundesgenossen, besonders Dänemark, an Karl XII., der Norwegen erobern will, Preis zu geben, wenn er nur die begehrten Abtretungen erhalten kann. Am Ende des Jahres 1717 reist der Zar nach Moskau und das Ungewitter bricht über den armen Alexis herein. Am 3. Febr. 1718 erscheint ein zarisches Manifest gegen den Sohn, in dem er wegen Untauglichkeit und wegen seiner Fluchtreise von der Thronfolge ausgeschlossen wird. Welcher Art jene Untauglichkeit ist, das wird weiter nicht ausgeführt. Über die Fluchtreise wird im Übrigen doch Verzeihung ausgesprochen und erklärt, daß der Zarewitsch deshalb mit weiterer Strafe verschont bleiben solle. Alexis muß nun eine Thronentsagungsacte ausstellen und Peter Petrowitsch als rechtmäßigen Erben des Reiches anerkennen. Das Alles muß Alexis auf das Feierlichste und Öffentlichste beschwören. Jeder, der nun noch auf die Thronfolge des Alexis hinarbeiten wird, soll des Hochverrathes schuldig sein. Die altrussische Partei, unter welcher wol eigentlich die Majorität Rußlands zu verstehen ist, war, wie uns erzählt wird, bei diesen Vorgängen wie vom Donner gerührt. Aber der Zar war mit vielen Truppen nach Moskau gekommen. Bereits im März 1718 mußte dem Peter Petrowitsch die Erbhuldigung geleistet werden. Man sollte meinen, mit der so feierlichen Thronentsagung des Alexis sollten seine Feinde genug haben. Sie scheinen aber von dem Gedanken ausgegangen zu sein, daß nur die Todten nicht mehr schaden. Schon am Tage seiner Thronentsagung ward Alexis von Peter selbst gedrängt, alle zu nennen, die an seiner Fluchtreise Antheil genommen, die um dieselbe gewußt. Und es war doch eine vollständige Verzeihung mehrfach darüber ausgesprochen worden! Der Zarewitsch, schon von Todesfurcht überwältigt, nannte sie. Nun wurden arretirt und nach Moskau gebracht des Alexis Mutter Eudoxia, die Nonne von Susdal, Marie Alexiewna, die zarische Halbschwester, Pustinoi, Eudoxien's Beichtvater, Dossifei, Bischof von Rostoff, der Admiralitätsrath Kikin, von dem man erfuhr, daß er bis in des Zaren geheimes Cabinet hinein seine Spione gehabt, um Alles, was Alexis angehe, zu erfahren. Es wurden ferner in Haft genommen, Abraham Lepuchin, die Fürsten Scherebatow und Dolgoruki, Generalmajor Glebow, mehre Personen aus den nächsten Umgebungen des Alexis, auch sein Beichtvater Jacob, mehre Personen aus dem Kloster Susdal. Eine Inquisition, die eine doppelte Untersuchung führte, eine gegen den Zarewitsch und eine gegen seine Freunde, ward zuerst in Moskau niedergesetzt. Man wünschte etwas Ähnliches von einer Verschwörung herauszubringen, damit ein Todesurtheil über Alexis ausgesprochen werden könnte. Schon im März wurden Glebow, Kikin, der Bischof Dossifei, der Schatzmeister des Klosters Susdal in Moskau hingerichtet. Mitwissenschaft der Fluchtreise des Zarewitsch ist schon todeswürdiges Verbrechen. Indessen mag es bedenklich gefunden worden sein, in Moskau, dem Haupte Altrußlands, etwas weiteres gegen den Zarewitsch vorzunehmen. Im April verläßt der Hof Moskau und begibt sich nach Petersburg, wohin die Untersuchung verlegt, wohin die noch übrigen Gefangenen gebracht werden. Die Geliebte des Zarewitsch, die man in Leipzig aufgegriffen, wird auch nach Petersburg gebracht, aber sogleich, weil sie sich zu Aussagen versteht, wieder auf freien Fuß gesetzt. Das weltliche, aus 144 Personen bestehende, Gericht arbeitet nun besonders gegen den Zarewitsch. Peter hat auch ein geistliches Gericht versammelt, nicht um ein Urtheil, sondern um ein Gutachten zu vernehmen. Die geistlichen Herren benehmen sich auch bei der Sache mit vieler Würde. Sie reden zu dem Zaren zwar von einem Verbrechen des Sohnes, welches sie ohne weitern Beweis voraussetzen, zugleich aber sagen sie ihm, daß nach den Lehren des Christenthums die Liebe eines Vaters gegen den Sohn nicht weit genug ausgedehnt werden könne. Das weltliche Gericht aber gibt sich die größte Mühe etwas zusammenzubringen, das wie Hochverrath aussehe. Die Aussagen des Zarewitsch sehen dabei aus wie die Reden eines Menschen, der gedrängt wird, etwas zu entdecken und der nichts zu entdecken hat. Klar geht aus diesen Aussagen hervor, daß sein Hauptrathgeber Kikin gewesen. Der hat ihm gesagt, er solle thun, was man von ihm begehre, dem Throne entsagen, ins Kloster gehen, es werde schon dafür gesorgt werden, daß er die rechtmäßige Succession nicht verliere. Das ist die einzige Verschwörung, welche unter den Freunden des Alexis stattgefunden. Sie wollten dem Alexis die Thronfolge, die ihm gebührte, erhalten. Wenn er zu entsagen, wenn er ins Kloster zu gehen gezwungen werde, so wollten sie dafür sorgen, daß er doch Zar würde. Zuletzt hatten sie es am besten gefunden, wenn er aus dem Reiche gehe und Peter's Tod erwarte. Daß es auf weiter nichts abgesehen war als darauf, beweist eben der Umstand, daß Alexis aus dem Reiche ging. Wie hätte er bei Lebzeiten Peter's von Wien, von Neapel aus, etwas unternehmen können? Aber man wollte eine Art Verschwörung haben und stoppelte daher einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Äußerungen, die Alexis gethan haben sollte, zusammen. Eine solche Äußerung war, daß er einst gesagt haben sollte, er wolle sich des Thrones bemeistern, es möge kosten, was es wolle, wobei natürlich im Protocoll weggelassen, daß er dabei von dem Falle des Ablebens Peter's gesprochen. Des Alexis Verbrechen ist, daß er sich um Menzikow und Katharinen Platz zu machen, nicht in das Kloster stecken und sich seines guten Thronrechtes nicht will berauben lassen. Nicht einmal ein Sachwalter ist dem Zarewitsch bewilligt worden. Sein Todesurtheil wird am 6. Juli gefällt, Menzikow, der beim Gerichte die Hauptrolle gespielt, ist der erste, der es unterschrieben. Die Gründe, auf denen es steht und durch welche zugleich die früher ausgesprochene Verzeihung umgangen werden soll, sind fast unglaublich. Seine Rückkehr von Neapel

sei keine freiwillige gewesen, und obwol er dem Vater versprochen, Alles, was mit seiner Fluchtreise zusammenhing, sogleich bei der Thronentsagung zu offenbaren, auch nur unter dieser Bedingung zum zweiten Male Verzeihung erlangt habe, so habe doch die Untersuchung ergeben, daß noch Mehres gesagt, gethan worden, was er nicht sogleich offenbart. Hierauf die Beschuldigung, daß er noch bei Vaters Lebzeiten sich des Thrones habe bemeistern wollen und das Todesurtheil über ihn als über einen Vatermörder. Darauf soll Alexis am 7. Juli 1718 gestorben sein, den Tag nachher, als ihm das Todesurtheil mitgetheilt worden. Am 9. und 10. Juli war die Leiche ausgesetzt. Ein dickes Tuch war um den Hals geschlungen. Barg es vielleicht die Todeswunde, war der Unglückliche von dem General Weide enthauptet worden! Niemand weiß es. Ward nicht Hand an ihn gelegt, so starb er wol an Schmerz, an Verzweiflung einen vielleicht noch qualvollern Tod. Für die, welche die Sache angestiftet, welche seinen Tod herbeigeführt, läuft es sittlich auf Eins hinaus, wie Alexis starb. Sie tragen die Blutschuld doch. Ob der Zar seinen Sohn wirklich für einen Rebellen gehalten, kann nur Gott wissen. Gewiß nur ist, daß er es nicht hätte thun sollen, wenn er es that. Ebenso wenig läßt sich sagen, ob er wirklich eine künftige Regierung des Sohnes für Rußland so gefährlich erachtete, daß er selbst auf die härteste Weise entfernt werden müßte. Gewiß nur ist, daß er es nicht hätte thun sollen, wenn er es that. Wer kann mit Genauigkeit wissen, wie ein Thronfolger in Zukunft regieren wird? Muß man ihn nicht erst regieren lassen, ehe man darüber mit Gewißheit entscheiden kann? Daß Alexis ein durchaus unfähiger Mensch gewesen, ist ebenso oft gesagt, als nicht bewiesen worden. Was sollte aus der Ordnung der Staaten werden, wenn jeder Herrscher auf den Grund eines schwankenden und unbestimmten Urtheils über die Regenteneigenschaften des Thronfolgers, das von denen, die an seiner Entfernung das erste Interesse haben, ausgegangen, diesen vom Throne auszuschließen das Recht haben sollte? Sicher ist Peter zu Allem, was geschah, von Menzikow verleitet worden. Aber welcher Vorwurf, daß er sich verleiten ließ! In der Bestrafung der Freunde des Alexis tritt noch die größte Härte hervor. Eudoxia und Maria Alexiewna empfangen die kirchliche Disciplin und kommen in strengere Klosterzucht. Abraham Lepuchin, Bruder der verstoßenen Zarin, Iwan, Dobrowsky, Wornow aus dem Gefolge des Alexis werden hingerichtet, dem Fürsten Scherebatow wird Nase und Zunge abgeschnitten, die Fürstinnen Trecurwa, Gallizün und Scherebatow werden geknutet, Dolgoruki und Louow wandern in die Verbannung, der Bischof von Kiew vergiftet sich verzweiflungsvoll in der Haft. Es sind gräßliche Scenen, die den Zaren, wie der Tod seines Sohnes, ganz ruhig zu lassen scheinen. Er kümmert sich um diese Zeit um seine Schiffe, um seine Soldaten, selbst um die Schuhe und Strümpfe derselben, als ob nichts geschehen sei. Mehre Dinge, welche um diese Zeit vor sich gehen, scheinen indessen mit dem Tode des Zarewitsch in einer gewissen Verbindung zu stehen. Die Stimmung der verschiedenen Theile der Nation muß doch wieder begütigt werden. Daher eine Verordnung für den Adel von 1718, welche die Leibeigenschaft der Bauern noch fester und unbedingter macht, als sie früher gewesen. Darauf 1721 eine neue Bestätigung der Adelsprivilegien. Ferner eine Verordnung für die Kaufmannschaft vom Jahre 1718. Der Zar hebt fast sämmtliche Kronmonopolien auf. Nur der sinesische und kaspische Handel bleibt aus triftigen Gründen Handelsgesellschaften überlassen. Errichtung ferner des Regierungscollegiums, durch welche eine verbesserte Administration versprochen wird. Das Finanzcollegium untersucht sogleich die vorgegangenen Betrügereien und Bedrückungen. Menzikow und Apraxin werden 1719 der furchtbarsten Betrügereien und Unterschleife überführt. Man sollte denken, nunmehr wenigstens würde eine Entfernung des Unwürdigen erfolgen, aber auch dieses Mal geht er frei aus. Katharina bittet vor. Menzikow zahlt und damit ist Alles abgethan. Der Zar fällt auf andere. Gagarin, Gouverneur von Sibirien, wird gehangen. Die Inquisition wird 1721 und 1723 wiederholt, ohne daß jemals eine dauernde Frucht herauskommt. Die Inquisitionen sind immer nur Versprechungen an die Russen, daß es anders werden solle. Für das gemeine Volk strenge Verordnungen, um den kirchlichen Sinn des Zaren zu erweisen. Blasphemien, Störungen des Gottesdienstes, selbst im Zustande der Trunkenheit, sollen auf das Härteste bestraft werden. Überhaupt bemerkt man, daß die Thätigkeit des Zaren nach dem Tode des Alexis wahrhaft unermeßlich wird, als wolle er sich selbst, als wolle er Rußland durch heilbringende Dinge beruhigen. Gleiches Maß und Gewicht, die reitenden Posten, Findelhäuser, Waisenhäuser, Schulen in den Städten, Abstellung des übertriebenen Bilderdienstes, Reinigung des Volkes vom rohen Aberglauben, alles dieses, seine Aufrichtung und Begründung, erfüllt seine Seele, soll durch zarische Verordnungen hervorgerufen werden. Dem Bergbau, dem Handel, dem Verkehr will er nach allen möglichen Richtungen Bahn brechen, er denkt an Indien, an das kaspische Meer, an Persien, an Sina, an Sibirien, an Kamtschatka, an Alles. Am Ladoga- und Kronstädtercanal wird mit dem größten Eifer gearbeitet. Der Zar hat einen Plan entworfen, der das kaspische Meer, vermittels der Wolga, mit dem schwarzen verbinden soll. Die Anlage der Manufacturen nimmt nicht minder seine gespannte Thätigkeit in Anspruch. Allenthalben sollen Schulen errichtet werden, um die Menschen im Fabrikwesen zu belehren. Wer möchte es leugnen, daß viel geschehen ist, wenn sich auch nicht Alles so geschwind aus der Erde stampfen ließ, als der Zar es wollte. Wer wollte es leugnen, daß durch ihn, wenn auch zumeist nur im Äußerlichen, im Materiellen, der Anfang der Europäisirung Rußlands gemacht worden. Es konnte nicht anders sein, das Innere mußte langsam und allmälig nachfolgen. Unterdessen war am Ende des Jahres 1718 Karl XII. von Schweden verstorben und Peter ließ, da er nun auch noch ganz Finnland oder doch den größten Theil von Finnland behalten wollte, den Krieg gegen Schweden, was mit furchtbaren Verheerungen des Landes geschah, fort-

setzen. Unterdessen hatte der Zar den Schmerz, den Tod seines Sohnes von Katharinen, jenes Sohnes, dem an der Stelle des armen Alexis gehuldigt worden war, zu sehen. Peter Petrowitsch starb am 25. April 1719. Paul Petrowitsch war auch verstorben und so kehrte die Succession auf Peter, den Sohn des Alexis, zurück. Katharina und Menzikow mußten sich wieder in Bewegung setzen, um auch diesen unschädlich zu machen. Bald darauf machte der Zar einer langen Ungewißheit ein Ende. Am 14. Febr. 1720 wird die sogenannte heilige dirigirende Synode gebildet, durch welche dem Patriarchat für immer ein Ende gemacht, und die Kirche dadurch unter den Staat gestellt wird, daß der Zar sich selbst als das Haupt dieser Synode hinstellt. Vor dieser hören auch die Kirchenversammlungen auf. Die Synode soll aus eilf Mitgliedern bestehen, die aus den Bischöfen, Äbten und Weltpriestern zu erkiesen sind. Sie entscheidet nach der heiligen Schrift und den alten Kirchensatzungen unter der höchsten zarischen Autorität. Gleich bei ihrer Errichtung wird die Synode von dem Zaren angewiesen, die Gebetsformeln und Gebetbücher nach dem Inhalte der heiligen Schrift zu reinigen und die nutzlosen Heiligengeschichten herauszuschaffen, die ausschweifende Verehrung der Heiligenbilder und der angeblichen Reliquien, auch die übertriebenen Fasten abzustellen. Die Synode soll für neue Bücher sorgen, die nur die zur Seligkeit wirklich nothwendigen Anweisungen enthalten und Alles Bedenkliche oder Gefährliche fern halten. Zu Bischöfen sollen nur fromme und gelehrte Männer ernannt werden, die nicht nach weltlichen Dingen streben und von ihrer Würde keine zu hohe Meinung haben. Auch diese große Maßregel wird ohne allen Widerstand durchgesetzt. Endlich erfolgt nun auch der Abschluß des nystädter Friedens mit Schweden am 10. Sept. 1721, durch den außer Ehstland, Livland, Ingermannland und Karelien, noch Wiburg und Kexholm an Rußland abgetreten werden. Der dirigirende Senat und die Synode decretiren bei dieser Gelegenheit dem Zaren den kaiserlichen Titel. Am 2. Nov. 1721 ward er feierlich in Petersburg ausgerufen. Peter I. dachte nun an eine Heerfahrt gegen Persien. Katharine und Menzikow wollten wegen der Zukunft gesichert sein. Es muß vorbereitet werden, daß Katharine nach Peter's Tode selbst den Thron besteigen könnte. Deshalb erscheint am 5. Febr. 1722 eine kaiserliche Verordnung. Darin wird festgesetzt, daß es jederzeit in des regierenden Kaisers Willen stehen solle, die Reichsfolge zuzuwenden, wem er wolle, daß ein solcher auch den bereits designirten Nachfolger wieder absetzen könne, wenn man Untauglichkeit an ihm bemerke „damit unsere Kinder und Nachkommen," sagt der Kaiser, „im Zaume gehalten und von aller Gottlosigkeit abgeschreckt werden." Alle Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes ohne Ausnahme sollen diese Verordnung bei Hochverrathsstrafe und Kirchenbann beschwören. Der Zweck ist offenbar zunächst, Peter, den Sohn des Alexis, von der Thronfolge auszuschließen und sie auf Katharinen zu übertragen. Beinahe zu gleicher Zeit, am 22. Jan. 1722, war die kaiserliche Verordnung wegen des Dienstadels erschienen. Es werden 16 Classen gebildet, nach den verschiedenen Dienstordnungen. Wer in die ersten acht eintritt, hat vollständigen Erbadel. Fortan gibt Geburtsadel keinen wirklichen Rang, er muß durch Dienst erworben werden. Die Ausführung dieser Verordnung hat in Rußland viele Nachtheile mit sich herbeigeführt. Im folgenden Jahre, 1723, erschien die Ukase, welche den evangelischen Christen allerwärts im russischen Reiche freien Cultus bewilligte und sie unter kaiserlichen Schutz stellte. Schon 1690 waren die aus Frankreich vertriebenen Calvinisten eingeladen worden, sich in Rußland niederzulassen. In demselben Jahre, 1723, trat der Zar an der Spitze von 30,000 Streitern die Heerfahrt gegen Persien an. Schah Hussein war außer Stand, eine Unbill, welche Russen in der Stadt Schachmachie erlitten, zu bestrafen, weil das Reich sich in fast vollständiger Anarchie befand. Unter dem Vorwande, das zu strafen, griff Peter zu den Waffen. Die Russen eroberten Derbend, doch mußte die weitere Heerfahrt aufgegeben werden, weil Stürme die russische Flotte auf dem kaspischen Meere zerstreut hatten. Thamasp Kuli Khan, Hussein's Sohn, trat am 12. Sept. 1723, aber zu einer Zeit, wo er selbst gar nicht Herr seines Landes war, die Provinzen Daghestan, Gilan, Masenderan und Asterabad an Rußland ab. Indessen setzte sich Rußland nun an der Westküste des schwarzen Meeres fest. Ein Theil des Gewonnenen mußte an die Pforte, welche wegen der persischen Angelegenheit mit einem Kriege drohete, abgetreten werden. Im Ganzen hatte Peter I., weil auch Kamtschatka in Besitz genommen worden, den Bestand des russischen Gebietes um etwa neuntehalbtausend Quadratmeilen vermehrt. Das Heer, auf welchem die neue Größe stand, war auf einen furchtbaren Fuß gebracht. Gegen das Lebensende Peter's I. bestand es aus 50 Regimentern Fußvolk und 33 Regimentern Reiterei für den Felddienst. Für den Garnisondienst waren 51 Regimenter zu Fuß und vier zu Roß da. Die ganze Macht kann auf etwa 200,000 Mann angeschlagen werden. Die Flotte scheint zu derselben Zeit etwa 40 Linienschiffe gehabt zu haben. Es werden bald einige mehr, bald einige weniger angegeben; 20 Fregatten, 150 Galeeren waren da, alle Schiffe zusammen mit mehr als 2000 Kanonen bemannt. Die Seeschule zu Petersburg, die mathematische, die Kriegs-, die Artillerieschule zu Moskau sollten tüchtige Seeleute und Landofficiere heranbilden. Für das Material des Heeres und der Flotte sorgten die großen Waffenfabriken von Tula und Siesterbeck bei Petersburg. Jedenfalls waren wahrhaft furchtbare Anstalten für den Krieg da, doch mehr für den Krieg zu Lande als für den Krieg zur See. Der Kaiser hatte den Schmerz zu sehen, daß die große Marineschule zu Petersburg gar geringe Erfolge bei den eingeborenen Russen hatte und die Nautik nicht emporkommen wollte. Es nahete sich nun das Lebensende des Kaisers. Krankheitszufälle stellten sich häufiger ein und schienen Peter zu mahnen, an höhere Dinge für sich zu denken. Daß nun solche Gedanken in seine Seele gekommen, dafür findet sich kein Beweis. Der Beweis findet sich nur über und für das Gegentheil. Das Bergholzische Tagebuch, das grade von den letzten

Lebensjahren des Kaisers zu uns redet und in das Hofleben hineinführt, zeigt uns besonders eine Reihe entsetzlicher Gelage, auf denen der Kaiser Alles, dessen er habhaft werden kann, zum Trinken nöthiget. Diese wilden Gelage wechseln mit Hinrichtungen und barbarischen Executionen gegen die, welche sich Peter's Unwillen zugezogen, grauenvoll ab. Das Reich und seine Zukunft scheinen dabei dem Kaiser vielen Kummer gemacht zu haben. Den Sohn Alexis hat er selbst vernichtet, Peter, der Enkel, ist zu jung, um dem Reiche vorstehen zu können. Es könnte unter ihm Alles, was er geschaffen, wieder in Verfall kommen. Der Kaiser ist nun fast genöthiget, seine Hoffnung auf Katharinen zu setzen. Im Nov. 1723 verkündet ein kaiserlicher Erlaß den Russen, daß Peter Katharinen feierlich zur Kaiserin zu krönen gedenke. Die alte Geschichte vom Pruth wird dabei wieder in Erinnerung gebracht und Katharinen die Rettung des Kaisers, ja des Reiches angerechnet. Im Mai 1724 geht auch diese Krönung wirklich vor sich und es scheint allerdings, als wolle der Kaiser damit sagen, daß Katharina ihm auf dem Throne folgen sollte. Ausdrücklich indessen wird nichts festgesetzt. Erst nach Peter's Tode ist von dem Erzbischof Theophanes behauptet worden, daß Peter ausdrücklich, wenn auch nur mündlich, Katharinen als Thronfolgerin und Erbin des Reiches bezeichnet habe. An dem Anfange dieses Jahres war wieder eine neue Inquisition wegen vorgegangener großer und grober Betrügerei der Staatsbeamten. Peter war dieses Mal unerbittlich, 19 vornehme Staatsbeamte wurden hingerichtet, fünf geknutet. Doch nie war der Zar im Stande, dem gräßlichen Unwesen zu steuern. Er versteht es nicht, redliche Männer um sich zu sammeln und der Ehre bei den Russen Eingang zu verschaffen. Seine Strafen sehen auch nie aus wie Gerechtigkeit, sie sehen immer nur aus wie Rache. Die Pflege des Rechtes ist überhaupt eine schwache Seite seiner Regierung. Es geschah Einiges, aber durchgreifend war es nicht. Eine vermehrte Gesetzsammlung erschien 1720, eine vorläufige Proceßordnung 1721. Eine Gesetzcommission sollte ein neues Gesetzbuch entwerfen; es kam indessen nichts zu Stande. In dem Jahre 1724 ward das geistliche Ökonomie- und Kammercollegium eingesetzt, die geistlichen Güter unter die Verwaltung der Regierung gestellt. Auch erging eine neue Einschränkung des Klosterwesens. Die Aufnahme ward erschwert und an Bedingungen geknüpft. Arme, Verlassene, verwaisete Kinder sollen in die Klöster aufgenommen und verpflegt werden. Es war auch in diesem Jahre, daß die Verordnung für die Eröffnung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg erschien, deren wirkliche Eröffnung der Kaiser indessen nicht mehr erlebte. Im Übrigen brachte das Jahr ihm vielen Kummer. Von Menzikow, der seit dem Jahre 1719 doch nicht in das Vertrauen des Kaisers, welches er früher genossen, wieder hatte zurückkommen können, wurden neue und große Spitzbübereien entdeckt, und er fiel nun ernstlich in Ungnade. Das Schwert der Vernichtung hing über ihm, ohne jedoch ihn zu erreichen. Noch blieb er im Besitze aller seiner Stellen, selbst der wichtigen als Feldmarschall. Größern Schmerz mußte es Petern bereiten, daß er auch von Katharinen, der er seinen Sohn zum Opfer gebracht hatte, sich betrogen sah. Er überraschte sie einst, von guten Berichten geleitet, mit dem schönen Kammerherrn Monns, unter Verhältnissen, wie es scheint, die Katharinen's Schuld nicht bezweifeln ließen. Repnin, der Marschall, hat versichert, daß der Zar entschlossen gewesen sei, Katharinen den Kopf abschlagen zu lassen. Er habe ihn davon abgehalten, indem er ihn auf die Nachwelt gewiesen: was würde sie von ihm sagen, wenn er die erste Gemahlin ins Kloster geworfen, den Sohn in den Tod gestoßen, nun auch noch die zweite Gemahlin dem Schaffot überantworte. Auch Tolstoi und Ostermann sollen in das Geheimniß gezogen und dem Kaiser ebenfalls gerathen haben, seiner Gemahlin Schuld der Welt lieber nach Möglichkeit zu verbergen. Monns aber wird hingerichtet und der Kaiser soll geschworen haben, daß der erste wiederholte Fehltritt Katharinen das Leben kosten solle. Unter solchen Verhältnissen war freilich an eine Entscheidung der Ungewißheit, die seit Jahren in dem Kaiser gewesen zu sein scheint, ob er Katharinen den Thron auftragen solle oder nicht, zu Gunsten derselben nicht zu denken. In demselben Jahre waren die körperlichen Leiden des Kaisers zu einem hohen Grade gediehen. Ein Geschwür hatte sich in der Harnblase gebildet; es verursachte furchtbare Schmerzen. Der Kaiser besuchte zwar die warmen Bäder von Olonez, ließ sich aber sonst wenig in seinen gewohnten Beschäftigungen und Vergnügen stören. Er besuchte Häfen, Schiffe, Bergwerke, besorgte das Nöthige für die Expedition Behrings nach dem nördlichsten Amerika. Unter diesen Anstrengungen ward das Übel immer schlimmer. Der Kaiser warf sich einst selbst in die Wellen des Meeres, um ein mit Untergang bedrohtes Schiff zu retten. Die Erkältung führte eine Entzündung herbei. Der Kaiser mußte sich im Spätherbst 1724 nach Petersburg bringen lassen. Lange kämpfte die Macht der Krankheit mit des eisernen Körpers Festigkeit. Der Kaiser erhob sich wieder. Noch am 3. Jan. 1725 ließ er, bis ans Ende in seiner unwürdigen Verhöhnung des römisch-katholischen Kirchenthums fortfahrend, ein Conclave in Petersburg halten, um einen neuen Saufpapst durch die Saufcardinäle wählen zu lassen, wobei denn natürlich wieder tüchtig gezecht ward. Aber am 16. Jan. meldete sich die Krankheit wieder mit furchtbarer Gewalt. Bald nahm der kalte Brand entsetzlich überhand, daß die Aussicht auf Rettung verloren ging. Auf dem Todtenbette sprach Peter die Begnadigung mehrer tausend Personen, auch auf Katharinen's Betrieb die Begnadigung des jeder Gnade unwerthen Menzikow's aus. In der Nacht vom 27. auf den 28. Jan. 1725 verschied Peter, Rußlands erster Kaiser, ohne eine Verfügung wegen des Thrones getroffen zu haben. Katharina und Menzikow verheimlichten sein Ableben mehre Tage, bis sie ihre Maßregeln getroffen*).

---

*) Die vorzüglichsten Hilfsschriften zur Geschichte Peter's I. sind: Weber's verändertes Rußland. I. II. 1738. Halem, Geschichte Peter's des Großen. 3 Theile. 1803—1805. Bergmann, Peter der Große als Mensch und als Regent. 6 Theile. 1829.

Peter II. Nur bis an die Grenzen des Jünglingsalters gekommen, nur etwas über zwei Jahre auf dem Throne Rußlands stehend, kann Kaiser Peter II. blos eine kleine Stelle in der Geschichte einnehmen. Zweifelhaft muß es selbst von dem, was unter seiner Regierung geschieht, bleiben, ob er einen bedeutenden Antheil daran hatte, ob er sich schon zu selbständigen Entwürfen erhoben, ob schon Gedanken über das Leben, über den Staat in ihm gewesen. Er war der Sohn des unglücklichen Zarewitsch Alexis Petrowitsch, demselben aus seiner Ehe mit Charlotte Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel am 21. Oct. 1715 geboren. Beim Tode Katharinen's am 27. Mai 1727, deren Wille ihn für Rußlands Thron bestimmte, war er 11½ Jahr alt. Peter der Große hatte die Erziehung dieses seines Enkels dem Ungar Secan anvertraut, der Lehrer in dem Hause der Nariischkin gewesen. Unter Katharina I. aber waren die Nariischkin exilirt, Secan in ihren Fall verwickelt worden. Die Kaiserin ernannte damals den Grafen Ostermann zu des jungen Peter's Oberhofmeister, Alexis Dolgoruki zum Unterhofmeister. Von Ostermann ist eine Instruction für den Unterricht des jungen Großfürsten übrig, in der sich heller Verstand ausspricht. Die ganze Erziehung scheint mit Verstand und Umsicht geleitet und nicht auf schlechten Boden gefallen zu sein. Der Großfürst entwickelt gute Anlagen, einen hellen Verstand, einen gesunden und kräftigen Sinn. Die Handlungen seines kurzen Lebens, welche ihrer Natur nach noch die meiste Selbständigkeit voraussetzen, bestätigen diese über den kaiserlichen Jüngling gemachten Anführungen. Hat er doch Einsicht und Kraft genug, sich bald nach dem Antritte seiner Regierung eines schweren und unwürdigen Joches, das sich auf ihn legen will, zu entledigen und nach Freiheit und Selbständigkeit wenigstens zu streben. Menzikow, der Bauerssohn, unter Peter I. und Katharina I. so hoch erhoben, daß er kaum noch als ein Unterthan Rußlands angesehen werden konnte, Fürst des teutschen Reiches und Herzog von Ingermannland geheißen, mit den höchsten Stellen des Staates betraut, unter Katharina I. fast allgewaltig, eine durchaus niedrige und gemeine Seele, gedachte, die Jugend Peter's II. zu benutzen, seine Gewalt im Reiche zum Nachtheil desselben noch höher zu steigern, vielleicht sogar sie zur alleinigen zu machen. Katharina I. hatte für die Minderjährigkeit des jungen Kaisers einen Regentschaftsrath eingesetzt, der aus ihren Töchtern, den Prinzessinnen Anna und Elisabeth, aus Annen's Gemahl, dem Herzog von Holstein, aus Elisabeth's Verlobten, dem Prinzen von Holstein, Bischof von Lübeck, aus Menzikow, Apraxin, Ostermann, Golizin und Wassilij Dolgoruki bestehen und in dem die Stimmenmehrheit entscheiden sollte. Menzikow aber war nicht gesonnen, diesen Regentschaftsrath, der dann seine Gewalt hätte einschränken können, wirklich in das Leben treten zu lassen. Es kam darauf an, sich in den Besitz der Person des jungen Kaisers zu setzen. Ein einziges Mal, am Todestage Katharinen's, wird der Regentschaftsrath versammelt. Nur das Testament der verstorbenen Kaiserin wird in dieser Sitzung vorgelegt. Für Menzikow ist der Hauptpunkt darin die Anordnung, es solle Peter II. mit einer der Menzikow'schen Töchter vermählt werden. Noch an demselben Tage hat Menzikow den jungen Kaiser in seinen Palast bringen lassen. Er sucht nun nach Möglichkeit jedermann den Zutritt zu demselben zu verschließen. Aber der junge Kaiser hatte Selbständigkeit genug, um sich nicht völlig absperren zu lassen. Auch andere Glieder des Regentschaftsrathes behalten daher Zutritt. Auf ihren Rath zieht Peter II. die unglückliche Großmutter Eudoxia aus der langen Haft des Klosters, ruft die ganze Familie Lepuchin, aus der sie stammte, aus der Verbannung zurück. Menzikow hatte sich an derselben auf das Heftigste versündigt. Eudoxia's Sohn, der arme Alexis, war durch ihn in den Tod getrieben worden. Menzikow mußte daher Eudoxia's und der Lepuchin Rückkehr in die Welt als eine drohende Gefahr für sich betrachten. Auch hatten andere Mitglieder des Regentschaftsrathes es damit gewiß auf Menzikow's, des allgemein Gehaßten, Sturz abgesehen. Besonders mag Anna von Holstein diesen Gedanken gehabt haben. Indessen weiß Menzikow dem Schlage noch auszubeugen. Er flößt dem jungen Kaiser Furcht vor Anna von Holstein ein, als strebe sie nach dem Throne, als sei die Partei, die in den letzten Tagen Katharinen's für sie und gegen ihn gearbeitet, noch nicht ausgestorben. Ein kaiserliches Manifest vom 6. Juni 1727 erzählt, wie in den letzten Tagen der Kaiserin ein Complott stattgehabt für die Ausschließung Peter's vom Throne, mahnt daran, wie de Viez, Tolstoi, Butturlin, Pissaroff, Nariischkin, Uschakoff und Iwan Dolgoruki, nach Maßgabe ihrer Vergehungen mit Knute, Verbannung und Stellenentsetzung hierfür bestraft worden, und schließt mit der Warnung, daß sich Niemand ähnlicher Dinge unterfangen möge. Das Manifest konnte nur eine Drohung gegen Anna von Holstein und den Herzog sein. Menzikow aber schien sich durch die Furcht, die er dem jungen Kaiser eingeflößt, die Gewalt über denselben vollkommen gesichert zu haben. An demselben Tage, an dem jenes Manifest erschien, fand auch des Kaisers Verlobung mit Maria Menzikow, zur kaiserlichen Hoheit erklärt, statt. Der Fürst selbst ward kurze Zeit darauf zum Generalissimus erhoben, Maria, seine Tochter, mit in das Kirchengebet für die kaiserliche Familie eingeschlossen. Anna von Holstein verließ nun Rußland mit ihrem Gemahl, geschreckt durch jene kaiserliche Bekanntmachung. Menzikow schien die letzten Hindernisse, die seiner Macht entgegenstanden, glücklich hinweggeräumt zu haben. Ein Wunsch blieb ihm noch übrig, Natalien, die Schwester Peter's II., mit seinem Sohne zu vermählen und sich so immer weiter in die kaiserliche Familie hineinzudrängen. Indessen ist Menzikow bei den Großen Rußlands auf das Äußerste verhaßt. Es kann nicht schwer sein, den Fürsten zu stürzen, öff-

Strahlenberg, Der nördliche und östliche Theil von Europa und Asien. 1730. Der Verf. lebte lange als schwedischer Gefangener in Rußland. Wichtig besonders dadurch, daß es viele Urtheile gleichzeitig lebender vornehmer Russen enthält. Friedrich Wilhelm v. Bergholz Tagebuch in Büsching's hist. Magazin. XIX. XX. XXI.

net man nur dem jungen Kaiser die Augen über dessen verwegene Entwürfe. Es geschah das, wird erzählt, durch einige Große Rußlands. Sie sagten dem Kaiser, Menzikow strebe für sein eigenes Haus nach dem Herrenthume. Die Dolgoruki scheinen dabei zumeist die Hände im Spiel gehabt zu haben. Alexis Dolgoruki, Unterhofmeister des Kaisers, hat durch seinen Sohn Iwan, von beinahe gleichem Alter mit dem Kaiser, Zugang zu diesem gefunden. Peter II. verspricht, das Geheimniß zu wahren und wahrt es. Ein Wink des Kaisers stürzte Menzikow von seiner Höhe herab in die Verbannung, nach Sibirien in den Ort Bereso. Dorthin wanderte auch, freiwillig jedoch, denn die Strafe der Verbannung wenigstens war nicht mit auf sie ausgedehnt worden, Maria Menzikow, die ehemalige Kaiserbraut. Sie starb im J. 1728. Schon kurz vor dem vollen Sturze Menzikow's hatte ein kaiserlicher Befehl verkündet, daß andere Verordnungen als von ihm, dem Kaiser, selbst unterschriebene nicht gelten sollten, womit der Regentschaftsrath sein vollständiges Ende erreichte. Indessen konnte von einer wahren Selbstregierung Peter's II. natürlich jetzt ebenso wenig die Rede sein wie früher. Der junge Kaiser beschäftigte sich mit der Jagd, mit dem Exerciren einer Compagnie Cadets, die er errichtet, mit Kartenspiel, auch wol mit Lernen. Die Lepuchin und die Soltikow, dem kaiserlichen Hause verwandt, hoffen nach dem Sturze Menzikow's an das Ruder zu kommen. Aber die Dolgoruki sind ihnen zuvorgekommen. Iwan, bald zum Oberkammerherrn erhoben, setzte sich in des Kaisers Gunst immer fester, bahnte seinem Vater und dem ganzen Geschlechte den Weg. Die ganze große, zu den ältesten und reichsten Rußlands gehörige Familie Dolgoruki drängte sich nun allenthalben hervor, und nahm die höchsten Stellen des Staates ein. Das war in den Augen der andern großen Familien freilich das schwerste Verbrechen, welches begangen werden konnte. Die Maßregeln der fernern Regierung Peter's II. und die Gedanken, die denselben zum Grunde liegen, sind wol weit mehr als das Werk der Dolgoruki denn als das Werk des jungen Kaisers selbst zu betrachten. Was Peter der Große gewollt und erstrebt, soll fortgesetzt, Europa soll nach Rußland gezogen werden, um Rußland zu dienen, Rußland zu unterweisen. Daher die kaiserlichen Befehle, daß Ausländer, die es wünschen, in Rußland nationalisirt werden können, daß allen in Wissenschaft oder Kunst oder Handwerk erfahrenen Ausländern, die sich in Rußland niederzulassen gedenken, über die Privilegien Peter's I. hinaus noch eine zehnjährige Befreiung von allen Abgaben, auf gewisse Zeit auch Zollfreiheit für die von ihnen verfertigten Waaren, Freiheit das Reich wieder zu verlassen, so wie sie es wollten, fremde Familien, die zusammentreten, um unbebautes Land zu cultiviren, 20jährige Freiheit von allen Schatzungen und Staatslasten bewilligt sein soll. Die große Straße von Moskau nach Petersburg, der Ladogacanal, Werke, die unter Peter I. begonnen, wurden nun vollendet, Handel, Verkehr und Manufactur in aller Weise befördert. Die altrussische Partei hatte vergebens gehofft, daß die Neuerungen in ein Nichts zurückfallen würden. Sie regte sich in Etwas, aber wenn es geschah, ward sie streng zurecht gewiesen. Ein gewisser Iwan Stepanow, der eine falsche kaiserliche Ukase verbreitet, als sei die zur Unterhaltung der Truppen eingeführte Kopfsteuer wieder aufgehoben, ward durch kaiserliches Manifest vom 26. März 1729 des Verbrechens der Lüge beschuldiget. Die Dolgoruki aber führten den jungen Kaiser zur Krönung nach Moskau. Sie geschah mit ungeheurem Pompe am 25. Febr. 1728. Peter II. faßte Vorliebe für Moskau. Er entschloß sich allmälig, die Residenz in die alte Zarenstadt zurück zu verlegen. Die Jagd um Moskau war viel besser als um Petersburg. Die Dolgoruki waren nicht zuwider, Moskau und die Nation freute sich. Indessen stieg die Familie immer höher, und je höher sie stieg, um desto mehr wuchs der Neid und der Haß der andern großen Geschlechter. Man sagte, die Dolgoruki verdürben den jungen Kaiser, ja sie ruinirten ihn durch die allzuhäufigen Lust- und Jagdpartien. In der That gaben sie darin dem Hange Peter's II. nach; sie wollten ja seine Gunst. Im Aug. 1728 fiel der junge Kaiser in ein hitziges Fieber; zwar ging es vorüber und der Kaiser kam zu seiner vorigen Gesundheit, aber das Reden gegen die Dolgoruki mehrte sich, und sie ihrerseits, fürchtend, daß ein kurzes Leben Peter's II. ihre Macht enden könnte, begannen auf deren Sicherung zu denken. Seitdem mag Alexis Dolgoruki darauf gedacht haben, seine Tochter Katharina, obwol diese eine andere Neigung im Herzen hat, mit dem Kaiser zu verbinden. Das Jahr 1728 wird noch bezeichnet durch den Tod Natalien's, der Schwester des Kaisers, der am 14. Dec. erfolgt, und durch eine kaiserliche Ordnung, mit welcher der Klerus sehr unzufrieden ist. Die Zahl der Klöster soll auf 50 zurückgebracht, in jedem Kloster nicht mehr als 52 Mönche sein und Niemand unter 40 Jahren aufgenommen werden. Die Kosaken der Ukraine regten sich gegen die Dinge, welche Peter I. auf sie gelegt, wurden aber durch General Weishaupt zu Paaren getrieben. Am Anfange des Jahres 1729 ward ein Freundschaftstractat mit Sina und ein anderer mit Persien geschlossen, durch den auch eine Grenzregulirung geschah. Die Hauptsache aber der Ereignisse war, während das Reich nach den Grundsätzen Peter's des Großen fortregiert ward, daß der Kaiser am 19. Nov. 1729 seine Verlobung mit Katharina Dolgoruki, der Tochter des Fürsten Alexis, feierte. Sie ward dem Reiche durch kaiserliches Manifest notificirt und die Vermählung auf den 22. Jan. 1730 gesetzt. Aber das Schicksal gönnte Katharinen den Thron, welchen sie mit dem Opfer ihres Herzens bezahlen sollte, nicht. Peter II. hatte schon einige Male die Blattern überstanden. Erkältung zog ihm einen Rückfall zu. Am 17. Jan. kam er krank von der Jagd nach Hause und die Vermählung ward aufgeschoben. Am 26. Jan. brachen die Blattern aus und die Krankheit nahm schnell die ungünstigste Wendung. Gleich nach Mitternacht am 29. Jan. 1730 verschied Kaiser Peter II. Seine Herrschaft war nach russischer Weise eine milde gewesen. Die Nation, zufrieden mit dem Kaiser, nicht unzufrieden selbst mit den Dolgoruki. Nur die mei-

sten Großen waren unzufrieden mit der Macht derselben, obwol sie nicht in der Art anderer russischer Günstlinge gemisbraucht ward. Was nachmals Kaiserin Anna den Dolgoruki zum Vorwurf machen konnte, läuft auf Nichts hinaus. Sie hatten das Glück, das ihnen der Zufall gegeben, für sich benutzt, besser benutzt, als es wol von vielen Andern würde geschehen sein.

Peter III. Es ist eine eben so schöne als heilige Pflicht der Geschichte, die Werke der Unwahrheit und der Verleumdung zerstörend eines längst verblichenen Unglückssohnes Namen wieder in die Stellung zu bringen, welche ihm gebührt. Ein solcher Unglückssohn war Kaiser Peter III. von Rußland, und auch gegen ihn hat die Geschichte die heilige Pflicht zu erfüllen, seinen Namen den Werken der Lüge, Verleumdung und Verdrehung zu entreißen. Sie hat diese Pflicht um so mehr zu erfüllen, je reiner sein Wollen und Streben, je niedriger die Künste gewesen sind, durch welche ihm jammervoller Sturz von den höchsten Höhen des Lebens und jammervoller Untergang bereitet worden. Elisabeth, Tochter Kaiser Peter's I. von Rußland, hatte den iwan'schen Zweig des Zarenhauses Romanow, der mit Anna von Curland sich wieder des Thrones bemeistert, am 25. Nov. 1741 gestürzt, und Iwan III. schmachtete nun erst in Sibirien, dann auf dem Schlosse Schlüsselburg. Es war, als scheute sich Elisabeth die Hand an das alte Zarenblut zu legen. Iwan III., obwol in strengster Haft, obwol grausam gehalten, durfte doch leben. Aber des Thrones und des Reiches sollte er nicht wieder Meister werden, Iwan's Geschlecht vergehen, das Geschlecht Kaisers Peter I. Rußlands Thron besitzen auf immerdar. Daher rief Elisabeth, um ihres Geschlechtes Succession zu sichern, den Sohn ihrer ältern Schwester, Anna Petrowna, nach Rußland. Anna war mit Karl Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein, vermählt und aus dieser Ehe am 21. Febr. 1728 Karl Peter Ulrich geboren worden, den die Mutter nur drei Monate überlebte. Am 18. Juni 1739 starb auch der Vater, und Ulrich's Vetter, Adolf Friedrich, Bischof von Lübeck, übernahm die Vormundschaft und die Verwesung des Landes, die er bis zum Jahre 1745, wo Ulrich's Großjährigkeit eintrat, geführt hat. Die Kaiserin Elisabeth, geängstiget durch Iwan's III. Leben, das sie doch nicht verkürzen wollte, so geängstiget, daß sie Münzen desselben zu führen, bei Todesstrafe verbot, rief 1742 Ulrich nach Rußland, um ihm die Thronfolge aufzutragen. Er ging zu seinem Unglück zur kaiserlichen Tante nach Petersburg und begleitete sie nach Moskau, wo sie am 6. Mai 1742 sich feierlich krönen ließ. Nicht lange darauf, am 18. Nov. 1742, erklärte die Kaiserin den Jüngling zum Großfürsten von Rußland und rechtmäßigen Thronfolger. Anton Ulrich war dabei in das griechische Kirchenthum eingetreten und hatte in der Taufe den Namen Peter Feodorowitsch angenommen. Seltsam fügte es sich, daß beinahe in denselben Tagen, die ihn so zu erhöhen schienen, auch die Stände Schwedens ihn am 4. Nov. 1742 zum Könige wählten. Denn durch seinen Ahnherrn, Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, der mit Hedwig Sophia, (Schwester Königs Karl XII., vermählt gewesen, hing er auch mit dem Hause Wasa zusammen. Die schwedischen Abgeordneten, die diese Königskrone bringen sollten, trafen kurz vor der Kaiserin Rückkunft aus Moskau in Petersburg ein. Sie wurden natürlich nun abgewiesen von Elisabeth und hingewiesen auf Adolf Friedrich, Peter's Vetter, dem auch die mächtige Empfehlung Rußlands mit zu der Krone von Schweden verhalf. So hatte das Schicksal seltsam mit dem Jünglinge Peter gespielt, ihn in seinen Entwickelungsjahren herausgerissen aus seinen natürlichen Verhältnissen, ihn von dem schwedischen Thron entfernt, ihn gestoßen in Umgebungen, die ihm nur widrig sein konnten. Bekannt genug ist das Leben und die Weise der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die besten und tüchtigsten Männer des Reiches werden nach Sibirien gesandt, die Kaiserin, völlig unfähig zu ernsten Geschäften und zur Regierung, nur ihren Vergnügungen, die bald kindischer, bald unwürdiger Art sind, nur ihren Lüsten lebend, ist von gemeinen, lüderlichen Menschen, von einem Pöbel im schlimmsten Sinne des Wortes umgeben, den glücklicherweise noch gänzliche Unfähigkeit, Unwissenheit und Ungeschick auch in die eigentlichen Staatsgeschäfte einzugreifen hindert. Bauern, Stallknechte, Soldaten und ähnliche Leute mit prächtigen Titeln und Orden geschmückt, mit Reichthümern gemästet, bildeten die Gesellschaft der Kaiserin und den kaiserlichen Hof. Solche Umgebungen konnten und wollten den jungen Peter nicht bilden, sie konnten ihm nur Ekel vor dem Russenthume einflößen, das grade am Hofe der Kaiserin ihm in seiner schlechtesten Gestalt entgegentrat. Es war natürlich, daß des Jünglings Seele sich nach dem Vaterlande zurückwandte und daß er aus diesem Vaterlande nach der Gestalt griff, welche eben in ihre Glanzperiode eintreten wollte, daß seine Liebe sich nach Preußen und Preußens König Friedrich II. wandte. Aber ungebildet, wie er unter den rohen Umgebungen geblieben, faßte er nur den äußern Theil dieser glänzenden Erscheinung, die preußische Kriegskunst, auf und hing seine Seele an sie. Diese Neigung, diese Liebe zu Preußen, zu dem Teutschthume, seine Abneigung gegen das Russenthum hat Peter oft auf eine unkluge Weise geäußert. Klugheit und Umsicht konnten bei diesen Umgebungen, bei dieser Erziehung allerdings in ihm zu voller Herrschaft nicht gelangen. Peter blieb sich und seiner Natur überlassen. Es war aber seine Natur frank und frei; er äußerte, was er dachte und fühlte. Aber die Natur lehrt nicht immer für alle Fälle des verwickelten Menschenlebens das Rechte, das, was zum Ziele führt. Peter's Jugend hatte so weder wahre Bildung, noch wahres Wissen, noch Umsicht und Klugheit, noch eine Kenntniß des russischen Staates und der Russen gewonnen. Es war nicht seine Schuld, daß er sie nicht gewann, es war die Schuld seiner Umgebungen, die Schuld Elisabeth's. Von den Staatsgeschäften hielt sie ihren Thronfolger besonders fern, eifersüchtig, furchtsam, wie sie war, daß sie nicht von ihm möge überflügelt werden, sie, an der es kaum etwas weiteres zu überflügeln gab, als das zufällige Glück des Besitzes der Macht. Die Woronzow, Schuwalow, Rasumowsky und Bestu-

schew-Rjumin, die unter Elisabeth den russischen Staat leiteten, hätten ihn auch schwerlich in die echte Staatskunst einweihen können. Die Ostermann und Münich waren ja in Sibirien. Peter behielt so nur, was ihm die Natur gegeben, seinen geraden, ehrlichen, wohlwollenden Sinn, aber auch seinen Mangel an Kraft und Energie, an Umsicht und Klugheit. Was er indessen auch ohne Umsicht und Klugheit später gegen das Russenthum gethan und gesagt haben mag, das würde ihn nicht gestürzt haben. Zar Peter der Große hatte gegen dasselbe jedenfalls zehnmal Schlimmeres gethan. Der Mangel an Kraft und Energie hat Peter III. allein gestürzt. Und selbst mit diesem Mangel hätte er fest und sicher auf dem Throne gestanden, wie viele andere, wenn nicht ein böser Feind hinter ihm gestanden, der seine Mängel benutzt. Mit einem solchen kam der Jüngling Peter, nicht lange nachdem er Großfürst geworden, in eine Verbindung hinein, die sein Himmel werden konnte, aber seine Hölle ward. Elisabeth, immer in den heftigsten Sorgen wegen des armen Iwan lebend, von dem in Rußland mit Schmerz und Theilnahme gesprochen ward, wünschend, daß die Succession des Zweiges der zarischen Familie, der von Peter dem Großen stammte, vollständig möchte gesichert werden, dachte zeitig an eine Vermählung des jungen Großfürsten. König Friedrich II. schlug Sophia Auguste, Prinzessin von Anhalt-Zerbst, vor. Ihre Mutter war Johanna Elisabeth, aus dem Hause Holstein-Gottorp, der Vater war Fürst Christian August. Derselbe war dem Gedanken einer russischen Vermählung sehr zuwider, weil sich die Tochter dann vom Protestantismus zur griechischen Kirche wenden mußte. Bei Nacht und Nebel entfernte sich die Fürstin aus Zerbst und eilte nach Rußland. Sie traf am 17. Febr. 1744 zu Moskau mit der Kaiserin Elisabeth zusammen. Sophia Auguste, die damals im 15. Lebensjahre stand, legte bald (27. Juni 1744) das griechische Glaubensbekenntniß ab und nahm in der Taufe den Namen Katharina Alexiewna an. Des andern Tages schon fand die feierliche Verlobung mit dem Großfürsten Peter statt. Katharina ward zur Großfürstin und kaiserlichen Hoheit, auch zur Erbin des russischen Reiches, im Fall Großfürst Peter ohne Leibeserben sterben sollte, erklärt. Man sieht, wie besorgt die Kaiserin Elisabeth ist, daß auf alle Fälle der Iwan'sche Zweig des Zarenhauses vom Throne ausgeschlossen bleibe. In die Brust Katharinen's Alexiewna's aber mögen durch diesen Vorgang die ersten Gedanken an freie und selbständige Herrschaft, welchem sie nachmals Alles, auch das Leben des Gatten, zum Opfer bringt, aufgeweckt worden sein. Die Vermählung aber muß wegen der großen Jugend der Verlobten noch verschoben werden. Auch ward der Großfürst von den Blattern überfallen, die auf sein Äußeres einen ungünstigen Eindruck zurückließen. Unterdessen ward Peter 1745 für volljährig erklärt und trat die Regierung seines angestammten Fürstenthums selbst an, wodurch seine Blicke natürlich noch mehr auf Teutschland gerichtet wurden. Seine Vermählung mit Katharina Alexiewna geschieht am 1. Sept. 1745 zu Petersburg mit großer Pracht. Die ersten Jahre dieser Ehe scheinen in ruhigem Glück verflossen zu sein. Das Kind aber, welches aus derselben erwartet wird, will nicht erscheinen. Die Kaiserin Elisabeth ist darüber unzufrieden und Katharina ist es vielleicht auch gewesen. Sie hatte vielleicht Gründe, mit dem Großfürsten über Dinge unzufrieden zu sein, die zu sehr in das Stillleben der Familie hineingehören, um in den Kreis der Geschichte gelangen zu können. Der Großfürst lebt mehre Jahre fort, wie er früher gelebt, von allen Staatsangelegenheiten, von Allem, was ihn mit seiner künftigen Stellung vertraut machen kann, auf das Strengste ausgeschlossen. Das Mistrauen Elisabeth's scheint mit den Jahren des Großfürsten zu steigen. Von dem Jünglinge fürchtet sie mehr als von dem Knaben. Für die russischen Großen ist es gefährlich, bringt um Ehre und Freiheit, wenn ihr Umgang mit dem Großfürsten zu vertraut geworden. Selbst Bediente, die er wohl leiden mag, werden von ihm entfernt. Im Winter sitzt der Großfürst wie gefangen und zum Müßiggange verdammt, in dem Palaste Elisabeth's. Im Frühling und Sommer ist seine bessere Zeit. Da darf er nach dem Schlosse Oranienbaum gehen, welches ihm die Kaiserin geschenkt. Hierher sind einige hundert Mann holsteinischer Truppen gelegt, die der Großfürst wacker auf preußischen Fuß exercirt. Oder er ergötzt sich mit seinen holsteinischen Officieren, unausgebildet, wie man ihn gelassen hat, in Gelagen, bei denen es freilich nicht immer anständig zugegangen sein mag. Aber was ward darnach in Rußland gefragt! Weder das preußische Exerciren noch die Ausschweifungen, die vorgefallen sein mögen, trugen zu seinem künftigen Falle irgend etwas bei, konnten auch Unzufriedenheit unter den Russen mit ihm sicher nicht erzeugen. Denn fremde Weise und fremdes Wesen drängte sich jetzt allenthalben hervor und Völlerei und Ausschweifungen aller Art waren in der vornehmen russischen Welt zu gewöhnlich, als daß sie an dem Großfürsten hätten auffallend gefunden werden sollen. Unterdessen wird endlich am 1. Oct. 1754 dem Großfürsten von seiner Gemahlin ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Paul Petrowitsch empfängt. Diese Zeit ist als die letzte des ehelichen Glückes des Großfürsten zu betrachten. Seltsame Dinge sollen vorgegangen sein. Der Wunsch Elisabeth's, wird berichtet, die Thronfolge gesichert zu sehen, habe den jungen und schönen Soltikow zu der Großfürstin geführt. Sicher ist, daß Peter ziemlich laut und öffentlich Zweifel an der Echtheit seines Sohnes äußert, wenn auch die Wahrheit obiger Erzählung, die ihrer Natur nach so nicht mathematisch beweisbar ist, nicht erhärtet werden kann, sicher ist, daß zwischen Peter und Katharina eine Entfremdung eintritt, die in einem geheimen Familienverhältniß begründet, von Jahr zu Jahr steigend, allmälig zum Hasse wird. Der Großfürst wirft sich in die Arme der Woronzow, die von dem Einen als unschön und innerlich nichtig, von dem Andern als sanft und wohlwollend geschildert wird. Die Kaiserin selbst soll dem Großfürsten die Woronzow zugeführt haben. Die Großfürstin aber lebt in einem abgesonderten Palaste und erscheint selten bei Hofe. Von ihren Liebschaften, ja von noch ärgeren Dingen, die als Fol-

gen derselben hervorgetreten, wußte die Welt viel zu erzählen. Sollte Katharina, zuerst nicht von sich selbst, sondern durch andere auf den Weg des Bösen geleitet, nachdem die Bande des Rechtes- und der Pflicht in ihr einmal gelöst, sich einen Zwang auflegen, welchen sie nun als widernatürlich betrachtete! In allen ihren Umgebungen sah sie das freche Walten der Lust, warum sollte sie die ihrige beschränken? Ist die oben angegebene Geschichte mit Soltikow wahr, so trüge Elisabeth eine schwere Schuld. Am Ende war sie es, durch welche Katharina sittlich, Peter physisch unterging. Da nun ein Bruch, und, wie es scheint, ein unheilbarer Bruch einmal zwischen Peter und die Großfürstin getreten, wird sie zeitig besorgt über das Schicksal, das ihr bevorstände, wenn der Gemahl den Thron bestiege. Sie soll bei der Kaiserin darauf gearbeitet haben, daß Peter vom Throne ausgeschlossen und die Herrschaft auf ihren Sohn übertragen würde, wodurch sie selbst diese Herrschaft würde gewonnen haben. Als dieser Gedanke nicht hinausgeführt werden kann, mag das kühne und männlicher Kraft volle Weib auf verwegene Entwürfe gekommen sein. Ist doch damals durch die Erfahrung bewiesen, daß durch kühne Entschlossenheit die seltsamsten und abenteuerlichsten Revolutionen gelingen können. In solchen Gedanken wird die Großfürstin bestärkt durch Gregorij Orlow, den schönsten Mann des Nordens, mit dem sie eine sehr genaue Verbindung angeknüpft, von der nach dem Regierungsantritt Peter's sprechende Beweise hervorgetreten sein sollen. Elisabeth's Leben aber neigt sich zu Ende. Vor ihrem Tode soll sie, vielleicht im Bewußtsein des von ihr hier gestifteten Unheils, einen Versöhnungsact zwischen Peter und Katharina herbeigeführt haben, der indessen auf keiner sittlichen Unterlage ruhend, nicht für die Dauer frommen kann. Die Kaiserin schließt am 5. Jan. 1762 die Augen und Peter III. ist Rußlands Beherrscher. Katharina empfing sogleich die sämmtlichen Domainen Elisabeth's zum Geschenk. Unbekannt allerdings mit aller Staatsweisheit und Staatsklugheit, denn wie hätten diese bei der absichtlichen Vernachlässigung, mit welcher er auferzogen worden, zu ihm gelangen können, war Peter III., aber ein Fürst von den edelsten und wohlwollendsten Gesinnungen. Er erhärtete das in einer sehr kurzen Regierungszeit vielfach. Seine Verordnungen athmen einen Geist der Milde und Menschlichkeit, die nur mit ihm befreunden und über einige Unvorsichtigkeiten, die er wol, den Russen gegenüber, mag begangen haben, versöhnen muß. Es war auch Niemand in Rußland unzufrieden mit dem Kaiser als die, welche durch seinen Sturz emporkommen wollten, Katharina und eine Rotte, die für Branntwein, Geld, Stellen und Macht bereit war, sich überhaupt auf jeden zu werfen, der nicht Vorsicht und Kraft genug besaß, ihr zu widerstehen. Und Vorsicht und Kraft mangelten dem Kaiser allerdings. Gleich den Antritt seiner Regierung bezeichnete Peter III., der Klugheit genug besaß, sich der besonnenen Leitung eines Wolkow und Woronzow anzuvertrauen, dadurch, daß er alle unter den vorigen Regierungen nach Sibirien Verbannte, mit Ausnahme der durch die gewöhnlichen Gerichte verurtheilten Criminalverbrecher, zurückberief, und ihnen, wenn sie noch vorhanden waren, ihre Güter zurückgab. Nur unter Elisabeth sollen 80,000 Menschen nach Sibirien verbannt worden sein; woraus die Größe der Wohlthat, die von Peter III. Rußland erwiesen ward, zu ermessen. Das alte Fundamentalgesetz des Reiches, daß kein Unterthan ohne Erlaubniß des Herrschers dasselbe verlassen durfte, hob er für den Adel auf. Nun erst erhielt der Adel Rußlands das Recht, nach Gefallen zu reisen und fremde Länder zu sehen. Das furchtbare Tribunal „die geheime Kanzelei," durch welches Leben und Freiheit selbst des Höchsten dem gemeinsten Angeber und dem unbegründetsten Verdachte Preis gegeben ward, vernichtete er gleichfalls. Er schaffte ferner die Tortur ab, verminderte für das Volk durch eine unwiderrufliche Ukase die Salzpreise, erließ Befehle gegen den überhandnehmenden Luxus, und erntete für solche Thaten und Verordnungen, was sich davon ernten ließ, den Beifall aller Bessern und sicher nicht die Unzufriedenheit des Volkes. Ebenso wenig konnte die Verminderung der Handelsabgaben, die Anstalten, welche er traf, das entsetzliche Criminalverfahren, dessen Druck allgemein gefühlt werden mußte, zu verbessern, eine solche Unzufriedenheit aufregen. Der Kaiser befahl dem Senat, den **Codex Fridericianus** ins Russische zu übersetzen. Dessen Inhalt sollte mit den russischen Gesetzen so verbunden werden, daß daraus ein festes, vernünftiges, billiges und immerwährendes Gesetzbuch für die Nation entstände. Ob in diesen Dingen wol der Blödsinn erscheint, mit welchem Kaiser Peter III. von der Verleumdung ausgestattet worden ist? Es erscheint nichts weiter als eine unermüdliche und auf Wohlwollen und gesunden Gedanken ruhende Thätigkeit. Die Anstalten Peter's I. sind unter Elisabeth theils rückgängig geworden, theils ganz verfallen. Dem Handel, dem Verkehre, dem Ackerbau aufzuhelfen, Flotte und Heer, wozu eine oberste Kriegscommission eingesetzt wird, wieder herzustellen, auch darauf ist des Kaisers Thätigkeit gerichtet. Eine Beleidigung des russischen Nationalgeistes, der ja auch seit Jahrhunderten an schnelles, gewaltsames, nicht selten in seine innersten Eigenthümlichkeiten eingreifendes Verfahren der Herrscher gewohnt war, findet dabei nicht statt. Daß der Kaiser ferner, von dem Wunsche beseelt, den durch langen Krieg gestörten Frieden Europa's wieder herzustellen, die Mächte, die gegen Friedrich II. von Preußen kämpfen, auffodert, Frieden zu schließen, daß er, als diese Auffoderung kein Gehör findet, allein Frieden mit Preußen (am 5. Mai 1762) schloß, hat die russische Nation sicher auch nicht gegen den Kaiser aufgeregt. Es war selbst unpolitisch von seiner Vorgängerin Elisabeth gewesen, daß sie für Österreich Theil an diesem Kriege genommen hatte. Eine Steigerung der österreichischen Macht, wie sie aus dem Wiedergewinn Schlesiens hervorgehen mußte, konnte in der russischen Politik nicht liegen. Wenn Peter III. nun sogar ein Bündniß mit Preußen schloß, wenn die russischen Heere, die ihm bis jetzt entgegen standen, selbst Befehl empfingen, sich mit Friedrich II. zu vereinigen, so wurden auch dadurch Rußlands Interessen keineswegs

gefährdet; denn Preußens Erhaltung gegen Österreich lag sicher in einer für Rußland ganz richtigen Berechnung. Zeitgenossen versichern indessen, daß der Name „Preußen" in Rußland verhaßt gewesen, und daß das Verfahren Peter's III. unangenehm aufgefallen. Das mag am Ende sein; Haß und Abneigung gegen den Kaiser hat das gewiß ebenso wenig erzeugt, als die große Achtung, die er allerdings bei jeder Gelegenheit vor dem Heldenkönig Preußens zeigt. Er soll denselben oftmals seinen Herrn und Meister genannt haben. Wie oft hatte Zar Peter der Große die Schweden seine Meister im Kriege genannt, und wem war es aufgefallen und wer wagte, wenn es auffiel, sich dagegen zu erheben! Vergebens sucht man nach den Peter III. Schuld gegebenen Thorheiten und Übereilungen, sowie nach der aufgebürdeten Blödsinnigkeit. Man findet nur das Gegentheil und wird genöthiget, sich über den Mann zu wundern, der in seiner Erziehung so total vernachlässiget, sich doch noch mit solcher Umsicht, wie es geschieht, benimmt, wo er seinen geraden Weg gehen, wo ihm nicht, wie bei seinem Fall, raffinirte Schlauheit und die Keckheit der Verzweiflung entgegentritt. Ebenso vergebens sucht man lange nach einem Grunde der Unzufriedenheit der Russen mit ihm und nach dieser Unzufriedenheit selbst. Letztere ist auch in dem Umfange, in welchem es nach seinem Falle erdichtet worden, auch gar nicht vorhanden gewesen. Endlich findet man zwei Gegenstände, die Grund zu einer Unzufriedenheit haben abgeben können und welche hin und wieder solche Unzufriedenheit auch wirklich mögen erregt haben. Der erste betrifft die Kirche und der zweite das Heer. Peter III. richtete sehr bald seine Aufmerksamkeit auf die Kirche. Er sah, daß Peter I. viel verabsäumt habe. Es sollten niedere Schulen auf dem Lande für das Volk angelegt, die Priester, die in der gröbsten Unwissenheit lagen, zum Studiren und Predigen angehalten werden. Damit war Sertschin, Erzbischof von Nowogrod, sehr wohl zufrieden. Aber der Kaiser, das Beispiel Peter des Großen vor Augen, der als Patriarch der russischen Kirche aufgetreten und als solcher ganz ähnliche Dinge theils unternommen, theils vorbereitet hatte, gedachte weiter zu gehen. Die übermäßig vielen Bilder sollten aus den Kirchen geräumt, die Weltgeistlichen mit abgeschnittenen Bärten und in kurzer Kleidung einhergehen, die Güter der Kirche mit dem Staatsgute vereinigt, ihre Diener besoldet werden. Den letztern Plan hat Katharina II. und zwar ohne allen Widerstand durchgesetzt. Peter III. aber findet bei dem Erzbischof von Nowogrod lebhaften Widerstand und gibt vor demselben alle diese Entwürfe wieder auf. Hätte nicht schon eine Verschwörung gegen Peter III. bestanden, eine Verschwörung, die Alles ausbeutete, was sich eben fand, so wäre auch das spurlos vorübergegangen. So aber scheint, unter dem fanatischen Klerus wenigstens, Unzufriedenheit und Bewegung, jedoch in geringem Maße, erwachsen zu sein. Der zweite Gegenstand aber betrifft das Heer, wo Peter III. allerdings Änderungen traf, die, wie das immer mit allen Änderungen in der Welt der Fall, nicht alle denen angenehm waren, die von ihnen getroffen wurden. Es ist indessen nichts unter diesen Änderungen, was als thöricht, und nur wenig, was für die Stellung und die Verhältnisse des Kaisers in Rußland als unpassend anzusehen. Die Leibcompagnie Elisabeth's wird aufgehoben und ein holsteinisches Regiment erhält die Vorzüge eines kaiserlichen Leibgarde-Regimentes. Jene Leibcompagnie nützt zu nichts und kostet doch jährlich zwei Millionen Rubel. Die russische Garde, bei 10,000 Mann stark, genoß das seltsame Privilegium, nur zur Wache des Monarchen zu dienen und weiter nichts zu thun. Soldaten und Officiere lebten eigentlich im Müßiggange. Unter Münich hatten im letzten Türkenkriege einige Bataillone derselben verwendet werden sollen. Münich hatte sie mit Kanonen bedrohen müssen, ehe sie sich entschlossen, mit auf den Feind loszuschlagen. Peter III. wollte von diesem seltsamen Privilegium nichts wissen. Er bestimmte, daß die Garde ebenso gut, wie die andern Truppen mit fechten müsse. Von den Officieren derselben ward begehrt, daß sie etwas lernen sollten, was ihnen allerdings sehr unbequem war. Die ganze Armee will der Kaiser auf einen mehr Achtung gebietenden Fuß setzen, denn es war unter Elisabeth Vieles in Verfall gekommen. Sie wurde in neue und mehre Divisionen getheilt, um leichter beweglich zu sein. Es trat auch eine neue Kriegsverfassung ein, welcher die preußische, als die beste, zum Muster diente. Das alte Exercitium ward abgeschafft und das preußische anbefohlen. Die harten Strafen der Badoggen, der Katze und der Knute wurden abgeschafft, statt derselben Stock und Fuchtel zu brauchen geboten, für die Officiere aber alle Strafen aufgehoben, die mit den Gefühlen für Ehre, diesem Stande so unentbehrlich unverträglich schienen. Die Regimenter hörten auf, die Namen ihrer Chefs zu führen und empfingen dafür die Namen der Provinzen, aus denen sie waren. Die Uniformirung des Heeres ward, ebenfalls nach preußischem Zuschnitt, geändert und mannichfaltig gemacht. Doch sollte die grüne Farbe bei der Infanterie, die blaue bei der Reiterei durchgängig zu den Oberröcken beibehalten werden. Der größte Theil dieser Änderungen verdient gewiß den Namen „Verbesserungen." Selbst Unvorsichtigkeiten oder Beleidigungen des russischen Geistes enthalten sie wenig. Denn daß die Truppen tüchtig exerciren mußten, kann man doch nicht als solche ansehen. Etwa die Erhebung des holsteinischen Regiments, und daß der Kaiser den Prinzen Georg von Holstein zum Generalissimus ernannt, könnten als dergleichen angesehen werden. Daß aber manche unzufrieden mit diesen Änderungen geworden, ist ebenso gewiß, als daß ihnen eine falsche Deutung gegeben werden konnte. Einen Entwurf indessen hatte der Kaiser aufgefaßt, den auszuführen in diesem Augenblicke unklug war. Das Haus Holstein hatte seit längerer Zeit durch Rußlands Hilfe wieder zu dem Antheile von Schleswig, den es durch die dänische Krone im J. 1720 verloren, zu kommen getrachtet. Schon Elisabeth hatte es versprochen, auch in ihrem Testament verordnet, daß man dem Hause wieder dazu verhelfen sollte. Es war aber bis jetzt nichts dafür geschehen. Als nun mit Peter III. das Haus Holstein selbst auf den russischen

Thron gekommen, ward die Sache ernster angefaßt. Der Kaiser dachte an Krieg gegen Dänemark. Die holsteinische Armee war bedeutend verstärkt worden. Russische Truppen unter Romanzow sind schon durch das preußische Gebiet vorausgesandt, die Dänen haben sich dagegen im Mecklenburgischen zusammengezogen. Der Kaiser war entschlossen, seiner Armee zu folgen, der Tag der Abreise bestimmt und Alles bereitet. Indessen hatte Preußen seine Vermittlung angeboten, und es sollte den 19. Juli 1762 ein Friedenscongreß in Berlin eröffnet werden. Peter III. scheint indessen nichts mehr von demselben erwartet zu haben. Es wird ihm nun von vielen Seiten abgerathen, das Reich zu verlassen. Eine gewisse Besorgniß, daß seine Abwesenheit, zumal wenn sie eintrete, ehe er in Moskau gekrönt sei, Unruhen erregen könnte, ist unter denen entstanden, die es wohl mit ihm meinen. Peter III. achtet darauf nicht. Er widmet den holstein-schleswig'schen Angelegenheiten größere Aufmerksamkeit und legt ihnen mehr Bedeutung bei, als einem Kaiser von Rußland eben Noth war. Er befand sich zu Oranienbaum mit den Vorbereitungen zum Peter-Paulfeste beschäftigt, nach welchem die Abreise nach Teutschland vor sich gehen sollte. Da kam plötzlich, unerwartet, doch nicht ohne daß ihm einige Warnungen geworden, sein Untergang. Die Verhältnisse zwischen Peter III. und Katharina hatten sich in dem Laufe der Zeit immer bitterer gestaltet. An eine aufrichtige Versöhnung war nach dem ersten Bruche so kaum zu denken gewesen und das Leben Katharina's nicht geeignet, sie etwa doch noch möglich zu machen. Sie lebte ihren Liebhabern und ihren Lüsten. Peter III. schien sich um diese und ihre Folgen, die mehrmals deutlich hervortraten, nicht zu kümmern. Was des Kaisers Absicht mit ihr gewesen, läßt sich durchaus nicht mit Sicherheit ermitteln, und nur vermuthen, daß er wol die eheliche Verbindung mit ihr nicht auf die Dauer würde festgehalten haben. Jetzt aber, in diesem Augenblick, hatte der Kaiser wol nichts gegen sie im Sinne. Er würde eine Maßregel gegen sie schwerlich bis auf die letzte Zeit vor seiner Abreise nach Teutschland aufgeschoben haben. Wenn die Einen wissen wollten, er werde Katharinen einsperren und ihren Sohn für unecht erklären lassen, die Andern, daß er Iwan zum Thronfolger erklären, wieder Andere, daß er Georg von Holstein dazu erheben würde, und Andere noch, daß er die Woronzow heirathen würde, so beruhete das Alles auf leeren Vermuthungen. Eben weil der Kaiser für jetzt, und weil ein solcher Schritt Vorbereitungen und Überlegungen erfoderte, nichts gegen Katharinen im Sinne führte, glaubte er auch von ihrer Seite vollkommen sicher zu sein, achtete selbst auf Warnungen, auf Anzeigen nicht. Es war allerdings Mangel an Umsicht, daß er es that, Mangel an Vorsicht, daß er Katharinen aus den Augen ließ, Mangel an Menschenkenntniß, daß er sie nicht durchschaute. Katharina, sich bewußt, was und wie sie ist, was sie bei dem Kaiser für sich verdient und was ihr demgemäß, wenn nicht für die nächste Zukunft, doch für die ferne, bevorstehen müsse, die Seele voll Herrschsucht und Stolz, hat den kecken Plan, Peter III. zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen, entworfen. Sie hat das Beispiel der Revolution, die Elisabeth, der Tochter Peter's des Großen vor 20 Jahren geglückt, vor Augen, kennt die Unzufriedenheit der Garden, von denen ein Theil mit nach Teutschland marschiren soll, und weiß, was durch Geld und Branntwein bei den gemeinen, durch Geld und Aussicht auf Ehre und Stellen bei den vornehmen Russen anzufangen ist. Durch Gregorej Orlow, den Mann ihrer Liebe und ihres Vertrauens, durch seine vier Brüder hatte sie im Stillen den Grund und Boden für eine Revolution gelegt. Die Orlow waren mit Soldaten der Garde und besonders der Regimenter Ismailow und Preobraschensk in Verbindung getreten und hatten sie durch Geld und Versprechungen für Katharinen gewonnen. Der Erzbischof von Nowgorod war auch dem Gedanken einer Revolution geneigt gemacht worden. Einige andere Personen, Graf Panin, Graf Razomowsky, die Fürstin Daschkow, Schwester der Woronzow, und einige niedriger Stehende, Alles zusammen immer nur eine kleine Rotte, waren in das Geheimniß gezogen. In jedem andern europäischen Lande würde eine solche Verschwörung kaum mehr als lächerlich gewesen sein. Nur in Rußland, wo das europäische Princip der militairischen Ehre und Treue unter den Truppen noch keine feste Wurzel geschlagen hatte, war sie es nicht. Sie würde es auch in Rußland noch nicht gewesen sein, wenn Peter III. sich mit Umsicht und Muth benommen. Diese beiden Eigenschaften aber müssen ihm durchaus abgesprochen werden. Die Verschwörung soll erst dann in That übergehen, wenn sich der Kaiser aus dem Reiche wird entfernt haben. Indessen kommen die Sachen anders und die Verschwornen werden veranlaßt, um dem eignen Untergange zu entgehen, früher loszubrechen. Oberst Budberg, der von ihnen hatte gewonnen werden sollen, offenbarte Peter III. zuerst, daß eine Verschwörung im Werke sei. Der Kaiser war thöricht genug, diese Warnung ganz zu verachten. Er war zu Oranienbaum in heiterer Gesellschaft und rüstete sich auf die Feier des Peter-Paulfestes. Da ward am 8. Juli 1762 in Petersburg ein gewisser Passek gefährlicher Äußerungen halber, die abermals zu erkennen gaben, daß eine Verschwörung im Werke sei, verhaftet, der Kaiser sofort davon in Kenntniß gesetzt. Er verschiebt aber die Untersuchung bis nach dem Feste und ergreift nicht die mindesten Vorsichtsmaßregeln. Er muß weder Rußland noch Katharinen gekannt haben. Die Verschwornen haben nun nur die Wahl, selbst unterzugehen oder dem Kaiser zuvorzukommen. Katharina eilt noch in der Nacht von Peterhof, wo sie sich aufhält, nach Petersburg. Am Morgen werden die Garden versammelt und es wird ihnen erzählt, daß der Kaiser gestorben sei. Aufgefodert Katharinen zu schwören, thun sie es sofort. Graf Villebois liefert die Artillerie in die Hände der Kaiserin. Der Erzbischof von Nowgorod nimmt ihren Schwur, der Gesetze des Reiches zu wahren, an, und die Staatsbeamten leisten den Eid. An den Pöbel wird Branntwein in Fülle ausgetheilt, und entsetzlich tobt er auf den Straßen, drohend, alle Teutsche zu ermorden. An demselben Tage erließ die Kaiserin ein Manifest, in dem von Peter's Tode keine Rede mehr ist. Es wird darin nur gesagt, daß

sie den Thron bestiegen, weil Rußland in der größten Gefahr geschwebt um seinen alt-orthodoxen Glauben zu kommen, weil die ganze innere Verfassung vernichtet worden. Die Lüge war nur für die Augenblicke des Beginnens gewesen. Noch am Abend zog die Kaiserin mit 15,000 Mann von Petersburg aus. Sie blieb in der Nacht auf dem halben Wege zwischen Petersburg und Peterhof stehen. Alle Redliche in der Hauptstadt waren nach dem Bericht von Augenzeugen in der größten Bestürzung. Die erste Nachricht von der Revolution hatte den Kaiser zu Peterhof getroffen. Je unerwarteter das Ereigniß kam, um desto furchtbarer war der Eindruck, den es auf ihn machte. Allen Muth und alle Entschlossenheit verliert er in dem Grade, daß man fast annehmen möchte, der unerwartete Schrecken habe die Kräfte seines Verstandes vernichtet. Da der Kaiser in diesem Augenblicke nur ein holsteinisches Regiment und einige Tausend treue Russen um sich hatte, so war allerdings der Rath des alten Münich, sogleich auf Petersburg zu ziehen und den abgefallenen Truppen zu zeigen, daß er noch lebe, etwas gewagt, und besser würde es wol gewesen sein, sich etwas von Petersburg zu entfernen, sich in eine andere bedeutende Stadt des Reiches zu werfen und hier mit dem kaiserlichen Ansehen gegen die Revolution aufzutreten. Nicht leicht war es indessen unter diesen Umständen für einen rechtmäßigen Herrscher sich zu behaupten in einem Lande, wo so viele ein freches Spiel mit Ehre und Treue trieben. Peter III. machte nun allerdings einen Versuch sich nach Kronstadt zu werfen. Admiral Talizin war aber schon zur Kaiserin übergetreten. Es scheiterte dieser Versuch und Peter III. kehrte nach Peterhof zurück. Er vergaß nun, daß ihm noch viele Hilfsmittel zu Gebote standen und andere durch Muth und Entschlossenheit gewonnen werden konnten. Er schrieb an Katharinen und der Inhalt des Briefes ist wol das Anerbieten von dem Throne zu weichen und in die teutsche Heimath zurückzukehren, gewesen. Michael Ismaelow soll den Brief an Katharinen bringen. Peter III. zog sich nach Oranienbaum und Katharina rückte bis Peterhof vor. Michael Ismaelow ward von Katharinen durch große Versprechungen leicht gewonnen. Er kehrte zu dem Kaiser zurück, dessen Betragen nunmehr allerdings klare Spuren von Geistesabwesenheit gibt. Auf Hoffnungen, die ihm der Verräther Ismaelow zu erregen weiß, daß er durch persönliche Zusammenkunft mit Katharinen am besten auskommen werde, folgt er demselben ohne alle Begleitung nach Peterhof. Dort angelangt ward er sofort am 10. Juli auf das Landhaus Robeck gebracht. Gebunden, und, wie es scheint, auch sonst auf das Entsetzlichste gemishandelt, unterschreibt der Unglückliche nach drei Tagen eine Thronentsagungsacte. Der alte Feldmarschall Münich, seinem Kaiser und seinem Schwure treu, stand noch immer an der Spitze einiger tausend Mann getreuer Truppen, blieb allen Verführungskünsten unzugänglich und erklärte, Peter lebe noch und nie werde er einen andern Kaiser anerkennen. Das Beispiel der Treue konnte Andere, da Niemand die Thronentsagung Peter's für nicht abgezwungen ansah, zur Nachahmung reizen und die Verschwornen mußten eilen. Acht Verschworene, unter ihnen die Orlows, überfielen am 17. Juli 1762 den gefangenen Kaiser. Mit Schlägen und Mishandlungen nöthigten sie ihn, Gift zu trinken. Als es nicht sofort wirkte, ward er von ihnen erdrosselt. Und doch wagte man die Leiche, die so deutliche Spuren des Mordes zeigte, öffentlich auszustellen. Doch schon die nächste Nacht mußte sie wieder hinweggenommen werden; so groß war das Murren selbst des gemeinen Volkes *). (*Flathe.*)

4) Könige von Aragonien.

Peter I., dritter König von Aragonien aus dem Stammhause Navarra, war der älteste Sohn Königs Sancho und wol vor 1069 geboren worden, da er schon seit 1080 seine Zustimmung väterlichen Urkunden beisetzte und seit 1085 fähig war, die ihm vom Vater überlassenen Gebiete Sobrarbe, Ribagorza und Monzon mit dem königlichen Titel zu verwalten. An der Gesetzgebung und an den steten Kriegen Sancho's mit den benachbarten Mauren theilnehmend bildete sich Peter zu einem weisen Regenten und tapfern Helden, wie zum furchtbaren Feinde der Sarazenen heran. Fiel ja doch sein Leben in die Zeit, wo die höchste Begeisterung einen großen Theil Europa's zur Bekämpfung der Feinde des christlichen Glaubens im Morgenlande ergriff! Peter sah dieselben Feinde ganz nahe an seinem Geburtslande sitzen, und in des Vaters Beispiele den kleinen aragonischen Staat auf Kosten derselben erweitern. Den berühmten Helden seiner Jugendzeit, der sich auch dem Vater furchtbar bewiesen hatte, den fabelhaft geschilderten Cid (d. i. Herr, ein Ehrentitel eigentlich, den späterhin alle almohadischen Prinzen führten), Don Rodrigo Diaz lernte er im Feldzuge gegen dessen Bundesgenossen, den Fürsten Almustain von Zaragoza, 1091 und folgendes Jahr kennen; vielleicht fühlte er auch dessen schwere Hand im Kampfe, aber auch dessen Großmuth, da er von ihm gefangen genommen und sogleich wieder frei gelassen wurde, wenn anders den verwirrten und mährchenhaften Gerüchten des Roderich von Toledo zu trauen ist. Gewiß ist, der Grund zu Beider vertrauter Freundschaft wurde im Lager bei Gorreja gelegt und der Krieg mit Almustain, wie es scheint, ohne entscheidendes Treffen durch des Cid Vermittelung beigelegt. Mit Beginne des Frühjahres 1094 fand sich Peter mit seinem jüngern Bruder Alfons im Lager seines Vaters vor Huesca ein, dessen Gebieter, Abderrhaman, wegen Untreue durch Eroberung der Stadt gezüchtigt werden sollte. Die Stadt aber, durch ihre Lage, festen Mauern, tapfere Mannschaft und durch den Beistand Castiliens und Zaragoza's, deren Verbündete sie war, geschützt, verlangte große Opfer von den Belagerern. Schon den 4. Juni desselben Jahres fiel König Sancho, durch einen feindlichen Pfeilschuß getroffen, nachdem er sterbend seinen Söhnen das Gelübde abgenommen

---

*) v. Salbern, Biographie Peter's III. (Petersburg 1800.) Russische Anekdoten oder Briefe eines teutschen Officiers an einen livländischen Edelmann. (Wansbeck 1765.) *Rulhière*, Anecdotes sur la revolution de Russie en l'année 1762. 1807.

hatte, nicht eher von dem Unternehmen abzustehen, bis sich die Stadt unterworfen hätte. Sein Leichnam soll auch nicht eher beerdigt worden sein, bis das Versprechen erfüllt worden war. Allein die Belagerung Huesca's wurde von Peter, der sich nun König von Aragonien, Sobrarbe und Pamplona (nicht Navarra), nannte [1]), entweder langsam fortgesetzt, oder gar eine Zeit lang aufgehoben, um im Innern seines Reiches Ordnung zu schaffen und andere Heerzüge gegen die Mauren zu unternehmen, wie Einige berichten; denn er soll noch vor Ablauf des Jahres 1094 dem Cid gegen Muhamed's Sarazenenscharen beigestanden und denselben bei Xativa haben besiegen helfen, dann am 5. April des folgenden Jahres Crisa, wo er ein Kloster stiftete, erobert haben, wenn nicht diese Thaten später hinausgesetzt werden müssen. Wie dem auch sei, des Königs äußerste Anstrengung zu Huesca's Eroberung ward erst verwendet, als der Fürst Almustain sich (1096) mit den Sarazenenfürsten von Xativa, Albarrazin und Denia und den christlichen Grafen Don Garcia und Gonzalez vereint hatte, um mit überlegener Macht dem Gebieter Abderrhaman beizustehen. König Peter, in nicht geringer Verlegenheit, ließ aus dem Kloster des heil. Victorian den Körper dieses Märtyrers ins Lager bringen, und sich und sein Heer unter dessen Schutz und Gebete stellen, nahm den von seinem Vater zum Tode verurtheilten und darum entwichenen Baron von Lizana wieder zu Gnaden auf, und erhielt durch diesen eine Verstärkung von 300 mit eisernen Keulen bewaffneten Basken, welche, ein Schrecken der Feinde, mit der Kriegskunst ihres Anführers zur glücklichen Entscheidung der Kämpfe eben das beitrugen, was wunderbaren Erscheinungen beigemessen wurde, wie z. B. dem heil. Georg, der seitdem, nach Blancas, Schutzpatron des Königreichs wurde. Genug, bei Alcoraz auf einer Ebene, wohin Peter seinen überlegenen Gegnern entgegenzog, traf er am 18. Nov. desselben Jahres mit Almustain zusammen und den lange zweifelhaft gebliebenen Kampf, welcher den Mauren große Verluste (nach der allgemeinen Angabe 40,000 Todte und Garcia's Gefangenschaft) kostete, endete die Nacht, während welcher Peter unter den Waffen blieb, um mit Anbruch des Tages die Schlacht keck zu erneuern, da seine Kräfte im Vergleich mit den feindlichen nur ein Geringes (1000 Mann an Todten) gelitten hatten; allein die Gegner hatten sich mit Zurücklassung ihrer Habe, die ansehnlich genug, den Christen in die Hände fiel, inzwischen nach Zaragoza zurückgezogen. Der König ließ zum Andenken an den wichtigen Sieg auf dem Schlachtfelde eine Kapelle dem heil. Ritter Georg zu Ehren errichten, wie Mariana versichert, nach Andern den Baron von Lizana auszeichnen [2]) und nach Blancas die Köpfe der vier gefallenen Anführer oder Fürsten der Mauren in sein Wappen, zwischen das St. Georgenkreuz, aufnehmen, welche seit Alfons' II. Regierung von den vier catalonischen Pfählen verdrängt wurden [3]).

Neun Tage nach diesem Siege, am 27. Nov., zog Peter in Huesca ein und bewohnte von nun an den Sarazenenpalast. Die große Moschee, ein Muster arabischer Baukunst in Spanien, ließ er den 17. Dec. feierlich zur christlichen Kirche umwandeln und mit des Papstes Zustimmung den Sitz des Bischofs von Jaca hierher verlegen. Andere Kirchen und geistliche Pfründen wurden von ihm gegründet und Klöster beschenkt; ein Vorrecht, das ihm und seinen Nachfolgern Papst Urban II. auf die Nachricht von diesen Siegen ertheilt hatte und als ein Patronat betrachtet werden darf, das die aragonischen Könige und ihre großen Vasallen von jetzt an, wenn nicht schon früher, über alle den Sarazenen aberoberte oder neuerbaute Kirchen, die bischöflichen ausgenommen, besaßen und ausübten. Ein anderer wichtiger Umstand war für sein Reich, daß er dasselbe schon im J. 1095 unter den Schirm des heiligen Stuhles stellte, und den Päpsten zins- und lehnpflichtig machte [4]). Peter hielt nun seine Streitkräfte beisammen gegen die einmal in Schrecken gesetzten Mauren der Nachbarschaft, namentlich warf er sein Augenmerk auf ihren Hauptsitz, Zaragoza, wohin er sich jedoch den Weg durch Städte und Burgen, die von Ungläubigen besetzt waren, bahnen mußte. Nachdem er sich zu Buriana, wenn nicht schon zwei Jahre zuvor, wie bereits gemeldet worden, mit dem abenteuerlichen Ritter Cid aufrichtiger befreundet hatte, nahm er zunächst, trotz des heftigen Widerstandes, Calasanz bei Bolea und gleich darauf erstürmte er Roda (1098), im folgenden Jahre Pertusa und erbaute das Schloß Trabe und 1100 fiel nach langwieriger Belagerung Barbastro, alsdann die kleine Burg Villula (? Velillas) in seine Gewalt. Nun erst, und besonders durch Paschalis II. aufgemuntert, wagte er sich im Juni 1101 an die Belagerung Zaragoza's, deren Dauer unbekannt geblieben ist, und die durch Almustain und dessen Bundesgenossen erfolglos gemacht wurde. Erst Alfons I. eroberte dieses Bollwerk. Daß Peter seine erobernden Züge bis Lerida an dem Segre ausgedehnt habe, ist zu bezweifeln, mit der sich ins Dunkle verlierenden Belagerung Zaragoza's endet die Aufzeichnung seiner Thaten; nur verdient noch der Erwähnung, daß er mit des Papstes Geheiß den Bischofssitz von Roda nach Barbastro verlegte. Ruhmreich, gepriesen und allgemein bedauert starb er wahrscheinlich noch in der Kraft seiner Jahre im September

1) Eigentliche Krönung fand bei dem aragonischen Thronwechsel noch nicht statt, sondern die Könige mußten einen Eid leisten, während dessen sie vor dem Justitia-Mayor mit entblößtem Haupte knieten, der ihnen ein blankes Schwert auf die Brust hielt. Diesen demüthigenden Gebrauch schaffte Peter ab. s. *Saint-Allais* II, 358. 2) Nach Schott's Hispania illustrata (I, 366 sq.) wurde dieser zum Herrn von Maza erhoben, weil die eisernen Keulen, welche seine Krieger führten, mazae genannt wurden. Diese Geschlechtsbenennung ist für jene Zeit nicht ohne Beispiele.

3) Wappen waren bei Königen in jener Zeit gewiß schon vorhanden, wenn auch nicht immer pünktlich darauf gehalten wurde, aber sicherlich noch nicht erblich, daher die vier Mohrenköpfe auch bald wieder aus dem aragonischen Wappen verdrängt wurden. Daß sie aber in demselben bestanden haben, gibt noch eine Urkunde von König Alfons V. bei Blancas zur Hand; s. *Schott* III, 630. 4) Vergl. *Raynaldi* continuatio annal. Baronii XIII, 226. Das dort angeführte Breve ist vom 16. März 1095, allein es wurde von den nachfolgenden Königen nicht befolgt.

1105, wie die Urkunden bei Briz ausweisen, und nicht am 28. Sept. 1104, wie die allgemeine Angabe und selbst die der Quellen bei Schott lautet [5]). Sein Leichnam wurde im Johanniskloster zu Peña in die königliche Gruft gesenkt. Zurita und Blancas geben ihm zwei Weiber, Agnes, Tochter des Grafen Wilhelm VI. von Poitiers (? Poitou), und Bertha, von ungekannter Abkunft; nach Andern hatte er nur eine Gemahlin gehabt, welche bald Agnes, bald Bertha genannt wird, und diese nicht selten vorkommende Namenverwechselung mag zur Annahme zweier Frauen Anlaß gegeben haben, wie denn auch der Namenwechsel Peter und Sancho ihm zwei Söhne zuschiebt, welche beide die zweite Tochter des Cid, Sol (? Elvire) zur Gemahlin gehabt haben sollen. Daher sicherer, mit den bessern Nachrichten nur einen Sohn, Peter, und eine Tochter, Isabelle, anzunehmen, welche beide vor dem Vater, an einem Tage den 18. Aug. 1104, vielleicht noch im jugendlichen Alter, starben [6]). Peter's Thron ging auf dessen jüngern Bruder Alfons I. (s. d. Art.) über, und sein Name unter den Herrschern Aragoniens kommt erst unter den Königen aus dem Hause der Grafen von Barcelona wieder zum Vorschein, mit

Peter II., dem Katholischen, ältestem Sohne Königs Alfons II. Wann dieser geboren worden war, ist nicht genau zu ermitteln, doch soviel ist richtig, daß er bei dem Tode seines Vaters (25. April 1196) noch nicht völlig mündig war, d. h. nach der testamentarischen Verfügung desselben, das 20. Jahr noch nicht vollkommen zurückgelegt hatte, im September 1196 aber mit Zustimmung seiner Mutter, der Königin Sancha, und der Reichsversammlung zu Daroca den königlichen Titel und die Verwaltung seines Reiches übernahm [7]). Dieses bestand damals in Aragonien, Catalonien, Roussillon, Cerdagne, Pallas, Rhodez, Beziers und mehren andern kleinen, seinem Lehen untergebenen Gebieten; seinem jüngern Bruder Alfons mußte er nach des Vaters Willen überlassen die Provence, Milhaud, Gevaudan und den Antheil an Montpellier. Gleich bei Übernahme der Regierung sammelte der junge König die Streitkräfte des Landes und führte sie dem Freunde seines Vaters, dem Könige Alfons VIII. von Castilien, zu; und als sie die Almohaden zurückgedrängt hatten, wandten sie sich 1197 gegen den König von Leon, welchen sie beide durch einige Eroberungen und durch Verheerung des Landes wegen seiner Anhänglichkeit an die Almohaden züchtigten. Hierauf überfielen beide Könige aus gleichem Grunde, doch ohne Glück, den König Sancho VII. von Navarra. Vielleicht lenkten den König Peter die Unruhen in Catalonien ab, welche Provinz das Jahr vorher ohnehin durch Pest und Hungersnoth hart angegriffen, den Verheerungen eines Krieges zwischen den Grafen von Urgel und von Foix ausgesetzt worden war. Durch Versammlung der Stände am 1. April 1198 zu Barcelona stellte Peter die Ruhe wieder her und schärfte zugleich die Gesetze des Landfriedens (darunter auch strenge Polizei- und Criminalverordnungen) wieder ein. Hieran schloß sich ein zweiter, nicht minder glücklicher, Heerzug Peter's mit Alfons VIII. gegen Leon und der Abschluß eines zehnjährigen Stillstandes mit dem furchtbaren Almohaden Jacub Ebn Jusuf (Almanzur), damit der Krieg gegen Navarra desto nachdrücklicher geführt werden könnte. Nun reiste der König von Navarra 1199 nach Marocco, um sich enger an die Almohaden anzuschließen und Hilfe von ihnen zu erlangen. Seine zweijährige Abwesenheit benutzte der König von Castilien besser, indem er die Gebiete von Alava, Biscaya und Guipuscoa eroberte, als Peter, welcher nach Ferreras den Feldzug schon mit Eintritt des Winters endete, obschon kein Widerstand geleistet worden sein soll. Er begnügte sich mit Aybar, Burgues, Valderroncal und etlichen andern Plätzen, welche er wieder zurückgegeben zu haben scheint, als 1201 durch den Papst ein dreijähriger Stillstand abgeschlossen wurde [8]).

Peter'n hemmten freilich häusliche Zwistigkeiten. Er lebte mit seiner Mutter nicht einig, vielleicht weil sie zu viele Gewalt über ihn ausüben wollte, aber auch, weil ihr Witthum an der castilischen Grenze lag, das er, was von Sancha nicht gebilligt, wenn nicht sehr mistrauisch angesehen wurde, mit Ortschaften im Innern seines Reiches vertauschen wollte; der Zwist wurde nach und nach gefährlich, als sich der König von Castilien ins Mittel schlug, und beide am 30. Sept. 1200 durch die Annahme des Tausches versöhnte; allein Peter hielt sein Versprechen nicht, Leichtsinn und Verkehrtheit seiner Diener hetzten ihn dermaßen wieder auf, daß er seine Mutter, wie Miedes berichtet, aus dem Lande gejagt haben würde, wenn nicht die Proceres eingegriffen und im November 1201 zu Daroca eine zweite Versöhnung vermittelt hätten, für deren Bedingungen sie sich selbst verbürgten. Diese waren, daß der König seiner Mutter mit schuldiger Achtung begegnen, und ihr das von Alfons II. ausgesetzte Witthum überlassen sollte, wenn die Diener der Städte und Burgen, welche die Witwenpfründe bildeten, den königlichen Befehlen zu gehorsamen sich eidlich verpflichteten. Geschah es auch, so blieb das Verhältniß nicht ungestört, da sich die herrschsüchtige Sancha ins Kloster zu Xixena zurückzog und dort im November 1208 starb [9]).

Der Krieg zwischen Raimund von Cervera und der

---

5) Die Nachrichten bei Schott (I, 367 u. 557) lassen den König irrig sogar erst 1108 sterben.

6) Benutzt wurden außer den Quellen bei Schott (Tom. I—III.): *Marca*, Hispanica. p. 477 et 548 sq. *Mariana*, Histoire d'Espagne etc. II, 406—439. *Ferreras*, Hist. générale d'Espagne etc. III, 274—297. Schmidt's Geschichte Aragoniens im Mittelalter. S. 49—55 und Joh. v. Müller's sämmtliche Werke. VIII, 182 fg. mit *Zuritae* Indices. 35—44.

7) Wenn Schmidt in seiner Geschichte von Aragonien mit Berufung auf Blancas' Series (bei *Schott* II, 851) glaubt, Peter sei schon 23 Jahre alt gewesen, so beruht dies auf einem Irrthume, da sich König Alphons mit Sancha erst 1174 vermählte; s. *Zuritae* Indices. 79.

8) Vergl. *Zuritae* Ind. 84 sq. *Mariana*, Histoire générale d'Espagne, traduite en français par *Charenton* II, 634—645 und *Ferreras*, Hist. générale d'Espagne traduite de l'espagnol par *d'Hermilly* III, 529—538. IV, 2 sq.

9) Vergl. *Zuritae* Ind. 85 fg. 90 und *Miedes* ap. *Schott*. Hispania illustrata. III, 392 sq. mit *Ferreras* III, 535 sq.

Stadt Agrumunt in Catalonien im Sommer 1202, in welchem letztere die Oberhand behielt, gab Peter'n abermals Anlaß, in einer Ständeversammlung zu Cervera den Landfrieden zu bestärken und die Einrichtungen zu innerer Ruhe zu vervollkommnen; doch schon mit Ablaufe des Jahres befehdeten die Grafen von Urgel und Foix einander wieder, und da ihre Ursache des Kriegs in Streitigkeiten über die Grenzen bestand, so nahm der König (ungewiß, ob er diese Händel durch seine Dazwischenkunft schlichtete) wenigstens davon Gelegenheit, die Seinigen mit dem Könige Alfons VIII. durch eine Besprechung zu Susano bei Agreda zu berichtigen [10]). Inzwischen waren die Händel zwischen seinem Bruder Alfons und dem Grafen Wilhelm von Forcalquier ausgebrochen, als Letzterer seiner Enkelin Garsinde, des Erstern Gemahlin, Heirathsgut zum Besten seiner zweiten Enkelin zu schmälern trachtete, und in dem Streite den Grafen von Toulouse, und des Königs Oheim, Grafen Sancho, mit mehren andern französischen Großen auf seine Seite zog. Auch hier wußte Peter durch zeitige Erscheinung in Aiguesmortes einen Waffenstillstand zu vermitteln, welcher mit Hilfe der Barone und Prälaten jener Gegenden bald in einen, freilich nicht lange dauernden, Frieden zu Ende des Jahres 1202 verwandelt wurde [11]); denn während sich Peter im Spätherbste 1204 in Rom aufhielt, brachen die Unruhen in der Provence durch Grafen Wilhelm von Forcalquier und durch die verheerenden Streifereien eines Barons von Baux wieder aus. Jener überfiel Alfons'en, nahm ihn gefangen und suchte durch Gefängniß ihn zur Verzichtung der Plätze zu zwingen, welche er bisher vergebens verlangt hatte. Zur guten Stunde kam Peter aus Italien zurück, eilte mit einem dies- und jenseit der Pyrenäen gesammelten Kriegsheere herbei vor das Schloß, in welchem sein eingekerkerter Bruder schmachtete. Ungehindert nahm er es, da sich der Graf nicht in's offene Feld wagte, setzte seinen Bruder in Freiheit und begann dann das Gebiet Forcalquier zu verwüsten, bis die Versöhnung durch dieselbe Vermittelung, wie früher geschehen, hergestellt ward [12]). Von hier zog er mit seinen Scharen vor Montpellier, das theils aus Verletzung der städtischen Gerechtsame durch ihn, theils wegen Streitigkeiten mit seinem Bruder von ihm abgefallen war und ihn aus der Stadt gejagt haben soll, bei seiner Wiedererscheinung die Thore verschloß, und sich zugleich gegen die innerhalb der Mauern befindliche Königin Marie verfolgend auflehnte. Die Unruhe, die Gebäude und Menschen nicht schonte, wurde zwar bald, wie es scheint, durch geistliche Dazwischenkunft wieder hergestellt, nachdem aber der König die Felder verwüstet hatte und über die Pyrenäen zurückgekehrt war, nöthigten die Einwohner am 6. Aug. 1207 Marie'n, ihre feste Burg schleifen zu lassen, und hinfort zu versprechen, daß weder sie noch ihre Nachkommen eine ähnliche in der Stadt erbauen sollten [13]). Nach diesen Vorfällen vereinte König Peter seine Streitkräfte abermals mit den castilischen zur Züchtigung des unruhigen Königs von Leon, und sobald dieser zum Frieden gezwungen worden war — der Krieg kann nur von kurzer Dauer gewesen sein — warfen sich alle drei Könige auf die navarreser Gebiete, wobei sich Peter Roncesvalles und Aybar gesichert haben soll. Castilien und Navarra aber schlossen schon im October 1207 einen fünfjährigen Waffenstillstand, Aragonien hingegen wurde erst am 4. Juni 1209 durch die Zusammenkunft der drei Könige in Mallon in denselben aufgenommen, und schmiegte sich in sofern an Navarra an, als dieses damals dem Könige Peter gegen Verpfändung mehrer Städte 20,000 Goldmaravedis lieh. Diese Erneuerung ihrer Vereinigung galt zwar der nachdrücklichen Bekämpfung der Sarazenen, allein ihre Gesammtkräfte konnten erst nach drei Jahren wirken und des Christenfeindes Macht in Spanien brechen. Inzwischen aber war Peter nicht unthätig geblieben. Zuerst machte er den Vicomte Gerard von Cabrera für sich und für die Tochter des 1208 verstorbenen Grafen Ermengard von Urgel unschädlich. Ermengard hatte blos eine Tochter, Aurembaria als Erbin hinterlassen, aber sein Neffe Gerard glaubte geltendere Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des mütterlichen Oheims zu haben und nahm, ohne den König zu befragen, davon Besitz. Aurembaria und ihre Mutter Elvire warfen sich in des Königs Arme, und übergaben demselben die Erbrechte. Sie waren ihm, wie Marca versichert, willkommen und der Krieg mit dem Vicomte begann in großer Heftigkeit. Nachdem derselbe aus Balaguer vertrieben worden war, suchte er endlich mit Weib und Kindern in der Burg S. Llorens den letzten Schutz. Auch hier erreichte ihn des Königs tapferer Arm; dieser brach die Burg und Gerard gerieth sammt seiner Familie in Gefangenschaft, die er bis zu Peter's Tode in der Burg Loarre aushalten mußte [14]). Der König wandte nun allein — ein Gleiches that abgesondert Alfons von Castilien — seine Kräfte gegen die Mauren. Er fiel im J. 1210, wenn nicht schon früher (eine genaue Zeitbestimmung seiner kurzen Feldzüge ist überhaupt bei dem Widerspruche und der Unsicherheit der urkundlichen Angaben schwer) ins Gebiet Valencia's ein, nahm Montalvan, Adamuz, Sertella und das Schloß Castelfabi und kehrte mit reicher Beute nach Flix zurück, wo er den Templern für die erwiesene tapfere Theilnahme Tortosa und Aguda schenkte. Im folgenden Jahre sprach ihn der König Alfons um einen Zuzug an, Peter, auch sogleich bereit, wurde vom Grafen Simon von Montfort gehindert. Dafür fand er sich in der persönlichen Zusammenkunft zu Cuenca mit seinem königlichen Freunde desto bereiter, mit vereinten Kräften kommenden Jahres die von Afrika her verstärkte Macht der Mauren bekämpfen zu helfen, woran auch Navarra Theil zu nehmen sich durch eine Botschaft

10) s. *Zuritae* Indic. 86. 11) Vergl. *Zuritae* Indic. 86. *Saint-Allais* III, 245 und *Hermilly* zu *Ferreras* III, 538 sq. Hierbei gewann Peter den mächtigen Grafen Raimund VI. von Toulouse, durch dessen Verheirathung mit seiner zweiten Schwester Eleonora. 12) s. *Zuritae* Indic. 89. *Miedes* ap. *Schott*. Hispania illustr. III, 393 und *Ferreras* IV, 10.

13) s. *Gariel*, Series praesulum Magalonens. I, 275—279. *Saint-Allais* III, 1, 111. *Marca*, Hispanica. 553 und *Ferreras* IV, 10. Nach Gariel schuldete der König dieser Stadt 800,000 Sols. 14) Vergl. *Zuritae* Indic. 90 sq. *Marca*, Hisp. 520. 548. *Ferreras* IV, 17 und *Mariana* II, 649.

verpflichtete. Am Trinitatisfeste 1212 erschien Peter, nach Miedes mit 20,000 Mann Fußvolk und 3500 Reitern, auf dem Sammelplatze des Kreuzheeres, wie man dieses Kriegsvolk nannte, bei Toledo unter großem Jubel der Castilianer. Die Gesammtmasse der hier versammelten Krieger mag sehr ansehnlich gewesen sein, denn die Reiterei allein war nach mäßigen Angaben zwischen 10—25,000 Mann stark. Am 20. (? 21.) Juni geschah der Aufbruch; als aber Malagon und Calatrava erstürmt worden waren, trennten sich die unzufriedenen französischen Krieger bis auf einen geringen Theil, um heimzukehren, dagegen stieß der König von Navarra mit bedeutender Verstärkung in Alarcos zum Kreuzheere. Auf und neben der Heerstraße wurden Burgen und Orte genommen, und von Salvatierra und Castro-Feral an Kämpfe mit der Vorhut des fast zahllosen Sarazenenheeres unter Miramamolin bestanden, bis die feindliche Besetzung der Schluchten und Pässe der Sierra-Morena Verlegenheit unter die christlichen Heerführer brachte; allein ein Unbekannter, welchen die Leichtgläubigen für eine wunderbare Erscheinung hielten, oder ein ortskundiger Catalonier, wie Zurita annimmt, wußte das Heer sicher durch die waldigen Gebirge nach Puerto del Rey zu führen, von wo sich die Masse auf der Ebene zwischen Tolosa und Ubeda nach einer Anhöhe bewegte, die sie den 14. Juli in Besitz nahm, sich dort verschanzte, sich folgenden Tags gegen den von Baeza her andringenden Feind ruhig verhielt, den 16. dess. M. mit Tagesanbruch den Kampf vorbereitete und denselben auch mit außerordentlicher Kraftanstrengung und Hartnäckigkeit begann. Peter, den linken Flügel führend, entschied das lange zweifelhaft gebliebene Gemetzel durch einen gelegten Hinterhalt seiner Reiter, welche die Sarazenen in verwirrende Flucht brachten. Die Verfolgung währte bis zum Einbruche der Nacht. Der Feind soll wegen seiner leichten Körperbedeckung 100,000 Mann (nach Andern das Doppelte) verloren haben, während die besser geschützten Christen, da ihre gepanzerte Reiterei zeitig ins Treffen kam, nur 175 (nach Andern 115) Mann eingebüßt haben sollen [15]. Von der reichen Beute fiel dem Aragonier und Navarresen Alles zu, da der Castilier seinen Antheil ablehnte. Peter war verwundet worden. Am dritten Tage setzten sich die Sieger in Bewegung, um Ferral, Vilches, Baños, Tolosa, Baeza und das sehr feste Ubeda, wohin sich vieles Landvolk geflüchtet hatte, zu nehmen. Nach diesen gelungenen Eroberungen trieb Hunger und Krankheit das Heer nach Calatrava zurück, wo der Herzog Leopold von Österreich mit 200 Pferden ankam; aber da der Feldzug geschlossen, mußte er mit Peter nach Aragonien zurückkehren.

Von nun an beschäftigten den König, wie bisher nebenher schon, besonders zwei wichtige Angelegenheiten, die Scheidung seiner Ehe und die Beschützung seiner Freunde und Vasallen im südlichen Frankreich, die als Ketzer verfolgt, in großes Gedränge geriethen. Peter hatte frühzeitig eine zügellose Neigung für das schöne Geschlecht bewiesen, sich wie sein Bruder, der Graf Alfons, an wilde Ehen gewöhnt, und hierzu schöne Frauen der Provence, die Miedes besonders reizend schildert, auserwählt, ohne ängstlich nach ihrem Stande und Herkommen zu fragen. Die Kinder (doch werden ihrer in den Quellen nur zwei namhaft gemacht), welche er mit ihnen zeugte, wurden, wenn sie nicht früh starben, wie Raimund Berengar [16], anständig versorgt, wovon Constanze's Verheirathung [17] an den Seneschall Cataloniens, Wilhelm Raimund von Moncada, Zeugniß gibt. Allein seine Mutter und die Proceres trieben ihn stets zu einer standesgemäßen Ehe, um Erben für den Thron zu erhalten: die Infantin von Navarra, Königs Sancho Schwester, erhielt Anfangs auf des castilischen Königs Vorschub Hoffnung, Peter's Gemahlin zu werden, allein bald eingetretene Spannung zwischen beiden Höfen und des Papstes Einreden wegen zu naher Verwandtschaft [18] lenkten des Königs Blicke bald auf die Infantin Urraka von Castilien, bald auf die Erbin des Königreichs Jerusalem, Marie, Tochter Isabellen's und Konrad's von Montferrat, bis der Mutter und der Proceres Wünsche, vielleicht auch eigene Sehnsucht, die für ihn bequem und vortheilhaft gelegene Herrschaft und Baronie Montpellier mit seinem Reiche zu vereinen, ihn an die Erbin dieses Gebietes zu fesseln bewogen. Marie, Tochter Wilhelm's VIII. Herrn von Montpellier und Enkelin Kaisers Emanuel von Byzanz, war einzige rechtmäßige Erbin dieser Herrschaft mit geltenden Ansprüchen auf den morgenländischen Kaiserthron, und wenn man es zart und gewissenhaft nimmt, aus Rücksicht gegen ihre Mutter, Eudoxia, für die Gewissensbisse des königlichen Hauses Aragonien zur Sühne nöthig [19], wenn auch mit Grund allerhand Bedenken gegen sie eingewendet werden konnten, und, wie Miedes erzählt, wirklich erhoben worden sind.

Als zartes Kind ihrer Mutter beraubt, die verstoßen in einem Kloster starb, wurde Marie schon 1194 in ihrem zwölften Jahre auf Betrieb ihrer hartherzigen Stiefmutter, Agnes, an den Vicomte Barral von Marseille, und binnen wenigen Monaten Witwe geworden, im December

15) Der Brief des Königs von Castilien an den Papst über diesen Kreuzzug (bei *Raynald*, Contin. annal. *Baronii*. XIII, 209 sq.) gibt den Verlust der Sarazenen zu 100,000, und der Christen zu 25 bis 30 Mann an. Nach d'Achery (III, 182) eroberte Peter die Fahne und Lanze des Mohrenkönigs und sandte selbige an Innocenz III. Vergl. noch *Zuritae* Indic. 92 sq. *Miedes* ap. *Schott*. III, 394 sq. *Ferreras* IV, 24—39 und *Mariana* II, 654—674.

16) Dessen Mutter war nach Blancas die Base des Grafen Wilhelm von Forcalquier und starb einige Jahre vor Peter's Vermählung. Sie scheint die vornehmste von seinen Concubinen gewesen zu sein, und wird auch von Gariel und frühern Berichtgebern, wol nur aus Höflichkeit, irrthümlich die „erste Gemahlin" des Königs genannt. 17) Die Mutter dieses Bastardes ist nicht bekannt. 18) s. *Raynald* l. c. p. 35. 19) Nämlich König Alfons II. hatte sich mit des Kaisers Emanuel Tochter Eudoxia (nicht Mathilde) verlobt, und als die Braut auf ihrer Reise von Constantinopel nach Zaragoza in Montpellier anlangte, erfuhr sie, daß ihr Bräutigam bereits mit Sancho von Castilien vermählt worden sei. Da nahm sich der bestürzten Prinzessin Wilhelm VIII. von Montpellier an und heirathete sie mit Zustimmung seiner Vasallen und des Magistrats der Stadt. s. *Miedes* ap. *Schott*. III, 389 sq. und *Gariel*, Series praesulum Magalon. I, 227 sq. und über der Fürstin ferneres Schicksal p. 233 sq. König Alfons gab dem Barone Wilhelm die an seinem Hofe lebende Agnes von unbekannter Herkunft.

1197 an den Grafen Bernhard von Cominges, allem Anscheine nach mit Widerwillen, abermals verheirathet, jedoch mit Verzichtung aller Rechte, die ihr Erstgeburt und rechtmäßige Abkunft gewährt hatten, zu Gunsten ihrer Stiefgeschwister, welche die römisch-katholische Kirche, da Wilhelm's Ehe mit Agnes für ungültig erachtet wurde, für Bastarde erklärte [20]). Marien's zweite Ehe war nicht allein unheilvoll, sondern auch ungesetzlich, weil ihr Gemahl von seiner ersten verstoßenen Frau nicht kirchlich getrennt worden, und sie mit ihm so nahe verwandt war, daß die Kirche ihre Verbindung aus Gewissenhaftigkeit nicht gestatten durfte. Aber die damalige lockere Kirchenzucht übersah es, und Papst Innocenz III. ließ sogar das gleich Anfangs unverträgliche Ehepaar nöthigen, beisammen zu bleiben [21]). Doch nachdem Marie ihrem Gemahle zwei Töchter geboren hatte, sah sie sich verstoßen und genöthigt, im älterlichen Hause Zuflucht zu nehmen. Hier erlebte sie nun vor Ablauf des Jahres 1202 die Kränkung, in dem letzten Willen ihres sterbenden Vaters dessen unehelichen Söhnen nachgesetzt und blos auf ihre frühere Aussteuer, welche sie nicht einmal mehr in der Gewalt hatte, gewiesen zu werden [22]). Ihr ältester Stiefbruder Wilhelm nahm demnach, trotz aller Widersprüche, Besitz von der Stadt und Herrschaft Montpellier, Marie hinwieder klagte und weinte, scheint aber nicht eher, als sich König Peter II. von Aragonien, welcher überdies Vollstrecker des väterlichen Testamentes war, ihrer annahm, in den Besitz derselben gekommen zu sein. Durch diese Wendung der Dinge mußten Agnes und ihre Kinder weichen, was nicht ohne Aufruhr der Stadt geschah, welchen Peter jedoch im September 1204 stillte.

Unter solchen Umständen hatte Marie am 15. Juni 1204 zu Montpellier ihren Ehevertrag mit ihm abgeschlossen und ihm als untheilbares Erbe, doch nur auf ihre ehelichen Nachkommen beschränkt, die Burg, Stadt und Herrschaft Montpellier sammt dem Gebiete, welches zwischen dem Hérault und Vidourla liegt, vielleicht auch ihres verstorbenen Vaters Ansprüche auf Tortosa, und auf Mehres in den Bezirken Lodeve und Beziers zugebracht [23]); dafür erhielt sie als Witthum oder Ehegabe von Peter'n die ganze Grafschaft Roussillon von Salces bis Cluse mit dem beschränkenden Rückfalle an Aragonien. Peter versprach ferner, Nichts von ihrer Mitgift zu veräußern, vielmehr die Gebräuche und Gewohnheiten Montpelliers zu befolgen, die er auch bald nachher bestätigte. Auch schwur er dem Bischofe von Maguelone den üblichen Leheneid. Wenn er aber seiner Gemahlin feierlich versicherte, sie nicht verstoßen zu wollen, so war dies wegen Überhandnahme der Ehescheidungen und wüsten Ehen damals eine hohle Phrase, die ihr schon der Graf von Cominges gethan, aber so wenig beachtet hatte, als Peter es that. Indessen war anfänglich die Ehe sehr glücklich, und Maria fand sich so befriedigt, daß sie kurz vor ihrer ersten Niederkunft im Eingange Septembers 1205 aus Dankbarkeit ihren Gemahl zum Erben ihrer Mitgabe machte, über welche er nach ihrem Tode, wenn ihm Kinder von ihr geboren und diese vor ihm ohne Nachkommen sterben würden, frei nach eignem Gutdünken verfügen sollte [24]). Gleich nachher aber stürzte die veränderliche Sinneslust den König Peter in solche Gleichgültigkeit gegen Marie'n, daß sie sich verachtet und hintangesetzt glauben mußte. Um ihr auszuweichen, wechselte er häufig die Hoflagerstätten, und traf er unausweichbar mit ihr zusammen, so sah er mehr auf ihre hübschen Dienerinnen, als auf sie selbst. Dies mochte Auftritte veranlassen, welche des Königs Scharfsinn zur Aufsuchung der Ehescheidungsgründe antrieben, und durch denselben auch dergleichen zu finden wußten [25]). Gewiß ist, schon im J. 1206 hatten päpstliche Commissaire Auftrag erhalten, dieselben zu prüfen und Verhöre anzustellen [26]). Mittlerweile zog sich die Königin nach Miraval bei Montpellier zurück, wo sie aber bald gänzliche Verstoßung befürchtete, wenn sie nicht Mutter eines Thronerben — die Tochter, Sancha, war bereits gestorben — werden konnte. Es fanden sich auch in des Königs Umgebung, wie in ihrer Vaterstadt getreue Anhänger genug, welche, wenn nicht ausschließlich die päpstlichen Commissarien und etliche Prälaten, die nächste Veranlassung zu dem Versuche einer Zusammenkunft des königlichen Ehepaares in der Voraussicht, es wieder zu versöhnen, zu geben eifrig bemüht waren. Doch waltet in allen ältern bessern Nachrichten einstimmig eine List vor, durch welche die Königin 1207 eines Abends verkleidet in einem verdunkelten Schlafgemache dem Könige an eines bestellten Kebsweibes Stelle zugeschoben werden mußte, und aus Fürsorge — so wird ebenfalls einhellig berichtet — angesehene Leute beiderlei Geschlechts berufen wurden, um am andern Morgen bei

20) Vergl. Spicilegium *d'Achery* III, 558 sq. und *Gariel* I, 252 sq. 21) s. *Gariel* I, 256 sq. Schon Miedes deutet auf das Unstatthafte dieser Ehe hin und nennt sie (l. c. p. 393) eine heimliche, die Anstoß verursacht habe. 22) *d'Achery* III, 561 sq. 23) Der Eingang dieses Ehevertrags ist darum merkwürdig, weil er die Autorität des A. T. gegen die Ansicht der auch an den Pyrenäen überhandnehmenden Ketzerei der Albigenser gleichsam in Schutz nimmt und jedenfalls beweisen soll, daß das königliche Ehepaar nicht zu den Abtrünnigen der Rechtgläubigen gehörte. Er lautet: Cum in mundi principio Deus omnia creando ad ultimum hominem condidisset, tulit unam de costis eius dicens, non est bonum hominem esse solum, faciamus ei adjutorium simile sibi, ex qua foeminam cum fecisset, benedixit illis, et ait: Crescite et multiplicamini et replete terram, et dominamini volatilibus coeli et piscibus maris. Ideoque in Dei nomine ego Maria etc. collocans me in matrimonium tibi Domino Petro etc. s. *Catel*, Mémoires de l'histoire de Languedoc. p. 669 sq. Gariel (I, 274) kennt denselben Anfang dieses Vertrags, d'Achery (III, 565 sq.) hat aber eine andere Abschrift benutzt, welche den Anfang und das Ende sehr gedrängt zusammengezogen wiedergibt, sonst aber im Sinne, wenn auch nicht immer in den Worten mit der Urkunde bei Catel gleichlautend ist.

24) Vergl. *d'Achery* III, 566 sq. Das Kind, welches Marie bald nachher gebar, die Infantin Sancha, erwähnt außer d'Achery blos Sismondi (in s. Histoire des Français VI, 265. 387). Die gewöhnliche Meinung ist, daß die Königin gleich beim Abschlusse der Ehe mit Peter'n zerfallen sei, während sie sich im gedachten Vertrage doch vieler und großer Gutthaten und sehr großer Ehren rühmt, die ihr Seine Gnade erwiesen habe. 25) Derselbe König hatte 1199 eine Verordnung erlassen, welche die gewissenhafte Erfüllung der Eheversprechen bei Strafe anbefahl. 26) Vergl. *Reynald* l. c. p. 163. 168 mit *Ferreras* IV, 13.

Eröffnung des Gemaches das Beisammensein Beider zu bezeugen[27]). Der enttäuschte König soll zwar den ernsthaften Scherz nicht übel genommen, aber seiner Gemahlin nie wieder Neigung zugewendet haben, wie denn auch allgemein versichert wird, daß er den am 1. Febr. 1208 geborenen Thronerben Jacob (s. d. Art.) ebenfalls nie habe lieben können. Marie lebte seit jenem Vorfalle zu Montpellier, wohin sie sich vor der Niederkunft begeben hatte, still, fromm, züchtig, geduldig, die Kranken im Spitale wartend und die Armen der Stadt unterstützend und in vertrauter Freundschaft mit ihrer Base Clementine, deren sie auch in ihrem letzten Willen dankbar gedachte. Der Proceß wurde indessen vor der päpstlichen Commission langsam fortgeführt, und da die Personen dieses Gerichts nicht immer dieselben blieben, auch des Königs Anwalt in der Person wechselte, und Hindernisse zur Abhaltung der Termine einfielen, so nahm endlich der Papst, theils auf Bitten Marien's, theils aus Rücksicht der Richter, welche das Erkenntniß nicht gern selbst aussprechen wollten, die Acten der Untersuchung vor sein Consistorium zu Rom, wohin (etwa 1212) die Königin auch sogleich nachreiste. Den König vertrat sein Botschafter Colombo. Innocenz und die Cardinäle prüften die Sache und fanden die Gründe zu des Königs Trennung von Marie'n sowol in einer doppelten Verwandtschaft mit ihr, die theils von einem seiner frühern Kebsweiber, theils von dem Grafen Bernhard von Cominges hergeleitet wurde, als auch in der noch kanonisch fortbestehenden Ehe zwischer seiner Gemahlin und diesem Grafen. Gegen dieses Ehebündniß wußte Marie einzuwenden, daß es ein gezwungenes, nur factisch bestandenes und nicht rechtlich noch fortbestehendes Verhältniß sei, weil auch sie mit Bernhard von Cominges nahe verwandt und derselbe von der Gräfin Beatrix von Bigorre, seiner ersten Gemahlin, kirchlich noch nicht getrennt worden wäre, als ihre Ehe geschlossen wurde. Das Consistorium scheint bei Erwägung der Sache Peter's Verwandtschaft mit Marie'n für diesen Rechtsfall als kraftlos übersehen zu haben, da das Breve vom 19. Jan. 1213 darüber hinweggeht, nur Marie'ns Verhältniß zum Grafen Bernhard festhält, dasselbe als rechtswidrig zerreißt und sie als rechtmäßiges Weib dem Könige Peter zuschiebt[28]). Die Bischöfe von Carcassone und Avignon bekamen Auftrag, den darob erzürnten König zum Gehorsam gegen diesen kirchlichen Ausspruch anzuhalten; sie hielten aber für gut, dabei vorsichtig zu handeln, während Marie seine Halsstarrigkeit vorhersah, in Rom blieb und mit Glück am heiligen Stuhle ihren Proceß gegen ihren ältesten Stiefbruder, durch dessen neue Vasallenschaft, wie später erzählt werden wird, sie ihre beiden Verträge mit Petern verletzt sah, zu Ende brachte. Der Ausspruch Innocenz' vom 12. April dess. Jahres wies sämmtliche Stiefgeschwister der Königin, als uneheliche Kinder ihres Vaters, von den Ansprüchen an die Herrschaft und Baronie Montpellier zurück und übertrug den Prälaten zu Narbonne die Sorge, das Erkenntniß zu Marien's Gunsten in Kraft zu erhalten[29]). Diese verfügte nun auch acht Tage nachher (am 20. April) hierüber testamentarisch zum Besten ihres einzigen Sohnes, des Infanten Jacob, und (im Falle seines kinderlosen Ablebens) ihrer nächsten Verwandten, demnach ihrer beiden mit dem Grafen von Cominges gezeugten Töchter, Mathilde und Petrona. Weil diese aber nach dem Breve vom 19. Januar weder als ehelich, noch als erbfolgefähig anerkannt zu werden befürchtet wurden, so überließ sie vorsichtiger Weise dem heil. Stuhle, unter dessen Obhut zugleich ihr Sohn und dessen gesammte Erbschaft gestellt wurde, das Recht, ihren letzten Willen nach dem gegebenen oder nach einem beliebig veränderten Inhalte zu vollziehen[30]). Die Königin, sagt man, sei von des Papstes Gnade unterstützt worden, da sie ohne Mittel mit ihrer Dienerschaft nach Rom kam, Schulden machte, wie ihr Begräbniß und die Rückkehr der Diener nach Hause, was sie vorher wußte, abermals dergleichen verursachten, und so mag sie, kränkelnd, in dürftigen Umständen bald nach obiger Bestellung ihres letzten Willens gestorben sein. In die Peterskirche begraben gerieth sie in den Geruch der Heiligkeit.

Peter setzte, unbekümmert um das Schicksal seiner verstoßenen Gemahlin, seine Ausschweifungen in der Liebe fort und hatte, wie sein Sohn ihm nacherzählt, bis zu seinem Tode Kebsweiber um sich, sowol im Kriegslager als im friedlichen Hoflager. Man rühmt aber an ihm große Frömmigkeit, die Stiftung des dem heiligen Georg geweihten Ordens von Alfama zu Ehren des christlichen Glaubens und zum Schutze seines Reiches gegen die Sarazenen (1201), Strenge mit ungezwungenem Benehmen, warme Freundschaft, Sinn für Geistesbildung — die Troubadours standen bei ihm in großer Achtung, so Hugo von St. Cyr und R. von Miravals — und große Tapferkeit, doch ohne ausgezeichnete Talente zur Lenkung der Kriegermassen, während sein Äußeres

27) Alle Quellen und Hilfsmittel, welche diese Thatsache erzählen, stimmen im Wesentlichen überein, und weichen blos darin von einander ab, ob ein Grande, der Magistrat von Montpellier, ein Kammerdiener oder eine Zofe die Ausführung der List vermittelt habe, oder ob die Zusammenkunft in Miravel oder zu Montpellier veranstaltet worden sei. Vergl. *Blancas* ap. *Schott.* III, 649. *Mides* ibid. p. 394. *Zuritae* Indic. 90. *Gariel* I, 280. *Catel* l. c. 670 sq. Ferreras (IV, 16) allein nimmt an, daß die Geistlichen, welche die Ehescheidungsgründe untersuchen sollten, die Zusammenkunft Peter's und Marien's zu Stande gebracht hätten, was mit der Nachricht des toulouser Hofcaplans W. von Puylaurens (bei *du Chesne*, Hist. franc. script. V, 673 sq.) ziemlich übereinstimmt. 28) Vergl. *Zuritae* Indic. 93 sq. und *Catel* l. c. 671 sq. mit *Gariel* 296 sq.

29) So Miedes, Gariel und Hermilly (zu *Ferreras* IV, 43). So lange die Königin lebte, konnte Peter nicht willkürlich, wie er es gethan, diese Herrschaft vergeben. Die Urkunden bei Gariel (I, 351 sq.) und bei d'Achery (III, 622) beweisen, daß die Bastarde Wilhelm's VIII. von allen Ansprüchen darauf ausgeschlossen blieben. 30) s. *d'Achery* III, 576; ein fehlerhafter Auszug bei *Gariel* I, 298. Nach diesem Testamente stieß Maria ihre Verfügung vom September 1205 wieder um und hielt sich nur an die Ehepacten v. J. 1204. Ihre Umgebung bestand aus zwölf Personen, darunter ein Sachwalter, Beichtvater und Leibarzt. Nach den päpstlichen Breven von 1219 (bei *Gariel* I, 322 sq. und *Zuritae* Ind. 101 sq.), welche den Inhalt obigen Testamentes bestätigen, mag die Königin wol 1213 gestorben sein, wie Gariel, Vaissète und Saint-Allais auch annehmen, nach Mariana, Blancas und Miedes starb sie 1216, nach Zurita, Catel und Ferreras offenbar falsch 1219.

schön, kraftvoll und fast riesenhaft geschildert wird. Priester, Mönche und besonders die Johanniter bedachte er stets reichlich, da ihm Freigebigkeit ohne Maß eigenthümlich war, wie denn auch Ehrgeiz und Prachtsucht die Einkünfte seiner Krone so schmälerten, daß die gewöhnliche und durch ausgedehnte Abgabefreiheit geschmälerte Steuer (pecha) als Zuschuß nicht hinreichte, sondern, die ansehnlichen Verpfändungen großer Schuldfoderungen abgerechnet, im J. 1205 eine neue Steuer, Monedage, aufgelegt werden mußte, wonach zwölf Pfennige (dineros) vom Pfunde Werth aller Gegenstände gezahlt wurden, und gewiß nur die Geistlichkeit, nicht aber die Ritter, wie Blancas will, eine Ausnahme davon machten [31]). Alle Proceres, Ritter und die Städte lehnten sich dagegen auf, sodaß Peter genöthigt war, diese Abgabe zu mindern. Den Bovage (die Viehsteuer) bewilligten ihm die Catalonier 1211 ausschließlich zum Heerzuge gegen die Sarazenen. Er suchte dem in roher Ausschweifung geltenden Faustrechte in seinem Reiche, wenn auch nicht immer durchweg mit Erfolg, dadurch Schranken zu setzen, daß er die zur Ordnung, Ruhe, Sicherheit und Frieden im Innern bereits vorhandenen Verfügungen nicht blos auf den Reichstagen von 1198, 1200, 1202 und 1207 wiederholt einschärfte, sondern auch erweiterte und verbesserte [32]). Der Willkür seiner Vasallen in Veräußerung oder Verpfändung ihrer Güter, setzte er 1210 in sofern Hindernisse, als er befahl, daß dies nicht ohne empfindliche Geldstrafe, wenn seine Zustimmung nicht erlangt worden war, geschehen konnte [33]). Überdies wußte er die Vasallen vielfach an ihre Hörigkeit zu erinnern und ihre wachsende Macht zu zügeln. So machte er die außer Gebrauch gekommene Sitte bei seiner Thronbesteigung wieder geltend, sich von den Baronen (Ricos hombres, deren Aschbach zwölf zählt) die Lehen zurückgeben zu lassen, sie ihnen aber unter gewissen Bedingungen wieder zu überlassen, um die Erblichkeit der Grundlehen schwankend und unsicher zu erhalten, damit er sie in der Geldnoth verpfänden konnte; dagegen schuf er die Mesnaderos, stellte sie dem hohen Adel gleich, machte sie aber nur von sich abhängig und errichtete eine Menge erblicher Rentenlehen, um dem Justitia Mayor (erstem königlichen Hofrichter) mehr Einfluß und dessen Richteramte größere Ausdehnung zu geben. Ferner wußte er seine Krone dadurch von den Baronen unabhängig zu machen, daß er sie sich vom Papste aufsetzen und sich und sein Reich, wie sein gleichnamiger Ahnherr, unter des heiligen Stuhles Schutz stellte. Deshalb und mit dem Plane, die Balearen zu erobern, ernstlich umgehend, reiste er im Herbste 1204 mit glänzendem Gefolge aus der Provence zur See über Genua und Pisa nach Rom. Vom Papste, den Cardinälen und den Senatoren der Stadt ehrenvoll empfangen wurde er am 11. November in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung in der Klosterkirche des heil. Pancratius von einem Bischofe gesalbt, vom heiligen Vater selbst aber gekrönt und mit den königlichen Insignien angethan [34]). Darauf schwur er, dem Papste, dessen Nachfolgern und der römischen Kirche überhaupt treu und gehorsam zu sein, auch sein Reich in demselben Gehorsam zu erhalten, den katholischen Glauben zu vertheidigen, die Ketzerei zu verfolgen, die Freiheit und Rechte der Kirche zu beschützen, und in allen seinen Ländern Friede und Gerechtigkeit zu bewahren. Hierauf begab er sich in seinem Schmucke an des Papstes Seite in die Peterskirche, legte daselbst Scepter und Krone auf den Altar nieder und ließ sich von Innocenz das Ritterschwert umgürten. Alsdann überreichte er diesem eine Urkunde, in welcher sein Reich dem Stuhle des heil. Petrus gehorsam zu erhalten, nochmals angelobt und immerdar zu einem jährlichen Zinse von 250 Mazemutiner [35]) verpflichtet, dafür aber der Päpste Schutz und Schirm in Anspruch genommen wurde. Dieser zum ewigen Gesetze erhobenen Erklärung fügte Innocenz entweder gleich, oder sicherlich im Juni 1206 die Anordnung bei, daß künftig alle Könige und Königinnen von Aragonien durch die Erzbischöfe von Taragona in Zaragoza auf Peter's geleistete Verbindlichkeiten gesalbt und gekrönt werden sollten [36]). Nach seiner Rückkehr empfing man den König überall, nur in Zaragoza nicht, lau und kalt, man tadelte die neue Abgabe an den römischen Stuhl als eine dem Reiche unnütze Beschwerung, man fand sich in der Wahl eines Königs, wenn einst Thronerben der geraden Linie mangeln sollten, beschränkt; Adel und Volk brachen in lauten Tadel über diese zinspflichtige Abhängigkeit aus und vorzüglich sahen sich dadurch die Proceres in ihren Rechten verletzt. Allein Peter wollte eben hiermit ihren Einfluß schwächen und zugleich die castilischen Hoheitsrechte über Aragonien vernichten. Er kehrte sich demnach nicht an die gemachten Einwendungen, mußte aber den mit Innocenz berathenen Plan zur Eroberung der Balearen aufgeben [37]),

31) Von seiner Verschwendung spricht besonders sein Zeitgenosse Roderich von Toledo (bei *Schott* II, 95) und Zurita (Indic. 97), Blancas (l. c. p. 650) glaubt, der Monedage sei zur Deckung der Kosten, welche des Königs Reise nach Italien verursacht hatte, ausgeschrieben worden, woraus irrig die Meinung geflossen sein mag, Peter habe die Krönungssteuer eingeführt. 32) Vergl. *Marca*, Hispanica. 1388—1396. 33) Ibid. 1396 sq.

34) Mehre Scribenten bei Schott und auch Blancas behaupten, Peter habe sich die Krone von ungesäuertem Brodteige fertigen lassen, damit der Papst bei Aufsetzung derselben nicht die Füße, wie es üblich wäre, sondern die Hände gebrauchen sollte. Dies widerlegt aber das Breve bei Raynald (l. c. 163) und eine ebenso sichere Nachricht bei d'Achery (III, 686 sq.), wonach der Papst den gesammten kostbaren Krönungsschmuck hatte anfertigen und nachher dem Könige ein Geschenk damit hatte machen lassen. 35) Diese Münze, welche Ferreras und Schmidt „Dublonen" nennen, galt nach Zurita und Miedes jedes Stück sechs Sols, und hatte seinen Namen von Jusuf Mahozemut, der sie im maurischen Spanien eingeführt hatte. 36) Vergl. *Zuritae* Indic. 86 sq. in Übereinstimmung mit *Raynald* l. c. 133. 163. Viel bindender war eigentlich Peter's des Ersten Zinspflichtigkeit gegen Rom; ob diese Peter II. gekannt, wird nirgends erwähnt, erst am 4. Juli 1213 erwähnt sie Innocenz III. in einem Breve; daß sie damals erdichtet worden sei, möchte eine zu gewagte Behauptung genannt werden, weil die Zeit, als sie eingegangen, dieser zu nahe und Peter II. Mittel haben konnte, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. 37) Mariana (II, 645) schiebt Peter's Reise nach Italien diesen Plan als Veranlassung unter, nicht allein den Papst darüber zu hören, sondern auch Genua und Pisa um ihre Seemacht hierzu anzusprechen. Hermilly (in s. Hist. du roy. de Majorque 42) sagt dasselbe und nach Raynald (XIII, 152) waren auch Unterhandlungen deshalb gepflogen worden.

wenngleich seiner Geistlichkeit nicht der gefürchtete Einfluß eingeräumt wurde, den sie nach Marca's Angaben hätte bekommen können. Vielmehr bewies er durch seine Einmischung in die Ketzerkriege diesseit der Pyrenäen, daß er das willkürliche Eingreifen des heiligen Stuhles zu Rom in die Angelegenheiten mehrer Fürsten und Herren seiner Nachbarschaft und dessen eindringende Hoheitsrechte und Anmaßungen zu gefährlich und zu nachtheilig hielt, als daß er nicht zuletzt hätte Partei wider ihn ergreifen sollen, obgleich man ihn genau genommen nicht unter die Ketzer rechnen kann.

Die Ketzer, bald Waldenser, bald Arme von Lyon, bald Sabatater (d. h. Leute mit unter die Füße gebundenen Sandalen) jenseit der Pyrenäen genannt, fand Peter bei dem Antritte seiner Regierung zwar in seinem Reiche vor, und sah sich 1197 auf dem Reichstage zu Gerona veranlaßt, eine strenge Verordnung an seine Beamten zu erlassen, daß sie selbige binnen Kurzem vertreiben, oder, wenn sie nicht zu entfernen wären, mit dem Feuertode und Verluste ihrer Habe bestrafen sollten. Eine zweite nicht minder scharfe Verordnung vom März 1210 erschwerte den Eingang und das Emporkommen der Ketzerei in seinen Staaten[38]), während sie in der Nachbarschaft, disseit der Pyrenäen, unter dem Schutze der Grafen von Toulouse, Foix und Cominges, wie der Vicomten von Bearn und von Beziers und Carcassonne und Anderer sehr mächtig geworden waren. Die Gebiete von Bearn, Armagnac, Bigorre, Cominges, Foix, Narbonne, Carcassonne, Beziers gehörten zu seinen Lehen; das mächtige Toulouse war durch die Heirath seines Grafen Raimund VI. mit Peter's Schwester Eleonore und sonst durch Verträge eng an Aragonien gebunden, Montpellier und Roussillon gehörten ihm, wie die Provence und zum Theil Forcalquier seinem Hause. Der Macht und der Lehnherrlichkeit seiner Krone konnte es nicht gleichgültig sein, wenn päpstliche Legaten und der Papst selbst in diesen von der römischen Kirche guten Theils abgefallenen Herrschaften nach Willkür walten wollten. Zwar versprach ihm Innocenz III. im März 1205 Alles, was er den Ketzern abnehmen würde, und derselbe ermahnte auch die Prälaten Aragoniens, ihrem Könige mit Rath und That hierin beizustehen[39]), statt aber Gewaltmittel zu gebrauchen, schonte er bei einer Untersuchung im Jahre 1204, wie es scheint, die Stadt Carcassonne wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sektirer, die im südlichen Frankreich von jetzt an den Namen Albigenser führten, verbrüderte sich mit dem Haupte der Ketzer, dem Grafen von Toulouse, indem er seine Tochter Sancha noch in Windeln im October des folgenden Jahres mit dessen einzigem Sohne aus früherer Ehe, Raimund VII., verlobte, und durch gewisse Bedingungen für den Fall der Unausführbarkeit dieses Eheversprucches, der auch durch den schnellen Tod der Infantin eintrat, das bisher bestandene Freundschaftsband noch enger knüpfte[40]). Noch trat er nicht bestimmt und entschieden auf, als das Kreuzheer 1209 die Ketzerstadt Carcassonne belagerte. Seine persönliche Erscheinung ließ beide Parteien in Zweifel, als aber nach Eroberung der Stadt und nach Gefangennehmung ihres unvorsichtigen, obschon standhaften Besitzers der römische Hof dem Grafen Simon von Montfort, erstem Führer des Kreuzheeres, dieses Gebiet schenkte, widerstand Peter dessen Gesuch um die Belehnung trotz einer 14 tägigen Unterhandlung zu Montpellier und gebot den Edelleuten dieser Herrschaft, dem Grafen nicht zu gehorchen, entzog ihnen aber, da sie sich in seinem Sinne empörten, die versprochene Hilfe, weil ihm die Einräumung der zu seiner Sicherheit gefoderten Plätze versagt wurde. Indessen suchte der König in den Berathungen zu Pamiers und Narbonne den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Grafen von Toulouse und Foix und dem Kreuzheere zu hindern, nahm besonders, da sich Graf Raimund VI. noch selbst zu helfen wußte, den von Foix in seinen Schutz und versprach schriftlich den Gegnern, sie nicht zu beleidigen, ja seinen Schützling ihnen auszuliefern, wenn sich derselbe von den Rechtgläubigen sichtlich trennen würde. Endlich gab Peter gleichzeitig, im Januar 1211, den Bitten des Papstes und den Legaten desselben Gehör, den Grafen von Montfort mit den Vicomtéen Beziers und Carcassonne zum Nachtheile des noch lebenden rechtmäßigen Erben dieser Herrschaften zu belehnen, worauf Beide im Beisein etlicher Prälaten zu Montpellier ihre Kinder, der König seinen einzigen, dreijährigen Sohn und Simon seine Tochter, mit einander verlobten und Ersterer Letzterem den Infanten gegen das Herkommen als Unterpfand des feierlichen Versprechens anvertraute[41]). Als nun aber die Berathungen zu St. Gilles und Arles die Grafen von Toulouse und Foix in den Schoß der rechtgläubigen Kirche nicht zurückzubringen vermochten, diese sich vielmehr den Bann abermals zuzogen, so erneuerte Peter, wenn nicht zuvor, seinen Bund mit dem Grafen von Toulouse, indem er dessen Sohn an der früh verstorbenen, verlobten Tochter Stelle mit seiner dritten Schwester Sancha vermählte[42]). Peter mag nun still-

38) Vergl. *Marca*, Hisp. 517. 521 mit 1384 sq. 1397 sq. Die in Aragonien gefundenen Ketzer wurden von Auswärtigen Aragonesen genannt, und häufig, jedoch irrig, für eine besondere Ketzersekte gehalten. 39) s. *Raynald* l. c. 152. 163. Sollte Peter ja, wie Schmidt (in s. Geschichte Aragoniens. 135) nachweist, damals gegen die Ketzer die Waffen ergriffen haben, so war es gewiß ohne sonderliche Bedeutung, da ihm die Angelegenheiten seines Bruders, die Unruhen in Montpellier und die Kriege jenseit der Pyrenäen mehr Beschäftigung gaben.

40) Vergl. *d'Achery* III, 567 sq. überdies hatte Peter im April 1204 von Raimund VI. 3000 Mark Silber geborgt gegen Verpfändung der Vicomtéen Milhaud und Gevaudan, mit denen sein Bruder beliehen war; daß aber sich der König dergleichen mehr erlaubte, klagt Zurita (Indic. 97). Siehe auch *Saint-Allais* III, 1, 76. 41) Siehe die Nachrichten zweier Zeitgenossen, Vaux-Cernay und Puylaurens, in *du Chesne*, Historiae francor. script. V, 582—595. 675, ferner *Catel*, Histoire des Comtes de Tolose. 252 sq. 262 sq. und *Raynald* l. c. 193, wonach Miedes (bei *Schott* III, 396 und Zurita (Ind. 97) zu berichtigen sind. Auch ist die gewöhnliche Annahme, den Infanten Jacob durch diese Verbindung einst zum Besitzer der Gebiete Simon's zu machen, eine falsche, da derselbe mehre Söhne hatte. Der Sohn Raimund Roger's von Beziers, Raimund Trencavel, mußte im Juni 1211 feierlich auf die Lande seines Vaters verzichten. *Catel*, Mémoires de l'hist. de Languedoc. 646 sq. 42) Außer mehren vergleiche

schweigend sein dem Grafen Simon gegebenes Wort gebrochen haben, da der Krieg sogleich gegen Foix und Toulouse begann[43]), und mit solcher Wuth und Glücke gegen die Albigenser geführt wurde, daß König Peter auf vernommenen Hilferuf im Eingange des Jahres 1212 zu Toulouse erscheinen mußte. Hier versammelten sich die Grafen von Toulouse, seine Schwäger und seine Vasallen von Foix, Cominges und Bearn um ihn und übergaben ihm laut der Urkunde vom 5. und 27. Jan. ihre Besitzungen so lange als ein Unterpfand, bis ihr daran erlittener Verlust ersetzt und sie selbst mit der Kirche ausgesöhnt sein würden[44]). Gleichzeitig und im Beisein dieser Herren fesselte Peter am 24. Jan. einen rüstigen Kämpfer für die gemeinschaftliche Sache, den ältesten unechten Sohn seines Schwiegervaters, Wilhelm von Montpellier, indem er ihm, gewiß auch aus Haß, gegen seine Gemahlin die Stadt und Herrschaft Montpellier zu Lehen gab[45]). Doch erst, als er vom Heerzuge gegen die Sarazenen zurückgekehrt, der Graf von Toulouse durch die überlegene feindliche Macht auf den alleinigen Besitz der Städte Toulouse und Montauban eingeschränkt war und Simon den Unterthanen von Foix, Cominges und Bearn den Eid der Treue abgefodert hatte, ließ er durch eine Botschaft laute Klagen zu Rom führen: Montfort nämlich mache keinen Unterschied zwischen Ketzern und Rechtgläubigen; wenn er die Unterthanen seiner (des Königs) Vasallen in Eid und Pflicht nehmen will, beweist er auch, daß sie keine Ketzer sind, und während diese, wie seine beiden Schwäger feierlich gelobt haben, der Kirche zu gehorsamen, sehen sie sich überwältigt und ihrer Länder fast ganz beraubt. Der Papst möge seinen Vasallen das Entrissene zurückgeben, die Grafschaft Toulouse aber so lange in seinen Händen lassen, als es Sr. Heiligkeit gefallen werde. Die Gewandtheit des Botschafters betäubte den klugen Papst zur Nachgiebigkeit, sodaß er seinen Legaten Vorsicht und die Prüfung des gegebenen Berichtes in einer gemeinschaftlichen Berathung, dem Grafen von Montfort die Beobachtung der Vasallenpflichten gegen Aragonien und die Herausgabe der eroberten Gebiete an die drei aragonischen Vasallen anrieth und diesem wie jenen nicht ohne derbe Vorwürfe zugleich auferlegte, mit dem König auf friedliche Mittel in jenen Gegenden zu denken, damit die Waffen gegen die drohenden Sarazenen auf der pyrenäischen Halbinsel gekehrt werden könnten[46]). Bevor aber diese Antwort ertheilt worden und in die Hände der Angeklagten gelangt war, hatte sich Peter mit einer Kriegermasse über die Pyrenäen nach Toulouse begeben, und den Erzbischof von Narbonne, welcher mit seinen Gehilfen und den Prälaten der Umgegend zu Lavaur in Berathung saß, zu schleuniger Besprechung aufgefodert. Es geschah, und auf des Königs mündliche Anträge verlangte der Erzbischof eine schriftliche Erklärung, welche ihm am 16. Jan. 1213 gegeben wurde. Der König verlangte hierin die Herausgabe aller seinen Schützlingen entrissenen Gebiete mit der Versicherung, daß sie der Kirche zu gehorchen bereit wären. Allein zwei Tage nachher wurde ihm, dem genauen Sinne der umständlichen Antwort nach, die Foderung abgeschlagen; ebenso räumte man ihm den verlangten Waffenstillstand bis Pfingsten oder wenigstens bis zu kommende Ostern nicht ein. Und da er Nichts erreichte, übergab er den Legaten die Abschriften von den Urkunden, worin die Grafen von Toulouse, Foix, Cominges und Bearn vor einem Jahre sich mit ihren Landen ihm untergeben hatten. Diese und besonders der Erzbischof von Narbonne, durch des Papstes nunmehr empfangene Mahnungen keineswegs gestört, riethen dem Könige dringend von der Protectorschaft der Ketzerfürsten ab, und warnten vor Befleckung seines guten Rufes. Peter aber ließ von Neuem am heiligen Stuhle Klagen erheben, obschon die Prälaten und meist im Einzelnen sehr grell an den Papst berichtet, und dessen frühere Eindrücke von Peter's Vorstellungen so geschwächt hatten, daß derselbe seine Befehle vom 17. und 18. Jan. widerrief, den König warnte, bedrohte, ihm in der Hitze alles Recht der Verwendung für die Ketzer absprach, ihn an seine Pflichten gegen den römischen Stuhl dringend erinnerte und ernstlich auffoderte, mit Montfort einen Waffenstillstand, doch mit Ausschluß der Ketzerlande, einzugehen[47]). Deshalb hielten der Graf Simon und die Legaten sich stets noch bereit, mit dem Könige zu verhandeln. Allein dieser hatte, sei es vor oder nach Empfange des päpstlichen Verweises, in steter Aufregung dem Grafen eine Herausfoderung und Kriegserklärung zugeschickt, worauf Simon ihm durch einen Ritter sagen ließ: da er bereit sei, seine Vasallenpflichten gegen ihn zu erfüllen, und nicht glaube, sie verletzt zu haben, so werde er sich, wenn Peter über seine, auf des Papstes Befehl gemachten Eroberungen in den Ketzerlanden Beschwerde führen wolle, dessen oder dessen Legaten Bescheide unterwerfen; und da der König in seinem Sinne beharrte, so übergab der Ritter kraft seines Auftrags einen Brief, in welchem der Graf ebenfalls eine Herausfoderung aussprach und sein Vasallenverhältniß dem Könige aufkündigte[48]).

du Chesne l. c. III, 595 sq. 677. Gegen bessere Nachrichten läßt Sismondi (Histoire des Français. VI, 387 sq.) die beiden Heirathsberedungen umgekehrt auf einander folgen.

43) Zu Toulouse bildeten die Katholiken die weiße Kameradschaft gegen die schwarze (Confratria candida et nigra), welche die Albigenser errichteten; s. *du Chesne* l. c. 675. 44) s. die Urk. bei *Catel* 274 sq. und bei *du Chesne* l. c. 743 sq. 45) s. *d'Achery* III. 575 sq. und *Saint-Allais* III. 1, 111. 46) Vergl. *Catel* l. c. 257 sq. *du Chesne* l. c. 730 sq.; die päpstlichen Breven sind vom 15. 17. und 18. Jan. 1213.

47) s. *Catel* l. c. 278—291 und *du Chesne* l. c. 624—631. 740 sq. mit *Raynald* l. c. 221 sq. 48) s. *Catel* l. c. 291 u. *du Chesne* l. c. 631 sq. Vaux-Cernay erzählt (p. 632 sq.), Peter habe um diese Zeit durch Gesandte am Hofe Königs Philipp August von Frankreich die Gesuche der päpstlichen Partei um Verstärkung des Kreuzheeres hintertreiben, und um diesen die Hilfsquellen von dort desto sicherer abzuschneiden, habe er um des Königs Tochter für sich zur Gemahlin werben lassen wollen. Die Gesandtschaft aber habe gefunden, daß das päpstliche Erkenntniß über seine Ehe dort schon bekannt gewesen sei, daher sie die Werbung nicht gewagt, wie überhaupt den französischen König zu sehr im Innern seines Reiches beschäftigt gefunden, als daß Montfort von ihm Unterstützung habe erwarten können.

Dieser hatte mittlerweile in Perpignan und Montpellier Verstärkung an sich gezogen und befehdete ungesäumt, ohne sich durch die, listiger Weise vom Grafen Simon veranstalteten, Zerstreuungen bethören zu lassen, dessen Gebiete, gewann auch Vieles von den geraubten Landen seiner Schützlinge, die im ersten Schrecken leicht überwunden werden konnten, wieder, und vereint mit den Albigensern unter den Grafen von Toulouse, Foix und Cominges erschien er plötzlich den 10. Sept. 1213 vor dem schwach besetzten Städtchen Muret an der Garonne. Er bezog hier am linken Ufer derselben ein festes Lager, ließ aber aus Geringschätzung der Gefahr die Zugänge jenseit des Flusses unbesetzt. Die Prälaten mit ihren Aussöhnungsaufträgen saßen verlegen zu Saverdun und Graf Simon schon im Aufbruche zu Fanjeaux, wo er bisher gelauert hatte, begriffen, nahm auf die empfangene Nachricht von der Gefahr der bedrängten Stadt diese neun geistlichen Herren mit sich, um gewiß auch mit seiner Zustimmung durch sie den König um Waffenruhe ersuchen zu lassen, da er grade in diesem Jahre von Frankreich ohne beträchtlichen Zuzug gelassen worden war. Sagt zwar Vaux-Cernay, daß die Prälaten vor ihrem Aufbruche zu Saverdun die Ketzerfürsten sammt dem Könige, ohne ihn jedoch zu nennen, abermals in den Kirchenbann gethan hätten, so gestehen diese doch aufrichtig, daß sie auf ihre friedlichen Anträge von ihm eine höhnische Antwort empfangen, aber dadurch nicht abgeschreckt bei ihrer Ankunft zu Muret einen wiederholten Versuch hätten machen wollen[49]). Indem sie aber am Morgen des 12. Sept. bereit waren, barfuß ins königliche Lager zu gehen, ließ Peter die Stadt angreifen und Simon jeglichen Sühneversuch untersagen.

Der Graf von Toulouse hatte zwar gerathen, im festen Lager des Gegners Angriffe abzuwarten, und Miedes tadelt auch den König, seine raschen Anstalten, die er noch in der Gewalt hatte, nicht um einen Tag verschoben zu haben, damit die Catalonier erst bei ihm hätten eintreffen können, wie berechnet worden war; allein er hatte in aller Hitze und ohne genau überlegte Anordnung seiner Streitkräfte, die an Köpfen dem Feinde sehr überlegen waren, einen Theil derselben zum Angriffe der Stadt, worauf der Gegner zum Ausfalle gereizt wurde, verwendet, einen andern zur Bewachung des Gepäckes im Lager, einen dritten unter den drei Grafen in einem Vordertreffen und den Rest, seine aragonischen Kerntruppen, mit sich selbst in einem Hintertreffen aufgestellt. So aufgefodert und gereizt stürzen Graf Simon und seine auserlesene Mannschaft, meistens Reiterei, der nach Miedes jegliche Schonung untersagt worden war, mit aller Erbitterung und Rachgier auf die erste Schlachtordnung, warfen sie, nach dem Ausdrucke der Quellen, wie der Wind den Staub, aus einander und fallen die zweite, wo der König, wie Vaux-Cernay glaubt, in fremder Rüstung, um unkenntlich zu sein, focht, ebenso gierig an. Die äußerste Anstrengung ritterlicher Tapferkeit hilft Nichts, Peter und viele edle Aragonier fallen mit ihm. Sein Fall aber zieht eine allgemeine Bestürzung und Flucht nach sich. Schwert und Fluthen der Garonne raubten 15,000 (nach Überschätzungen 20,000) Mann das Leben. Vom Feinde und Freunde gleich ehrenvoll betrauert wurde der nackt gefundene Leichnam Peter's den Johanniterrittern überliefert und im Kloster zu Xixona stattlich beerdigt, während überall hin verbreitete Gerüchte ihn als Kirchengebannten in Verachtung über der Erde lange liegen ließen, sodaß seine Schwester, die Königin Constanze von Sicilien, sich bei dem Papste und Bischofe von Urgel für ein wenigstens leidliches Begräbniß desselben verwandte. Diesen Sieg, fast ohne Verlust der Überwinder, über ein Heer, das allgemein auf 100,000 Mann (nach Übertreibungen um das Doppelte) geschätzt wurde, sahen die Rechtgläubigen als wunderbare Erscheinung an, und sandten des Königs eroberte Lanze nach Rom[50]).

Peter III, oder der Große, Enkel des vorhergehenden Königs und ältester Sohn Jacob's des Eroberers und Jolanten's von Ungarn, war 1236 geboren worden[51]). In Mitte des Waffengetöses und der Kriegsthaten seines Vaters erzogen entwickelte sich in ihm frühzeitig die vorherrschende Neigung zur Kriegführung, obschon ihm auch die Lieblinge der Zeit, die provençalischen Dichter und deren Erzeugnisse nicht fremd blieben, ja er ahmte die letztern in friedlicher Muße nach, und nahm die erstern freigebig in Schutz. Auch den Studien der Rechte und Gewohnheiten der väterlichen Lande ergeben lernte er das Veraltete und Unpassende in denselben von dem Nützlichen und Zweckmäßigen sondern, körperlich schön, kraftvoll, fast riesig, ritterlich tapfer und gewandt zeichneten ihn Klugheit, Scharfsicht, List, Schlauheit, doch mit der Rohheit jener Zeit unerschrockener Muth, Festigkeit und Unermüdlichkeit aus, sodaß er in schwieriger Lage nicht allein die Pracht mit der Einfachheit vertauschte, sondern auch Alles allein vermochte, sein Reich gegen zwei mächtige Fürsten, wie gegen den Ingrimm des unversöhnlichen Papstes siegreich behaupten und dasselbe reich, mächtig und erweitert hinterlassen konnte. Hierdurch seinen Zeitgenossen überlegen geworden erwarb er sich den Beinamen des Großen.

---

49) Verunglimpfungen des Königs, seitdem er die Albigenser öffentlich in Schutz nahm, wurden von der katholischen Partei ungescheut ausgestreut; so suchte sie ihn durch das Gerücht herabzusetzen, er habe den Krieg gegen Montfort aus Liebe zu einer Edelfrau in Toulouse unternommen. *Marca* 522.

50) s. *Miedes* ap. *Schott*. III, 397 sq. *Zuritae* Indic. 96 sq. *Raynald* l. c. 226 sq. *Catel* 292 sq. und *du Chesne* l. c. 639 sq. mit 678 sq. Dort findet sich auch, wie bei Catel, der Bericht der sieben Bischöfe und zwei Äbte über diese Begebenheiten, der am Tage nach der Schlacht geschrieben und datirt, das Schwanken über das Datum des Schlachttages bricht. Es ist der 12. September, so hat auch Hermilly (zu *Ferreras* IV, 47) Sismondi und Saint-Allais III, 1, 78 und 2, 167; alle übrige Nachrichten, selbst die Chroniken im Anhange bei Catel, schwanken zwischen dem 13, 14., 15., ja 17. September oder gar dem 31. August. Das Heer des Grafen von Montfort wird zwischen 600 bis 1800 Mann stark angegeben. Nur eine Nachricht bei Sismondi (VI, 421) berechnet Peter's Heer zu 60,000 Mann. 51) Was für Wunder und Zeichen am Himmel und auf Erden bei seiner Empfängniß geschehen sein sollen, wird von Neocastro (bei *Muratori* XIII, 1064 sq.) berichtet.

Liebling seiner Mutter wurde der Infant Peter schon in seinem Knabenalter ein Gegenstand des Zwistes und der Parteiung im Reiche, da zu seinen Gunsten der ältere Stiefbruder Alfons, aus Jacob's erster Ehe entsprossen, nachgesetzt werden sollte; und als durch dessen Tod die Ursachen der Unruhen verschwunden waren, trieb den heran gewachsenen Infanten Eifersucht gegen den jüngern leiblichen Bruder Jacob, nachmaligen König der Balearen, welche forterbend, erst mit dem Erlöschen dieser Herrscherfamilie ausgetilgt wurde. Einen dritten Familienzwist, an dem die einheimischen Barone auch Theil nahmen, erregte der Infant Peter in seinem Zwiste mit dem Bastarde seines Vaters, Fernan Sanchez, der ihm vielen Haß zuzog und auch dann noch fortwirkte, als er diesen Halbbruder überwunden, in dem Cinca hatte ertränken lassen. Schon früher soll er, nach Marca, auf ähnliche Weise einen ungehorsamen Ritter und Erzfeind seines Vaters aus der Welt geschafft haben. Seine ersten kriegerischen Thaten waren gegen die Sarazenen, besonders gegen die in Murcia gerichtet, worüber er sich Lob und Ermunterung bei Papst Clemens IV. und sonst einen Waffenruhm erwarb, welcher des großen Vaters würdig war. Doch kam er, später als Regent, von der Bekämpfung der Sarazenen gänzlich ab, und wandte seine Thätigkeit der Bezähmung seiner mächtigen und unruhigen Vasallen, wie der Erweiterung seines Reiches durch Verfolgung erworbener Ansprüche auf christliche Staaten zu. Am 28. Juli 1260 nämlich wurde Peter's Ehebündniß mit Constanze'n, einziger Tochter erster Ehe Königs Manfred von Apulien und Sicilien, zum großen Verdrusse des heiligen Stuhles, der es auch aus allen Kräften zu hindern gesucht hatte, zu Barcelona abgeschlossen und die Ehe selbst am 13. Juni 1262 in Montpellier vollzogen. An demselben Tage empfing der Infant das Heirathsgut seiner Braut, in 50,000 Unzen Gold bestehend, wofür ihm mehre ansehnliche Besitzungen diesseit der Pyrenäen verschrieben, statt deren aber in Folge einer umgeänderten Erbschaftstheilung am 12. Nov. 1264 der Besitz von Schlössern und Städten des Königreiches Valencia zugewiesen wurde [52]). Diese Heirath erwarb dem Infanten nach dem Untergange der Hohenstaufen trotz Karl's von Anjou mächtigen Emporkommens eine Partei in Sicilien und Italien, selbst zu Rom, welche, wie nachher erzählt werden wird, für seine Absichten erfolgreich arbeitete. Minder glücklich waren Peter's Bemühungen, durch eheliche Verbindung seines ältesten Sohnes mit der Thronerbin Johanna von Navarra, dieses Königreich, worauf schon früher sein Vater ein festes Auge geheftet hatte, an Aragonien zu bringen, zumal da Frankreich, das ihm diese Beute entriß, nicht des Papstes Wünsche dabei befriedigte; und hatte auch seine Sendung an den Papst und an den König von Frankreich (1275) keinen günstigen Erfolg, so suchte er doch stets auf dieses Nachbarreich zu wirken und dort Unruhen zu erhalten [53]).

52) s. *d'Achery* III, 644 sq. mit *Hermilly* zu *Ferreras* IV, 242, wonach *Zuritae* Indices irren, wenn sie den Vermählungstag auf den 15. Juni setzen. 53) *Raynaldi* continuat. annal. *Bar.* XIV, ad 1275. n. 17.

Gegen Ende Juli's 1276 erhielt Peter durch den Tod seines Vaters und nach dessen letztwilliger Verfügung die Reiche Valencia, Aragonien und Catalonien erblich zugewiesen, die letztern beiden in Unzufriedenheit durch ihre Barone — sie waren dem neuen Könige guten Theils schon längst abgeneigt — und ersteres in Aufruhr durch die dort zurückgebliebenen Mauren, mit welchen er, doch nur theilweise, vor Ablaufe Augusts einen Waffenstillstand schloß, um zur Beseitigung anderer Geschäfte und zu seiner Krönung — bis dahin wurde er der erstgeborne Infant genannt — Zeit zu gewinnen. Am 16. Nov. ließ er sich sammt seiner Gemahlin Constanze in Zaragoza vom Erzbischofe von Taragona in Gegenwart seines Bruders, des Königs von Majorca (oder der Balearen), fast aller Barone, Ritter und Prälaten auf dieselbe Weise, wie sein Großvater ehedem zu Rom, feierlich salben und krönen, auch sich zum Ritter schlagen, ohne dadurch, wie dieser, dem heiligen Stuhle lehen- und zinspflichtig werden zu wollen. Hierauf huldigten die aragonischen Reichsstände nicht nur ihm, sondern auch, wie ein Jahr zuvor schon geschehen war, seinem ältesten, noch minderjährigen, Sohne, und die Vasallen wurden von Neuem belehnt [54]). Nun begab sich König Peter nach Valencia, um nach abgelaufener Stillstandsfrist den Krieg gegen die Mauren wieder zu beginnen, wozu ihm Papst Johann XXI. die Kirchenzehnten seiner Lande, obschon zu einem morgenländischen Kreuzzuge bestimmt, reichen ließ. Die Mauren wurden aus allen ihren Besitzungen verdrängt und zu Montesa mochte sich eine Mannschaft von etwa 30,000 wehrhaften Sarazenen zusammen geflüchtet haben, als sich Peter vor diese feste Stadt legte und sie der häufigen Ausfälle ungeachtet am 29. Sept. 1277 überwältigte.

Mittlerweile hatten sich viele catalonische Proceres und Ritter mit Zuziehung des Vicomte von Cardona und der Grafen von Pallars, Urgel und Foix gegen König Peter unter dem Vorgeben vereint, bei seiner Thronbesteigung weder die Rechte und Freiheiten ihrer Provinz bestätigt, noch zu Barcelona, wie es in Aragonien zu Zaragoza geschehen, einen Reichstag abgehalten zu haben. Allein diese Gesetze und Herkommen waren, wie schon der einheimische Zeitgenosse B. Desclot klagt, zum Theil veraltet, zum Theil verkehrt und nachtheilig, sodaß Peter im Sinne gehabt haben soll, statt sie zu bekräftigen, bei friedlicher Muße aus ihrer Gesammtheit das Beste heraus zu wählen und geltend zu machen. Nun scheint zwar im April 1278 auf der Reichsversammlung zu Taragona dieser Gegenstand besprochen, aber ohne Erfolg verhandelt worden zu sein, weil die Barone und Grafen Cataloniens, während Peter das feierliche Leichenbegängniß seines Vaters zu Pobletta hielt, in hellen Aufruhr hervorbrachen und von der Feindschaft Königs Jacob von Majorca und dessen Bunde mit dem Grafen von Foix gegen jenen besonders begünstigt wurden. Zu Anfange Juni's eilte Peter herbei bis Agrumunt, und wußte nach mehren glücklichen Waffenthaten die Grafen von Roda,

54) *Zuritae* Indic. 160 sq. und *Blancas* ap. *Schott.* III, 659.

Ampurias, Urgel und Pallars nach einander und selbst den mächtigen Roger Bernhard von Foix zu gewinnen und Letztern vom Einverständnisse mit König Jacob abzuziehen, indem er dessen Tochter mit seinem zweiten Sohne verlobte, denselben vorläufig mit einer Herrschaft zwischen dem Cinca und Noguera ausstattete und ihm auch die Erbfolge in der Grafschaft Foix nach dem Erlöschen des männlichen Stammes zu verschaffen wußte[55]). Seinen Bruder, den König **Jacob** (s. d. Art.), machte er sich zu Perpignan, wohin er unversehens kam, am 20. Jan. 1279 unter sehr bindenden Bedingungen lehnpflichtig und unterwürfig für alle Lande, die ihm des Vaters letzter Wille ungebunden ausgesetzt hatte, mit Ausnahme späterer Erwerbungen und dessen, was unter der Hoheit des Bischofs von Maguelone stand. Die Grafen von Foix und Ampurias leisteten für diesen Huldigungsvertrag Bürgschaft, je mehr aber Jacob's Unwille und Rache über diese Abhängigkeit zunahm, desto mehr entfernten sich auch die Bürgen von ihren übernommenen Pflichten. Der Heirathsplan zwischen Peter's Sohne und Roger Bernhard's Tochter wurde wieder zerrissen, und noch vor Ablauf genannten Jahres führte der Graf dem in Aufruhr begriffenen catalonischen Adel und etlichen Städten 300 Reiter und 7000 Mann Fußvolk zu. Am Eingange des Jahres 1280 zog ihnen Peter mit Heeresmacht entgegen, foderte jedoch die Empörer zuerst auf, über sich richten zu lassen, und dann, als sie im Trotze beharrten, griff er sie an, und drängte ihre Häupter, die Grafen von Foix, Urgel, Cardona und Pallars sammt vielen vom catalonischen Adel im Juni zu Balaguer zusammen, welches sich nach einmonatlicher Belagerung ergab. Die Proceres sämmtlich wurden gefangen und in der Burg Lerida eingesperrt, Roger Bernhard von Foix aber, den Zurita als Urheber dieser Unruhen bezeichnet, wurde im Schlosse Siurana vier Jahre lang in Fesseln gelegt[56]).

Nun hatte sich im Beginne des Jahres 1277 Peter's Schwester, die Königin Jolante von Castilien, aus Unzufriedenheit über den Thronfolgestreit daselbst, nach Aragonien begeben und mit sich ihre Schwiegertochter Blanca und deren beide Söhne Alfons und Ferdinand de la Cerda gebracht, um welcher (Nachkommen des erstgeborenen, doch schon verstorbenen Infanten Ferdinand) willen der Streit durch und für den zweiten Infanten Sancho erhoben worden war. Der König nahm die Flüchtlinge zu Fariza oder Huerta sehr freundlich auf und nachdrücklich in Schutz, ließ aber Blanca späterhin ungehindert zu ihrem Bruder, dem Könige Philipp III. von Frankreich, abreisen. Auch dieser wünschte, wie Peter, seinem Neffen die Thronfolge in Castilien zu erhalten und trat deshalb mit ihm in Unterhandlung; bevor aber Beide über die Mittel des auszuführenden Planes einig wurden, hatte der schlaue Infant Sancho durch wiederholte Sendungen nach Aragonien und endlich durch die Erscheinung seines Bruders Don Emanuel zu Tarragona im J. 1278 die Sachen schon dahin zu vermitteln gewußt, daß die Königin Jolante, freilich zu ihrer eigenen bittern Kränkung, nach Castilien zurückgegeben wurde und ihre beiden Enkel aus zweifachen Gründen in ihres Bruders Gewahrsam zu Xativa und später zu Setabis, wo sie anständig erzogen wurden, verblieben. Nicht genug, König Alfons X. und sein Sohn Sancho bestärkten diese Übereinkunft durch eine persönliche Zusammenkunft mit Peter am 14. Sept. 1279 in einem Orte zwischen Requeno und Buñol, und erneuerten dieselbe, nachdem der Aragonier das in einer Unterredung mit König Philipp III. zu Toulouse gesuchte Bündniß gegen Castilien abgelehnt hatte, am 27. März 1281 zu Campillo bei glänzendem Gefolge und im Beisein eines päpstlichen Nuntius, wo sich die beiden Könige, oder richtiger der Infant Sancho und König Peter, sehr eng an einander anschlossen, und auf die Verletzung ihrer gegenseitigen Versprechungen, wie Mariana will, eine Geldstrafe von 16,000 Pf. Silber setzten. Nebenbei besprachen sie sich — und dies war zuverlässig Peter's Hauptgrund zum engern Anschlusse an Castilien — über die Eroberung und Theilung des Königreiches Navarra, wenn es nicht dem Aragonier ganz überlassen werden sollte, wogegen aber Frankreich kräftige Maßregeln ergriff, sodaß nur an den Grenzen Streitigkeiten und kleine Fehden, wie zwischen den beiden aragonischen Städten Sos und Filera mit dem navaresischen Sanguessa, auf kurze Dauer geführt wurden. Ferner schlichteten sie die Grenzirrungen, indem Peter'n mehre Städte und Gebiete, darunter Albarracin, Requeno, Palacuelos, Teresa, Xera und Ayora, auf immer abgetreten wurden, wodurch zwar dessen Schwager Don Emanuel beeinträchtigt, aber mit der Stadt und dem Gebiete Escalona entschädigt wurde[57]).

Die ernsthaften Absichten auf das benachbarte Navarra würde Peter mit aller Macht verfolgt haben, wenn nicht schon früher seine Aufmerksamkeit durch andere geöffnete und gerechtere Aussichten auf Ausdehnung seiner Herrschergewalt getheilt und jetzt grade ihnen ganz zugewandt worden wäre. Am Hofe seines Vaters und nachher an dem seinen lebte neben andern vertriebenen Siciliern ein von den Hohenstaufen sehr geachteter und hervorgezogener, durch Karl von Anjou verdrängter Edelmann aus Salerno, Johann von Procida, der zugleich Arzt von ausgebreitetem Rufe war. Seiner Insel Procida und anderer Güter in der Heimath beraubt hatte er reichen Ersatz bei den Königen Jacob und Peter durch Schenkungen im Königreiche Valencia gefunden, gleichwie sein Verstand, seine Klugheit und seine Gewandtheit ihn fähig machten, Manfred's und Konradin's Manen an dem Usurpator von Apulien (Neapel) und Sicilien zu rächen und Peter'n, der durch seine Gemahlin nächster Erbe dieser hohenstaufischen Reiche und von Konradin noch

55) *Zuritae* Indic. 162 sq. *Marca* 56 und *Ferreras* IV, 306 sq. mit 313 sq. 56) *Zuritae* Ind. 165. *Marca* 560 und 756 und *Ferreras* IV, 319 sq.

57) *Zuritae* Indic. 162—166. *Ferreras* IV, 303 sq. 308 mit 316—324 und *Mariana* III, 156 und 161 sq. Auch hinderte Peter nach dieser Übereinkunft, daß Königs Alfons Tochter, Berengare, mit dem Sohne des Kaisers Balduin vermählt wurde.

auf dem Blutgerüste dazu erklärt worden war, in deren Besitz zu bringen. Härte, Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Verwaltung durch französische Diener und der dadurch fast allgemein, besonders unter den Großen verbreitete Unwille kamen ihm auf Sicilien mehr, als auf dem italienischen Festlande, wo Karl's Gegenwart und kluge Umsicht aufrührische Plane verhinderten, zu Hilfe. In dem Inselstaate wußte er Verbindungen mit einigen Großen anzuknüpfen und zu unterhalten, kam einst selbst verkleidet zu ihnen, band sie ungezwungen und ins geheim an sich und berieth sich mit ihnen, sei es mit Peter's oder Constanzen's Einflusse, über die Mittel, welche am sichersten zum Ziele führen durften. Sie fanden die Zustimmung und Mitwirkung zweier Männer für die Sache außer Zweifel. Der eine war Papst Nicolaus III., welcher mit Karl von Anjou unzufrieden und von demselben obenein persönlich beleidigt, auch dessen Einfluß auf Mittelitalien schwächen wollte, der andere der morgenländische Kaiser, Michael aus dem Hause der Paläologen, welchen Karl durch große Seerüstungen, wie durch selbstveranlaßte Gerüchte über seine Vertreibung aus dem Kaisersitze bedrohte. Dies führte den Kaiser und den Papst freundlich zu einander und erleichterte den Verschworenen den Zugang zu ihnen, wenn nicht bei Letzterem reiche Geschenke die Geneigtheit zur Sache fördern halfen. Johann von Procida wanderte in Mönchskleidern nach Rom und nach Constantinopel und bediente sich zu seinen Unterhandlungen seines Bruders Andreas, des Genuesen Benedict Zacharia und mehrer anderer in der Levante ansässiger Landsleute desselben. Der Kaiser versprach Geld, der Papst desgleichen, sammt der Belehnung Siciliens und trieb ohnedies noch eifrig die Beschleunigung des Vorhabens. Die Reisen des Unterhändlers von Aragonien aus nach Rom, Sicilien, Constantinopel und auch nach Malta, wo nach Fazelli ein sehr schlauer Mann gewonnen wurde, werden wiederholt, das Bündniß zwischen Peter, Michael und Nicolaus geschlossen, worauf der Kaiser 25—30,000 Unzen Gold zahlte, und der Markgraf von Montferrat sammt vielen Gibellinen Oberitaliens gewonnen wird[58]). Peter aber immer vorsichtig und bedenklich dabei, wenngleich von Procida und seiner Gemahlin ermuthigt, wurde verschlossener und räthselhafter, als der Papst Nicolaus im August 1280 starb und der Freund Karl's von Anjou, der Franzose Martin IV., auf den heiligen Stuhl gesetzt wurde. Nach Costanzo ließ er sogleich auf eine feine Weise des neuen Papstes Gesinnungen über seiner Gemahlin Ansprüche an deren Vaters Besitzungen ausforschen, wurde aber abgewiesen, und an die Erfüllung seiner Zinspflichtigkeit gegen den heiligen Stuhl erinnert; seinen überall Aufsehen erregenden Rüstungen zur See dagegen hatte er den Zweck, die Mauren auf der nordafrikanischen Küste zu bekämpfen, untergeschoben, und dadurch den Königen von Frankreich und Neapel (jenem 40,000 Livres, diesem 20,000 oder gar 40,000 Dukaten) abgelockt, während Martin auch hierfür angesprochen mit rauher Ablehnung antwortete, und Peter's wahre Gesinnungen durchschauend jene getäuschten Könige warnte und so mistrauisch zu machen wußte, daß sie, wie der Papst selbst, endlich zudringlich um den Zweck der Kriegsrüstung anfragen ließen, aber zur Antwort erhielten: Wenn die Eine meiner Hände wüßte, was die Andere thun wollte, so würde ich sie mir abhauen. Ähnliche Ausrede gab er auf ähnliche Anfragen seinen neugierigen Baronen[59]). König Peter hatte die zu Lerida gefangen sitzenden catalonischen Proceres 1281 freigelassen mit Ausnahme der gefährlichsten, der Grafen von Foix, Alvaro und Cabrera, welche noch bis zum Juni 1284 im Kerker schmachten mußten, und brachte unter dem Drängen der sicilischen Verschworenen bis zum Frühjahre 1282 ein Heer von 350 (? 800) Reitern und 10,000 Fußgängern zusammen auf einer Flotte von etwa 30—40 Schiffen[60]). Nicht minder, ja beiweitem mächtiger stand Karl I. in Unteritalien gerüstet da, als die langverhaltene Volkswuth in einem Aufstande zu Palermo losbrach, ohne in dem verabredeten Plane der Verschworenen gelegen zu haben; denn wenn auch mehre um die Verschwörung wissende Barone, vielleicht selbst Johann von Procida zur Feier des Osterfestes in Palermo versammelt waren, wie Giachetto und Giannone versichern, so gab doch nur die zufällig an einer jungen Frau von Adel durch einen Franzosen[61]) verübte Schamlosigkeit am 30. (? 31.) März 1282 den Anlaß, Hand an die Franzosen in der Stadt zu legen und sie Alle ohne ausdrückliche Anführung zu morden. Fünf benachbarte Städte ahmten dieses Beispiel so schnell und begierig nach, daß binnen einem Monate — Messina beschloß das Gemetzel — die Franzosen und Provençalen auf der ganzen Insel theils ermordet, theils verjagt und die haltbarsten Plätze im ärgsten Schrecken von ihnen verlassen wurden, um auf dem Festlande Sicherheit zu suchen. Die Insulaner und besonders die Bewohner von Palermo stellten sich in erster Aufregung unter den Schutz einer republikanischen Verfassung mit Capitanen und Gemeinderäthen, sahen aber bald ein, daß sie vor den drohenden Gefahren von Neapel her weder geschützt noch gesichert waren, vielmehr bemeisterten sich Vieler Furcht und arge Verzweiflung. In diesen Zuständen erst scheinen die Verschworenen mit ihrem Plane vorsichtig hervorgetreten zu sein und den König von Aragonien als Retter und Beschützer vorgeschlagen zu haben mit Hin-

58) *Villani* ap. *Muratori* XIII, 273 sq. *Fazelli* script. de rebus siculis. 450 sq. *Zuritae* Indic. 167. *Raynald* ad 1280. n. 18. ad 1281. n. 25 sq. und Schmidt 188 fg. mit Giannone, Bürgerliche Geschichte des Königreiches Neapel; teutsch bearbeitet durch Le Bret. III, 52 fg.

59) *Fazelli* 451. Giannone III, 55 fg. und *Zuritae* Ind. 167. 170 mit Leo's Gesch. der italienischen Staaten. IV, 627 fg.

60) Schmidt 191 und *Saint-Allais* V, 347; Andere schätzen die Flotte 150 Segel stark und das Heer um das Dreifache stärker.

61) Neocastro (bei *Muratori* XIII, 1027) nennt ihn Drohettus, daraus man bald Drouet, bald Droguet macht, und Saint-Allais nennt ihn Prognel. Der Tag des ersten Aufruhrs oder der sicilischen Vesper ist der 30. März nach Neocastro, Villani, Malaspina, Zurita, S. Allais, Sismondi und Leo, nach Nicolaus Specialis, Mariana, Costanzo, Giannone, Fazelli und dem Chronicon Siciliae bei *Muratori* X, 830 der 31. März oder der dritte Osterfeiertag.

weisung auf die Thronansprüche seiner Gemahlin. Nicht die Gesammtheit der Inselbewohner, sondern nur ein Theil des Adels und der Städte war sogleich dazu geneigt, und von diesen ging auch die Botschaft aus, welche am 27. April nach Barcelona abgefertigt wurde [62]). Mag nun dieselbe den König noch daselbst, oder, wenn sie auf dem Meere verschlagen und umher geworfen wurde, erst zu Alcoyl getroffen haben, so beruhte sein Entschluß doch immer auf festen und vorsichtigen Bedingungen und Entschließungen, die vielleicht durch eigene ausgeschickte Kundschaft geleitet werden sollten. Gewiß ist, ehe sich Peter öffentlich für Sicilien entschied, beschleunigte er seine Abfahrt nach der nordafrikanischen Küste.

Schon 1279 hatten sich seine Waffen an der tunesischen Küste unter dem Admiral Konrad Lanza (? Lancia) furchtbar gemacht, reiche Beute gewonnen, eine kleine maurische Flotte vernichtet und eine Insel, die Zurita Alhabiba nennt, erobert, wenn nicht auch Tunis und Tremezen zinsbar gemacht, oder doch wenigstens Handelsconsuln dort eingesetzt [63]). Jetzt aber (1281) eingeladen, dem Beherrscher Constantines gegen dessen Bruder, den Gebieter von Tunis, beizustehen, sagte Peter die Hilfe zu, und, nachdem er den 2. Juni 1282 die Verwaltung der Reiche seinem ältesten Sohne und seiner Gemahlin übertragen hatte, segelte er Tags darauf aus dem Hafen Fangos nach Mahon auf Menorca ab, wo der Plan der Meerfahrt erst bekannt gemacht wurde. Am 28. Juni lief er in den Hafen Alcoyl [64]) ein, fand aber seinen Schützling bereits ermordet und gegen sich Alles feindselig. Nachdem die Stadt und das feste Schloß genommen worden waren, breiteten sich seine Waffen auf beiden Seiten der Küste siegreich aus, jagten überall Schrecken ein, nahmen Bona und andere vortheilhafte Punkte, welche befestigt wurden, und in Alcoyl, so versichert Marca, wurde eine christliche Kirche eingerichtet [65]). Noch glaubte er den Papst durch eine Botschaft zur Entrichtung der Kirchenzehnten seines Reiches für diesen Krieg zu gewinnen; dieser aber lehnte das Gesuch abermals ab, und hielt überdies die Gesandtschaft vergeblich auf, um mit Karl von Anjou die bereits hart bedrängten Sicilier durch Friedensversuche wieder zu gewinnen. Diese schlugen die Anträge standhaft ab, und luden Peter'n nochmals ein, ihnen zu Hilfe zu kommen, und die Krone des Inselreiches anzunehmen. Der König berieth sich mit seiner Umgebung, nahm die Vorschläge an und versprach zu kommen [66]). Daß er aber vor seiner Abfahrt aus Alcoyl einige Vertraute nach der Insel zur Erkundigung wie zur Abnahme gesicherter Versprechungen vorausschickte, wie Fazelli versichert, verdient mehr Glauben, als die Sage, vor seiner Ankunft in Trapani erst auf Sardinien oder Corsica gelandet und daselbst in einem Hafen seine Schiffe ausgebessert zu haben, da dies an der afrikanischen Küste geschehen konnte, wo er einen Verlust von fast 3000 Mann erlitten haben soll, die aber bald durch Zusammenlauf des kriegslustigen Gesindels ersetzt wurden; denn bald nach seiner Landung auf Sicilien wird sein Heer von den Einen ebenso stark noch, wie bei der Abfahrt aus Fangos, von Andern, doch gewiß überschätzt, zu 22,000 Reitern und 60,000 Mann Fußvolk angegeben [67]).

Am 30. Aug. landete der König zu Trapani und wurde hier wie zu Palermo, wo er den 2. Sept. gekrönt wurde, unter Jubelgeschrei als Retter begrüßt. Langsam rückte er bis Randazzo vor, um der seit dem 16. Juni von Karl zu Wasser und zu Lande belagerten Stadt Messina zu Hilfe zu kommen. Auf Umwegen gelangten 2000 abgeschickte Almugavaren zur Verstärkung hinein, während eine aragonische Botschaft dem Könige Karl am 16. Sept. ankündigte, die Insel sogleich zu räumen. Nach langer Berathung gab dieser eine prahlende und äußerst vorwurfsvolle Antwort, wie sie nur einem verächtlichen Volksverführer gegeben zu werden pflegt [68]). Doch in Rücksicht der geänderten Zustände und der erlittenen Heerverluste entschloß er sich, am 27. Sept. die Belagerung aufzuheben, und in aller Eile und größter Bestürzung nach dem unruhigen Calabrien bei Verfolgung seiner Gegner überzusetzen, aber die Hin- und Hersendungen zwischen ihm und Peter nicht eher abzubrechen, bis sie die persönliche Herausfoderung zum Zweikampfe hervorgerufen hatten. Roger von Lauria [69]), der tapfere unglückliche Seeheld seiner Zeit, inzwischen in die Meerenge bei Faro geschickt, schlug mit 40 Galeeren noch am Tage des Rückzugs die neapolitanische Flotte und verbrannte einen Theil derselben. Einen weit empfindlichern Verlust erlitt dieselbe bei Nicotera am 14. Oct. durch den Admiral Jacob Perez, Peter's natürlichen (nicht, wie Ferreras und Andere wollen, ehelichen) Sohn. Nach diesem Seesiege landete derselbe, nahm und plünderte Nicotera, hob, auf seines Vaters Befehl an der Küste abwärts gehend, 500 feindliche Reiter auf und statt sich wieder zurückzuwenden, ging er vollends auf Karl's Heer bei Reggio los, und wurde durch ein Versteck geschlagen [70]). Peter, der am 2. Oct. in Messina unter Frohlocken der Einwohner eingezogen war [71]), lenkte seine Auf-

62) *Zuritae* Indic. 169 und *Neocastro* l. c. 1033 mit *Nicolaus*, Special. l. c. 607 sq. 63) Schmidt 456 und *Zuritae* Indic. 164 mit *Mariana* III, 158 sq. 64) Vielleicht das heutige Colla, zwischen Bugia und Bona. Die sicilischen und spanischen Quellenschriften nennen den Hafenplatz Alcoll, Ancolle, Ancalle, Andacalle und Alcoyl, woraus irriger Weise bei Rymer Altoyll gemacht worden ist. 65) *Zuritae* Indic. 170. *Hermilly*, Histoire du royaume de Majorque. 100 sq. und *Raynald* ai 1282. n. 12. 66) Siehe Peter's Schreiben an den König von England bei *Rymer*, Acta publ. Angl. I, 2. 206 und Schmidt 192. Giannone (III, 59) meint, Johann von Procida sei einer der sicilischen Abgeordneten gewesen.

67) Schmidt 191. Nur der Mönch Wilhelm von Nangis (bei *Duchesne*, Hist. francor. script. V, 539) erwähnt den Verlust Peter's auf der afrikanischen Küste. Dieser Chronist gehört aber zu den Erzfeinden des Königs Peter. 68) *Neocastro* l. c. 1051 sq. *Nicol. Specialis* l. c. 614. *Muratori* X, 841 und *Fazelli* 455. 69) Ein Calabrese von Geburt, am Hofe Manfred's erzogen und Anhänger der Hohenstaufen geblieben und darum von Karl I. vertrieben war er, wie Konrad Lanza, bereits in Peter's Seedienste. Eine genaue Schilderung über ihn gibt Nicolo Specialis (l. c. 615). 70) *Fazelli* 455. *Neocastro* l. c. 1067 und *Zuritae* Ind. 171 mit *Villani* l. c. 287. 71) So Zurita, Neocastro, aus welchem Ersterer öfter geschöpft hat, und S. Allais; Villani und Giannone haben den 10. October.

merksamkeit besonders auf die Verfassung und innern Zustände der Insel, auf milde Gesetzgebung und Verwaltung, wie auf Herstellung der Ordnung, während der im November allerdings nach Calabrien versetzte Krieg unter Leitung Jacob Perez's und Lauria's fortgeführt wurde. So schlug der Erstere am 6. Nov. 4000 Mann bei Catona und streifte verheerend bis Reggio, um den Feind in strenger Beobachtung zu halten [72]). Doch behauptete sich Karl daselbst bis zum Anfange des Jahres 1283 mittels der aus Frankreich angelangten Verstärkung; als aber im Februar König Peter seine ganze Macht auf Calabrien verwandte, fielen ihm auch nach einander viele Städte und haltbare Plätze daselbst zu, so Reggio, dessen Bewohner ihm entgegenkamen, den 14. Febr., Gerace, S. Agata, Hierazzo, Motta, Lagrussana u. a. m., nachdem am 20. bei Solano das feindliche Heer zurückgedrängt und den 13. März Seminara, wo sich viele Beamte Karl's befanden, erstürmt worden war. Am 12. April kam ihm Verstärkung aus Catalonien und Aragonien zu, darauf verwahrte er das Eroberte und kehrte zwei Tage nachher zurück nach Messina, wo er am 22. April seine Gemahlin mit ihren Kindern, Jacob, Friedrich und Jolante, die auf sein Geheiß in Catalonien abgeholt worden waren, empfing [73]). Mit ihnen nach Palermo gegangen, übergab er Constanze'n die Verwaltung der Insel unter dem Beistande tüchtiger Räthe, wie Johann von Procida, Roger von Lauria und Alaymo von Leontino, welcher als Haupt der Umwälzung bezeichnet, vom König Peter durch besonderes Vertrauen geehrt wurde. Die harten Abgaben und Erpressungen, welche Karl's Statthalter aufgelegt hatten, waren von Peter bereits abgeschafft, Milde in Gesetz und Verwaltung gebracht, Privilegien und Freiheiten der einzelnen Stände bestätigt und den Geistlichen, durch des Papstes Donnerkeile beunruhigt befohlen worden, entweder den Gottesdienst ungestört fortzusetzen, oder die Insel zu verlassen. Seinem Sohne Jacob ließ er als künftigem König von Sicilien, unter großen Feierlichkeiten huldigen. Dem Kriegs- und Seewesen gab er unter Lauria's Führung (der Admiral Jacob Perez kehrte mit dem Könige in die Heimath zurück) dauernde gute Einrichtungen und wußte dabei klüglich In- und Ausländer zu berücksichtigen, ohne Neid und Eifersucht zu erregen. Daß er es freilich Misvergnügten und dem Freiheitstaumel ergebenen jungen Männern nicht recht machte, beweist die Empörung, die kurz vor oder gleich nach seiner Abreise ausbrach, aber schnell gedämpft und bestraft wurde [74]).

Des Königs Abreise von Sicilien nach der pyrenäischen Halbinsel war durch seinen Zweikampf mit Karl von Anjou veranlaßt worden. Der Brief Peter's, worin Karl aufgefodert wird, sofort die Insel Sicilien zu verlassen, die ihm durch den Ausspruch der römischen Kirche und des Papstes zuerkannt worden sei, hatte diesen erhitzt und vielleicht auch vermocht, dem bevorstehenden Kriege mit seinem neuen Gegner eine andere Wendung geben zu können, wenn er denselben zum Zweikampfe herausfoderte [75]). Nahm auch Peter denselben ohne Bedenken an, so bot er doch Beiden noch Gelegenheit zu einem bittern, mit groben Vorwürfen verknüpften Briefwechsel, welcher am 26. Dec. 1282 in beiderseitiger Anordnung endete, daß die von ihnen erwählten zwölf Ritter im königlichen Palaste zu Messina erschienen und nach langem Wortstreite eine Ebene in Guienne bei Bordeaux zum Kampfplatze für beide Könige und für die von Beiden auserlesenen 200 Ritter anwiesen. Auch fanden sie für nöthig, den König Eduard I. von England, dem Guienne gehörte, darum zu begrüßen, und ihn selbst zu persönlicher Erscheinung als Kampfrichter, wozu alle Künste der Beredsamkeit von beiden Seiten angewandt werden sollten, einzuladen, sicheres Geleite für die kämpfenden Parteien auszuwirken, und wenn Eduard die Einladung ablehnen würde, andere Rücksprache über die Sache zu nehmen, sollte er seine Erscheinung zusagen, aber am anberaumten Tage nicht eintreffen, wurden die Kämpfer verpflichtet, 30 Tage auf ihn zu warten. Sie setzten ferner den 1. Juni 1283 zum Duelle fest, und erklärten im Voraus die streitende Partei, welche diesen Bestimmungen nicht pünktliche Folge leisten würde, für infam, aller königlichen Würden und Länder verlustig. Am 30. Dec. nahmen Peter zu Messina und Karl zu Reggio, jeder vor 40 Rittern, diese Bestimmungen feierlich und eidlich an, gleichwie die Zeugen mit ähnlichen Schwüren angelobten, auf die genaue Erfüllung derselben zu sehen [76]). Nun aber war König Peter sammt seinem Anhange von Martin IV. am 9. Nov. desselben Jahres in den Bann gethan worden, mit angesetzter Frist zur Unterwürfigkeit und Genugthuung. Darauf ließ der König mit ihm unterhandeln, allein ohne Erfolg, da schon am 13. Jan. 1283 Allen, welche gegen diesen König und gegen die Sicilier die Waffen ergriffen, Sündenvergebung angekündet, und dem Könige Karl am 6. Febr. unter Androhung empfindlicher Kirchenstrafe das Duell mit dem Aragonier untersagt und derselbe aller darauf bezüglichen Schwüre entbunden wurde, während gegen Peter und die Rebellen am 21. März ein neuer geschärfter Bannstrahl geschleudert, diese ihrer Güter, und jener aller seiner Reiche verlustig erklärt wurden [77]). Dessenungeachtet fanden beide Könige sich nicht dadurch gestört, sie wandten sich an Eduard mit der Einladung zur Übernahme des Schiedsrichteramtes bei ihrem Duelle; dieser vom

72) *Neocastro* l. c. 1068 sq. 73) *Zuritae* Ind. 175. 178 mit *Neocastro* l. c. 1070 sq. 74) *Zuritae* Ind. 178. *Neocastro* l. c. 1073 sq. und *Giannone* III, 61. 92 sq.

75) s. Rymer (l. c. 213) in Übereinstimmung mit Villani (l. c. 285), wonach die Ausfoderung noch vor Karl's Aufbruche von Sicilien geschah. Nach Nicolo Specialis, Neocastro, Facelli u. A. erfolgte sie, als Karl bereits in Reggio sich befand. Desclot, Raynald und nach diesem S.-Allais lassen gegen bessere Zeugnisse, wie sie auch die Urkunden bei Marca in folgender Anmerkung geben, den König Peter die Herausfoderung thun. Zurita entscheidet sich nicht. Einen von den übrigen abweichenden groben Briefwechsel beider Könige gibt das Chronicon Sicil. bei *Muratori* X, 834 sq. 76) Siehe diese Urkunden bei *Marca* 581—592 und *Rymer* l. c. 213 sq. 77) *Zuritae* Ind. 175. *Raynald* ad ann. 1282. n. 22. ad ann. 1283. n. 1 u. 8 sq. mit 15 sq. *Duchesne* l. c. V, 874 sq. und *Giannone* III, 73 sq.

Papste gleichfalls heftig bedroht, wenn er den Zumuthungen beider Monarchen Gehör gäbe, lehnte sie ab, und sandte am 5. April an dieselben wie an den König von Frankreich Unterhändler, damit der Friede zwischen den streitenden Parteien hergestellt würde[78]). Nichtsdestominder ließ er dieselben, so geht wenigstens aus der Erzählung des Nicolo Specialis hervor, bei der Meinung, auf seinem Grund und Boden vor seinem Stellvertreter oder vor seinem Seneschalle in Guienne ihre Sache mit dem Schwert ausfechten zu können, da hartnäckiger Weise unter ihnen das Recht des Stärkeren über den Besitz Siciliens durchaus entscheiden sollte. Denn Karl reiste mit Zuversicht darüber — nachdem er Martin's Zustimmung und einen Cardinallegaten mit Aufträgen an Philipp III. zur Begleitung erhalten hatte — zu seinem königlichen Neffen nach Frankreich; ebenso verließ Peter am 11. Mai Trapani mit vier Kriegsschiffen und landete den 16. Mai im Hafen Cullera. Von Valencia begab er sich nach Lerida und Huesca, wo er, hier die aragonischen, dort die catalonischen vom Infanten Alfons zum Duelle bei Bordeaux ausgewählten Ritter beisammen fand[79]). Doch wird nirgends angegeben, daß er sie zum Aufbruche mit sich vermocht hätte; vielmehr zeitig von der Verletzung der Übereinkunft durch Karl unterrichtet, daß derselbe mit dem Könige von Frankreich und einem ansehnlichen Heere gen Bordeaux im Anzuge, auch ihm zur Übermeisterung Verstecke gelegt worden wären, wählte er sich, um seiner Ritterehre nachzukommen, sicheren übereinstimmenden Nachrichten zufolge, drei tüchtige zuverlässige Ritter aus, die er verkleidet entweder als Knappe unterwegs bediente, oder als Kaufmann begleitete, um, vieler Warnungen ungeachtet, unerkannt an den Ort der Bestimmung zu gelangen. Diesen erreichte er am Abend des letzten Mai, stellte sich entdeckend vor dem Seneschall Eduard's Johann von Greilly, fand aber bei demselben keine verbürgte Sicherheit, und ließ also seine Beschwerden niederschreiben, seine Ankunft bezeugen und bekräftigen[80]). Hierauf eilte er, von den Franzosen verfolgt, und von deren Berichtgebern späterhin deshalb arg verunglimpft, über Bayonne, Fuentarabia und Vittoria nach Tarrazona zurück. Karl erkannte aber Peter's zurückgelassene Erklärungen und Beweise nicht an, weil dieselben weder unmittelbar ihm zugestellt worden waren, noch sein und Philipp's versprochenes Geleite anerkannt hätten, sondern Eduard's Benehmen dabei übergehend klagte er öffentlich über Peter's Wortbruch und bezeugte aus Heuchelei, daß die Gerüchte von Unsicherheit gar nicht gegründet wären, wenn ihn anders dergleichen von persönlicher Erscheinung auf dem Kampfplatze abgehalten hätten[81]). Um übrigens sich noch unverdächtiger zu stellen, hielt Karl mit seinen 100 französischen Rittern wartend am 1. Juni von früh bis Abend auf dem Kampfplatze, wohin der Ruf dieser Aufsehen erregenden Bestellung auch Scharen von Rittern aus fast allen Gegenden Europa's gelockt hatte. Hierauf überließ er seinem Neffen, den Krieg auf Peter's Gebiete jenseit der Pyrenäen auszudehnen, weshalb sich derselbe nach Toulouse und Foix begab und zu Palairac den König der Balearen in die Plane zog, während Karl in der Provence seine Rüstungen gegen Sicilien und Calabrien fortsetzte.

Die Franzosen verbanden sich in Navarra mit dem widerspenstigen Nuñez de Lara, setzten über den Aragon, nahmen Lerda, Ullo, Filera und Salvatierra, verbrannten Bailo und andere Orte bis Jaca und Verdun hin, und sammelten große Beute. Hingegen kamen dem Könige Peter abtrünnige navarreser Barone zu Hilfe, auch der Infant Sancho eilte aus Castilien mit Verstärkung herbei, während zu Pamplona und in andern navarreser Städten ein Aufruhr gegen die Franzosen ausbrach, der ihren Rückzug über den Aragon beschleunigte[82]). Gleichwol sah sich Peter in eine äußerst bedenkliche Lage versetzt: der Papst ließ in Frankreich und ringsum in dessen Nachbarschaft das Kreuz gegen ihn predigen, der Geistlichkeit Abgaben für Kriegsrüstungen absodern und am 27. Aug. verschenkte er, als vermeintlicher Lehnherr, Peter's Lande jenseit der Pyrenäen an einen der Söhne Philipp's III., mit Ausschluß des Thronfolgers. Es kam zwischen Beiden zu Unterhandlungen theils über die Lande selbst, die der französische Prinz empfangen sollte, wovon jedoch anfänglich Valencia ausgeschlossen war, theils über die Art der Empfangnahme, theils endlich über die Gesetze, welche im neuen Reiche Kraft haben sollten. Am 21. Febr. und 1. März 1284 vereinte sich Philipp mit dem Cardinallegaten und seinen versammelten Reichsständen endlich dahin, seinem zweiten, noch unmündigen, Sohne, Karl von Valois, Catalonien, Aragonien und Valencia als ein päpstliches zinsbares Lehen übergeben zu lassen, wofür er einstweilen an dessen Stelle den Eid leisten mußte, mit der Verpflichtung, den König Peter aus diesen Staaten zu vertreiben[83]).

Nebenbei bemühte sich Martin den Gebannten als einen Verfluchten und aus aller Gemeinschaft der Christenheit Verstoßenen durch Wiederholung von Flüchen und schimpflichen Bullen verhaßt zu machen, ihm alle Hilfe abzuschneiden und ausdrücklich zu verhindern, daß man ihn König nenne. Peter aber, unerschrocken, spottete dieser drohenden Lästerungen und nannte sich — so wird wiederholt versichert — Ritter von Aragonien, Herr des Meeres und Vater zweier Könige. Der König von Eng-

---

78) *Rymer* l. c. 218 sq. und *Raynald* ad ann. 1283. n. 7. 79) *Zuritae* Ind. 179, wo 50 catalonische, aber nur 40 aragonische Ritter namentlich aufgeführt werden; also brachte der König noch zehn andere aus Sicilien mit, darunter auch Jacob Perez (Jacobus Petri in den lateinischen Quellen genannt). 80) Auch der Mönch von S. Denis, Wilhelm von Nangis (bei *Duchesne* V, 542), kann Peter's geheime Ankunft in oder bei Bordeaux nicht leugnen; daher viele andere gute Zeugnisse abgerechnet, es unbegreiflich ist, wie S.-Allais (II, 361) darüber sich schwankend äußern kann. Nach Zurita übergab Peter dem Engländer zum Wahrzeichen seiner persönlichen Erscheinung noch seine königlichen Waffen.

81) *Marca* 592 sq. Auch König Peter machte nach Neocastro (l. c. 1078) bei seiner Rückkehr in sein Reich den Hergang der Sache bekannt. 82) *D'Achery* III. 46. *Marca* 563 sq. *Zuritae* Ind. 180 und *Ferreras* IV, 338 sq. 83) *Rymer* l. c. 223 sq. 227 u. 229 sq. mit *Raynald* ad 1283. n. 25 sq. u. 35. ad 1284. n. 1—12 und *Duchesne* l. c. V, 542.

land blieb, so scheint es, gleichgültig gegen Martin's Eifer, und wenn auch der Eheversprruch zwischen seiner Tochter Eleonore und Peter's Sohne Alfons durch die Bulle vom 7. Juli 1283 in seinem Entstehen vereitelt worden war, so zerriß diese doch die freundschaftlichen Bande zwischen beiden Höfen nicht völlig, da Eduard trotz des vom Papste bewiesenen Widerwillens nicht abließ, Frieden zwischen den feindseligen Parteien zu stiften [84]). Dies hatte zwar keinen Erfolg, Peter war aber vor Eduard's Feindschaft gesichert; ebenso vor Venedig, welche Republik, bisher in gutem Vernehmen mit ihm, vom Papste heftig angeklagt wurde [85]). Ebenso hatte er von der dauernden Freundschaft Sancho's, der wiederholten Zusammenkünfte mit ihm 1284 ungeachtet, keine unmittelbare Hilfe zu erwarten, da dieser im Innern seines Reiches und mit den benachbarten Sarazenen vollauf zu thun hatte. Mit dem Kaiser Rudolf soll er sich zwar durch Verzichtung gewisser Ansprüche auf Savoyen befreundet, aber von ihm keine Hilfe gegen Frankreich erhalten haben, wo er 1284 vergebliche Versuche eines gütlichen Vergleiches durch den Bischof von Valencia anstellen ließ, während seine unterstützende Verbindung mit dem, von Martin IV. gleichfalls heftig verfolgten Paläologen Michael seit dem Sommer 1282 in die Vergessenheit zurücktrat und vielleicht über den vereitelten Heirathsplan zwischen beiderseitigen Kindern abgebrochen wurde [86]). In seinen drei Reichen selbst sah Peter fast Nichts als Widerwillen, Widerspenstigkeit und fast lauten Aufruhr gegen sich. Am meisten und zuerst zeigten ihm sich Volk und Adel in Aragonien widerwärtig. Sein eigenmächtiges Verfahren in der sicilischen Angelegenheit, die deshalb erhobenen ungewöhnlichen Abgaben, die Gefahren eines Krieges mit Frankreich und gewiß auch des Papstes Ränke und Bannflüche hatten neben andern Verletzungen hergebrachter Gewohnheiten fast allgemeine Unzufriedenheit erweckt, und Adel und Städte zu dem unter Jacob I. üblich gewordenen Mittel, der Union, getrieben, d. h. sich zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten mit einander zu verbinden, trotz der drohenden Reden, die Peter gegen ihre Anfoderungen führte. Dies geschah auf dem Reichstage zu Tarrazona im Sommer 1283, als der König grade Hilfe gegen die Franzosen von seinen Ständen verlangte. Sie aber im Widerstande schwuren vereint, ihren König nicht mehr anzuerkennen, wenn er ihre Beschwerden nicht aufheben und gegen sie und ihren Bund so willkürlich als gesetzwidrig verfahren würde, sondern sich mit seinem ältesten Sohne gegen ihn, den Frevler an der Volksfreiheit, zu vereinen, aber auch den Infanten in dessen Nachkommenschaft zu verdrängen, falls er ihre Anfoderungen verwürfe, sowie Jeden in Aragonien und Valencia feindselig zu behandeln, welcher sich ihrem Vereine ausschließen würde, hingegen sich unter einander Beistand zur Erlangung ihrer Zwecke zu reichen. Der König vertagte die Versammlung bis zum 3. Oct., wo sie zu Zaragoza eröffnet, in voller Eintracht und Festigkeit die Beschwerden nochmals vorlegte. Im Drange der Noth erkannte sie Peter an, billigte sogar die Verbindung, setzte durch ein Generalprivilegium die gedrückte Freiheit wieder in vorigen Stand, stellte die alten Verordnungen und Gewohnheiten, soweit sie dem Reiche zusagten, wieder her und unterwarf sich selbst den Gesetzen, ohne der Willkür einen Weg offen zu lassen; daneben wurde der Salzhandel geregelt, die jährliche Berufung eines Reichstages festgesetzt, die Erhebung des Monedage dem Lehnherrn zugewiesen; Juden, die sich in Ämter eingeschlichen, wurden aus denselben verbannt, Begnadigungen wegen früherer Vergehen ertheilt und sonst manche wichtige Verbindlichkeit hauptsächlich dem Adel zugestanden. Ob aber Peter auf Bitten dieser Stände, wie Neocastro und Giannone annehmen, den Papst durch eine Gesandtschaft um Aufhebung des Bannes ersucht habe, bleibt um so zweifelhafter, da Peter denselben verabscheute und Martin zu Anfange des Jahres 1284 durch den Erzbischof von Narbonne auskundschaften ließ, ob auch die Gerüchte von der Verachtung der Kirchenstrafen in des Königs Ländern begründet wären [87]).

Der ansehnlichen vom Könige und dessen Sohne beschworenen Bewilligungen ungeachtet blieben Adel und Bürger gegen Peter mistrauisch, weil er durch die Absetzung des Justitia, welcher bei Bildung der Union thätig, wenn nicht nach Blancas deren Hauptstifter gewesen war, einen heftigen Streit über die Frage erregt hatte, ob ihm dieses Recht zustehe oder nicht. Gewiß ist, die Union wurde erneuert, sogar unterpfändlich verwahrt und durch erwählte Conservatoren bewacht. Wußte der König auch Zwist unter sie zu bringen, sie eidlich an Herstellung und Erhaltung der Ruhe zu binden und einen ihnen und sich gleich willkommenen Justitia wieder anzustellen, so blieb doch die Nothwendigkeit neuer Reichstage außer Zweifel, wie der zu Zaragoza im Beginne des Jahres 1285, wo erneuerte Klagen und Foderungen der Union vorlagen, zu Huesca am 9. und in Zuera am 26. März desselben Jahres, wo genau nach dem vor 1½ Jahren erlassenen Generalprivilegium verhandelt und die Entscheidung der Processe des Königs mit seinen Aragoniern, oder Valencianern, so Viele von ihnen unter dem Schutze aragonischer Gesetze lebten, dem Justitia mit Zuziehung der Reichstage überlassen, sonst aber der Beruf dieses Beamten auf die Verfügungen von 1265 gewiesen wurde. Valencia erhielt einen eignen Justitia, ebenso einen die Grafschaft Ribagorza. Die Frage über des Königs Befugniß, diese Beamten ab- und einzusetzen, wurde zwar besprochen, allein das Ergebniß darüber ist unbekannt geblieben, während bedacht werden muß, daß die Unionsprivilegien die Gewalt dieser Ämter schon sehr beschränkt haben mögen. Gleich nach diesem letzten Reichstage zogen ihm neue Foderungen der Aragonier einen heftigen Auftritt in Zaragoza zu, deren Befriedigung er aber zu verschieben wußte, ohne doch verläßliche Versprechungen des Beistandes gegen den Andrang der Franzosen zu er-

84) S. hierüber *Rymer* l. c. 193—208 mit 227 fg. u. *Raynald* ad ann. 1283. n. 36 sq. 85) s. ebendas. n. 39. 86) *Zuritae* Ind. 169. 184.

87) *Raynald* ad ann. 1284. n. 11 sq.

halten[88]). Weniger bedenkliche Unruhen hatte er in Catalonien zu bekämpfen. Dort hielt er im December 1283 und zu Anfange des folgenden Jahres in Barcelona einen Reichstag, auf welchem er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten unverdrossenen Dienste alle früher schon zugestandenen Vortheile, Rechte und Herkömmlichkeiten bestätigte und der Provinz sonst noch Manches bewilligte, was als alte Gebräuche nachgewiesen wurde[89]). Nun konnte er auf den Beistand seiner Catalonier um so sicherer rechnen, da sie, ein sehr betriebsames Volk, von seinen Meerfahrten nach Afrika und Sicilien keinen geringen Nutzen zogen. Die catalonischen Truppen aber, die an die Grenze von Navarra geschickt wurden, flößten der aragonischen Union einen solchen Unwillen ein, daß sie sich den Einmarsch derselben als unstatthaft verbat. Peter scheint sich nachgiebig benommen zu haben; doch züchtigte er den ihm ungetreuen und wegen seines großen Anhangs gefährlichen Besitzer Albarracin's, Johann Nuñez de Lara, durch Eroberung seiner Stadt. Peter schenkte sie seinem natürlichen Sohne, Ferdinand. Hierauf zog er ungesäumt mit seiner kleinen Kriegsmacht selbst an die navarreser Grenze, wo der Krieg durch einen Waffenstillstand unterbrochen worden war, und umzingelte Tudela, das er aber wegen einfallender strenger Jahreszeit nicht erobern konnte. Er mußte sich mit Streifzügen ins feindliche Gebiet und mit Verwahrung seiner Grenzorte begnügen und sein Heer abdanken, in welchem einige Barone Unruhen und Widerspenstigkeit erregt hatten.

Inzwischen verhieß ihm das Waffenglück der Sicilier zu Wasser und zu Lande Beistand in der Noth. Admiral Roger de Lauria schlug in einem hartnäckigen Kampfe mit eiserner Tapferkeit am 8. Juni 1283 die von Karl I. aus Marseille abgesandten 20 Galeeren, welche die noch in ihrer Gewalt befindliche Burg auf Malta mit aller Nothdurft speisen sollten, im Hafen derselben Insel, die nun gänzlich in Peter's Botmäßigkeit fiel[90]). Die Hälfte der Fahrzeuge wurde erobert, die Andern entwichen sehr beschädigt. Auf die Nachricht hiervon veranstaltete der Fürst von Salerno schleunige Rüstungen zu Wasser und zu Lande mit kräftiger Unterstützung des Papstes; auch sein Vater arbeitete in der Provence an Herstellung einer Flotte und war mit derselben bereits zur See, als der Held Lauria, davon unterrichtet, am 5. Juni 1284 mit 42 Galeeren vor Neapel erschien und unter Hohn und Spott durch Küstenverheerung den von den Befehlen seines Vaters und von der Vorsicht seiner Rathgeber aufgehaltenen Fürsten zur Seeschlacht zwang. Dieser, wiewol an Streitkräften fast doppelt mächtiger, als sein Gegner, wurde durch dessen Taktik und Schlauheit gänzlich besiegt und fiel mit vielen Angesehenen seiner Umgebung sammt 10 (? 42) Galeeren in Feindesgewalt. Lauria, in den Hafen der aufrührisch gewordenen Hauptstadt zurückgekehrt, erzwang noch, ohne Versuche sie zu erobern, die Auslieferung der daselbst in Gefangenschaft lebenden Stiefschwester Constanze's, Beatrix, die er mit der übrigen Beute triumphirend nach Messina zurückführte[91]). Zwei Tage nach diesem Ereignisse erschien König Karl selbst mit Verstärkung in Neapel, dämpfte und bestrafte den Aufruhr, erbat sich vom Papste Geldvorschüsse, der nebenher noch die Kreuzpredigten gegen die Rebellen wiederholen ließ, sandte seine Flotte nach Brindisi und er zog zu Lande abwärts vor Reggio. Diese Stadt wehrte sich tapfer und zwang mit Beihilfe des durch catalonische Galeeren verstärkten Admirals de Lauria am 13. Aug. Landmacht und Flotte des Gegners zum Rückzuge. Lauria verfolgte letztere, die überdies noch durch einen Sturm beschädigt wurde, und trat bei Nicotera ans Land, einen ansehnlichen Heerhaufen des flüchtigen Königs schlagend. Noch manche Eroberung und Waffenthat war ihm gelungen, als er sich wieder zur See nach der Insel Gerbes wandte und sie am 12. Sept. mit reicher Beute und vielen Gefangenen eroberte, und daneben noch Malta vor feindlichen Angriffen zur See zeitig schützte[92]). Auch thaten die Catalonier zur See, wie es scheint, an der afrikanischen Nordküste manchen guten Fang, während der in neuen Rüstungen begriffene Karl von Anjou am 7. Jan. 1285 zu Foggia starb[93]). Dieser Umstand begünstigte Lauria's fortgesetzte Befehdungen in Calabrien zu Lande und zu Wasser, er eroberte unter Andern Cotrone, Catanzaro, Gallipoli und den 15. Juli Tarent, worauf er von seinem Könige gegen die französische Flotte an die catalonische Küste abgerufen wurde.

Die Kreuzpredigten gegen Peter hatten in Frankreich eine große Masse Volks bis zu Ostern 1285 unter die Waffen gerufen. Alle wurden, wie zu einem heiligen Kriege, mit dem Kreuze bezeichnet. Nach Desclot und Muntaner stellten sich 18,600 Reiter und gegen 150,000 Mann zu Fuß mit zahlreichem Trosse und vielen Kriegsmaschinen. Die Flotte bestand aus mehr als 200 verschiedenartigen Fahrzeugen, davon ein Theil mit Lebensmitteln für das Landheer beladen war, und darum demselben längs der Küste zur Seite ging. König Philipp III. und seine beiden ältesten Söhne erschienen mit dieser Macht und der Oriflamme am 19. April zu Narbonne.

88) *Zuritae* Ind. 181. 183. 185. *Blancas* ap. *Schott.* III, 660 mit 799 sq. Lindau in der Pallas. II, 328 fg. und Schmidt 194 fg. 89) *Zuritae* Ind. 182. 90) Siehe ebend. 180 und *Neocastro* l. c. 1084 mit *Giannone* III, 81. Manfred Lanza wurde zum Statthalter Malta's eingesetzt.

91) *Villani* l. c. 300 sq. *Neocastro* l. c. 1084 sq. *d'Achery* III, 141. *Zuritae* Ind. 183, welcher mit Neocastro das Seetreffen um einige Wochen zu spät setzt, da doch König Karl schon den 9. Juni in einem Schreiben bei Papon davon Kenntniß äußerte, und *Raynald* ad ann. 1284. n. 13 sq. Wilhelm von Nangis bei Duchesne und d'Achery setzt die Schlacht um ein ganzes Jahr früher, wie auch irriger Weise Giannone und Leo. Fazelli (458) hat das richtige Jahr. Drei Brüder der Prinzessin Beatrix blieben noch in neapolitanischer Haft. 92) *Zuritae* Ind. 183 in Übereinstimmung mit *Neocastro* l. c. 1087 sq., *Marca* 622 und *Fazelli* 459. 93) Raynald (ad ann. 1285. n. 1 sq.) mit Sismondi und Schmidt gegen Giannone und Neuere, welche den Tod dieses Königs um ein volles Jahr zurücksetzen. Villani (l. c. 303) ist gewiß nur aus Versehen in denselben Irrthum verfallen, während dies bei dem in der Chronologie nicht sichern Mönch von S. Denis in Duchesne und d'Achery nicht auffällt. Bei Neocastro läßt S. 1102 der Zusammenhang vermuthen, daß er auch das richtigere Jahr gemeint habe.

König Peter hatte von den Aragoniern, die sogar mit dem Feinde unterhandelt haben sollen, fast Nichts zu erwarten, weil Unzufriedenheit und die Macht der Union ihm entgegentraten, und was ihm bewilligt wurde, mußte gegen den von Navarra her drohenden Johann Nuñez de Lara verwandt werden; bessere Stütze reichte ihm Valencia, und Catalonien, zuerst der feindlichen Übermacht ausgesetzt, warf sich zwar eifrig und ungezwungen zur Vertheidigung auf, doch waren die dargebotenen Kräfte durch die von Miswachs entstandene Armuth geschwächt, und überdies mußte Peter erst zu Ostern eine Meuterei unter den Bewohnern Barcelona's, welche ein gewisser Peter Oller angestiftet hatte, dämpfen und bestrafen, und noch etliche angesehene Vasallen mit sich versöhnen, bevor er dieser Provinz gänzlich versichert war. Indessen sollen seine Kriegsleute anfänglich kaum hingereicht haben, die wichtigsten Pässe in den Pyrenäen zu besetzen. Hatte er auch die Grafschaft Roussillon und deren Hauptstadt Perpignan durch zeitige Überraschung gewonnen, so doch seinen Bruder, den König Jacob, nicht, der ihm entkam und zu den Franzosen ging, um denselben durch sein Land den Weg nach Catalonien zu bahnen; von Seiten der Städte Roussillons aber geschah dies theils gutwillig, theils mit Gewalt. Elna mußte am 25. Mai der Übermacht nachgeben, die Gebirgspässe Ecluse, Junquera und Panizas, von Peter besetzt, waren sehr schwer zu nehmen, sodaß der Feind schon am Gelingen seines Unternehmens zweifelte; allein Verrath und Bestechung zeigte ihm den unbekannten Engweg bei dem Kloster Bagnols, wo blos 80 Mann zur Abwehr aufgestellt worden waren, welche bei dem Anblicke des Feindes flohen, und somit demselben am 20. Juni das Eindringen in Catalonien erleichterten. Das Ziehen der Sturmglocken gegen die Erscheinung eines so großen Heeres half den unhaltbaren Ortschaften Nichts. Der König Peter selbst zog sich von den Höhen bei Panizas über Peralada und Figueras nach Gerona zurück, welche wichtige Feste dem Vicomte von Cardona mit 130 Reitern und 2500 Armbrustschützen anvertraut wurde[94]). Der König zieht sich zur Übernahme des Kleinkrieges in die Gebirge und Schluchten zurück. Die Franzosen finden im Vordringen harten Widerstand, — nur Castellon war verrätherisch gesinnt — die Burg Lerz muß mit vielem Verluste vierzehn Male angegriffen werden, ehe sie sich ergibt. Hier krönte der mitgekommene päpstliche Legat Karl'n von Valois, als König von Aragonien, und Lehen und neue Ämter waren bereits ausgetheilt worden, als die Hauptmacht verheerend und brennend, ohne Kirchen und Klöster zu schonen, am 27. Juni vor Gerona erschien und die Belagerung begann. Versprechungen und Drohungen wirkten auf die Besatzung der Stadt nicht, sie vertheidigte sich vielmehr musterhaft über zwei Monate lang, während ihre Gegner durch die Catalonier aus den Gebirgen, von Hostalrich und Besalu her, häufig beunruhigt und überfallen wurden. König Peter, welcher seit Juli erst von der Union Aragoniens mäßig unterstützt, diese Neckereien leitete und zugleich die Verbindung des Belagerungsheeres mit der französischen Flotte im Hafen zu Rosas störte, überfiel am 15. Aug. unweit Hostalrich mit 500 Reitern und mehren Tausend Fußgängern einen feindlichen Heerhaufen, darin die Blüthe der französischen Ritter. Der Kampf war langwierig, hartnäckig und sein Ausgang jedenfalls zweifelhaft[95]). Dagegen quälten Hitze und große Massen von giftigen Fliegen Menschen und Vieh im französischen Lager bis zum Tode. Ihre Leichen verpesteten die Luft und erzeugten dadurch Krankheiten, die das Heer gleichfalls schwächten, wozu noch Hungersnoth kam. Daher fand König Philipp keinen Vortheil, als sich Gerona, denselben Qualen ausgesetzt, wie seine Vertheidigungswerke fast zerstört, mit Peter's Erlaubniß am 7. Sept. ergab[96]). Die Besatzung erhielt freien Abzug mit ehrenvoller Anerkennung ihres ausdauernden Muthes, welcher Aragonien vor dem feindlichen Eindringen beschützt hatte. Bald nach dieser Eroberung mußten die Franzosen unter Kampf mit Verfolgern, Hunger und Seuchen zurückweichen. Schon am 21. Sept. befand sich König Philipp zu Villanueva und Ampurias. Viel schlimmer erging es seiner Flotte an der catalonischen Küste. Zeitig und schnell hatten sich Barcelona und andere Küstenstädte in Abwesenheit ihrer Flotte, die unter dem Admiral Lauria an den Küsten Unteritaliens thätig war, in Bereitschaft gehalten und binnen zehn Tagen eilf Galeeren gerüstet. Diese, vielleicht noch verstärkt durch vorausgesandte Fahrzeuge des sicilischen Admirals, überfielen eine gen Barcelona geschickte französische Flottenabtheilung von 24 Schiffen, schlugen selbige, nahmen ihren Anführer gefangen und eroberten acht Kriegsschiffe[97]). Lauria selbst langte erst am 26. Sept.[98]) mit 36 Kriegsschiffen an, als Barcelona von Neuem bedroht wurde. Nach genossener Ruhe und genommener Rücksprache mit dem Könige, der so sehnlich ihn erwartet hatte, zog er noch zwölf catalonische Galeeren an sich, und segelte den Franzosen entgegen, deren Flotte, bis auf 55 bemannte Galeeren zusammengeschmolzen, er am 1. Oct. bei San Felice traf, mit einbrechender Nacht bei Fackelscheine schlug und einen Theil derselben eroberte. Tags darauf kämpfte er abermals mit Glück vor Rosas, verbrannte sechs feindliche Fahrzeuge und eroberte eilf Stück. Sodann landete er, nahm die Hafenstadt und verjagte die zu Hilfe geschickten Franzosen; gleich darauf sah man ihn wieder zur See und ein großes brabanter Schiff und zwölf Galeeren mit reicher Ladung an Geld und Lebensmitteln für Philipp's Heer angreifen und wegnehmen. In seiner Nationalwuth ließ Lauria 260 gefangenen Franzosen die Augen ausstechen und sie ihrem Könige zuschicken[99]). Während dessen See-

94) *Zuritae* Ind. 187.

95) s. *Zuritae* Ind. 188 und den Chronisten W. von Nangis bei *d'Achery* III, 46 sq., welcher sammt Gariel irrig behauptet, der König sei tödtlich verwundet worden. 96) *Marca* 570. *W. ab Nangis* ap. *Duchesne* V, 547 und *Sismondi*, Hist. des Français. VIII, 369. 97) *Marca* 568. *Zuritae* Ind. 188. *Ferreras* IV, 355 und Schmidt 208. 98) Neocastro (l. c. 1106), Zurita (Ind. 189) und Costanzo setzen seine Ankunft um einen Tag später. 99) *Neocastro* l. c. 1106 sq. *Nic. Specialis* l. c. 624 sq. *Duchesne* V, 548. *Villani* l. c. 310. *Zuritae* Ind. 189. *Marca* 568 u. 570 mit *Sismondi* VIII, 369.

macht zu Grunde gerichtet wurde, stellte sich König Peter auf der Höhe bei Panizas auf und that den vorüberfliehenden Franzosen großen Schaden. König Philipp, bereits erkrankt, wird in einer Sänfte unter ungestümen Verfolgungen über die Gebirge nach Perpignan zurückgetragen und findet dort am 5. Oct. seinen Tod. Gerona's französische Besatzung, die einzig zurückgebliebene und hilflos gelassene, wird belagert und durch einen Vergleich zum Abzuge gezwungen. Die Beute, welche die Franzosen in Catalonien gemacht hatten, wird ihnen auf dem schnellen Rückzuge gutentheils wieder abgenommen. Am 12. Oct. zieht Peter ruhmreich in Barcelona ein und veranstaltet unaufgehalten eine Seerüstung gegen Majorca zur Züchtigung seines treulosen Bruders, welcher die Franzosen auf dem verheerenden Zuge begleitet hatte. Das Unternehmen ward dem Infanten Alfons übertragen, und als sich der König zur Leitung derselben nach Tarragona begeben wollte, erkrankte er und starb zu Villafranca am 10. Nov. 1285 in der Umgebung des Erzbischofs von Tarragona und vieler anderer Prälaten und Barone des Reiches, nachdem er denselben erklärt hatte, Sicilien nicht zur Beschimpfung der römischen Kirche angenommen zu haben, da er stets rechtgläubig und gehorsam gegen sie gewesen wäre [1]). Der Erzbischof ertheilte ihm auch noch vor seinem Tode die Vergebung seiner Sünden. Sein bereits 1281 gemachtes Testament war durch die Erwerbung Siciliens und Calabriens nicht umgeändert worden; was er aber vor seiner Abreise von dort verfügt hatte, war für die unvorhergesehene Folge bindungslos und gab herrischer Willkür freien Spielraum für die drei älteren Söhne des Königs. Kurz vor seinem Tode kam auf seinen Befehl, aber gegen den Willen seines Sohnes Jacob, der in Sicilien gefänglich verwahrte Fürst Karl von Salerno, um dessen Befreiung bisher vergebens geworben worden war, zu Barcelona an, wo man ihn sicherer, als dort, festzuhalten gedachte [2]). Peter, im Kloster zum heiligen Kreuz bei Villafranca begraben, hinterließ seine Gemahlin als Verweserin Siciliens und Calabriens, und hatte mit ihr gezeugt: 1) Alfons III., König von Aragonien (s. d. Art.); 2) Jacob I., König von Sicilien und II. seines Namens als König von Aragonien (s. d. Art.); 3) Friedrich III. dieses Namens als König von Sicilien (s. d. Art.); 4) Peter, Infant von Aragonien, doch ohne Herrschaft, vermählt seit Ende Octobers 1295 mit Wilhelmine von Moncada aus dem Geschlechte der Grafen von Bearn, übernahm im April 1296 zu Gunsten des castilischen Kronprätendenten Alfons de la Cerda, mit empfangenen Aussichten auf einen kleinen Gebietserwerb bei gutem Erfolge, den Befehl des Hilfsheeres, und durch Castilien in Leon eingedrungen fiel er bei der Belagerung Mayorga's als ein Opfer ansteckender Krankheiten und starb kinderlos in noch jungen Jahren den 30. Aug. des genannten Jahres. Zu Saragoza wurde er feierlich begraben. 5) Isabelle (nicht Elisabeth), eine schöne, geistreiche und tugendhafte Fürstin, welche, nachdem Kaiser Michael für seinen Sohn Andronikus erfolglos um sie geworben, am 24. Juni 1282 an König Dionys von Portugal verheirathet und nachmals, wie Blancas erzählt, ihrer verrichteten vielen Wunder wegen unter die Heiligen versetzt wurde. 6) Jolante [3]), gleich ihren Geschwistern in ungekannten Zeiten geboren, war mit ihrer Mutter in Sicilien geblieben und im März 1297 in Rom mit Herzog Robert von Calabrien, später Könige von Neapel, vermählt worden. Ihre Mutter, deren vielbewegter Witwenstand mit den Schicksalen ihrer Söhne Jacob und Friedrich eng verwebt ist, starb am 9. April 1300 zu Barcelona. Außer der Ehe zeugte König Peter mit den wenigstens bekannt gewordenen Kebsweibern Maria Nicolosia (von Blancas Nicolai genannt) und Agnes Zapata noch sieben Kinder und zwar mit Ersterer: a) Jacob Perez, bekannt als tüchtiger Seeheld und tapfrer Ritter, den der Vater 1279 mit der Stadt und dem Gebiete Segorbe begabte und mit Sancha aus der Familie Diaz vermählte, b) Johann und c) Beatrix; mit der Andern: d) Peter, e) Ferdinand, f) Sancha und g) Therese, vermählt mit Artall Alagon, und alle diese natürlichen Kinder scheinen den Zunamen Perez geführt zu haben. Sein Großenkel

Peter IV. oder der Ceremoniöse und Prächtige, war am 5. (nicht 15.) Sept. 1319 zu Balaguer geboren und ältester Sohn des Königs (damals noch Infanten) Alfons IV. von Aragonien und Therese Entensa's, einer geborenen Gräfin von Urgel, welche ihn, nach Zurita und ältern Nachrichten, fast unreif und schwächlich im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft zur Welt gebracht haben soll. Wuchs und Bau seines Leibes blieben zart, aber gleichwol erzog ihn Michael Gurrea, dem er anvertraut worden war, zu einem sehr kraftvollen und tapfern Monarchen, welcher bei unermüdeter Thätigkeit ein Alter von 67 und fast einem halben Jahre erreichte. Die Fehler seines gutmüthigen, schwachen und kränkelnden Vaters, die Leidenschaftlichkeit, Herrsch- und Habsucht seiner Stiefmutter Eleonore von Castilien — die eigene leibliche war schon am 27. Nov. 1327 gestorben — und der darüber entstandene Zwist im königlichen Hause, woran auch mächtige Barone und Prälaten des Reiches Theil nahmen, stürzten den königlichen Knaben, bei großem Eigensinne unter steten Reibungen in heftige Reizbarkeit, in Wildheit und Hitze, in Zanksucht und bisweilen in Grausamkeit, wenn er eben seinen harten und argwöhnischen Launen folgte, oder den Anklagen falscher Schmeichler, wie bei dem traurigen Schicksale seines getreuesten Rathgebers Bernhard's von Cabrera, Gehör gab. Diese Rohheit aber milderten nach und nach männliche Festigkeit und Bestimmtheit, strenge Gewissenhaftigkeit für innere Angelegenheiten, Scharfsicht, kluge und schlaue Politik im Dienste der Erwerbungssucht, Sinn für zweckmäßige Gesetze und wissenschaftliche Ausbildung. Hiermit vereinten sich Geschmack, Pracht, Glätte der Sitten, majestätische

1) Sein Todestag ist hier nach Zurita, Blancas, dem Chronicon Barcinon. und St.-Allais bestimmt worden; Andere weichen davon ab. 2) *Neocastro* l. c. 1105. 1113 sq. mit *Zuritae* Ind. 190.

3) So Zurita und die sie betreffenden Verträge, während sie nur von Blancas, Lucius Marineus und Pistorius schwankend, Constanze genannt wird.

Abgemessenheit, Pünktlichkeit in Folge großer Thätigkeit, Kühnheit und ausgebreitete, auf Erfahrungen beruhende, Kenntnisse in Kriegs- und Staatssachen, Umgang mit Gelehrten und Dichtern, wie er denn aus Liebe zu den Wissenschaften 1354 die Universität (publica scientiarum Gymnasia, wie sie Blancas nennt) zu Huesca stiftete, und selbst gern Chemie und Astrologie trieb, durch welche er sich, nach Zeitsitte, vom Aberglauben nicht freihalten konnte. Vielleicht selbst Verfasser einer Lebensbeschreibung von sich[4]), gehört er zu den ausgezeichnetsten Monarchen seiner Zeit, und würde ohne die Härten seiner Leidenschaften, die ihn in den Augen übertreibender Schriftsteller dem wüthenden Tiger gleichgestellt haben, noch höher gehalten worden sein.

Kaum sechs Jahre alt wurde ihm auf dem Reichstage zu Zaragoza das Recht der Erstgeburt von seinem Oheime, dem Grafen Peter von Ribagorza, bestritten, aber durch Fürbitten seines Vaters, seiner Mutter und Großmutter erhalten und am 15. Sept. 1325 eidlich zugesichert[5]), während ihn von seinem eilften Jahre an sein Erzieher, der Erzbischof von Zaragoza und Andere von gleicher Gesinnung und Gewissenhaftigkeit aus Liebe zur Aufrechthaltung gesetzlicher Herkömmlichkeiten, in die Streitigkeiten seiner Stiefmutter zogen, welche nebst ihrem Sohne Ferdinand vom König Alfons mit Städten und Gebieten besonders an der castilischen Grenze reichlich, wiewol gegen die gesetzliche Untheilbarkeit des gesammten Königreiches, beschenkt worden war. Diese Verletzung erregte lauten Unwillen, allein Alfons, zu sehr an den Einfluß seiner Gemahlin und deren Verwandte, Sancha von Velasco, gewöhnt, vermehrte die Schenkungen und dadurch die Unzufriedenheit derer, welche in der Trennung solcher verschenkten Gebiete von der Krone einen herben Verlust erblickten. Endlich zwang zwar das bewaffnete Volk zu Valencia den König, diese Verfügungen meistens zu widerrufen, allein die Eintracht in der königlichen Familie konnte nicht wieder hergestellt werden, da der Infant Peter, der als Thronfolger in seinem 14. Jahre (wenn nicht, nach Zurita, früher) zum Generalreichsstatthalter erhoben worden war, in seinem Unwillen beharrte, deshalb den bittern Groll seiner Stiefmutter auf sich lud, seine Freunde den Verfolgungen derselben aussetzte und einen Secretair dem Martertode preisgab, der in dem Verdachte stand, die Königin vergiftet haben zu wollen. Er selbst suchte, wie Zurita versichert, auf Anstiften des Erzbischofes von Zaragoza vor den Nachstellungen seiner Stiefmutter in den Wäldern von Jaca Sicherheit. Doch mag diese Flucht von nur kurzer Dauer gewesen sein, weil er 1333 in Verdacht gerathen konnte, mit seiner Partei Xativa, das Schloß seiner Stiefmutter, überfallen zu wollen, in der That aber sich mit Hilfe seiner Freunde und Rathgeber (des Erzbischofes von Zaragoza und des Grafen Peter von Ribagorza) ihr so furchtbar machte (woran der bevorstehende Tod des immer mehr erkrankenden Vaters auch seinen Antheil haben mochte), daß Leonore sich in einer Zusammenkunft mit ihrem Bruder, dem König Alfons XI. von Castilien, und den Gebrüdern Jacob und Peter von Exerica zu Ateta gegen ihn zur Sicherung ihrer Schenkungen verband. Fast hätte er sich im höchsten Unwillen darüber der Leitung aller Staatsgeschäfte bemeistert, und Blancas glaubt, daß er es sogar mit Annahme des königlichen Titels gethan hätte, wenn er nicht durch vorsichtige Freunde davon abgehalten worden wäre[6]). Dennoch brachten die fortgesetzten Reibungen und der Umstand, daß Peter 1335 den Navarresen einen Reiterhaufen von 500 Mann gegen die Castilier zu Hilfe schickte, den Krieg mit Castilien zur Reife, als König Alfons IV. am 24. Jan. 1336 zu Barcelona verschied[7]). Noch vor dessen Tode hatte sich Peter einiger der Königin gehörenden Burgen an der Grenze, darunter Xativa's, welche ihrem Bruder übergeben werden sollten, zu versichern gewußt, konnte aber Leonoren's Flucht, die mit ansehnlichen Schätzen vom Sterbebette des Königs über Fraga und die Gebirge nach Albarracin unter den Schutz Peter's von Exerica und des Bischofs von Burgos in aller Hast unternommen wurde, weder vereiteln, noch die Stiefmutter selbst in Haft bringen. Hier empfing sie durch eine Botschaft nochmals die Zusicherungen von der Hilfe ihres Bruders, und ließ die Schlösser und Städte ihrer Söhne Ferdinand und Johann in guten Vertheidigungsstand setzen, sodaß eine gereizte Gespanntheit der Gemüther im Allgemeinen, in den Gebieten von Valencia aber große Bewegung obwaltete, als sich Peter am Sonntage nach Ostern 1336 in der Kathedrale zu Zaragoza mit aller Pracht nach den von ihm selbst getroffenen Anordnungen, die zum Gesetze wurden, feierlich krönen ließ, wobei zur Belustigung des Volkes glänzende Festlichkeiten gegeben wurden. Zu gleicher Zeit hielt er einen Reichstag und beschwor auf demselben die Rechte und Freiheiten der Aragonier. Dasselbe geschah für Catalonien am folgenden 10. Juni auf dem Reichstage zu Lerida, und nicht zu Barcelona, wie es die Catalonier gewünscht hatten, worüber sie auch wie über den Aragonien gegebenen Vorzug merklichen Unwillen äußerten. Allein König Peter konnte sich von seinem valencianischen Reiche, das er immer im Auge behalten mußte, nicht zu weit entfernen, und er eilte auch nach Beendigung dieses Reichstages dahin, um die Partei seiner Stiefmutter, deren Haupt Peter von Exerica war, zu unterdrücken, ohne sich an die Gesandtschaft Alfons' XI. von Castilien zu kehren, deren Gesuche er mit einer schwankenden und zweideutigen Antwort zurückgewiesen hatte. Er entriß seiner Stief-

4) Sie gehört ihm oder einem seiner Zeitgenossen an, der sie in des Königs Namen schrieb. Diese vida oder chronica del rey en Pere bildet den wichtigsten Abschnitt in Carbonell's Chronica o hystoria de Espanya, welche 1546 gedruckt wurde. 5) *Zuritae* Ind. 244 und *Ferreras* V, 6 sq.

6) *Blancas* ap. *Schott.* III, 668. 7) Mit Berufung auf Raynald und auf eine von demselben beigebrachte Urkunde hat man, so St.-Allais, Anstoß gefunden, Alfonsen's Todestag auf den 24. Januar zu setzen, wie es doch die besten Nachrichten thun. Das Schwanken mochte daher kommen, daß der Irrthum in der Urkunde bei Raynald und Cambiagi nicht in der Jahrzahl, sondern im Datum vermuthet wurde, wie Ferreras (V, 99) in einer Verbesserung verräth; richtiger aber ist, daß man nach Zurita (l. c. 261) die Jahrzahl der Urkunde in 1337 verbessert, in welchem Jahre erst Peter's Gesandtschaft zum Papste abgefertigt wurde.

mutter die Einkünfte, nahm Peter'n von Exerica die Lehen, ließ dessen Leben nachstellen und verheerte dessen Besitzungen. Eine zweite castilische Botschaft that keinen Einhalt, und deren Beantwortung brachte auch keinen Krieg mit Alfons zu Wege, da derselbe in Fehden mit Portugal und mit dem Infanten Johann Emanuel von Vilena verwickelt war. Letzterer hatte durch seine persönliche Erscheinung bei König Peter in Zaragoza ohnedies eine Stütze gegen jenen gefunden. Dennoch hielt Peter für gut, den Streit mit seinem Vasallen schleunig zu beenden. Dies geschah nach gepflogener Berathung mit den Ständen zu Valencia; was nun in Folge des hier gefaßten Beschlusses von Peter von Exerica nicht gutwillig herausgegeben wurde, das nahm man ihm in kurzer Zeit mit Gewalt ab, sodaß der Grande in Castilien seine Zuflucht suchen mußte, von wo aus er theils durch erheuchelte friedliche Gesinnungen Zwiespalt unter des Königs Rathgeber zu bringen, theils denselben mit Unterstützung der Castilier zu bekriegen wußte. Diese doppelten Schritte bedrohten Aragonien mit gefährlicher Verwirrung, welcher zu begegnen der König einen Ausschuß der Reichsstände 1338 nach Castellon rief, wo auch eine päpstliche Botschaft erschien. Nach reiflicher Berathung wurde die von Gandesa aus, wohin die Versammlung verlegt worden war, zur Friedensvermittelung nach Castilien geschickt. König Alfons beauftragte hierauf den Infanten von Vilena, der inzwischen Aussöhnung gefunden hatte, das Friedensgeschäft zu vollziehen, derselbe begab sich nach Daroca, wohin viele Prälaten und Barone Aragoniens mit des Königs Oheime und Bevollmächtigten, Peter von Ribagorza, kamen. Die weitläufigen Unterhandlungen, in die auch die beiden päpstlichen Legaten gezogen wurden, überließen die Entscheidung der Sache den beiden Bevollmächtigten beider Könige, und am 29. October wurde Folgendes bestimmt: Peter von Exerica erhält sammt seinem Anhange Verzeihung, wird in des Königs Dienste wieder aufgenommen, und wegen der entzogenen Einkünfte entschädigt; die Königin und ihre beiden Söhne erhielten gleichfalls ihre Besitzungen und Einkünfte zurück, wie sie vom verstorbenen Gemahle bestimmt worden waren, jedoch mit Vorbehalt der hohen und niedern Gerichtsbarkeit, die dem Könige überlassen wurde. Die Städte der Königin nennt Zurita, Huesca, Calatayud, Xativa, Castellon, Morella, Murviedro, Alcira, Montblanc und Tarrega [8]). Hierauf kehrte Leonore in ihre Besitzungen zurück und der Graf von Ribagorza, der Friedensstifter, suchte den König von Castilien auf, um mit demselben ein Schutzbündniß gegen die Sarazenen von Granada und Marocco zu verhandeln. Der Ruf von den großen Rüstungen, welche die Beherrscher beider Reiche machten, hatte namentlich den König Peter zur Nachgiebigkeit und nach einjährigem Zögern endlich auch zur Vollstreckung des Bescheides in der erwähnten Streitsache vermocht; denn laut der ausgestreuten Gerüchte handelte es sich, nachdem der Sohn des Beherrschers von Marocco Algeziras und Gibraltar besetzt hatte, um nichts Geringeres, als um die Wiedereroberung der ganzen pyrenäischen Halbinsel, zunächst aber des valencianischen Reiches, wo der Mauren noch sehr viele waren und durch Aufstände eine Unterstützung des feindseligen Planes bewirkt zu werden gefürchtet wurde. Auf die Nachrichten, daß an der afrikanischen Küste ein Heer von 60—70,000 Reitern und 400,000 Fußgängern zur Bekämpfung des christlichen Spaniens gerüstet würden, begann König Peter schon vor Ablaufe des Jahres 1337 Gegenrüstungen zu Wasser und zu Lande, verwahrte die Küstenplätze, mehrte die Landtruppen und stellte nach und nach eine Flotte von 30 Kriegsschiffen her. Neben Portugal, im August 1338 um Mitwirkung gegen die Barbaren ersucht, wurden im April und Mai des folgenden Jahres die Verhandlungen mit Castilien eifrig fortgesetzt, hauptsächlich auf die Nachricht, daß Genua die Barbaren zur See nachdrücklich unterstützen würde. Vorzüglich verlangte Peter die Aufstellung einer Flotte, zu der er, Majorca und Portugal die eine Hälfte und Castilien die andere beitragen sollte; allein König Alfons XI. verschob den Abschluß des Bündnisses trotz seiner Bereitwilligkeit hierzu bis zur gänzlichen Ausgleichung der Zwistigkeiten zwischen seiner Schwester und deren Stiefsohne, welche auch im October genannten Jahres erfolgte und somit Peter's Zögern in der Erfüllung des schiedsrichterlichen Ausspruches ein Ende machte. Inzwischen war seine Flotte schon ausgelaufen, hatte am 6. September mehre feindliche Schiffe besiegt, war an der Küste von Septa gelandet, und von dort mit reicher Beute in die Meerenge zurückgegangen, wo es wie zu Lande bei Algeziras zu verschiedenen Kämpfen kam, in denen der aragonische Admiral Cruillias fiel und von Peter von Moncada ersetzt wurde. Im J. 1340 unterstützte derselbe mit 29 Fahrzeugen die Bundesflotte, die doch nicht so glücklich war, wie das Landheer der Portugiesen und Castilier, welches am 28. November (? 30. October) am Flüßchen Salado bei Carteja (dem alten Tartessus) einen glänzenden Sieg über den überlegenen Feind erfocht. Obschon auch mit Navarra durch seine Verheirathung mit Marie'n von Evreux im schönsten Einverständnisse lebend, auch mit den Prälaten seines Reiches über die Mittel, welche die Kirche zu diesem Kriege beisteuern sollte, in Barcelona 1339 zu Rathe gesessen, so that Peter zu Lande doch nichts weiter, als daß er die Küstenplätze und Grenzorte sehr gut verwahren, Almeria bedrohen ließ, und sonst sich auf einen Angriff seiner Lande gefaßt hielt. Hingegen theilten seine Aufmerksamkeit sowol die Unruhen auf Sardinien, wovon weiter unten, als auch seine feindseligen Absichten gegen seinen Schwager, den König Jacob II. von Majorca, von welchem er, als Lehnherr, sich um so mehr beleidigt glaubte, als schon bloßer Verdacht hinreichte, einen Mann von so großem Mistrauen, wie Peter besaß, aufs Äußerste zu empören, aber auch den einmal gegen ihn gefaßten verderblichen Plan mit allem Nachdrucke auszuführen und des Papstes Fürsprache zu verschmähen. In Folge der hieraus entstandenen Verhandlungen, persönlichen Zusammenkünfte, Drohungen

8) *Zuritae* Ind. 262 sq. *Ferreras* V, 120 sq. und *Mariana* II, 446 sq

und Kriege, welche im Artikel Jacob II. von Majorca weiter entwickelt und dargestellt worden sind, erklärte Peter am 29. März 1344, nachdem er fast ein volles Jahr zuvor den Titel eines Balearenkönigs angenommen hatte, alle Besitzungen seines Schwagers, mit Ausnahme der französischen Lehen, dem aragonischen Königreiche auf immer einverleibt und von demselben unzertrennbar, und schwor, daß seine Verwandten und Unterthanen sich an ihm und seinen Thronfolgern rächen sollten, falls er oder sie diese Verfügung übertreten würden. Die Niederlage und der Tod des Königs Jacob II. bei Lluch-Mayor am 25. Oct. 1349 sicherte erst Peter'n vor dessen Rache und kriegerischen Bedrohungen, während ihm zugleich die Versorgung der beiden Kinder des unglücklichen Balearenkönigs anheim fiel[9]). Mittlerweile hatten die Päpste Benedict XII. und Clemens VI. nicht aufgehört, versöhnend einzuschreiten, allein selbst das Schiedsrichteramt des Letztern wurde von Peter unbeachtet gelassen, und darum die Unzufriedenheit des heiligen Stuhls über diesen Zwiespalt um so mehr erhöht, als derselbe die Waffen gegen die Sarazenen gekehrt wünschte. Erst nach mehrjährigem Nachsuchen gestattete 1345 der Papst, daß König Peter zehn Jahre lang den Zehnten von den Kirchen seiner Reiche zur Erhaltung seiner Seemacht, zur Bekämpfung der Mauren erheben durfte[10]). Diese war allerdings nur, nach Zurita, im Jahre 1343 in der angewiesenen Thätigkeit gestört worden, als sich Peter ihrer zur Eroberung der Baleareninseln bedienen mußte. Vor und nachher war sie unter dem Admiral Moncada sowol in Verbindung mit den verbündeten Castiliern und Portugiesen, als auch abgesondert mit Glück theils in Gefechten, theils in Abwehrung feindseliger Küstenlandungen gegen die marokkanische Flotte thätig, bis auch hierin der Ausbruch der Unruhen in Peter's Staaten auf sie hemmend einwirkte. Schon im J. 1342 mußte er zu Zaragoza die Unruhen stillen, welche zwei Factionen, von Zurita die Tarnnier und Bernhardiner genannt, daselbst erregt hatten[11]). Zwei Jahre nachher entspannen sich dort noch gefährlichere Streitigkeiten durch die Erbschaftshändel einiger Proceres unter einander und durch die Fehden des aragonischen Statthalters mit dem Bischofe von Tarazona; darüber fiel ein sich in die Sache mischender Grande in Ungnade und in die Acht, und der Statthalter verlor seinen Posten. Der Justitia wollte als dessen Verwandter sich seiner annehmen und ihm Schutz gegen den König verschaffen, was Peter's Beamte nicht zugaben, und so kam es zu tumultuarischen Auftritten in Zaragoza, welche nur durch die verantwortliche Rechenschaft der Magistratspersonen gestillt werden konnten. Die einige Jahre darauf erfolgte um sich greifende Empörung war eine Folge von Peter's Strenge gegen das Gesetz seines Ahnherrn Jacob I., welches der weiblichen Linie der Königsfamilie die Thronfolge so lange versagte, als noch gesetzliche männliche Glieder derselben vorhanden waren. Diese Verfügung aber war nicht etwa in einer Reichsversammlung mit Zustimmung der Stände, sondern willkürlich und testamentarisch im Beisein etlicher Zeugen getroffen worden, und hätte Peter die Stände insgesammt für sich gehabt, so wären seine Angriffe auf dieselbe ohne Mühe siegreich durchgegangen. Er hatte seinen, freilich von ihm bereits verletzten und des Einverständnisses mit dem vertriebenen Könige Jacob II. von Majorca verdächtigen, Bruder Jacob (Jayme), Grafen von Urgel, gegen sich, der beim Volke beliebt war. Dieser hatte nach obigem Rechte die nächste Aussicht auf die Thronfolge, da Peter nur Töchter besaß, welchen er, insbesondere der ältesten, Constanze, die Nachfolge nach sich zugedacht, mit Berufung auf Beispiele aus der frühern Geschichte seines und der benachbarten spanischen Reiche, die jedoch nicht so beschaffen waren, daß sie Jacob's I. Verfügung umstoßen konnten. Dennoch fand der König nicht allein Anhang unter den Proceres, wie bei Peter von Exerica, sondern auch die aus 22 Prälaten und angesehenen Gelehrten verordnete Commission entschied sich bei Mehrheit der Stimmen (19 gegen 3) für den Vorzug Constanzen's gegen ihren Oheim. Diesen Beschluß erhob Peter am 23. März 1347 zur Gesetzeskraft, falls ihm kein Sohn geboren werden würde. Hierauf nahm er am 29. deff. Mon. seinem Bruder die Generalreichsstatthalterschaft und ertheilte sie den 7. April seiner Tochter Constanze. Zugleich erhielt jener Befehl, Valencia, wo er sich aufhielt, zu verlassen und auch andere große Städte, wie Zaragoza, Barcelona und Lerida, zu meiden. Ferner setzte er alle die Beamten ab, die sein Bruder vermöge seiner Reichswürde bestellt hatte, und brachte andere für seine Zwecke ergebenere an deren Stellen. Diese, die Commandanten der festen Plätze, mehre Ritter, Barone und Prälaten, und auch des Königs Oheim, der Graf von Ribagorza, huldigten der Thronfolgerin mit der Einschränkung, ihren Eid nur so lange gelten zu lassen, als Peter keine Veränderung in der Thronfolge treffe. Dieser Vorkehrungen ungeachtet suchte der Graf Jacob von Urgel einen gefährlichen Anhang sich zu verschaffen, wozu ihm das unruhige Zaragoza, Jacob's von Majorca Ränke und seiner beiden Stiefbrüder Ferdinand und Johann Unmuth, welche seit 1345 den Verfolgungen des Königs wieder ausgesetzt worden waren und sich deshalb in Castilien aufhielten, großen Vorschub leisteten. Nach Fuentes zurückgezogen versammelte er hier mehre Ritter, Barone und vornehme Bürger aus Zaragoza um sich, ermahnte sie zur Eintracht und foderte sie auf, den Verletzungen der Gesetze und Gebräuche durch den König, wie er seine Beschwerden nannte, Einhalt zu thun, und sich nach herkömmlicher Sitte durch eine gesetzlich gestattete Union zu verwahren. Dann begab er sich in ihrer Begleitung nach Zaragoza und erließ von da aus Ladungen an alle Stände Aragoniens und an die beiden Stiefbrüder, sich zu erwähntem Zwecke in dieser Stadt einzufinden. Zugleich war vorsichtig erklärt worden, daß die zu treffende Vereinigung nur die Beschützung der Gesetze und Gerechtsamkeiten, nicht die Beleidigung des Königs und dessen Vorrechte erziele. Die Versammlung wurde zahlreich besucht und nur wenige aus dem Ritter- und Adelstande nebst den Vertretern der Städte Huesca, Teruel, Daroca und Calatayud fehlten. Man beschwor die Union und deren

9) s. die Artikel Jacob II. und III. von Majorca. 10) *Zuritae* Ind. 276. 11) Ibid. 270.

Zweck, und ließ ein Siegel dieses Bundes fertigen, auf welchem der König in seinem Schmucke thronend, vor ihm das bewaffnete Volk auf den Knieen und mit ausgestreckten Händen um Gerechtigkeit bittend und im Hintergrunde Kriegszelte dargestellt sind mit der Umschrift: VNIONIS ARAGONVM SIGILLVM. Ähnliches wurde auch auf Fahnen und Kriegsmäntel gemalt. Die Valencianer bildeten eine im Ganzen gleichstimmende Union, jedoch mit mehr Ungebundenheit, als es sich geziemte. Darum trat hier auch schnell eine Gegenpartei für den König unter der Leitung Peter's von Exerica zusammen, der seit Ende März Statthalter von Valencia geworden war. Diese Partei erklärte, man müsse erst den König um Abstellung der Beschwerden gebührend bitten, ehe weiter geschritten, ehe neue Privilegien und Bewilligungen und die Absetzung der vertrautesten königlichen Räthe gefodert werden könnten. Der König suchte eifrig seinen Anhang zu vermehren und bediente sich auch da, wo es nöthig war, einer Arglist, indem er am 9. Juni auf den Rath einiger Gleichgestimmten heimlich erklärte, alle zu bewilligende Vorrechte und Bestätigungen wären kraftlos, wenn sie weder aus dem Rechte, noch aus dem Gesetze hervorgingen. Auch erließ er im Mai die vorsichtige Verordnung, daß die Statthalter der drei Gebiete nicht mehr für seine älteste Tochter, sondern für ihn selbst ihre Ämter verwalten sollten; allein die Verwirrung nahm zu, und die Unionen verzweigten und vergrößerten sich, hielten die ihr Abgeneigten für Feinde des Vaterlandes und vereinten sich bald genug eidlich zu denselben Zwecken, welche der Stiftung ursprünglich untergelegt wurden. Sie verlangten insgesammt Widerruf aller Gesetzwidrigkeiten, die der König und seine Beamten begangen hätten; sie versicherten Beistand und Schutz Jeglichem, der der Union wegen bewältigt werden würde, versprachen aber an dem Könige, dessen Familie und den Prinzen von Geblüte keine Gewalt zu verüben. Die Union von Valencia verlangte, sei es in Gemeinschaft mit der aragonischen, oder insbesondere, die freie Wahl und königliche Bestätigung eines Richters, der die Gewalt eines Justitia haben sollte. Beide Unionen bestellten, wie früher in ähnlichen Fällen, Conservatoren. Der König, den die aragonischen Verbündeten zeitig zur Anstellung eines Reichstags ersucht hatten, zögerte lange, dieses Gesuch zu erfüllen, weil er den Bund zu verwirren und zu zerstören hoffte; nach vergeblichem Bemühen setzte er auf den 18. August 1347 denselben zu Zaragoza fest, wo auch seine beiden Stiefbrüder, eifrige Anhänger der Union, in Begleitung von 500 castilischen Reitern erschienen. Dem Könige kamen die versammelten Stände entgegen, dieser eröffnete mit Entschuldigungen und Schmeicheleien den Reichstag und verlangte die Niederlegung der Waffen von denen, die sie zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu führen nicht beauftragt worden waren; dies geschah zwar, allein die Verbündeten in Überzahl verlangten, bevor zu Verhandlungen geschritten werden konnte, außer Bestätigung des Unionsprivilegiums die Entfernung aller Catalonier und Roussillonen aus des Königs Nähe, mit Ausnahme Bernhard's von Cabrera, seines Haushofmeisters und zugleich sehr tapfern und klugen Rathgebers. Dieses zu bestreiten hielt er nicht für gut, jenes aber schlug er als verjährtes Recht ab, gab aber nach fünftägiger Bedenkzeit und nach geheimer Erklärung an den Burgvoigt von Amposta, Johann von Heredia, und an Bernhard von Cabrera, sowie an die aus seiner Umgebung auf Verlangen entlassenen Ritter, es geschehe nur aus Furcht und Zwang, der Foderung nach und lieferte dem Bunde als Unterpfand 16 Burgen aus. Der Haushofmeister Cabrera suchte durch unermüdeten Eifer seine Ansicht festzustellen, daß des Königs Ansehen weder vermindert, noch beschimpft werden könne, und wer dazu rathe, sei gewissenlos und verrätherisch; darum dürfe kein Fürst mit aufrührischen Vasallen einen Vertrag eingehen, wahrer Friede bestehe nur im vollen Ansehen des Königs, Gehorsam der Unterthanen, und in Billigkeit und Gerechtigkeit. In diesem Sinne arbeitete er den Foderungen des Bundes entgegen und erhielt auch vom Könige Peter die Erlaubniß, für denselben zu wirken. Schon in Zaragoza wußte er die Häupter der mächtigen Tarnier wie mehre mit den Stiefbrüdern Peter's unzufriedene Barone und viele Ritter zu gewinnen; dies Alles ging so geheim vor sich, daß nur unbestimmte Gerüchte davon umliefen, und der König schon nach Catalonien abreisen zu können glaubte, um mit dieser Provinz die Union bekämpfen zu wollen; aber nur zu früh verrieth er seine Leidenschaft. Denn in einer der Versammlungen, wo es sich, wie der König selbst klagte, um entehrende Foderungen handelte, kam es zu lauten Vorwürfen zwischen ihm und seinem Bruder, Grafen Jacob von Urgel, den die Unzufriedenen in Schutz nahmen, worüber zu den Waffen und das vor den Thüren der Räume versammelte Volk hineingerufen wurde; wer aber heimlich schon dem Könige zugethan war, trat auf, umringte denselben mit gezogenem Degen und geleitete ihn aus der Versammlung nach Hause. Diese Erscheinung belehrte die Union, daß sie in sich zwiespältig und ihre Glieder einander selbst nicht mehr trauen konnten. Gleichwol verwies Peter den Vorschlag, heimlich Zaragoza zu verlassen, um die von ihm entfernten und in die Gewalt des Bundes gegebenen Räthe zu schonen; ja er bewilligte alle Foderungen, gab auch seinem Bruder Jacob die Generalreichsstatthalterschaft zurück, hob seine neue Thronfolgeordnung auf und entließ erst am 24. October den Reichstag [12]). Erfreut, das rebellische und ihm verhaßte Aragonien, wie er selbst sich ausgedrückt haben soll, verlassen zu können, eilte der König in das „gesegnete und von gesetzlichen Unterthanen bewohnte Catalonien," wo er ein Heer gegen die aragonische Union zu sammeln gedachte. Sein Bruder Jacob war ihm nach Barcelona nachgefolgt, starb aber dort gleich nachher plötzlich im allgemeinen Verdachte [13]), vergiftet worden zu sein, worüber die Unzufriedenheit gegen den König vermehrt wurde. Sein Tod fällt nach Zurita auf den Tag, an welchem die königliche Braut Eleonora aus Portugal eben angekommen war, die, wie es heißt,

12) *Zuritae* Ind. 277 sq. *Blancas* ap. *Schott.* III, 668 sq. Lindau in der Pallas. II, 331 fg. und Schmidt 276 fg. 13) *Zuritae* Ind. 282.

ohne besondere Theilnahme des Volkes unter lauter Unruhen ihre Vermählung mit dem Könige feierte. Der Krieg war inzwischen auf dem Gebiete Valencia's ausgebrochen, die Union hatte am 4. December bei Xativa (Setabis) gesiegt, ihren Vortheil aber nicht benutzt; daher Peter von Exerica sich wieder ermannte, die schwankenden Städte zu retten suchte, und vom Könige mit 200 gepanzerten Reitern verstärkt wurde. Ehe jedoch diese ankamen, hatten die Rebellen aus Aragonien, wo besonders zu Zaragoza die Unionsfahnen öffentlich aufgesteckt wurden, einen Zuzug erhalten und mit 30,000 Mann die Königlichen am 19. December abermals geschlagen. Indessen behaupteten sich Peter von Exerica und der Graf von Ribagorza in den getreuen Städten mit Mühe. Die Rebellen sandten an die Königin Witwe Eleonora und an deren Sohn Ferdinand; dieser kam mit der zugesicherten Aussicht auf die Generalreichsstatthalterschaft und mit vielem Kriegsvolke aus Castilien nach Valencia, während König Peter sich der Catalonier auf einem Reichstage zu Barcelona versicherte und nach Murviedro eilte, von wo aus er die Empörung zu dämpfen hoffte; allein er gerieth hier in eine Art von Gefangenschaft, nachdem sich seine meisten Räthe, die nicht Aragonier waren, abermals entfernen mußten, und sein Kriegsvolk sich guten Theils aus Mangel an Solde vereinzelte. Hingegen erhielt die Union zu Valencia unter Urrea's Führung eine Verstärkung von 19,500 Mann aus Aragonien. Zwar stärkten sich die Königlichen zu Daroca, versuchten auch einzelne Bundesstädte anzugreifen, auch wollte der päpstliche Nuntius vermittelnd einwirken, allein Peter mußte im Gedränge den Foderungen seiner Gegner nachgeben. Er erhob seinen Stiefbruder Ferdinand zum nächsten Thronfolger, falls er keine ehelichen Söhne bekäme, und zum Reichsstatthalter; er bestätigte die Vereinigung beider Unionen mit ihren Grundformen und bewilligte den Valencianern einen Justitia von demselben Ansehen, welches der aragonische hatte. Jedenfalls wirkte diese Erklärung, wie auch Ferreras bemerkt, nicht so versöhnend auf den Infanten Ferdinand und dessen Partei, als sich Peter geschmeichelt hatte; denn der König suchte und erlangte nicht nur die Erlaubniß zu Truppenrüstungen in Castilien, sondern auch Cabrera und Exerica betrieben, daß sich der König heimlich entfernen sollte. Der verrathene Plan zog ihm strenge Bewachung und Wegführung nach Valencia zu. Er kam Ende März 1348 dahin und seine zweite Gemahlin folgte ihm am 1. April nach. So sich in der Union und in des Infanten Ferdinand Gewalt befindend, und auch unwürdig behandelt, suchte ihn sein getreuer Rathgeber Cabrera in der Ferne aus den Händen seiner Gegner zu bringen entweder mit List oder mit Gewalt. Peter blieb äußerlich inzwischen bei seinen zu Murviedro gegebenen Erklärungen, und schien die Verstärkung der Union zu begünstigen; als aber im Mai die hereinbrechende Pest (der schwarze Tod) den Aufenthalt in Valencia bedenklich machte, so ließ man ihn nach Teruel gehen, wo grade auf die Dauer eines Monats ein Stillstand zwischen beiden in Waffen begriffenen Parteien abgeschlossen worden war, dessen Dauer bei des Königs Ankunft verdoppelt, aber durch des Infanten Ferdinand Ankunft zu Zaragoza gebrochen wurde. Lopez Luna sammelte für den König ein Heer zwischen Daroca und Teruel und lagerte sich bei Epila, wo 600 castilische Reiter zu ihm stießen. Hierauf griff er Tarrazona an, wobei auch der König, der dadurch deutlich erklärte, daß er mit der Union Nichts mehr zu thun haben wollte. Indem aber Ferdinand mit 15,000 Mann am 21. Juli Epila bedrängte, hob Luna die Belagerung Tarrazona's auf, und kam der bedrängten Stadt eilig zu Hilfe. Hier schlug er bald darauf die Rebellen, mehr durch Überlegenheit seiner Einsicht als der Heereskraft, eroberte die Unionsfahne, die zum Andenken an den Sieg in Epila aufgehängt wurde, und die Castilier schickten Ferdinand'en, verwundet und gefangen, an ihren König [14]). Zaragoza war der Rache der Sieger preisgegeben. Der König stieß zu Cariñena zu seinem Heere, um an dessen Spitze in der Hauptstadt Aragoniens einzuziehen. Sie sandte eine Botschaft aus ihrer Mitte an ihn und unterwarf sich seiner Willkür. Peter, der nicht Rache nehmen, sondern blos die Schuldigsten bestrafen wollte, gab den Abgeordneten zwei Ritter zu, welche dreizehn Bürger ergriffen, während Andere sich durch die Flucht retteten. Am 3. Aug. zog er in Zaragoza ein. Die Jurados und der Magistrat erließen eine Verfügung, die nur bis zum künftigen Januar wirksam dem Könige ein beliebiges Verfahren gegen jeglichen Schuldigen überließ, und alle Verdächtige vor Ungehorsam warnte. Das gerichtliche Verfahren begann nach dem Rathe des Justitia, die dreizehn Ergriffenen wurden als Majestätsverbrecher verurtheilt und hingerichtet, ihre Güter eingezogen und Mehre noch mögen dasselbe Schicksal getheilt haben; dagegen wurde Vielen verziehen und ein Reichstag anberaumt, um allen Bürgerzwist zu tilgen, während Lopez von Luna mit vererbbarer Besitzung in den Grafenstand erhoben wurde. Am 2. (?4.) Oct. begann die Reichsversammlung zu Zaragoza und der Pest wegen vom 11. Nov. an zu Teruel. Hier wurde nun allen Gesetzen und Einrichtungen, die bisher erzwungen worden waren, ein Ende gemacht, wie auch den beiden von Alfons III. gegebenen Unionsprivilegien. Alle hier vorräthige Urkunden und Schriften wurden verbrannt und Peter soll sich mit einem kleinen Dolche, den er mit sich zu führen pflegte, und deshalb der Dolchkönig (el rey del puñal, oder Pere de punigalet) vom Volke genannt, in die Hand verwundet haben, als er ein Privilegium begierig zerschnitt. Dabei äußerte er die Worte: es sei billig, daß ein Freiheitsbrief, durch so vieler Tapferer Blut befleckt, nur durch des Königs Blut vernichtet werde [15]). Hierauf gelobte er feierlich, die Gesetze, Freiheiten und Rechtsgewohnheiten des Königreiches zu beobachten und zu schützen, sowie ohne richterliches Erkenntniß keine körperlichen Strafen, Verbannungen oder Verhaftungen zu verfügen. Dieses Gelübde ging auch verbindlich auf seine Nachfolger und

---

14) *Zuritae* Ind. 282 sq. *Blancas* ap. *Schott.* l. c. 670 sq. *Ferreras* V, 220 sq. und Schmidt 284 fg. 15) Nach *Blancas* ap. *Schott.* l. c. 671.

alle seine Amtleute über. Die aragonische Statthalterschaft wurde genau begrenzt und dem Justitia eine richterliche Gewalt übertragen, welche gesetzlosen Zustand und willkürliche, eigenmächtige Gewaltmittel der Bahn des Rechtes zuwies; also Wache über die Landesfreiheiten und Beschützung gegen willkürliche Gewalt lag diesem Oberrichter ob, dagegen auch jegliche Union verboten blieb [16]).

Nach dem Schlusse dieses Reichstages begab sich der König mit einer starken Macht nach Murviedro, und am 4. Dec. nach Mizlata, um die Rebellen des Gebietes Valencia, in welchem der Krieg fort gewüthet hatte, zu bekämpfen. Dies gelang auch sehr bald in einem vollständigen Siege. Der König wollte anfänglich die Hauptstadt nicht schonen, allein die Seinen hielten ihn von gänzlicher Vertilgung derselben ab, wenn nicht die Deputation der Rebellen seinen Zorn mühsam besänftigen half. Genug, er zog mit seinem Heere am 10. Dec. ein, und erließ eine allgemeine Verzeihung, von welcher die ausgenommen waren, welche früher seine Hausbeamten gewesen und schuldig befunden worden waren, sammt etlichen Andern, deren Schicksal zu bestimmen er sich vorbehielt. Es waren ihrer Zwanzig insgesammt, Mitglieder der Union, die, wenn sie Ritter, enthauptet, wenn sie Beamte und bürgerliche Leute waren, meist auf grausame Art hingerichtet wurden. Die glühende Masse der Glocken nämlich, durch welche die Unionsglieder waren zusammengerufen worden, goß man ihnen in den Mund. An andern Orten des Landes folgten gleichfalls Todesurtheile [17]).

Auf diese Weise wurde die Ruhe überall hergestellt, die durch Ferdinand's feindselige Drohungen von Requena her, — er war inzwischen freigelassen worden — kaum gestört werden konnte, da kräftige Maßregeln dagegen ergriffen und die Geburt des Infanten Johann am 29. (? 27.) Dec. 1350, dem am 5. Sept. 1352 auf dem Reichstage zu Zaragoza schon gehuldigt wurde, wie auch die Unruhen in Castilien selbst, allen seinen Ansprüchen ein Ende machten. Die Provinzen diesseit der Pyrenäen suchte sein Oheim Raimund Berengar gegen Jacob von Majorca zu schützen, der bisher aus den Unruhen im Innern der aragonischen Reiche Nutzen zu ziehen hoffte, wenn nicht mit denselben in geheimer Verbindung gestanden hatte. Zur See begann gleichzeitig neue Thätigkeit, ein Theil der Flotte wurde unter Cabrera's Führung laut Übereinkunft mit König Alfons in die Meerenge von Gibraltar gegen die Mauren geschickt, der andere unter Moncada's Aufsicht zur Deckung der Balearen gegen Jacob's II. Angriffe bestimmt: dieser kam aber zuvor und fand auf Majorca seinen Untergang und sein gleichnamiger Sohn Gefängniß, erst zu Xativa, dann zu Barcelona. Nun konnte Moncada den Siciliern zu Hilfe segeln, wie es König Peter zugesagt hatte. Nachdem er 1350 den päpstlichen Nuntius, welcher die königlichen Beamten zu Zaragoza wegen Erpressungen kirchlicher Hilfe in den Bann gethan, in Strafe genommen hatte, und mit dem Papste hierüber in einen Briefwechsel gekommen war, versprach er im September 1351, die kirchlichen Gerichtsbarkeiten, soweit Herkommens und Rechtens war, nicht zu stören, dafern die Prälaten sich nicht von ihren Pfründen entfernten, und diese nur an taugliche Männer vergeben würden [18]). Als Herr des Balearenreiches fand er sich durch den Vertrag vom 8. Febr. 1351 mit Frankreich wegen der Provinzen diesseit der Pyrenäen ab, und ließ dabei eine Heirath seiner ältesten Tochter mit dem Grafen Ludwig von Anjou (die mit dessen älterem Bruder, dem Dauphin Karl, hatte sich bereits zerschlagen), wie fast gleichzeitig den Eheverspruch zwischen seinem Sohne Johann, dem Herzoge von Gerona, mit der ältesten Königstochter von Neapel, Katharina, verabreden, die aber beide wieder aufgehoben wurden. Auch war Navarra schon 1349 und nachher 1351 durch die Zusammenkunft mit König Karl dem Bösen zu Montblanc nicht allein zur Berichtigung der Grenzen, sondern auch zur Ablenkung von Castilien gewonnen und der Graf von Foix, der Peter'n über einige Gebiete die Hoheitsrechte überließ, in Schutz genommen worden, als er vorzugsweise an die Seeangelegenheiten dachte. Hierbei drehte es sich um den Besitz von Sardinien, während das im anarchischen Zustande liegende Corsica, obschon es ihm als päpstliches Lehen gehörte, und er, so 1340 und 1344, wiederholt ermuntert worden war, diese Insel zu nehmen, außer Acht blieb. Seit Peter's Thronbesteigung fand sich die aragonische Herrschaft auf Sardinien schwankend, weil die Besitzungen der Republiken Pisa und Genua auf dieser Insel dem hohen Adel daselbst stets Gelegenheit zu Parteiungen gaben. Anfänglich gehorchten die großen Barone mit dem Richter von Arborea dem Könige, auch Pisa erkannte seine Herrschaft an; bald aber störten die Genuesen und der Wankelmuth der Großen die Eintracht, ohne die Auszeichnungen anzuerkennen, die ihnen Peter zugewandt hatte. Nur anhaltende Wachsamkeit der Aragonier hielt die Ruhe noch aufrecht. Ein Vergleich mit Genua mochte das Seinige hierzu beigetragen haben; doch im J. 1340, als Genua, Pisa und Mailand sich verbanden, begannen die Unruhen und Kämpfe auf Sardinien gefährlich zu werden, während Peter's Seemacht mit den Sarazenen und dem Könige der Balearen beschäftigt war, sodaß er die Anerbietungen seiner Partei auf Corsica nicht einmal unterstützen konnte [19]). Zwar schloß er im September 1345 zu Perpignan einen Frieden mit Venedig, um sich rücksichtsvoller gegen Genua zu machen, gewann auch die unruhige sardinische Familie Oria durch reiche Schenkungen wieder, mußte aber doch im folgenden Jahre an Herstellung einer Flotte denken, die sich den Genuesern zu widersetzen hatte, und Sardinien mit Truppen unterstützen, wo die Familienfactionen losgebrochen, den Seinigen eine empfindliche Niederlage 1347 beigebracht hatten [20]). Die blutigen

16) *Blancas* ap. *Schott.* l. c. 671. *Zuritae* Ind. 285 sq. und Lindau a. a. O. 332 mit Schmidt 288 fg. 17) *Zuritae* Ind. 288. *Ferreras* V, 226 sq. und Schmidt 290 fg.

18) *Raynald* ad ann. 1350. n. 45 sq. und ad ann. 1351. n. 26. 19) *Zuritae* Ind. 267. 20) Ibid. 281.

Kämpfe dauern fort, 1350 werden für ihn drei Gebrüder Oria sammt den Pisanern gewonnen, und den Genuesen wird geboten, sich nicht in die Familienzwiste zu mischen, deren Friedensanträge zurückgewiesen, und gegen sie ein Bündniß mit Venedig am 3. Aug. 1351 eingegangen. Darüber erhoben die Genuesen Ansprüche auf Sassari und nahmen die rebellischen Barone in Schutz, welche die Aragonier verjagt hatten. Vereint mit der venetianischen Flotte trieben Peter's Kriegsschiffe noch vor Ablauf des eben genannten Jahres die Genuesen in die Levante zurück; ihr Seesieg am 13. Febr. 1352 war in seinen Folgen zweifelhaft, ja für Peter nutzlos, da in den nun eingeleiteten und von mehren Mächten vermittelten Friedensverhandlungen Genua durchaus nicht von seinen Ansprüchen auf die beiden, dem Könige gehörenden Inseln abstand[21]). Der Krieg dauerte also fort, vom Papste erhielt der König auf einige Jahre den Kirchenzehnt in seinen Landen, und nach den Berathungen zu Peniscola wurde an den Rüstungen einer neuen Kriegsflotte gearbeitet, sowie die Verbindung mit Venedig fleißig unterhalten. Auf Sardinien aber verband sich der Richter Mariano von Arborea mit den mächtigen Häusern Oria und Malaspina und mit Genua in der Absicht, um sich zum unabhängigen Herrscher der Insel emporzuheben. Fast hatte er sie sich schon unterworfen, als Peter's Flotte, 54 Segel stark, am 18. Aug. 1353 unter Segel ging, und Algueri zu Wasser einschloß, während ein aragonisches Heer diese Stadt zu Lande umgab. Bernhard von Cabrera, der Admiral dieser Seemacht, erhielt aus Venedig 20 Segel Verstärkung, und schlug die herbeieilende genuesische Flotte am 27. August. Außer der Menge Gefangener und Todten verlor der Feind noch 33 Galeeren, und drei Tage nachher ergab sich Algueri dem Sieger[22]). Kaum hatte Cabrera hier die nöthigen Vorkehrungen zur Besetzung des Ortes getroffen, so empörten sich die Einwohner auf Anstiften Mariano's wieder; viele andere Orte folgten demselben Beispiele, sodaß in Kurzem die ganze Insel, sammt dem meisten Adel, nur Sassari, Cagliari und einige Burgen ausgenommen, dem Richter von Arborea unterworfen wurde. Die Genuesen nämlich hatten sich nach der unglücklichen Seeschlacht dem Schutze des Erzbischofs und Herrn von Mailand, Johann Visconti, untergeben, und diesen dem Richter Mariano als mächtigen Bundesgenossen zugewiesen. Cabrera hatte vor seiner Heimfahrt nach Catalonien den Rest aragonischer Herrschaft auf Sardinien zu verwahren gesucht, der Papst fortwährend Frieden verlangt, Venedig hingegen das Feuer angeschürt. Peter begab sich vor Ablauf des Jahres nach Barcelona, und ließ unter Zapata's Führung 12 Schiffe mit Mannschaft nach Sardinien vorangehen, um die treugebliebenen festen Punkte daselbst halten zu helfen. Übrigens bemannte er noch 50 Kriegs- und 20 Lastschiffe mit 10,000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern, mit denen er den 15. Juni 1354 von Rosas absegelte, nachdem zuvor Mariano's Anerbietungen zum Vergleiche abgelehnt worden waren. Bei seiner Ankunft vor Algueri wurde auch sogleich, am Johannistage, die Belagerung zu Wasser und zu Lande unternommen, sicilische und venetianische Hilfe stand dem Könige bei, dagegen drohte Mariano zu Lande mit 17,000 Mann, und nöthigte den König, der selbst gefährlich erkrankte, und dessen Heer großes Ungemach ausstand, zu Unterhandlungen, die Cabrera und Peter von Exerica zu Ende Octobers in einem eben nicht ehrenvollen Vertrage endeten, und dem Könige gewissermaßen aufgezwungen wurden. Hiernach ergab sich Algueri am 9. November an den König, Mariano mußte seinen Verbindungen mit Genua entsagen und Vasall Peter's werden; er erhielt volle Verzeihung, seine Güter auf der Insel und den Genuß aller der Krone gehörenden Besitzungen im Judicate Gallura auf 50 Jahre gegen einen gewissen Zins sammt seinen Besitzungen in Catalonien. Matthias von Oria, sein vorzüglicher Bundesgenosse, mußte sich auch als Vasall unterwerfen gegen Rückempfang seiner Lehngüter[23]). Zu Anfange Decembers begab sich der König mit seiner Gemahlin nach Cagliari, wo er im Februar 1355 Gericht hielt über mehre angesehene Familien, so die Donartico und Malaspina, die als Rebellen alle ihre Güter verloren und die Insel räumen mußten. Ferner ließ er hier eine Verfassung für die Insel nach dem Muster der aragonischen, freilich mit zweckgemäßen Abänderungen und mit Vorbehalt der höchsten Gewalt für die Krone, einrichten, und den 15. April den Ständen vorlegen und beschwören. Die drei Stände bildeten, wie damals gewöhnlich, die Geistlichkeit, der Lehnadel und die königlichen Städte. Unter dem Adel befanden sich mehre hier ansässige Familien von der pyrenäischen Halbinsel, die nach der neuen Verfassung an den Sitz auf Sardinien gebunden wurden und sich nicht durch Bevollmächtigte vertreten lassen durften. Ihrer waren aber gewiß nicht so viele, daß sie den einheimischen Adel in Schranken halten konnten. Der König hielt zu Ostern den ersten Reichstag und erwarb sich durch dieses neue Institut ein bleibendes Verdienst für ein kleines, bisher in Verwirrung befangenes Reich[24]). Gleichwol verschaffte er sich dadurch wie durch seine persönlichen Vorzüge vor dem rohen und plumpen Mariano keine Sicherheit und Anerkennung; denn gleich nach beendetem Reichstage, auf welchem Mariano und Matthias von Oria nicht erschienen waren, begannen vielleicht auf Anstiften des Erstern neue Empörungen, die mit dessen Klagen über den König zusammenfielen und den Krieg erneuerten. Der König oder vielmehr seine Feldherren Exerica und Cabrera zogen dem Richter von Arborea entgegen und schlugen ihn am Johannistage, während auf andern Punkten der Insel ebenfalls glücklich gefochten wurde. Weil aber ohne Peter's Theilnahme durch Innocenz' VI. Vermittelung ein

21) *Zuritae* Ind. 291—295 und Schmidt 292 fg. 22) *Zuritae* Ind. 295—298. *Ferreras* V, 262 sq. und *Mimaut*, Histoire de Sardaigne. I, 188 sq.

23) *Zuritae* Ind. 298—302. *Raynald* ad ann. 1354. n. 14. *Mimaut* l. c. 190. 348 sq. und Schmidt 293 fg. 24) *Zuritae* Ind. 302. *Ferreras* V, 287. *Mimaut* l. c. 191 sq. und 279 sq.

Vergleich zwischen Genua und Venedig geschlossen und er dadurch der Feindschaft Genua's und Mailands ausgesetzt blieb, so ertheilte er den 11. Juli seinem Erzfeinde Verzeihung, nahm ihm aber Alles wieder, was die erstere Aussöhnung in Gallura zugesichert hatte. Matthias von Oria wurde ebenfalls begnadigt, war aber erster Anlaß, daß sich sein Freund Mariano schon vor des Königs Abreise wieder verdächtig machte [25]). Dessenungeachtet mußte Peter am 6. September Cagliari verlassen und nach Barcelona zurückkehren, um sich auf den Ausbruch des Kriegs mit Castilien, wo sein Stiefbruder Ferdinand das Feuer zündete, gefaßt zu halten. Sein Aufenthalt im December bei dem Papste zu Avignon, erweckte dessen Begierde, den Frieden zwischen ihm und Genua hergestellt zu sehen, der auch dem Abschlusse nahe gebracht worden wäre, wenn Peter sich zu einer mäßigen Entschädigung für die gefoderte Verzichtung auf Corsica und zur Anerkennung der Rechte des Erzbischofs von Mailand auf das Judicat Gallura verstanden hätte [26]). Freilich verbitterten ihm die Genuesen die ins folgende Jahr hineingezogenen Verhandlungen durch ihren Beistand, den sie bei der erneuerten Empörung der Sarden gegen seine Amtleute, besonders dem Matthias von Oria und dem Mariano, leisteten. Im Juli 1356 mußte er eine Flotte mit Verstärkung nach Sardinien abschicken. Die Rebellen wurden zwar gezügelt, ein Waffenstillstand vermittelt, und die Treulosigkeit der Königlichen bestraft; allein das Haupt der Ersteren blieb ungewiß und zweideutig. Ein Theil seiner Flotte mußte diese Insel immer bewachen. Endlich brachte 1360 am 27. März der Markgraf Johann von Montferrat zu Asti einen Vergleich zwischen der Republik und dem Könige von Aragonien zu Stande, zu dessen Unterpfande dem Friedensstifter Algueri von Peter und von den Genuesen Bonifacio, die Hauptburg auf Corsica fünf Jahre lang übergeben wurden sammt dem Schiedsrichteramte in den Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem Hause Oria. Sein Ausspruch erkannte diesem am 21. Juli 1360 die beschränkte Erstattung von Gütern zu, die es 1330 empfangen hatte, wenn es sich dauerhaft dem Könige unterwerfen würde [27]). Es fehlten aber damals die Mittel, um das Urtheil zu vollstrecken. Also blieb das Haus Oria halsstarrig wie das Haupt der Unzufriedenen, Mariano. Im Sommer 1363 mußten die Königlichen abermals verstärkt werden, als des Papstes Urban V. Zorn auf Peter die Ruhestörer unterstützen half und deren Haupt mit der Belehnung der ganzen Insel schmeichelte. Der Krieg also brannte auf Sardinien durch Mariano mit Hilfe des Hauses Oria fort, denen jetzt, wie Zurita angibt, die Pisaner beistanden. Die Macht der Rebellen griff um sich, und 1368 erlitt das königliche Heer bei Oristano eine vollständige Niederlage. Abgehalten, die Verluste persönlich wieder gut zu machen, übertrug der König am 17. Jan. 1369 dem Grafen von Quirra die Lenkung des Kriegs; dessenungeachtet blieb seine Herrschaft daselbst sehr gefährdet und geschwächt, und als sich Sassari den Rebellen ergab, bereitete sich Peter abermals zur Überfahrt nach Sardinien. Statt seiner aber ließ er, nach getroffener Berathung zu Tortosa, eine Flotte dahin abgehen, und das Gerücht unterhalten, selbst nachzufolgen. Der entsandte Beistand entsetzte Cagliari und Algueri und verwahrte mehre andere feste Punkte. Diese Vorkehrungen hielten den Richter Mariano im Zaume. Neue Zusendungen an Verstärkung folgten nach, und des Grafen von Quirra kräftige Maßregeln, die im Sinne seines Königs ergriffen wurden, hielten mühsam den aragonischen Namen aufrecht, wobei es freilich nicht an Klagen über diesen drückenden Krieg, dessen Ende nicht abzusehen war, fehlte, und darum Viele meinten, diese unheilbringende Insel ihrer eignen Zwietracht zu überlassen. Peter aber ließ sich durch die großen und herben Verluste nicht abschrecken und schickte neue Verstärkung vor Ablauf des Jahres 1371 ab, während Quirra auch aus Frankreich geworbene Truppen kommen ließ. Die Genuesen drohten den Vertrag von Asti zu verletzen und brachen ihn auch 1374, als sie dem Richter von Arborea zur Belagerung Cagliari's Hilfe sandten. König Peter konnte keinen Entsatz schicken, weil der Graf Ludwig von Anjou mit den angekauften Ansprüchen auf das Königreich der Balearen einen Krieg gegen ihn beginnen und sein ohnedies sehr erschöpftes Reich dadurch in Verlegenheit setzen wollte. Hunger und Verzweiflung hießen den Commandanten der Burg Cagliari selbige in Brand zu stecken und sich durch die Flucht zu retten, die Stadt aber scheint gerettet worden zu sein, während Mariano's Tod einen Wütherich in seinem Sohne Hugo an seinen Platz brachte, der zwar für Peter so gefährlich und hartnäckig, wie der Vater war, allein so brutal und grausam gegen die Eingeborenen, daß die Empörung zu Oristano am 3. März 1382 ihm und seiner Tochter Benedetta das Leben nahm. Ein anderer Zweig dieser Familie war früher schon im Gefängnisse gestorben [28]). Die Feinde derselben unterstützte der König, Genua hatte vor etlichen Jahren den Vertrag von Asti erneuert und auf Corsica schien für die Aragonier die Morgenröthe aufzugehen. Eine Flotte wurde in ihren Häfen gerüstet, um die Verwirrung der Dinge zu benutzen; allein die Feinde und Mörder des Richters Hugo stellten eine Republik her unter dem Schutze Genua's, während die Zwistigkeiten im Reiche des Königs nicht gestatteten, durchgreifende Maßregeln zu fassen. Daher geschah, daß sich ein Weib voll von Muth, Kraft des Willens und Entschlossenheit, Hugo's Schwester Eleonore und Gemahlin des Grafen Brancaleone von Oria, der sardischen Angelegenheiten bemeisterte und in Kurzem Herrin aller Landschaften wurde, die ihr Bruder und Vater besessen. Sie ließ ihren Sohn Friedrich zu Hugo's Nachfolger erklären und führte selbst, da er noch unmündig war, die Vormundschaft. Ihr Gemahl befand sich grade zur Zeit dieser Umwälzung bei dem Könige Peter wahrscheinlich in Aufträgen Leonoren's und gerieth

25) *Zuritae* Ind. 302 sq. *Ferreras* V, 288 und Leo, Geschichte der italienischen Staaten. V, 34. 26) *Zuritae* Ind. 304 sq. 27) Ibid. 318.

28) *Mimaut* l. c. 218 sq.

in Verdacht, verrätherisch handeln zu wollen. Er wurde gefänglich eingezogen und ihm die Freiheit versprochen, wenn er seinen Sohn Friedrich von Oria als Geisel überliefern wollte. Auf seine Zusage reiste er mit Begleitung nach Cagliari ab, wo er aber eingesperrt wurde [29]). Hierüber gerieth Eleonore in Krieg mit der königlichen Partei auf der Insel, und erzwang im August 1386 die Erledigung ihres Gemahls, wie für sich einen Waffenstillstand, worauf die fortgesetzten Verhandlungen gleich darauf einen Vertrag zu Stande brachten, der Eleonore'n und ihre Nachkommen blos auf das Judicat Arborea beschränkte, zu jährlichem Lehnzinse von 1000 Fl., und zur Entschädigung aller angerichteten Schäden außerhalb des ihr zuständigen Gebietes verpflichtete, Freilassung der Gefangenen auf beiden Seiten folgte daneben mit der Festsetzung, daß der königliche Statthalter oder Vicekönig auf Sardinien stets ein Spanier, dessen erste Untergebene aber Sarden sein, die Besatzung Sassari's ausschließlich aus Eingeborenen, die der andern Plätze aber aus Spaniern bestehen und die Stärke von 1300 Mann nicht übersteigen sollten. Noch wurde der Genuß besonderer Vorzüge für geleistete Dienste den königlichen Dienern auf zehn Jahre zugestanden, und ein Jahr nachher das Judicat Arborea in eine erbliche Lehnmarkgrafschaft von Oristano verwandelt. Mit den Genuesen schloß Peter am 2. Nov. 1386 einen Handelsvertrag mit Rücksicht auf Bestimmung der Schiffswerfte und Flottenlager beider Mächte [30]).

Innere und äußere Verhältnisse, so die zu Castilien, waren Ursache, daß Peter's Macht nur getheilt und darum oft nicht erwünscht auf diesen unruhigen und äußerst kostspieligen Inselstaat wirken konnte. Das gute Einverständniß mit Castilien fing 1351 an zu weichen, als König Peter der Grausame den Infanten Ferdinand von Aragonien frei gab und dessen Plane gegen Peter IV. unterstützte, dagegen dieser des Castiliers Halbbrüder, besonders den Grafen Heinrich von Trastamara, in Schutz nahm, als sie daheim verfolgt wurden. Die Freundschaft mit Frankreich knüpfte Peter enger, und England suchte er nicht zu verletzen, wenn auch Navarra hintangesetzt wurde, als der wilde, verheerende und langwierige Krieg im Herbste 1354 auszubrechen drohte, wiewol er erst zwei Jahre nachher zur großen Betrübniß des heiligen Stuhles, der die Streitkräfte lieber gegen die Mauren gekehrt wünschte, beide Nachbarstaaten entzündete. Hierzu gab folgende Begebenheit Anlaß: Franz von Perolles (? Perillos) hatte einem Vertrage zufolge, der am 8. Jan. 1356 zwischen den Königen von Frankreich und Aragonien abgeschlossen worden war, ein kleines Geschwader für den Dienst des Erstern nach der bretagner Küste zu führen und vor Cadiz im Angesichte des Königs Peter des Grausamen, der sich am Ufer eben mit Fischfang ergötzte, zwei genueser, mithin feindliche, Kauffahrteischiffe weggenommen. Auf das Verlangen dieses Königs, sie zurückzugeben, antwortete er mit Beleidigungen und setzte seine Fahrt ruhig unter Seeräuberei und Küstenverheerung fort. Der castilische König ließ, in der Meinung, daß der Catalonier zu seinem Verfahren Auftrag hätte, alle Kaufleute, die Unterthanen Peter's IV. waren und sich in seinem Lande, namentlich zu Sevilla, befanden, festnehmen und ihre Güter einziehen, während eine Gesandtschaft nach Barcelona abging, die sich nicht allein über Perolles beschweren, sondern auch die Auslieferung zweier nach Aragonien geflüchteten castilischen Barone und eines Bischofs verlangen sollte. Auf Peter's Erklärung, welche um so weniger Nachgiebigkeit enthalten konnte, da die Feindseligkeiten gleichzeitig an den Grenzen begonnen hatten, hatte die Gesandtschaft nur zum Überflusse noch die Kriegserklärung auszusprechen [31]). Peter suchte Aragonien, sein Oheim, Raimund Berengar, Valencia zu schützen. An den Grenzen beider Gebiete schwankte der Krieg bald herüber, bald hinüber, erhielt aber Gehässigkeit und Erbitterung dadurch, daß der grausame Peter den Infanten Ferdinand von Aragonien, und Peter IV., die zu ihm und nach Frankreich geflüchteten, aber herbeigerufenen castilischen Granden bewaffnete und mit kämpfen ließ. Wie dort Ferdinand nebenher zur Beeiferung mit Gütern begabt wurde, so hier die vertriebenen Granden, wie der Graf Heinrich von Trastamara. Er kam am 8. November zum Könige nach Peña und erhielt vorzüglich solche Besitzungen, die der Königin Witwe Leonora und deren, mit Glück gegen Valencia kämpfenden, Söhnen gehörten. Andere daheim gebliebene unzufriedene castilische Barone, besonders die andalusischen, wurden zum Kriege gegen ihren eigenen König aufgereizt, ohne jedoch dessen Macht auffallend schwächen zu können, und wenn auch Innocenz VI. durch den Cardinallegaten Wilhelm am 9. Febr. 1357 einen Stillstand von 14 Tagen zur Einleitung der Friedensverhandlung vermittelte, so brachen denselben doch schnell genug die Castilier, indem sie über Tarrazona herfielen und es am 9. März gewaltsam nahmen. Die Sieger breiteten sich in Aragonien aus, und setzten Zaragoza in Gefahr. Es wurde befestigt und der Graf von Foix mit Verstärkung herbeigezogen, um das belagerte Borgia zu entsetzen. Obschon viel schwächer als seine Gegner — denn Peter von Aragonien ließ in eigner Noth den um Hilfe bittenden Grafen von Armagnac nicht ohne Beistand — so wagte er sich doch zu nähern und besetzte eine feste Anhöhe, von wo aus er den König von Castilien zum Rückzuge nach Tarrazona nöthigte. Hierauf brachte der päpstliche Legat mit Mühe einen Waffenstillstand von fast einjähriger Dauer zu Stande; allein der König von Castilien hielt die Bedingungen nicht, und verfiel deshalb am 26. Juni in den Bann und in eine Geldstrafe von 100,000 Mark Silber, sein Land in das Interdict [32]). Alle Staaten, in denen Peter Verbindungen zu suchen gedachte, wurden vor ihm gewarnt; dessenungeachtet verband er sich mit Genua und handelte mit England, Portugal, Frankreich und Navarra um ein Bündniß. Der König von Aragonien hingegen versammelte seine Reichs-

29) *Zuritae* Ind. 357 und *Mimaut* I, 218. 30) *Zuritae* Ind. 360. *Mimaut* I, 218 sq. und Schmidt 295.

31) *Zuritae* Ind. 306. *Ferreras* V, 294 sq. und Schmidt 296. 32) *Zuritae* Ind. 311 und *Raynald* ad ann. 1357. n. 9.

stände zu Cariñena, und ermahnte sie zur sorgfältigen Vertheidigung des Landes, hauptsächlich der Hauptstadt Zaragoza. Hieneben schloß er trotz der päpstlichen Warnungen mit dem Beherrscher von Fez und Marocco einen Bund gegen Castilien, ebenso mit dem Bruder des Königs von Navarra und mit seinem Stiefbruder Ferdinand söhnte er sich am 7. December aus, welcher sich aus Furcht vor seinem bisherigen Beschützer in Peter's Arme warf und zum Generalreichsstatthalter gemacht wurde. Gleichzeitig wurden geheime Einverständnisse mit Tarrazona eingeleitet, um es dem Feinde aus den Händen zu winden. Die im Jahre 1358 auf Anstiften des grausamen Monarchen Castiliens verübten Mordthaten in dieser Königsfamilie, welche auch die Königin Witwe von Aragonien sammt deren Sohne und Schwiegertochter trafen, gaben dem Aragonier erst lindernden Nachdruck, als die argen Verwirrungen in Catalonien, durch die Händel des Grafen von Osona und des Vicomte von Rocaberti gegen des Königs Oheim, den Grafen von Ampurias, veranlaßt, durch die Dazwischenkunft des Grafen von Ribagorza beigelegt worden waren. König Peter bietet sogar seinem Gegner einen Zweikampf an, welcher die Herausfoderung verspottet, und durch seine Flotte am 17. August Guardamar erobern läßt[33]); doch kam es auf keiner Seite zu einer Überlegenheit der Waffen. Daher schlug auch König Peter die beleidigenden Friedensbedingungen seines übermüthigen Gegners aus und zog die Fortsetzung des Krieges den Warnungen des päpstlichen Gesandten vor, der demselben durch seine Dazwischenkunft abermals ein Ende zu machen suchte. Mit Glück drang er im März 1359 in Castilien ein, wurde aber durch den Anfall seiner Küsten von der feindlichen Flotte bald wieder abgerufen, die am 9. Juni Barcelona unversehens angriff, in der Meinung, sich des Hafens und der Stadt desto gewisser bemeistern zu können, weil sie nur von wenigen Schiffen — die meisten halfen Sardinien und Sicilien schützen — gedeckt wurde. Aber diese Wenigen nöthigten mit Hilfe der Vertheidigungsanstalten am Ufer den Feind in einem zweitägigen blutigen Kampfe mit Verlust zum Rückzuge nach den Balearen, wo er mit leichterer Mühe Iviza zu nehmen gedachte[34]). Peter vertraute die Führung des Landkrieges dem Grafen Heinrich von Trastamara, dem Erzbischofe von Zaragoza und mehren tüchtigen Baronen seiner Lande an, sammelte aus allen Häfen 50 Fahrzeuge und landete mit diesen am 3. Juli in Majorca, hoffend, von da aus durch eine Seeschlacht die Insel Iviza zu retten; seine Annäherung aber jagte dem Feinde schon ein solches Schrecken ein, daß er die Belagerungsmaschinen zurücklassend in Verwirrung und unter Verfolgung bis Almeria die Flucht ergriff. Aus Wuth verband sich Peter von Castilien mit dem Sarazenenfürsten von Granada und drohte seinem Gegner mit einem Vertilgungskriege, die Gemüther der Seinen aber wendete er von sich durch fortgesetzte Hinrichtungen ab. Der Aragonier sucht durch weise Mäßigung alle Kraft zusammenzuhalten, und seine Reiterei schlägt am 22. September die des Gegners auf dessen eignem Boden. Er setzt die Rüstungen fort, sorgt für Vermehrung seiner Soldreiterei, für Anschaffung der Waffen und setzt Belohnungen auf den Eifer in der Kriegsbereitschaft, derentwegen im Januar 1360 Berathungen zu Zaragoza gepflogen wurden. Am 27. Februar wurde ihm endlich Tarrazona durch Bestechung und Verrath überliefert. Gleichzeitig fiel ein anderer feindlicher Heerführer von seinem Herrn ab und dem Aragonier zu, und mit ihm mehre angesehene Edelleute und Ritter, die sich vor der wilden Grausamkeit ihres Gebieters nicht sicher glaubten. Sie schlossen sich an die Heerabtheilung an, welche unter Trastamara und Osona in Castilien eindrang, Najera eroberte und daselbst den Angriff der feindlichen Übermacht aushielt. Zur See dagegen schwankte das Kriegsgeschick der Aragonier, sie verloren vier Galeeren und deren angesehene Bemannung wurde gefangen und hingerichtet. Dafür mußte die feindliche Küste von Granada bis zur Meerenge durch eine andere aragonische Flotte büßen. Inzwischen ward der Infant Ferdinand von vielen flüchtigen Castiliern gebeten, sich ihrer anzunehmen, und ihren tollen König vom Throne zu stoßen. Ferdinand hatte zwar als Sohn Leonoren's von Castilien Ansprüche auf diesen Thron, aber den Grafen Heinrich von Trastamara natürlichen Sohn Königs Alfons XI., dem viele Aragonier zur Seite standen, zum Feinde und Nebenbuhler. Er kam im Januar 1361 mit seinem Bruder, dem Könige in Barcelona, zusammen und verschaffte sich insgeheim von diesem 3500 Mann zur Stütze seines Unternehmens, das, wenn es gelingen würde, dem Aragonier ganz Murcia und alle Grenzplätze Castiliens zuwenden sollte[35]). Der König begab sich in Mitte Februars nach Lerida, um das Kriegswesen und die Rüstungen gegen Castilien zu leiten und seinen Oheim, den Grafen von Ampurias, schickte er dem Grafen von Armagnac entgegen, welcher in Roussillon eingebrochen war, während der Cardinallegat und zwei Äbte, päpstliche Nuntien, rastlos bemüht waren, Waffenstillstand und Frieden zu vermitteln. Der im Mai zu Tudela zu Stande gekommene Friede verlangte die gegenseitige Rückgabe aller Eroberungen und von Peter IV., daß er seinem Stiefbruder und dem Grafen Heinrich allen Beistand versagen und ihnen wie allen zu ihm geflüchteten Castiliern einen Aufenthalt hinter dem Ebro, 30 Meilen von der Grenze Castiliens, anweisen sollte. Gleichfalls benahm diese Übereinkunft nach Zurita dem Infanten Ferdinand die Generalreichsstatthalterschaft, und verband beide Könige, je zwei Geisel und drei Schlösser als Unterpfand auszuliefern. Dieselbe wurde nicht allein beschworen, sondern es wurde auch zu ihrer Bekräftigung eine Heirath zwischen der aragonischen Königstochter und dem natürlichen Sohne des Castiliers Alfons verabredet[36]). Dessenungeachtet blieb

33) *Zuritae* Ind. 314 und *Ferreras* V, 313. 34) *Blancas* ap. *Schott.* l. c. 672.

35) *Zuritae* Ind. 319 und *Ferreras* V, 337. 36) *Zuritae* Ind. 320 sq. und Schmidt 300. Peter der Grausame war Willens, diesen Bastard zum rechtmäßigen Thronerben zu erheben, was auch nach Ferreras (V, 347) im J. 1362 auf dem Reichstage zu Sevilla geschah, allein der Infant starb schon den 18. October dess. Jahres. *Ferreras* V, 352 und *Mariana* III, 630 sq.

Peter von Castilien diesen Versprechungen nicht lange getreu; denn nur eine plötzliche Umwandlung der Dinge in Granada hatte ihm Ursache zu augenblicklicher friedlicher Gesinnung gegeben, welche mit dem Verschwinden der Gefahr sich gleichfalls verlor. Er vereinte sich mit Navarra, Portugal, Foix und andern französischen Großen in Languedoc und Gascogne, und setzte sofort in seine dem Aragonier gegebenen Zusagen ein Schwanken. Bernhard von Cabrera, zu ihm abgeschickt, wandte alle seine Klugheit an, den Frieden zu befestigen, und Freundschaft zwischen beiden Nachbarkönigen zu erhalten. Nichtsdestoweniger näherte sich Peter von Castilien mit einem Heere im J. 1362 den aragonischen Grenzen und gab vor, gegen die von Frankreich her andringenden großen Cameradschaften, die man in Spanien Malandrinen nannte, Schutz zu geben; in der That aber benutzte er Peter's von Aragonien Abwesenheit, der in Roussillon Rüstungen gegen die umherziehenden Schwärme machte, und fiel unversehens über das erschöpfte und unvorbereitete Aragonien her. Viele Städte und Schlösser bekam er in seine Gewalt, umschloß am 11. Juni Calatayud, während der König von Navarra Sos belagerte. Der Portugiese kam auch und bedrohte Daroca, die Grafen von Foix und Armagnac durchstrichen die Gebirge und gelangten in die Nähe Exea's. In dieser Noth beriethen sich Jordan Perez von Urries und sein Bruder Peter Jordan, denen der König die Sorge für das Reich in seiner Abwesenheit anvertraut hatte, mit den Reichsständen Aragoniens zu Zaragoza, der König selbst zu Barcelona, wohin er zurückgeeilt war, mit denen Cataloniens, und der Graf von Ribagorza mit denen Valencia's in der Hauptstadt gleichen Namens über schleunige Vorkehrungen zur Vertheidigung, während die Sarazenen in Granada, Algarbien und in Marocco wieder auf seine Seite gezogen wurden. Calatayud, das sich äußerst standhaft gegen die fast beispiellosen Anstrengungen des Feindes vertheidigte, sollte vom Grafen von Osona unterstützt werden; dieser wurde aber in dem offnen Orte, Miedes, vom Feinde eingeschlossen und zum Abzuge nach Daroca gezwungen, wenn nicht wahrscheinlicher gefangen. Dieser Hilfe beraubt schloß die bedrängte Stadt am 29. August einen Stillstand mit den Castiliern, und schickte mit deren Zustimmung an ihren König. Dieser außer Stand, Hilfe zu reichen, rieth ihr sich durch einen sichern Vertrag vom Untergange zu retten. Also ergab sich Calatayud am 7. September mit Bedingungen, welche die Municipalrechte und städtische Freiheiten den Bewohnern erhielten[37]). Einfallende Pest hemmte die kriegerischen Unternehmungen. Peter IV. sammelte am 6. November seine Stände zu Monzon, die Fortsetzung des Kriegs berathend und Pferde und Mannschaft in England und Guienne suchend. Schon im Januar 1363 eröffnete Castilien den Krieg wieder mit solcher Kraft, daß viele Burgen, darunter solche, die für unüberwindlich gehalten wurden, und Städte, wie Borja und Tarrazona, sich nicht halten konnten und Zaragoza in große Gefahr gerieth. Diese Stadt wurde gut verwahrt, ebenso Epila, Daroca und viele andere, nachdem Somet entsetzt worden war. Ein Reichstag, im Februar zu Monzon gehalten, sollte die Stände zu neuen Opfern anfeuern, und Papst Urban V. Frankreich und Navarra gegen Castilien gewinnen helfen; endlich wurden die verbannten Castilier, die sich in die Provence begeben, wieder herbeigezogen, mit deren Haupte, Heinrich von Trastamara, am 31. März zu Monzon eine Übereinkunft zu Stande kam, welche dem Grafen Peter's Beistand zur Eroberung Castiliens, und diesem ein Sechstheil davon als Vergütung zusicherte[38]). Allein diese geheime Übereinkunft erregte große Unzufriedenheit bei Ferdinand's Partei, die diesen immer noch als König von Castilien ansah. Navarra wurde ebenfalls gewonnen, der Graf von Foix zwar auch mit einer Geldsumme für Söldner, die er aber treuloser Weise zu einer Befehdung Armagnac's verwandte. Als nun Peter dem Feind in Aragonien eine Schlacht zu bieten gedachte, wandte sich dieser plötzlich gen Valencia, wo man sich des Überfalls nicht versehen hatte, nahm Teruel, Segorbe, Exerica, Murviedro und viele andere Städte und Burgen in größter Hast, sodaß er schon am 21. Mai vor Valencia erschien. König Peter kam im Juni ihm mit 15,000 Mann nach und bewirkte seines Feindes Rückzug nach Murviedro, wohin er ihm in der Absicht nachrückte, eine Schlacht zu liefern, während seine Galeeren mit Glück gegen die Castilier zur See kämpften. Allein der päpstliche Nuntius trat mit Unterhandlungen dazwischen und vermittelte im folgenden Monate unter Mitwirkung des Königs von Navarra einen Frieden, dem zufolge Peter von Castilien des Aragoniers Tochter Johanna heirathen und diese zur Mitgift alle in Aragonien und zum Theil in Valencia gemachten Eroberungen ihres Bräutigams erhalten, ihr einjähriger Bruder Alfons (nicht Johann, wie irrig behauptet wird) aber ihre künftige Stieftochter Isabelle heirathen und die übrigen Eroberungen ihres künftigen Gemahls in Valencia zur Aussteuer bekommen sollte; würde Castilien diese Bedingungen nicht erfüllen — wie sich auch schnell genug auswies, da es später erklärte, der aragonische Abgeordnete Cabrera habe sein gegebenes Versprechen, seinen Herrn zur Ermordung Ferdinand's und Heinrich's zu bewegen, nicht gehalten —, so sollte König Karl von Navarra dem Aragonier Hilfe leisten[39]). Soviel ist gewiß, daß der Infant Ferdinand bisher immer nach der castilischen Krone strebte, darum Heinrich's Feind blieb und sonst noch seit mehr als zehn Jahren die Fackel der Kriegsbrände gewesen, folglich über diesen Frieden misvergnügt sein mußte, ohne darum in den Verdacht einer Verschwörung gegen seinen königlichen Bruder gerathen zu dürfen[40]), jedoch für gut hielt, Sicherheit zu suchen.

37) Nach Raynald (ad ann. 1362 n. 18) wurden deren doch über 6000 getödtet.

38) Ferreras (V, 355) behauptet irrig, daß der Infant Ferdinand mit dem Könige Peter diesen Vertrag geschlossen habe, worüber er mit dem Grafen Heinrich zerfallen sei. 39) *Zuritae* Ind. 326. *Mariana* III, 636 sq. *Ferreras* V, 356 sq. und Schmidt 303. 40) *Blancas* ap. *Schott.* l. c. 672.

Er beschloß, mit seiner auserlesenen castilischen Reiterei nach Frankreich zu gehen, wurde aber auf Anrathen seiner Feinde, des Grafen Heinrich's und Cabrera, unterwegs ermordet, wenn die That nicht bei einem Mittagsessen zu Castellon verrichtet wurde, wohin er zu seinem Bruder geladen und auf diese Weise von seinen Leuten entfernt worden war. Da er keine Kinder hatte, erbte — seine Gemahlin, eine Tochter des Königs von Portugal, wurde zu Huesca verhaftet und festgehalten — der König seine großen Besitzungen, lud aber heftigen Tadel auf sich, den Zurita zum Theil dem Grafen Heinrich aufbürdet, wenn schon nicht geleugnet werden kann, daß der Mord mit Peter's Zustimmung vollbracht wurde. Weil dieser aber den Grafen von Trastamara am Leben ließ, und große Versprechungen des Castiliers, wenn er diesen morden würde, ablehnte, so brach auch der Krieg wieder aus, während der weniger treulose als zweideutige König Karl von Navarra am 25. August für Aragonien öffentlich gewonnen wurde. Beide Monarchen versprachen einander Schutz und Beistand, dieser gegen Frankreich, jener gegen Castilien, wenn nicht auch, wie Zurita will, dessen König lebendig oder todt in die Hände des Aragoniers zu liefern; wenigstens theilte sich Navarra vorläufig Biscaya und Altcastilien, und Aragonien Toledo mit Murcia zu. Zur Beschleunigung des Kriegs sollte der Navarrese mit 200,000 Fl. unterstützt, und zur Stütze des Bündnisses eine Heirath zwischen dessen Schwester Johanna mit Peter's Sohne Johann abgeschlossen, und des Grafen Heinrich von Trastamara Einwilligung in diesen Vertrag erzwungen werden [41]). Rücksichten gegen Frankreich sowol, als gegen Heinrich selbst, der in den Bedrängnissen mit seinem kriegerischen Anhange ein gewisserer Helfer in der Noth war, als Karl der Böse, wenngleich zu Anfange des folgenden Jahres sein Bündniß erneuert und ohne Erfolg und Treue befestigt wurde [42]), verlangten, daß Trastamara und sein Kriegsvolk vom König Peter durch das Versprechen — der Ehren und Belohnungen nicht zu gedenken — festgehalten wurde, mit Castilien nicht ohne ihre Zustimmung zu verhandeln, wofür ihm der Graf, der sich ebenfalls schon als Herr des castilischen Reiches ansah, vielleicht am 6. October in der Zusammenkunft zu Castellon die noch nicht eroberten Gebiete Murcia und Cuenza schenkte [43]). Diese Vereinigung zog Cabrera's Untergang herbei. Inzwischen hatte der König von Castilien den Krieg begonnen, und im Reiche Valencia eine Menge Städte und Burgen erobert; endlich wurde auch die Hauptstadt zu Wasser und zu Lande hart bedroht. Dem verzweifelnden Valencia sandte Peter im Januar 1364 seinen Sohn Johann unter Leitung des alten Grafen von Ribagorza und etlicher catalonischen Großen zu Hilfe, während er erst im April nach Valencia kam und durch seine Erscheinung den Feind abermals ohne Schlacht zum Rückzuge nach Murviedro, und von da in sein Reich zwang; doch schnell zu neuen Feindseligkeiten gestimmt fiel dieser eine Burg in Aragonien an, und zog nach ihrer Eroberung ins Gebiet von Valencia, wo hauptsächlich Orihuela seinen Angriffen ausgesetzt war. Peter eilte im November herbei und entsetzte die Stadt am 11. December. Dagegen warf sich die feindliche Macht auf den Seeplatz Calpe, dem eine aragonische Flotte zu Hilfe kommen wollte, aber von der castilischen geschlagen wurde; hingegen erlitt eine feindliche Heerabtheilung zu Lande dasselbe Schicksal, und bewirkte dadurch Calpe's Entsatz. Mitten in diesem Getümmel hatte König Peter einen Reichstag zu Zaragoza gehalten und zur Verbesserung der Landesgesetze Anordnungen getroffen, gleichwie er im Januar 1365 zu Tortosa eine ähnliche Versammlung hielt, um mit den Spendungen der Catalonier, die zu 850,000 Livres angegeben worden, des Feindes Eroberungen wieder zu nehmen [44]). Schon am 20. Februar erschien er gerüstet vor Murviedro und bedrängte die Stadt, während der Feind abermals Orihuela belagerte und zu Ende des Mai eroberte, ohne Murviedro's Entsatz nachher zu bewirken, das sich erst am 14. September an den König Peter ergab. Die Besatzung ging aus Furcht vor ihrem grausamen Könige in aragonische Dienste über. Später ergab sich auch Segorbe an den Grafen von Urgel, nachdem der König schon in Barcelona angekommen war, um mit französischen Söldnern zu unterhandeln. Diese Umherzügler wegen des silbernen Kreuzes in ihren Fahnen die „weißen Cameradschaften" genannt, waren 30,000 Mann stark am 20. November bereits in Montpellier eingetroffen und rückten unter Bertram du Guesclin's Führung am 1. Jan. 1366 in Barcelona ein [45]). Außer den großen Versprechungen, die ihnen Graf Heinrich gemacht hatte, versicherte König Peter einen guten Sold und erhob ihren Anführer zum Grafen mit den Gebieten von Borja, Elda und Novelda. Heinrich stieß zu ihnen und besetzte schon am 16. März Calahorra, wo er den Königstitel von Castilien und Leon annahm, und binnen einem Monate fast das ganze Reich, dessen König sich auf Umwegen nach Bayonne flüchtete. Diese Umänderung der Dinge zog die schnelle Übergabe der aragonischen und valencianischen Plätze, die bisher in Feindesgewalt gewesen waren, nach sich. König Peter hatte sich im Februar nach Zaragoza begeben, um allda und hernach in Calatayud einen Reichstag zu halten. Am 25. Juni ließ er seine Übereinkunft mit Heinrich, der in Burgos schon gekrönt worden war, durch dessen zurückgebliebene Gemahlin nochmals bestätigen und seine Tochter Leonore mit dessen Sohne Johann verloben. Eine Gesandtschaft begleitete sie und die Schwiegermutter nach Castilien. Da der flüchtige König Peter von Castilien sich mit England und Navarra zur Wiedereroberung seines Reiches verband, ließ der Aragonier im September einen Vertrag,

41) *Zuritae* Ind. 327. *Ferreras* V, 360 und Schmidt 304. Um dieselbe Zeit, meldet Zurita, habe der König von Castilien dem von Aragonien alle seine Eroberungen herauszugeben versprochen, wenn dieser den Grafen Heinrich tödten lassen wolle. 42) *Zuritae* Ind. 328 sq. 43) *Zuritae* Ind. 328. *Ferreras* V, 362 und Schmidt 304.

44) *Zuritae* Ind. 333. 45) *Sismondi*, Histoire des Français. XI, 41. Vergl. auch den Art. Johann, Graf von Bourbon-la-Marche.

der schon 1364 im Plane lag, mit dem Grafen von Anjou gegen den Navarresen abschließen[46]). Gleichzeitig schon hielt Jaca durch diesen einen, wenn auch erfolglosen, Angriff, die Umgegend aber eine Plünderung aus. Bevor aber Heinrich's Herrschaft durch die Schlacht bei Najera zertrümmert wurde, hatte König Peter aus Gewinnsucht Portugal am 4., und Granada am 10. März 1367 gegen Peter von Castilien gewonnen, und nach Heinrich's Niederlage unterhandelte er, um abermals aus der Verwirrung Nutzen zu ziehen, mit dem Prinzen von Wales, welcher mit seinem anmaßenden Bundesgenossen unzufrieden war, schloß mit ihm auf den Grund eines Castilien zerreißenden Theilungsvertrags ein Bündniß, und erneuerte auch in Folge desselben den frühern ähnlichen Vertrag mit Navarra, ohne doch die Einverständnisse des in die Waldgebirge Jaca's geflohenen Heinrich abzuschneiden. Dieser hatte sich von dort aus mit französischer Hilfe wieder gestärkt, seine große Partei in Castilien und der dort nicht zu tilgende Haß gegen den grausamen Peter hatte ihm bald einen großen Theil dieses Reiches wieder zugewandt, ohne daß es der Aragonier verhindern konnte. Dieser ließ durch seine Gesandten mit den englischen und navarresischen Botschaftern im November zu Tarba einen neuen Vertrag schließen, wonach demjenigen von beiden castilischen Königen Hilfe zugesagt wurde, welcher die Ansprüche der drei verbundenen Mächte an der Beute befriedigen würde[47]). Also unterhandelte man besonders mit Peter dem Grausamen wie mit Heinrich von Trastamara. Doch noch verwickelter wurde dieser politische Knauel, als 1368 Frankreich und England mit einander wieder in Krieg geriethen. Peter, seinen Vortheil immer festhaltend, schloß nicht allein mit jener Macht, sondern auch mit dieser eine Übereinkunft, wonach Frankreich ihm gegen Peter von Castilien Beistand leisten sollte, aber auch gegen Heinrich, wenn dieser obsiegend, Karl'n V. das Schiedsrichteramt über die vorenthaltenen Zugeständnisse nicht überlassen wollte. Mit England beschloß er, ihre Gesammtansprüche den beiden castilischen Königen vorzulegen und sie mit Hilfe Portugals und Navarra's zu befehden und zu verjagen, wenn sie nicht darauf eingehen würden. Natürlich sollte dann das Reich nach den frühern Bestimmungen vertheilt werden. Allein auch diese Maßregeln brachten keine Entscheidung, England und besonders der Prinz von Wales hatte mit den Franzosen vollauf zu thun, Peter sowol mit aufrührischen Sarden, die ihm grade um diese Zeit empfindliche Verluste beibrachten, als auch mit den Cameradschaften, die in den nördlichen Theilen seines Reiches umherschweiften. Jedoch erkannte Graf Heinrich Frankreichs Schiedsrichteramt in des Aragoniers Sache an, wofür ihm Unterstützung zufloß, mit der er endlich in der Schlacht bei Montiel am 14. März 1369 die Herrschaft seines Nebenbuhlers zerstörte, und zuletzt noch dessen Leben selbst raubte. Heinrich wird, der Zweite seines Namens, als König von Castilien anerkannt, Molina, Requena, Cañete und einige andere Grenzorte diesseits, fallen Aragonien zu, wie andere jenseits den Portugiesen. Hierüber gerieth König Heinrich mit seinen beiden Nachbarn in Krieg, welche sich mit Navarra verbanden; diese Übereinkunft, abgesondert im J. 1370 befestigt, namentlich die portugiesische, welche die Theilung Castiliens genau bestimmte, und Peter'n Truppen und Geld zusicherte, dafern er zwei Jahre lang Heinrich'en mit aller Kraft bekriegen würde, fand noch besondere Verstärkung in den Verbindungen mit den Sarazenen in Granada, Algarbien und Marocco. Auch der Prinz von Wales wurde ins Einverständniß gezogen, um Navarra festzuhalten, und Murcia sammt den Grenzorten desto ungestörter zu übermeistern. Doch konnte Peter, obschon sein Gegner durch Portugal beschäftigt wurde, nur diejenigen castilischen Grenzorte behaupten, die ihm schon zugefallen waren, weil ihn nicht nur die Unruhen unter dem Adel an Catalonien fesselten, sondern deren Dämpfung auch in Streitigkeiten mit den angesehensten Proceres verwickelte. Zwar ließen sich die bestrittenen Rechtsverhältnisse genau bestimmen und in die gebührenden Grenzen zurückweisen; allein grade damals drückten die sardischen Angelegenheiten und die Drohungen des Königs Jacob III. von Majorca verdienten nicht geringere Aufmerksamkeit, worüber Peter sich im November 1371 zu Caspe am Ebro mit den Reichsständen berieth. Wegen Castiliens mischte sich Gregor XI. in die Händel, und suchte wider Heinrich's Willen Frankreichs Vermittleramt an sich zu nehmen, konnte aber Nichts weiter bewirken, als einen mehrmonatlichen Waffenstillstand, der am 4. Jan. 1372 eine Verlängerung von acht Monaten erhielt. Desto glücklicher war der Cardinallegat in seinen Bemühungen mit Portugal und Navarra, die er im J. 1373 nach und nach mit Castilien versöhnte. An ersterem rächte sich Peter, indem er Ferdinand's große Summen, die bei ihm kraft des Vertrags von 1370 niedergelegt waren, in Beschlag nahm, stand aber nun allein bedroht da, weil das ihm befreundete England nicht unmittelbare Hilfe leisten konnte, ja auf Castilien selbst eigennützige Ansprüche durch den Herzog von Lancaster durchsetzen wollte. Mithin mußte er sich an des Herzogs von Anjou Vermittelung wenden, welcher Peter's Ansprüche auf Murcia und die castilischen Grenzorte erfüllen, oder ihm doch eine verhältnißmäßige Entschädigungssumme verschaffen zu helfen versprach; allein Ludwig selbst wurde bald Peter's eigner Feind, und so bekam der Cardinallegat die Dinge wieder in seine Hände. Nach langen Verhandlungen brachte dieser eine kaum halbjährige Waffenruhe zu Stande. Aus diesem Grunde und aus Furcht vor Heinrich's Macht wies Peter der Engländer Anträge, obschon ganz nach seinen Wünschen, zum Bündnisse gegen Castilien glimpflich ab. Kaum aber hatte er zu Anfange des Jahres 1374 gehört, daß der Herzog von Lancaster sich rüste, um mit aller Macht Castilien an sich zu reißen, so suchte er dessen Verbindung unter den annehmlichen Bedingungen, die ihm von England verflossenes Jahr geboten worden waren. Peter wagte dadurch ein Großes für sein Reich und für sich die äu-

46) *Zuritae* Ind. 336. 47) Schmidt 306 fg. *Zuritae* Ind. 338 und *Ferreras* V, 391. 397.

ßerste Gefahr; allein des neuen castilischen Königs friedliche Gesinnungen rissen ihn schnell aus aller Verlegenheit, indem er mit ihm nach empfangenen Anerbietungen Unterhandlungen einleiten ließ, die zu Almazan am 10. April (? Mai) einen Frieden zu Wege brachten, wonach Peter 180,000 Fl. Entschädigung erhielt, dagegen Molina und andere Grenzorte Castiliens zurückgeben mußte, seine Tochter Leonore mit Heinrich's Sohne und Thronfolger verlobte und in diesem nothwendiger Weise einen Vermittler zwischen sich und Ferdinand von Portugal wählte, um nicht einem Rachekriege ausgesetzt zu werden[48]). So konnte er dem Einbruche Jacob's von Majorca mit ungetheilten Kräften begegnen, und denselben in den ersten Monaten des Jahres 1375 über seine Gebietgrenzen hinauswerfen. Gleicher Weise setzten diese Verhältnisse ihn in den Stand, die durch Misernte und Dürrung entstandene Noth in Aragonien mittels auswärtiger Getreidekäufe zu mildern.

Nicht sobald hatte sich König Peter Ruhe verschafft, als ihn Herzog Ludwig von Anjou bedrohte. Dieser hatte seinem Vorgeben nach Jacob's III. von Majorca auf dessen einzige Schwester, Isabelle, übergegangene Ansprüche auf das Balearenreich erhalten, worauf zwar König Peter anfänglich nicht achtete, als aber der Herzog Verbindungen mit Castilien und Portugal einleitete, und auch 1377 mit letzterem Staate, der Peter's Täuschungen und Geldbetrug nicht vergessen konnte, wie mit dem furchtbaren Richter von Arborea auf Sardinien ein Bündniß schloß[49]), so fühlte er sich gedrungen, schon im März 1376 mit den Ständen seines Gesammtreiches in Monzon Berathungen zu halten und Beiträge zu Rüstungen zu fodern, worüber die Stände in nicht geringe Verlegenheit geriethen. Gleichwol wurde nach Zurita die Gefahr abgewandt, jedenfalls durch die Dazwischenkunft des Cardinals von Terouenne und Heinrich's von Castilien, wenn nicht der König von Frankreich, der noch mit England in Krieg verwickelt war, seinen Bruder Ludwig von diesem Kriege abgehalten hatte, damit derselbe seine Kräfte gegen Guienne und Navarra verwenden sollte. Überdies geriethen auch Ludwig und König Heinrich in Zwiespalt, wie Ferdinand von Portugal in die Ränke seines Hofes, sodaß Peter andern Angelegenheiten ungetheilte Aufmerksamkeit schenken konnte.

Im J. 1372 hatte der Papst Gregor XI. ganz gegen den Sinn früherer päpstlicher Politik, die das aragonische Königshaus gern je eher, desto lieber von dieser Insel zu Gunsten des Hauses Anjou in Neapel verbannt gesehen hätte, Königs Friedrich IV. von Sicilien weibliche Nachkommenschaft für thronfolgefähig erklärt, was Peter'n nicht gleichgültig war. Er ließ dem heiligen Vater erklären, seine Rechte zu gehöriger Zeit mit den Waffen zu suchen. Nun starb König Friedrich am 21. Juli 1377 und hinterließ eine einzige Tochter, Marie, die nach seiner Verfügung Herrin Siciliens, Athens, Neopatria's und der dort herum gelegenen Inseln wurde, und nach ihrem kinderlosen Ableben ihren unechten Bruder, Wilhelm, der jetzt schon Malta und Gozzo erhielt, zum Nachfolger haben sollte; würde auch dieser keine gesetzlichen Erben hinterlassen, so rief Friedrich's Vermächtniß dann erst Peter's Nachkommenschaft, die mit Leonoren von Sicilien, des Verblichenen Schwester, erzielt worden war, auf den Inselthron. Maria, noch unmündig, war der Vormundschaft Artalo's von Alagona untergeben und zugleich in einen Strudel von Parteiinteressen geworfen worden, in die ihr Vormund sich verwickelt hatte. Peter erhob sofort unter Androhungen des Krieges auf den Grund des vom Könige Friedrich III. 1338 gemachten Testamentes Ansprüche an die gesammte Erbschaft; der Papst lehnte sie ab und berief sich auf herkömmliche Thronfolgefähigkeit der Weiber in Sicilien, die er mit dem Beispiele Constanzen's von Hohenstaufen, wie auch mit Drohungen des Länderverlustes gegen den Prätendenten unterstützte; dessenungeachtet rüstete Peter 1378 an einer großen Flotte, um die Verwirrung in Sicilien zu benutzen, während Athen und Neopatria ihm gutwillig zufielen. Von seiner Flotte ging ein Theil 1379 in die See, und verwehrte Maria's Bräutigam, Johann Galeazzo von Mailand, die Überfahrt nach Sicilien. Die Königin selbst wurde von Alagona's Gegnern aus der Burg Catanea entführt. Peter aber, selbst abgehalten nach Sicilien zu kommen, gab am 11. Juni 1380 seinem zweiten Sohne Martin und dessen rechtmäßigen Söhnen diesen Inselstaat, jedoch daß der Sohn bei Lebzeiten des Vaters nur die Generalstatthalterschaft darüber führen sollte. In den Herzogthümern Athen und Neopatria und den dazu gehörenden Inseln setzte er den Vicomte von Rocaberti zum Statthalter und Generalcapitain ein. Dieser scheint erst 1382 dort angekommen zu sein, und diese Lande vor Herzogs Ludwig von Durazzo Angriffen gesichert zu haben. Darum nicht er, sondern der Graf von Agosta (Wilhelm Raimund von Moncada) entführte die Königin Maria aus einer sicilischen Burg nach Cagliari und dann auf Peter's Befehl nach Catalonien. So war den Parteiungen Siciliens ein fester Stützpunkt entrissen worden; Papst Urban VI. zu Rom aber konnte sich nicht entschließen, die Erbrechte des Aragoniers anzuerkennen, während sein Gegner Clemens VII. zu Avignon 1382 den Herzog Ludwig von Anjou, welchem schon zwei Jahre zuvor Neapel als Erbe ertheilt worden war, mit diesem Inselreiche belehnte. Dieses blieb vor der Hand noch im Besitze der Parteien, welche die Chiaramonti und die Alagona leiteten.

König Peter hatte in Betreff Corsica's nie ernste Miene gemacht, sich dieser Insel zu bemeistern, obschon er jedem neuen Papste für sie huldigen und Zinsen zahlen mußte. Er aber, wie seine Vorfahren, überließen sie ihrem Schicksale, daher kam es, daß Innocenz VI. ihm 1355 ernstlich anrieth, dieselbe gegen eine Entschädigung an

48) *Ferreras* V, 443 sq. und Schmidt 309. 49) In einer alten Urkunde bei Mimaut (I, 198) heißt es: Avec l'aide de Dieu monsieur d'Anjou a intention et propos de poursuir son droit par voie gracieuse et amiable premièrement, et si par icelles ne le povait avoir, par voie de fait et de guerre le plus tôt et hastivement, puissamment et efforcément qu'il pourra. Vergl. noch Schäfer's Geschichte von Portugal. I, 465 und *Sismondi* XI, 219 sq.

Geld den Genuesen zu überlassen [50]). Peter verlangte aber die Summe von 50,000 Fl. jährlichen Zinses, worüber die Sache ins Stocken gerathen zu sein scheint, da der Papst 1360 sich mit den Genuesen, die ein gewisses Recht auf die Insel von 200 Jahren her zu haben meinten, abzufinden und ihnen eine jährliche Lehenabgabe abzunehmen gedachte. Peter blieb immer zinsbarer Herr dieses unruhigen und in Verwirrung gesetzten Eilandes. Zeit und Mittel fehlten ihm, die von seinen beiden Vorfahren verabsäumte Besetzung nachzuholen, und überdies bestanden seine meisten Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle entweder in Bitten um Nachsicht wegen versäumter Lehenhuldigung und Zinszahlung, oder um Erlaß dieser Zinsen, die auch 1345 auf die Dauer von zehn Jahren zur Hälfte herabgesetzt und dennoch nicht pünktlich gezahlt wurden, oder endlich um das Zugeständniß, die geistlichen Pfründen seiner Lande besteuern zu dürfen; und da auch dies seine Cassen nicht immer gefüllt hielt, so griff er zweimal nicht nur die päpstlichen Gefälle, sondern auch die Einkünfte der abwesenden Prälaten und die kirchlichen Kleinodien seines Reiches an [51]), worüber bittere Beschwerden erhoben und dringende Entschuldigungen gegeben werden mußten. Überdies erlitt die kirchliche Autorität hin und wieder noch andere Eingriffe in ihre Gerechtsame, welche dem Könige besonders mit Gregor XI. Streitigkeiten zuzogen. Papst und Klerus waren freilich nicht immer ohne Schuld gewesen, da die Bedrückungen der letztern durch den König wiederholt wurden. Einen andern Anstoß verursachten die Juden und Sarazenen in Peter's Staaten, welche mit den Christen daselbst vermischt lebten und mancherlei Freiheiten genossen. Schon bei seiner Anwesenheit zu Avignon 1339 war Peter vom heiligen Stuhle gebeten worden, diese Unchristen zu sondern und in ihren Begünstigungen zu beschränken. Anfänglich gab der König diesen Zumuthungen kein Gehör, nach und nach versuchte die einheimische Geistlichkeit, diese Leute, besonders die Muhamedaner, zu bekehren, wobei sich auch Alfons von Exerica viele Mühe gab; endlich foderte Gregor XI. 1373 die ganze königliche Familie, mehre Bischöfe und Äbte auf, hierin keinen Fleiß zu sparen. Übrigens war es Urban V., der sich durch Peter am meisten beleidigt und gekränkt fand, weil während der ersten Jahre seines Pontificats die meisten Klagen über den König zusammengehäuft worden waren. Außer den Eingriffen in die kirchlichen Gewalten und den Beraubungen kostbarer Kirchengefäße hatte dieser seit zehn Jahren den sardinischen Lehnzins zu zahlen und gedachtem Papste nach Verlaufe von den ersten zwei Jahren seines Pontificats die gebührende Huldigung darzubringen unterlassen. Gesetzlich war es kraft des von Bonifacius VIII. ausgestellten Lehnbriefes, daß dieselbe bei jedesmaligem Papstwechsel binnen Jahresfrist entweder vom Lehnträger selbst oder durch dessen Stellvertreter geleistet, und daß die Zinsen von 2000 Mark Silbers alljährlich an einem gewissen Tage abgetragen werden mußten; ließ er aber vier Monate noch hintennach verfließen, ohne die Pflicht erfüllt zu haben, so fiel er dem Bannstrahle anheim, eine zweite gleich lange Frist überzog, wenn sie verletzt wurde, beide Inseln mit dem Interdicte und eine dritte von derselben Dauer vernachlässigt, beraubte den Lehnträger des Besitzes und stellte diesen in freie Verfügung des heiligen Stuhles [52]). Der Misbrauch einer hier doppelt gefundenen Nachsicht veranlaßte Urban V., den König Peter auf den 13. Mai 1364 vor sein Consistorium zu laden; die Gesandtschaft, welche dieser nach Avignon abgehen ließ, kann den Papst nicht befriedigt haben, da am 11. October eine wiederholte und in der ersten Hälfte des folgenden Jahres eine dritte und vierte Vorladung an ihn gelangte, worauf am 18. Aug. 1365 der Papst erst zufriedengestellt worden sein mag [53]). Übrigens war der König zweimal persönlich am heiligen Stuhle gewesen, und als 1378 das Schisma eintrat, so befahl er den Bischöfen seines Reiches, die Rechte beider Päpste weder zu unterstützen noch abzulehnen, sich also unparteiisch zu verhalten, nachdem sein Versuch durch eine Sendung an beide Päpste, die Kirchenspaltung zu heben, gescheitert und bei Urban VI. sogar eine schlechte, ja feindselige Stimmung gefunden worden war. Doch hielt er nach reiflicher Berathung für dienlich, die Stimmen anderer Monarchen darüber zu vernehmen. So wandte er sich 1379 an den König Richard von England, welcher bekannte, daß er es mit Urban halte. Urban selbst foderte Petern auch dazu auf, allein Peter kehrte sich nicht daran, sondern ließ dessen Legaten auf seinem Gebiete verhaften und einsperren, während er den Abgeordneten von Clemens VII. duldete. Endlich 1383, als Peter sah, daß Urban kein Glück auf der pyrenäischen Halbinsel machte, suchte er sich ihm zu nähern und durch die Aufhebung seiner Neutralität mancherlei Vortheile zu erlangen. Durch eine an ihn gerichtete Sendung gelobte er, ihn als rechtmäßigen Papst anzuerkennen, wenn ihm die Belehnung Siciliens, wie sie einst Karl I. empfangen hatte, der Erlaß des sardischen Lehenzinses, die Besteuerung der Kirchengüter in seinem Reiche auf zehn Jahre, die Großmeisterschaft von Montesa mit der Kastellanei Amposta und endlich die Freiheit, die Commanditen von S. Jacob und Calatrava zur Gründung eines neuen Ordens (der Caballeria de Mossen Sent Jordi) zugestanden würden, wie nicht minder die Zulassung, Daroca und Xativa in Bischofssitze zu verwandeln [54]). Allein aller Schmeicheleien zum Trotze konnte die Gesandtschaft Nichts erlangen. Peter blieb nun standhaft in seiner Neutralität gegen beide Päpste.

Die letzten Jahre seines Lebens trübten vorzüglich Familienzwistigkeiten seines Hauses, an welchen die Großen, wie gewöhnlich, Theil und Partei nahmen. Er hatte sich, nachdem er durch den Tod seiner dritten Gemahlin Witwer geworden und die Hand und das Reich der Kö-

50) *Zuritae* Ind. 304. 51) Nach Lucius Marineus (bei *Schott.* I, 397) ließ Peter aus den silbernen Gefäßen die „Realen" (Regales) und aus den goldenen „Goldgulden" schlagen.

52) *Cambiagi* istoria del Regno di Corsica. p. 208 sq. mit *Raynald* ad ann. 1364. n. 19 sq. 53) Ibid. n. 22. und ad ann. 1365. n. 11 sq. mit *Cambiagi* 290 sq. 54) *Raynald* ad ann. 1383. n. 5. *Zuritae* Ind. 356 und *Ferreras* V, 497.

nigin Johanna I. von Neapel ausgeschlagen hatte, mit der Witwe eines catalonischen Ritters (Artallon Folch), Sibylle von Forcia, eingelassen, und, wie Lorenz Valla behauptet, mit ihr schon ein Kind gezeugt, ehe er sie 1380 zur Gemahlin nahm und sie im Januar des folgenden Jahres zu Zaragoza feierlich krönen ließ[55]. Gleichzeitig entstanden, wie 1370 in Catalonien, Streitigkeiten des Königs mit den aragonischen Proceres über die Hoheitsrechte, und schon 1383 brachen abermals auf den Reichstagen zu Monzon und Fraga, wohin die Stände aller vier Gebiete geladen worden waren, bei Berathung der sardischen Angelegenheiten über die Erschöpfung und Erpressungen des Landes heftige Unruhen aus, ebenso ein Jahr nachher, als der König die Schenkungen für seine Gemahlin, seine Tochter Isabelle und seinen Schwager Bernhard von Forcia befestigte, und dadurch einen Zwiespalt mit seinem ältesten Sohne Johann hervorrief, wie er ihn mit seinem Vater gegen seine Stiefmutter in seiner Jugend bestanden hatte. Johann wollte, wie einst auch Peter, diese Schenkungen nicht zugeben. Hierzu kam, daß er gegen den Willen seines Vaters die Hand seiner Nichte Maria von Sicilien ausschlug und sich beliebig mit Jolanten von Bar vermählte. Sein Schwager Johann von Ampurias, bereits auch vom Könige gekränkt, hatte diese Heirath gestiftet, und wurde deshalb von Peter mit Krieg überzogen, und als seine Besitzungen verheert worden waren, stellte sich der König im Winter noch an den Pyrenäen auf, um der französischen Hilfe des Grafen von Ampurias den Einbruch in Catalonien zu verwehren; und da derselbe keine Begnadigung fand, so vereinte er sich mit dem Grafen von Armagnac und andern französischen Großen, diese drohten mit ihrem Kriegsvolke im März 1385 über die Pyrenäen hereinzubrechen. Gaston von Moncada verlegte ihnen zu Ripol den Weg, der Infant Johann, hierin erklärter Feind seines Freundes, drang über die Gebirge nach Durban und überfiel die Truppen seines Schwagers. Als dieser sich nun verlassen sah, flüchtete er sich zu Schiffe nach Avignon, wo er auf neue Kriegsplane sann. Noch war ihm sein festes Schloß Castellon treu geblieben, welches Peter nach bald ausgestandener schwerer Krankheit belagerte und eroberte. Gleichwol dauerten die Unruhen in der Grafschaft Ampurias fort, im Jahre 1386 erschien der Graf mit zahlreicher schwerer Reiterei an der Grenze von Roussillon wieder, um über die Gebirge zu dringen, wagte aber doch aus Furcht vor der Übermacht und wegen Sinnesänderung seines Schwagers das Unternehmen nicht, sondern zog sich bald zurück[56]. Der Herzog Johann hatte zwar gegen seine Bundesgenossen das Schwert gezogen, aber seine Feindschaft gegen die Stiefmutter mit lautem Beifalle unterhalten und sich mit seiner Gemahlin vom älterlichen Hofe entfernt. Zu seiner Sicherheit verband er sich mit dem Thronerben Karl von Navarra. Sibylle suchte inzwischen die angesehensten Städte des Reiches zur Vertheidigung ihrer Besitzungen gegen den Stiefsohn verbindlich zu machen, während der schwache Vater ihm die Reichsstatthalterschaft nahm. Der Infant, außer Stand gesetzt, des Vaters Gunst wieder zu erhalten, wandte sich an den Justitia von Aragonien und erhielt von diesem eine Juris firma, der zufolge er sein Amt zurückerhielt und seines Vaters Eingriffe als gesetzwidrig verdammt wurden. Peter, der diesem Richter einst selbst solche Gewalt übertragen hatte, hinderte wenigstens dessen Rechtserkenntniß gegen sich nicht, obschon er aus blinder Ergebenheit zu Sibyllen immer unversöhnlicher gegen seinen Sohn gesinnt wurde[57]. Dieser erkrankte inzwischen gefährlich, und damit dessen Sohn, wenn er stürbe, nicht in die Hände seiner Mutter oder der Freunde seines Vaters fiele, so wurde die Behörde der Stadt Gerona vom Könige verpflichtet, denselben in Obacht zu nehmen[58]. Übrigens war Peter zu Barcelona auch von Neuem gefährlich erkrankt und so ohnmächtig geworden, daß er seine Gemahlin nicht zu schützen vermochte. Sibylle floh aus Furcht vor Johann's Anhange in aller Bestürzung aus der königlichen Burg, begleitet von ihrer Schwester, ihrer Dienerschaft und dem Grafen Hugo von Pallars nach Zarocca. Hier ereilte sie der Infant Martin, der wie sein Bruder gleichen Haß gegen sie hegte, mit seinen Truppen und belagerte am 3. Jan. 1387 die Burg; am sechsten schon ergab sie sich und die Königin wurde mit den Ihrigen nach Barcelona geführt zur Untersuchung mit Tortur wegen beschuldigter Giftmischerei und Hexerei[59]. Ihr Gefolge wurde meist zum Tode verurtheilt, sie aber, ihr Bruder und Graf Pallars wurden auf Fürbitten des Papstes zu Avignon und dessen Legaten begnadigt; doch mußte sie auf alle Pfründen und Einkünfte, die sie der Freigebigkeit ihres Gemahles verdankte, zu Gunsten ihrer Schwiegertochter verzichten[60]. Ihr Gemahl aber war bereits am 5. Jan. 1387 zu Barcelona[61]) gestorben in bitterer Reue über seine gewaltsamen Eingriffe in des Erzbischofs von Taragona Gerechtsame und nach der lächerlichen Volkssage, welche finstere Mönche in Umlauf gebracht hatten, an den Folgen einer Ohrfeige, die ihm die Schutzpatronin genannter Stadt wegen seiner Handlungsweise gegeben haben sollte. Er wurde zu Pobletta ohne alles Gepränge beigesetzt[62]. Er hatte noch das Jahr zuvor an Ostern die Jubelfeier seiner 50jährigen Regierung zu Barcelona gefeiert, wozu viele Prälaten, Barone und Abgeordnete des Bürgerstandes geladen worden waren. Peter hatte übrigens den Handelsgeist seiner Catalonier unterstützt, besonders gegen die hemmenden kirchlichen Handelsverbote; seit 1382 hielt er einen Consul in Damask, die Beherrscher Bugia's, Constantine's und Tunis' waren seit 1354 einem jährlichen Zinse unterworfen, und als sie später die Zahlungen einstellten, zwang sie Peter 1366 und 1379 von neuem zur Verbindlichkeit, und bewirkte die Freilassung aller seiner Unterthanen, die in Ägyptischer Gefangenschaft schmachte-

55) *Zuritae* Ind. 353 sq. 56) Ibid. 357 sq. *Ferreras* V, 506 sq. 522. 528. *Mariana* III, 797 sq.

57) Lindau zur Pallas II, 338 und Schmidt 312. 58) *Zuritae* Ind. 361. 59) Ibid. 361 sq. 60) *Ferreras* V, 532. 61) Nur Blancas (bei *Schott.* II, 852. III, 673) und Pistorius setzen das Jahr und den Tag seines Todes auf den 6. Jan. 1388. 62) *Raynald* ad ann. 1387. n. 10.

ten, wie er denn auch für die bedrängte armenische Königsfamilie seinen Beistand gab. Eine seiner Härten bereute er vor seinem Tode: dies war seines ersten und vortrefflichsten Rathgebers, Bernhard's von Cabrera, Hinrichtung, welche auf verkehrte und übereilte Rathschläge bewirkt worden war. Im J. 1372 gab er dessen Familie mit Ausnahme der Grafschaft Osona alle Besitzungen und Würden zurück, die der unglückliche, von Zurita sehr vertheidigte Diener Peter's inne gehabt hatte.

Von seinen vier Gemahlinnen war die erste, Maria, Tochter Königs Philipp von Navarra. Sie kam krank im Juli 1338 mit großem Gefolge nach Alavona, ließ sich daselbst heilen und vollzog am 25. August die Vermählung mit Peter. Sie starb zu Anfange Januars 1347 zu Valencia, fünf Tage nach einer Niederkunft, und wurde auch daselbst in einem Kloster begraben. Schon in den letzten Monaten desselben Jahres feierte er zu Barcelona ohne Aufsehen seine zweite Vermählung mit der schönen Leonore, Tochter Königs Alfons IV. von Portugal, die grade ein Jahr nachher (im November 1348) zu Exerica an der Pest kinderlos starb. Hierauf schritt er zu Ende des Jahres 1349 mit Leonoren, Tochter Königs Peter II. von Sicilien, in Valencia unter glänzenden Feierlichkeiten zur dritten Ehe, welche ihn im Herbste 1374 zum Witwer machte; doch ist falsch, daß er sich mit Martha von Armagnac wieder vermählt habe, vielmehr legte er sich die in üblem Geruche stehende Tochter eines catalonischen Ritters, Sibylla von Forcia, als Kebsweib bei, heirathete sie dann auch, wie bereits erwähnt worden ist, und zeugte mit ihr drei Kinder, deren zwei, Knaben, in früher Jugend starben, und eins, ein Mädchen, Isabelle, waren, welche mit dem unglücklichen Grafen Jacob II. von Urgel am 29. Juni 1407 zu Valencia vermählt wurde. Sibylle starb am 24. Nov. 1406 zu Barcelona und wurde in das dasige Franziskanerkloster begraben. Peter zeugte übrigens mit seiner ersten Gemahlin: 1) Constanze'n, deren Geburtstag unbekannt ist, am 21. September 1356 zu Perpignan mit König Friedrich IV. von Sicilien verlobt, aber wegen der Unruhen in diesem Reiche erst am 4. Nov. 1360 nach Cagliari abgeholt, wo sie den Winter zubrachte, und am 11. April 1361 feierte sie erst die Vermählung zu Catanea, starb aber, Mutter Marien's geworden, die in ihres Oheims Gewalt gerieth, schon im Juli 1363; 2) Johanna, geboren am 7. Nov. 1344 zu Barcelona, wurde, nachdem sie castilischen, französischen und portugiesischen Prinzen theils angeboten, theils von denselben gesucht, auch mit dem Herzoge Ludwig von Anjou bereits verlobt gewesen war, endlich, doch vor 1365 nicht, mit dem Grafen Johann von Ampurias vermählt. Ihr Tod fällt in ungewisse Zeiten[63]); 3) Marie, erlebte noch den Tod ihrer Mutter, starb aber in ihrer Kindheit; 4) Peter, Anfangs Januar 1347 am Tage seiner Geburt gestorben. Die dritte Gemahlin gebar ihm 5) Johann I., König von Aragonien, s. d. Art.; 6) Martin, dessen Nachfolger, s. d. Art.; 7) Leonore, geboren am 20. Febr. 1358, wurde dreimal theils angeboten, theils verlobt an castilische Prinzen und dem Könige Ferdinand von Portugal, ehe ihre Vermählung am 18. Juni 1375 zu Soria mit dem Infanten, nachmaligem Könige Johann I. von Castilien, vollzogen wurde. Sie starb in Geburtswehen am 13. Aug. 1382; 8) Alfons, geboren am 12. Juli 1362 zu Perpignan, und ein Jahr nachher schon, nach der Politik seines Vaters, in Heirathsvorschlag gekommen, starb sehr jung, ohne daß die Angabe seines Todesjahres erhalten worden ist. (*B. Röse.*)

63) Wahrscheinlich noch vor das Ableben ihres Vaters. Nach Lucius Marineus (bei *Schott.* I, 397) grämte sie sich über das Schicksal ihres Gemahls, für welchen sie bei ihrem Vater vorbat, aber von diesem in Gegenwart vieler Personen eine Ohrfeige bekam, sodaß sie vor Scham und Kummer wenige Tage nachher gestorben sein soll.

5) Könige von Bulgarien.

1) Peter, Simeon's Sohn, und zwar der zweite seiner Söhne; Simeon hinterließ nämlich drei Söhne, von seiner ersten Gemahlin Michael'n, welchen der Vater nicht liebte, und den er deshalb einige Jahre vor seinem Tode gezwungen hatte, in ein Kloster zu gehen, und von seiner zweiten Gemahlin Peter'n und Johannes. Als Simeon vor Betrübniß darüber, daß er im Kampfe gegen die Chrobaten sein ganzes Heer verloren hatte, wenige Tage darauf (im J. 928) gestorben war, folgte ihm Peter. Dieser war jedoch noch minderjährig. Es wurde daher seiner Mutter Bruder, Georg Susurbulus, zum Aufseher über ihn ernannt. Bei der Nachricht von Simeon's Tode faßten die benachbarten Völker[1]) den Entschluß, die Bulgaren, von welchen sie unter der vorhergehenden Regierung unaufhörlich Quälereien zu dulden gehabt, mit vereinter Macht anzugreifen. Überdies wüthete zu ebenderselben Zeit, weil das Getreide von einer unglaublichen Menge Heuschrecken abgefressen worden war, eine fürchterliche Hungersnoth in Bulgarien. Da Susurbulus unter diesen Umständen die Besorgniß hegte, daß die Römer durch die gegenwärtigen Unglücksfälle der Bulgaren Muth bekommen und sich mit den benachbarten Völkern wider sie vereinigen möchten, so gab er seinem jungen Neffen Peter den Rath, daß er die Länder der Römer mit der ganzen Macht seines Königreichs zuerst angreifen sollte, denn dieses würde, wie er ihm vorstellte, ihm den Weg zu einem vortheilhaften Vertrag bahnen, und sie verhindern, sich zu den andern Feinden der Bulgaren zu schlagen. Peter nahm diesen Rath an, fiel mit einem großen Heere in Macedonien ein, und verwüstete hier alles mit Feuer und Schwert. Als er jedoch vernahm, daß der Kaiser Romanus Lacapenus an der Spitze eines starken Kriegsheeres gegen ihn im Anzuge sei, schickte er einen Mönch mit Vorschlägen zu einem Frieden, welchen er durch eine Vermählung zu verstärken und zu befestigen bat, an ihn ab. Der Kaiser nahm diesen Vorschlag wohl auf. Deshalb kam auch nach verschiedenen Unterhandlungen und Zusammenkünften, welche die Staatsdiener der beiden Fürsten in Mesembria hielten, sowol der Friede

1) Nach Cedrenus die Türken, Serben, Chrobaten und andere mehr.

als auch ein Heirathsvertrag zwischen Peter, dem Könige der Bulgaren, und der Maria, der Tochter des Christophorus, des Sohnes des Kaisers Romanus, zu Stande. Nach Abschließung der Artikel reiste der junge König der Bulgaren nach Constantinopel, und ward hier von dem Kaiser Romanus im Palaste Blachernä prächtig bewirthet, und von dem Patriarchen Stephanus mit der Enkelin des Kaisers auf das Feierlichste vermählt. Bei einem der vielen bei dieser Angelegenheit angestellten öffentlichen Gastmähler beklagten sich, wie man dafür hält, auf Antrieb des Kaisers Romanus, die Bulgaren überlaut, daß der Kaiser Constantinus, Leo's Sohn, vor Christoph, dem Schwiegervater ihres Fürsten, den Vorsitz habe. Diese Foderung der Bulgaren machte, daß unter den damals gehäuften und vervielfältigten Kaisern Christophorus durch seinen Vater Romanus die zweite Stelle erhielt, während Constantinus, Leo's Sohn, von der zweiten in die dritte herabgesetzt ward. Als König Peter von dem Hochzeitfeste in Constantinopel wieder in seiner Heimath angelangt war, wurde alsbald eine Verschwörung entdeckt, welche sein Bruder Johannes und verschiedene angesehene Personen wider ihn angestiftet hatten. Alle Theilnehmer an derselben ließ König Peter hinrichten, bis auf seinen Bruder Johannes. Diesen ließ er in ein Schloß einsperren. Aus demselben entkam er jedoch mit Hilfe der kaiserlichen Gesandten nach Constantinopel, oder ward vielmehr, wie der Fortsetzer des Constantius (S. 195) und Leo (S. 400) erzählen, mit Vorbewußt des Königs Peter nach Constantinopel geholt. Bald nachher begab sich auch sein Bruder Michael aus dem Kloster, erhob Anspruch auf die Krone und ward von vielen Bulgaren unterstützt. Als er jedoch mit Tode abging, verließen seine Anhänger ihr Vaterland, fielen in die römischen Länder ein, und verheerten hier Macedonien und Griechenland, drangen bis Nikopolis vor und ließen sich hier nieder. Nach dem Tode des Kaisers Romanus des Jüngern, des Sohnes Constantin's, im J. 963, schickte der bulgarische König Peter Gesandte nach Constantinopel, um sein Bündniß mit dem Kaiserreich, mit Nicephorus Phokas, dem Nachfolger des Romanus, zu erneuern, und schickte auch seine Söhne Boruses und Romanus als Geisel nach Constantinopel [2]). Nicht lange darauf jedoch starb König Peter. Seine Söhne wurden daher wieder in ihre Heimath geschickt. Hier hatten sie die größte Noth, über eine mächtige Gegenpartei, welche von den vier Söhnen eines des vornehmsten Herren von Bulgarien angeführt ward, die Oberhand zu gewinnen [3]).

2) Peter, Deleanus [4]) oder Dolianus [5]) zubenannt, war Sklave oder Knecht eines Bürgers von Constantinopel, entfloh seinem Herrn und begab sich nach Bulgarien, seinem Vaterlande. Hier gab er sich für den Sprößling [6]) aus dem bulgarischen Herrschergeschlecht aus. Hierbei kam ihm zu Statten, daß er wirklich ein Bulgare von Geburt war, und daß die Bulgaren des Joches, welches das Kaiserreich auf sie gelegt hatte, müde waren. Sie nahmen daher den Deleanus, welcher sich mit so vieler Kühnheit einen Sprößling des bulgarischen Königsgeschlechts nannte, als ihren Befreier auf, riefen ihn zu ihrem Könige aus, und ermordeten alle Römer, welche so unglücklich waren, in ihre Hände zu fallen. Diese Empörung der Bulgaren gegen das Kaiserreich hatte im J. 1036 statt. Sobald der Befehlshaber von Dyrrhachium, Basilius Synademus, dieselbe in Kenntniß brachte, zog er mit allen Kriegstruppen, die er unter sich hatte, gegen die Aufrührer zu Felde. Aber zwischen ihm und Michael Dermokaites, einem Hauptmann des Heeres, entstand ein Streit; dieser beschuldigte den Synademus bei Hof des Hochverraths. Auf Befehl des Kaisers ward Synademus gefangen genommen und nach Thessalonica geschickt, um hier genau verwahrt zu werden. Sein Ankläger erhielt die Befehlshaberstelle über Dyrrhachium. Da er jedoch dieselbe mit vielem Stolze verwaltete, so konnte das Volk seine beschwerlichen Anordnungen und starken Auflagen nicht länger ertragen, empörte sich, und vertrieb ihn aus der Stadt. Weil sie nun daran verzweifelten, daß der Kaiser sie begnadigen würde, so fielen sie auch von diesem ab, und erwählten einen Soldaten von großem Ansehen unter ihnen, Namens Teichomer, zu ihrem Könige. Wegen dieser unvermutheten Wahl geriethen Peter Deleanus, der neue König von Bulgarien, und seine Anhänger in Bestürzung, denn nunmehr befanden sich zwei mächtige Parteien in Bulgarien, da die Stadt und das Gebiet von Dyrrhachium Teichomer'n, der übrige Theil des Landes aber Peter'n für seinen König anerkannte. Der Letztere, in Erwägung ziehend, daß diese Spaltung ihren beiderseitigen Untergang herbeiführen würde, faßte den Entschluß, sich seinen neuen Nebenbuhler auf die eine oder die andere Art vom Halse zu schaffen. Durch Gewalt jedoch konnte dieses nicht füglich ausgeführt werden. Peter nahm daher zur Arglist seine Zuflucht, stellte sich, als wenn ihm die auf Teichomer gefallene Wahl sehr angenehm sei, und schrieb an ihn einen sehr verbindlichen Brief. In demselben wünschte er ihm zu seiner neuen Würde Glück, legte eine große Freude darüber an den Tag, daß er ihn zu seinem Amtsgehilfen erhalten habe, und ersuchte ihn dringend, daß er zu ihm kommen möchte; er werde mit ihm die Oberherrschaft theilen, oder ihn zu seinem Amtsgehilfen annehmen, wenn er sich mit allen seinen Anhängern mit ihm vereinigte. Der leichtgläubige Teichomer hielt Peter's Versprechen für aufrichtig, und begab sich mit allen seinen Leuten zu ihm [7]). Deleanus sah nun, da er dafür hielt, daß er Teichomer'n in seiner Gewalt habe, das Spiel für gewonnen an, versammelte seine Soldaten und stellte ihnen vor, seiner Einsicht nach könne Bulgarien nicht zwei Könige haben; sie müßten deshalb

2) Überdies war die bulgarische Königin Maria mit ihren drei Kindern oft in Constantinopel, wie der Fortsetzer des Constantius (S. 196) erzählt. 3) Zonaras 16. Buch. S. 156. Vgl. Übersetzung der allgem. Welth. 17. Th. S. 579. 4) Nach Cedrenus. 5) Nach Zonaras. 6) Nach Cedrenus gab Peter Deleanus sich für einen Sohn des Romanus und einen Enkel des Bulgarenkönigs Samuel, nach Zonaras (17. Buch. 17. Cap.) für einen unehlichen Sohn Aaron's, der Samuel's Bruder gewesen war, aus.

7) Nach einer andern Angabe verfügte sich Teichomer nicht zu Peter Deleanus, sondern ließ diesen in Dyrrhachium ein.

die auf ihn gefallene Wahl bestätigen, da er ein Nachkomme des Königs Samuel sei, und sich den Teichomer vom Halse schaffen, oder aber, im Falle ihnen dieses vortheilhafter scheinen sollte, ihn absetzen und Teichomer'n mit der völligen Würde bekleiden. Peter's Rede bewirkte, daß alsbald eine große Empörung im Lager entstand. Sie hatte den Ausgang, daß er zum alleinigen Könige gewählt, und der unglückliche Teichomer von den Soldaten gesteinigt ward. Peter, welcher nunmehr mit der ganzen Gewalt bekleidet war, führte ohne Zeitverlust sein Heer nach Thessalonica, wo der Kaiser Michael im Lager stand. Peter's unerwartete Annäherung setzte den Kaiser und dessen Heer in solches Schrecken, daß sie in der größten Verwirrung nach Constantinopel flohen und ihr ganzes Feldgeräthe unter der Aufsicht des Manuel Ibatza zurückließen. Derselbe sollte es in die kaiserliche Hauptstadt schaffen. Er ward jedoch zum Verräther, und brachte es zu dem Bulgarenkönige. Peter's Partei ward täglich durch neue Ankömmlinge verstärkt. So ward er in den Stand gesetzt, auf mehren Punkten Kriegsbewegungen zu machen. Dem zufolge schickte er unter Anführung eines gewissen Caucanus einen großen Haufen Truppen wider Dyrrhachium, welches auch in Kurzem bezwungen ward; und einen andern Heerhaufen sandte er unter Anführung eines gewissen Anthemius nach Griechenland, und bewirkte so, daß das ganze Thema der Nikopoliten bis auf Naupaktus allein von dem Kaiser abfiel, den Befehlshaber desselben, welcher es sehr bedrückt hatte, erschlug, und sich den Aufrührern unterwarf. Während dessen begab sich Alusianus heimlich von Constantinopel hinweg und nach Bulgarien, seinem Vaterlande. Er war nämlich der zweite Sohn des Aaron und Bruder des Bladisthlabus, des letzten Königs der Bulgaren, hatte sich mit seinen übrigen Landsleuten dem Kaiser Basilius unterworfen, und war von ihm zum Patricier gemacht worden. Von einigen Einwohnern der Stadt Theodosiopolis, über welche er von dem Kaiser Basilius zum Befehlshaber gesetzt worden war, ward er einiger Vergehen beschuldigt. Hierauf bewog Johannes Kutzomytes, ein Befehlshaber, der einen unversöhnlichen Haß wider den Alusianus hegte, nicht nur den Kaiser, daß er ihm den Hof verbot, sondern nöthigte ihn auch, daß er noch vor Untersuchung der Sache eine große Summe Geldes zahlen mußte. Johannes brachte den Alusianus dadurch auf das Äußerste, daß er die Beischläferin desselben, in die er (Johannes) verliebt war, schändete. Da Alusianus nicht wußte, wie weit der Kaiser auf das Anstiften des Johannes seinen Unwillen gegen ihn treiben würde, so entwich er heimlich aus Constantinopel, und rettete sich, von einem Armenier begleitet, nach Ostrobus[8]), wo König Peter mit seinem Heere das Lager aufgeschlagen hatte. Zu Peter's großem Befremden empfingen die Soldaten und das Volk den Alusianus mit den größten Freudenbezeigungen. Weil dieser wirklich von dem königlichen Geschlechte abstammte, so erweckte seine Ankunft bei Peter nicht wenig Argwohn. Er verbarg diesen jedoch und stellte sich, als wenn die Ankunft des Alusianus ihm ebenso angenehm, als den übrigen wäre, und erbot sich, um sich bei dem Volke einzuschmeicheln, die Oberherrschaft mit Alusianus zu theilen. Dieser nahm das Anerbieten und Peter ihn zum Reichsgehilfen an, als welcher er nun auch bei Jedermann galt. Er ward von Peter mit 40,000 Mann zur Belagerung Thessalonica's abgesandt. Der dem Kaiser nahe verwandte Patricier Constantin leistete die tapferste Gegenwehr. Daher mußte Alusianus, nachdem er die Wälle sechs Tage mit Werkzeugen aller Art beschossen und verschiedene Stürme versucht hatte, die Bestürmung in eine enge Einschließung verwandeln. Durch sie hoffte er die Besatzung bald zu nöthigen, daß sie sich aus Hunger ergeben müßte. Die Belagerten thaten jedoch einen unvermutheten allgemeinen Ausfall, und tödteten 15,000 Bulgaren. So wurden die übrigen gezwungen die Belagerung aufzugeben und sich auf das Eiligste zurückzuziehen. Dieser Verlust trug zur Vermehrung der Eifersucht bei, welche beide Fürsten schon gegen einander geschöpft hatten. Ungeachtet Alusianus sich bei dieser Gelegenheit auf eine ausnehmende Weise hervorgethan hatte, so schrieb doch Peter das Unglück einer Verrätherei zu, indem er vorgab, Alusianus habe eine heimliche Kundschaft mit den Römern unterhalten. Aus dem erlittenen Verluste konnte Alusianus folgern und sich vorstellen, daß sein Reichsgehilfe die erste Gelegenheit ergreifen, und das Volk und die Soldaten wider ihn aufhetzen würde. Jeder der beiden Fürsten begann auf den Untergang des andern zu sinnen. Alusianus kam jedoch Peter'n zuvor, lud ihn zu einem Gastmahle ein, machte ihn daselbst betrunken und ließ ihm darauf die Augen ausstechen. Bedacht nun auf seine eigene Sicherheit und die veränderliche Gemüthsart der Bulgaren wohl kennend, schrieb Alusianus an den Kaiser Michael und erbot sich, sich ihm zu unterwerfen, wenn er ihm verzeihen und ihm eine diesem Dienste angemessene Belohnung zugestehen wolle. Des Alusianus Freunde erlangten bei dem Kaiser, der dessen Anerbieten annahm, die Begnadigung. Der Kaiser erhob ihn zur Würde eines Magisters und lud ihn nach Constantinopel ein, wohin er auch zurückkehrte. Bereits hatte der Kaiser den Beschluß gefaßt, in Person nach Bulgarien zu rücken, und die Aufrührer mit der gesammten Macht seines Reiches anzugreifen, denn es würde sonst, sagte er, eine Schande für ihn sein, wenn ein Theil des Reiches verloren gehen sollte, da er dasselbe noch auf keinerlei Weise vermehrt habe. Nachdem Alusianus sich unterworfen hatte und nach Constantinopel zurückgekehrt war, führte Kaiser Michael, obgleich er von der Wassersucht schrecklich geplagt wurde, ohne Zeitverlust das Heer nach Bulgarien, denn er wollte sich die günstige Gelegenheit, da jetzt die Aufrührer ohne Anführer waren, nicht entgehen lassen, und man konnte deshalb, ungeachtet seine Krankheit so gefährlich war, daß man jeden Tag für das Ende seines Lebens hielt, ihn auf keinerlei Weise bewegen, die Unternehmung aufzugeben. Der geblendete König Peter gerieth sogleich bei dem ersten Einfall des Kaisers in

8) Cedrenus sagt: Ἐν Ὀστρόβῳ διασώζεται, welches, wie Semmler (zur Übersetzung der allgem. Welth. 17. Th. S. 592) bemerkt, ein Schloß und eine anliegende Gegend ausdrücken möchte.

Bulgarien in dessen Gewalt, und ward von ihm ohne Verzug nach Thessalonica geschickt. Dann drang Kaiser Michael tiefer in das Land hinein, zerstreute diejenigen Bulgaren, welche sich zusammenziehen wollten, ließ sich von den Vornehmsten des Landes huldigen, bekam den Manuel Ibatzes, der sich durch einen Sieg über den Kaiser Basilius berühmt gemacht hatte, gefangen, und zog mit ihm und dem Könige Peter im Triumph in der kaiserlichen Hauptstadt ein [9]).

3) **Peter, Kalopetros, Schön-Peter**, der schöne Peter geheißen, König der Walachen [10]) im Hämus und der Bulgaren, errichtete mit seinem Bruder Asan ein neues walachisch-bulgarisches Reich, wozu das Benehmen des Kaisers Isaacius Angelus Veranlassung gab. Er machte nämlich sich und den Römern die Bewohner des Gebirges Hämus, welche vordem Mysier hießen, und damals Wlachen genannt wurden, zu erbitterten Feinden. Auf ihre Engpässe und Festungen, deren sie Viele auf steilen Felsen hatten, vertrauend, bekümmerten sie sich schon sonst wenig um die Römer. Jetzt (im J. 1185) durch Hinwegtreibung ihres Viehes und andere Erpressungen und Plackereien aufgebracht, gingen sie zu offenem Abfall über. Die Urheber und Anführer waren zwei Brüder aus dieser Völkerschaft, nämlich Peter und Asan. Damit sie nicht ohne Ursache sich zu empören schienen, begaben sie sich zum Kaiser, welcher sich in Cypselli aufhielt, und foderten, daß sie unter das römische Heer aufgenommen und ihnen ein auf dem Hämus gelegenes Landgut von nicht großen Einkünften angewiesen würde. Aber sie erlangten ihre Bitte nicht. Sie murmelten daher als Verachtete und wie solche, deren Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, ließen sich ein hitziges Wort entschlüpfen, welches auf Abfall hinwies, und deuteten an, wessen sie sich, wenn sie nach Hause gekommen, erkühnen würden. Besonders Asan, als der Keckere und Grimmigere, zeigte Unverschämtheit. Wegen derselben ward er auf Befehl des Sebastokrators Johannes in das Antlitz geschlagen. Auf diese Weise wurden sie nicht nur unverrichteter Sache, sondern auch durch schmähliche Behandlung gereizt nach Hause entlassen. Sie wütheten nun gegen die Römer. Da die Walachen Anfangs von dem Abfalle von dem Kaiser, zu welchem Peter und Asan sie antrieben, durch die Schwierigkeit der Sachen abgeschreckt wurden, so ließen die genannten Brüder, um ihren Landsleuten die Furcht zu benehmen, ein Haus im Namen des ausgezeichneten Blutzeugen Demetrius bauen. In dasselbe brachten sie viele vom Dämon Ergriffene beiderlei Geschlechts zusammen, welche mit blutrothen und verdrehten Augen alles genau ausdrückten, was diese Art Menschen Eigenthümliches hat, und lehrten sie in der Raserei oder Begeisterung sprechen, es habe Gott beschlossen, daß das Geschlecht der Bulgaren und Walachen nach Abschüttelung des Joches die Freiheit erlangen solle. Deshalb habe der Blutzeuge Christi Demetrius die Metropolis Thessalonica und den Tempel und den Aufenthalt bei den Römern verlassen, und sei zu ihnen gekommen, um ihnen in diesem Werke beizustehen. Nachdem jene von Raserei Ergriffenen kurze Zeit innegehalten und mehr Begeisterung gesammelt, riesen sie wie von der Gottheit angehaucht: Nicht länger dürfe Unthätigkeit statt haben, sondern man müsse die Waffen ergreifen und die Römer anfallen; und die, welche in dem Kriege gefangen würden, dürften nicht am Leben erhalten oder verkauft, sondern müßten ohne Erbarmen erschlagen werden, und Bitten und Lösegeld müssen verschmähet, und man durch kein Flehen mehr als ein Stein bewegt werden. Durch solche Weissager und Weissagerinnen ward das ganze Volk in Bewegung gebracht. Die Walachen ergriffen demnach die Waffen, und da der Anfang der Empörung einen glücklichen Erfolg hatte, so glaubten sie um so mehr, daß Gott an ihrer Freiheit ein Wohlgefallen habe. Sie begnügten sich aber mit derselben nicht, sondern streiften in die von dem Hämus entfernten Orte. Der eine der Brüder, Peter, umwand sein Haupt mit einem goldenen Kranze, und legte an seine Füße scharlachrothe Schuhe. Sie griffen die Peristhlaba, die größte Stadt auf dem Hämus, an. Als sie jedoch sahen, daß ihre Einnahme mit vieler Gefahr verbunden sei, gingen sie an derselben vorüber, stiegen den Hämus herab, griffen die andern römischen Städte plötzlich an, und führten viele freie Römer, und viele Rinder, und eine große Menge anderes Vieh hinweg. Als Kaiser Isaak gegen sie zu Felde zog und sich nahte, verbargen sie sich in enge und unzugängliche Orte und leisteten lange Widerstand. Endlich benutzten die Römer eine unerwartet eintretende Finsterniß zu einem heimlichen Überfall der einen solchen in Engen des Gebirges nicht ahnenden Walachen. Diese in Schrecken gesetzt zerstreuten sich. Die Urheber der Empörung und des Krieges, Peter und Asan, setzten über die Donau und begaben sich zu den benachbarten Scythen. Der Kaiser durchstreifte von Niemandem gehindert ganz Mysien. Die vielen und meistens auf steilen Felsen im Hämus befindlichen Festungen hätte er besetzen können, unterließ es jedoch, begnügte sich, die Getreidehaufen zu verbrennen, und ging durch die erdichteten Worte der flehentlich bittenden Walachen getäuscht sogleich zurück. Diese traten daher, weil er eigentlich nichts ausgerichtet hatte, gegen die Römer nur noch kühner auf. Peter und Asan kamen mit ihrer Schar Freunde, mit der sie über die Donau gegangen waren, zurück, brachten eine ansehnliche Zahl Scythen als Hilfstruppen mit in ihr Vaterland, welches sie leer an Römern fanden. Sie begnügten sich mit der Rettung und der Herrschaft Mysiens nicht, sondern ver-

---

9) *Cedrenus* p. 210. 214. *Zonaras* p. 353—360. 10) Über die Walachen oder Wlachen im Hämus, die berühmtesten der thracischen Walachen, deren König Peter war, s. Thunmann's Untersuchungen der östlichen europäischen Völker. I. Th. S. 354. 355. Über denselben König Peter und seinen Bruder Asan als Stifter eines neuen walachisch-bulgarischen Reichs vergl. a. a. O. S. 109 und Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens. S. 20. 21. Als Kaiser Friedrich I. auf seinem Kreuzzuge im J. 1189 nach Nissa kam, erboten sich die Fürsten dieses Gebietes, dem Kaiser Friedrich I., den Beistand ihrer Freunde und Bundesgenossen, der beiden Brüder Kalopeter und Asan, welche in der Bulgarei und Thracien auf gleiche Weise, wie sie, die Unabhängigkeit sich erworben, zu verschaffen. Vergl. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. 4. Th. S. 65.

einigten die Macht der Mysier und der Bulgaren, wie es vor Alters gewesen war. Wäre der Kaiser, wie das erste Mal, persönlich zu Felde gezogen, so wäre der Krieg vielleicht glücklich beendigt worden. Aber er ließ ihn durch seinen Vaterbruder, den Sebastokrator Johannes, führen. Zwar befehligte dieser das Heer mit großer Einsicht und Bedachtsamkeit, und brachte dem Feinde, welcher seine Truppen in eins zusammengezogen hatte und auf die Ebene herabgestiegen war, keine geringen Verluste bei. Aber der Kaiser schöpfte gegen ihn Argwohn, daß er nach dem Kaiserthrone strebe, und rief ihn zurück. Die Heerführung erhielt Johannes Kantakuzenus, der Schwager des Kaisers, zwar ein tapferer Mann, aber zu kühn und anmaßend. Da die Walachen und ihre Verbündeten die Ebene vermieden und sich auf dem Gebirge hielten, so glaubte der Cäsar nicht, daß sie dieses thäten, um wieder Kräfte zu sammeln und einen desto sicherern Aufenthaltsort zu haben, sondern legte es ihnen als Feigheit aus: Er schlug das Lager mitten auf der Ebene auf, befestigte es nicht durch einen Wall, noch hielt er auf sorgfältige Vorposten und Nachtwachen. Daher ward er des Nachts von den Feinden überfallen, und rettete sich kaum, und das Heer erlitt auf vielerlei Art Verluste, denn ein Theil von ihnen ward in den Zelten liegend von den Gegnern erschlagen, ein anderer unbewaffnet auf der Flucht gefangen. Diejenigen, welche bis zum Zelte des Cäsars geflohen waren, wurden von diesem wie Verräther durch Schmähungen mishandelt. Er selbst stieg bewaffnet auf ein arabisches Roß, nahm den Schild, stürzte sich mit dem Rufe: „Folgt mir!" in die dichten Haufen der Feinde. Aber er konnte, da er durch Andronicus der Augen beraubt worden war, nicht sehen, und wußte nicht, wohin er ritt, oder was im Lager geschah. So wurden die Römer besiegt und flohen, alle Zelte wurden von den Siegern geplündert, die Fahnen und die goldenen mit rostbrauner Farbe punktirten Kleider des Cäsars genommen. Dieselben thaten Peter und Asan an, zogen vor ihrem Heere her und schlugen ihre Zelte auf der Ebene auf. Der Cäsar Johannes Kantakuzenus verlor die Oberbefehlshaberstelle, und den Befehl über das ganze Heer erhielt Branas Alexius, ein Mann von großem Geist, und der größte Feldherr seiner Zeit. Dieser schlug das Lager nicht dreist auf, sondern mit Überlegung und Vorsicht, rückte mit in Schlachtordnung gestelltem Heere vor, und war darauf bedacht, sowol dem Feinde Abbruch zu thun, als auch alle seine Truppen ungefährdet zu erhalten. So ging er durch viele Engpässe, und gelangte an den Ort, der Melas Bunos oder Niger tumulus hieß. Hier schlug er sein Lager auf, und befestigte es mit einem Walle, und alle hofften einen siegreichen Feldzug gegen Peter und Asan. Aber Branas trug zu großes Verlangen nach der Kaiserkrone, und glaubte sein Vorhaben mittels der teutschen Hilfstruppen, mit welchen er als Heerführer vom Kaiser Isaacius nach Sicilien gesandt worden war, ausführen zu können. Er ging nach Adrianopel, seinem Geburtsort, und ließ sich zum Kaiser ausrufen, zog vor Constantinopel, und verlor (1186) in der Schlacht gegen den Kaiser Isaacius das Leben. Viele Anhänger des Branas, welche sich zu Peter und Asan begaben, wurden in Kurzem durch kaiserliche Briefe zurückberufen. Kaiser Isaacius, welcher bedauerte, daß er, als er das erste Mal in Mysien eindrang, den Krieg nicht recht geführt hatte, sondern hinweggeeilt war, als wenn Geschosse der Feinde ihn dazu nöthigten, und keine Castelle mit römischer Besatzung besetzt, noch Söhne der Landesbewohner als Geiseln genommen hatte, beschloß (1187) die Walachen von neuem zu bekriegen. Aber er zog nur mit wenig Truppen, die eben sich vorfanden, zu Felde, denn er hatte gehört, daß die Feinde nicht mehr auf den Bergen und Hügeln sich aufhielten, sondern skythische Hilfsvölker herbeigeholt und in der Gegend von Agathopolis ihr Lager aufgeschlagen und jene Orte verwüsteten und großen Schaden stifteten. Während indessen die übrigen Legionen erst noch zusammenberufen wurden, war der Kaiser selbst genöthigt in das Feld zu eilen, um den unerwarteten Einfall der Feinde zu unterdrücken und die Seinigen zum zweiten walachischen Kriege desto folgsamer zu machen, wenn er selbst bewaffnet auf dem Schlachtrosse gesehen würde. Als er nach Taurokomos in der Nähe von Adrianopel gelangte, wartete er, bis die Truppen zusammenkämen, und entbot auch dem Cäsar Konrad, Markgrafen von Monferrato, daß er ohne Verzug aus Constantinopel gehen und zu ihm stoßen möchte. Aber Konrad setzte seinen Kreuzzug fort, und begab sich nach Palästina, wo er durch einen Assassinen getödtet ward. Der Kaiser Isaacius ging mit 2000 erlesenen Männern, welchen er Waffen und schnelle Rosse gab, von Taurokomos gegen die Feinde, während er alles Gepäck und den Troß nach Adrianopel sandte. Während dessen verkündeten die Späher, daß die Walachen die um Lardea gelegenen Orte verwüsteten, viele Menschen erschlagen, nicht weniger gefangen hätten, und im Begriffe wären, mit sehr großer Beute hinwegzugehen. Der Kaiser brach bei dieser Nachricht des Nachts auf. Als er nach Basterná gelangte und hier die Feinde nicht erschienen, erquickte er das Heer durch Ruhe. Nach drei Tagen nahm er den Weg nach Berroe hin. Kaum war er vier Parasangen weit vorgerückt, als er die Nachricht erhielt, daß die Feinde in der Nähe seien, und von da mit der Beute langsam zurückkehrten, weil sie keinen Feind getroffen und mit Beute beladen seien. Der Kaiser rückte nun in Schlachtordnung dahin. Als die Skythen und Walachen das römische Heer erblickten, übergaben sie die Beute einigen Scharen, und hießen sie auf dem kürzesten Weg auf die Berghöhen zu eilen. Die übrigen versammelten sich auf Haufen, empfingen unerschrocken die zu Rosse sitzenden Römer, schossen Pfeile auf sie und griffen sie mit den Spießen an. Kurz darauf aber verwandelten sie den Angriff in Flucht, reizten die Gegner, sie zu verfolgen, kehrten sich jedoch rasch wie Vögel wieder um, und kämpften viel stärker. Diese ihre vaterländische Kampfweise wiederholten sie oft, unterließen sie jedoch, als sie bereits die Oberhand gewonnen hatten. Nun zogen sie die Schwerter, stürzten mit furchtbarem Geschrei auf die Römer, erschlugen die Kämpfenden und

Fliehenden, und würden den größten und entschiedensten Sieg gewonnen haben, wenn der Kaiser nicht mit seiner Phalanx, die noch unversehrt war, hinzugekommen wäre, und die Feinde dadurch in Schrecken gesetzt hätte, daß sie glaubten, es wäre ein größeres Heer. Er entriß den Feinden nur einen kleinen Theil der Gefangenen, unterließ den unternommenen Zug und ging nach Adrianopel. Aber weil die Feinde nicht ruhten, zog er wieder nach Berroe, und that durch erfahrene Heerführer, theils durch eigene Heerführung den Streifereien der Walachen und Skythen Einhalt. Obgleich diese die Römer scheuten und die Gegenwart des Kaisers fürchteten, so machten sie doch heimliche Nachstellungen, indem sie so streiften, daß sie nach dem Kampfe begierig und ihn sogleich zu erwarten schienen, und doch anderswohin gingen und keine Gelegenheit unbenutzt ließen. Wenn der Kaiser, um ihnen Einhalt zu thun, nach Adrianopel eilte, so verwüsteten sie die Philippopolis zunächst liegenden Dörfer und Flecken. Wenn er der Gegend, die litt, zu Hilfe eilte, so fielen sie dort ein, wo der Kaiser hinweggegangen war. Dieses führte der eine der Brüder Asan, ein durch Geist und Thätigkeit bei gefährlichen Dingen ausgezeichneter Mann, aus. Als daher der Kaiser beschlossen hatte, von neuem in Zagora einzudringen, und zu versuchen, ob er die Mysier nöthigen könnte, sich zu ergeben, ging er von Philippopolis nach Triadiza, denn er hatte gehört, daß von da der Hämus leicht zugänglich sei, und dort zureichendes Wasser und Futter für die Lastthiere sich finde. Weil aber der Winter bevorstand und die dichtesten Schneefälle nicht blos die Erde bedeckten und die Thäler ausfüllten, sondern auch die Hausthüren versperrten, so verschob er diese Unternehmung bis auf den nächsten Frühling, ließ das Heer in jener Provinz überwintern, und begab sich mit einer leichten Schar nach Constantinopel. Zu Anfange des Frühlings (1188) zog er wieder gegen die Mysier zu Felde, und brachte drei ganze Monate unter der größten Anstrengung über der Belagerung des Schlosses Lobizi zu, ohne es jedoch erobern zu können. Er ging in Beziehung auf die Unterwerfung der Walachen im Ganzen unverrichteter Sache zurück, wiewol er die Gemahlin Asan's zur Gefangenen gemacht und Johannes, den Bruder desselben, als Geisel erhalten hatte [11]). Nicetas sagt nicht, ob ein Waffenstillstand zwischen dem Könige Peter und dem Kaiser Isaacius geschlossen worden. Gleichwol finden wir sowol die Bulgaren, als auch den Kaiser in feindlicher Gesinnung gegen den Kaiser Friedrich I., als dieser auf seinem Kreuzzuge durch ihre Länder kam. Sie können diese Feindseligkeiten gegen Friedrich's I. Heer verübt haben, ohne Verbündete zu sein, und unabhängig von einander gehandelt haben, wie aus Folgendem zu erhellen scheint. Als der Kaiser Friedrich den 23. Juli 1189 nach Nissa kam, erboten sich die Fürsten dieses Gebietes, ihr Land, falls Kaiser Friedrich sie mit gewaffneter Hand gegen die Griechen schützen wollte, von ihm als Lehen zu nehmen und ihm gegen jeden seiner Feinde zu helfen, sowie auch den Beistand ihrer Freunde und Bundesgenossen, Kalopeter und Asan, ihm zu verschaffen. Der Kaiser wies jedoch ihre Anträge wegen eines Krieges gegen den Kaiser Isaacius als mit seinem Gelübde sowol als dem den Griechen zugesicherten und beschworenen Frieden unverträglich zurück [12]). Den 30. Juli 1189 betrat das Pilgerheer die Grenze Bulgariens. Die Bulgaren hatten den Kreuzfahrern durch drei Mauern, von denen jede besonders errichtet war, den Weg verbaut, indem sie glaubten, daß sie die Kreuzfahrer in sie verwickelt ohne Gefahr erschlagen könnten [13]). Diese Engpässe nannte man Clausuren. Den 30. Juli 1189 bahnten sich die Kreuzfahrer durch die erste Clausur den Weg mit dem Schwerte, indem sie die bewaffneten Scharen der sich ihnen entgegenstellenden Bulgaren zurückdrängten und die den Engpaß versperrenden Mauern und Verhacke zerstörten. Bei diesem Kampfe sank der edle Ritter von Hals in den Tod, viele andere Ritter und Knechte wurden schwer verwundet. Die Bulgaren plünderten viele Wagen des Bischofs von Passau und des Herzogs von Meran. Außer den drei Clausuren vertheidigten die Bulgaren fast jedes Thal, und das Kreuzheer mußte es ihnen mit Gewalt entreißen. Wenn eine Schar desselben den Weg erzwungen hatte, so sammelten sich häufig die Bulgaren schnell unter dem Schutze der Gebirge wieder, und fielen über die nachfolgende Schar her und fügten ihr Schaden zu. Als die Ungarn und Böhmen sich durch die zweite von einem von Felsen umgebenen engen und waldigen Thale gebildete Clausur [14]) den Weg gebahnt hatten, und auch die Schar des Herzogs Friedrich von Schwaben schon größtentheils ohne andern Schaden als den Verlust einiges von den Bulgaren hingetriebenen Viehes durchzogen war: so benutzten die Bulgaren die Sorglosigkeit des letzten Haufens dieser Schar, und überfielen die Leute des Bischofs Dietbald von Passau und des Herzogs Bertholb von Meran mit der größten Heftigkeit und furchtbarem Geschrei. Der Bischof Dietbald von Passau war mit zwölf Bepanzerten voraus geritten. Plötzlich griffen zwei Söhne des Grafen jenes Landes mit 100 Genossen sie tapfer und kühn an, und kämpften mit ihnen mit Wurfspießen und Schwertern, und zersprengten sie. Die Kreuzfahrer ergriffen die Flucht. Diese wehrte jedoch Herzog Bertholb von Meran, indem er selbst sein Banner erhob, mitten unter die Feinde eindrang und sie zurückdrängte. Mehr als 40

11) *Nicetae* Hist. Isacii Angelii. Lib. I. ex edit. *Fabroti*. p. 236–240. 249. Lib. II. p. 253—255.

12) *Anonymus*, Narratio de expedit. Asiatica Friderici ap. *Canisium*, Thesaur. Monument. ecclesiast. et histor. (Antw. [Amst.] 1725. T. I. p. 508. 13) *Godefredi* Monachi Annales ap. *Freherum*, Germ. Rer. Script. T. I. p. 255. 14) Der Bischof Dietbald von Passau schreibt es dem Einflusse des Herzogs von Brandiza zu, daß die Kreuzfahrer die zweite Clausur versperrt fanden, indem er bemerkt: Pridie Non. Augusti ad secundam clausuram venimus, quae lapidibus, lignis, loci natura multum munita fuit, ibi magnam praedonum et latronum turbam collectam offendimus, sicut Dux Brundusii (d. h. Brandiza's), qui nos fraudulenter praecesserat, ordinavit. *Dietpoldi Pataviensis Episcopi ad Luipoldum Austriae Ducem Epistola* ap. *Tagenonem, Decanum Pataviensem*, Descriptio Expeditionis Asiaticae in Turcas Friderici Imp. ap. *Freherum* l. c. T. I. App. p. 7.

Bulgaren wurden verwundet. Aus ihren Schlupfwinkeln wurden 24 davon durch die Kreuzfahrer gezogen, an Roßschweife gebunden in das Lager der Kreuzfahrer gebracht und dort mit den Füßen aufgehängt. Als die Kreuzfahrer den 11. August nach Stralitzium kamen, fanden sie daselbst fast keinen Menschen. Die Bewohner dieses Landes waren, wie der Bischof Dietbald von Passau sagt, auf Befehl des Herzogs von Branditza auf die Gebirge dieses Landes gestiegen, und hatten alle Lebensmittel mit sich genommen. Wegen Mangels an Wein ward das Kreuzheer sehr schwach. Auch auf Anordnung des Herzogs von Branditza, welcher den Kreuzfahrern trügerisch vorausgegangen, war, wie Dietbald bemerkt, die zweite Clausur, welche die Kreuzfahrer den 4. Aug. 1189 erzwangen, gesperrt und besetzt worden. Den 16. August kamen die Kreuzbrüder an die dritte Clausur, welche Griechen besetzt hatten. Sie flohen bei dem Anblicke des Kreuzheeres [15]), standen also den Bulgaren an Tapferkeit weit nach. Auch die Walachen waren im Betreff derselben den Griechen voraus. Deshalb konnten diese dem Könige Peter nicht widerstehen [16]). Die Walachen verwüsteten in Verbindung mit den Komanen die römischen Provinzen. Der Kaiser zog wiederum (im J. 1190) zu Felde, ging vor Anchialum vorüber, und kam durch Umwege auf den Hämus. Er beschränkte aber die Dauer seines Feldzuges auf zwei Monate, da er nichts seiner kaiserlichen Gegenwart Würdiges ausführen konnte, denn er fand die mit neuen Thürmen versehenen Castelle und Städte viel befestigter, und ihre Vertheidiger waren gewandt und hurtig, wie Gemsen auf den Felsen. Auch weil er den Einfall der Skythen, da die Zeit über die Donau zu setzen günstig war, fürchtete, wollte er nicht weilen. Er ging aber nicht denselben Weg, den er gekommen war, zurück, sondern nahm einen kürzeren, welcher durch angenehme Thäler nach Berroe führte, und verlor den größten Theil des Heeres und wäre beinahe selbst umgekommen, denn während er hätte auf einem Wege, der weit genug für die Reiterei war, einherziehen sollen, drängte er sich und sein Heer in Engpässe und Bergschluchten, wo ein kleiner Gießbach floß. Voraus gingen der Protostrator Manuel Kamytzes und Isaacius Komnenus, der Schwiegersohn des nachmaligen Kaisers Alexius. Die Heerschar schloß Sebastokrator Johannes Dukas, der Vatersbruder des Kaisers Isaacius. Die Phalanx in der Mitte, vor welcher das Gepäck ging, hatten der Kaiser Isaacius selbst und sein Bruder Alexius. Die Walachen zeigten sich auf beiden Seiten der engen Stellen. Aus denselben entkamen die vorausgegangenen Legionen ohne Kampf, weil die Walachen noch nicht bis dahin gelangt waren, und es für vortheilhaft erkannt hatten, die Vordersten unbeachtet zu lassen, und die Phalanx in der Mitte, in welcher der Kaiser und seine Diener und der übrige Adel sich befanden, anzugreifen. Als der Kaiser in den engen Stellen, welche keinen Raum zur Flucht ließen, weit vorgegangen war, erhoben die Walachen den stürmischen Kampf. Das römische Fußvolk wollte sich nicht einschließen lassen, strebte in die Höhe und drängte die von den Berggipfeln herabsteigenden Walachen mit Anstrengung und Gefahr zurück. Da ihnen aber durch die Menge der Geschosse und durch die herabgewälzten Felsen zugesetzt ward, begaben sie sich allmälich, und Anfangs, als wenn sie es sich nicht wollten merken lassen, auf die Flucht, bis die Walachen nach und nach mit mehr Erfolg und heftigerem Angriff eindrangen. Jetzt flohen die Römer ohne Rückhalt, jeder war nur auf seine Rettung bedacht, und sie wurden von den Walachen gleichsam hingeschlachtet, ohne daß sich einer wehrte. Der Kaiser, gleichsam mitten in die Netze verwickelt, versuchte oft, die auf ihn eindringenden Walachen zurückzuschlagen, aber ohne Erfolg, und verlor selbst seine Kopfbedeckung dabei. Da er aber von den tapfersten Männern umgeben war, so bahnten ihm diese einen Weg durch das Getümmel und er entkam. Der Sebastokrator Johannes Dukas entschlüpfte mittels eines guten Wegweisers auf einem andern Wege. Der Kaiser ging über Cremis und Berroe nach Constantinopel zurück, und ließ die falsche Nachricht verbreiten, daß er die Feinde geschlagen habe. Durch das stete Siegen über die Römer wurden die Walachen übermüthig, durch die Beute, welche sie den Römern abnahmen, erlangten sie Reichthümer und Waffen aller Art, und konnten nun auf keine Weise im Zaume gehalten werden. Sie plünderten nun schon nicht mehr allein Landgüter und Felder, sondern griffen auch befestigte Städte an. Sie verwüsteten Anchialum, bezwangen Varna, zerstörten den größten Theil von Triaditza [17]), vertrieben die Einwohner aus Stumpium, und schleppten aus Nisus große Beute an Menschen und Vieh hinweg. Der Kaiser Isaacius, von allen Seiten wie von einem Bienenschwarm umgeben, wußte nicht, wem er zuerst und wem er nachher helfen sollte. Er vertheilte daher das Heer unter Befehlshaber, stellte Varna wieder her, und befestigte Anchialum und deckte es durch Besatzung. Dennoch gewannen die Feinde von neuem die Oberhand. Er ging selbst auch nach der Herbstnachtgleiche (1193) in die Provinz von Philippopolis und hinderte die Einfälle der Walachen und Skythen. Er griff auch den Supan der Serbier an, gewann an der Morawa einen Sieg, ging vor Nisus vorüber, zog an die Sau, und besuchte seinen Schwiegervater, den König Bela von Ungarn, kehrte dann nach Philippopolis zurück und von da nach Constantinopel. Er vermied jedoch bei diesem Zuge den Hämus. Als Gubernator der Provinz von Philippopolis, welche durch die Einfälle der Walachen am meisten litt, sandte er seinen Geschwisterkindsvetter Constantinus mit der Oberbefehlshaberstelle über das Heer bekleidet ab. Dieser thatkräftige Jüngling gewöhnte dasselbe, ihn zu fürchten und ihm auf den Wink zu gehorchen. Daher scheuten die Wala-

15) Dietpold S. 7. 16) Niketas (Hist. Alexii Comneni Lib. I. p. 303) bemerkt, keiner von den Ihrigen (den Römern oder den römischen Feldherren) habe Peter'n widerstehen können, sondern die Gegner (Peter und seine Leute) haben sehr viele Jahre hindurch so viele und so große Siege erlangt, und die Römer keinen.

17) Das alte Sardica.

chen ihn mehr, als den Kaiser, und Petrus und Asan, welche oft das Gebiet von Philippopolis und Berroe plündern wollten, täuschten den Constantinus nicht. Er folgte ihnen auf dem Fuße und griff ihre Heerschar an, und sie machten nicht mehr so häufige Streifereien. Diese Erfolge wandte Constantinus nicht zum Heile des Kaiserreichs an, sondern sie erweckten in ihm den Gedanken, sich desselben zu bemächtigen. Er warf sich zum Kaiser auf, ward aber von seinem Schwager, dem Großdomesticus des Occidents, Basilius Batatzes, verhöhnt, und von den Soldaten verrathen und geblendet. Die Walachen wurden über den Sturz des Constantinus so erfreut, die Brüder Peter und Asan frohlockten darüber so sehr, als wenn er sich des Reiches ihres Volkes angemaßt gehabt hätte. So verhöhnten sie das Kaiserreich der Römer, mit welchem es immer schlechter ging. Sie erflehten dem Hause der Angeler [18]) ein lange währendes Kaiserreich, und baten Gott, daß diese wo möglich niemals sterben noch jemals als Privatleute leben möchten. Als Grund fügten Peter und Asan gleichsam wie einen Orakelspruch hinzu, daß, so lange die Angeler regieren würden, das Reich der Walachen großen Zuwachs haben, und mit fremden Provinzen und Städten vermehrt werden und ihrem Schooße Fürsten und Anführer entsprießen würden. Voll Zuversicht zogen sie mit der skythischen Heerschar aus, irgend ein Schloß zu zertrümmern, oder Flecken zu plündern oder Städte zu zerstören, und plünderten alles, was sie auf ihrem Wege fanden; ein Mal griffen sie Philippopolis an, ein ander Mal stellten sie Sardica nach, wieder ein ander Mal zogen sie gegen Adrianopel. Die Römer kämpften zu saumselig mit ihnen, und wenn sie einmal sich zur Schlacht stellten, und sie hielten, so schadeten sie den Feinden wenig. Alexius Guido, der Anführer der orientalischen, und Basilius Batatzes, der Anführer der occidentalischen Legionen, kämpften mit den Walachen und ihren Verbündeten, den Skythen, bei Arkadiopolis. Guido verlor den größten Theil seiner Truppen und floh. Basilius kam mit den Seinigen um. Hierdurch ward der Kaiser Isaacius so erschüttert, daß er beschloß (im J. 1193) in Person gegen die Walachen von neuem zu Felde zu ziehen. Überall wurden römische Legionen gesammelt und conscribirt. Auch bat er seinen Schwiegervater, den König von Ungarn, um Beistand, und erhielt von ihm das Versprechen, daß er ihm Hilfstruppen über Bidyna schicken wollte. Isaacius faßte den festen Vorsatz, dieses Mal nicht eher aus dem Feldzuge gegen die bisher siegreichen Walachen zurückzukehren, bis seine Unternehmung einen guten Erfolg erlangt hätte. Aber vergebens ward er vor den Nachstellungen seines Bruders Alexius gewarnt, und von diesem des Reiches und der Augen beraubt. Als Alexius den Kaiserthron bestiegen, schickte er (im J. 1195) Gesandte an Peter und Asan, und suchte mit den Walachen Frieden zu schließen. Aber wegen der stolzen und trotzigen Antwort derselben und der den Römern gemachten unehrbaren Bedingungen war seine Bemühung erfolglos. Während aber der Kaiser im Orient sich aufhielt, fielen die Walachen in die bulgarischen Themata bei Serrá ein, besiegten eine römische Legion, beschädigten sowol sehr viele, als nahmen auch den Anführer der Römer selbst, den Alexius Aspietes, gefangen, und eroberten sehr viele Castelle, besetzten sie, und kehrten mit unermeßlicher Beute heim. Um zu verhüten, daß in Zukunft nicht wieder Ähnliches vorfiele, sandte der Kaiser seinen Schwiegersohn, den Sebastokrator Isaacius, mit gehörigen Truppen ab. Deshalb wurden die Walachen von Einigen ermahnt, daß sie nicht tollkühn und zuversichtlich die Römer anfallen, sondern auch an militairische Sorgfalt und List denken sollten, denn der Kaiser sei ein kriegerischer und ein weit vorzüglicherer Mann als sein Bruder. Asan antwortete und führte umständlich aus, daß der Ruf und die Vermuthung, bevor sie sich durch die That bewährt, trügerisch und Alexius Angelus wahrscheinlich seinen Blutsfreunden ähnlich sei, und also von ihm nicht viel zu erwarten sein werde. Daher müßten sie (Peter, Asan und seine Landsleute) ihre alte Kriegsweise befolgen, da sie es mit denselben entarteten Gegnern wie früher zu thun hätten; der Muth der Römer sei durch ihre (der Römer) Siege gebrochen. Durch diese und andere Vorstellungen regte Asan die Gemüther seiner Landsleute auf, und griff die Provinzen bei dem Strymon und Amphipolis mit größerer Grimmigkeit an. Da der Sebastokrator Isaacius, ein junger Mensch und wegen einer den Walachen jüngst beigebrachten Niederlage aufgeblasen, hörte, daß die Feinde in das Gebiet von Serrá einfielen, erforschte er ihre Stärke nicht erst durch Kundschafter, sondern ließ sogleich durch das Heerhorn das Zeichen zum Ausrücken geben, und sprengte an der Spitze seines Heeres daher, als wenn er zur Hirschjagd ritte. Als er 30 Stadien vorgerückt war, war die Reiterei und das Fußvolk durch die Anstrengung der Eile so ermüdet, daß es zur Zeit der Schlacht untauglich war. Als die Römer dem Lager der Feinde näher kamen, ward der größte Theil von Asan's Truppen in einen Hinterhalt vertheilt. Diese Kriegslist bemerkte Isaacius nicht, und drang mit der zuverlässigsten Hoffnung des Sieges mit unsinnigem Angriff auf die Gegner ein. Als jene jedoch aus dem Hinterhalte sich erhoben, ward er wie in Netze verwickelt, verlor viel von den Seinigen und ward endlich selbst von den Skythen gefangen. Durch diesen Sieg wurden die Walachen zur Ausübung der Einfälle und Beraubungen der römischen Provinzen noch muthiger gemacht, da keiner der Römer sich ihnen entgegen zu stellen wagte, sondern die, welche bei jener Niederlage nicht umgekommen, in wilder Flucht in die Stadt Serrá eilten. Auf Hoffnung eines sehr großen Lösegeldes suchten die Skythen den gefangenen Sebastokrator auf alle mögliche Weise zu verheimlichen, damit es Asan nicht erfahren möchte, und bemühten sich, den Gefangenen nach Skythien zu bringen. Da jedoch das Gerücht verbreitet hatte, daß der Anführer der Feinde gefangen sei, so ward er durch sorgfältig gehaltene Nachsuchung entdeckt und zu Asan geführt, und starb in den Fesseln in Mysien noch vor Asan's Tode, der sich nicht

18) Der Familie, aus welcher die Kaiser Isaacius Angelus und Alexius Angelus waren.

lange nach jenem Siege in der Gegend von Serrá nach Asan's Rückkehr nach Mysien auf diese Weise ereignete. Ein inniger Vertrauter Asan's, Namens Ibankus [19]), hatte mit der Schwester der Frau desselben in unerlaubtem Umgange gelebt. Als Asan diesen erfuhr, klagte er Anfangs seine Frau an, und verurtheilte sie zur Todesstrafe. Die Frau aber wußte diese durch ihre Reden von sich abzulenken. Asan wandte also seinen Zorn gegen den Ibankus, und beschied ihn sogleich in der Nacht zu ihm zu kommen. Wegen der ungewohnten Zeit verschob Ibankus sein Erscheinen bis auf den andern Tag, und berieth sich mit seinen Freunden. Sie riethen ihm, ein Schwert unter dem Kleide zu verbergen, für den Fall, daß der zornige Asan ihn angreifen wollte. Als Ibankus erschien, rief Asan sogleich nach seinem Schwerte. Ibankus kam ihm jedoch zuvor, durchbohrte ihn tödtlich, und entkam zu seinen Mitwissenden. Mit ihnen entwarf er den Plan, von Peter'n abzufallen, denn die Brüder des Erschlagenen, die übrigen Verwandten und Freunde desselben würden nicht ruhen; wenn die Sache nach ihrem Wunsche ausfiele, würden sie (Ibankus und dessen Anhänger) über diese Gegend und über ganz Mysien gerechter und billiger herrschen als Asan, und wollten nicht, wie er gethan, gegen alle mit dem Schwerte wüthen, und nicht alles, was der Zorn eingegeben, vollführen; würde die Sache anders gehen, und der Erfolg nicht ihren Rathschlägen entsprechen, so würden sie einen andern Weg einschlagen und ihr Heil dem Kaiser anvertrauen. Diese Beschlüsse faßten sie nicht nur in der Nacht noch, sondern zogen auch viele auf ihre Seite, und besetzten Ternobos, die am meisten befestigte und vorzüglichste Stadt auf dem Scheitel des Hämus, und widersetzten sich Peter'n. Sobald es Tag geworden, verbreitete sich das Gerücht von Asan's Tode nicht nur in Ternobos, sondern auch in entfernteren Orten. Da aber weder Peter des Ibankus durch Erstürmung habhaft werden, noch Ibankus Peter'n leicht auf längere Zeit widerstehen konnte, so beschloß jener diesen durch langwierige Belagerung zu bezwingen, und dieser hielt für räthlich, seine Zuflucht zu dem Kaiser der Römer zu nehmen, und mit dessen Hilfe den Gegnern zu widerstehen. Ibankus ließ dem Kaiser den Stand der Dinge auseinandersetzen, und ermahnte ihn, daß er einige Truppen senden möchte, damit sie sowol Ternobos in Empfang nehmen, als auch unter seinem (des Ibankus) Beistand ganz Mysien unterwerfen sollten. Der Kaiser sandte den Protostrator Manuel Kamytzes mit dem Oberbefehle ab. Als dieser mit seinen Truppen nach Philippopolis gezogen war und die Grenzen Mysiens kaum betreten hatte, ging er gegen Erwarten wieder zurück, denn die Soldaten erregten einen Aufstand, und fragten, wohin er sie führte und mit wem sie zu kämpfen hätten. Sind wir nicht, sagten sie, oft über diese Berghöhen gegangen, und haben wir nicht so wenig ausgerichtet, daß wir beinahe alle umgekommen sind? kehre also um, kehre um! und führe uns wieder nach Hause. Überdies von panischem Schrecken ergriffen, als wenn die Feinde hinter ihnen wären und Geschosse auf sie würfen, flohen sie in wilder Flucht. Als der Kaiser dieselbe Unternehmung mit einem größeren Heere wiederum versuchte, hatte die Sache wiederholt keinen Erfolg. Da also keiner der Römer mit den Walachen kämpfen wollte, und Peter's Macht wuchs und größere Truppen ihm zuströmten, so verzweifelte Ibankus an einem glücklichen Ausgange, floh heimlich aus Ternobos und ging zu dem Kaiser. So kam die Herrschaft über die Mysier wieder ganz an Peter. Aber auch er starb keines natürlichen Todes, sondern verlor kurz darauf von einem seiner Landsleute mit dem Degen durchbohrt das Leben. Die Herrschaft fiel nun an Johannes, den dritten Bruder, welchen Peter zum Reichsgehilfen angenommen hatte. Dieser war lange bei den Römern als Geisel gewesen, seit Kaiser Isaacius das zweite Mal gegen die Mysier die Waffen getragen hatte, war aber endlich durch die Flucht entwischt und nach Hause zurückgekehrt, und war in Plünderung und Befeindung der Römer nicht milder als sein Bruder Asan. Peter hinterließ den Ruhm, daß kein römischer Heerführer ihm hatte widerstehen können [20]).

(*Ferdinand Wachter.*)

19) Dieses brauchten die Walachen für Johannes.

20) *Nicetae* Hist. Isacii Angeli. Lib. III. p. 274 — 280. 286. Alexii Angeli Lib. I. p. 299—303. Lib. II. p. 334.

6) Könige von Castilien.

Peter, der Grausame, war der einzige König dieses Namens von Castilien und Leon, Königs Alfons XI. und Marien's von Portugal zweiter, aber nach dem frühzeitigen Tode seines ältern Bruders Ferdinand alleiniger, also nicht untergeschobener Sohn der Eleonore Nuñez von Guzman, wie Einige behaupten, obschon in unglückseliger Ehe, den 30. Aug. 1334 zu Burgos geboren worden. Seine Geburt erregte am Hofe und im ganzen Lande große Freude und veranlaßte öffentliche Festlichkeiten. In Mitte der älterlichen Zwistigkeiten wuchs Peter bei vernachlässigter Erziehung zu einem kräftigen, wohlgebauten Jüngling heran und stand in seinem 16. Jahre, als der Tod seines Vaters (s. diesen) ihn auf den castilischen Thron rief und ihm die Lenkung der Staatssachen unter dem Einflusse seiner Mutter und seines Erziehers, des Grafen Johann Alfons von Albuquerque, in die Hände gab. Die vom Vater angefangene Belagerung Gibraltars setzte er nicht fort, unterbrach auch den Krieg mit den Mauren ohne Abschluß einer Waffenruhe, verwahrte aber die Grenzorte vor Anfällen und übertrug dem Infanten Ferdinand von Aragonien die Aufsicht dieser Anstalten. Sodann ließ er auf Betrieb seiner Mutter deren Feindin, Eleonore Nuñez von Guzman, listiger Weise zur Haft bringen, an verschiedenen Orten nach einander einkerkern und endlich zu Talavera 1351 gewaltsam aus dem Wege räumen, wodurch er sich den Haß ihrer vier reichlich begabten Söhne, seiner Halbbrüder, zuzog. Eine zweite Erschütterung erregte die Entfernung mehrer Beamten aus ihren Stellen, weil sie der Königin Mutter zuwider waren; eine dritte zog Peter's lebensgefährliche Krankheit und somit die Sorge wegen der Thronfolge

herbei, worüber drei Hofparteien und durch diese Unruhen erwuchsen, die nicht des Königs Wiedergenesung, sondern nur Waffengewalt und Verfolgung, wie in Biscaya, und mehre Hinrichtungen, so zu Burgos, gänzlich dämpften. Die Partei des Don Juan Nuñez de Lara war es, welche diese Störungen veranlaßt hatte. Nachdem sich König Peter zu Burgos mit dem gleichgesinnten Könige von Navarra, Karl dem Bösen, besprochen und verbunden hatte, begab er sich in die Ständeversammlung nach Valladolid. Hier kam ein wichtiger Gegenstand zur Sprache, welcher den König wie seine Granden gleich mächtig anzog. Es bestand nämlich in Leon und in einem Theile Altcastiliens (in den übrigen Theilen des Reiches weniger) ein Institut freier Städte unter gewissen lehensherrlichen Verhältnissen, die Behetrias, oder die Schutzgerechtigkeit des Adels über gewisse Ortschaften, wobei dem Könige nur die Oberhoheit zukam. Alle die Städte, welche sich beliebig Schutzherren wählen konnten, hießen behetrias de mar à mar. Manche banden die Wahl an gewisse Geschlechter, doch konnten sie so oft zu derselben schreiten, als es ihnen beliebte oder Ursache gegeben worden war, aber keine Behetria konnte ohne des Königs Zustimmung gegründet werden, und jeder ihrer Schutzherren mußte ihm eine gewisse Abgabe, Grundsteuer, die auf den Häusern der Behetriasstädte ruhte, sammt der Hälfte der herrschaftlichen Gefälle entrichten. Die Leistungen der Behetrias für ihre Schutzherren bestanden in Abgaben an Geld oder Früchten, oder endlich in der Heeresfolge. Diese Einrichtung gab den Baronen einen fast unbeschränkten Einfluß auf die innere Verwaltung und auf die Hilfsmittel der Städte, und erhöhte ihre Macht so sehr, daß Peter's Günstling, der Graf von Albuquerque, in gedachter Cortesversammlung, die noch im Jahre 1351 gehalten wurde, auf Abschaffung der Behetriasprivilegien antrug, der Plan aber, wie auch 20 Jahre später, an dem lauten Widerspruche der Großen scheiterte, und das Ansehen des Herrenstandes wie der Factionsgeist des Adels, welche dem Könige furchtbar entgegentraten, blieben demnach ungeschwächt, und den zum Ausbruche reifen Unruhen im Reiche zur Stütze [1]). Unzufrieden begab sich König Peter mit seiner Mutter von Valladolid nach Ciudad-Rodrigo zum Könige Alfons IV. von Portugal, seinem Großvater, und erhielt von diesem, obwol zu spät und ohne Empfänglichkeit, Lehren der Mäßigung und Milde gegen die Granden, wie der Eintracht mit seinen Halbbrüdern.

Der mächtige Erzfeind des Grafen von Albuquerque, Alfons Ferdinand Coronel, stand bereits in vollem Aufruhre und rief den König und dessen Heer herbei. Seine Besitzungen in Castilien fielen in Peter's Gewalt, hierauf wurde der Herd des Aufruhrs, den seine Halbbrüder in Asturien schürten, nach vorangegangenen mislungenen Versöhnungsversuchen angegriffen, Graf Heinrich von Trastamara in die Gebirge und sein Bruder Tello nach Monteagudo zurückgedrängt, während der König Xipon alsdann auch seines Bruders Zufluchtsort eroberte. Nachdem Tello's Besitzungen verwüstet worden waren, wurde das verletzte nachbarliche Verhältniß zu Aragonien durch Albuquerque's Vermittelung in dem am 4. Oct. 1352 zu Tarrazona abgeschlossenen Vertrage wieder friedlich hergestellt, und dadurch zugleich den beiden Reichen zugelaufenen Flüchtlingen Verzeihung und Rückkehr in die Heimath, so Peter's Stiefbrüdern, Heinrich und Tello, versichert. Noch vor Ablaufe des Jahres lenkte Peter seine Kriegsmacht nach Andalusien, wo Coronel verheerend sein Wesen trieb und durch die Erstürmung seiner Stadt Aguilas, zu Anfange Februars 1353, nachdem sein Gesuch um Sarazenenhilfe abgeschlagen worden war, in des Königs Hände fiel zu seinem und seiner Gehilfen Untergange. Johann de Lacerda, Schwiegersohn dieses Häuptlings, entwich durch die Flucht nach Portugal, von wo ihn bald nachher Albuquerque versöhnt an den castilischen Hof zurückbrachte.

Inzwischen näherte sich die Vermählung des Königs mit Blanca, zweiter Tochter Herzogs Peter I. von Bourbon [2]), und somit der Zwiespalt zwischen dem erstern und seinem Günstlinge Albuquerque, welcher zum glücklichen Gedeihen der Ehe die Entfernung der Maria von Padilla, Peter's Kebsweibe, vom Hofe verlangte; diese war aber mit ihren Verwandten schon so einflußreich und mächtig geworden, daß sich der König kaum entschließen konnte, seiner Braut entgegen zu gehen, wenn auch Padilla in Montalvan zurückgelassen worden war. Die Hochzeit sollte in Valladolid glänzend und zahlreich durch geladene Gäste gefeiert werden, worunter sich auch die Bastarde Alfons' XI. befanden. Heinrich und Tello erhoben sich, aus Mistrauen gegen den Grafen von Albuquerque, mit großem Gefolge, kündigten den Grund ihrer starken bewaffneten Begleitung vorläufig dem Könige an, und um noch sicherer vor dem Grafen zu sein, schlossen sie sich dessen Gegnern, zu denen die gesammte Verwandtschaft Marien's von Padilla gehörte, an, worauf sie am 3. Juni 1353 den pomphaften Vermählungsfeierlichkeiten beiwohnten. Die Ehe war nur für wenige Zeit friedlich und noch in demselben Jahre trennte sich Peter auf immer von der jungen reizenden Gemahlin, theils durch die Ränke seiner geliebten Padilla, theils auch durch Blanca's Haß gegen die Juden, unter welchen sich Günstlinge des Königs befanden, getrieben. Mit diesem Hauszwiste hing die Erhebung der Partei, welche zum Kebsweibe hielt, und der Sturz derjenigen, welche die junge Königin retten wollte, zusammen. Zur letztern gehörten der Graf von Albuquerque, der Großmeister von Calatrava, Alvaro Perez von Castro (Bruder der bekannten und unglücklichen Agnes) und Alvaro Gonzalez Moran; und als sie sich nicht mehr sicher glaubten, flohen der Großmeister nach Aragonien und die Andern nach Portugal. Des Grafen Geschöpfe wurden sämmtlich aus ihren Ämtern verstoßen und Anhänger der neuen königlichen Günstlinge (Johann Ferdi-

1) Die Behetrias wurden erst 1454 abgeschafft.

2) Der Heirathsvertrag mit Peter's Gesandtschaft vom Könige Johann von Frankreich, den 7. Juli 1352, sicherte der Prinzessin eine Mitgift von 300,000 Goldgulden zu. Dieser Contract steht bei *Chastelet*, Histoire de Bertr. du Guesclin. p. 309 sq.

nand von Hinestroja und Diego von Padilla) eingesetzt. Während seine Gemahlin in dem Schlosse zu Arevalo in strenger Haft gehalten wurde, suchte sich Peter an den Vertheidigern derselben ferner zu rächen. Den Großmeister des Ordens von Calatrava wußte er durch Versprechungen wieder herbeizulocken, einsperren und tödten zu lassen. Sein Amt bekam Marien's Bruder, Diego von Padilla. Die Auslieferung des Grafen von Albuquerque foderte er von seinem Großvater mit dem Vorwande, Rechenschaft von seiner Verwaltung geben zu sollen. König Alfons suchte in einer Unterredung mit seinem Enkel zu Estremos Versöhnung zu bewirken, und als diese fehl schlug, verbanden sich Peter's Stiefbrüder heimlich mit dem Grafen, dem vorhin erwähnten de Castro, und, durch dessen Schwester, mit dem Infanten Peter von Portugal, um die Maitressenherrschaft in Castilien zu stürzen und Blanca in des Königs Arme zurückzuführen oder falls dieser widerspenstig, die Krone Castiliens an Portugal zu bringen. Allein König Alfons von Portugal vereitelte uneigennütziger Weise jeglichen Beistand seines Reiches, und Peter, von der Verschwörung unterrichtet, rüstete sich zum Widerstande gegen seine Brüder, und fesselte zu derselben Absicht die beiden aragonischen Infanten Ferdinand und Johann an sich, die aber bald genug von der redlichen Absicht der verbündeten Gegner unterrichtet auf deren Seite übertraten, nachdem sie den König von der Härte seiner Handlungsweise nicht hatten überzeugen können und folgendes Ereigniß bei ihnen, wie im ganzen Lande, große Theilnahme für den Zweck der Verschwörung erweckt hatte.

Als der König seine Streitkräfte vertheilt hatte und er selbst mit einem Heerhaufen, um die Besitzungen seines Stiefbruders Friedrich, Großmeisters von Santiago, zu unterwerfen, nach Segura gegangen war, wurde Blanca auf sein Geheiß von Arevalo nach Toledo in ein neues sicheres Gefängniß gebracht; aber bei ihrer Ankunft in der Stadt verlangte sie zunächst zur Verrichtung ihrer Andacht die Kathedrale betreten zu dürfen, welche sie, nachdem es gestattet worden war, wieder zu verlassen, standhaft weigerte. Ihre Begleitung eilte mit dieser Nachricht zum Könige, während andere in der Kirche Anwesende von dem Schicksale der Königin eingenommen wurden und große Bewegungen in der Stadt, besonders unter den Weibern, erweckten. Diese wußten den Adel und die Bürger für die Unglückliche zu gewinnen, Blanca kam in den Alcazar in Sicherheit, der Großmeister Friedrich und sein Bruder Graf Heinrich wurden um Beistand angesprochen; gleiche Auffoderungen empfingen die Städte Castiliens, von denen mehre, wie Cordova, Jaen und Talavera, Hilfe zusagten, ebenso viele Granden. Dieser Vorfall schwächte des Königs Heer durch den Übertritt einer bedeutenden Zahl von Castiliern zur Sache der Verbündeten, von denen der Großmeister Friedrich mit seiner Macht nach Toledo zog. Auf die Nachricht hiervon hob Peter die Belagerung Segura's auf, ging nach Ocaña, wo die Ordensglieder von Santiago ein Capitel hielten, ihren Großmeister absetzten und einen Bruder der Padilla erwählten, und da sich der König dadurch nicht gestärkt sah, weil inzwischen der öffentlich bekannt gemachte Abfall der aragonischen Infanten seinem Plane eine neue Erschütterung beigebracht hatte, so zog er sich nach Tordesillas, Angriffe auf Toledo vermeidend. Die Verbündeten, Heinrich von Trastamara, Albuquerque und de Castro, welchen das Benehmen der beiden aragonischen Infanten sehr zu statten kam, drangen bis Medina del Campo vor, wo während der Kriegsberathungen der Graf von Albuquerque plötzlich erkrankte und, wie Mariana und Laclede bestimmt behaupten, an Gift starb, welches ihm ein vom Könige gewonnener italienischer Arzt beigebracht hatte [3]). Die übrigen Verbündeten beschlossen nach dem Wunsche des Verstorbenen dessen Leichnam bis zur Entscheidung der Sache mit sich zu führen und umstellten den König zu Tordesillas in der Absicht, ihn zur Annahme ihrer Bedingungen, die, wie oben angegeben, diese Bewegungen verursacht hatten, zu zwingen; allein selbst die Einmischung der Königin Witwe, Eleonore von Aragonien, konnte Peter's Härte nicht erweichen. Da vereinte Don Friedrich seine Streitkräfte mit ihnen und ehe sie die Feindseligkeiten begannen, hielten sie eine neue Auffoderung an den König zu richten für gut. Dieser gestattete auch die reifliche Erwägung der Vorschläge durch eine Commission, die aus Beauftragten beider Theile zusammengesetzt in einem Dorfe bei Toro sich versammeln sollte. Die Zusammenkunft wurde auch gepflogen, aber ohne Nutzen, da Niemand nachgeben wollte, und schien auch der König nachzugeben, so war's ihm doch kein rechter Ernst. Er begab sich sogar von Toro nach Urueña zu Marie'n von Padilla, worüber seine Mutter so erbittert wurde, daß sie erstere Stadt den Verbündeten übergab. Statt aber selbst zu kommen, blieben diese in Zamora und verlangten von der Königin Mutter, Marie, ihren Sohn zu sich einzuladen und einen wiederholten Sühneversuch zu veranstalten. Auf den Empfang dieser Nachrichten gerieth Peter in Bestürzung und Furcht, seine Rathgeber aber in getheilte Meinung über das, was zu thun sei. Der König folgte denen, welche zur Reise nach Toro riethen und begab sich auch mit seinem Hofe dahin. Freudig empfangen merkte er erst nach etlichen Tagen, daß er ein Gefangener seiner Gegner war; denn seine Umgebung, so viele davon verdächtig waren, wurde entfernt, die Einen verjagt, die Andern verhaftet, darunter seine Günstlinge Hinestroja und Samuel Levi. Don Friedrich, Ferdinand von Aragonien, de Lacerda und de Castro erhielten die ersten Hof- und Kronämter. Peter, streng bewacht, konnte nicht mit Jedermann sprechen, wie er wollte, sodaß man gesiegt zu haben glaubte, als er versprach, Blanca wie seine Gemahlin zu behandeln, die Kebsfrau zu verstoßen und in ein Kloster zu schicken. Dasselbe gelobte er auch dem angekommenen Legaten an, worauf die Bischöfe von Avila und Salamanca, welche seine Ehe schon getrennt hatten, nach Avignon vor Gericht geladen wurden, und dem Grafen von Albuquer

3) Er war der Sohn eines Bastardes, welchen König Dionys von Portugal mit einem vornehmen Fräulein dieses Reiches gezeugt hatte.

que ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten werden konnte. Ebenfalls wurde de Castro's Hochzeit mit Heinrich's von Trastamara Schwester gefeiert. In der einschläfernden Überzeugung, der König werde sich bessern, wurde ihm von denen, deren Zuneigung er vorzüglich durch vortheilhafte Versprechungen gewonnen, zu Ende des Jahres 1354 eine Jagd verstattet, während welcher er mit seinem Freunde Levi, dem unter Bürgschaft die Freiheit gegeben worden war, durch die Gunst eines dichten Nebels nach Segovia entkam, wo er mehre von seinen Gegnern zu gewinnen suchte, was ihm auch bei den beiden aragonischen Infanten und bei de Lacerda gelang, die übrigen Verbündeten dachten an neue Rüstungen, weshalb sich Heinrich nach Asturien, Friedrich nach Talavera, Tello nach Biscaja und de Castro nach Galicien begaben. Marie blieb in Toro und ließ den schwierigen Hinestroja streng bewachen.

Unter solchen Umständen konnte der König das Bündniß seiner Gegner nicht sprengen, sondern er mußte Gewalt brauchen, welche ihm die nach Burgos berufenen Reichsstände in die Hände geben sollten. Auf seine Klagen und Vorstellungen versprachen diese zwar Beistand, jedoch mit Bedingung, welche namentlich die Städte machten, daß er mit seiner Gemahlin einig leben und in dieser Sühne die Ruhe des Staates suchen sollte. Dies sicherte er auch zu und nach empfangener Hilfe brach er im Eingange des Frühjahrs 1355 nach Medina del Campo auf, wo er einige Granden hinrichten, andere, die ihm verdächtig waren, verhaften ließ. Diese Rache setzte die Stadt Toro in Bestürzung und gab Anlaß, den gefangenen Hinestroja zum Könige zu schicken und ihn zur Aussöhnung mit ihr zu bewegen. Allein der Liebling des Königs benutzte diese Gelegenheit blos zu seiner Freiheit und hielt sein Versprechen nicht. Nach Ferreras soll Peter die Stadt heftig angegriffen haben, aber mit Verlust zurückgeschlagen worden sein. Er wandte sich nach Toledo und suchte die Vereinigung der Truppen seiner Stiefbrüder zu vereiteln, was nicht nur nicht gelang, sondern sie kamen auch der bedrängten Stadt zur Hilfe. Die königlich gesinnten Einwohner, vorzüglich die Juden, wurden gemishandelt, gleichwol konnte Verrath derselben nicht gehindert und die Erstürmung der Stadt durch den König nicht vermieden werden. Heinrich zog sich nach Talavera zurück, Blanca wurde nach Siguenza in Gewahrsam gebracht, Viele vom Adel und aus dem Bürgerstande wurden hingerichtet, der König aber gleich darauf vom Bischofe von Cesena in den Bann gethan, weil er einen Prälaten hatte einsperren lassen, und sein Reich mit dem Interdicte belegt. Natürlich fanden die Unruhen hierin neuen Stoff zur Gährung; der König und seine Heerabtheilungen wurden geschlagen, wo sie Angriffen begegneten. Ein Cardinallegat erschien am 24. Nov. 1355 in seinem Lager vor Toro, bewirkte des gefangenen Prälaten Freiheit wieder, ohne ihn doch im Lande schützen zu können, und im Übrigen fand er den König so unzuverlässig, daß er die bereits aufgehobenen Kirchenstrafen erneuerte und der Erzbischof von Toledo genaue Befolgung derselben anempfahl. Die Dauer der Belagerung Toro's überzeugte Viele in der Stadt, daß Peter doch Meister derselben und sie ein Opfer seiner Rache werden würden; diese Furcht trieb sie zu geheimen Unterhandlungen, welche die Übergabe der Stadt am 5. Jan. 1356 zur Folge hatten. Graf Heinrich floh nach Galicien, und die Königin Mutter in die Burg, und Don Friedrich söhnte sich mit dem Könige aus. Des Königs Einzug setzte die ganze Stadt mit Recht in große Bestürzung, er schonte zwar seine Mutter, die sich ihm ergeben hatte, hielt aber sonst kein gegebenes Versprechen, sondern ließ in ihrer Gegenwart eine Menge Menschen ohne Umstände hinrichten, worauf ihr die verlangte Rückkehr nach Portugal gestattet wurde. Palenzuela folgte dem Beispiele Toro's, mehre von Adel verloren ihr Leben, obschon ihnen Schonung versprochen worden war, viele Andere flüchteten sich theils nach Aragonien, theils nach Frankreich, so auch des Königs Stiefbrüder, nachdem Heinrich in Portugal keinen Beistand hatte erlangen können; nur Don Friedrich blieb, der zwei Jahre später ermordet wurde. Der Papst drohte dem Könige mit dem Banne, wenn er seine Lebensweise nicht ändern wollte.

Unter solchen Reizungen konnte die längst verletzte Nachbarschaft Aragoniens weder ohne Folgen, noch ein Krieg mit diesem Reiche vermeidlich bleiben. Nachdem beide gleichnamige Könige, von Castilien und Aragonien, sich gegenseitig beleidigt und feindselige Stimmung gewonnen hatten, brach der Krieg noch 1356 zwischen ihnen aus, welcher, eine geraume Zeit mit fast unerhörter Erbitterung und Wuth geführt, durch den starren und wilden Sinn beider Monarchen genährt und ihren Reichen bei abwechselndem Waffenglücke und Verrätherei der Vasallen viel Unglück zufügte [4]). Zur Deckung der Kriegskosten soll der grausame Peter, nach Zuniga, die Gräber seiner Vorfahren in Sevilla haben öffnen und diese ihres Schmucks berauben lassen. Navarra hielt Anfangs strenge Neutralität, obschon von beiden kriegführenden Monarchen um Beistand dringend ersucht; mit England schloß Peter von Castilien 1357 einen Bund, den Grafen von Armagnac sprach er um Beistand an, die Empörung Johann's de Lacerda in Andalusien dämpfte er und ließ den Anstifter hinrichten, Andere, welche des Königs Rache fürchteten, flohen nach Aragonien. Der aragonische Infant Johann wurde ermordet, seine Gemahlin starb zwei Jahre nachher im Kerker, vielleicht an Gift, und sein Bruder Ferdinand hielt für gut, Aragoniens Schutz zu suchen. Mit Granada schloß Peter ein Bündniß, und der neue König von Portugal, Peter I., kam ihm mit Freundschaftsanträgen entgegen und 1358 schlossen sie ein Bündniß, wonach Jeder von ihnen der Freund ihrer Freunde und der Feind ihrer Feinde sein und so oft, als er aufgefodert werden würde, mit seiner Macht zu Wasser und zu Lande dem andern beistehen sollte; vorzüglich wurde hierbei der Krieg mit Aragonien gemeint, und zur Befestigung des Vereins verabredete man die Heirath dreier natürlicher Töchter des Castiliers mit Söhnen des Portugiesen. Gleichzeitig versprach man sich die Auslieferung der Flüchtlinge, wobei es vom Letztern auf die

---

4) über diesen Krieg s. den Art. Peter IV. von Aragonien.

Mörder der Agnes von Castro abgesehen war. Hierauf folgten Hinrichtungen in mehren Städten; die Köpfe der Erschlagenen wurden dem Könige überbracht. Die verwitwete Königin von Aragonien, Eleonore, ließ er mit des flüchtig gewordenen Tello Gemahlin in Castro-Xeriz einkerkern, wo erstere im folgenden Jahre (1359) ermordet wurde. Dasselbe Schicksal erlitten zwei seiner natürlichen Brüder, Johann von 18 und Peter von 14 Jahren, zu Sevilla, ohne daß sich ein Grund dazu ermitteln läßt. Der Befehl wurde, bemerkt Mariana, in der ersten Aufwallung gegeben, als die Nachricht von Hinestroja's Niederlage und Tod an der Grenze eingelaufen war. Hinrichtungen, Verhaftungen, Landesverweisungen und Auswanderungen namhafter Personen dauerten noch 1360 fort. Ein Dominikanermönch wurde verbrannt, weil er dem Könige Unglück geweissagt hatte. An den aragonischen Kriegsgefangenen bewies er ebenfalls seine Grausamkeit. Der Erzbischof von Toledo wurde als Verdächtiger ohne Umstände aus seiner amtlichen Stellung verjagt, auch der Jude Samuel Levi und dessen Familie entgingen dem grausamen Mistrauen des Königs nicht. Sie wurden allesammt eingesperrt, ihr Vermögen eingezogen und Levi zu Tode gemartert. Der König behauptete, sein Günstling habe den Staat um große Summen betrogen. Freilich fand man unermeßliche Schätze bei ihm, ein König solcher Art konnte schwerlich getreue Diener haben! Im J. 1361 ließ er endlich auch seine unglückliche Gemahlin im Kerker heimlich umbringen.

Die Thronumwälzung im Sarazenenreiche Granada änderte jetzt auch die Stellung desselben zu Castilien. Der entthronte Beherrscher suchte bei Peter Schutz, der Usurpator neigte sich zu Aragonien und bedrohte Andalusien mit einem Überfalle. Um nicht in doppeltes Gedränge zu kommen, schloß er den Frieden zu Tudela mit Peter IV. von Aragonien (s. d. Art.), und kehrte seine Waffen gegen Granada, fand aber dort nicht, wie er gehofft hatte, eine ihm günstige Stimmung unter dem Volke. Dennoch wurden die Sarazenen an mehren Punkten geschlagen, Plätze erobert, die Überraschung von Cadiz aber vereitelt; und als sich die Sarazenen im Gedränge und ohne Beistand, den auch Marokko nicht geben wollte, sahen, ließen sie ihren Beherrscher persönlich bei Peter um Frieden bitten und die Entrichtung des gewöhnlichen Zinses versprechen. Mit einer Masse von Geschenken beladen und von 400 Pferden und 200 Mann Fußvolk begleitet kam derselbe, durch einen Geleitsbrief Peter's geschützt, 1362 nach Sevilla an des Königs Hof, gab seine Geschenke ab, und da man bei Muhamed dem Rothbarte und seinen Leuten noch mehr Reichthümer vermuthete, so wurden sie allesammt verhaftet, der größte Theil auf die Galeeren geschickt, und 37 der Vornehmsten mit ihrem Gebieter unter dem Vorwande der Rebellion gegen den rechtmäßigen Beherrscher, ermordet, wobei Peter selbst mitthätig gewesen sein soll. Dieser gewann nicht allein dadurch große Schätze, sondern setzte sich auch bei den Bewohnern Granada's in so furchtbares Ansehen, daß sie seinen Verfügungen Folge leisteten, und die verstoßene Herrscherfamilie ohne Widerrede wieder aufnahmen. Nun lockte er dem Könige von Navarra in einer Unterredung zu Soria das Versprechen ab, mit ihm Aragonien zu bekämpfen; der Krieg brach auch im Juli 1362 unter Täuschungen Peter's mit all' der frühern Leidenschaft wieder aus, zum großen Ärgernisse des päpstlichen Stuhls. Es blieben Granada und Portugal auf seiner Seite treue Bundesgenossen, ebenso wußte er sich England unschädlich, Frankreich aber nur zweideutig zu erhalten. Seine gegen ihn kämpfenden Stiefbrüder, sammt allen nach Aragonien geflüchteten Unterthanen, erklärte er für Landesverräther. Der Krieg, mit Überlegenheit gegen Aragonien begonnen und hier, wie in Valencia, 1363 wider des Papstes Warnungen fortgesetzt, erhielt durch Karl's von Navarra stillen Rücktritt in ein Bündniß mit seines Freundes Feinden und durch die Empörung einiger castilischen Städte eine ungünstige Wendung und endete bald in einem Frieden mit Heirathsversprechungen, wofür sich der Navarrese verbürgte; allein der Castilier brach die Bedingungen des Vertrags nach Verlaufe von kaum einem Monate wieder und machte sich dadurch den König Karl zum offenen Feinde. Jetzt beschlossen dieser und alle Feinde Peter's des Grausamen dessen Untergang und die Zerstückelung des castilischen Königreichs. Gleichwol zeigte sich diesem das Kriegsglück immer noch ein Jahr lang günstig, später aber, 1365, schwankte es durch den Verlust ansehnlicher Eroberungen und 1366 neigte es sich ganz auf seiner Gegner Seite hin. Namentlich hatte sich sein Stiefbruder, Graf Heinrich von Trastamara, unter Begünstigung des Königs von Aragonien eine große Kriegsmacht verschafft, darunter die berüchtigten Kameradschaften Frankreichs unter des gefürchteten Kriegshelden Bertrand du Guesclin Leitung. Sie näherte sich im März gedachten Jahres der castilischen Grenze. Peter saß in voller Unruhe zu Burgos und berieth sich mit seinen Getreuen über die Art der Vertheidigung gegen den beiweitem überlegenen Feind. Man schlug ihm vor, die französischen Kameradschaften durch Bestechungen zu gewinnen; allein Peter, der seinen eignen Leuten nicht traute, wollte den Fremden noch weniger Zutrauen schenken. Darum lehnte er alle Plane des entschiedenen Widerstandes ab und dachte nur, nach Sevilla zurückgehend, an die Sicherheit seiner zusammengerafften Schätze und seiner Kinder. Heinrich überschritt inzwischen den Ebro bei Alfaro und besetzte den 16. März Calahorra, wo er den Titel eines Königs von Castilien annahm. Peter, hierüber entrüstet, ließ dem Bruder seines Befehlshabers in dieser Stadt den Kopf abschlagen, zog aus allen festen Plätzen, deren Werke er schleifen ließ, mit Ausnahme Guadalaxara's, die Truppen an sich, und ohne deren Treue zu prüfen, eilte er unaufhaltsam der Hauptstadt Sevilla zu. Seine Truppen verliefen sich guten Theils auf dem fluchtähnlichen Rückzuge. Heinrich wurde am 5. April in Burgos gekrönt und überall in Neucastilien freudig aufgenommen. Der fast hilflose Peter hoffte noch von Portugal Beistand und sandte seine Tochter Beatrix mit einer großen Geldsumme dahin ab, um sie, der früher abgeschlossenen Übereinkunft gemäß, mit dem Sohne des portugiesischen Königs, Infanten Ferdinand, vermählen und durch sie um

Kriegsvolk bitten zu lassen. Ein anderer Theil seiner Schätze sollte zu Wasser auch dorthin in Sicherheit gebracht werden, wurde aber unterwegs aufgefangen und dem Könige Heinrich überliefert. Inzwischen wandten sich alle Gemüther der Castilier von ihrem grausamen Tyrannen bis auf einen geringen Haufen ab, auch die Stadt Sevilla empörte sich auf den Ruf von Heinrich's Annäherung gegen ihn: da eilte er mit seiner kleinen Kriegerschar und seinen Kindern über Serpa nach Coruche in Portugal, das benachbarte Granada mehr fürchtend als verachtend, da dieses auf den siegreichen Heinrich Rücksicht zu nehmen Ursache hatte. Von hier aus ließ er seinem gleichnamigen Neffen, dem Könige von Portugal, der sich zu Vallada bei Santarem aufhielt, seine Ankunft melden, worüber dieser, vielleicht von seinem Sohne schon umgestimmt, in Verlegenheit gerieth und seinen Oheim vorläufig ersuchen ließ, nicht eher weiter zu reisen, bis ihm bestimmte Nachricht zugegangen sein werde. Der Portugiese erwägte im Rathe seiner Diener und Großen das Schicksal des königlichen Flüchtlings, der Zustand des Nachbarreiches und Gründe der Moralität überstimmten diejenigen, welche dem Hilflosen Schutz zuerkannten, und die Betrachtung der Unmöglichkeit, einen so allgemein verhaßten und verstoßenen Monarchen wieder auf seinen Thron zu heben, leuchtete jedenfalls so gut mit vor, als der Gedanke, daß dadurch des Portugiesen eigene Unterthanen die einheimische Krone zu erschüttern geneigt werden möchten. Und übrigens war der Infant Ferdinand durch seine Mutter Constanza mit König Heinrich ebenso nahe verwandt, als sein Vater mit dem castilischen Flüchtlinge. Man beschloß demnach, diesem die Tochter mit ihren Schätzen zurückzuschicken und in milden Ausdrücken Hilfe und Aufenthalt im Lande zu versagen. Einige wollen wissen, daß ihm die Weisung gegeben worden wäre: ein einziges Königreich, nicht geschaffen für zwei Monarchen auf einem Throne, erheische die Entfernung des Einen zur Ruhe Beider.

Hierauf brach Peter mit seiner Begleitung nach Albuquerque auf, das ihn trotzig und beleidigend abwies, und da er nirgends eine ruhige Stätte fand, ließ er sich wenigstens ein sicheres Geleite von seinem Neffen durch dessen Reich zur Reise nach Galicien geben. Von Lamego aus, wo er die portugiesischen Ritter reichlich beschenkt entließ, setzte er seinen Marsch, von etwa 200 eigenen Reitern gedeckt, weiter nach Monterey fort. Sein Neffe schloß nun mit Heinrich von Castilien einen Freundschaftsvertrag, und trat auch durch dessen Vermittelung allmälig wieder in das alte freundliche Verhältniß ein, welches früher zwischen Portugal und Aragonien obgewaltet hatte. Auf diese Weise abgeschnitten und in steter Furcht, vom portugiesischen Infanten überfallen zu werden, fand sich Peter nicht ohne Hilfe bei etlichen Granden und Städten Galiciens; er aber verschmähte sie, ging nach Santiago und ließ den dasigen Erzbischof nebst einem andern Geistlichen ermorden, sich aber dadurch den Abfall des galicischen Adels bereiten. Nur Ferdinand von Castro blieb ihm anhängig, dem er alle Sorgen überließ bei seiner Abreise nach Coruña und von da zu Schiffe nach San Sebastian, wo er noch eine Summe Geld zusammenraffte und dann nach Bayonne segelte. Hier fanden ihn der Prinz von Wales, der Connetable von Guienne und der König Karl von Navarra, und Peter, dem Prinzen und Karl'n nach Libourne unweit Bordeaux gefolgt, lockte ihnen am 23. Sept. 1366 unter Versprechungen kleiner Gebietstheile Castiliens die Zusage einer mächtigen Hilfe ab, die auch König Eduard III. von England bewilligte, als sich sein Sohn und Peter besonders an ihn wandten. Dem schwarzen Prinzen, dessen Vasallen und Rittern versprach er gleichzeitig, außerdem noch eine Summe von 550,000 Goldfl. binnen zwei Jahren in verschiedenen Fristen zur Entschädigung der Kriegskosten zu zahlen und ihnen bis zu gänzlicher Erfüllung des Versprechens seine drei Töchter nebst etlichen castilischen Familien als Geiseln zu überlassen[5]). Dasselbe wiederholte Peter, nach Froissart, in einer zahlreichen Versammlung von englischen und gascogner Herren und Rittern (Ständen von Guienne) zu Bordeaux, und als sogar des Königs von England Zustimmung eingegangen war, mußte er den begehrlichen Rittern das Versprechen nochmals erneuern und mit Eingange des Jahres 1367 den Anfang der Abzahlung machen, wie es auch die libourner Verträge erheischten. Ob aber hier schon Eheversprechungen zwischen den mitgebrachten Töchtern des Königs von Castilien und den englischen Prinzen mit Aussichten auf die castilische Thronfolge, falls Peter ohne männliche Nachkommenschaft sterben würde, verhandelt worden sind, bleibt unerörtert[6]). Gewiß ist, der Prinz von Wales brach mit seinem Heere, das großentheils aus Kameradschaften bestand, am 10. Jan. 1367 von Bordeaux auf, sicherte sich den Marsch durch Navarra bei dem zweideutigen Könige Karl und theilte die 27,000 Mann starke Streitmasse in drei Haufen, bei welchen sich außer dem Prinzen und Könige Peter noch der Herzog von Lancaster, des Erstern Bruder, der abenteuerliche König Jacob III. von Majorca und zwei Marschälle befanden. Am Ebro stießen sie auf den überlegenen Feind, der in kleinen Gefechten siegreich nicht eher, als am 3. April bei Najera zu einem entscheidenden Angriffe kam, nachdem Tags zuvor zwischen Eduard und Heinrich ein Briefwechsel zur Sühnevermittelung gepflogen worden war[7]); allein Tello's zeitige Flucht und Eduard's Kriegserfahrenheit lenkten den Sieg nach großem Verluste an Todten und Gefangenen auf die Seite Peter's des Grausamen. Unter der Masse der letztern befanden sich auch Bertrand du Guesclin und der Marschall d'Audeneham. Man verglich diesen Sieg mit dem bei Poitiers. Die gefangenen Castilier wären alle auf Peter's Betrieb ermordet worden, wenn es nicht der Prinz von Wales gehindert hätte. Zwei Tage nach dem Siege fand er sich schon zu Burgos als König wieder anerkannt, und eine Menge Städte schickten nach einander, ihre Unterwürfigkeit anbietend, da der geschlagene Heinrich aus dem Lande geflohen war. Der Prinz Eduard sah ihn nunmehr ge-

5) Die Verträge hierüber in *Rymeri* actis public. Angliae III, 2, 115–121. 6) *Raynald* XVI. ad ann. 1367. n. 18 u. *Sismondi*, Histoire des Français. XI, 53 sq. 7) *Rymer* l. c. p. 131 sq.

sichert im Lande, und verlangte die Zahlung der Kriegskosten und die Erfüllung anderer Versprechungen, um das Heer zu entlassen; Peter wandte ein, die Summen dazu aus Andalusien holen zu müssen. Wirklich reiste er, nachdem am 2. Mai dem Prinzen Eduard eine wiederholte Bekräftigung der libourner Verträge ausgefertigt worden war[8]), nach Sevilla ab, und versprach zu Pfingsten den Prinzen in Valladolid zu treffen, wohin dieser sein Heer verlegte, die Umgegenden durch Räubereien in Aufruhr bringend. Der König blieb in Sevilla und versicherte, die Summe nicht zusammenbringen zu können, während das englische Heer durch Krankheiten nach und nach geschwächt wurde.

Inzwischen hatte Heinrich von Trastamara mit Hilfe des Herzogs von Anjou zu Toulouse, des Erzfeindes der Engländer, und des Königs Karl V. von Frankreich in bewundernswürdiger Schnelligkeit ein kleines Heer gesammelt und mit diesem die Grenze der Gascogne verheerend überschritten[9]). Auf die Nachricht hiervon ließ sich Eduard 20 Schlösser zum Unterpfande seiner Foderungen geben und zog sich nach Guienne zurück, mit Aragonien und Navarra in Bündniß tretend, welche eher drohend und feindselig, als freundschaftlich für Peter waren. Dieser hatte auf seiner Reise nach Sevilla in allen Städten, die er betrat, Beweise seiner Unversöhnlichkeit und Grausamkeit zurückgelassen und sich selbige durch Geiselstellungen gesichert. Auch in Sevilla ließ er mehre angesehene Einwohner hinrichten, gleichsam in Verzweiflung über die verlorene Zuneigung seines Volkes. Mehre Städte hielten es öffentlich mit Heinrich, Andere und Misvergnügte luden den Grafen Heinrich dringend zur Rückkehr ein, der Papst blieb fortwährend gegen Peter gestimmt, sowie der König von Aragonien, nur auf Vergrößerung seiner Gebiete denkend, von Heinrich mehr, als von Peter zu erlangen hoffte. Nur Portugal neigte sich diesem zu, ohne ihm Hilfe zu reichen; da gedachte Peter sich in Carmona, das er stark befestigen ließ, eine sichere Zufluchtsstätte zu bereiten. In der That sobald Prinz Eduard von Wales nach Guienne zurückkehrte, zog Heinrich am Ende Septembers 1367 schon am Ebro wieder auf und fand in Calahorra, wie in den meisten altcastilischen Städten die willkommenste Aufnahme. Misvergnügte und Verjagte aus dem Innern des Landes drängten sich um ihn, sodaß im Fortrücken des Marsches sein Heer täglich anwuchs. Bis zum 30. April 1368 stand er schon in Leon, während Cordova, Jaen und Ubeda freiwillig ihre Fahnen für ihn erhoben. Diese zu züchtigen, foderte Peter die Sarazenen in Granada auf. Jaen und Ubeda wurden zerstört und ein großer Theil der Einwohner in Gefangenschaft genommen. Cordova leistete heftigen Widerstand; hingegen erhielten die Sarazenen ihm andere Städte, Anderen aber, die freiwillig seine Sache vertheidigten, traute er nicht, und denen, welche Heinrich hart bedrängte, konnte er nicht beistehen, so Toledo, welches drei Vierteljahre lang die Belagerung aushielt und noch hart bedrängt wurde, als Peter mit einer Verstärkung aus Granada, Murcia und Galicien beschloß, diese Stadt zu entsetzen. Sein Stiefbruder Heinrich, durch du Guesclin verstärkt, kam ihm unvermuthet entgegen und traf ihn unvorbereitet und seine Truppen zerstreut liegend am 14. März 1369 (nicht ein Jahr früher, wie Saint-Allais gegen bessere Zeugnisse widerlegend behauptet), bei Montiel. Der Sieg war darum leicht, und der Kampf von kurzer Dauer. Peter floh in die Burg der genannten Stadt, doch nur auf wenige Tage zur Belagerung gefaßt und ausgestattet; daher zog er vor, entweder unter Begünstigung der Nacht zu fliehen, oder sich durch angebotene Versprechungen bei du Guesclin, welcher das Schloß belagerte, und seinen Gegner durch Verstellung überlistete, die Flucht zu erkaufen[10]): genug der König gerieth bei seinem Heraustritt aus demselben den 23. März 1369 in des Franzosen Gewalt, und in dessen Zelt gekommen, wo sich Heinrich befand, erhitzten sich Anfangs beide Brüder mit Schmähreden, ehe es zum Handgemenge kam, in welchem Peter von jenem selbst erdolcht wurde. Sein Leichnam wurde ohne Gepränge in der Jacobskirche zu Alcaraz (?) beigesetzt. Die ihm treu gebliebenen Städte ergaben sich dem Sieger nun alle, bis auf Carmona, wo des Ermordeten Kinder noch lange vertheidigt wurden, nämlich bis 1371, als sich die Stadt ergab und die königlichen Bastarde nach Toledo gebracht wurden.

So theilnahmlos und verachtet dieser Wütherich aus der Welt ging, so verdienstlich hatte er sich, jedoch nur zu Anfange seiner Regierung, durch die Gesetzgebung gemacht. Zuerst benutzte er die Gesetzsammlungen seiner Vorgänger bis auf Alfons VII. zurück zu einer neuen Anordnung des alten castilischen Landrechtes (fuero viejo de Castilla), das mit vielen Entscheidungen und Rechtsfällen vermehrt wurde, und von ihm neues gesetzliches Ansehen erhielt[11]). Deshalb nennen ihn auch Spanier noch el Justiciero, den Rechtssprecher. Das Gesetzbuch der Partidas, im J. 1348 durch die Verordnung, **Ordenamiento real de las leyes de Alcala**, in Kraft getreten, ließ er ebenfalls genauer ordnen und durch den Reichstag zu Valladolid 1351 von Neuem anerkennen und in Wirksamkeit bringen. Aus römischen Gesetzen und einheimischen Gewohnheitsrechten bestehend, enthielt es vieles Gute, aber auch manches Triviale, z. B. im Bette nicht krumm zu liegen, den Kindern nicht anzugewöhnen, bei Tische weder mehr als einen Bissen in den Mund zu stecken, noch mit vollen Backen zu kauen, noch die Hände an den Kleidern abzuwischen u. dergl. m. Hingegen tastete er die Freiheit der drei mächtigen Ritterorden Santiago, Calatrava und Alcantara an, machte sie von sich abhängig und dem Papste stets entgegen, schonte er die hohe Geistlichkeit seines Landes nicht, wie denn auch der Adel nie ungetheilt sich zu ihm hingezogen

8) *Rymeri* acta publ. Angl. l. c. p. 133. 9) Nach einem Vertrage vom 8. Sept. 1367 hatte sich Heinrich dem Herzoge Ludwig von Anjou dazu verpflichtet; s. *Chastelet* l. c. p. 320.

10) Chastelet (l. c. p. 168 sq.) erzählt die Unterhandlungen zur Flucht Peter's abweichend; auch behauptet er, der König sei in das Zelt eines bretagner Hauptmanns geführt und dort von seinem Bruder ermordet worden. 11) Von diesem Gesetzbuche erschien 1771 zu Madrid eine neue Ausgabe im Drucke.

fühlte, dessen große Macht er stets zu bekämpfen geneigt war. Waren auch Gefühle für Recht in ihm nicht erstickt worden, wie Anekdoten bezeugen, so war er doch ein Monarch, dessen Tugenden gewöhnlich von den Lastern beherrscht wurden: ein Fehler, den man seiner durchaus verdorbenen Erziehung unter Leitung des oft erwähnten Grafen von Albuquerque zuschreibt. Erstere waren Scharfsicht, schnelle Fassungskraft, einnehmende Beredsamkeit, große Tapferkeit mit trefflicher Kriegserfahrung, Widerwille gegen Ungehorsam, Hochmuth und jegliche Gewalt, die den Seinen von Andern angethan wurde; dagegen verführten ihn grobe Verschlagenheit, Rachsucht, Unversöhnlichkeit, höchstes Mistrauen, Geiz und Habsucht mit Betrügerei vermischt zu Härten und Grausamkeiten in demselben Maße, wie seine zügellose Neigung zum weiblichen Geschlechte. Alte Nachrichten nennen ihn durchweg jüdisch gesinnt und stets beschuldigt, den Juden übertriebenes Vertrauen in seinem Reiche geschenkt zu haben; daher mochte auch die in alte Chroniken übergegangene irrige Sage kommen, daß er, ein Judenkind, in den Windeln von der Königin Marie an die Stelle deren neugeborener Tochter untergeschoben worden wäre [12]).

Seine ungezähmten Liebschaften begünstigte und unterstützte der Graf von Albuquerque. So z. B. war er es, welcher die erste Geliebte des Monarchen, Marie von Padilla, aus seinem Hause 1352 nach Sahagun zum Könige schickte, wo sich das bekannte Verhältniß entspann und daraus sowol dem Reiche so vieles Unheil als ihm selbst eine unwiderstehliche Abneigung gegen das eheliche Leben erwuchs. Er lebte mit ihr bis etwa in August oder September, wenn nicht blos bis zu Anfange Juli's 1361, als sie zu Sevilla starb, und in ein von ihr gestiftetes Nonnenkloster zu Astudillo begraben wurde. Von hier aber ließ Peter die Leiche im folgenden Jahre abholen und derselben in einer Capelle zu Sevilla eine prächtige Bestattung mit königlichen Ehren veranstalten. Denn nach dem Beispiele seines königlichen Neffen, Peter's von Portugal, setzte er mit Härte in der Cortesversammlung zu Sevilla durch, daß seine von drei Zeugen (seinem Kanzler und Beichtvater und Padilla's Bruder, dem Großmeister von Calatrava) beschworene Aussage, er habe sich bereits vor Blanca's Heirath mit ihr heimlich, jedoch gesetzlich verheirathet [13]), deshalb des Umgangs mit Blanca enthalten, und darum die Kinder der Padilla für ehelich und thronfolgefähig erklärt, öffentliche Anerkennung erhielt, da Niemand aus Furcht zu widersprechen wagte. Dieselben Verordnungen wiederholte sein den 18. Nov. 1362 ausgefertigtes Testament, und später, schon 1363, bestärkte er die Thronfolge seiner drei Töchter noch einige Male in Reichsversammlungen. Gleichwol war erwiesen und bekannt, daß Peter sich 1354 zu Valladolid in die junge reizende Witwe Diego's von Haro, Johanna von Castro, so sterblich verliebt hatte, daß sie seinen ungestümen Anträgen nicht ausweichen konnte. Nicht genug, der König verlangte ihre eheliche Hand, und da sie ihn an seine Vermählung mit Blanca erinnerte, brachte er ihr durch die Bischöfe von Avila und Salamanca die Beweise von der Ungültigkeit dieses Bundes bei, worauf zu Cuellar die Vermählung kirchlich gefeiert wurde, zum großen Ärgernisse des Reiches. Er verließ sie aber in kurzer Zeit wieder auf immer, um zur Padilla zurückzukehren [14]). Johanna zog sich in Kummer und Schmach nach Dueñas zurück und verschwand mit ihrem königlichen Titel. Abgeschreckt durch dieses Beispiel und vielleicht aus eigner Überwindung sicherte sich 1357 die schöne Witwe Johann's de Lacerda vor des Königs ungestümen lüsternen Nachstellungen dadurch, daß sie in ein Kloster flüchtete und ihr Gesicht durch Wunden entstellte, als der König sie für sich in die Welt zurückführen wollte. Glücklicher war er bei der Frau des nach Aragonien geflüchteten Alvaro Perez von Guzman, welche er aus einem Kloster in Sevilla holte, und nach kurzem Umgange aus Überdruß verhaften und zu Carmona einsperren ließ. Nach der Padilla Tode, welche ihn stets von dauernden Liebschaften abzuhalten verstanden hatte, verliebte er sich in eine gewisse Donna Elisabeth, auch Isabelle genannt, die früher seines Sohnes Alfons Erzieherin gewesen war. Mit ihr zeugte er Sancho, geboren zu Almazan 1363, und später Diego; mit Johanna von Castro den Infanten Johann; mit Maria von Padilla Beatrix zu Cordova 1353, Constanze zu Castro-Xeriz 1354, Isabelle, geboren 1356 zu Tordesillas, und Alfons, ebendaselbst 1359 geboren und den 18. Oct. 1362 gestorben. Constanze heirathete 1372 den Herzog Johann von Lancaster, Sohn Königs Eduard III. von England, welcher, den Titel eines Königs von Castilien und Leon führend, hiermit Thronansprüche auf gedachtes Reich, obschon erfolglos, erhob, während die übrigen Geschwister, außer Isabelle'n, mit dem Grafen Edmund von Cambridge (Herzoge von York) einem dritten Sohne Eduard's, vermählt, im dunkeln Gefängnisse zu Toledo verschwanden, wie mit dem Vater die rechtmäßige Nachkommenschaft Raimund's von Burgund erlosch [15]). (*B. Röse.*)

7) Könige von Cypern.

Peter I. oder der Große, aus dem Hause Lusignan, war der zweite Sohn Königs Hugo IV. von Cypern und Elisen's (Alix) von Ibelin-Baruth. Er wurde von zarter Jugend an durch die Gesinnungen seines Vaters und seiner Umgebung, wie durch die Lage seines Geburtslandes auf Bekämpfung der Muselmänner und auf des benachbarten Palästina Wiedereroberung, welche da-

---

12) d'Achery (III, 139), wonach Heinrich von Trastamara selbst geglaubt haben soll, sein Bruder sei ein Judenkind. 13) Der Bischof von Burgos, Alfons von Carthagena, nimmt diese Heirath auch, jedoch erst nach Blanca's Tode, als wirklich vollzogen an; s. *Schott*, Hispania illustrata. I, 284.

14) *Raynald* XVI. ad ann. 1354. n. 21. Indessen betrachtete sie der Papst Innocenz VI. noch im Mai 1355 so gut wie die Marie von Padilla (s. *Raynald* ad ann. 1355. n. 29) als Peter's Kebsweib. 15) Außer den erwähnten Werken wurden hierbei noch benutzt *Mariana*, Histoire d'Espagne. T. III. *Ferreras*, Histoire générale d'Espagne. T. V. *Zuritae* Indices und Lindau in den europäischen Annalen 1812. I. 60 fg. mit der Pallas II, 363 fg. *de Laclade*, Histoire générale de Portugal. T. I. und *Laneufville*, Histoire générale de Portugal. T. I.

mals von einigen Gelehrten, Abenteuerern und Kampflustigen noch allenthalben, auch in Europa, eifrig angepriesen wurde, empfänglich hingewiesen, ohne doch die Abhängigkeit ihres Gelingens vom Abendlande zu verkennen; wenn aber die wachsende Lauheit der Europäer gegen das christliche Morgenland überhaupt nur den päpstlichen Stuhl als einzigen zuverlässigen Stützpunkt übrig ließ, so mußte der Cyprier sein Bestehen um so begieriger in eigener rüstiger und streitlustiger Ritterlichkeit und Tapferkeit gegen die ringsumlagernden Muselmänner suchen und finden. Die Zeit, wo große Heerhaufen aus den europäischen Häfen auf dem mittelländischen Meere herbeischwammen, war vorüber, das Bedürfniß derselben aber um so fühlbarer geblieben, als der cyprische Königsthron seine sichere Stütze in Eroberungen auf den benachbarten asiatischen Küstenländern suchen mußte. In solchem Sinne erzogen und mit den Wissenschaften, die der Vater sehr liebte, bekannt gemacht, tritt Peter, der Graf von Tripolis, zuerst 1349 in einem Zwiespalte mit seinem Vater nahmhaft hervor. Diesen Zwiespalt veranlaßte Peter's Liebschaft mit einer sehr schönen Dienerin seiner Mutter, der auch sein Bruder Johann, Connetable von Cypern, leidenschaftlich ergeben war. Darüber zerfielen beide Brüder in gegenseitige Eifersucht und in unversöhnlichen Haß, und erst als die Gefährlichkeit das Äußerste zu erreichen drohte, griff der Vater, welcher bisher dazu geschwiegen zu haben schien, ein und schickte das Mädchen heimlich nach Italien. Dadurch wurden zwar die beiden Brüder wieder zur Versöhnung gelenkt, allein wunderlicher Weise beschlossen Beide, die Geliebte aufzusuchen und dann gemeinschaftlich zu besitzen. Ihre Abreise wurde heimlich berathen, beschlossen, aber erst nach der Abfahrt aus dem Hafen an den König verrathen, welcher ihnen zwei bewaffnete Galeeren nachschickte, während der davon unterrichtete Papst des Königs Schmerz zu lindern suchte und versprach, für die Rückkehr der Prinzen Sorge zu tragen, wenn sie sich in seinem Bereiche blicken lassen würden [1]. Die verfolgenden Fahrzeuge erreichten sie nach langer mühseliger Reise zwischen Sicilien und Unteritalien im kläglichsten Zustande. Ohne Gegenwehr ergaben sich die Prinzen, zeigten aber keine Lust zur Rückkehr zum Vater. Graf Peter wollte täuschen und bestechen. Nichtsdestoweniger wurden sie nach Cypern zurück und zu Cerines in ein Gefängniß gebracht, wo ihrer eine harte Behandlung wartete. Diese konnte Graf Peter nicht ertragen und schüttete seinen Groll in einem Briefe an seinen Vater aus. Statt diesen dadurch zur Milde zu stimmen, reizte er ihn so, daß der jüngere Bruder in Freiheit, Peter aber außer Umgang mit Andern gesetzt und in schärfere Haft, wenn nicht gar in Fesseln gelegt wurde. Darüber wuchs des ungeduldigen Prinzen Zorn gegen den Vater und steigerte seine anzüglichen Klagen so sehr, daß er mit dem Ausschlusse von der Thronfolge, der er bereits bestimmt gewesen zu sein scheint, bedroht und hierüber allerlei störende Zwietracht im Innern des Inselreiches befürchtet wurde. Wie lange jedoch der Prinz in diesem, auch in Europa bekannt gewordenen, drückenden Gefängnisse schmachtete, ist nicht genau zu erörtern: die Annahme der Dauer von zwei Monaten und neun Tagen hat wenigstens weniger für sich, als die Vermuthung, Peter sei erst 1351 auf freien Fuß gesetzt worden [2]. Indessen stimmten den König die eingetretene Überschwemmung Nicosia's, der Verlust seiner Tochter Isabelle und seines Enkels Thomas, welche in einem Teiche ertranken — der älteste Sohn Veit war bereits 1346 gestorben — sowie seines Beichtvaters Mahnungen und vor Allem des Papstes Vorstellungen nach und nach zu versöhnlichen Gesinnungen, und der entrüstete Sohn konnte endlich nicht nur in des Vaters Arme ungehindert eilen, sondern sich auch mit jeglicher Art von Auszeichnung, die der Kerker geraubt hatte, überhäuft sehen. Zur Verhütung ähnlicher Vorfälle verheirathete nun der König diese beiden Söhne, von denen Peter Eleonore'n von Aragonien, Tochter Pedro's von Ribagorza, zur Gemahlin bekam.

Im J. 1357 oder spätestens 1358 übertrug Hugo IV. diesem Peter die Verwesung Cyperns, als er zur Föderung eines Kreuzzuges eine zweite, obschon erfolglose, Reise nach Europa antrat. Ob aber der Graf nach des Vaters allem Anscheine nach baldiger Rückkunft die Lenkung der landesherrlichen Obliegenheiten behielt, oder ob sie dieser eine kurze Zeit wieder übernahm und sie nachher jenem ganz und gar abtrat, um sein müdes Greisenleben in einem cyprischen Kloster zu beschließen, bleibt unerörtert. Gewiß ist, König Hugo starb 1360 (nicht 1361, wie die gewöhnliche Annahme lautet) im Kloster Strovilo, nachdem Graf Peter unter großem Beifalle des Volkes schon gekrönt und auch als König von Jerusalem ausgerufen worden war. Er hatte sich mittlerweile beliebt zu machen gewußt, die Begünstigten seines Vaters geschont und ihnen seine Günstlinge nicht vorgesetzt. Gegen seine jüngern Brüder, Jacob und Johann, denen er wegen ihrer mächtigen Freunde mistraute, benahm er sich vorsichtig, ertheilte ersterem das Seneschallat von Cypern und letzterem die Titularwürde eines Fürsten von Antiochien (nicht Galiläa), um die Eintracht mit ihnen zu befestigen, ohne jedoch ihre mäßigen Einkünfte zu vermehren. Weise, mäßige und liebenswürdige Eigenschaften — wol nur in kluger Verstellung, da brutaler Sinn, Wollust und grobe Rachsucht sein Ende beförderten — halfen ihm auf dem angefochtenen Thron eine kurze Reihe von Jahren feststehen.

Sein Neffe nämlich, seines verstorbenen ältesten Bruders ältester Sohn Hugo, hatte weniger nach der

---

1) Nach Raynald (Continuatio annalium eccles. *Baronii*. XVI. ad ann. 1549. n. 31) kannte Clemens VI. die Ursachen der Flucht dieser Prinzen nicht; er vermuthete, sie wären aus Begierde, die Welt zu beschauen, dem Vater entwichen.

2) Außer Loredano (Histoire des Rois de Chypre. I. 357 sq.), wo der wahre Hergang der Sache ausführlich, jedoch mit unrichtiger Zeitbestimmung erzählt wird, vergl. noch des Grafen Caylus zweite Abhandlung sur les ouvrages de *Guill. de Machaut* (in den Mémoires de l'académie roy. des B. L. XX, 417), wo die Ursache von der Prinzen Flucht abweichend berichtet wird, und *Raynaldi* cont. l. c. ad ann. 1350 sq. n. 19. 33.

Genauigkeit christlich-morgenländischer Lebensgewohnheiten als vielmehr nach dem Ehevertrage[3]) seiner Mutter, Marien's von Bourbon, ausdrücklich das Recht bekommen, seinem Großvater, wenn dieser Veit'en überleben würde, auf dem cyprischen Throne zu folgen. Veit war auch, wie oben gemeldet, zeitig gestorben, und seine Witwe trat am 9. Sept. 1347 mit dem Prinzen Robert von Tarent, Titularkaiser von Constantinopel, in den zweiten Ehestand, während ihre Kinder erster Ehe in Cypern ins Dunkele zurücktraten. Prinz Hugo wenigstens lebte entweder in Italien oder bereits am Hofe des Papstes Innocenz VI. zu Avignon, als sein Oheim den cyprischen Thron bestieg, und machte dort seine Ansprüche schon vor der eingegangenen Nachricht von Hugo's IV. Tode gegen diesen geltend. Der heilige Vater aber verfuhr sehr vorsichtig dabei[4]), und als Peter ihm im Frühjahre 1360 den Tod seines Vaters meldete, antwortete er abermals schonend, ohne dessen königliche Würde zu bestreiten, sondern er wies nur mild auf Hugo's Ansprüche hin, welche in Cypern ohnehin keine beunruhigende Aufmerksamkeit erregten, sondern nach Loredano mit einem jährlichen Einkommen von 5000 Dukaten entschädigt wurden, während der päpstliche Legat im Orient, der berühmte und gewandte Bischof Peter Thomas, Peter'n als König von Cypern und Jerusalem salbte. Der Papst stellte indessen den Prinzen mit der Senatorwürde und der Capitainschaft in Rom zufrieden, sodaß, wenn auch später, wie Loredano will, die Ansprüche auf den Thron von ihm wieder angeregt worden sein dürften, selbige doch keine Störung verursachen konnten[5]). Gefährlicher war der gleichzeitige Aufstand, den der eben erwähnte päpstliche Legat durch seinen Bekehrungseifer unter den griechischen Christen auf Cypern, wo sie die Mehrzahl der Einwohner bildeten[6]), erregte, Peter aber mit kluger Umsicht und seines Bruders Johann Mitwirkung zeitig zu dämpfen, sowie den Legaten aus der Lebensgefahr zu retten verstand. Bald darauf sprach ihn der König von Armenien um Hilfe gegen die bedrängende muselmännische Nachbarschaft an. Peter schickte sie unter Führung des englischen Ritters Robert von Tolose, da er selbst mit einem zahlreichen Geschwader von etwa 86 Fahrzeugen, darunter 20 catalonische und 4 rhodische, die kleinasiatischen Küstenländer anfiel, das mächtige Satalia am 1. Juli 1361, alsdann Candeloro, Smyrna und andere Orte noch in demselben Jahre eroberte, ersteren wichtigen, aber unruhigen Platz, wo die römisch-katholische Religion sogleich eingeführt wurde, noch besonders befestigte und stark besetzte, und sich die benachbarten kleinen cilicischen Fürsten zinspflichtig machte, bevor er siegreich und mit Beute beladen (1362) nach Cypern zurückkehrte, wo die ausländischen Krieger zur Schonung des damals von der Pest geplagten Landes, wenn auch ungern, entlassen wurden. Dabei hörte er mit Begeisterung auf des Legaten Thomas ununterbrochene Aufmunterungen zur Wiedereroberung Palästina's und ließ sich aus großer Empfänglichkeit für die Sache, gewiß weniger durch seines Neffen Hugo, wie Loredano erzählt, wieder aufgenommene Klage und durch eine deshalb vom Papste an ihn ergangene Auffoderung zur persönlichen Erscheinung vor dem heiligen Stuhle, bewegen, eine Reise ins Abendland zu machen. Noch vor Ablauf des Jahres trat er sie in Begleitung seines Kanzlers Philipp von Maizières und eines auserlesenen Gefolges über Rhodus nach Venedig[7]) an, wo er, wie am 21. Jan. 1363 zu Mailand, prächtig empfangen und bewirthet wurde, und von hier nach zwölftägigem Aufenthalte über Pavia und Genua[8]) seinen Weg nach Frankreich einschlug. Am 29. März gelangte er in Avignon bei Urban V. an, und fand hier die Könige Waldemar IV. von Dänemark und Johann den Guten von Frankreich beisammen. Anstatt mit diesem sich lange über seines Neffen Hugo Ansprüche zu streiten, wie Loredano glaubt[9]), fand sich Peter vielmehr in Allem gleichstimmig und empfing mit ihm (vielleicht auch mit dem gleichgesinnten Waldemar) am 31. März — es war der Charfreitag — aus des Papstes Händen das Kreuz. Dasselbe nahmen zugleich zwei anwesende französische Marschälle, der Cardinal Talleyrand von Périgord, und eine Menge vornehmer Ritter. König Johann, schon lange eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande im Sinne habend, empfing mit frommer Eitelkeit, doch ohne bethätigte Fähigkeiten die oberste Feldherrnwürde für diesen Heerzug, dessen Beginn auf den 1. März 1365 festgesetzt ward. König Peter jedoch, der erst die europäischen Höfe, mit Ausschluß der des hohen

3) Nach Pater Anselme (Hist. généal. de la Maison de France. I, 259 sq. 351 sq.) ratificirte König Hugo diesen Vertrag am 4. Jan. 1330. Derselbe nennt auch den Prinzen Hugo Fürsten von Galiläa, während ihn Loredano Fürsten von Antiochien nennt, doch darin irrt, wenn Hugo als Peter's Oheim aufgeführt wird. Die Annalen Raynald's geben dem Prinzen keinen orientalischen Titel. Die übrigen Kinder Veit's von Lusignan und Marien's von Bourbon waren: Jacob, Fürst von Tiberias, vermählt mit Agnes, einer bairischen Prinzessin, und Johann, Herr von Berythus. 4) Magnificentiam tuam rogamus, schreibt derselbe am 26. Mai 1360 an König Peter, et in paternae charitatis affectu attentius exhortamur, quatenus non quid velis, sed quid velle te deceat, quid dictet ratio, quid justitia suadeat, quid honestas exposcat, tranquilla mente discutiens, si est ita, ut idem Hugo proposuit coram nobis, benignus tui ipsius censor existas, et veritati (quae singulorum sine forensi querela conscientiam indicat) mansuetudinis tuae colla submittas, animo humili justitiae privatis affectibus praeferendo. 5) Loredano meint auch, Hugo habe eine Tochter des Grafen von Ruchas gegen Peter's Willen geheirathet. Die zuverlässigen Nachrichten geben Raynald's Annalen (ad ann. 1360. n. 13. 15 sq.) und eine Urkunde in Reinhard's cyprischer Geschichte (in den Beilagen I, 82 fg.). Hiernach ist auch der Irrthum in Leo's vortrefflicher Geschichte der italienischen Staaten (IV, 534) zu verbessern, wo König Hugo IV. Senator und Capitain von Rom genannt wird. Auch Loredano (I, 398 fg.) verfällt in einen ähnlichen Fehler, wenn er diese Statthalterschaft dem König Peter zutheilt. Übrigens soll dieser Prinz Hugo 1386 gestorben sein. Peter führte für sein Recht an, se proximo gradu ultimum Regem attigisse, regnique possessionem inivisse.

6) s. *Loredano* I, 385. 7) Nach Marin Sanuto (bei *Muratori* XXII, 655) verweilte Peter in Venedig 22 Tage lang. 8) Nach Stella (bei *Muratori* XVII, 1096) genoß Peter auch hier viele Ehre, und bei dem Gastmahle Maracelli's, wo der Doge Gift bekam, war er ebenfalls zugegen. Über seinen Aufenthalt zu Mailand; s. *Muratori* XVI, 733 und die unten angeführten Quellen. 9) Vergl. *Loredano* I, 395 sq.

Nordens und der pyrenäischen Halbinsel, zu demselben Behufe bereisen wollte, sollte dem Könige Johann mit einer Heerabtheilung vorangehen. Zur Erreichung und Vergrößerung seiner Zwecke ward er von Urban's V. Freigebigkeit mit vielen Hilfsmitteln und Vorrechten ausgestattet; er empfing ferner Anweisungen von ihm für Geld- und Truppenerhebungen auf gewisse Städte und Gebiete Teutschlands, Ungarns und Italiens, nicht minder auf die Inseln des mittelländischen Meeres, in allen übrigen europäischen Ländern durfte er 2000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk, doch in Frankreich nur 200 gepanzerte Reiter werben. Ablaß seiner Sünden wurde Jedem, der sich der Kreuzfahrt anschloß, voraus versichert, und ernstlich der gewarnt, welcher den König von Frankreich in seinem Entschlusse irre machen würde. Überdies ergingen vom heiligen Stuhle aus Auffoderungen zur Theilnahme an die Könige von Polen, Ungarn, Navarra und England (in London sollte ein Congreß von Königen auch Schottland in die Sache verflechten) an den Kaiser, und an die vornehmsten Reichsfürsten Teutschlands und an die Republiken Genua und Venedig. Doch glaubte Urban in seinem Feuereifer das großartige Unternehmen nicht eher reifen zu sehen, bis der hadernde und mit dem Banne behaftete Herzog von Mailand, Bernabo Visconti, zur Ruhe gewiesen sein würde. König Johann und insbesondere König Peter zeigten sich dabei äußerst thätig. Dieser sandte seinen Kanzler mit dem schon erwähnten Karmeliter und Bischof Peter Thomas, der dem cyprischen Könige nach Avignon gefolgt war, wiederholt nach Mailand, und half dadurch die Ruhe Italiens in dem Frieden vom 3. März 1364 herstellen. Nicht minder begierig griff Peter zu den angebotenen Mitteln, den in diese Zeit fallenden Aufruhr Candia's (Kreta's) gegen das Mutterland Venedig, welches deshalb in einen Krieg mit Genua verwickelt zu werden bedroht wurde, zu dämpfen, wenn derselbe bis zu seiner Abfahrt nicht gestillt sein würde. Allein auch dieser, die Kreuzfahrt störende, Sturm wurde inzwischen beschworen, gleichwie das gleichzeitig durch die Genuesen über Cypern verhängte Ungewitter vom Papste Urban glücklich abgeleitet.

Inzwischen hatte Peter (am 12. April 1363) die Kreuzpredigt des heiligen Vaters angehört (der Erzbischof von Rheims hatte Auftrag erhalten, anderwärts Kreuzpredigten zu thun) und im Ablaufe des Frühjahres den Sitz des päpstlichen Hofes verlassen, um das Innere Frankreichs zu bereisen. Er besuchte Paris, Rouen, Cherbourg und andere Städte dieses Reiches, ließ sich in den Händeln zwischen den französischen und navarresischen Königsfamilien, wiewol ohne Glück, als Vermittler gebrauchen, empfing vom Dauphin Karl reiche Geschenke, verfügte sich alsdann über Calais nach London zu König Eduard III., erhielt dort zwar eine gastliche und freundliche Aufnahme, aber keine Zusage zur Unterstützung der Kreuzfahrt, und ehe der in dieser Angelegenheit zu London abgehaltene Congreß der Könige von Dänemark, England, Schottland und Frankreich begann, zog er sich in die französischen Provinzen Englands zurück, wo er zu Angouleme am Hofe des Prinzen von Wales Empfänglichkeit für die heilige Sache des Kreuzes rege machte. In Paris gedachte er seinen Freund, den König Johann, wieder zu finden, fand aber nur dessen Leichnam; er folgte diesem zur Ruhestätte in St. Denys, feierte die Krönung Karl's V. in Rheims mit und schied dann aus dem erschöpften Frankreich, welches in seiner innern Zerrüttung nur spärliche Mittel zur Kreuzfahrt bieten konnte. Gleich einem vornehmen Bettler, wie das Abendland die christlichen Prinzen des Morgenlandes anzusehen gewohnt war, reiste Peter durch Flandern nach Teutschland, Preußen, Polen, Mähren, Ungarn, Böhmen und Österreich, und sprach in Prag den Kaiser Karl IV. an, der die laut vorausgepriesene Meerfahrt eher verhöhnte als begünstigte, wie sie denn an keinem Hofe günstiges Gehör, und Peter vielleicht nur nach der Zeitsitte Geschenke daselbst fand [10]. Am 11. Nov. 1364 sah er endlich Venedig wieder, wo er bis zur Abfahrt im Mai oder Juni des folgenden Jahres blieb. Von hier aus beruhigte er mit vieler Mühe, besonders aber durch die Gewandtheit des päpstlichen Legaten Thomas, vielleicht auch mit einer Geldsumme, wie Loredano annimmt, die Republik Genua, welche sich inzwischen, wie vorhin angedeutet wurde, theils aus langverhaltenem Grolle, theils wegen neuer Vorfälle zwischen ihren Eingeborenen und cyprischen Schiffsleuten in Famagusta zu einem Rachekriege gegen die Insel gerüstet hatte [11]), zog aus Frankreich Scharen von dem Gesindel, das in Massen dieses Reich raubend durchstreifte und vom Papste Urban zum Anschlusse an die Meerfahrt besonders aufgefodert worden war, wie aus andern Ländern andere Kampfgenossen an sich und sandte diese — der bereits 1363 in Venedig gesammelte Haufen von Kreuzkriegern hatte sich inmittels wieder verlaufen — nach Rhodus voraus. Nachdem der König erst den Festlichkeiten Venedigs, welche in der Freude über die Unterwerfung Candia's veranstaltet worden waren, beigewohnt und die nachmals für das Schicksal Cyperns einflußreich gewordene Familie Cornaro ausgezeichnet hatte, segelte er mit drei Galeeren, deren eine venetianisches Geschenk war (mehr konnte er von dieser Republik nicht erlangen), unter heißen Segenswünschen des längst schon ungeduldig gewordenen Urban nach Rhodus ab [12]). Ihn begleitete der nunmehr zum Patriarchen von Constantinopel erhobene Bischof Peter Thomas, der an des verstorbenen Cardinals Talleyrand Stelle zum Legaten des Kreuzzuges ernannt worden war. Bei günstigem Winde gelangten die Kreuzflotte und der König schnell genug in Rhodus an, wo Peter einige Monate verweilte, aber nicht nach Cypern segelte, da er nach seines Kanzlers Geständnisse diese Insel nicht eher zu betreten feierlich gelobt hatte, bis das Unternehmen gegen die Sarazenen

10) Auch König Waldemar von Dänemark wurde bei seiner Heimkunft durch widrige Umstände von der Erfüllung seines dem Könige von Cypern gegebenen Versprechens abgehalten. 11) Vgl. *Loredano* I, 404 sq. 12) Vergl. *d'Achery* III, 131 sq. *Sismondi* histoire des Français. X, 598 sq. 607 sq. *Baluzii* vitae paparum Avenionens. I, 366 sq. 401 und dessen notae ad vitas papar. p. 983. 989 mit *Raynaldi* cont. l. c. ad ann. 1363—1365 und den Mémoires de l'académie royale des B. L. XX, 418 sq.

vollendet wäre. Darum waren seine Gemahlin und Brüder, welche in seiner Abwesenheit die türkischen Anfälle von der Insel und von Satalia glücklich abgewiesen hatten (der Papst hatte inzwischen das nicht minder bedrohte Smyrna unter die eigene Obhut eines ihm verpflichteten Statthalters gestellt), zu einem Zuzuge aufgefodert worden. Es erschienen auch von dort gegen 60 bemannte Fahrzeuge im Kreuzlager vor Rhodus, und die Johanniter stellten 100 Mann aus ihrer Mitte nebst nöthigen Schiffen, sodaß die ganze Streitmasse des großartig ausgesprengten Kreuzheeres nur 700 — 1400 geharnischte Reiter und 8 — 10,000 Mann anderer Waffengattung zählen mochte, als König Peter am 28. Sept. 1365, bisher ungewiß, wohin die Streitkräfte geleitet werden sollten, doch endlich durch die Nachrichten eines kenntnißreichen französischen Ritters bestimmt, nach Alexandrien, einer der ersten Weltstädte jener Zeit, unter Segel ging, nachdem sich zuvor zwei muselmännische Fürsten durch Gesandtschaften ihm zinspflichtig unterworfen hatten. Binnen wenigen Tagen erschien die Kreuzflotte schon vor dieser Stadt, und nach gehaltener Ruhe, wie nach empfangenem Segen des eifrigen Patriarchen Thomas landeten die Truppen bei leichtem Widerstande der überraschten Bewohner. Ein einziger kühner und mörderischer Sturm am 4. October[13]), bei welchem der König mit einem Spieße bewaffnet vorandrang, überwältigte die große, volkreiche und mit allerlei Schätzen angefüllte Stadt, und gab sie der Plünderung, dem Schwerte und Feuer der Christen preis[14]). Zwar drängte sich in folgender Nacht ein großer Haufe kampflustiger Eingeborener wieder hinein, konnte aber keinen festen Raum gewinnen, so wenig Mittel und Macht auch dem tapfern Könige zu Gebote standen, sich hier lange zu behaupten. Überdies fürchteten die mit reicher Beute beladenen Kreuzfahrer das geraubte Gut an die heranziehende überlegene Macht des Ägyptischen Sultans wieder zu verlieren. Es entstand Meuterei und vor Allen wurden die Engländer beschuldigt, daß sie mit Hilfe der beutegierigen rhodiser Ritter durch Ränke das Kriegsvolk zur schleunigen Abfahrt zu stimmen gewußt hätten, und daß am Ende nicht mehr als 120 Mann entschlossen gewesen wären, mit dem Könige die Eroberung gegen befürchtete Angriffe standhaft zu vertheidigen. Schweigend und voll Ingrimms bestieg Peter am sechsten Tage nach dem glücklichen Sturme die Flotte wieder, nicht vom Feinde, sondern von der eigenen Mannschaft getrieben und lenkte die Fahrt gen Limisso zurück[15]). Dem gleichfalls entrüsteten Papste, den ein wildes Schreiben des Patriarchen Thomas noch mehr entzündete, wurde durch den cyprischen Admiral eine eroberte Sarazenenfahne (banderia) zugeschickt. Der Sultan von Ägypten erschien etliche Tage nach dem Abzuge der Kreuzzügler vor Alexandrien und fand es zumeist in einen Schutthaufen verwandelt. Die gefangenen Christen mußten dafür büßen und Rhodus wie Cypern drohte rohe Rache. Thomas aber starb inzwischen vor Gram und Scham zu Famagusta. Nicht so Peter: dieser verwahrte die Küsten seiner Insel, ließ seine Flotte schon nach Ablauf eines Monats wieder gegen die Ungläubigen auslaufen, Stürme hielten zwar Anfangs von Unternehmungen ab, wiederholte kühne Versuche gelangen besser, die dem Sultane von Ägypten bestimmte Seemacht der Türken wurde geschlagen und zum Theil erobert. Während Peter krank lag, wurde die Flotte, dazu die Rhodiser Verstärkung gaben, in Bereitschaft gehalten, Stürme hinderten das Auslaufen abermals, doch wurden durch kleine ausgesandte Abtheilungen Curco und Satalia gerettet.

Inzwischen hatte sich Peter von den Venedigern, welche durch die Rache des Ägyptischen Sultans am meisten litten, bewegen lassen, mit diesem in Unterhandlungen zu treten; und so kam in den ersten Monaten des Jahres 1366 in Famagusta eine Übereinkunft mit Schaban, so hieß der Sultan, zu Stande, der zufolge die Gefangenen von beiden Seiten ausgewechselt, dem Könige von Cypern die Hälfte des Waarenzolles in Tyrus, Berythus, Sajette (Sidon), Alexandrien, Damiette, Tripolis, Jerusalem und Damask zugesichert, und allen christlichen Pilgern, die mit einem cyprischen Passe zu Jerusalem künftig einwandern würden, die bisher gebräuchliche Abgabe von fünf florentinischen Gulden erlassen werden sollte. Daneben wurde dem Könige Peter noch die Auslieferung der Säule, an welcher Christus einst angebunden und gegeißelt worden war, zugesichert. Im März sandte Peter diese Bedingungen dem Sultane zur Genehmigung zu. Schaban aber weigerte sich und nahm die cyprische Gesandtschaft gefangen[16]). Darüber entrüstet bewaffnete sich Peter, besprach sich in Rhodus mit den Johannitern, zog noch andere Verstärkung an sich und segelte mit einer ansehnlichen Flotte, wiewol Schaban die Gesandtschaft wieder entlassen und sich selbst entschuldigt hatte, nach der syrischen Küste. Unvorbereitet fand er Tripolis, das beim ersten Sturme in seine Gewalt fiel, ausgeplündert und zerstört wurde, Tortosa, Laodicea, Belinas und andere Küstenplätze erlitten gleiches Schicksal, und da die von Armenien erbetene Hilfe nicht erschien, segelte er mit unermeßlicher Beute beladen nach Cypern zurück. Schaban, in größter Erbitterung, suchte sich mit andern muselmännischen Fürsten zu vereinen und die Staaten Genua und Venedig von ihrem Bündnisse mit Peter abzulenken, um desto sicherer Cypern und Rhodus angreifen zu können. Der Rachekrieg drohte sehr gefährlich zu werden, da der Papst auf Peter's Bitten nicht allein Genua und Venedig vor dem Sultane warnte, sondern auch fast die gesammte euro-

---

13) So lautet die Angabe des Kanzlers Maizières, eines Augenzeugen (bei *Raynald.* l. c. n. 19), und sie ist den andern abweichenden vorzuziehen. 14) Der Patriarch Thomas schildert sie in seinem Schreiben an den Papst und Kaiser Karl als plena divitiis, jucunda delitiis, foecunda fructibus, irrigata fluminibus paradisi; frequentata mercatoribus: quae erat Aegypti Regina, baculus infidelium et porta fidelium. 15) Vergl. *Raynald* l. c. ad ann. 1365. n. 19—21. *Baluzii* vitae l. c. p. 371 sq. mit 404. *Vertot*, Histoire des chevaliers de Rhodes. II, 67 sq. und *Loredano*, I, 406 sq. Nach *Sabellici* Historia rer. Venetarum. p. 420 soll Peter nur drei Tage in Alexandrien verweilt haben.

16) Vergl. Mémoires de l'académie royale des B. L. XX, 430 sq. und *Saint-Allais* II, 89.

päische Christenheit wider die Sarazenen in die Waffen zu bringen sich abmühte, und als dies nicht gelang, rieth er allen Denen, die mit dem Sultane Schaban in Frieden lebten, wie Genua, Venedig und Aragonien, für Peter'n ein Gleiches auswirken zu helfen [17]). Dieser Friede scheint auch, nach Saint-Allais, hergestellt worden zu sein, da es Peter'n gewiß an eigner Macht gebrach, sich gegen diesen erhitzten Feind furchtbar zu erhalten. Denn um diese Zeit schon, und nicht erst in den letzten Monaten seines Lebens, wie gewöhnlich angenommen wird, gibt sich gegen Peter'n Widerspenstigkeit seiner Barone, Gährung und Meuterei, von der Herrschsucht seiner Brüder genährt, kund, sei es nun in Folge der Anstrengungen des cyprischen Feudaladels in den Kämpfen mit den Sarazenen, oder in lebendiger Überzeugung Peter's, die Macht desselben zu brechen, oder Beides wirkte zugleich mit einander. Hierzu kam des Königs vertrauter Umgang mit Johanna von Montolif, Witwe eines einheimischen Barons, worüber die Königin Eleonore eifersüchtig, mit ihrem Gemahle, wie es scheint, öffentlich zerfiel. Papst Urban V. von dem Allen unterrichtet, warnte den König wenigstens vor dem Ehebruche und trug dem Erzbischofe von Nicosia auf, Peter'n von seinem anstößigen Beginnen abzubringen, und mit seiner Gemahlin wieder zu versöhnen [18]). Nichtsdestominder blieb der eheliche Zwist und der König bis zu seiner, jedenfalls unvorsichtigen, Abreise nach Europa, die Urban zu hintertreiben gesucht hatte, seiner Johanna von Montolif ergeben, an welcher sich nun Eleonore sehr empfindlich rächte.

In ihres Gemahls Abwesenheit ließ sie das Kebsweib zu sich kommen, schalt sie entweder gröblich aus, oder suchte deren Leibesfrucht mittels eines auf den Bauch gestellten Mörsers zu vernichten, ließ sie dann ins Gefängniß werfen, und endlich auf eingegangene Drohungen ihres davon benachrichtigten Gemahls anstatt frei zu geben, in ein Nonnenkloster zu Nicosia bringen, ohne sich selbst von dem Fehler frei zu halten, welchen sie an ihrer Nebenbuhlerin grausam verfolgte. Denn Eleonore pflegte eine Liebschaft mit dem Grafen von Ruchas, die weder verborgen noch verschwiegen blieb und um so größeres Aufsehen erregen mußte, da ihm, wie Einige behaupten, der König bei seiner Abreise die Lenkung der Staats- und Haussachen anvertraut hatte [19]). Gewiß ist, Peter erhielt durch den Vicomte von Nicosia davon Kenntniß, wurde durch Eifersucht fast bis zum Unsinne gereizt und beschloß seine Rückkehr nach Cypern, um Rache zu nehmen.

Neue Plane zur Bekämpfung der Ungläubigen und besonders noch ein Zweikampf hatten ihn zu einer Reise nach Rom, wohin sich Urban V. bereits von Avignon begeben hatte, im Eingange des Jahres 1368 vermocht. Das Duell hatte er sich 1366 bei seinem Aufenthalte zu Rhodus durch zwei prahlende französische Ritter zugezogen, dasselbe aber nicht als König, sondern als Edelmann Peter von Lusignan angenommen, und den Sitz des heiligen Stuhles zum Kampfplatze ernannt. Obschon auch der Papst, dem der Vorfall nicht unbekannt geblieben war, den König ermahnte, diesen Streit ruhen zu lassen, so erschien dieser doch im März 1368 zu Rom [20]). Allein einer seiner Gegner floh aus Furcht vor päpstlicher Strafe und der andere warf sich aus demselben Grunde zu Peter's Füßen und erhielt Verzeihung. Der Flüchtling hingegen wurde, da er sich auf ergangene Auffoderung nicht stellte, für ehrlos erklärt. Dagegen erlebte der König am päpstlichen Hofe den Verdruß, daß die gleichzeitig anwesende, in Ausschweifungen versunkene Königin Johanna I. von Neapel ihm in Auszeichnungen vorgezogen und zum Erstaunen der Cardinäle von Urban V. mit der goldenen Rose beschenkt wurde [21]). Für seine übrigen Zwecke konnte Peter Nichts erreichen, da Niemand zu einer Kreuzfahrt Neigung zeigte, vielmehr drängten die italienischen Handelsrepubliken in ihn, wie in den heiligen Vater, die Sarazenen nicht wieder zu erzürnen, sondern sich mit ihnen zu vertragen; und da Peter unter solchen Umständen sich von einer Reise nach Frankreich und England auch keinen Vortheil versprechen konnte, so unterließ er sie und begab sich blos zu Bernabo Visconti nach Mailand, wo er dessen Tochter Valentine mit seinem Sohne, der sein Reisegefährte war [22]), vorläufig verlobt haben soll [23]). Inzwischen hatten die Armenier ihren König, der mit dem Hause Lusignan verwandt war und diesem die Nachfolge auf dem Throne hinterließ, verloren und in Cypern ihre Unterwürfigkeit unter Peter's Scepter angemeldet. Darauf war des Königs Bruder Jacob abgereist, um in dessen Namen Besitz vom Königreiche zu ergreifen. Auch diese Nachricht bestimmte Peter'n, seine Rückreise am 28. Sept. 1368 über Venedig nach Cypern anzutreten. Bei seiner Ankunft zu Nicosia befreite er zuerst seine geliebte Johanna aus dem Kloster, und übergab seine Klage über Eleonoren und den Grafen, ihren Buhlen, dem Hofgerichte der Assisen. Wider Erwarten wurden diese für schuldlos erklärt und der Vicomte von Nicosia, der Ankläger, zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt, worüber wie über den schnellen Tod seines Günstlings — man ließ ihn aus Rücksicht gegen die Königin verhungern — der König in eine siebenwöchentliche Krankheit verfiel. Nach seiner Genesung setzte Peter sein strenges Benehmen gegen den einheimischen Adel fort, und reizte

17) Vergl. *Raynaldi* continuatio l. c. ad ann. 1366. n. 12—14. 18) Vergl. *Loredano* I, 425 und *Raynaldi* cont. l. c. ad ann. 1367. n. 14. 19) Nach Stephan von Lusignan und nach Vertot (l. c. p. 153) übergab der König diesem, also nicht einem seiner Brüder, das Reichsregiment, nach Loredano (I, 421) dem Vicomte von Nicosia: ein Beweis mehr, daß Peter seinen Brüdern nicht traute und um deswillen auch seinen Sohn mit nach Italien nahm.

20) Vergl. Loredano (I, 414 sq.), wo der Hergang der von Raynald nur kurz berührten Sache ausführlich erzählt wird, mit einigen Abweichungen auch in den Mémoires de l'académie royale des B. L. XX, 433 sq. 21) Vergl. *Raynald.* l. c. ad ann. 1368. n. 10 und *Baluzii* vitae I, 381 sq. II, 770. 22) Mehre, so auch Stella (a. o. a. O.) wollen behaupten, der König habe seinen einzigen gleichnamigen Sohn schon auf der ersten Reise nach Europa bei sich gehabt; das Kind aber war 1363 kaum sieben Jahre alt. 23) Nach Bern. Corio (Historia di Milano, p. 573) kam Peter blos bis Florenz, wo ihm große Ehren erwiesen wurden.

denselben noch durch Liebeshändel, deren er viele mit vornehmen Weibern gepflogen, nicht wenig auf. Auch mag der Bau einer Citadelle zu Nicosia, zur Sicherung seiner Persönlichkeit die Gährung befördert haben, wenn auch die Veranlassung dazu mit Grund in der gefährlichen Herrschsucht der königlichen Brüder gefunden wurde; des Königs mehr als halbjährige Abwesenheit aber hatte die Unzufriedenheit auf der einen und die Herrschsucht auf der andern Seite zu einer Verschwörung gereift, die ihn nach seiner Rückkehr zur Beschleunigung des schon früher beschlossenen Burgbaues nöthigte. Alle Staatsgefangene, vornehme oder geringe, Weiber oder Männer, mußten dabei thätig sein, und geringer Anlaß konnte die vornehmste Frau oder den angesehnsten Beamten oder Vasallen zu dieser Arbeit verdammen. Hierüber schon empört brachte folgende Handlung des Königs die bereits Verschworenen zur Ausführung ihrer Entschlüsse.

Der neue Vicomte von Nicosia besaß zwei schöne Jagdhunde, die des Königs Sohn, der Graf von Tripolis, zu haben wünschte. Der Vicomte schlug das Gesuch wiederholt empfindlich ab, und mußte mit Gefängnißstrafe büßen; sein Sohn wurde zur Arbeit am Burgbaue verdammt, ebenso seine schöne Tochter, deren Standhaftigkeit gegen des Königs Sinnlichkeit ihr vorerst öffentliche Mishandlungen zugezogen hatte. Dieser Umstand und die stachelnden Reden, welche diese vornehme Gefangene einem vorübergehenden Adeligen sagte, führten endlich zu geheimen Zusammenkünften bei dem Fürsten Johann. Und als sich die Unzufriedenen einander näher kennen gelernt hatten, beschlossen sie die Ermordung des Königs. Doch war man des Volkes noch nicht gewiß, sowie auch der Seneschall Jacob von Lusignan sich widersetzte, und ernste Vorstellungen seinem Bruder anrieth. Diese wurden zwar eines Tages gethan; allein Mahnungen und harte Vorwürfe erhitzten den König zu neuem Grolle gegen seine Brüder und den Adel. Vielleicht wäre die Mordthat doch unterblieben, wenn des Seneschalls Vorschläge mehr Beifall gefunden und Philipp von Ibelin-Sur und der Fürst Johann nicht unablässig gewaltsame Schritte verlangt hätten. Und so geschah, daß König Peter am 18. (? 16.) Jan. 1369[24]) in aller Frühe in seinem Palaste zu Nicosia ermordet wurde, nachdem er aus dem Bette gesprungen sich mit dem Degen gegen drei eindringende Edelleute hatte vertheidigen wollen. Die Einen sagen, diese Mörder hätten den König bei seiner Beischläferin, die Andern, weniger wahrscheinlich, bei seiner Gemahlin im Bette angetroffen, während auch die Nachrichten über die Art, wie man sich an dem königlichen Leichnam noch rächte, verschieden lauten. Mag er nun auf lächerliche und höhnische Weise, oder ganz in der Stille und ohne Gepränge in der königlichen Gruft zu Nicosia beigesetzt worden sein, so ist doch gewiß, daß sich Peter seit mehren Jahren durch rohe Willkür und arge Verletzungen gesetzlicher Herkömmlichkeiten den Haß des Adels zugezogen hatte, während er im heimischen Volke wie im Auslande als großer Kriegsheld und Schöpfer von Cyperns Wohlstand bewundert wurde[25]). Sein gleichnamiger einziger Sohn wurde noch vom bewaffneten Volke durch einen Aufstand und durch die Klugheit seiner Mutter aus der Mörder Händen gerettet. Außer diesem hinterließ König Peter, dessen Geburtsjahr und Lebensalter im vollen Dunkel geblieben, noch folgende von seiner Gemahlin geborene Kinder: 1) Civa (Eschive), die in ihrer Kindheit starb; 2) Mariette (Marie), vermählt mit ihres Oheims, des Fürsten Johann, Sohne, Jacob, Herrn von Berythus, und 3) Margarethe, vermählt 1378 mit Karl Visconti, Bernabo's Sohne, aber bald wieder in der Ehe gestorben. Von unehelichen Kindern, die Peter hinterlassen haben soll, sind blos unsichere Vermuthungen vorhanden; das mit Johanna von Montolif erzielte verschwand bald nach seiner Geburt, wie man sagt durch Eleonoren's Rachsucht[26]).

Peter II., auch der kleine Peter (Petrino) genannt, und des vorhergehenden Königs einziger Sohn und Nachfolger auf dem cyprischen Throne, war um 1356 geboren worden und etwa 13 Jahre alt, als sein Vater ermordet wurde. Von zarter Kindheit an dick, fett und darum kränklich versprach der kleine Peter weder ein langes Leben noch geistige Kraft, war aber dennoch den Nachstellungen seiner Oheime und mehrer Barone ausgesetzt, wie durch den heftigen Streit um seine Bevormundung empfindlich getrübt, beleidigt und eben darum in Lebensgefahr gebracht. Außer den Oheimen Johann und Jacob von Lusignan, und seiner eigenen Mutter kämpfte auch eine Partei für den längst verschollenen und im Abendlande lebenden Fürsten Hugo von Galiläa um die Vormundschaft, der aber kluger Weise am 6. Jan. 1370 nochmals auf alle Ansprüche feierlich verzichtete. Unter solchen widrigen Umständen warfen sich die Päpste Urban V. und Gregor XI., die sich vom königlichen Knaben nicht wenig versprachen, zu dessen Beschützern auf und ermahnten wiederholt, daß Peter vor Beleidigungen sicher gestellt, zu königlichen Tugenden und zum Umgange mit klugen Leuten angehalten und seiner Mutter, Eleonore'n, zur Pflege anvertraut werden sollte[27]). Geschah dies wirklich, so weiß man sie doch in Zurückgezogenheit umstellt und bewacht leben, bis ihre lauten und zudringlichen Klagen, ihres Vaters und des Johannitergroßmeisters Einfluß, wie der sehnliche Wunsch mehrer Barone es dahin brachten, daß der vom Hofgerichte anerkannte und, wie es scheint, mächtig unterstützte Vormund Johann,

---

24) Dieses Jahr der Ermordung Peter's bestätigen gegen andere abweichende Angaben außer Raynald (l. c. ad ann. 1369 n. 7) noch Baluz (Vitae I, 386 sq.), die Mémoires de l'académie royale des B. L. (XX, 439) und einige italienische Chronisten.

25) Raynald und Baluz schildern ihn einstimmig: Totus bonus, virtuosus et animosus, vel alter justus Abel vel Joseph innocens, per operationem et machinationem fratrum suorum fuit malitiose et crudeliter interemptus. 26) Verglichen und benutzt wurden außer den angeführten Werken noch des P. Stephan von Lusignan, Histoire générale de l'isle de Chypre (p. 144—148. 203. 207 u. a. O.), *Jauna*, Histoire générale de Chypre etc. II, 836—862 und Reinhard's vollständige Geschichte des Königreichs Cypern. I, 246—264 u. a. a. O. 27) Vergl. *Raynald* Tom. XVI. ad ann. 1370 sq. Auch König Peter IV. von Aragonien nahm sich seiner an und versuchte die Vormundschaftsstreitigkeiten zu schlichten; s. *Zuritae* Indic. p. 341.

welcher mit seinem Bruder, dem Seneschalle Jacob, obschon auch zerfallen, die Insel verwesete, des kleinen Peter's Krönung endlich im J. 1371 zu Nicosia gestattete, nachdem zwei Jahre zuvor die nach und nach, besonders aber durch Peter's I. Willkür verletzten Reichsgesetze (Assisen) auf des Adels Betrieb wieder aufgerichtet und zu genauer Nachachtung anempfohlen worden waren [28]). Indessen blieb der junge König, da er in dem Lieblinge seiner Mutter, dem Grafen von Ruchas, seinen Rathgeber ausersehen hatte, von den Parteien bedrängt und von den Oheimen verachtet, bis der Rangstreit zwischen dem genueser und venetianischen Consul (zwar durch die Eifersucht ihrer Staaten veranlaßt und genährt, aber durch die Verwirrung der Dinge auf Cypern zum Ausbruche getrieben) diesen Hofränken einen unerwarteten Ausweg verschaffte.

Der kleine Peter nämlich wurde nach herkömmlicher Sitte am 10. Oct. 1372 zu Famagusta als König von Jerusalem bei mehrtägigen glänzenden Festlichkeiten gesalbt und gekrönt, wozu außer andern anwesenden Fremden von Bedeutung auch die dort sitzenden Consuln beider genannten Handelsstaaten und deren ansässige Landsleute geladen worden waren. Die Venediger hier von jeher lieber gesehen, als ihre Nebenbuhler, die Genuesen, hatten stets ungestörte Gunst beim Volke, und bei Hofe den Vortritt gehabt. Als sie sich nun am Krönungstage mit ihrem Bailo oder Consul Malipiero in Gallakleidern zu den Genuesen im bischöflichen Palaste versammelt hatten, und von da aus mit einander den König nach und aus der Kirche begleiteten, drängte sich auf dem Kirchgange der genueser Consul, Paganino Doria, auf des Königs rechte Seite, wurde aber, sei es von Ruchas oder vom Seneschalle, zu Gunsten Malipiero's zurückgewiesen. Hierüber erbost und zu anzüglichen, wiewol unwirksamen, Reden gereizt, beschloß Doria, mit seinen gleichfalls geladenen Landsleuten bei dem Gastmahle des ersten oder zweiten festlichen Tages in der königlichen Burg mit verborgenen Waffen zu erscheinen und Rache sowol an dem Venediger als an dem Könige und dessen Umgebung zu nehmen; wenigstens deutete man den Plan in dieser Ausdehnung, da der eingeleitete Zank und Lärm des Königs und der Prinzen Gegenwart gänzlich unberücksichtigt ließ. Gewiß ist, kaum sahen sich die Genuesen an der königlichen Tafel den Venedigern abermals nachgesetzt, so ergoß sich Doria in rohe und unehrerbietige Ausdrücke gegen Malipiero; ihre anwesenden beiderseitigen Landsleute mischten sich sofort in den Wortwechsel, warfen daneben Brod und andere Speisen, die sie auf der Tafel fanden, einander an die Köpfe und brachten dadurch das Fest in Verwirrung [29]). Die Beschwerden und Verweise der andern Gäste, namentlich der cyprischen Barone und des Königs halfen so wenig, daß sich die Genuesen und Venediger endlich im Handgemenge befanden. Da ließen der König, oder wenn dieser, wie der Papst nachmals wiederholt versicherte, unschuldig und unbetheiligt war, die Prinzen, namentlich der Fürst von Antiochien, und deren Gefolge die Genuesen (es werden ihrer acht gezählt) von dem Balkone und den Fenstern der Burg hinabwerfen. Diese verloren theils durch den Sturz, theils durch die Wuth des zusammenströmenden Volkes das Leben. Das Volk aber, wenn auch nicht durch einen höhern Befehl, doch durch gleichstimmigen Sinn gereizt, verfolgte nun alle hier wie auf der Insel wohnende Genuesen; und so kamen ihrer Viele um, Andere erlitten durch Plünderung ihrer Waarenniederlagen ansehnliche Verluste, der Verhaftungen und Mishandlungen nicht zu gedenken, denen Einzelne von ihnen ausgesetzt waren. Darauf verließen nur wenige Gerettete mit dem Consul Doria (die genueser Nachrichten beschränken sich blos auf einen schwer Verwundeten) die Insel und brachten daheim den Vorfall zur öffentlichen Kunde, wie zum Rachekriege. Eleonore, immer noch gegen ihre beiden Schwäger erbittert, flammte die Genuesen gleichfalls an, ihre eigne Zurücksetzung und die an ihrem Gemahle verübte Gewalt zum Vorwande nehmend. Aragonien und Neapel suchte sie gleichfalls für sich, wiewol erfolglos, zu gewinnen.

Der junge König und seine Oheime, allerdings einen Krieg mit Genua fürchtend, handelten nicht in Übereinstimmung; ersterer schien überdies unberathen zu sein. Seine schleunig nach Venedig und Avignon verordnete Gesandtschaft hatte entweder keine gemessenen Befehle, wie Papst Gregor XI. klagt, oder Genua nahm keine Vermittelung zur Aussöhnung an, wenigstens von Venedig nicht, welches in den Verhältnissen des morgenländischen Kaiserreichs viele Ursachen fand, sich von seiner Nebenbuhlerin grollend fern zu halten. Der heilige Vater sparte zwar keine Mühe, Frieden zwischen Genua und Cypern zu erhalten, weil er deren Streitkräfte zur Bekämpfung der Sarazenen zugewendet sehen mochte; allein ist Loredano zu glauben, so wurde er zuletzt durch allerlei Einfluß umgestimmt, und schlug Vergleichsbedingungen vor, welche zwar billig, aber dem Sinne der Cyprier ganz entgegen waren, während andere Nachrichten den König Peter vom Papste stets gegen Genua in Schutz nehmen lassen. Wie dem auch sei, Peter mußte in dem Gedränge

28) Der Fürst von Antiochien ließ als Reichsverweser 1369 durch seinen Bruder Jacob und 15 auserwählte Barone der Insel die aus dem untergegangenen christlichen Königreiche Jerusalem überkommenen Assisen in Cypern, wo sie schon seit Gründung des christkatholischen Staates durch Veit von Lusignan gehandhabt wurden, von Neuem auffrischen. Das Hauptexemplar dieser Gesetze wurde mit andern aufgefundenen Abschriften derselben verglichen, geprüft, aus einander ergänzt, und die daraus entstandene Redaction zur künftigen Benutzung in zweifelhaften Fällen in der Hauptkirche Nicosia's niedergelegt und verwahrt. Vergl. hierüber d. Art. Königreich Jerusalem.

29) E fu grandissimo scandalo, sagt Marin. Sanuto, in modo che il pasto ordinato per esso Re Pietro nella Sala maestra del Palazzo fu disordinato. Hierdurch wird die Meinung widerlegt, daß die Genuesen gleich beim Eintritte in den königlichen Palast durchsucht und sofort zu den Fenstern hinabgestürzt worden wären. Stephan von Lusignan und die genueser Berichtgeber Folieta und Pizaro lassen am ersten Festtage an der königlichen Tafel nur Wortgezänk und Lärm vorfallen, am andern aber die Genuesen mit Waffen unter den Röcken in den Palast dringen, wo sie verrathen, ergriffen und zur Burg hinabgeworfen wurden, ohne daß man sich auf eine Untersuchung eingelassen hätte.

Satalia, welches noch zwei Jahre zuvor gegen feindliche Überraschung gesichert worden war, jetzt an die Muselmänner zurückgeben (ob gegen Empfang eines jährlichen Zinses und mit Vorbehalt der Oberherrlichkeit, bleibt zweifelhaft) und die Rüstung auf seiner Insel war so schwach, ja so mangelhaft betrieben worden, daß die sieben gutbemannten genueser Fahrzeuge, welche Ende Mai's oder Anfangs Juni 1373 an der Küste Cyperns landeten, nur große Verwirrung und Uneinigkeit in der königlichen Familie und unter den Großen trafen, indem die Oheime des Königs und dessen Mutter, Jeder in seinem Sinne und in seiner Leidenschaft, Befehle gaben, Etwas durchsetzten und allerdings auch zu behaupten wußten, der kindische König aber bald hie, bald dorthin geschoben wurde, sodaß wol das Tollste, wie uns Loredano berichtet, in dieser Noth geschehen konnte. Unter solchen Umständen ist die Nachricht nicht zu verwerfen, daß die Erscheinung Cataneo's mit dem kleinen genueser Geschwader die Cyprier zur Erkaufung des Friedens ermahnte, was jedoch der Fürst von Antiochien hintertrieb. Genug, da Rhodus erschöpft seinem Nachbarstaate keine Hilfe zuführen konnte, und Eleonore den Feind sogar begünstigte, drang Cataneo von Limisso aus in das Innere der Insel raubend, brennend und mordend, begünstigte indessen die Besitzungen des einen Barons vor denen des Andern, und streuete dadurch Mistrauen und Zwiespalt unter sie; Fürst Johann wurde von ihm in eigener Säumigkeit geschlagen, der Seneschall richtete Nichts weiter aus, als daß er die dem Feinde zugelaufenen Paröken und andere Unfreie wieder ablockte, und bis zum 1. October, als Pietro da Campofregoso mit 36 trefflich bewaffneten Galeeren vor Papho erschien, mochte außer Famagusta, Cerines, St. Hilarion und Buffavento fast kein Ort — Nicosia war schon am 16. Juni den Siegern eine leichte Beute geworden — mehr im Widerstande geblieben sein [30]). Mit Cataneo vereint warf sich nun da Campofregoso (14,000 Mann stark) am 3. October auf Famagusta, nahm und verbrannte im dortigen Hafen fünf große cyprische Fahrzeuge. In der Burg und Stadt gebot unglücklicher Weise die rachesüchtige Königin Witwe, die sich, gewiß nur anscheinend, am 10. dess. Mon. zur Übergabe zwingen ließ, ohne die Stadt vor der dreitägigen Plünderung und die anwesenden Venediger vor Mishandlungen gesichert zu haben. Im Einverständnisse mit dem genueser Feldherrn wirkte sie hierauf gegen ihre Schwäger und gegen Alle, die an der Ermordung Peter's I. Theil genommen hatten; drei Barone wurden von den 60 gefangenen Edelleuten, als Urheber der an den Genuesen im verflossenen Jahre verübten Gewaltthaten (sie waren aber die Mörder Königs Peter I.) wirklich hingerichtet. Der König, welcher sich in Buffavento versteckt hielt, wurde verlockt, nach Famagusta zu kommen; und als er unter großen Freudensbezeigungen erschienen war, so verlangte man auch nach dessen Oheimen, deren Einer sich in St. Hilarion, der Andere in Cerines standhaft behauptete, um so dringender, als sich Eleonore mit der Genuesen Hilfe an ihnen rächen und Campofregoso durch deren Zustimmung seinem eben mit der Königin und deren Sohne abgeschlossenen Vertrage sichere und volle Gültigkeit verschaffen wollte; die Prinzen aber, von Allem unterrichtet, ließen sich nicht überlisten. Ihr Zögern wurde von dem Genuesen endlich dem Könige zur Last gelegt, und da er sich mit ungestümen Vorwürfen rechtfertigte, gab ihm jener eine Ohrfeige. Hierauf wurde Cerines mit vieler Anstrengung und großem Verluste der Genuesen, obschon vergebens, belagert, während Peter und seine Mutter sich nach Nicosia begaben, den dort versammelten Adel, soviel von diesem noch frei war, für sich gewannen und in der Entrüstung über das fortgesetzte gewaltsame Verfahren der Genuesen, ihre mit diesen getroffene Übereinkunft umstießen, wenn sie nicht schon verletzt worden war, während Eleonora den herbeigelockten Fürsten Johann auf ihrem Zimmer durch gedungene Mörder niederstechen ließ. Einstimmig wünschte man sich auch der Genuesen entledigt zu sehen; es kam zu neuen Verhandlungen, man konnte aber mit Campofregoso nicht anders, als unter folgenden harten Bedingungen friedlich aus einander kommen: Die Genuesen besetzen fortan Famagusta (im J. 1383 wurde ihnen, nach den Berichten ihrer eigenen Chronisten, diese Stadt zum bleibenden Besitze zugesichert), und räumen die Insel gegen Empfang einer Million Goldgulden (Dukaten), die in jährlichen Raten von 40,000 Goldgulden abgetragen werden soll, wofür inzwischen eine Geiselstellung Bürgschaft leistet. Hierzu ersah der Genuese aus: die beiden Söhne des gemordeten Fürsten Johann von Antiochien, zehn Barone (einige Nachrichten sprechen in Übertreibung von 60) und vielleicht auch den Seneschall Jacob von Lusignan mit seiner Gemahlin, wenn nicht dieser, wie Stella glaubt [31]), von der Insel verwiesen, aber ungehorsam geworden, hernach seinen Feinden in die Hände gerathen, oder vom Könige selbst einen Wink bekommen hatte, sich nach Italien und Frankreich zu begeben, und dort über die Härte des Vertrags Beschwerden zu führen, aber auf dem Meere überlistet in der Genuesen Gefangenschaft gefallen war [32]); kurz die sämmtlichen Geisel wurden, allem Anscheine nach wider den Vertrag, der ihren Aufenthalt in Famagusta angewiesen haben soll, im Juli 1374 unter Bedeckung von 16 Galeeren nach Genua eingeschifft, während Campofregoso noch bis ins folgende Jahr in dem verwüsteten Cypern verweilte. Der harte und jedenfalls auch verletzte Friedensvertrag trieb den König an, sich durch eine Gesandtschaft in Genua und Avignon Linderung zu verschaffen. Gregor XI. wandte sich an den Großmeister zu Rhodus, an die Könige von

30) Wie war es möglich, daß grade um diese Zeit König Peter in der Versammlung der morgenländischen und abendländischen Fürsten zu Theben (1. Oct. 1373) persönlich erscheinen und sich über die Bekämpfung der Sarazenen mitberathen konnte? Also offenbarer Irrthum bei Bzovius (XIV, 1420) und dem ihm nachschreibenden Besoldus (Historia Constantinopolitano-Turcica. p. 521 sq.).

31) Qui post pacem relegatus, in observandis defecit, sagt Stella. 32) Eine dritte, minder begründete, Meinung behauptet, er habe sich freiwillig gestellt, da er doch ein Erzfeind der Genuesen war, und seine Burg Cerines nicht eher verließ, bis man ihm umständlich und feierlich versichert hatte, daß sie nicht in der Genuesen Hände gegeben werden würde.

Frankreich und Aragonien und an Eleonoren's Vater, den Grafen Peter von Ribagorza; sie Alle aber konnten die Republik Genua nicht zur Nachgiebigkeit bringen [33]). Da wandte sich Peter an Venedig und an den kriegslustigen, genialen Tyrannen Bernabo Visconti zu Mailand, um mit deren Unterstützung gewaltsam auszuführen, was auf friedlichem Wege nicht möglich gewesen war; ersteres war um so leichter zu gewinnen, als es über den Besitz von Tenedos mit seiner Nebenbuhlerin in Krieg gerathen war, und Letzteren trieb Kriegs- und Raublust, wie das seit Peter I. bestehende Freundschaftsband zwischen ihm und dem königlichen Hause Lusignan. Ohnehin mag unser Peter schon vorläufig zum Gemahle Valentinen's, einer Tochter Bernabo's, bestimmt gewesen sein, als 1375 oder im folgenden Jahre die darauf zielenden Verhandlungen wieder aufgenommen und 1377 in einem Ehevertrage abgeschlossen wurden, nachdem die angebotene Hand der griechischen Kaiserstochter bei weit ansehnlicherer Mitgift abgeschlagen worden war. Außer einem beliebigen Schmucke verwilligte Bernabo seiner Tochter 100,000 Goldgulden Mitgift und bedingte ihr zur Gegengabe 10,000 Dukaten in jährlicher Einnahme von drei namhaften Schlössern auf der Insel Cypern aus; allein schon am 4. März 1378 erließ Peter 70,000 Dukaten von der Ausstattung seiner Braut zu Gunsten eines Bündnisses, welches Bernabo mit abendländischen Fürsten und Staaten gegen Genua schließen sollte, damit dessen Aufmerksamkeit von Cypern abgelenkt würde [34]). Dieses Bündniß, dessen Glied auch König Peter war, wurde schon im Mai zwischen Bernabo, den Markgrafen von Caretto und Venedig geschlossen. Bernabo aber grade in einen Erbfolgekrieg mit den della Scalas verwickelt, konnte erst im folgenden Jahre gegen Genua feindselig wirken, während es die Markgrafen von Caretto sogleich zu Lande befehdeten, wie es die Venediger zur See zu thun bereits angefangen hatten. Inzwischen verwendete der König von Cypern den Rest der bräutlichen Mitgabe zur Miethe und Rüstung von fünf bis sechs catalonischen Schiffen, denen die Venediger sechs Galeeren von den ihrigen zugesellten, welche kleine Flotte unter Gradenigo's Führung die königliche Braut nach Cerines geleitete.

Valentine, von einem ansehnlichen Gefolge lombardischen Adels und einem ihrer Brüder über Parma — die Gonzagen verweigerten ihr in Mantua die Aufnahme — Modena und Ferrara nach Venedig geführt und allenthalben pomphaft empfangen, bestieg in den ersten Tagen des Juli 1378 die zwölf Segel starke Flotte und gelangte bei glücklicher Fahrt im August zu Cerines an das Land [35]). Voraus waren drei von des Königs Günstlinge Theobald Belfarag (nicht Wolfgang) in Italien angekaufte und mit 1000 oder 1800 Mann auserlesener Krieger gerüstete Schiffe, welche bei Rhodus zwei genueser Fahrzeuge entmannt und erobert hatten, angekommen; hiermit und mit dem, was bei Zerrüttung des Staates an Schiffen hatte gebaut und an Mannschaft gerüstet werden können, wurde nun nach getroffener kostbarer Übereinkunft mit den Venedigern ein Angriff auf Famagusta gewagt; die Vermählung des Königs mag demnach unter kriegerischer Zurüstung und unter Waffengetöse in der Eile vollzogen worden sein, wenn er nicht aus Schwäche den ganzen Gang des kriegerischen Unternehmens seinem Günstlinge Belfarag überlassen hatte. Wie dem auch sei, die vereinte Flotte unter Santapace's und Gradenigo's Leitung griff den Hafen Famagusta's an, wurde jedoch zurückgeworfen; ein zweiter Angriff aber ließ sie in den Hafen eindringen und drei große feindliche Fahrzeuge nebst mehren kleinern erobern. Ihre Angriffe auf die mit 500 Genuesen besetzte Stadt selbst misglückten ebenso sehr, als diejenigen, welche Belfarag mit 4—6000 Mann (10,000 ist jedenfalls Übertreibung) gleichzeitig auf der Landseite unternahm. Belfarag wird von den Venedigern und Bizaro einstimmig getadelt, durch Versäumniß und Pflichtvergessenheit das Unternehmen vereitelt zu haben, worüber jene nach Verflusse des Monats, auf den ihre versprochene Hilfsleistung beschränkt war, sich verabschiedet und ihren Weg nach Syrien eingeschlagen hätten. Später trennten sich auch die catalonischen Schiffe von den Cyprern, da der König von Aragonien inmittelst zu den Genuesen übergetreten war [36]). Doch sollen Stürme auf die Vereitelung der Einnahme Famagusta's zur See mitgewirkt haben, wie andere Berichte erzählen, während der cyprische Feldherr von Vorwürfen allerdings nicht freigesprochen werden kann. Zeitig in Hofränke verwickelt, klagte Belfarag die Königin Witwe an, daß sie mit den Genuesen in Famagusta Einverständnisse unterhalte, während sie sich noch mit dem Grafen von Ruchas ergötzte. Peter glaubte der Anklage, ließ seine Mutter scharf beobachten und ihre vornehmsten Diener verhaften und zum Theil zu Tode quälen; nach Loredano hingegen wurde nur ihr Mundschenk vergiftet und ihr Stallmeister nahm sich selbst das Leben. Nun aber verlangte Belfarag eine ansehnliche, in zwei Schlössern bestehende Schenkung von seinem Herrn, welcher sie weislich abschlug, und ihn mit einer Burg von einem für jene Zeit reichlichen, ihm aber nicht genügenden Einkommen belehnte, worüber er trotzig das Feldlager verließ und sich an den Hof nach Nicosia begab, um den Beichtvater des Königs, der der Befriedi-

33) Vergl. *Muratori* XVII, 1096—1106. XXII, 678 sq. XXIII, 1056. *Sabellici* historia rer. Venet. p. 447 sq. *Bizari* Annales Genuenses. p. 143. *Raynald* l. c. ad ann. 1372. n. 30 sq., 1373. n. 8, 1374. n. 7, 1375. n. 12 mit *Bzovii* Annales eccles. XIV, 1420 sq., *Sismondi* VII, 175 sq. und *Spondani* Annal. Bar. contin. I, 579. 34) s. *Bern. Corio* historia di Milano. p. 590—599. Saint-Allais läßt den Heirathsvertrag erst den 9. März 1378 abschließen. Daß Peter auch den Markgrafen von Caretto, den Besitzern von Finale, noch besondere Summen zum Kriege gegen Genua gegeben habe, lag schwerlich in seinen Kräften.

35) Fast gleichzeitig wurde auch die Vermählung zwischen Peter's Schwester Margarethe und Karl Visconti, einem Sohne Bernabo's, verhandelt und abgeschlossen; s. *Corio* p. 600, der allerdings in die Zeitumstände sehr eingeweiht hinzufügt: et cosi in Lisignana sequi l'effetto del matrimonio. Die Ehe dauerte nicht lange, da Karl Visconti sich 1382 schon zum zweiten Male vermählte. 36) Vergl. *Raynald* Tom. XVII. ad ann. 1378. n. 119. *Sabellicus* l. c. p. 448 sq. *Muratori* XII, 444. XVI, 771. XVII, 1108 sq. XXI, 32. XXII, 681 sq. und *Sismondi* VII, 183.

gung seiner Wünsche entgegen gewesen, thätlich zu verfolgen. Belfarag[37]) und sein Geselle Alesopulo trafen und ermordeten auf einem Spaziergange nicht allein denselben, sondern auch dessen Begleiter, den Vicomte von Nicosia, der ihn retten wollte. Der unentschlüssige und in Verlegenheit gesetzte Peter ließ diese freche That so lange unbestraft, bis Alesopulo den Respect gegen ihn vernachlässigt und obenein noch einen königlichen Diener getödtet hatte. Jetzt erst wurde er sammt dem Feldherrn verhaftet und hingerichtet. Die Plünderung ihrer Wohnungen zu Nicosia wurde dem Pöbel erlaubt. Den Heerbefehl vor Famagusta erhielt Johann von Bries, der weder kriegskundig war, noch die Truppen in Zucht zu halten verstand. Also wurde die Blokade zu Lande, wie auch zur See, nach 18monatlicher Dauer unter großen Verlusten und vergeblichen Kosten aufgegeben. Dieses verunglückte Unternehmen hatte zwar, obschon Peter den Friedenscongreß zu Turin zu beschicken nicht für gut hielt, keine andern Folgen, als daß die zu Genua festgehaltenen Geisel trotz des Papstes Ermahnungen in sehr harte Gefangenschaft gesetzt wurden, allein am Inselstaate Cypern nahm die Republik keine Rache, wenn auch Peter und sein Schwiegervater Bernabo vom turiner Frieden (8. Aug. 1381) ausgeschlossen wurden. Indessen nahm sich Venedig des cyprischen Königs an, empfahl ihn dem Friedensvermittler, Grafen Amé VI. von Savoyen, der auch im December 1381 deshalb eine Gesandtschaft nach Genua ergehen ließ[38]), ohne daß man weiß, was diese ausgerichtet habe.

Inzwischen trieb Eleonore ihr Ärgerniß erregendes Leben mit dem Grafen von Ruchas bis zur öffentlichen Verachtung, wozu bald ihr Zwiespalt mit der Schwiegertochter kam, die empfindlich beleidigt, ihren Gemahl bewegte, nicht nur den Grafen von Ruchas aus dem Wege zu räumen — er soll an der königlichen Tafel vergiftet worden sein — sondern auch seine Mutter mit derben Verweisen vom Hofe zu entfernen. Eleonore zog sich nach Cerines, und von da, wo es ihr misfiel, bald nachher bei schlechtem Rufe in ihre älterliche Heimath zurück, nachdem sie einem ganz gemeinen Menschen, der auch für ihren Liebhaber gegolten, die Verwaltung ihrer zurückgelassenen Güter anvertraut hatte. Die nun von Innen und Außen gewährte Ruhe seines Reiches genoß der schwache König nicht lange. Die zunehmende Fettigkeit seines Leibes stürzte ihn in eine vier- bis sechsmonatliche Krankheit, durch deren Unheilbarkeit er endlich am 17. October (nicht August) 1382 im 26. Jahre seines Alters erstickte, nachdem seine Gemahlin ihm kurz zuvor im Tode vorangegangen zu sein scheint. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht, aber ohne Bedauern und Lob in die königliche Gruft beigesetzt; denn Peter hatte nur durch die Verweisung seiner Mutter sich Beifall erworben, sonst aber, stets abhängig von Andern, und nie zur Selbständigkeit und Einsicht gelangt, hatte er geringe Achtung genossen[39]). Doch war er ein zärtlicher Ehemann und zum Frieden immer geneigt, darum unglücklich im Kriege. Man sagt zwar, er habe den Handel seit Famagusta's Verluste wieder zu heben gesucht und Cerines zum Stapelplatze mit aller nöthigen Ausstattung erkoren; die Flotte aber, 1373 durch die Genuesen zerstört, brachte er nicht wieder in Aufschwung, und ließ er auch die junge Mannschaft seiner Insel seit dem Jahre 1375 durch häufige Waffenübungen kriegerisch stimmen, so ging ihr doch bald die erfoderliche Zucht, bald der tüchtige Führer ab. Kluger Weise dankte er sein Landheer nach aufgehobener Belagerung Famagusta's nicht ab, sondern vertheilte es in die besten Plätze, wie er denn auch Nicosia befestigte und mit einer neuen Burg versah. Seine Krone erbte sein in Genua gefangener Oheim **Jacob von Lusignan** (s. d. Art.) und seine geringe bewegliche Habe seine noch am Leben gebliebene Schwester Marie. Kinder aus seiner Ehe hinterließ er nicht[40]). (*B. Röse.*)

37) Loredano nennt diesen cyprischen Feldherrn Belfange, Jauna Volfange, woraus Reinhard Wolfgang macht und Raynald Belfaragus; er war ein einheimischer Baron. 38) Vergl. *Guichenon* I, 425. II, 216.

39) Nur ein einziger Schriftsteller lobt ihn, der Genuese Bizaro, wenn er den König einen generosae atque heroicae indolis adolescens nennt. 40) Nur Corio (l. c. p. 609) sagt unbegründet, Peter habe neben seiner Gemahlin auch una picciola figliuola hinterlassen, con la quale alcun tempo resse quell' Imperio. Benutzt wurden außer den angeführten Werken noch *Vertot* II, 155 sq., des P. **Stephan von Lusignan** Histoire p. 148—152 mit 203. *Loredano* II, 2—103 und **Reinhard** I, 264—283 mit *Jauna* II, 863—895. *Folieta*, Historia Genuensis. p. 144—148 und *Bizaro*, De bello Veneto. p. 754—760.

8) Könige von Portugal.

Peter I.[1]) ward dem damaligen Infanten, nachmaligen Könige Alfons IV. von Portugal, von dessen Gemahlin Beatrix von Castilien den 26. Nov. 1320 zu Coimbra geboren. Als im J. 1327 die Vermählung der Donna Maria, Infantin von Portugal, mit dem König Alfons XI. von Castilien in Vorschlag gebracht wurde, versprach der König Alfons IV. von Portugal seinen ältesten Sohn und Kronerben Peter mit der Donna Blanca, der Tochter des Infanten Peter von Castilien und der Infantin Maria von Aragonien, zu vermählen. Nach Schließung des Bündnisses zwischen den Königen von Castilien, von Aragonien und von Portugal im J. 1329 nahm König Alfons XI. von Castilien Blanca'n, die Tochter seines verstorbenen Oheims, des Infanten Peter's, mit sich, um sie nach Portugal zu führen, wo sie dem zwischen ihm und dem Könige von Portugal geschlossenen Vergleiche gemäß den Infanten Peter ehelichen sollte. Dann im J. 1330, als der König von Castilien seinen Schwiegervater, den König von Portugal, besuchte, brachte er ihm die zur Gemahlin des Infanten Peter's Bestimmte, welche nun in Portugal erzogen ward. Der König Alfons XI. von Castilien hatte, um Maria'n von Portugal heirathen zu konnen, seine Braut, die Tochter des castilischen Prinzen Johann Emanuel, im J. 1327 verstoßen und eingesperrt, und ihr Vater dem Könige eröffnen lassen, daß er dem Rechte der Naturalität entsagte, und

1) Mit dem Beinamen el Riguroso, der Strenge, Harte, Grausame.

folglich von dem ihm geleisteten Eide der Treue losgezählt sei. Unter vielen Wegen, die er einschlug, sich an dem Könige von Castilien zu rächen, war auch das Bestreben, einen Krieg zwischen Castilien und Portugal zu entzünden. Johann Emanuel's vertrauter Freund, Ferdinand Rodriguez de Valboa, Prior von S. Johann, schrieb im J. 1332 an den König Alfons IV. von Portugal, den Vater der Königin Maria von Castilien, daß diese das Unglück erleben müsse, sich äußerst verachtet zu sehen, und nur dem Namen nach Königin zu sein, während Eleonora de Guzman[2]) sich aller übrigen Vorzüge anmaße; es würde unter diesen Umständen rathsam sein, den König von der unglücklichen Maria zu trennen; dieses könne aber Niemand besser bewerkstelligen, als Don Johann Emanuel. Zugleich fügte der genannte Prior den Rath hinzu, der König von Portugal möchte einen anständigen Rath ausfindig machen, den Don Johann Emanuel an sich zu ziehen, und diesem würde am angemessensten scheinen, daß der Infant Peter Constantia'n, des genannten Herrn Tochter, heirathete, weil Blanca, die Muhme des Königs von Castilien, nicht nach dem Geschmacke des Prinzen Peter, noch tüchtig sein möchte, wegen ihres kränklichen Zustandes, Gattin zu werden. Schließlich bat der Briefsteller den König von Portugal, dieses alles bis zu einer günstigen Gelegenheit geheim zu halten. Der König von Portugal fand den Vorschlag der Vermählung seines Sohnes mit Donna Constantia nach seinem Sinne, und war der Meinung, daß dieses zur Beförderung seines Vortheils bei irgend einer Gelegenheit dienlich sein könnte: jedoch hielt er für rathsam, diese Sache bis zu einer gewissen Zeit ausgesetzt sein zu lassen. Johann Emanuel ließ die geheime Bewerbung um das Ehebündniß seiner Tochter mit dem Kronerben von Portugal nicht ruhen. Um die letzte Hand an dieses Werk zu legen, wollte er mit dem Könige Alfons von Castilien einen Vergleich schließen, und ließ zu Anfange des Jahres 1335 durch eine Gesandtschaft ihm versichern, daß er eifrigst wünsche, in seine Dienste zurückzukehren, und ihn um die Erlaubniß bitte, daß seine Tochter Constantia den Infanten Peter von Portugal heirathen dürfte, denn dieser weigerte sich, die Prinzessin Blanca von Castilien zu ehelichen, da sie mit beständig anhaltender Gicht und andern Leibesschwachheiten behaftet, außer Stand gesetzt ward, je Gattin werden zu können. König Alfons XI. von Castilien, seit geraumer Zeit von dem Wunsche der Wiederherstellung der Ruhe in seinen Staaten beseelt, war bereit, dem Don Johann Emanuel wegen des Vergangenen Verzeihung angedeihen zu lassen, unter der Bedingung jedoch, daß er ihm, als seinem Könige und Herrn, für das Künftige treu dienen, und fernerhin keine Veranlassung zu neuen Zerrüttungen im Königreiche geben sollte. Zugleich versprach er ihm Antwort auf den Antrag wegen der Vermählung der Constantia mit dem Infanten Peter von Portugal. Während dessen stellte König Alfons IV. von Portugal auf der Landesversammlung, die er im J. 1335 zu Sanctarena zu Ergreifung der die verheißene Vermählung seines Sohnes Peter's mit der ihm verlobten[3]) Blanca erheischenden Maßregeln hielt, den Ständen vor, daß die ungesunde Leibesbeschaffenheit dieser Prinzessin die Vollziehung dieses Ehebündnisses nicht gestatte; weit besser würde es sein, wenn sein Sohn, der Infant Peter, sich mit der Donna Constantia, der Tochter des Don Johann Emanuel, vermählte. Auf diese Vorstellung des Königs ward der Beschluß gefaßt, daß zwei Herren seines Hauses an die als nahe Verwandte der Donna Blanca bei dieser Sache betheiligten Könige von Castilien und Aragonien abgehen, und ihnen die Gründe vortragen sollten, warum die Vermählung derselben nicht statthaben könnte; beiden sollte zugleich des Königs Vorhaben, seinen Sohn mit Constantia, Johann Emanuel's Tochter, zu verheirathen, eröffnet werden. Die dieser Entscheidung zufolge von dem Könige mit gehöriger Instruction abgesandten Don Diego Gomez d'Abreu und Peter Rodriguez Machado machten dem damals zu Tordesillas sich befindenden Könige Alfons XI. von Castilien die erwähnte Eröffnung mit dem Beifügen, daß der König, ihr Herr, ihn ersuchen ließ, daß er Jemanden nach Portugal senden möchte, der die Prinzessin Blanca in Augenschein nehmen und ihm nachher von der wahren Beschaffenheit derselben Bericht erstatten könnte. Gleiche Eröffnung und gleichen Antrag machten hierauf die Gesandten dem König Alfons IV. von Aragonien. Die Könige von Castilien und Aragonien sandten, um von der Wahrheit versichert zu werden, einige Personen nach Portugal. Da ihr Bericht mit dem, was ihnen der König von Portugal hatte anzeigen lassen, übereinstimmte, so war der König von Castilien der Vermählung des Infanten Peter von Portugal mit Constantia, Johann Emanuel's Tochter, nicht entgegen. Aber neue Mishelligkeiten entstanden zwischen diesem, welcher in die Verzeihung des Königs von Castilien Mistrauen setzte, und dem zuletzt genannten König. Johann Emanuel verband sich daher im J. 1336 mit dem neuen Könige Peter IV. von Aragonien wider den König von Castilien, über den er sich sehr beklagte, besonders wegen der Hindernisse, die Letzterer der Vollziehung der Ehe seiner Tochter Constantia mit dem Infanten Peter von Portugal in den Weg legte. Der König dieses Landes hatte dieselbe thätig betrieben. Durch von ihm abgesandte drei Bevollmächtigte, nämlich den Don Gonzale Vaz de Goys, den Schatzmeister Gonzale Vasquez von Viseo, und Ferdinand de Pigna hatte er die Abschließung der Ehepunkte bewerkstelligen lassen. Mit diesen hatte Johann Emanuel im Januar 1336 auf dem Schlosse Garcias Mugnoz den Vertrag geschlossen, daß Donna Constantia, seine Tochter, 3000 Dukaten, welche er in verschiedenen Terminen zahlen wollte, zum Brautschatz haben und sich noch vor Johannis nach Portugal begeben sollte. Johann Emanuel sandte zwei Bevollmächtigte, den Dechanten Garcias von Cuenza und seinen Kammerjunker Lupo Garcias nach Portugal, um die Tractate von dem Könige dieses Landes vollziehen zu las-

2) In die sich der König Alfons XI. von Castilien im J. 1330 verliebte.

3) Nach Mariana's Annahme wären Peter und Blanca bereits verheirathet gewesen, aber sie waren blos verlobt.

sen. Zu Estremos unterschrieb dieser den Vertrag und ging dann nach Evora. Hier ehelichte, der Vollmacht gemäß, mit welcher der Dechant Garcias von Cuenza versehen war, der Infant Peter die Donna Constantia in Gegenwart des Königs und der Königin und der reichen Männer durch Procuration. Hierauf ließ der König seinen Beichtvater und jene drei Bevollmächtigte, durch welche er den Vertrag wegen der Ehepunkte abgeschlossen hatte, mit der Vollmacht seines Sohnes abreisen, daß sie im Namen desselben das Ehebündniß mit der Donna Constantia durch Procuration vollziehen sollten, welches auf dem Schlosse Garcias Mugnoz geschah. Der hiervon bald Nachricht erhaltende König Alfons XI. von Aragonien hielt sich dadurch, daß man ihm dieses nicht, wie sich doch gebührte, angezeigt hatte, für sehr beleidigt, und ertheilte, um den Don Johann Emanuel dafür gehörig zu strafen, den Großmeistern von St. Jacob und von Calatrava den Befehl, mit ihren Kriegstruppen den Abgang der Donna Constantia nach Portugal sorgfältig zu verhüten. Dieses verursachte, daß Constantia nicht zur bestimmten Zeit in Portugal anlangen konnte. Daher Johann Emanuel's bittere Beschwerden bei dem Könige Alfons IV. von Aragonien, mit welchem er, wie wir oben bemerkt haben, sich gegen den König von Castilien verband. Als der Papst durch einen Legaten den zwischen Castilien und Portugal ausgebrochenen Krieg im J. 1337 zu beseitigen suchte, versprach der König von Castilien auf dringendes Anhalten des Legaten, den Waffenstillstand einzugehen, wenn anders Donna Constantia ohne seine Einwilligung nicht nach Portugal abgehen würde. Durch den Friedensvertrag zwischen den Königen von Castilien und von Portugal, welcher den 10. Juli 1340 zu Stande kam, ward unter andern festgesetzt, daß der König von Castilien auf Treue und Glauben zulassen wollte, daß Donna Constantia, die Tochter des Don Johann Emanuel, nach Portugal zur Vermählung mit dem Infanten Peter abgeführt würde, und daß Donna Blanca mit dem ganzen Brautschatze nach Castilien zurückgeschickt werden sollte. Johann Emanuel, der den Friedensvertrag auch mit unterschrieb, küßte zur Dankbarkeit für die ihm erwiesene Gnade dem Könige die Hand, und sandte ohne Verzug nach seiner Tochter. Sobald die Bevollmächtigten von Portugal ihrem Könige von dem Erfolge ihrer Commission Bericht abgestattet hatten, traf er sogleich Anstalten zur Empfangnahme der Donna Constantia; diese wurde an die Grenzen beider Königreiche von ihrem Vater gebracht, den der König von Castilien von dem vornehmsten Adel seiner Reiche, theils um dem Don Emanuel selbst Ehre zu machen, theils um dem königlichen Hause von Portugal seine Achtung zu beweisen, begleiten ließ. Von den vornehmsten portugiesischen und von dem Könige dieses Landes abgesandten Herren ward Constantia an der Grenze empfangen und nach Lissabon geführt, und hier von dem Könige, der Königin und dem Infanten erwartet. Die Vollziehung der Vermählung hatte daselbst im August am Tage des heil. Bartholomäus (1340) mit vieler Pracht und Freude statt. Der König unterschrieb nachher den Friedensvertrag, den ihm der König von Castilien durch seinen Abgesandten, seinen Oberkammerherrn Martin Fernandez Portocarrero, zur Bestätigung vorlegen ließ, und übergab diesem die Donna Blanca. Sie ward von ihm nach Castilien abgeführt, wo sie im Kloster de las Huelgas de Burgos den Schleier nahm. Zu Estremos im J. 1340 ward der König von Portugal, der von einem großen Siege über Muhamedanische Herrscher von Granada zurückkehrte, von seiner Gemahlin Beatrix, seinem Sohne Peter und seiner Schwiegertochter Constantia auf das Zärtlichste empfangen. Aber das gute Verhältniß zwischen Vater und Sohn trübte des Letzteren Liebe zu Donna Ignez de Castro, doch hoffte der Vater Anfangs noch den Folgen derselben durch ein gelindes Mittel vorbeugen zu können. Ignez de Castro, die natürliche Tochter des Don Peter Fernandez de Castro, hatte der König wegen der Verwandtschaft bei sich im Palaste. Als er bemerkte, daß sein Sohn sich in sie verliebt hatte, so erwählte er sie zur Taufzeugin seines um das Jahr 1344 geborenen Enkels, nämlich des Sohnes Peter's und Constantia's, der in der Taufe den Namen Ludwig empfing. Der König hoffte durch dieses Band der geistlichen Verwandtschaft zwischen seinem Sohne Peter und Ignez de Castro den Folgen vorzubeugen, welche aus der Liebe zu ihr zu befürchten schienen. Auch traten diese jetzt noch nicht sogleich hervor, wenigstens noch nicht so grell, als später. Der Infant Peter erzeugte mit seiner Gemahlin Constantia um das Jahr 1345 einen Prinzen, Namens Ferdinand, der Peter's I. Nachfolger in der Regierung ward. Als der König Peter IV. von Aragonien sich im J. 1347 um die Infantin Eleonore von Portugal zu bewerben beschlossen, ließ er seinen Oberkammerherrn, Lupo Garcias, mit Empfehlungsschreiben, die ihm Don Johann Emanuel an seine Tochter Constantia [4]), die Gemahlin des Kronerben Peter's von Portugal, mitgab, nach Portugal abgehen. Im J. 1354 zu Evora ward das Beilager des Infanten Ferdinand's von Aragonien mit der Infantin Maria, der Tochter des Infanten Peter von Portugal und der Constantia, gehalten. Als der König Peter der Grausame von Castilien im J. 1354 die Donna Johanna Fernandez de Castro, nachdem er seine Ehe mit Blanca von Bourbon für nichtig erklärt, zum größten Ärgerniß des ganzen Königreichs öffentlich ehlichte, so arbeiteten seine Brüder, Heinrich und Friedrich, welche außerdem sehr unzufrieden darüber waren, daß der König blos dem Einflusse der Maria de Padilla, die er liebte, folgte, im Geheimen an einem Bündnisse, um den König zur Entfernung seiner Beischläferin und seiner Lieblinge und zum ehlichen Umgange mit seiner Gemahlin Blanca zu nöthigen, und verbanden sich mit dem Don Johann Alfonso d'Albuquerque. Don Alvar Perez gesellte sich ebenfalls zu ihnen, brachte auch den Infanten Peter von Portugal durch Vermittelung seiner Schwester, der Donna Ignez de Castro, auf seine Seite, indem er ihm

4) Hieraus geht hervor, daß Constantia jetzt noch am Leben gewesen sein muß, obschon Mariana, Neufville, la Clede und andere angeben, daß sie bereits im J. 1345 aus Kummer über ihres Gemahls Liebe zu Ignez de Castro gestorben.

zu verstehen geben ließ, daß er durch seine Mutter, die Königin Beatrix, die Tochter des Königs Sancho IV. von Castilien, beim Absterben des Königs Peter's des Grausamen von Castilien, ein unbestreitbares Recht auf diese Krone hätte. Aber König Alfons IV. von Portugal entdeckte jenes Bündniß, und machte diese Entwürfe zu nichte. Im J. 1354 hatte der Infant Peter mit seiner geliebten Ignez de Castro bereits vier Kinder: Alfons, der jung starb, Johann und Dionysius und Beatrix erzeugt. Ignez's Bruder, Don Alvar Perez de Castro, und verschiedene andere ihrer Anverwandten standen bei dem Infanten Peter in großen Gnaden. Dieses mußte Misgunst erwecken. Die meisten Hofbedienten des Königs, welche die Aufmerksamkeit des Infanten Peter für Ignez und seine Verweigerung der ihm nach Constantia's Tode angetragenen Vermählungen bemerkten, schöpften Argwohn, daß er die Ignez im Geheimen geehlicht haben müßte, und entdeckten ihre Vermuthung Peter's Vater, dem Könige Alfons IV. Sie stellten diesem vor, daß aus seines Sohnes Verhältniß zur Ignez in dem Königreiche große Zerrüttungen entstehen könnten, besonders im Betreff der Thronfolge seines Enkels Ferdinand, des Sohnes der Constantia, da Ignez, von ihren Verwandten unterstützt, soviel Ansehen im Lande und des Infanten Peter's Neigung genösse, und daher vielleicht unternehmen möchte, einem ihrer Söhne die Krone zu verschaffen. König Alfons ließ seinen Sohn zu sich rufen, führte ihn bei Seite in der Absicht, ihn selbst zu vernehmen, ob er die Ignez geehlicht habe oder nicht. Dringend foderte er ihn auf, sich gegen ihn mit vollem Zutrauen zu eröffnen. Doch der Infant beharrte bei der Behauptung, daß Ignez keineswegs seine Gemahlin, sondern nur seine Beischläferin sei. Der König foderte nun seinen Sohn zu verschiedenen Malen auf, der Ignez zu entsagen und zu einer andern Vermählung zu schreiten. Unter mancherlei Ausflüchten verwarf jedoch der Infant jedes Mal diesen Antrag. Der König, von der Hartnäckigkeit seines Sohnes nicht wenig befremdet, hielt mit seinen Günstlingen von Neuem Rath. Diese gaben dem Könige als das beste Mittel gegen die zu befürchtenden Nachtheile die Tödtung der Ignez an. Der König versagte diesem Rathe seinen Beifall nicht, und man beschloß, eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des mörderischen Vorhabens zu suchen. Dieser Rathschluß konnte indessen nicht so geheim gehalten werden, daß nicht die Königin Beatrix und der Erzbischof Gonzale von Braga davon Nachricht erhalten hätten. Sie warnten den Infanten. Er jedoch meinte, es sei dieses ein Gerücht, welches erfunden worden, um ihn in Schrecken zu setzen, damit er seine Gesinnung ändern möchte. Der König beharrte bei seinem grimmen Vorsatze, die Ignez zu tödten. In dieser Absicht ging er im J. 1355 nach Montemayor. Sobald er erfuhr, daß der Infant sich auf die Jagd begeben habe, mit welcher er einige Tage zubringen würde, eilte er nach Coimbra, und daselbst in das Kloster St. Clara, wo Ignez mit ihren Kindern ihren Aufenthalt hatte. Als sie des Königs Ankunft vernahm, hielt sie sich für verloren, faßte jedoch den Muth zum Versuche, des Königs Herz durch den Anblick ihrer unerwachsenen Kinder, seiner Enkel, zu rühren. Sie ging mit ihnen dem Könige entgegen, häufige Thränen vergießend, warf sich ihm zu Füßen, und bat ihn höchlich um Mitleid mit ihr. Sie setzte ihm umständlich aus einander, wie es nicht ihre Schuld sei, daß sie das Unglück gehabt, dem Infanten zu gefallen, und wie schwer es einem Frauenzimmer werden müsse, der Bewerbung eines Königssohnes zu widerstehen. Sie flehte ihn unter den bittersten Thränen und den wehmüthigsten Seufzern um Gnade an. Der rührende Auftritt war vermögend, selbst das härteste Herz zu erweichen, und wirkte auf den König so, daß er nicht Kraft genug zur Ausführung seines blutigen Vorhabens hatte, sondern sich wieder hinwegbegab. Als aber dieser herzerschütternde Anblick ihm nicht mehr vor Augen war, und kurz nachher seine Lieblinge Peter Coello, Alvar Gonzalez und Diego Lopez Pacheco mit Vorstellungen in ihn drangen, daß die von ihm der Ignez bewiesene Leutseligkeit dem Staate zum Verderben gereichte, so sprach er das Todesurtheil gegen Ignez aus, und überließ den genannten Lieblingen, die Blutthat zu vollziehen. Sie stießen mit ihren Dolchen die Unglückliche nieder, und sie fand in dem Kloster St. Clara ihren Tod (1355) und ihr Grab. Der Infant Peter ward bei der traurigen Nachricht von der heftigsten Wuth und der grimmigsten Verzweiflung ergriffen, und von dem einzigen Verlangen erfüllt, das Blut seiner zärtlich Geliebten zu rächen und das der Mörder fließen zu sehen, vertauschte er die Pflichten eines Sohnes gegen den Vater mit Empörung gegen denselben, und machte sich ohne Verzug einen Anhang, und die ersten, welche sich zu ihm gesellten, waren die Brüder der ermordeten Ignez. Mit einem Haufen von Straßenräubern und verwegenem Gesindel, das er an sich zog, verübte er in den Städten des Königs zwischen dem Duero und Minho die größten Ausschweifungen. Auch Porto wollte er einnehmen. Aber in dasselbe hatte sich der Erzbischof Gonzale von Braga mit einigen Truppen geworfen, um den Ort auf des Königs Seite zu erhalten. Da der Infant den Erzbischof sehr hoch schätzte, so stand er von der Einnahme Porto's ab. Voll Kummer über das Elend, welches das Königreich traf, begaben sich die Königin und der Erzbischof zu dem Infanten, um ihn zu besänftigen. Auch erreichten sie durch ihre dringenden Vorstellungen, daß sie am 5. Aug. 1355 zu Cagnabeces eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu Stande brachten; dem Infanten ward durch den Vergleich vergönnt, an denjenigen Orten, wo er sich persönlich befinden würde, alle Rechte der höchsten Herrschaft auszuüben, mußte dagegen eidlich geloben, daß er diejenigen, welche die Ignez getödtet, nicht wolle umbringen lassen. König Alfons IV., im J. 1357 erkrankt und dem Tode sich nahe fühlend, rieth seinen Lieblingen, Peter Coelho, Alvar Gonzalez und Diego Pacheco, sich nach seinem Tode in Sicherheit zu begeben, denn er fürchtete, daß der Infant Peter, ungeachtet des von ihm geleisteten Eides, im beständig lebhaften Andenken [5]) an die geliebte Ignez ihre

5) Doch hielt dies den Infanten Peter nicht ab, Entschädigung

Mörder tödten lassen würde. Sie verfügten sich nach Castilien. Nach des Königs Alfons IV. Tode, welcher den 12. Mai 1357 erfolgte, ward sein Sohn Peter zum Könige ausgerufen. In Castilien regierte damals Peter der Grausame und der gleichnamige König von Portugal stand in gutem Vernehmen mit ihm. In dem Kriege zwischen Castilien und Aragonien im J. 1358 sandte er, wie er versprochen hatte, dem Könige des ersteren Landes, als dieser mit seiner Flotte die Küsten von Valencia eingeschlossen hielt, den Admiral Pecagno mit zehn Galeeren aus Portugal zu. Im J. 1360 bemüht, zwischen den Königen von Castilien und von Aragonien, Frieden zu stiften, ließ er durch Absendung des Alvar Vasquez de Pedraleva und des Gonzale Anes de Beja an den König Peter IV. von Aragonien diesem vorstellen, daß er (der König von Portugal), in Erwägung seiner nahen Verwandtschaft, sowol mit ihm, als mit dem Könige von Castilien, und in Betracht seines vollkommenen Antheils, den er an Allem, was sowol den Einen, als den Andern anginge, nähme, an ihn (den König von Aragonien) die Bitte richte, daß er sich zu einem Vergleiche bequemen möge; den König von Castilien gleichfalls hierzu zu bewegen, werde er Alles anwenden. Der König von Aragonien erklärte sich zu einem Vergleiche vollkommen bereit; jedoch ohne Einwilligung seines Bruders Ferdinand und des Grafen Heinrich von Trastamara und ohne sie als Theilnehmende mit einzuschließen, könne er keinen Frieden eingehen: nicht minder müsse er darauf bedacht sein, auch in dieser Sache die Ehre des päpstlichen Legaten zu erhalten. Wie sich vermuthen läßt, bemühte sich der König von Portugal auch bei dem Könige von Castilien, um ihn zu einem Friedensvergleiche mit Aragonien zu bewegen, aber ohne Erfolg. Dieses war, wie es scheint, der Grund, warum der König von Portugal in das geheime Bündniß einging, welches der König von Aragonien durch Absendung des Peter Boil, des Balley's des Königreiches Valencia, an den König von Portugal bei diesem betreiben ließ, und das nach Zurita's Angabe auch zu Stande kam. Vor der Grausamkeit des Königs Peter von Castilien waren verschiedene castilische Herren nach Portugal geflüchtet. Der König des ersteren Landes, welcher wußte, wie eifrig der König von Portugal wünschte, den Tod seiner Ignez an ihren Mördern zu rächen, und dem auch das gute Vernehmen bekannt war, in welchem der König von Portugal mit Aragonien stand, hielt für das beste Mittel, ihn auf seine Seite zu bringen, wenn er ihm die Flüchtlinge auslieferte, und ließ ihm (im J. 1360) die gegenseitige Auswechselung der Geflüchteten anbieten. Der König von Portugal, über den Antrag dieses Tausches ungemein erfreut, überschickte die castilischen Flüchtlinge dem Könige von Castilien, und dieser ließ sie ohne Verzug hinrichten. Zur Erkenntlichkeit für die Auslieferung übersandte der König von Castilien dem Könige von Portugal den Peter Coello und Alvar Gonzalez. Der dritte, Diego Pacheco, würde gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht zeitig Nachricht erhalten und sich nach Aragonien gerettet hätte. Der König von Portugal ließ den Peter Coello und den Alvar Gonzalez sogleich auf die Folter bringen, um von ihnen zu vernehmen, ob sie die einzigen wären, welche die Ignez ermordet hätten. Da er, ungeachtet er sie auf das Grausamste [6]) foltern ließ, kein Geständniß erpressen konnte, verurtheilte er sie zum Tode. Die Execution geschah unter dem Fenster des sich an diesem grausamen Schauspiele weidenden Königs. Dem Coello ward das Herz aus der Seite, dem Alvar hingegen über der Achsel herausgezogen. Als der König sich hierauf zu Tische gesetzt, befahl er die Verbrennung der Leichname. Bei dem Verfolge des Krieges zwischen den Königen von Castilien und von Aragonien erhielt ersterer im J. 1361 von dem Könige von Portugal eine Verstärkung von 600 Pferden unter der Anführung des Großmeisters von Avis. Gegen Ende des Jahres 1361 rief der König von Portugal die vornehmsten Herren des Reiches nach Cantagneda, wo er sich befand, und erklärte vor ihnen mittels eines auf das Evangelienbuch abgelegten körperlichen Eides in Gegenwart eines öffentlichen Notars, daß er kraft einer vom Papste nach dem Tode seiner Gemahlin Donna Constantia erhaltenen Vergünstigung [7]) die Donna Ignez de Castro, sich habe zu Braganza, in Gegenwart des Bischofs von Guardia, als damaligen Dechanten von Braganza und seines Obergarderobenmeisters Stephan, antrauen lassen, um nicht gezwungen zu werden, sich wider seine Neigung zu verheirathen; es sei aber dieses Ehebündniß geheimgehalten worden aus Furcht, seinen Vater, den König, dadurch wider sich zum Zorne zu reizen. In Coimbra, wohin sich der König und die Versammlung hierauf begeben, wurden die Aussagen des Bischofs von Guardia und Stephan's Lobato, welche alles das vom Könige Gesagte bestätigten, aufgenommen. Zugleich wurde die wegen dieser Ehe ertheilte päpstliche Bulle öffentlich verlesen. Hierdurch nahm man im gan=

---

in den Armen einer galicischen Dame, Namens Theresia, zu suchen; er zeugte mit ihr den Sohn Johann, der, am 1. April 1357 geboren, Großmeister des Avisordens und endlich König von Portugal wurde.

6) Ein Geschichtschreiber gibt über den Hergang bei der Folterung folgende Umstände an. Der sich bei derselben gegenwärtig befindende König, ganz außer sich, daß die Gewalt der Marter die Gefolterten nicht zum Bekenntniß zu bringen vermögend war, ergriff eine Geisel und schlug den Coello damit ins Gesicht. Diese Beschimpfung ging dem Coello sehr nahe. Er heftete daher zornig funkelnde Blicke auf den König und machte ihm die allerempfindlichsten Vorwürfe. Der von Rachbegierde ganz verblendete Peter sagte jedoch, um den Coello noch empfindlicher zu kränken, zu den Anwesenden: „Bringet Essig und Knoblauch für das Kaninchen her!" wodurch er auf das Wort Coello, welches im Portugiesischen Kaninchen bedeutet, anspielte. 7) Diese hatte Peter aller Wahrscheinlichkeit nach wegen der nahen Verwandtschaft, in welcher er mit Ignez stand, suchen lassen. Es war nach der kanonischen Art zu zählen der dritte Grad der Blutsfreundschaft, nämlich König Sancho IV. von Castilien war Vater 1) der Beatrix und 2) der natürlichen Tochter Violanta. Beatrix ward durch ihren Gemahl, den König Alfons IV. von Portugal, Mutter des Königs Peter I. von Portugal, Violanta wurde durch ihren Gemahl Ferdinand Ruiz de Castro Mutter des Peter Ferdinand de Castro, welcher zur natürlichen Tochter die Ignez (Agnes) de Castro hatte.

zen Königreiche als eine unstreitige Sache an, daß Donna Ignez de Castro wirklich Königin [8]) von Portugal gewesen, und daß, was, wenn nämlich die geheime Ehe wirklich stattgehabt, allerdings seine Richtigkeit hatte, alle Kinder, die der König (damaliger Kronprinz) mit ihr gezeugt, ehelich wären. Der König ertheilte den Befehl, daß man der Donna Ignez de Castro, ungeachtet sie nicht mehr lebte, alle einer Königin gebührende Ehre erzeigen sollte, ließ den Leichnam aus dem Grabe nehmen, mit königlichen Kleidern auszieren, und auf einem Throne mit einer Krone auf dem Haupte in der Klosterkirche St. Clara zu Coimbra aufrichten, und in dieser Gestalt mußten ihr alle Große durch Küssen des Saumes ihres Rockes [9]) königliche Verehrung erweisen. Von Coimbra ging der Zug nach Alcobaza. Der Leichnam ward auf einem prächtigen Trauerwagen geführt. Ihn begleiteten der König, alle Prälaten, weltliche Große, die Damen vom höchsten Stande zu Fuße. Die Mannspersonen hatten das Haupt mit einer Kappe bedeckt, welches in den damaligen Zeiten ein Zeichen der Trauer war, und die Frauenzimmer trugen große weiße Mäntel mit langen Schleppen. Der ganze Weg von Coimbra bis Alcobaza, ungefähr 17 Meilen lang, war mit vielen tausend Menschen, welche brennende Fackeln in den Händen hatten, besetzt. In Alcobaza ließ der König ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor verfertigen, auf welchem das Bild der Ignez mit der Krone auf dem Haupte dargestellt war, um dadurch der Nachwelt kund zu thun, daß sie eine wirkliche Königin gewesen. Wahrscheinlich blieb das Beispiel des Königs Peter I. von Portugal nicht wirkungslos, und die Annahme des Geschichtschreibers [10]) hat viel für sich, daß ohne Zweifel durch das Beispiel des Königs von Portugal der gleichnamige König von Castilien angereizt ward, als er im J. 1362 der Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen erklärte, daß er sich bereits vor seiner Vermählung mit der Donna Blanca von Bourbon, mit der Donna Maria de Padilla rechtmäßiger Weise und im Geheim vermählt hätte, wie er davon überzeugende Beweise aufzeigen könnte; und dieses wäre die Ursache gewesen, weshalb er der Donna Blanca nicht habe beiwohnen wollen. Weit weniger begründet erscheint allerdings die Erklärung des Königs von Castilien, aber doch ist auch bei dem Könige von Portugal nicht als völlig bewiesen anzunehmen, daß er wirklich mit der Ignez rechtmäßig und im Geheim vermählt gewesen, und es läßt sich die Möglichkeit denken, daß er sich erst später in den Besitz der angeblichen Beweise gesetzt hat. Zu Anfange des Jahres 1363 ersuchte der König von Castilien seine Bundesgenossen, die Könige von Portugal und von Granada, um Überlassung einiger Mannschaft zur Fortsetzung des Krieges wider Aragonien, und erhielt eine gewährende Antwort. Als der König von Castilien im nämlichen Jahre eine starke Flotte ausrüstete, ließ er den König von Portugal um zehn Galeeren ansprechen, und dieser sagte sie ihm zu. Als die castilische Flotte jedoch im J. 1364 aus dem Hafen S. Lucar ausgelaufen war, mußte sie zu Carthagena zehn Tage auf die Galeeren warten, welche der König von Portugal hatte dazu stoßen lassen wollen. Der König von Navarra, zu welchem Donna Maria von Portugal, die Witwe des Infanten Ferdinand von Aragonien, hatte im J. 1364 fliehen wollen, aber auf der Flucht ergriffen worden war, ließ im genannten Jahre dem Könige von Aragonien den Rath geben, die Infantin wohl zu halten, weil dieses ein Mittel sein würde, den König von Portugal zu bewegen, von dem mit dem Könige von Castilien geschlossenen Bündnisse abzugehen und zu dem ihrigen zu treten. Der König von Aragonien sandte den Vicomten von Cardona und den Olfo de Prochita, welchen er hinlängliche Instruction, das Bündniß mit dem Könige von Portugal zu erneuern, und wegen der Vermählung seiner Tochter Johanna mit dem portugiesischen Kronprinzen Ferdinand zu unterhandeln, gab, mit seinen Galeeren nach Portugal. Nicht minder strebte der König von Aragonien im J. 1365, den König von Portugal von dem Bündnisse mit dem Könige von Castilien abzuziehen, indem er der Infantin Maria, der Witwe des Infanten Ferdinand, die Erlaubniß ertheilte, sich so oft und zu welcher Zeit sie wollte, nach Portugal zu begeben, und in dieser Angelegenheit seinen Sohn Ferdinand nach Portugal sandte. Der König von Castilien, von dem Könige von Aragonien und dem Grafen Heinrich, der im J. 1366 zu Burgos von den mit Peter dem Grausamen misvergnügten Castiliern zum König erhoben ward, ins Gedränge gebracht, sandte im J. 1366 seine Tochter Beatrix, welche sich kraft des zwischen den Königen Peter von Castilien und von Portugal geschlossenen Vertrags mit des Letzteren Sohne Ferdinand vermählen sollte, mit einer ansehnlichen Summe Geldes nach Portugal, und ließ zugleich den König dieses Landes um einige Kriegsvölker ersuchen, damit er im Stande sein möchte, sich seinem Bruder zu widersetzen. Ebenso ertheilte er auch dem Martin Yagnez den Befehl, einen im Schlosse Almodavar befindlichen Schatz, welcher nach der Angabe einiger in 36 Centner Goldes und einer großen Menge Edelsteinen bestanden haben soll, zu Schiffe nach Tabira in Portugal abzuführen. Die Feinde nahmen jedoch das Schiff, und so kamen die großen Schätze in Heinrich's Hände. Während dessen empörten sich die Einwohner von Sevilla gegen den von ihnen verabscheuten Peter den Grausamen von Castilien, und dieser eilte nach Portugal. Er ging über Serpa nach Coruche, und ließ den zu Sanctarena befindlichen König von Portugal von seiner Ankunft benachrichtigen. Dieser gerieth hierüber in die größte Verlegenheit, und um Zeit zur Berathung, wie er sich bei diesen Verhältnissen zu verhalten hätte, zu gewinnen, ließ er ihm sagen, daß er, bis er

8) Man nahm also an, daß, wenn sie nicht ermordet worden wäre, sie die Thronbesteigung des bei ihrem Tode nur noch Kronprinz seienden Peter's I. erlebt haben würde. Hatte es mit der geheimen Ehe seine Richtigkeit, so war sie zur Zeit ihrer Ermordung doch nur Gemahlin des Kronprinzen, und nicht Königin. 9) Nach Neufville und Andern mußten nämlich die vornehmsten Herren des Hofes den Saum des Kleides, mit dem sie angethan war, nach de la Clede ihr die Hand küssen. 10) Joh. v. Ferreras, Allgem. Hist. v. Spanien. 5. Bd. (Halle 1756.) S. 410.

ihm seine Gesinnung bekannt gemacht haben würde, nicht weiter gehen möchte. Der König verlangte hierauf von seinen vertrautesten Ministern, welche er vor sich foderte, ihr Gutachten. Ungeachtet der getheilten Meinungen ward doch endlich der Beschluß gefaßt, daß der König sich auf keinerlei Weise seines Neffen, des Königs Peter von Castilien, annehmen sollte, da diese Staaten beinahe sämmtlich Heinrich'en als König anerkannt hätten, und es unter diesen Umständen Gelegenheit zu einem beständigen Kriege zwischen Portugal und Castilien geben dürfte. Der König des ersteren Landes schickte also dem Castilier dessen Tochter, Beatrix, mit allem überbrachten Gelde wieder zurück, mit der Eröffnung, daß es ihm sehr nahe ginge, daß er ihm auf keine Art Hilfe leisten könnte, aus Besorgniß, daß er sein Königreich selbst durch innere Unruhen zerrütten würde, da sein Sohn Ferdinand sich durchaus weigere, die Beatrix zu ehelichen, und sich als Neffe der Johanna Emanuel, der Gemahlin des Don Heinrich, für diesen erklärt habe. Peter der Grausame von Castilien, über diese Antwort heftig erbittert, ging nach Albuquerque ab, in der Absicht, seine Tochter und den Schatz daselbst zu lassen. Aber der Castellan dieses Platzes verschloß die Thore vor ihm. So fand er auf dieser Seite keine Freistätte, und ließ daher den König von Portugal um sicheres Geleite ersuchen, um sich durch dessen Lande nach Galicia zu begeben. Der König von Portugal ertheilte dem Don Johann Alfonso Tello und dem Don Alvar de Castro Befehl, daß sie mit einiger Mannschaft dem Könige Peter von Castilien zur Bedeckung dienen sollten. Die ihn nun von Guardia bis nach Lamego begleitenden beiden genannten Herren waren wegen des Infanten Ferdinand, welcher sie hatte bedrohen lassen, beständig auf ihrer Hut. In Lamego nahmen sie von dem königlichen Flüchtlinge, von welchem sie ein herrliches Geschenk an Gelde und Juwelen empfingen, Abschied, und dieser ging, da er nichts weiter zu befürchten zu haben glaubte, über den Duero, und gelangte nach Galicia. König Peter I. von Portugal starb den 8. Jan.[11]) 1367 zu Estremos, und wurde im Kloster zu Alioboza nahe bei der Stelle, wo Ignez ihr Grabmal hatte, bestattet. Er erhielt den Beinamen el Riguroso (der Grausame[12]), Strenge), weil er, wie Ferreras bemerkt, ohne die geringste Rücksicht auf die Kirchenprivilegien zu nehmen, noch sich um die Regeln der gewöhnlichen Gerechtigkeit zu bekümmern, die Verbrechen mit der äußersten Strenge bestrafte. In der Chronik von Eduard Nunnez finden sich hiervon verschiedene Beispiele angeführt. Ein Sohn hatte Hand an seinen Vater gelegt. Der König, der sich nicht denken konnte, daß der Thäter der Sohn des Ermordeten sei, ließ die Mutter vor sich kommen, und fragte sie, wer des Menschen Vater sei, mit so eindringlichem Ernste, daß sie auf einen Mönch bekannte. Der König begab sich in Person in das Kloster, und ließ den Ehebrecher vor seinen Augen hinrichten. Einer der Lieblinge Peter's hatte mit der Ehefrau eines königlichen Richters Schande getrieben, und mußte auf des Königs Befehl mit dem Verluste des Gliedes, mit welchem er gesündigt hatte, büßen. Ein Domherr hatte einen Schuster ermordet. Dafür ward ihm von der Geistlichkeit untersagt zu Chore zu gehen. Der Sohn des Ermordeten übte wegen dieser gelinden Strafe selbst seine Rache aus und ermordete den Domherrn. Die Geistlichkeit sah diese Blutthat als etwas höchst Verdammliches an, der König jedoch fällte das Urtheil, daß des Schusters Sohn zur Verbüßung seiner That ein Jahr lang keine Schuhe machen solle.

Peter II., König von Portugal, dritter Sohn des Königs Johann IV., des vormaligen Herzogs von Braganza und Louisen's von Guzman, ward 1648 geboren. Wie man vermuthet, ließ man sich, so lange sein Bruder, der Erbprinz Theodosius, lebte, die Erziehung der jüngeren Prinzen wenig angelegen sein. Bei dem mittleren Bruder, Alfons, könnte man annehmen, daß man ihn wegen seines gebrechlichen Körpers hätte schonen müssen. Aber auch der jüngste Prinz, der wackere Peter, lernte Nichts, und ließ daher, als er schon auf dem Throne saß, wenn die Reichsgeschäfte vorüber waren, und er nicht jagen konnte, oder wollte, junge, gemeine Leute vor sich kommen, und sich von ihnen zur Vertreibung der Langenweile die Stadtgeschichtchen erzählen. In Peter's Gegenwart übergab die königliche Mutter den 23. Juni 1662 ihrem Sohne Alfons VI. die Siegel des Reiches. Unter dessen Regierung ward Peter zwar seinem Stande gemäß gehalten, aber doch in Hut genommen, daß von seiner Seite Anfangs nichts zu befürchten war. Nachdem jedoch Alfons Elisabeth'en von Savoyen, aus dem Hause Nemours geheirathet hatte, und die Jesuiten bemerkten, daß der Infant Peter von Elisabeth's Reizen eingenommen war, entwarfen sie den Plan, mittels der Reichsstände den König des Thrones zu entsetzen, und ihn von Elisabeth'en zu trennen, und seine Krone und Gemahlin auf Peter'n zu übertragen. Aber zur Ausführung dieses Planes mußten erst die Minister, besonders der Graf von Castell Melhor, entfernt werden. An diesen kam, nach Entfernung des Staatsecretairs Antonio Sousa, der sich mit der herrschsüchtigen Königin überworfen hatte, die Reihe. Ihn griff der Infant Peter an, welcher ohnedies bisher mit dem Könige, seinem Bruder, besonders wegen des ihm zuzuordnenden Hofstaates viele Verdrüßlichkeiten gehabt hatte. Davon mußte der Hofmarschall[13]) die

11) Mariana und la Clede geben den 18. Jan. an. 12) Große Grausamkeit zeigte er allerdings bei der greuelvollen Rache, die er an den Mördern seiner Ignez nahm. Im übrigen kam er jedoch seinem gleichzeitigen Namensbruder, dem Könige von Castilien, der besonders mit dem Beinamen des Grausamen bezeichnet ward, lange nicht bei. Manuel de Faria y Sousa bemerkt, daß die damals sowol in Castilien, als Aragonien herrschenden Könige Namens Peter den Namen des Grausamen mit Recht verdient, und daß also König Peter in Portugal in Gesellschaft diesen Namen habe mit übernehmen müssen. Man findet daher die Meinung aufgestellt, daß der König Peter von Portugal eher den Namen des Gerechtigkeitliebenden, als des Grausamen verdient; s. Gebauer's portug. Gesch. 1. Th. S. 80. 82.

13) Der Graf von Castell Melhor. Dieser hatte seinem Bruder eine Stelle bei dem Infanten Peter gegeben, um sich bei Zeiten seines Zutrauens zu bemächtigen, und auf diese Weise beide Brüder

Schuld tragen. Man erzählte damals, in der Nacht, in welcher sich der Staatssecretair vom Hofe habe entfernen müssen, habe ein Mönch, der um eilf Uhr in den großen Verhörsaal des Grafen gekommen, diesem hinterbracht, daß viele Edle bei dem Infanten versammelt seien, in der Absicht, den Grafen, wenn er sich nach Hause begeben würde, zu überfallen und zu tödten. Dieser Mönch, vom Grafen zum Könige gebracht, habe vor diesem seine Aussage unbedenklich wiederholt, man habe daher die Wachen im königlichen Palaste verdoppelt, und der Graf sich erst des Morgens unter gutbewaffneter Begleitung seiner Freunde nach Hause verfügt. Diesem gab der Infant die Auslegung, als habe der Graf an ihn Hand anlegen wollen, führte deshalb bei dem Könige schriftlich Beschwerde, und bat um Entfernung des Grafen vom Hofe, damit er (der Infant) sich nicht genöthigt sehe, auf seine Sicherheit und folglich auf seine Abreise zu denken. Über des Infanten Gesuch berathschlagte man fleißig im geheimen Rath, und man versuchte zur Begütigung des Infanten alle ersinnlichen Mittel. Der Graf bemühte sich mündlich und schriftlich, den gegen ihn gefaßten Verdacht von sich abzulehnen. Siebenundzwanzig vornehme Räthe und Rechtsgelehrte wurden bei Hofe versammelt. Der größte Theil derselben war der Meinung, daß man auf ein solches bloßes Vorgeben gegen den ersten Reichsdiener so nicht verfahren könne. Auch trat mit seinen Zugeordneten der Juiz do Povo [14]) auf des Grafen Seite. Dagegen versammelte der Infant alles, was groß war, in seinem Palaste, und versicherte sich ihres Beistandes. Der Graf, welcher fühlte, daß der Staatssecretair ihm unter diesen gefährlichen Umständen große Dienste leisten könnte, ließ durch den König die Königin zur Einwilligung in die Zurückberufung Antonio Sousa's bewegen. Nun wollte die Königin sogar Vermittlerin zwischen dem Infanten und dem Grafen sein. Dieser versprach ihr auch, um eine günstige Entscheidung zu erlangen, als monatlichen Beistand ihrer Einkünfte 1000 Pfund und völlige und höchste Gerichtsbarkeit über ihre Hofbedienten, und daß er ihr täglich treuen Bericht von allem abstatten wolle. Von Seiten des Infanten suchte der Graf de la Torre die Sache zu vermitteln, und der Infant wollte alles fallen lassen, wenn sich der Graf nur auf eine kurze Zeit vom Hofe entfernen ließe, damit das Wort und die Ehre des Infanten, der sich über diesen Punkt so deutlich erklärt hatte, einigermaßen gerettet würde. Aber der Graf wollte durchaus nicht in seine Entfernung vom Hofe willigen. Der Infant blieb unbeweglich, und machte öffentlich Anstalten, als wenn er den bevorstehenden Sonntag abreisen würde. Das Volk, durch die Jesuiten günstig für den Infanten, als den obgleich jüngeren, doch der Krone würdigeren, Bruder gestimmt, gerieth über des Infanten Anstalten zur Abreise in Bewegung. Der König erklärte der Königin, daß er den Grafen nicht missen könne, übertrug jedoch ihrem Ausspruche die Sache. Sie sprach die Entfernung aus. Der König war äußerst unwillig hierüber, und wollte durchaus die Entfernung des Grafen nicht zugeben, bis dieser sich endlich ihm zu Füßen warf und darum bat. Der König ertheilte nun seine Einwilligung, und brach in schwere Klagen aus, daß es nun um ihn geschehen sei, und nannte dann, mit weinenden Augen zu der Königin sich wendend, sie seinen einzigen Trost, worin er sich freilich gewaltig täuschte. Sie ließ den Infanten sogleich von dem großen Ereignisse benachrichtigen und verlangte von ihm eine schriftliche Erklärung, in welcher dem Grafen Sicherheit der Ehre und des Lebens verhießen würde. Dieses versprach Peter bei seiner fürstlichen Ehre in dem Sicherheitsbriefe, den er sogleich (den 15. Sept. 1667) ausstellte, und verhieß darin zugleich, daß alle Beschwerden ewiger Vergessenheit übergeben sein sollten. Des Infanten Brief händigte die Königin selbst dem Grafen des Nachts um eilf Uhr ein. Der Graf ersuchte sie höflichst, daß sie die Person des Königs sich nun möchte anbefohlen sein lassen, und reiste um zwei Uhr des Morgens zu Rosse mit einer Bedeckung von 20 Mann von der Leibwache ab. Die Königin meinte nun, daß ihr das Regiment natürlicher Weise in die Hände fallen müßte. Doch sah sie sich gewaltig getäuscht, als der König ihr anrieth, daß sie nach einer so unruhigen Nacht sich zur Ruhe begeben und, ohne sich in die Reichsangelegenheiten zu mischen, ihrer Gesundheit wahrnehmen sollte. Nichtsdestoweniger kam sie in den Staatsrath und maß das Betragen ihres Mannes lediglich den vom Grafen von Castell Melhor ertheilten Rathschlägen bei. Peter dankte dem Könige für die Entlassung des Grafen schriftlich, und ersuchte um die Erlaubniß, dem Könige die Hand in Person küssen zu dürfen. Aber dieser wollte es nicht erlauben, und ließ endlich nur auf viele Vorstellungen geschehen, daß der Infant seinen Besuch abstatten durfte, jedoch so, daß er nicht spräche, weil er (der König) sich nicht würde enthalten können, ihm übel zu begegnen, wenn er des Vergangenen gedenken sollte. Ohne sich nach der Königin zu richten, ließ der König den 27. Sept. 1667 den Staatssecretair Antonio Sousa das Amt wieder antreten. Von beiden Seiten ward fleißig Rath gehalten. Dem Könige wurde unter den Fuß gegeben, daß er mit den vier damals in Lissabon liegenden Regimentern nach Alcantara gehen, mit dem Infanten der Güte pflegen, und wenn diese nicht

---

zu beherrschen. Der junge Prinz hatte den Bruder des Günstlings des Königs sehr wohl aufgenommen und ihn sogar mit vorzüglicher Achtung behandelt, aber in seiner Gunst keinen Platz eingeräumt. Die den Infanten Peter als einzige Stütze des königlichen Hauses betrachtende Regentin-Mutter hatte ihm früh die besten Köpfe des Reiches zur Aufsicht und Gesellschaft gegeben. Gewandte Führer und ergebene Freunde eröffneten dem jungen Prinzen die Aussicht, daß es nicht unmöglich sei, daß er einst, wenn der König seinen unordentlichen Lebenswandel fortsetzen würde, den Thron besteigen könnte, indem sie sagten, es sei ziemlich ungewiß, ob seinem Bruder je Kinder zu Theil werden würden. Zu gleicher Zeit erregte man bei dem Infanten Besorgnisse wegen des Ansehens und der Ränke des Grafen, welchem es wegen seiner eignen Größe so sehr am Herzen liege, der Regierung Alfons' VI. eine lange Dauer zu verschaffen. Vergl. Hagemeister, Dom Joan von Braganza. Ein histor. Gem. nach Vertot. S. 198. 199.

14) Judex populi, Richter des Volkes, bürgerlichen Standes und oft aus der Classe der Handwerker genommen, aber eine wichtige Obrigkeit der Stadt, weil er bei seinem Volke viel zu sagen hatte.

wirksam sein sollte, wider ihn den Infanten mit der Haft verfahren möchte. Der Marquis von Marialva jedoch, welchem der König den Befehl ertheilte, die Truppen nach Alcantara zu führen, und der das Vorhaben des Königs merkte, widerrieth es ihm auf das Höchste, und so ward auch dieser Anschlag nicht ausgeführt. Dagegen überlegten die Königin, der Infant und ihre Anhänger, wie man den Staatssecretair wieder hinwegbringen möchte. Endlich erlangte man auch, zumal da das Volk in Lissabon in Bewegung zu kommen schien, bei dem Könige soviel, daß der Staatssecretair sich wieder auf einige Tage entfernen sollte, und diesem, der sich bisher in einem Zimmer im königlichen Palaste, den er nicht zu verlassen wagte, eingeschlossen hielt, wurde von dem Zorne des Infanten soviel Nachricht gegeben, daß er erschreckt sich noch in derselben Nacht aus Lissabon entfernte. Viele Andere, welche bisher auf Seiten des Königs gewesen waren, folgten dem Beispiele des Staatssecretair um so eher, je weniger es von der andern Seite an aller Art Thätlichkeit und schweren Drohungen fehlte. So gingen verkleidete Menschen, eine Glocke läutend, auf den Straßen herum, und vor den Häusern der wenigen es noch mit dem Könige Alfons haltenden Personen, von denen er noch guten Rath oder Belehrung erwarten konnte, riefen sie: „Ach! ach! wir sind arme Seelen aus dem Fegefeuer, hierher gesandt, um euch zu benachrichtigen, daß die Luft zu Lissabon, besonders die Hofluft, sehr ansteckend werde, in der Weise, daß wenn ihr euch nicht unverweilt auf das Land begebet, ihr bald bei uns in dem Fegefeuer sein werdet." Man lachte über diese Vermummung, wie über ein Narrenspiel. Aber dennoch hielten diejenigen, auf die es eigentlich abgesehen war, für das Klügste, die Warnung der armen Seelen nicht zu verachten, und begaben sich auf das Land. Der durch die Jesuitenkünste seiner Anhänger beraubte, verlassene König, in seiner Rathlosigkeit nicht wissend, was er beginnen sollte, wollte bald zu dem Grafen von Castell Melhor, bald zu seinem an den Grenzen stehenden Kriegsheere gehen. Man verlangte eine Versammlung der Cortes von ihm. Aber er sah nur mehr als zu wohl ein, daß es dann um sein Ansehen gethan sein würde. Daher wankte er beständig. Nachdem auch des Königs letzter Vertraute, Manuel Autunes, hatte fliehen müssen, wagten die Jesuiten einen entscheidenden Schritt. Der Beichtvater der Königin, ein französischer Jesuit, verleitete sie, daß sie den 21. Nov. 1667 in das Franziskanerinnenkloster de la Speranza sich begab, und an den König ein Schreiben sandte, in welchem sie die Ehe aufkündigte, und sagte, daß sie sich noch in dem Zustande befinde, in welchem sie gewesen, ehe sie ihn gesehen. Der König eilte an das Kloster und wollte hineingehen. Aber die Äbtissin entschuldigte sich, daß die Schlüssel in den Händen der Königin seien. Zimmerleuten, welche er hierauf kommen ließ, befahl er, die Thüre aufzuschlagen. Aber während dessen erschien der Infant mit einem großen Gefolge, bat den König, daß er keine Gewalt brauchen möchte, und stellte ihm vor, daß es viel schicklicher sein würde, im königlichen Palaste über diese Sache Rath zu halten. Darauf im vollen Rathe, der stattfand, behauptete der König, daß er die Ehe mit der Königin, als seiner Frau, vollzogen habe. Aber die Räthe sprachen die Meinung aus, daß der König die gewöhnliche Besichtigung, die in solchen Fällen die geistlichen Rechte vorschrieben, sich werde gefallen lassen müssen. Mit großem Unwillen hörte dieses der König an. Der Infant stattete den 22. des Morgens vor dem Gitter im Kloster der Königin einen Besuch ab. Sie verbat sich bei dieser Unterredung den Titel einer Königin, brachte auch noch denselben Tag in einer nur mit: „Maria Franziska Isabella" unterzeichneten Schrift bei dem Generalvicarius ihre Eheklage an. Mittwochs den 23. November erklärte sich die Königin gegen den ganzen geheimen Rath, den sie in das Kloster kommen ließ, ebenso, wie den Tag vorher gegen den Infanten, und überließ es der Klugheit der Mitglieder des genannten Rathes, was für einen Gebrauch sie von der ihnen gegebenen Nachricht machen wollten. Die den geheimen Rath bildenden Herren verlangten von dem Könige, zu welchem sie sogleich sich sämmtlich begaben, mit ziemlichem Ungestüm und mit nicht undeutlich auf zu brauchende Gewalt abzielenden Worten, daß er auf die Klage der Königin achten und zugleich in Verwaltung des Reiches den Infanten zum Mitgehilfen haben möchte. Ungeachtet der König von beiden Punkten nichts hören wollte, so sandte man doch den Herzog von Cadaval an den Infanten mit der Botschaft ab, daß dieser sich einstellen solle, um dem Könige zu dienen, und statt des Grafen von Castell Melhor in Führung des Regiments behilflich zu sein. Alsbald fand sich der Infant, von einer unzähligen Menge Volkes begleitet, bei Hofe ein. Der hierüber völlig in Schrecken gesetzte König zog sich in sein Zimmer zurück, und hätte gern die Flucht ergriffen. Um dieses jedoch zu verhindern, hatte man bereits alle Vorsorge getroffen. Alle Zugänge waren mit Wachen besetzt, und drei Personen, welche dem Könige zur Flucht behilflich sein wollten, wurden verhaftet. In dieser Noth ließ der König dem geheimen Rathe anzeigen, daß sie im Betreff des Infanten verfahren möchten, wie sie für gut befänden. Hierauf wurde in Lissabon der Infant zum Reichsregenten, höchsten Kriegsobersten aller Truppen und Hersteller der Gerechtigkeit ausgerufen. Ja! in der nämlichen Nacht entschloß sich der erschreckte und verlassene König, wie man sagte, freiwillig zur Abtretung des Thrones und der Regierung des Reiches an den Infanten gegen das Herzogthum Braganza und einen jährlichen Gehalt von 100,000 Thalern. Dieses ward alsbald den hohen Gerichten in Lissabon und im übrigen Reiche kund gethan, und zugleich anbefohlen, daß sie künftig dem Infanten zu gehorchen hätten. Noch denselben Abend nahm der Infant Besitz von dem königlichen Palaste, und ein großer Theil der geheimen Räthe und andere ihm ergebene vornehme Herren blieben die ganze Nacht hindurch daselbst, um seine Person zu ehren und zu bewachen. Ein anderer Theil des geheimen Rathes, sowie auch andere Große waren hingegen mit dem Betragen des Infanten unzufrieden, besonders da man den Ort, wo sich der König befand, den andern Tag vermauern ließ. Die

zusammenberufenen und versammelten Cortes erkannten den Infanten Peter für ihren natürlichen Fürsten und Herrn, und im Falle Ihro Majestät (der gefangen gehaltene Alfons) ohne eheliche Erben absterben sollte, für ihren wahren und natürlichen König an, und legten ihm auf diese Art den Eid der Treue ab. Mehre Umstände machten es Peter'n möglich, sich der Gemahlin seines Bruders und der Reichsregierung zu bemächtigen. Alfons unterzeichnete die ihm vorgelegte, die Nichtigkeit seiner Ehe betreffende Schrift nicht. Ebenso wenig wollte er, sowie auch die Königin, von einer Besichtigung hören. Viele von der Geistlichkeit bearbeiteten den Alfons, um ihn zum Bekenntnisse dessen, was die Königin ihm vorwarf, zu bringen, aber vergebens. Endlich überlistete Peter von Almeida, ein Günstling des Königs, aber jetzt Verrath an ihm übend, indem er den Gefangenen, der es bitter empfand, daß er nicht spazieren gehen durfte, überredete, daß man, sobald er das ihm vorgelegte Papier würde unterzeichnet haben, ihm sodann vergönnen würde, hin zu gehen, wohin es ihm beliebte. Der König unterschrieb das ihm Vorgeschriebene, erhielt aber seine Haft nicht erleichtert, jagte den Verräther fort und nahm die Erklärung zurück. Dennoch schritten die geistlichen Richter den 24. März 1668 zu dem Endurtheile, daß die Ehe zwischen dem Könige Alfons VI. und der Königin Maria Franziska nichtig sei, und sowol der Fürst, als die Fürstin mit ihren Personen nach Gefallen schalten und walten könnten. Die Königin erklärte nun sogleich, daß sie nach Frankreich zurückkehren wollte, und verlangte daher ihre sich auf 600,000 französische Thaler belaufende Mitgift wieder. Aber sie that beides nur zum Schein. Denn der Vergünstigungsbrief [15]) des Cardinals Ludwig von Vendome, welchen Verjus nach Lissabon brachte, war bereits den 16. März ausgefertigt, während der Spruch in der Ehesache erst den 24. März erfolgt war, und enthielt ausdrücklich, daß der Infant und Regent Don Peter und die Königin um Einwilligung in die Ehe nachgesucht hätten. Auch der Papst Clemens IX., welcher eine Art von Untersuchung durch fünf vornehme Geistliche in Portugal anordnen ließ, bestätigte auf den Fall, daß diese Herren nichts zu erinnern hätten, schon im voraus die Ehe des Regenten mit seiner Schwägerin. Da der im Palaste zur Verwahrung des Königs Alfons bestimmte Ort für den Regenten und die Königin eine unangenehme Nachbarschaft war, und auch die nahe Gegenwart des abgesetzten Königs den Vorwitz des Volkes und die Hoffnung seines heimlichen Anhanges zu einer unerwarteten Veränderung der Verhältnisse unterhielt, so ließ man ihn im J. 1669 nach den azorischen Inseln und zwar nach Terceira bringen. Endlich erlangte seine Schwester, die Königin Katharina von England, bei dem Regenten Peter, daß Alfons zurück und nach Cintra, einem sehr schönen und angenehmen Orte, gebracht, aber auch hier im schärfsten Verwahrsam gehalten ward. Durch die Ränke der Jesuiten war Alfons entthront worden und sein Bruder Peter hatte die Regierung erlangt [16]), und sie genossen unter ihm die Früchte ihres Sieges. Peter vertraute seinem Beichtvater Emanuel Fernandez nicht nur sein Gewissen an, sondern auch seine Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit, und der Jesuit ertheilte ihm mit Nachdruck Rath [17]). Der ganze Hof hing von den Launen dreier Jesuiten ab, des Fernandez, des Deville, Beichtvaters der Königin, und des in den größten Cabalen graugewordenen Nuno da Cunha. Dieses schreckliche, die Souverainetät unter sich theilende Triumvirat wurde allen denjenigen, welche nicht blindlings die aus dem Profeßhause der Jesuiten zum Vorscheine kommenden Gesetze befolgten, furchtbar und gefährlich [18]). So beängstigend dieser Zustand für Portugal war, und so unrechtmäßiger Weise sich Peter in den Besitz der Regentschaft mittels der Ränke der Jesuiten gesetzt hatte, so gewann doch durch Peter's Regentschaft Portugal nach Außen. Sobald er das Steuerruder des durch Sturm bedrängten Schiffes in der Hand hatte, war er bemüht, dem Lande den von den Portugiesen ersehnten Frieden mit Spanien zu verschaffen. Die von den Portugiesen unter dem Regiment des Grafen von Castell Melhor erfochtenen Siege hatten die Spanier belehrt, daß ihre Macht nicht hinlänglich sei, das von fremden Hilfstruppen unterstützte Portugal wieder unter ihre Herrschaft zu bringen, und überdies saß auf dem spanischen Thron nicht mehr Philipp IV., welcher den 7. Sept. 1665 gestorben war, sondern sein minderjähriger Sohn Karl II. unter der Regentschaft seiner Mutter Maria Anna von Österreich. Die in den beiden Schlachten bei Almexial 1663 und bei Montesclaros 1665 in Kriegsgefangenschaft gerathenen vornehmen spanischen Herren ersuchten die Ihrigen dringend um Vermittelung, daß die alte Fehde durch einen beiden Reichen ersprießlichen Frieden beendigt werden möchte. Einem dieser Kriegsgefangenen, dem Marquis von Liche, dem Sohne

---

15) Bei *du Mont*, Corps Diplomatique. T. VIII. P. I. p. 78 und die Ehepacten zwischen Peter und der Königin. S. 87.

16) *Passarelli* (*Cajetani*), Bellum Lusitanum, ejusque Regni Separatio a Regno Castellensi, cum Abrogatione superadjecta Alphonsi Regis Lusitani (Lugdun. 1684). *Dorea Caceres y Faria* (*Leandro*), Catastrophe de Portugal na deposiçano del Rei D. Affonso o Sexto e Subrogaçano do Principe D. Pedro o unico, escrita para justifiçano dos Portugueses (nämlich zu Gunsten der Peter'n anhängenden Hofpartei). (en Lisboa 1669); französisch: Relation des troubles arrivez dans la cour de Portugal en l'année 1667 et 1668 (Amst. 1674) (der französische Bearbeiter hat das Dispensationsbreve des Cardinals von Vendome und Raisons de la nullité du Mariage de Don Alphonse VI. Roy de Portugal et de la validité de celuy de Don Pietro Prince de ce Royaume, presentées au Pape Clement IX. angefügt); teutsch Leipzig 1697. Mémoires de Mr. *Fremont d'Ablancourt* (Envoyé de Louis XIV. en Portugal) contenant l'histoire de Portugal depuis 1659—1668, avec les revolutions arrivées pendant ce tems là à la cour de Lisbonne etc. (à Paris 1701; im nämlichen Jahre zu Amsterdam und im Haag nachgedruckt.) Histoire du Detronement d'Alphonse VI., Roi de Portugal, contenue dans les Lettres de Mr. *Robert Southwel*, alors Ambassadeur à la Cour de Lisbonne et précédée d'un Abregé de l'histoire de ce Royaume, traduite de l'Anglois, par l'Abbé de Fontaines. (à Paris 1742. 2 Voll.) 17) *France*, Tableau de la vertu de Coimbre. n. 19. p. 596. 18) *Seabra da Sylva*, Recueil chronologique et analytique de tout ce qu'a fait en Portugal la Société de Jesus. T. III. p. 5.

des Don Luis de Haro, des ehemaligen, aber bereits 1661 verstorbenen ersten Ministers Philipp's IV., trug die Königin Regentin die Vollmacht auf, mit dem Regenten Peter von Portugal wegen des Friedens zu unterhandeln. Ludwig XIV. von Frankreich, eben im Begriffe, seinem Schwager Karl II. die spanischen Niederlande als ein Erbtheil seiner Gemahlin, und unter dem Scheine eines Abzahlungsrechtes zu nehmen, sah ungern, daß seinem baldigen Gegner der Dorn des portugiesischen Krieges aus dem Fuße gezogen werden sollte. Die Königin von Portugal, welche eine Französin war und blieb, und noch mehr der Abt von S. Romain als Abgeordneter von Frankreich am portugiesischen Hofe, bedienten sich aller ersinnlichen Anschläge, das Friedenswerk zu hindern. Aber der englische Gesandte am spanischen Hofe, Eduard Montaigu, Graf von Sandwich, beförderte die Sache auf alle mögliche Weise. Der auch daran auf das Eifrigste arbeitende Ritter Robert Southwel, englischer Gesandte in Portugal, mußte endlich sich heimlich an den Juiz do Povo, Richter des Volkes, bei welchem dieser viel zu sagen hatte, wenden. Derselbe ließ jetzt dem Abte von S. Romain wissen, daß, wenn er nicht abließe, eine so heilsame Sache zu hindern, er ihm nicht dafür stehen wolle, daß nicht der helle Haufe des Volkes ihn in seinem Hause heimsuchte. So kam endlich der längst ersehnte Friede den 13. Febr. 1668 zu Stande. In ihm erkannte Spanien die Unabhängigkeit Portugals und Alfons VI., in dessen Namen Peter regierte, als König an, und gab alle zum Reiche Portugal gehörige Länder, mit Ausnahme der Stadt Ceuta, welche sich Spanien vorbehielt, heraus [19]). So lange Alfons an der Regierung war, hatten die Unterhandlungen zwischen den Portugiesen und den vereinigten Niederlanden zur Beilegung ihrer Streitigkeiten in Ostindien keinen Erfolg gehabt. Den 30. Juli 1669 jedoch kam ein Vergleich dahin zu Stande, daß die Städte Cochin und Canoar, welche die niederländische ostindische Gesellschaft gegen den Inhalt des im J. 1661 geschlossenen Friedens, den Unterthanen des Königs von Portugal hinweggenommen hatte, unter der Herrschaft der niederländischen vereinigten Staaten, und in dem Besitze der niederländischen ostindischen Gesellschaft als ein Unterpfand für die Rückstände, die Portugal den niederländischen vereinigten Staaten noch schuldig wäre, bleiben sollten, bis nämlich die Krone Portugal ihnen sechs von den in dem Vertrage von 1661 festgesetzten Fristen, die schon in dem Jahre 1668 hätten bezahlt sein sollen, und zusammen drei Mill. Gulden ausmachten, abgetragen und überdies die auf die Eroberung der genannten Städte verwandten Kosten erstattet haben würde. Portugal sollte für eine Million Gulden Salz zu Setubal, die Moeda [20]) zu 480 Reis gerechnet, liefern [21]), und die Zölle dieses Salzes, 700 Reis für die Moeda, von demjenigen, was Portugal den niederländischen vereinigten Staaten schuldete, abziehen. Dieses Salz sollte man nicht zugleich empfangen, und während dieser Zeit keinen andern Fremden, noch den besonderen Einwohnern der vereinigten Niederlande einiges Salz unter dem Preis von 1420 Reis für die Moeda geliefert werden. Der Vergleich vom Jahre 1661 sollte ferner in allen Punkten, welche durch diesen Vergleich (vom 30. Juli 1668) nicht geändert oder vernichtet worden, genau gehalten werden, und der Regent von Portugal sich für alle seine Unterthanen, und die Stände der vereinigten Niederlande für die ihrigen, besonders für die ost- und westindischen Gesellschaften, zur Erfüllung dieses Vergleiches feierlich verbinden. Dieser Vertrag, zu dessen Abschließung besonders der englische Botschafter Temple vieles beigetragen, wurde kurz darauf bestätigt. Die niederländischen Staaten erließen hierauf den Befehl, daß alle ihre Unterthanen, die Salz in Setubal laden wollten, die Erlaubniß dazu von den Vorstehern der westindischen Gesellschaft suchen, und das Salz nach dem Preise, wofür sie es von der Krone von Portugal bekam, bezahlen sollten. Durch diesen Salzhandel, der hierauf stark betrieben ward, erhielt die westindische Gesellschaft einigen Ersatz für den großen in Brasilien erlittenen Verlust. Der Krone Portugal ward im J. 1670 vom Papste Clemens X. das Recht der Ernennung zur Cardinalswürde ertheilt. Als König Ludwig XIV. von Frankreich wegen Bekriegung der Niederlande im J. 1672 mit dem Kaiser und der Krone Spanien in einen schweren Krieg gerieth, trug er dem Regenten Peter von Portugal ein Bündniß an, unter Verheißung großer Vortheile, wenn er mit Spanien brechen wollte. Der Antrag fand bei den Räthen vielen Eingang, aber das Volk, den Frieden mit Spanien wünschend, gerieth in solche Bewegung, daß der Abt Bagni und andre Unterhändler dieser Sache sich eilig entfernen mußten. Die Anhänger des Alfons regten sich bei dieser Gelegenheit, und machten einen Anschlag, ihn wieder auf den Thron zu setzen. Bereits lag auf dem Tajo vor Cascaes eine Caravella segelfertig, die mittels falscher, von dem Advocaten Diego Lemos verfertigten Briefe und Siegel den Alfons von Terceira abholen sollte. Aber die Meuterei ward noch zu rechter Zeit gehemmt, und es war, wie man sagt, der spanische Abgesandte, der Marquis d'Humanes, welcher die erste Anzeige machte [22]). Unter Peter's Regentschaft nahmen sich die Jesuiten der durch die Gesetze der portugiesischen Inquisition grausam behandelten Juden an. P. Balthasar da Costa legte dem Beichtvater und Minister des Regenten Peter's,

19) s. den Friedenstractat bei *du Mons*, Corps Diplomatique. T. VIII. P. I. p. 70. 20) Moeda, ein portugiesisches, vier holländische Scheffel haltendes, Maß. 21) Dafür nämlich, daß die vereinigten Staaten der Niederlande sowol für sich als für die westindische Gesellschaft und die andern Einwohner der vereinigten Niederlande allen Foderungen, die sie in Brasilien oder Portugal haben möchten, entsagten, versprach die Krone Portugal ihnen 500,000 Crusaden oder eine Million Gulden mit für einen bestimmten Preis zu lieferndem Salze zu bezahlen. Wegen der übrigen Schulden, die Portugal kraft des Vertrages von 1661 in zehn Jahren, und zwar in jedem 250,000 Crusaden abzutragen verbunden war, kam man überein, daß die Zeit der Bezahlung auf 20 Jahre verlängert, und dieselbe aus dem königlichen Salzzolle zu Setubal statthaben sollte.

22) Petr. Valkenier's Verwirrtes Europa. 1. Th. S. 107. 525.

Fernandez einen Plan [23]) vor, nach welchem der Regent der jüdischen Nation eine allgemeine Verzeihung angedeihen lassen sollte; die jüdische Nation würde es sich beträchtliche Summen kosten lassen, um aus den grausamen Händen der Inquisition erlöst zu werden; mit diesen Summen könnte sich die portugiesische Krone einen Weg nach Indien bahnen und eine indische Compagnie errichten, die für den inländischen Handel ungemein vortheilhaft sein würde. Fernandez trat sogleich mit den Juden in geheime Verhandlungen, und verfaßte eine Bittschrift, mit welcher sie sich an den Thron wandten. Sie verlangten darin Gestattung allgemeiner Verzeihung, Freilassung aller Eingekerkerten und daß sie in Zukunft so gerichtet werden möchten, wie der heilige Vater in Rom zu richten pflege. Sie erboten sich dafür, sogleich im März 1673 eine gewisse Anzahl Truppen für Indien zu stellen und dort zu unterhalten, alle Missionaire mit Reisegeld zu versehen und die Wechselbriefe aller Bischöfe in Indien zu bezahlen, und eine indische Handelscompagnie zu errichten und mit Capitalien zu versorgen. Die Art jedoch, wie die Jesuiten bei Ausführung dieses Planes zu Werke gingen, vereitelte ihn. Anstatt nämlich der höchsten weltlichen Macht in Portugal die Entscheidung dieser Sache anheimzustellen, schlugen sie im Gegentheil den Recurs nach Rom ein. Das Inquisitionsgericht war bisher immer ein ganz unabhängiges Krontribunal, über welches die Päpste keine Oberherrschaft behaupten konnten. Daher war es eine offenbare Verletzung des portugiesischen Staatsrechts und eine Kränkung der höchsten Gerichtsbarkeit, daß sich die Jesuiten, um das Schicksal der Juden zu mildern, nach Rom wandten. Mit stolzem Triumphe ergriff der Papst Clemens X. die sich ihm unter so günstigen Umständen darbietende Gelegenheit, den Thron von Portugal seiner Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, und ließ sogleich durch seinen Nuntius das königliche Inquisitionsgericht zu Lissabon schließen. Aber die Jesuiten hatten früher selbst durch heimliche Unterstützung des verhaßten Grundsatzes, daß die Monarchie dem Inquisitionstribunale untergeordnet sein müsse, dieses Gericht allzu mächtig und furchtbar gemacht, als daß sich diejenigen, die bisher im Besitze desselben waren, so ganz ohne Widerstand hätten abtreiben lassen. In dem darüber entstehenden weitaussehenden Zwiste spielte Peter, unter dessen misbrauchtem Namen die Jesuiten nach Rom appellirt hatten, eine klägliche Figur, denn die portugiesischen Bischöfe und die Inquisitoren entblödeten sich nicht zu behaupten, daß es in ihrer Macht stände, Könige abzusetzen. Über diesen Misbrauch triumphirten die Jesuiten, und zugleich war es ihnen doch andern Theiles erwünscht, daß in einem so hohen Tone gegen Könige die Inquisition sprach, da sie selbst sich dieses ganze Gericht in die Hände zu spielen suchten, unter dem Vorwande, daß sie das königliche Ansehen wider die unerträglichen Anmaßungen der Bischöfe schützen müßten, und so den Umstand der in Portugal zwischen dem Monarchen und der Klerisei herrschenden ärgerlichen Trennung benutzend. Sie ermunterten von Rom aus den Regenten, daß er mit beharrlichem Ernste an seiner Appellation an den päpstlichen Hof halten möchte, und machten ihm den Vorschlag, einen neuen Generalinquisitor zu ernennen und diese Würde einem Jesuiten zu übergeben. Aber sie selbst hatten früher durch Predigen des Grundsatzes von der Nothwendigkeit des Untergeordnetseins der Monarchie unter das Inquisitionsgericht, das Ansehen des Königsthums geschwächt und das geistliche Gericht zu mächtig und furchtbar gemacht. Die Inhaber dieser Gewalt wichen also den Jesuiten nicht und letztern gelang es daher nicht, sich dieses furchtbaren Gerichtes zu bemächtigen; aber in anderer Beziehung waren sie unter Peter's Regierung siegreich. Um den in den Provinzen Groß-Para und Maragnon aus der Einmischung der Missionaire in weltliche Sachen entstandenen Empörungen zu steuern, hatte König Alfons im J. 1663 verordnet, daß weder die Jesuiten, noch andere Religiosen eine weltliche Gerichtsbarkeit in diesen Gouvernements ausüben sollten; und daß die freien Indianer aus ihren eignen Gesellschaften sich ihre Vorgesetzten wählen könnten. Unter Peter's Regierung dagegen ward den Jesuiten gestattet, daß in Zukunft die Gesellschaft Jesu nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche und politische Regierung in den genannten Provinzen besorgen sollte. Zu diesem Zwecke sollten zwei Generalprocuratoren von dem Vorsteher der Mission erwählt, und ihnen solche Vorschriften gegeben werden, wie dieser Vorsteher für gut fände. Sich in den Städten und Flecken aufzuhalten, sollte keinen andern Personen gestattet sein, als eingeborenen Indianern sammt ihren Familien, und zwar zur Verhütung der schlimmen Folgen, welche aus der Vermischung der Europäer mit jenen Völkern entstehen könnten. Darum sollte der Gouverneur alle Weißen und Muraten [24]) fortschaffen, und ihnen zu keinen Zeiten die Wiederkehr gestatten. Wer nach Bekanntmachung dieser Verordnung seinen Aufenthalt zu verlassen säumte, sollte öffentlich durch die Straßen der Stadt mit Ruthen gepeitscht, und im Falle es ein Adeliger wäre, auf fünf Jahre nach Angola, und zwar ohne alle Appellationsgestattung, verwiesen werden. Peter ließ seit 1680 wegen einer Vermählung seiner Tochter Isabelle mit deren Geschwisterkindsvetter [25]), dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen, nachmaligem Könige von Sardinien, unterhandeln, und die Ehe sollte im J. 1680 vollzogen werden. Zu Gunsten des jungen Herzogs von Savoyen hatten die Stände des Reiches Portugal von den zu Lamego über die Erbfolge gegebenen Grundgesetzen, nach welchen eine Erbprinzessin, wenn sie außerhalb des Reiches verheirathet würde, ihres Erbrechtes verlustig gehen sollte, eine Ausnahme gemacht. Zu Lissabon waren schon die Vorbe-

23) s. d. Schreiben bei *Seabra*, Recueil chronologique. T. III. §. 701. p. 13 sq.; vergl. Wolf, Allgemeine Gesch. der Jesuiten. 2. Bd. S. 419 fg.

24) Aus den vermischten Ehen der Europäer mit Indianerinnen entsprossene Kinder. 25) Die portugiesische Königin Maria Franziska Elisabeth, die Mutter der Braut, und die Regentin von Savoyen, Maria Johanna Baptista, die Mutter des Bräutigams waren leibliche Schwestern.

reitungen zur Feier des Beilagers getroffen. Vor Nizza lag zur Abholung des Bräutigams ein Geschwader portugiesischer Kriegsschiffe bereit. Doch wurde das Ehebündniß nicht geschlossen, und aus welchen Gründen dieses wieder aufgegeben worden, hierüber sind die Meinungen[26]) getheilt. Alfons starb im J. 1683 zu Cintra, und nun nahm Peter den Königstitel an. Im nämlichen Jahre verschied auch die Königin Franziska. König Peter vermählte sich zum zweiten Male mit Maria Sophia, der Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von Pfalz[27]), im J. 1687, und ihm ward im J. 1689 der Erbprinz Juan (Johann V.) geboren, wodurch die Erbprinzessin Isabelle aus erster Ehe die Aussicht auf den Thron verlor. Sie starb im J. 1690. König Peter, mit dem Kaiser Leopold, welcher Maria Sophia's ältere Schwester Eleonora seit 1676 zur Gemahlin hatte, verschwägert, wollte den ersten Hof in der Christenheit durch eine Gesandtschaft zum ersten Male beehren, und suchte dieselbe durch Auswahl eines Herrn von guten Eigenschaften und großem Vermögen dem kaiserlichen Hofe so angenehm als möglich zu machen, und dabei die portugiesische Pracht zu zeigen. Peter meinte eine taugliche Person in Karl Joseph Procopius, Prinzen von Ligue, Marquis von Aronches, einem Niederländer von Abkunft, welcher mit Maria Anna von Sousa, Erbtochter von Aronches, im J. 1684 dieses Marquisat und noch andre ansehnliche Reichthümer erheirathet, gefunden zu haben. Dieser Gesandte hielt im J. 1695 in Wien einen prächtigen Einzug, und die Verschwendung war grenzenlos. Aber seine Liebe zum Spiele machte dieser herrlichen Gesandtschaft ein klägliches Ende. Er verspielte an den kaiserlichen Kammerherrn, den Grafen Ferdinand von Hallweil, den ältern Sohn des damals noch lebenden kaiserlichen geheimen Raths, des Grafen Johann Sebastian von Hallweil, die Summe von 51,000 Gulden, die er nicht sogleich bezahlen konnte. Daß diese Spielschuld ruchbar ward, dadurch hielt sich der Gesandte beleidigt, und ließ den jungen Grafen, den er zu einer Jagdpartie in dem wiener Wald einlud, beim gemeinsamen Frühstück den 10. Aug. 1696 durch einen Meuchelmörder tödten. Die Verwandten des Ermordeten, der jüngere Bruder Graf Wenzel Felix und dessen Schwester, die Gräfin von Wertenberg, baten den Kaiser, daß er den wiener Wald ausspüren lassen möchte, und der mit zwei Pistolenschüssen und zwei Dolchstichen übel zugerichtete Leichnam nebst einer Schaufel und etwas von dem Frühstück in einem Korbe ward gefunden. Dem Gesandten, auf den der höchste Verdacht fiel, wurde Gehör bei dem Kaiser und bei allen Ministern versagt. Dem obersten Staatsdiener, dem Grafen Kinsky, zu dem er darauf unangemeldet fuhr, erbot er sich, seine Gesandtschaft niederzulegen, und mit denen, die einer solchen Übelthat ihn beschuldigten, sich zu schlagen, erhielt aber zur Antwort: das ganze Land rede von dieser Sache, und also würde er sich mit allen alten Weibern schlagen müssen. Den zusammengeströmten und erhitzten Pöbel fürchtend, flüchtete er sich in das nahe gelegene Kloster der PP. Trinitariorum. Diese sandten ihn im Habit ihres Ordens mit zwei Geistlichen weiter. Die drei Patres wurden den 17. August auf dem Schlosse zu Schottwein von dem nachgeschickten Rumormeister gefangen. Derselbe erhielt aber den Befehl, daß er bei Vermeidung großer Strafe und kaiserlicher Ungnade die drei Patres ihres Weges ziehen lassen sollte. Der Kaiser berichtete alles an den König Peter. Zu Lissabon sah man zwar das, was im Betreff des Mordes war mit übersendet worden, aus Mangel an Förmlichkeit für unzulänglich an, verurtheilte den Prinzen von Ligue jedoch darum, daß er seine Gesandtschaft so lüderlich aufgegeben und den kaiserlichen Hof verlassen habe, zur Verbannung auf zehn Jahre nach Indien und in eine Geldstrafe von 10,000 Crusaden. Allein dieses Urthel hob die Meza de Conciencia endlich auf, und hielt dafür, daß er wohlgethan habe, sich dem wüthenden Pöbel zu Wien zu entziehen, der sich sonst an seiner Würde und an seines Königs Hoheit vergriffen haben dürfte. Er wurde nach Hofe berufen und zu des Königs Handkusse gelassen. Doch entäußerte er sich selbst des Hofes und des Landes und ging nach Venedig, wo er als berühmter Münzkundiger im J. 1709 starb. Seine älteste Tochter, Louise Casimire, wurde im J. 1715 an Don Michael de Portugal, natürlichen Sohn des Königs Peter II., vermählt[28]). In Amerika[29]) gerieth Peter mit seinen beiden Nachbarn, den Spaniern und Franzosen, in Streit. Der Statthalter zu Rio de Janeiro legte im J. 1680 die neue Colonie del S. Sacramento an der Nordseite des Flusses la Plata an, welches der spanische zu Buenos Ayres nicht dulden wollte, weil nach seiner Meinung beide Ufer des Flusses Spanien angehörten. Ein gleicher Zwist entbrannte im J. 1697 mit den Franzosen wegen des Amazonenflusses, dessen Nordseite sich diese zuschrieben, während die Portugiesen das Gegentheil behaupteten. Wegen beider Streitigkeiten wurden vorläufige Vergleiche errichtet, wegen der ersteren im J. 1681, wegen der letzteren im J. 1698. Die im J. 1696 in

26) s. dieselben in Gebauer's portugiesischer Geschichte. 2. Th. S. 174. 175. 27) Die Gesandtschaft verrichtete Don Manuel Telles de Sylva, Graf von Villar-Major, einer der vornehmsten Staatsdiener Peter's, der ihn nach seiner Zurückkunft vom kurfürstlichen Hofe mit der Würde eines Marquis von Algrete belohnte. Er ist der Verfasser de rebus gestis Joannis II., Regis optimi Principis nuncupati. Sein Sohn Ferdinandus Tellesius Sylvius, Comes Villar-majorius, spricht in dem vorgesetzten Briefe von des Vaters Gesandtschaft für den König, der die Braut eilig nach Portugal gebracht wünschte.

28) Ihre Kinder hießen Herzoge von Lafoens. 29) Schon als Regent hatte Peter seine Aufmerksamkeit nach der neuen Welt richten müssen. Die Paulisten, die Gründer des reichen Marktfleckens Villa-Rica in dem District Minas waren nicht lange friedliche Besitzer ihrer Reichthümer geblieben. Die von Rio Janeiro, von dem Golde angelockt, schlugen sich mit den Paulisten, und besiegten sie. Die Paulisten beriefen sich auf den damals für seinen Bruder herrschenden Regenten Peter, verloren aber durch diese Entscheidung alle Vortheile, sowol sie selbst, als ihre Nebenbuhler; denn ein erfahrener Befehlshaber, der die Provinz Minas zu regieren gewählt ward, hielt zwar die Parteien aus einander, aber es kam endlich zur Zeit der Regierung des Nachfolgers Peter's, des Königs Johann, dahin, daß auf Befehl des Statthalters Antonio d'Albuquerque ein Fünftheil alles Goldes, Quinte genannt, seit 1711 in den königlichen Schatz geliefert werden mußte.

Brasilien entdeckten sehr ergiebigen Goldgruben bereicherten das Mutterland nicht in dem Maße, als man hätte erwarten sollen, da der englische Gesandte Methuen bald (im J. 1705) die Vortheile dieser Entdeckung seinen Landsleuten zuzuwenden wußte. Bei der spanischen Erbfolgesache suchte Peter erst selbst als Erbe aufzutreten. Noch bei Lebzeiten des Königs Karl II. wurde etwas darüber verhandelt, wozu das gute Einverständniß zwischen den beiden Schwestern der Königin von Portugal und der Königin von Spanien Gelegenheit gab. Aber sobald Peter Kenntniß von dem am 25. März 1700 zwischen Frankreich und den Seemächten England und Holland geschlossenen Theilungsvertrag erhielt, war er der erste, der sich für denselben öffentlich erklärte, da nach ihm die spanische Monarchie einem österreichischen Prinzen zufallen sollte, der ihm um so weniger furchtbar war, als ansehnliche Stücke von derselben abgetrennt werden sollten. Als jedoch nach Karl's Tode (gest. den 1. Nov. 1700) Philipp von Anjou, welchem die ganze Monarchie ungetheilt vermacht war, sowol in Spanien, als in den sämmtlichen Colonien und Nebenländern anerkannt ward, sah sich Peter zur Eingehung eines Offensiv- und Defensivbündnisses mit den beiden bourbonischen Höfen von Frankreich und Spanien und zur Anerkennung des Königs Philipp's V., und namentlich zum Versprechen gezwungen, daß, wenn dieser von England und Holland angegriffen werden sollte, er ihm mit zwölf Kriegsschiffen beistehen wollte; dagegen wurden die von neuem mit Frankreich im J. 1699 über den Fluß Maranhon entstandenen Streitigkeiten zum Vortheile der Krone Portugal beigelegt. Da Peter jenes wider seinen Willen eingehen mußte, so wartete er mit Schmerzen auf die Zeit, wo er mit Sicherheit in das große haager Bündniß vom 7. Sept. 1701 zwischen dem Kaiser, England und Holland, welches den 20. Jan. 1702 Preußen, und den 28. Sept. 1702 das teutsche Reich verstärkten, eintreten könnte. Als sich im J. 1703 die Flotte der Seemächte an der portugiesischen Küste zeigte, schien die Sache ausführbar. Sie kam durch das eifrige Bemühen des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt, des englischen Gesandten Methuen, und des nach Portugal geflüchteten Admiranten von Castilien den 16. Mai 1703 zu Stande, unter der von Peter gestellten Bedingung, daß der Erzherzog Karl (König Karl III.) in eigner Person in Spanien auftreten, und Peter's Tochter Theresia heirathen sollte, welche jedoch den 26. Febr. 1704, als ihr Bräutigam noch auf der Fahrt sich befand, an den Blattern starb. Zugleich bedung sich Peter für die Krone von Portugal ansehnliche Vergrößerungen des Reiches aus, als Bajadoz, Valencia d'Alcantra in Estremadura, Guarda, Tuy und Vigos in Galicia und in Amerika alles von Brasilien an bis an den Rio da Plata. Aber freilich im utrechter Frieden, welchen Peter nicht erlebte, fiel dieses ganz anders aus. Er starb während des spanischen Erbfolgekrieges den 9. Dec. 1706 im 60. Jahre seines Alters auf seinem Lusthause zu Alcantara[30]. Ihm folgte auf dem Throne sein ältester Sohn zweiter Ehe, Johann V. (*Ferdinand Wachter.*)

Peter III., s. **Don Pedro I.**, Kaiser von Brasilien.

9) Könige von Sicilien.

Peter I., s. **Peter III.**, König von Aragonien.

Peter II., der Sohn des Königs Friedrich und der Königin Alionora, ward geboren den 14. Juli 1305 zu Parcus-novus (Neu-Parco) im Gebiete von Palermo, und getauft den 24. Juli in der Domkirche zu Palermo. Ihm schworen im Juni 1314 zu Messina die Syndici der Orte der Lande für die Gemeinden der Städte und andere Ortschaften Siciliens, und leisteten ihm das Homagium (Lehnseid, Huldigungseid), daß sie ihn nach dem Tode seines Vaters krönen und zum Könige haben wollten. In Gegenwart seiner Söhne Peter und Manuel und aller Syndici aller Ortschaften Siciliens hielt König Friedrich den 2. Dec. 1316 in der Domkirche zu Palermo eine Unterredung, und betrieb die Ausrüstung der Flotte. Als er den 8. December von Palermo hinweg nach Messina ging, blieben in Palermo zur Regierung und Handhabung der Justiz die genannten Söhne des Königs mit dem Herrn Simon von Malguarnerio, ihrem Erzieher, zurück. Peter ward genannt, und der Titel seiner Regierung war: **Petrus Infans Serenissimi Domini Regis Friderici Excellentissimi Regis Siciliae Primogenitus, ac ejus in eodem Regno Vicarius Generalis.** Zur größern Sicherheit und Beförderung der Festigkeit des ruhigen Verhältnisses des Zustandes der Sicilier salbte König Friedrich den 19. April 1322 seinen Erstgebornen und künftigen Nachfolger, den Infanten Peter und krönte ihn zum Könige von Sicilien in Gegenwart aller hierzu in Palermo berufenen Grafen, Barone und sämmtlicher Leute der ganzen Kirche. Dieser Krönung wohnten weder die Prälaten, noch irgend eine andre Person von einer Kirchenwürde, bei. In weltlicher Beziehung ward sie jedoch auf das Glänzendste gefeiert, da der König die die Ritterwürde zu empfangen würdigen Söhne seiner eifrigen Anhänger eingeladen hatte, damit sie zu Rittern gemacht würden. Zur Zeit der Krönung[1]) Peter's wurde von dem neuen

30) Von der Regierung Peter's als Königs handeln: The ancient and present state of Portugal — by a Gentleman, who resided some years in that Country (*John Stevens*) (London 1698 u. 1708, und An account of the court of Portugal (Lond. 1700); französisch mit Zusätzen: Relation de la Cour de Portugal sous D. Pedro second — avec des remarques sur les interêts de cette Couronne par rapport aux autres Souverains, et l'histoire des plus considerables Traitez, qu'elle a faits avec eux (à Amst. 1702). Außer diesen finden sich noch andere Nachweisungen bei Gebauer a. a. O. S. 175—180.

1) Die auf diese Krönung bezügliche Inschrift lautet:

Fili Petre meum Populum tibi trado Panormi,
Qui tibi bene sit constans, dubio sine dormi,
Hanc urbem primi merito dixere beatam,
Muneribusque Duces variis fecere dotatam.
Hic nasci meruit te Regem gens Siculorum,
Prosper ut et felix longaevus Rex sis eorum.
Regni Siciliae caput est urbs haec, caput extat
Siciliae, cujus Ducibus diademata praestat.

Hier wird Palermo als Peter's Geburtsort angegeben, sowie es auch in dem Schreiben der Stadt Messina an die Stadt Palermo

König unter andern, der Gemeinde Palermo's bewilligten Privilegien und Freiheiten vergünstigt, daß der Bajulus [2]) der genannten Stadt Prätor genannt würde, wie er von Alters her zu heißen gepflegt hatte. Ein Ehebündniß [3]) zwischen dem Könige Peter II. von Sicilien, und Elisabeth, der Tochter des Königs Heinrich von Böhmen, ward verhandelt, und das Verlöbniß und die Vermählung den 23. April 1323 zu Messina, wohin der König die Söhne seiner eifrigen Anhänger, daß sie zu Rittern geschlagen würden, beschieden hatte, prächtig gefeiert. Von seiner Gattin ward dem Könige Peter II. im Februar 1324 ein Sohn, Friedrich, geboren, der aber zu Anfange des folgenden Jahres starb. Als Kaiser Ludwig der Baier im J. 1327 seine Römerfahrt that, meldete er von Trident aus sein Vorhaben nicht nur dem Könige Friedrich von Sicilien in einem Schreiben, sondern auch dem Könige Peter in einem andern, und ersuchte ihn, daß er in Verbindung mit seinem Vater ihm Beistand leisten möchte [4]). Eins der Hindernisse, warum König Friedrich dem Kaiser Ludwig im J. 1328 nicht sogleich Hilfe sandte, war, daß sein Sohn Peter eben damals sehr gefährlich krank ward, ein Umstand, der dem Vater sehr zu Herzen ging, weshalb er bei Genesung des jungen Königs Dankfeste anordnete. Ludwig sandte die 30 von den Genuesen seines Anhanges erhaltenen Galeeren nach Sicilien zur Vereinigung mit der sicilischen Flotte, und foderte, da er im Begriffe sei, gegen Robert in das Neapolitanische einzudringen, den König Friedrich auf, daß er sich ebenfalls mit seinen Seetruppen in Bewegung setzen möchte. Dieser brach ohne Verzug von Catanea nach Messina auf, sandte seinen Großkanzler Peter von Antiochien mit dem dem Kaiser Ludwig zugesagten Gelde voraus, bestieg mit seinem Sohne Peter die aus 30 Segeln bestehende Flotte, um nach Rom zur Unterredung mit Ludwig zu schiffen. Als sie nach Melazzo gekommen, ward die Frage erwogen, ob es rathsam sei, den König selbst der Gefahr auszusetzen. Die meisten entschieden sich für das Daheimbleiben des Königs Friedrich, denn es sei hinlänglich, wenn König Peter bei der Zusammenkunft mit Ludwig erscheine. Friedrich machte zwar Anfangs Widerspruch, entschloß sich aber endlich dennoch zur Rückkehr nach Messina. Der junge König Peter schiffte, von Johann Clermont, Blasco Alagona, Matthäus Palizzi, Stegerius Passaneto, Matthäus Sclafond, Nikolaus Abbate, Peter Lancia, Simon Esculi und andern vom großen Adel begleitet, nach Ischia und Gaeta, und ließ hier das Land verheeren. Als er darauf im weitern Vorrücken nach Civita Vecchia bei Astura, wo der unglückliche Konradin gefangen genommen worden war, vorübersegelte, schossen die ihn übel empfangenden Einwohner eine Menge Pfeile auf das Admiralschiff und verwundeten einen Matrosen neben dem jungen Könige, und tödteten einen Genuesen, der ihnen zurief, daß ihnen nichts geschehen sollte. Die nach Rache schreienden Seetruppen landeten, und eroberten die Stadt durch Sturm, nahmen nach einer Stunde auch die Citadelle, in welche der die Stadt vom Könige Robert zu Lehn tragende Römer, Angelus Melebranta, mit Frau und Kindern geflohen war; dieser erhielt jedoch freien Abzug. Die Sieger stürzten die Fahne um, plünderten den Ort, und steckten ihn, um Konradin zu rächen, in Brand. Dem weiter nach Nettuno vorrückenden Könige Peter schickte die Besitzerin des Ortes zwar sogleich die Schlüssel entgegen, konnte jedoch dadurch nicht verhindern, daß der Ort nicht ebenfalls von den Genuesen geplündert ward. Während dessen hatte nach des Kaisers Ludwig's Abgange von Rom Robert daselbst wieder die Oberhand gewonnen, und die Besatzung von 800 Reitern, welche er hineingelegt, vermochte seine und des Papstes Johann XXII. Partei zu unterstützen. Als die Nachricht hiervon zu Petern gelangte, entstand unter seinem Gefolge große Aufregung, und man hielt ernstliche Berathschlagung, ob man nicht ebenfalls wieder heimziehen sollte. Man hätte dieses vielleicht gethan, wenn nicht die eben damals von Rom zurückkommenden Peter von Antiochien und Graf Clermont des Kaisers Ludwig Abgang nach Corneto gemeldet hätten. Als König Peter nun Staatsrath hielt, herrschten sehr getheilte Meinungen. Ein Theil der Berathenden behauptete, da Kaiser Ludwig sich von den Grenzen des Königreichs Neapel, welches man doch mit vereinten Kräften hätte angreifen wollen, weiter entfernt hätte, so könnte König Peter mit gutem Gewissen sich ebenfalls wieder zurückziehen. Der andere Theil hingegen sprach sich dahin aus, da nach der Versicherung des Großkanzlers Kaiser Ludwig noch immer auf seinem Vorhaben, Roberten anzugreifen, beharrte, und es ihm weder an Macht, noch an Geld fehlte, so müßte König Peter, seiner Verpflichtung gemäß, ebenfalls aushalten, und weitere Aufklärungen der Sache erwarten. Man faßte daher den Beschluß, den Großkanzler und den Grafen Clermont noch einmal an den Kaiser Ludwig zu senden und ihm die Meldung zu thun, daß König Peter sich mit seiner Flotte in der Nähe befinde, und sich unterdessen an der Mündung der Tiber vor Anker legen wollte, bis seine Gesandten mit zuverlässigen Nachrichten von Ludwig's Gesinnungen zurückkämen. König Peter konnte, als er vor der Mündung der Tiber anlangte, wegen widriger Winde sich dort nicht vor Anker legen, sondern war genöthigt, sich nach Porto Hercole zu wenden. Hier ließ er den Einwohnern von Ortibello erklären, sie sollten sich dem Kaiser Ludwig er-

heißt: in gloriam namque tuam de inclyto Domino Petro II., in te nato potes merito dicere praeclare etc. Obgleich das gleichzeitige Chronicon Siciliae (bei *Muratori*, Script. Rer. Ital. T. X.) S. 895 das Schreiben und S. 892 die Inschrift hat, sagt es doch S. 864: apud Parcum novum de tenimento Panormi natus fuit. Peter wurde also als zu Palermo geboren angenommen, weil er zwar nicht in der Stadt selbst, aber doch im Gebiete derselben geboren war.

2) Italienisch Balio, Voigt, Amtmann, Pfleger. 3) Als Kaiser Heinrich VII. im J. 1313 vorhatte, Roberten Apulien zu nehmen, und das Land dem Könige Friedrich von Sicilien zu geben, kam er mit diesem überein, daß er an dessen Sohne Peter seine Tochter vermählen wollte. Sie war auch bereits mit ihrer Mutter bis Basel gekommen, um zum Vater nach Italien zu reisen, als dessen Tod den ganzen Entwurf vernichtete. So ward Peter nicht mit des Kaisers Tochter verheirathet. *Albertus Argentinensis* ap. *Urstitium* T. II. p. 110. Chron. Sic. l. c. p. 870. 4) s. das Schreiben im zuletzt genannten Chron. Sic. p. 899.

geben. Sie jedoch vertrauten auf ihre vortheilhafte Lage, und wiesen diese Auffoderung mit Verachtung zurück. Die Besatzung der Schiffe wollte sich unter diesen Umständen, die Gelegenheit Beute zu machen, nicht entgehen lassen. Sie landete also. Ein Theil rückte in geschlossenen Gliedern an. Der andere, welcher die Nachen zu Lande herbeischleppte, fuhr über den See gegen die Stadt, legte hier sogleich die Sturmleitern an und steckte die Thore in Brand. Mit so großer Tapferkeit sich nun auch die Einwohner zur Wehr setzten, so mußten sich doch, sobald das Landheer anlangte, die Stadt und das Schloß ergeben. Gleiches Schicksal traf auch die Insel Giglio und das Castell Telamone [5]). Während Peter's Flotte in Porto Hercole vor Anker lag, brachten der Großkanzler Peter von Antiochien und der Graf Clermont die Nachricht zurück, König Peter werde vom Kaiser zur gemeinsamen Beredung des Operationsplanes wider Roberten erwartet. Der junge König von Sicilien näherte sich daher der Küste, und landete in Corneto. Als er sich hier mit dem Kaiser besprach, machten sie sich gegenseitige Vorwürfe, namentlich Ludwig Peter'n wegen der späten Ankunft mit seiner Flotte, und er hatte allerdings guten Grund dazu, denn hätte die sicilische Flotte nur 14 Tage früher die römische Küste berührt, so würde die ganze Sache eine andere Wendung genommen haben. Darin jedoch kamen beide mit einander überein, daß sie nun von Neuem den Krieg gegen Robert unternehmen wollten. Aber auch dieses Vorhaben konnte nicht zur Ausführung kommen wegen der Nachricht, welche Ludwig von den Veränderungen in Pisa, wo sich Castruccio zum Herrn aufgeworfen hatte, erhielt, und ihn zum eiligen Aufbruche veranlaßten. Er nahm auf dem Zuge noch Grosseto hinweg, und verfügte sich mit Petern und den Siciliern nach Pisa. Unterdessen war die beste Jahreszeit verstrichen, denn es war bereits September, und Peter konnte nichts mehr zur See unternehmen. Er ließ daher den Grafen Clermont bei Ludwig zurück, und trat den Rückweg nach Sicilien an. In der Gegend der Maremma und der Terra di Roma überfiel ihn ein fürchterlicher Sturm, sodaß er funfzehn Schiffe verlor. Sie gingen mit der Besatzung unter. Die andern wurden stark beschädigt und zerstreut. Er selbst gelangte mit dem Admiralschiff und drei andern unter großer Gefahr nach Messina, die übrigen kamen in verschiedenen Theilen Siciliens mit Verlusten an Mannschaft und Ausrüstung an. So unglücklich endete Peter's Seezug im J. 1328. Während er und der Graf von Clermont im J. 1333 von Palermo abwesend waren, stiftete Johann und Blasco, die Söhne des Franzosen Galeotto Fleury, die Verschwörung im Castelle von Palermo an. In Beziehung auf dieses Ereigniß bemerken wir nur Folgendes, daß sie der Besatzung des genannten Castelles unter andern vorredeten, Friedrich sei alt, sein Sohn Peter II. sei kein Herr, wie sein Vater, Sicilien würde also unter dem Scepter Robert's offenbar weit glücklicher sein. In dem Testament, welches König Friedrich, die Nähe seines Todes fühlend, im J. 1337 machte, ernannte er Peter'n II. zum Erben des Königreichs Sicilien und der umliegenden Inseln, auch des Herzogthums Apulien und des Fürstenthums Capua, den zweiten Sohn Wilhelm [6]) aber zum Fürsten von Achaja und Athen, und seinem jüngsten Sohne Johann wies er andre Einkünfte an, und setzte fest, daß er seinen Brüdern nachfolgen sollte, indem er als Grundgesetz aufstellte, daß, wenn ein Bruder ohne rechtmäßige männliche Nachkommen stürbe, ihm der andere Bruder und seine männlichen Nachkommen, und wenn sie alle mit Tode abgehen würden, ihnen der König von Aragonien nachfolgen sollte. Achaja und Athen sollten jedesmal Leben vom regierenden Könige von Sicilien sein. Wilhelm sollte in Sicilien Noto, Abula, Calatasimo und andre Plätze als Kronlehen besitzen, und wenn er nach Griechenland übersetzen wollte, so sollte Peter auf seine Kosten mit 30 Galeeren und 200 Reitern, die er auf drei Monate unterhalten müßte, seinen Bruder unterstützen. Johann sollte für jetzt sogleich die Markgrafschaft von Randazzo, Castiglione, Francavilla und nach dem Tode seiner Mutter noch die Grafschaft von Mineo, Acce und die Insel Cosyra als Kronlehen unter dem Titel als Herzog von Randazzo erhalten. König Friedrich starb in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1337. Sein Sohn Peter II. verhieß in dem Ausschreiben, in welchem er seinen Unterthanen den Tod seines Vaters anzeigte, alles Gute, kam jedoch seinem weisen Vater lange nicht bei. Peter'n fehlte es namentlich an der gesetzten Haltung, um seiner schwierigen Lage gewachsen zu sein, um auf der einen Seite dem seinen Ansprüchen auf Sicilien nicht entsagenden König Robert von Neapel die Spitze zu bieten, und auf der andern Seite den Nachstellungen der Großen, deren Erbitterung durch Friedrich's weises Betragen allein erstickt werden konnte, zu begegnen. Der Zwist, der daraus entstand, daß nun die Palizzi als Lieblinge des neuen Königs auftraten, und Franz Ventimiglia als alter Minister und Liebling hintangesetzt ward, entflammte Robert's Hoffnung, endlich seinen Zweck zu erreichen, von Neuem. In dem Schreiben, das er sogleich an den Papst sandte, und in welchem er ihn von Friedrich's Tode benachrichtigte, bat er ihn, daß er nichts wider seine Rechte unternehmen, sondern vielmehr einen Legaten nach Sicilien senden möchte, der Peter'n zu der dem Vertrage von Castronovo gemäßen Abtretung des Königreiches Sicilien ermahnen sollte. Der Papst ertheilte Roberten die Antwort, er werde ihm bei seinem Gesuche so vielen Beistand, als nur immer Gewissens halber geschehen könnte, angedeihen lassen. Auch die Königin Alionora hatten Robert's Gesandten dahin zu bestimmen gesucht, daß sie ihren Sohn zur Abtretung des Königreichs Sicilien bewegen möchte, Robert wolle ihn dagegen, wie sich schon Karl II. anheischig gemacht, mit aller Macht unterstützen, daß er König von Sardinien werde. Da aber schon Benedict VIII. Jacob'en von Aragonien mit Sardinien belehnt, und Be-

5) Die Beschreibung dieses Feldzuges von einem Theilnehmer findet sich bei *Testa*, De rebus Friderici II., wo auch noch viele andere zugleich auf Peter's Geschichte bezügliche Stücke sich darbieten.

6) Er starb aber schon im folgenden Jahre (1338).

nedict XII. den König Alfons wirklich damit investirt hatte, so boten Robert's Vorschläge zu wenig Sicherheit dar. Alionora entgegnete daher, ihr Sohn sei in einem Alter, in welchem er seine eignen Entschlüsse zu fassen wüßte, sie bitte daher den König Robert, daß er ihren Sohn als seinen eignen Sohn betrachten möchte. Während dessen verband sich Johann von Clermont mit den Palizzi immer inniger, und beide strebten gemeinschaftlich, den Franz Ventimiglia zu vernichten. Daß Peter den Damian Palizzi zur Würde eines Großkanzlers und dessen Bruder Matthäus zur Würde eines Magistri Rationalium[7]) erhoben hatte, machte neue Misvergnügte, und veranlaßte den Franziskus von Antiochien, auf die Seite des Ventimiglia zu treten. Die neuen Günstlinge (die Palizzi) riethen dem Könige eine Zusammenberufung der Großen des Reichs nach Catanea zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten an, und beriefen zu dieser Versammlung auch den Grafen von Gerace (Franz Ventimiglia), um an ihm ihren Rachedurst zu kühlen. Der Graf jedoch, von seinen Freunden gewarnt, entschuldigte sich bei dem Könige, und gab zugleich das Versprechen, daß er, wenn er bei der Rückkehr des Königs in Motta ihm seine Aufwartung zu machen die Ehre haben würde, seine Gründe ihm ausführlicher aus einander setzen würde. Der Graf erhielt neuen Befehl, in Catanea zu erscheinen, kam zwar nun dahin, und war der erste, der dort anlangte, entfernte sich aber auch wieder nach Gerace, indem er vorwandte, daß seinen Sohn eine Krankheit befallen, und entschuldigte sich darauf in einem neuen Schreiben an den König, welchem er darin von den Ränken, die man wider ihn ohne Vorwissen des Königs spielte, Nachricht ertheilte. Der König nahm es ungnädig auf, daß der Graf sich schnell entfernt, ließ sich aber dennoch seine Entschuldigung gefallen und gab sich Mühe, den Zwist der Familien beizulegen. Er sandte dem Grafen den Befehl zu, daß er sich in Messina einstellen möchte, und gab ihm sein Wort, daß er sicher sein sollte. Dieser Berufung auch schenkte Ventimiglia kein Vertrauen, sondern sandte seinen Sohn Franziskus mit dem Oberaufseher seiner Güter, Namens Romuald Ruffo, zur Rechtfertigung seines Ungehorsams nach Hofe. Als sie erschienen, wurde von den Palizzi dem Ruffo so mit Foltern zugesetzt, daß er seinen Herrn verrieth und dem Könige anzeigte, sein Herr stehe in einem Einverständnisse mit dem Könige Robert, und gab hiervon viele Umstände, den Inhalt des Briefwechsels und einige Mitverschworene, besonders Friedrichen von Antiochien und Rogerius von Lentino, an[8]). Hierauf ließ der König sogleich den Grafen von Golisano und alle Freunde des Hauses Ventimiglia, die man ergreifen konnte, in Haft nehmen, und auf die Citadelle von Lentini setzen. In einer Versammlung der Großen, die er nach Nicosia berief, erklärte er den Grafen Franz Ventimiglia und alle seine Anhänger als Verräther und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, confiscirte alle ihre Güter, und setzte Johann von Clermont, Grafen von Motica, in alle seine ihm vom Könige Friedrich entrissenen[9]) Güter und in die Grafschaft Motica wieder ein. Die misvergnügten Edelleute sahen daher keinen andern Ausweg, als den König Robert um Beistand zu bitten. Sie machten ihm das Anerbieten der Übergabe von 40 (19 dem Hause Ventimiglia, 21 dem Grafen Friedrich von Antiochien und andern Baronen zugehörigen) Plätzen. Da aber jene Hilfe nur noch in der Ferne war, so bestrebten sie sich unterdessen, ihre Plätze, so gut sie konnten, zu befestigen. Aber König Peter II. kam ihnen zuvor, und griff sie, dem Schlusse der Barone von Nicosia gemäß, im J. 1338 mit Heeresmacht an. Als sich der König der Stadt Gerace näherte, öffneten ihm die Einwohner sogleich die Thore. Franz von Ventimiglia wollte sich durch die Flucht retten, ward aber von einem Soldaten erkannt und niedergehauen. Alle übrigen Plätze ergaben sich dem Könige. Dieser zog wider Friedrich von Antiochien, und erhielt von ihm, welchen das Unglück seines Freundes schreckte, das Anerbieten, daß er ihm alle seine Plätze abtreten wollte, wenn er ihm freien Abzug aus der ganzen Insel gestattete. Der König that dieses, und Friedrich von Antiochien und seine Anhänger verließen Sicilien und schifften nach Neapel mit Robert's Flotte, welche dieser sogleich, als er benachrichtigt worden war, daß König Friedrich gestorben und Peter den Thron von Sicilien allein bestiegen, hatte ausrüsten lassen. Sie segelte bereits nach Sicilien ab, als Aldoin von Ventimiglia auf Geheiß seines Vaters nach Neapel übersetzte, um sich von Robert Hilfe zu erbitten. Die von dem jungen Herzog von Durazzo, Robert's Neffen, und dem Grafen Novello von Baux befehligte Flotte, nahm in Sicilien nur Termini ein, denn die Truppen schmolzen, da sich die Citadelle lange hielt, durch sich einschleichende ansteckende Krankheiten so zusammen, daß sie kaum zur Besatzung von Termini hinreichten. Daher begaben sich der Herzog von Durazzo und der Graf von Baux nach Neapel zurück, und brachten den Grafen Friedrich von Antiochien mit sich. Dieser, den König mit neuem Muthe belebend, bewog ihn (im J. 1338) zur Ausrüstung einer neuen Flotte von 70 Segeln. Er ernannte zum Befehlshaber derselben seinen natürlichen Bruder Geleatius, zum General der Cavalerie den Grafen Heinrich Sanseverino von Marsico, und zum General des Fußvolkes den Grafen Johannes Sanguineto von Corigliano, und ertheilte ihnen den Befehl, in allen Stücken dem Rathe Friedrich's von Antiochien zu folgen. Die Mannschaft dieser Flotte landete in Sicilien und eroberte Roccella und darauf Cefalu. Golisano und Grattieri im Gebiete von Gerace ergaben sich dem Aldoin von

7) Oberrechnungsmeister, Oberbannermeister, Kammerpräsident. 8) So nach *Th. Fazellus*, De rebus Siculis. Dec. II. Lib. 9. c. 4, und daraus Joh. Fr. le Bret, Fortsetzung der allgem. Welthist. 23. Th. S. 72, mit dem Bemerken, daß schwer zu erhärten, ob Ruffo's Angabe wahr gewesen. Burigny betrachtet sie als eine Verleumdung, Egly als Wahrheit. Costanze (Lib. VI. p. 185 sq.) spricht gegen den König die Beschuldigung aus, daß er gesucht die reichen Edelleute arm zu machen, und dem Ventimiglia nachgestellt habe; dieses habe denselben veranlaßt, sich mit andern Edeln und dem Könige Robert zu verbinden.

9) s. den Hergang dieses Ereignisses bei le Bret a. a. O. S. 67. 68.

Ventimiglia, als ihrem Herren, von freien Stücken. Auf Anrathen Friedrich's von Antiochien nahm Galeatius hierauf Monte Santangelo und andere nahe gelegene Plätze ein, und legte Besatzung hinein. Darauf belagerte er Melazzo. Da jedoch im Gebiete dieser Stadt die von Messina ihre fruchtbarsten Güter besaßen, und sie durch ausgezeichnete Treue gegen den König vorleuchten wollte, so hielt die Belagerung viertehalb Monate hindurch aus, sah sich aber dennoch endlich genöthigt, sich den Feinden zu ergeben, weil Peter II. nicht im Stande war, ihnen ein starkes Heer entgegenzustellen. Die feindliche Macht nahm in Melazzo ihre Winterquartiere. Unter diesen mislichen Umständen hielt Peter einen Versuch der Versöhnung mit dem Papste für rathsam. Er sandte daher an ihn den Nicolaus von Loria und den Ritter Andreas von Joffo mit der Vollmacht, ihn zu entschuldigen, daß er von seinen Reichsangelegenheiten behindert nicht in Avignon erscheinen könnte, um wegen der Investitur von Sicilien unter dem gewöhnlichen Zinse, den er und seine Nachkommen jährlich zahlen würden, nachzusuchen und zu erklären, daß er ein Zinsmann der römischen Kirche sei, und den Lehenseid leisten wollte, und um sich die Lossprechung von verfallenen Zinsen und aller Strafe, welche sein Vater und sein Reich sich zugezogen haben möchten, zu erbitten. Aber der Papst Benedict XII. konnte hierzu seine Einwilligung nicht geben, da König Robert Sicilien, das dem König Friedrich nur auf die Zeit seines Lebens eingeräumt sei, als ihm zuständig in Anspruch nahm. Daher erhielten Peter's II. Gesandte vom Papste den Abschied. Dieser gab dem Titularpatriarchen von Constantinopel Gocio und dem Bischof Ratier von Vaison, welche er zu seinen Nuntien ernannte, den Befehl, sich nach Sicilien oder einem nahe gelegenen Orte zu verfügen und Peter'n von Aragonien [10]) und seinen Erben das Königreich Sicilien gerichtlich aufzukünden, und da dieses der römischen Kirche von Rechtswegen zustehe, zu erklären, daß es mit dem Königreiche diesseit des Pharus vereinigt und Robert'en als wahrem Vasallen der Kirche abgetreten werden müsse, dem zufolge sollten Peter und seine Brüder innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Frist ihre Staaten räumen, widrigenfalls alle Strafen der Kirche zu erwarten haben; zu diesem Endzweck sollte auch der Peter'n von den Unterthanen geschworene Eid aufgehoben werden. Überdies versah der Papst die genannten Nuntien auch noch mit liebreichen Zuschriften an die Einwohner der Städte Syracus, Gergenti, Palermo, Messina, und versicherte ihnen darin, daß sie, falls sie unter den Gehorsam Robert's zurückkehren wollten, gewiß reiche Ausflüsse von Gnade genießen und sich der kostbaren Freiheit, welche ihnen das Andenken Wilhelm's II. so schätzbar machte, zu erfreuen haben würden. Von Reggio, wohin sich die Abgeordneten des Papstes im Monat September 1338 begaben, schickten sie den 25. vier Franziskanermönche nach Sicilien zur Überbringung der Bullen des Papstes an den König und die Städte ab. Sie wurden, als sie sich unter den Thoren von Messina meldeten, zu Matthäus Palizzi, dem Befehlshaber der Stadt, geführt, und baten ihn höflich, er möge sie ihren Auftrag vollziehen lassen. Der Graf verneinte dieses und sagte, er erlaube ihnen nicht, Bullen in Sicilien einzuführen, ja er würde es auch dann nicht gestatten, wenn die Legaten und der Papst selbst erschienen. Ohne daß er den Mönchen eine Erfrischung reichen ließ, mußten sie die Rückkehr antreten. So thaten die Legaten den 3. Oct. 1338 den richterlichen Ausspruch, daß Peter kein Recht auf Sicilien habe, dieses Reich dem Könige Robert angehöre, Peter es in einer Frist von zwei Monaten abtreten, der Unterthaneneid nicht mehr verpflichten, und wer Peter'n in seiner Rebellion unterstütze, im Bann und aller geistlichen und weltlichen Würden verlustig, auch gehalten sein sollte, binnen einer Frist von zwei Monaten vor den Legaten in Terracina zu erscheinen und sich zu verantworten. Peter und seine Minister leisteten den Aussprüchen der Legaten keinen Gehorsam. Der König ward daher den 5. Dec. 1338 förmlich mit dem Banne belegt und sein Bruder Johannes, sowie der Graf Johann Clermont von Motica, der Reichskanzler Damian Palizzi und sein Bruder Matthäus Palizzi, Blasco Alagona, und Raimund Peralta aufgefodert, daß sie sich innerhalb 30 Tagen in eigener Person stellen sollten. Sie thaten es nicht, und wurden daher den 9. Jan. 1339 ebenfalls mit dem Banne, und Sicilien mit dem Interdict belegt. An Peter erging noch einmal die Auffoderung, daß er sein Reich an den König Robert abtreten sollte. Auch diesem leistete Peter keine Folge. Er ward daher nach Benevent vorgefodert, daß er sich daselbst mit seinen Staatsräthen rechtfertigen sollte. Da Peter alle diese Aussprüche verachtete, so verurtheilten die Legaten des Papstes ihn den 5. April 1339 in contumaciam, und um den Proceß vollständig zu machen, so sprachen sie sogleich den Tag darauf aus, daß er der Ketzerei verdächtig, ein Anhänger Ludwig des Baiern, aller testamentarischen Verfügung unfähig, aller Güter, die er von der Kirche besäße, verlustig, und nicht befugt sei, sich des königlichen Titels zu bedienen. An die Venetianer, Genuesen, Pisaner, Anconitaner erging das schärfste Verbot, sich mit den Siciliern in Handelsverkehr einzulassen. Während König Robert am päpstlichen Hofe so mächtig war, so hatte doch sein Angriff au. Sicilien durch Heeresmacht nicht die erwarteten Folgenf Die von ihm in Sicilien gehaltenen Truppen, die schlechteste Kriegszucht beobachtend, liefen nach und nach davon. Die dadurch geschwächte Besatzung in Melazzo vermochte sich also um so weniger zu halten, da König Peter nach und nach alle nahe gelegenen Castelle besetzen ließ. Hierdurch wurde alle Zufuhr nach Melazzo abgeschnitten. Der Umstand, daß die neapolitanische Flotte wieder nach Neapel zurückgefahren war, bot Petern die beste Gelegenheit zur Ausrüstung einiger Schiffe dar. Sie hemmten den Feinden auch zur See alle Zufuhr. Dieses veranlaßte Friedrich'en von Antiochien, den Befehlshaber Galeatius zu warnen, daß er sich nicht in Melazzo einschließen, sondern noch, bevor die sicilische Flotte an angte, nach Neapel sich begeben, und den König dringend um Absen-

10) König Peter III. von Aragonien, als König von Sicilien Peter I., war der Großvater des Königs Peter's II. von Sicilien.

dung einiger Galeeren, welche der kleinen Flotte Peter's das Übergewicht hielten, ersuchen sollte, er (Friedrich von Antiochien) wolle indessen Melazzo bis zu seinem letzten Athemzuge vertheidigen. Die Befehlshaber wurden, als sie an Robert's Hofe erschienen, von ihm mit scheelen Augen angesehen, daß sie in zehn Monaten wider einen so armseligen König so wenig ausgerichtet hätten. Über die 25 Galeeren, welche er sogleich ausrüsten ließ, setzte er Gottfried'en von Marzano, Grafen von Squillace, zum Befehlshaber. Beinahe zu derselben Zeit mit dieser Flotte lief auch die fast gleich starke Flotte des Königs Peter's, befehligt von dessen natürlichem Bruder Orland von Aragonien, aus. Auf der Höhe von Lipari trafen sich beide Flotten. Der einsichtsvolle Johann Clermont, welcher Orland'en beigegeben war, suchte eine Schlacht zu vermeiden, da die sicilische Flotte beinahe die letzte Kraft dieses Reiches war. Orland dagegen wollte sein Glück nicht unversucht lassen, und ihm stimmten die meisten Officiere bei. Daher mußte Johann Clermont wider seine bessere Einsicht die neapolitanische Flotte angreifen. Die Feinde erkämpften den Sieg, bemeisterten sich der Insel Lipari, verstärkten die Besatzung von Melazzo durch einige Mannschaft, versahen sie mit Lebensmitteln, und führten nach Neapel zurücksegelnd Orland'en, Clermont und andere Edelleute als Gefangene mit sich. Ein Sturm, welcher sie auf der Rückkehr überfiel, warf vier Galeeren auf den Strand. Dabei entkamen fast alle gefangenen Sicilier nach Corsica. Nur mit vieler Mühe erhielten die Neapolitaner sich im Besitze Orland's und Clermont's, und brachten sie ihrem Könige Robert. Die Niederlage von Lipari brachte solche Bestürzung und solchen Ärger über den König Peter, daß er den festen Vorsatz faßte, Orland'en, dem er alle Schuld an dem Unglücke zuschrieb, in seiner Gefangenschaft zu lassen. Peter's großer Kummer wegen der Gefahr, in der Sicilien schwebte, gründete sich besonders auf die Unmöglichkeit der Ausfindigmachung eines Mittels zur Rettung des Landes, wenn es ein neuer Unfall betreffen sollte. Aber auch sein Gegner Robert befand sich wegen des Geistes der Unzufriedenheit und der Gewaltthätigkeit des neapolitanischen Adels in ungünstigen Verhältnissen. Die innern Unruhen im Königreiche Neapel schienen dem Kaiser Ludwig dem Baier ein günstiger Umstand zu einem neuen Versuche wider Robert'en, und er begann bereits Truppen zu diesem Behufe anzuwerben. Der Papst machte hiermit den König Robert bekannt, und ließ seine Legaten, den Patriarchen von Constantinopel und den Bischof von Vaison, nach Sicilien übersetzen, um den König Peter zur Abtretung Siciliens und Friedensschließung mit dem Könige Robert zu bewegen. Aber die Messineser wehrten ihnen den Eingang in Sicilien durch Pfeilschüsse, und sie mußten sich begnügen, ihre Interdictbullen am Strande kund machen zu lassen, und begaben sich wieder zurück. Robert's Unternehmen gegen Sicilien begünstigte der Papst durch ein Schreiben an die Genuesen (im J. 1341), und machte darin ihnen Vorwürfe, daß sie einem mit dem Kirchenbanne belegten Könige Beistand leisteten, und daß ihre Seefahrer bei der Belagerung von Messina Zufuhr in diesen Seehafen gebracht hätten, und bedrohte sie mit kirchlichen Strafen, falls sie ihre Leute nicht von Sicilien abhielten. Noch vor der Ankunft der neapolitanischen Flotte hatte Peter Melazzo so eingeschränkt, daß er die Einnahme hoffen konnte. Auch wirklich mußte, da Friedrich von Antiochien endlich umkam, die Stadt, noch bevor die feindliche Flotte anlangte, capituliren, und hierdurch bekam Peter auch alle anderen Eroberungen der Neapolitaner in Sicilien in seine Gewalt. Während Peter nach Außen, im Kampfe mit dem Könige Robert und dem diesen begünstigenden päpstlichen Hofe einen mislichen Stand hatte, machten ihm im Innern seine Günstlinge, die Brüder Matthäus und Damian Palizzi, Unruhe. Eine so große Rolle spielten sie an Peter's Hofe, daß alle, welche ihnen misfielen, unfehlbar gestürzt wurden, ja! daß sie sich selbst an des Königs Bruder, den Herzog Johann von Randazzo, wagten. Sie schwärzten ihn bei dem Könige an, als wenn er mit den Misvergnügten in Verbindung stände, und damit umginge, sich zum Könige von Sicilien aufzuwerfen. König Peter ließ seinem Bruder bei Lebensstrafe verbieten, in Palermo zu erscheinen. Der verläumdete Herzog ließ mittels Absendung seines Vertrauten an den König diesen seiner Treue versichern, und ihn bitten, daß er den Palizzi nicht zu viel trauen möchte, richtete aber hierdurch Nichts aus, faßte daher den Entschluß, unter einer Bedeckung von Bewaffneten nach Palermo zu gehen und sich mit seinem Bruder zu unterreden. Um dieses zu verhindern, beeilten sich die Palizzi, ihm ein neues königliches Schreiben zuzuschicken, welches das Verbot bei Todesstrafe enthielt, sich von seinem Aufenthaltsorte zu entfernen, bis ihn der König durch neue Bevollmächtigte mit seinen Gesinnungen bekannt gemacht haben würde. Die Palizzi bewogen auch den König zur Absendung des Erzbischofs von Palermo und des Grafen Raimund Peralta von Calatabelotto an seinen Bruder. Sie selbst gaben den beiden Abgesandten die Verhaltungsbefehle, daß sie auf alle Weise das Kommen des Prinzen zum Könige verhindern sollten. Die Abgesandten gelangten Abends ganz spät nach Plazza, und konnten diesen Abend den Herzog nicht mehr sprechen. Der von Abscheu vor den Ränken der Palizzi erfüllte Peralta verhüllte sich noch in der nämlichen Nacht in Bauerkleider, ging zum Herzog, entdeckte ihm das ganze Geheimniß der Bosheit der Palizzi, und gab ihm die Versicherung, daß sein königlicher Bruder ganz andre Gesinnungen hege, als er handeln müsse, daß er auf einer Unterredung mit dem Könige beharren und sich nach Palermo begeben möchte. Den Morgen darauf machten beide Bevollmächtigte dem Herzoge ihre Aufwartung, und erhielten von ihm, als sie ihm ihren Auftrag vom Könige kund thaten, den Bescheid, daß dieses lauter Ränke der Palizzi seien, er wisse, daß sein Bruder, der König, ihn immer geliebt habe, dieser könne auch keinen gegründeten Verdacht wegen seiner Treue hegen, er (der Herzog) habe also kein Bedenken, seinem Bruder seine Aufwartung zu machen, und sollte er darüber das Leben verlieren, so empfehle er Gott seine Angelegenheit. Die Abgesandten berichteten die Antwort seines Bruders

aufrichtig dem Könige, und dieser lächelte. Da entblödeten sich die Palizzi nicht, gegen den König selbst empfindliche Reden auszustoßen, und drangen darauf, daß der Prinz mit dem Tode bestraft werden sollte. Mit zürnendem Antlitz erwiederte ihnen der König: „Wenn mich mein Bruder besuchen will, wird er dann als Feind kommen, er, der mein Blut und Fleisch ist?" Peter ließ nun die Palizzi stehen, und unterredete sich mit den andern Herren an seinem Hofe. Die Palizzi, zu ihrem Schrecken die Veränderung der Gesinnung des Königs gegen sie wahrnehmend, entfernten sich. Dem Herzog Johann, welcher sich von Plazza nach Palermo begab, kam der König eine gute Strecke Weges entgegen, und nahm ihn liebreich auf. Frohlocken war in ganz Palermo über das gute Vernehmen beider Brüder. Die allgemeine Stimme erklärte als des Todes diejenigen schuldig, welche zwischen beiden Feindschaft gestiftet hatten. Die Palizzi, vor der Wuth des Pöbels nicht sicher, flohen in den nördlich am königlichen Palaste angebauten Palast, und verschanzten sich hier. Dem Könige wurden durch die Unterredung mit seinem Bruder die Augen noch mehr geöffnet, und noch weniger konnten die Palizzi bei dem schon in der Stadt herumströmenden und ihren Tod fodernden Volke Gnade hoffen. Da der König im Herzen nicht gegen den Auflauf war, so brach er endlich aus, und der Pöbel plünderte die Häuser der Palizzi, in die er mit Gewalt eindrang. Schon wurden auch von ihm Damian und Matthäus und alle andere Palizzi überall aufgesucht, als die sie liebende Königin Elisabeth sie rettete durch die Bitte bei dem Könige und dem Herzoge Johann, daß man sie leben lassen und aus Sicilien verbannen sollte. Sie verfügten sich in aller Stille auf ein eben damals im Hafen von Palermo vor Anker liegendes genuesisches Schiff, das sie nach Pisa trug. Hier blieben sie in beständiger Verbindung mit dem Hofe von Neapel und den Misvergnügten in Sicilien. Ihren Palast zu Palermo schleifte man sogleich. Die Städte Scaloro, Assoro, Gatta und andere ertheilte der König seinem Bruder, dem Herzoge Johann von Randazzo, und ernannte zum Kanzler Raimund Peralta, und zum Protonotar Timäus Turtureto. Als Peter II. im J. 1342 vorhatte, im ganzen Reiche herumzureisen und den Zustand der Städte selbst zu prüfen, erkrankte er in Calascibetto, und starb den 8. Aug. 1342 in einem Alter von 37 Jahren nach einer Regierung von fünf vollen Jahren. Während er von andern Geschichtschreibern als ein billiger, frommer, alle unrechtmäßigen Vergnügungen verabscheuender, von seinen Unterthanen geliebter, kluger Regent gerühmt wird, war er nach Villani ein Geistesbefangener oder Unsinniger [11]). Freilich konnte er wegen seiner Vorliebe zu den Palizzi als ein Thor oder wenigstens als ein Mann von nicht durchdringendem Verstande aufgefaßt werden. Von seiner Gemahlin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen und Königs von Böhmen, hinterließ er drei Prinzen [12]): Ludwig, geb. den 4. Jan. 1338, Nachfolger seines Vaters; Johann, geb. 1339, gest. 1343, Friedrich, erst drei Jahre alt, nachmals Nachfolger seines Bruders Ludwig. Nach dem Testamente Peter's II. übernahm sein Bruder, der Herzog Johann von Randazzo, mit der Einwilligung der Reichsstände die Regentschaft während der Minderjährigkeit des jungen Königs Ludwig und führte sie zur allgemeinen Zufriedenheit der Sicilier.

(*Ferdinand Wachter.*)

11) Villani (S. 807) sagt von ihm: era quasi uno *mentecato* per la qual cosa dopo la morte del padre molte mutazioni hebbe l'Isola etc.

12) Er hatte mit ihr auch sieben Prinzessinnen.

10) Könige von Ungarn.

Peter der Teutsche oder vielmehr der Venediger [1]), da er aus Venedig gebürtig [2]), war der Schwestersohn des Königs Stephan I. oder des Heiligen [3]),

1) Der Vorgänger des Joa. de Thwrocz und dieser selbst (Chron. Hungar. ap. *Schwandtner*. P. I.) bezeichnet ihn S. 136 durch Petrus *Teutonicus* vel verius *Venetus*, und S. 121 nennt er ihn Petrum *Alamannum* vel potius *Venetum*, und führt dann weiter an, was wir in der dritten Anmerkung angeben. Petrus Ranzanus (Epitome Rer. Hungaricarum bei demselben p. 450) sagt: Nam cum esset *Germanus*, seu mavis dicere Teutonicus. 2) Hermann der Gichtbrüchige (Chron. ap. *Ussermann*. Germ. Sacrae Prodrom. T. I. p. 208), welcher gleichzeitig lebte und von Peter's Abkunft genaue Nachricht haben konnte, da dieser nach Teutschland flüchtete, nennt ihn: „de Venetia natum." (Vergl. das Chronicon Monasterii Mellicensis ap. *Pez*, Script. Rer. Austriac. T. I. p. 223). Vielleicht hat Peter von den Ungarn den Bezeichnungsnamen des Teutschen darum erhalten, nicht weil er von teutscher Abkunft war, sondern weil er mit Hilfe der Teutschen wieder auf den Thron gesetzt ward, die Ungarn vom siegreichen Könige der Teutschen das bairische Gesetz (Recht) empfingen, und Peter vom Sieger das Reich Ungarn zu Lehn nahm. Peter'n, unter dem dieses geschah, konnten leicht die Feinde des teutschen Wesens den Bezeichnungsnamen des Teutschen in feindlicher Bedeutung auflegen. Spätere Geschichtschreiber wurden dann von jenem Bezeichnungsnamen veranlaßt, Peter'n auch eine teutsche Abkunft zu suchen und angeblich zu ertheilen, wie wir in der folgenden Anmerkung sehen. 3) Wippo (De Vita Chunradi Salici ap. *Pistorium*, Script. Rer. Germ. edit. *Struve* T. III. p. 482) und Hermann der Gichtbrüchige, welchen wir diese Nachricht verdanken, sagen jedoch nichts Näheres über dieses Verwandtschaftsverhältniß, nennen weder Peter's Mutter, noch bemerken sie, wer sein Vater gewesen. Daß jedoch Peter aus dem ungarischen Herrschergeschlecht gestammt, bezeugen auch die Annales Sangallenses Majores (bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. T. I. Script. p. 84), wenn sie in Beziehung auf den Zweck der Heerfahrt, welche König Heinrich III. zur Wiedereinsetzung des aus seinem Reiche vertriebenen Peter's auf den großväterlichen (angestammten) Thron bemerken: „Rex praedictus Petrum avito solio restituere cupiens etc." Doch auch sie enthalten nichts Näheres von Peter's Verwandtschaftsverhältnisse zu dem Arpadischen Herrschergeschlechte. Die Nachrichten, welche die ungarischen Geschichtschreiber über Peter's Ältern darbieten, sind unsicher. Der Verfasser der Chronica Hungarorum, der Vorgänger des Joa. de Thwrocz, welcher des Erstern Arbeit wörtlich gibt (bei *Jon. de Thwrocz* p. 121) gibt Folgendes an: Wilhelm, der Vater des Königs Peter, war der Bruder Sigismund's des Königs der Burgunder, aber nachdem der heilige Sigismund umgebracht war, war er zum Kaiser gekommen; der Kaiser hatte ihn nach Venedig gesetzt, und ihm seine Schwester Gertrud zur Frau gegeben, mit welcher er die Königin Keisla zeugte. Nachdem aber Gertrud gestorben, nahm Wilhelm die Schwester des heiligen Königs Stephan zur Frau, mit welcher er den König Peter zeugte. Das ist nun freilich ein starker Zeitverstoß, daß Wilhelm, der Bruder des in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. lebenden Königs Sigismund des Heili-

welcher ihn, als er im J. 1038 starb, zum Könige statt seiner setzte[4]). Als Herzog Brezizlav von Böhmen sich gegen den König Heinrich III. von Teutschland empörte, ergriff auch König Peter von Ungarn die Waffen wider ihn, drang im Winter von 1039—1040 in die Grenzen des Reiches Heinrich's III. ein, und verheerte es durch Plünderung, Brand und Hinwegführung von Gefangenen. Von dem Herzoge von Böhmen, welchem Peter Hilfstruppen sandte, erlitt Heinrich's Heer, welches durch die Verhaue der böhmischen Wälder dringen wollte, im August 1040 eine Niederlage. Im J. 1041 zwang Heinrich den Herzog von Böhmen zur Unterwerfung. Im nämlichen Jahre setzten sich die untreuen[5]) Ungarn Ovo'n zum Könige, und unternahmen, ihren König Peter zu erschlagen. Dieser entrann kaum durch die Flucht, kam

---

gen, die in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. lebende Königin Keisla (Gisla, die zweite Gemahlin des Königs Stephan des Heiligen) mit Gertrud, und nach deren Tode in zweiter Ehe mit der Schwester des heiligen Stephan, dessen Nachfolger Peter'n zeugt. Andere, welche die Unmöglichkeit dieser Geschlechtstafel einsahen, wollten doch die legendenartige Angabe nicht aufgeben, sondern glaubten sie benutzen zu können, wenn sie dieselbe umgestalteten. So sagt Petrus Ranzanus (S. 450): Peter's Vater sei von Geburt ein Teutscher gewesen, der Bruder des Herzogs Sigismund von Burgund. Aber auch diese Umwandlung des Königs Sigismund in einen gleichnamigen Herzog ist unglücklich. Dennoch gab man Peter's Vater Wilhelm den Burgunder nicht auf, nur daß man ungewiß ließ, wer dieses Burgunders Vater gewesen (s. z. B. *Calles*, Annal. Eccles. T. V. p. 351). Alold (Chron.) nennt die Schwester des heiligen Stephan Gisela und gibt sie als verheirathet mit dem Grafen Wilhelm von Poitou an. Aber man kann sie weder in der Geschlechtstafel dieser Grafen, noch in der Chronologie der Könige von Ungarn finden (L'Art de vérifier les dates etc. T. II. p. 49. 343 sq.). Es werden hier (p. 49) dem Könige Stephan nur zwei Schwestern zugetheilt, die eine Sama, mit Aba oder Ovo (s. d. Art.), Peter's Nachfolger, vermählt, und die andere eine Ungenannte, die Gemahlin Otto's Urseolus, Herzogs der Venediger. Hat es mit Letzterer seine Richtigkeit, so muß sie die Mutter Peter's sein, da Hermann der Gichtbrüchige und das Chron. Mellicense sagen, daß Peter aus Venedig gebürtig gewesen (vergl. *Pray*, Annal. reg. Hung. P. I. p. 40 und Uffermann a. a. O. S. 208).

[4]) Petrum sororis suae filium, de Venetia natum pro se regem constituens obiit, sagt Hermann der Gichtbrüchige zum J. 1038 vom Könige Stephan. Wippo bemerkt zum nämlichen Jahre: Eodem anno Stephanus, Rex Ungarorum, obiit, relinquens regnum Petro, filio sororis suae. Aus beiden Schriftstellern, zumal aus Hermann läßt sich schließen, daß Stephan, bevor er starb, Vorkehrungen mit den Ständen traf, wer nach seinem Tode sein Nachfolger sein sollte, und daß er, da sein Sohn Emmerich gestorben war, seinen Schwestersohn Peter für seinen Nachfolger von den Ständen anerkennen ließ. Nach dem Vorgänger des Joa. de Thwrocz, bei diesem und andern ungarischen Geschichtschreibern dagegen, bei welchen Peter's Geschichte in sagenhafter Gestaltung erscheint, stirbt Stephan, ohne daß er etwas wegen seines Nachfolgers bestimmt hat. Stephan's Witwe, die Königin Keisla, mit Buda, dem Helfer der Verbrechen, beschließt nun, Peter'n den Teutschen oder vielmehr den Venediger, den Bruder (Halbbruder) der Königin, zum Könige zu machen, indem sie dieses bezwecken, daß die Königin Keisla den Antrieb ihres Willens nach ihrem Belieben erfüllen kann, damit das Reich Ungarn nach Verlust der Freiheit den Teutschen ohne Hinderniß unterworfen werde.

[5]) So nennt sie Hermann der Gichtbrüchige zum J. 1041 (S. 210), und gibt weiter keinen Grund an, warum die Ungarn ihren König Peter vom Throne gestoßen. Auch die andern teutschen Geschichtschreiber, z. B. Bernold zum J. 1041 (unter *Hermannus Contractus* p. 210), die Annales Hildesheimenses z. J. 1041 (bei *Leibnitz*, Script. Rer. Brunsvic. T. I. p. 730), die Annales Sangallenses Majores (bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Script. T. I. p. 84), die Annales Wirzburgenses (bei dems. T. II. p. 243) sagen nicht, warum die Ungarn Peter'n vertrieben haben. Die ungarischen Geschichtschreiber geben als Grund der Empörung der Ungarn gegen Peter'n dessen Begünstigung der Teutschen an. Aber wir finden ihn ja in den Jahren 1030 und 1040 als Feind des teutschen Reiches. Daß er im J. 1041 die Hilfe des teutschen Königs ansprach, war nicht die Ursache seiner Vertreibung aus Ungarn, sondern die Wirkung derselben. Wir glauben daher, die ungarischen Geschichtschreiber, welche Peter'n darum haßten, daß er im J. 1045 das Reich Ungarn Heinrich III. übergeben und als Lehn angenommen hatte, und den Grund nicht wußten, warum Peter im J. 1041 von den Ungarn entthront worden, haben ihn deshalb sogleich bei Anfange seiner Regierung als Freund der Teutschen und Feind der Ungarn dargestellt und zwar in sagenhafter Schilderung. Der Verfasser der Chronica Hungarorum, der Vorgänger des Joa. de Thwrocz, gibt diese auf folgende Weise: Nachdem Peter König geworden, warf er alle Güte königlicher Durchlauchtigkeit von sich, und mit teutscher Wuth wüthend verachtete er die Edeln Ungarns. Mit stolzem Auge und unersättlichem Herzen verschlang er mit den mit der Wildheit reißender Thiere brüllenden Teutschen und mit den mit der Geschwätzigkeit der Schwalben murmelnden Lateinern die Güter des Landes. Die Festungen, Garnisonposten und Schlösser des Landes übergab er teutschen Hütern zu bewachen. Peter selbst war sehr geil und keiner konnte zu jener Zeit wegen der Keuschheit seiner Frau oder der Jungfrauschaft seiner Tochter oder Schwester sicher sein vor den Angriffen der Helfershelfer des Königs, welche sie ungestraft entehrten. Als daher die Fürsten Ungarns die Leiden ihres Volkes sahen, die ihm wider Gott angethan wurden, so gingen sie mit einander zu Rathe und baten den König, daß er den Seinigen befehlen möchte, von so verabscheuungswürdigem Werke abzustehen. Der König aber, durch stolzes Betragen der Hoffahrt aufgeblasen, goß den pestilenzialischen Gestank des vorher empfangenen Giftes öffentlich aus, und sprach: „Wenn ich noch eine Zeit lang gesund bin, so werde ich zu allen Richtern, sowol zu den ansehnlichsten und den spectabilen (Richtern zweiten Ranges) als zu den Pedaneern (niedern Richtern), Centrichtern und Villicern (Meiern) und zu allen Fürsten und Gewalten im Reiche Ungarns Teutsche machen, und sein Land mit Fremden anfüllen, und es sämmtlich unter die Gewalt der Teutschen bringen. Auch sagte er: Dieser Name Hungaria ist abgeleitet von angaria (widerrechtlicher Zwang zu Abgaben und Frohnden), und sie (die Ungarn) sollen angariarirt (durch widerrechtliche Abgaben und Frohnden) bedrückt werden." Dieses war der Zunder der Zwietracht zwischen dem Könige Peter und den Ungarn. Im dritten Jahre der Regierung des Königs Peter also kamen die Fürsten der Ungarn und die Ritter mit dem Rathe der Bischöfe gegen den König Peter zusammen; und forschten sorgfältig, ob sie einen von königlicher Abkunft im Reiche damals finden könnten, der zur Regierung des Reiches tauglich wäre, und sie von der Tyrannei Peter's befreien möchte, und da sie keinen solchen im Reiche finden konnten, so wählten sie aus sich selbst einen Grafen, Namens Aba, den Schwestermann des Königs Stephan des Heiligen, und setzten ihn zum Könige über sich. Nachdem Aba daher das Heer der Ungarn versammelt hatte, rückte er gegen den König Peter vor, um eine Schlacht zu schlagen. Da aber König Peter sich von der Hilfe der Ungarn verlassen sah, gerieth er gewaltig in Furcht, und floh nach Baiern, um den Beistand Heinrich's, des Königs der Teutschen, anzuflehen. Als Peter auf diese Art durch Flucht den Händen der Ungarn entronnen war, so hieben sie den so verbrecherischen Buda, den Barbaren, den Anstifter alles Unheils, nach dessen Rathe Peter die Ungarn gebrangsalt hatte, in Stücke und brachten ihn so um, und stachen zweien seiner Söhne die Augen aus. Sebum aber (Buda's Sohn), welcher (noch unter Stephan's Regierung, aber wider dessen Willen auf Anstiften der Königin Keisla und Buda's) Vazul'n die Augen ausgestochen hatte, zerbrachen sie die Hände und Füße, und tödteten ihn so. Einige aber brachten sie um, indem man sie steinigte, andere, indem man sie in eisernen Wurfmaschinen vernichtete. Der zur königlichen Ge-

als Flüchtling zuerst zu dem Manne seiner Schwester[6]), dem Markgrafen Adelbert von Österreich, und von da zum Könige Heinrich, warf sich ihm zu Füßen, flehte um Verzeihung und Gnade, und erlangte sie, ob er (Peter) gleich im vorhergehenden Jahre ihn (den König von Teutschland) beleidigt und die Waffen gegen ihn geführt hatte. Aber bei Heinrich'en siegte das Mitleid, und er ertheilte in Erwägung der Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge dem um Beistand flehenden königlichen Flüchtlinge, der von einem seiner Grafen[7]) schmählich aus seinem Reiche vertrieben worden war, väterlichen Trost und Hilfe in Worten und Werken. Wegen Aufnahme Peter's durch Heinrich verheerte Ovo, der Tyrann der Ungarn, wie Hermann der Gichtbrüchige ihn nennt, Baiern auf beiden Seiten der Donau, doch wurde der Theil des Heeres auf der nördlichen Seite der Donau vom Markgrafen Adelbert und seinem Sohne Luitpold beinahe gänzlich niedergehauen. Im Herbste des nämlichen Jahres (1042) that König Heinrich eine Heerfahrt nach Ungarn, eroberte Heimenburg und Presburg, und verheerte das Land bis an den Fluß, und unterwarf es sich. Doch wollten die bezwungenen Ungarn jener Gegenden Peter'n nicht wieder annehmen[8]). Er setzte daher ihnen einen andern von ihnen, der bei den Böhmen als Verbannter lebte, zum Herzog. Dieser vermochte jedoch nach Heinrich's Abzuge Ovo'n nicht zu widerstehen, und ward von ihm nach Böhmen zurückgetrieben. Als König Heinrich III. im J. 1042[9]) Weihnachten zu Goslar feierte, baten daselbst die Gesandten des Königs der Ungarn demüthig um Frieden, aber erlangten ihn nicht, weil König Peter, welchen Ovo mit Gewalt aus dem Reiche vertrieben hatte, gegenwärtig war und den Beistand des Königs Heinrich gegen jenes Gewaltthätigkeit anflehte. Der König der Teutschen heerfahrtete im J. 1043 wieder nach Ungarn, und Ovo hatte Mühe, einen Vertrag[10]) zu erlangen. Ihn hielt jedoch Ovo nicht, und Heinrich suchte[11]) im J. 1044 Ungarn von Neuem mit

---

walt erhobene Aba ward zum Könige geweiht. Alle Constitutionen aber und Abgabenfoderungen, welche König Peter nach seiner Gewohnheit festgesetzt hatte, widerrief König Aba als ungültig. So nach dem Verfasser der Chronica Hungarorum.

6) Die Gemahlin des Markgrafen Adelbert von Österreich wird von den einen Adelheid, und von Kaiser Heinrich III. in einer Urkunde vom J. 1051 Troiza genannt. Ob Adelheid und Troiza zwei verschiedene Personen sind, und Adelbert zwei Gemahlinnen gehabt, oder ob sie eine und dieselbe Person unter verschiedenen Namen ist, hierüber waltet Ungewißheit ob. Aber eine von ihnen, oder wenn es nur eine unter zwei verschiedenen Namen ist, sie muß, wenn wir nicht noch eine unbekannte Gemahlin Adelbert's annehmen, Peter's Schwester gewesen sein (vergl. *Calles*, Annal. Germ. T. I. p. 333. *Pray*, Annal. Reg. Hung. P. I. p. 44 und Ussermann a. a. O. S. 210). 7) Petrus, rex Ungariorum, a quodam comite suo turpiter proprio regno expulsus etc. sagen die Annal. Sangallens. Majores p. 84. Es ist dieser Graf, wenn wir die ungarischen Geschichtschreiber mit den Teutschen vergleichen, Aba (Ovo). 8) Hermann der Gichtbrüchige (S. 211) sagt blos: Cum Petrum recipere nollent, und gibt nicht an, warum sie ihn nicht annehmen wollen. Der Verfasser der Annal. Sangallens. Major. p. 84 bemerkt, nachdem er von Heinrich's zum Zwecke der Wiedereinsetzung Peter's auf den großväterlichen Thron unternommenen und siegreich ausgeführten Feldzuge gegen die Ungarn gehandelt: „Die Sache aber, wegen welcher er gekommen war, vollbrachte er, ich glaube von Gottes Wink (Fügung) verhindert, noch nicht, denn Peter war, so lange er regierte, in vielen Stücken ein Sünder," oder mit des Geschichtschreibers eignen Worten: „Nam idem Petrus quamdiu regnavit, in multis praevaricator extitit." Diese Bemerkung ist von einem gleichzeitigen Schriftsteller gemacht, und zeigt, daß das Gemälde, welches die ungarischen Geschichtschreiber von ihm ausgeführt, wiewol es augenscheinlich das Gepräge der Übertreibung an sich trägt, doch nicht ganz aus der Luft gegriffen, sondern nach den Andeutungen des Verfassers der zuletzt genannten Jahrbücher oder eines andern aus denselben Schöpfenden entworfen und dann in ungarischem Geiste ausgeführt ist.

9) Oder nach damaliger Zeitrechnung 1043, denn Lambert von Hersfeld (gewöhnlich von Aschaffenburg), welcher dieses erzählt (bei *Krause*, Praecip. Med. Aevi Script. T. I. p. 3) beginnt auch nach der damals beliebtesten des Jahres Anfang mit Weihnachten, und setzt daher Peter's Aufenthalt zu Goßlar zu Anfange des Jahres 1043. 10) Welchen Theil des Reiches Ovo durch diesen Vertrag an Heinrich abtreten mußte, s. unter Ovo in der allgem. Encyklop. d. W. u. K. III. Sect. 8. Th. S. 110. 11) Wir folgen oben im Texte Hermann dem Gichtbrüchigen und den andern teutschen Geschichtschreibern. Hier in den Anmerkungen deuten wir an, wie die ungarischen den Hergang der Ereignisse darstellen, in Folge deren Peter wieder auf den ungarischen Thron gelangte. Jedoch können wir dieses, des beschränkten Raumes wegen, nur in Beziehung auf die Heerfahrt Heinrich's III. im J. 1044. In Betreff der Heerfahrten und Verhandlungen von 1042 und 1043, welche zum Zwecke der Wiedereinsetzung Peter's auf den ungarischen Thron statthatten, können wir nur im Allgemeinen bemerken, daß die ungarischen Geschichtschreiber zwar teutsche Quellenschriftsteller vor sich hatten, aber dieses, was sie daraus geschöpft haben, zu Gunsten Aba's (Ovo's) und seiner Ungarn gedreht und gewendet, entstellt und dargestellt, z. B. Adelbert's herrlichen Sieg als bloße Sage bezeichnet haben (s. den Vorgänger des Joa. de Thwrocz bei dies. P. II. c. 36. p. 122—124). Von dem Inhalte des 37. Cap. S. 124—126 deuten wir Folgendes an. Heinrich III. hat sich durch Aba's (Ovo's) Geschenke anlocken lassen, und ist von andern größern Geschäften verhindert und kehrt nach Besançon, einer Stadt Burgunds, zurück. Aba (Ovo) erhält hierdurch Sicherheit und wird unbescheiden, und beginnt grausam gegen die Ungarn zu wüthen. Er verachtet die Edeln des Reiches. Diese verschwören sich, um ihn zu erschlagen. Einer von ihnen aber entdeckt es dem Könige. Unter dem Vorwande, sich mit ihnen zu berathen, läßt er 500 von ihnen in ein Haus einschließen und umbringen. Einige von den Verschworenen, hierdurch nur noch mehr angereizt, flüchten sich zum Kaiser (damals nur noch König, noch nicht zum Kaiser gekrönt), und klagen über Aba'n, daß er für Nichts den Eidschwur achte und die Edeln des Reiches, welche ihn über sich gesetzt, gering schätze, und mit unedeln Bauern esse, trinke und beständig spreche. Sie reizen den Kaiser wirksam an, daß er an Aba'n die Unbill rächen solle, denn er hatte weder die von ihm Gefangenen, wie er dem Kaiser geschworen hatte, zurückgeschickt, noch den zugefügten Schaden gut gethan. Der Kaiser, so durch die Anreizungen der Ungarn zornig gemacht, kommt mit dem bairischen und dem böhmischen Heere und den Scharen seiner Hofleute in die Mark Österreich, und verhehlt, daß er nach Ungarn hingehen will, stellt sich jedoch, daß er vom Könige Aba die Erfüllung des Vertrages fodern und zurückkehren werde. Alsdann kommen die Gesandten des Königs Aba zum Kaiser und verlangen die Auslieferung der zu dem Kaiser geflohenen Ungarn, da sie Räuber des Reiches und die hauptsächlichen Erreger der Fehden und der Zwietracht zwischen dem Kaiser und der dem Kaiser treulich folgenden Ungarn seien. Der Kaiser gibt eine durchaus abschlägige Antwort. Mit beschleunigtem Zuge dringt er in Ungarn ein, und nimmt seinen Weg über Soprony (Ödenburg). Als er durch Bobuth Rabtha über den Fluß Rabtha setzen will, vermag er es wegen der vollen Sümpfe, Seen und der dichten Wälder nicht; daher führen die Ungarn, welche bei dem Kaiser und dem Könige Peter sind, das Heer die ganze Nacht, indem sie aufwärts reiten, neben den Flüssen Raab und

Heeresmacht [12]) heim. Ovo hatte ein sehr großes Heer gerüstet, und vertraute so sehr auf die Stärke desselben, daß er die Feinde als leicht zu erschlagen oder zu fangen in das Land hinein gehen ließ, indem er den Kampf mit ihnen innerhalb der Grenzen seines Reiches für leichter hielt. Namentlich wehrte er ihnen den Übergang über die Raab nicht, damit ihnen die Flucht über den Fluß schwieriger würde. Der König der Teutschen beschloß sobald als möglich sich mit den Ungarn zu schlagen, eilte mit einem Theile des Heeres über die Raab, stürzte wie ein Gewitter über die Feinde, trieb im ersten Zusammentreffen eine unermeßliche Menge der Ungarn in die Flucht, oder streckte sie rücksichtlich zu Boden, und verlor nur sehr wenige. Er selbst auf das Tapferste kämpfend gewann den herrlichsten Sieg den 13. Juli 1044 [13]). Hierauf eilte er in die Stadt [14]), wo er die Gemahlin und Söhne des Königs Ovo nebst sehr vielem Gelde in seine Gewalt bekam. Nachdem Ovo aus der Schlacht durch die Flucht mit Mühe entronnen war, strömten alle Ungarn scharenweise zu dem Könige Heinrich zusammen, ergaben sich ihm, und versprachen Unterthänigkeit und Dienstbarkeit. Heinrich jedoch, der in allem sehr liebreich war, setzte den vertriebenen Peter wieder in sein Reich ein. Die es verlangenden Ungarn beschenkte der König der Teutschen mit dem bairischen Gesetze [15]) (Rechte),

Rabtha, über welche sie, als die Sonne leuchtet, ohne Schwierigkeit setzen. Ihnen begegnet König Aba in Mensew (Menso) bei Jaurinum (Nágy-Győr) mit einer großen Menge Bewaffneter, und stellt den Sieg sich zuverlässig vor, weil gewisse Baiern ihm bekannt gemacht hatten, daß der Kaiser nur mit Wenigen über ihn käme; und, wie gesagt wird (bemerkt der Verfasser der Chronica Hungarorum), hätte König Aba den Sieg gehabt, wenn nicht gewisse Ungarn, welche dem Könige Peter ihre Freundschaft bewahrten, ihre Fahnen auf den Boden geworfen hätten und geflohen wären. Überliefert (tradiderunt) aber haben die Teutschen, daß als sie zur Schlacht genahet, mit himmlischem Zeichen ein dünner Nebel erschienen und ein heftiger Wirbelwind von Gott aufgeregt, einen schrecklichen Staub auf die Hinblicke der Ungarn führte, welche vorher, wie gesagt wird (ut dicitur), der apostolische Herr (Papst), weil sie ihren König Peter entehrt hatten, mit dem Bannfluche bestraft hatte. Als die Schlacht geschlagen ward, wurde zwischen beiden lange und scharf gestritten; aber endlich erhielt der Kaiser, auf Gottes Hilfe gestützt, einen glücklichen Sieg. König Aba aber, besiegt, floh nach dem Theisland und ward von den Ungarn, welchen er, als er regierte, geschadet, grausam erdrosselt (s. d. Art. Ovo in der allgem. Enc. d. W. u. K. III. Sect. 8. Th. S. 410). Der Kaiser hingegen, zum Lager zurückgekehrt, warf sich vor dem hochheiligen Holze des heilbringenden Kreuzes demüthig und andächtig nieder, barfuß und mit härenem Gewande auf dem bloßen Leibe angethan, und erhob mit dem ganzen Volke Gottes Barmherzigkeit, daß sie ihn an diesem Tage aus den Händen der Ungarn befreit. Aus der Zahl der Teutschen war an jenem Tage an dieser Stelle eine unendliche Menge gefallen. Daher wird dieser Ort bis heute, sagt der Verfasser der Chronica Hungarorum, Ferlorum Payer, in unsrer Sprache aber, bemerkt derselbe, Vestnempti (nach dem Chron. Bud. Vezet német) genannt; wegen des Gestankes der Todten nämlich konnte zwei Monate hindurch kein Mensch auf gute Weise an jenen Gegenden vorübergehen. Die Pfeilschützen hatten sie getödtet. Während dessen kamen die versammelten Ungarn demüthig flehend zum Kaiser und baten um Verzeihung und Mitleid. Der Kaiser nahm sie mit sanfter Miene und gütig auf, und bewilligte ihnen das, um was sie baten; und von da kam er mit seiner ganzen unzähligen Menge nach Alba, welches teutsch Weizinburg (Stuhlweißenburg) genannt wird, das der Hauptsitz des Königreichs Ungarn ist. Daselbst also ward der Kaiser durch kaiserliche Ehrenbezeigung und die größte Zurüstung von den Ungarn geehrt, führte den der königlichen Krone vollständig restituirten und mit den heiligen Insignien des Königs Stephan des Heiligen nach königlichem Brauche gezierten Peter auf den königlichen Thron mit seiner Hand, und ließ ihn in der Hauptkirche der heiligen Mutter Gottes königlich sitzen, und versöhnte daselbst den König mit den Ungarn und die Ungarn mit dem Könige. Er bewilligte den bittenden Ungarn, daß die ungarischen Verordnungen gehalten und nach den Gewohnheiten gerichtet werden sollte. Nachdem also der Kaiser dieses auf solche Weise angeordnet, ließ er den König Peter mit einer Bedeckung der Seinigen (cum praesidio suorum) da, und kehrte mit erwünschtem Glücke nach Regensburg zurück. So der Verfasser der Chronica Hungarorum und nach ihm zunächst Joa. de Thwrocz (p. 125. 126).

12) Hermann der Gichtbrüchige (S. 213) sagt, daß König Heinrich mit nur sehr wenig Truppen auf Ungarn losgegangen, und Bernold (S. 212), ihm folgend, bemerkt, daß er nur mit einem kleinen Heere sich mit den Ungarn geschlagen. Der Verfasser der Annal. Sangallens. Major. p. 85 dagegen sagt, daß der König nach Ungarn gegangen, nachdem er von überall her Hilfstruppen zusammengezogen. Alle stimmen darin überein, daß Heinrich ein unermeßliches Heer der Feinde besiegte. Hermann der Gichtbrüchige hat wahrscheinlich im Folgenden gefehlt. Statt, wie Bernold und Otto von Freisingen (Chron. Lib. VI. c. 32 ap. ***Urstisium***, Germ. Hist. T. I. p. 134) sagen, daß Heinrich mit einem kleinen Heere oder mit wenigen gegen eine sehr starke Kriegsmacht der Ungarn sich geschlagen und sie besiegt, bemerkt Hermann, Heinrich sei mit sehr wenigen Truppen nach Ungarn gegangen, während er doch selbst sagt, Heinrich sei mit einem Theil der Truppen eilig über die Raab gesetzt und habe das unzählige Heer der Ungarn in die Flucht geschlagen. Wie gering müßte also Heinrich's Kriegsmacht in der Schlacht, in welcher er nur einen Theil seiner Truppen hatte, gewesen sein, wenn er schon mit wenigen nach Ungarn gezogen wäre. Hermann hat also das fälschlich auf die ganze Heerfahrt bezogen, was nur für die Schlacht gilt. Wie hätte Heinrich, wenn er überhaupt wenig Truppen mit nach Ungarn genommen, Peter'n wieder einsetzen können?

13) So nach Hermann dem Gichtbrüchigen, Bernold (S. 214), Lambert von Hersfeld (S. 4) und der Chron. Aust. (bei ***Freher*** T. I. p. 316). Dagegen nach den Annal. Salisburg. (bei ***Pertz***, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 90), den Annal. Wirzburg. (p. 244), den Annal. Hildisheim. (p. 731), der Chronica Regia S. Pantaleonis (bei ***Eccardus***, Corp. Hist. Med. Aevi. T. I. p. 903), ***Marianus Scotus***, Chron. ap. ***Pistorium*** T. I. p. 650, dem Chron. Ursperg. (Strasburger Ausgabe v. 1609. S. 166) im J. 1045. Zu diesem Jahr (1045) theilt Mabillon (Annal. p. 471) das Bruchstück eines Briefes des Abtes Berno von Reichenau an den damals zu Zürich weilenden König Heinrich mit, in welchem er ihn lobt, daß er dem zu ihm sich mit flehentlicher Bitte flüchtenden Könige Peter den Busen der Liebe ausgebreitet, und wegen dessen, was er gegen ihn begangen, nicht blos keine Rache genommen, sondern ihn mit bewunderungswerther Gesinnung der Werthhaltung gepflegt und unterstützt, bis er ihn mit Christi Hilfe wieder in sein Reich eingesetzt. Hermann der Gichtbrüchige verherrlichte den von Heinrich mit Wenigen über eine unglaubliche Menge Ungarn erfochtenen Sieg durch ein Lied, dessen Anfang lautet: Vox haec melos pangat. ***Otto ab Freisingen***, Chron. Lib. VI. c. 32. p. 134. 135. 14) Der Verfasser der Annal. Sangall. Major. (p. 85) nennt sie nicht. Nach den ungarischen Geschichtschreibern zu schließen ist Stuhlweißenburg gemeint. 15) Ungarios petentes lege Bojarica donavit, sagt Hermann der Gichtbrüchige vom Könige Heinrich, und die Stelle ist für die Geschichte Peter's äußerst wichtig. Der Verfasser der Chronica Hungarorum und nach ihm die andern ungarischen Geschichtschreiber haben Peter's Geschichte ganz unbegreiflich dargestellt. Peter, am Anfange seiner Regierung von dem teutschen Reiche noch unabhängig, begünstigt nach ihnen die Teutschen, und will ihnen alle Gewalten des Reiches Ungarn übergeben. Er wird deshalb von den Ungarn vertrieben. Heinrich siegt

und kehrte im Triumph in sein Reich zurück. Nicht lange darauf ließ Peter, nachdem er sich im Reiche befestigt, Ovo'n ergreifen und ihn seine Verbrechen durch Enthauptung büßen. König Peter empfing im J. 1045 den König Heinrich, welchen er zum Pfingstfeste zu sich eingeladen, mit großer Zurüstung, beschenkte ihn mit den größten Geschenken, und übergab ihm das Reich Ungarn, indem die Fürsten der Ungarn Heinrich'en und seinen Nachfolgern es durch Eidschwur bekräftigten, erhielt es jedoch von ihm zu lebenslänglichem Besitze zurück [16]. Im Herbste 1046 [17]) setzen die ihrer alten Untreue eingedenkenden Ungarn einen Andreas sich zum Könige, erschlagen viele Fremdlinge, die für Peter'n gefochten hatten, thun diesem und seiner Gemahlin verschiedene Unbillen an, blenden ihn endlich, und lassen ihn mit seiner Gemahlin an einen Ort bringen, daß er daselbst ernährt werde. Zu derselben Zeit wurden in Ungarn auch viele Fremde ausgeplündert, verbannt, und rücksichtlich getödtet. Als König Heinrich, welcher bereits mit einem mächtigen Heere den Zug nach Italien begonnen hatte, jenes erfuhr, empfand er großen Schmerz, gab jedoch die Heerfahrt nicht auf. Als Kaiser Heinrich im J. 1047 Anstalten zu einer Heerfahrt nach Ungarn, um Peter'n zu rächen, traf, erhielt er die Nachricht, daß Herzog Gottfried von Lothringen mit Balduin von Flandern die Empörung erneuert, und auch der Markgraf Dietrich von Flardingen sich empört. Überdies hatte Andreas bereits häufig flehentlich bittende Gesandte geschickt, und versicherte, daß er das Reich von den Ungarn gezwungen übernommen, entschuldigte sich wegen der Unbillen, die Peter'n zugefügt worden, und that kund, daß diejenigen, welche sich gegen Peter'n verschworen gehabt, zum Theil von ihm (Andreas) niedergemetzelt seien, zum Theil an den Kaiser ausgeliefert werden sollten, und benachrichtigte den Kaiser von seiner Unterthänigkeit und Bereitwilligkeit zum jährlichen Zins und ergebener Dienstbarkeit, wenn er ihm erlaubte, das Reich zu haben. Aus diesen Gründen schob Heinrich die Heerfahrt nach Ungarn auf, und wandte, da auch Herzog Gottfried seine Empörung durch listige Gesandtschaften verhehlte, seine Waffen gegen Dietrich von Flardingen. Zwar heerfahrtete er im J. 1051 nach Ungarn, ohne daß jedoch etwas in Peter's Lage geändert ward. Nachdem wir so Peter's Geschichte nach den teutschen Schriftstellern, besonders nach dem gleichzeitigen Hermann dem Gichtbrüchigen, dargestellt haben, müssen wir auch bemerken, wie nach den ungarischen Geschichtschreibern, besonders nach dem Verfasser [18]) der Chronica Hungarorum, welche Joa. de Thwrocz in sein Geschichtswerk aufgenommen hat, Peter's Sturz und Tod sich ereignet haben soll. König Stephan der Heilige hatte, als er vor Krankheit schwach und wider seinen Willen Vazul, der Sohn seines Vetters, auf Anstiften

---

über den König Aba und setzt Peter'n wieder ein, und bewilligt den Ungarn das ungarische Recht zu behalten, oder, wie es der Verfasser der Chronica Hungarorum ausdrückt: Concessitque petentibus Hungaris, Hungarica scita servari et consuetudinibus judicari. Großmüthig war dieses gewiß und weise von dem Sieger. Aber daß die Darstellung des Ganges der Ereignisse bei Hermann dem Gichtbrüchigen natürlicher und die eben bemerkte Stelle der Chronica Hungarorum nur Verdrehung der oben angeführten Stelle des teutschen Schriftstellers ist, leuchtet ein. Auch hat der Verfasser der Chronica Hungarorum bald vergessen, was er von der Begünstigung des ungarischen Wesens durch den teutschen Sieger bemerkt hat; denn weiter unten, wo er von der zweiten Empörung der Ungarn gegen ihren König Peter handelt, sagt er (bei *Joa. de Thwrocz* c. 39. p. 129): Deinde, contra Petrum rebellantes, universos Teutonicos et Latinos, qui in officiis diversis praefecti, per Hungariam sparsi fuerant, turpi neci tradiderunt. Für die teutschen Beamten war die Handhabung des bairischen Gesetzes gewiß leichter und wünschenswerther, als das Richten nach den Gewohnheiten der Ungarn. Zu jener Zeit mußten diese gewiß die Hauptsache sein, und „Hungarica scita" (ungarische Verordnungen) gab es damals, da die bis zu Peter's Vorgänger, Stephan dem Heiligen, in der größten Barbarei gelebt, gewiß nur noch wenige.

16) Diese merkwürdige Lehnauftragung, welche der gleichzeitige Hermann der Gichtbrüchige (S. 214) und Bernold berichten, hat auch der Verfasser der Chronica Hungarorum (bei *Joa. de Thwrocz* c. 28. p. 126) mit dem Zusatze des Umstandes, daß König Peter dem Könige Heinrich das Reich mittels vergoldeter Lanze übergeben habe. Der Verfasser hat diesen Umstand, wenn auch nicht völlig so, doch im Wesentlichen in einer seiner ausländischen Quellen gefunden. Siegbert von Gemblours (Chronographia ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Script. T. I. p. 833. Edit. *Struve*) bemerkt zum J. 1043 (*Albericus*, Chron. ap. *Leibnitz*, Access. hist. p. 76) mit Siegbert's Worten, aber zum J. 1045: Kaiser (König) Heinrich wieder nach Ungarn hineingegangen, schlug mit Wenigen den König Abbo (Obbo, Ovo) aus der Schlacht in die Flucht, und erhielt die Lanze, das Abzeichen des Königs (et lanceam insignem regis recepit). Petern aber, welchen Abbo vertrieben hatte, setzte er wieder in das Reich der Ungarn ein, und machte Ungarn sich zinsbar. 17) Peter's Sturz und Blendung stellen Hermann der Gichtbrüchige (S. 215), Bernold (S. 215. 216), die Annales Salisburgenses (p. 50) und Lambert von Hersfeld (S. 5) ins Jahr 1046, dagegen die Annal. Wirziburg. (p. 244), die Annal. Hildisheim. (p. 731), der Annalista Saxo (bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aevi. T. I. p. 480), das Bruchstück aus dem Annalista Saxo (bei *Leibnitz*, Script. Rer. Brunsvic. T. I. p. 577), der Chronographus Saxo (bei *Leibnitz*, Access. Hist. T. I. p. 250), Marianus Scotus (p. 650) zu spät ins Jahr 1047; die Chronica Australis dagegen (bei *Freher*, Rer. Germ. Script. T. I. p. 316) zu früh ins Jahr 1045.

18) Er begann die Chronica Hungarorum im J. 1358; auf ihrem Titel ist bemerkt: Collecta ex diversis Chronicis veteribus, earundem veritatem ascribendo, et falsitatem omnino refutando; aus jener Bemerkung wird in der Praefatio zu Schwandtner's Script. Rer. Hung. (p. XI) der Schluß gezogen, daß es schon in jenem Zeitalter, welches in die Zeiten des Königs Ludwig's I., des Großen, fällt, nicht an alten und verschiedenen Chroniken gefehlt, in welchen die Geschichte der alten Ungarn enthalten gewesen, sodaß der Compilator dieser Chronik mit Auswahl das Seinige aus jenen habe hernehmen und in sein Werk für die Nachwelt habe abschreiben und eintragen können. Aber jene alten und verschiedenen Chroniken sind, wie der Augenschein lehrt, nicht ungarische, sondern ausländische Geschichtswerke gewesen, und der Verfasser der Chron. Hung. hat mit dem, was er aus den Werken der Ausländer schöpfte, die ungarischen Sagen zu verschmelzen gesucht, dabei eigne Muthmaßungen als Thatsachen vorgetragen und das, was ihm die ausländischen Quellen darboten, nach seinem Geschmacke verdreht und zu Gunsten der Ungarn entstellt und dargestellt, sodaß wir namentlich zu Peter's Geschichte nur dann eine sichere Grundlage erhalten, wenn wir dabei den gleichzeitigen teutschen Schriftstellern, besonders Hermann dem Gichtbrüchigen und dem Verfasser der Annal. Sangall. Major., folgen, und das, was der Verfasser der Chron. Hung. darbietet, getrennt geben, wie wir in Beziehung auf Peter's frühere Geschichte in den Anmerkungen gethan, und in Betreff seiner endlichen Geschichte oben im Texte am Schlusse des Artikels thun.

der Königin Keisla und ihres Helfershelfers Buda durch dessen Sohn Sebus geblendet worden war, den Söhnen seines Vaterbruders, Namens Andreas, Bela und Leventa gerathen, den unverletzten Zustand ihrer Körper durch die schleunigste Flucht zu retten. Damals als Peter durch Heinrich wieder auf den Königstuhl der Ungarn gesetzt war, lebte Bela in Polen, und Andreas und Leventa in Rußland. Gewisse Magnaten Ungarns, namentlich Visca, Bua und Buhna und andere, Verwandte der Genannten, welche die Verödung des Reichs beseufzten und die Befreiung Ungarns von der Tyrannei Peter's wünschten, bewahrten dem Andreas, Bela und Leventa, welche aus dem Geschlechte des Königs Stephan's des Heiligen entsprossen waren, unverletzte Treue, schickten ihnen durch Boten alle Glücksgüter, die sie haben konnten, und dienten ihnen so treulich. Sie warteten stets mit Seufzern auf eine passende Zeit, wo sie Andreas, Bela und Leventa nach Ungarn zurückführen könnten, und arbeiteten mit allen ihren Kräften, das Reich dem Geschlechte des Königs Stephan's des Heiligen, welcher sie geliebt und erhöhet hatte, zu restituiren. Peter aber, durch die Macht des Königs der Teutschen erhoben und aufgeblasen, regierte bereits nicht mehr, sondern geißelte vielmehr durch die Grausamkeit seiner Tyrannei Ungarn, das er unterdrückte. Durch Hinterbringung gewisser Treuloser, nämlich Buda's [19]) und Denecher's, hörte Peter, daß die genannten Edeln Ungarns (Visca, Bua und Buhna) und ihre Verwandten, darauf dächten, wie sie das Reich dem königlichen Stamme restituiren und den Andreas, Bela und Leventa gegen den König Peter in das Reich zurückführen könnten. König Peter ließ jene ergreifen, in einer hölzernen Martermaschine aufhängen und tödten; einigen ließ er die Augen ausstechen und durch Tortur zu Tode martern, und erfüllte ganz Ungarn mit solchen Drangsalen, daß man vorzog, zu sterben, als so elendiglich zu leben. Da kamen die Edeln Ungarns, welche die Leiden ihres Volkes sahen, in Chanad zusammen, hielten Rath für ganz Ungarn, sandten darauf feierliche Botschafter nach Rußland an Andreas und Leventa, und ließen ihnen sagen, daß ganz Ungarn sie getreulich erwartete, und das gesammte Reich ihnen als dem königlichen Stamme gern willfahren würde; sie möchten nur selbst nach Ungarn herabkommen und sie vor der Wuth der Teutschen vertheidigen. Dieses bekräftigten sie ihnen auch durch Eidschwur, daß, sobald sie selbst nach Ungarn hineingingen, alle Ungarn einmüthiglich zu ihnen zusammenströmen und sich ihrer Herrschaft unterwerfen würden. Da aber Andreas und Leventa verhüllte Nachstellungen fürchteten, schickten sie erst heimlich Boten nach Ungarn. Als sie (Andreas und Leventa) hierauf selbst zu dem neuen Schlosse kamen, das König Aba gebaut [20]) hatte, strömte die sämmtliche Menge der Ungarn scharenweise zu ihnen zusammen, und baten lebhaft von ihnen (Andreas und Leventa), daß sie erlaubten, daß das ganze Volk nach dem Brauche der Heiden leben, die Bischöfe und Kleriker erschlagen, die Kirchen zerstören, den christlichen Glauben abwerfen und Götzen verehren dürften. Andreas und Leventa erlaubten ihnen das, wornach ihr Herz sich sehnte, denn anders wollten sie nicht für sie (Andreas und Leventa) wider den König Peter kämpfen. Vatha, aus dem Schlosse Belus, war der erste unter den Ungarn, der sich den heidnischen Göttern widmete, schor sein Haupt, und ließ an drei Stellen Locken herabhängen nach dem Brauche der Heiden. Er und sein Sohn Janus wandten das ungarische Volk vom Christenglauben ab. Durch Vatha's Ermahnungen bewogen, widmeten sich alle den heidnischen Göttern, begannen Pferdefleisch zu essen, erschlugen sowol Kleriker als Laien, welche an dem Christenglauben hielten, und zerstörten die Kirchen Gottes, soviel sie konnten. Hierauf empörten sie sich gegen den König Peter, und brachten sämmtliche Teutsche, welche, verschiedenen Ämtern vorgesetzt, durch Ungarn zerstreut waren, durch schmähliche Todesart um. In Peter's Lager sandten sie auf den raschesten Rossen zur Nachtzeit drei Herolde, welche als Edict und Wort Gottes, Andreas' und Leventa's ausrufen mußen, daß die Bischöfe mit dem Klerus umgebracht seien, der Zehntner niedergemetzelt werden, das abgeschaffte Heidenthum wieder angenommen werden solle; wie die Collecte, so solle mit seinen Teutschen und Lateinern Peter's Andenken vernichtet werden auf ewig. Nachdem es hierauf Morgen geworden war, forschte König Peter nach dem Geschehenen, und als er auf das Zuverlässigste erfuhr, daß jene Brüder zurückgekehrt waren, und in Rücksicht auf sie seine Beamten durch Ungarn umgebracht worden seien, zeigte er sich durch die Gerüchte nicht erschreckt, sondern heiter. Den Ort seines Lagers veränderte er, und ging über die Donau, da er nach Stuhlweißenburg sich hinein zu begeben wünschte. Die Ungarn aber, welche sein Vorhaben voraus wußten, kamen zuvor, besetzten die Glockenthürme und Thürme der Stadt, verschlossen die Thore und ließen ihn nicht ein. Während dessen rückten Andreas und Leventa mit jener Menge mitten durch Ungarn vor, und näherten sich Pesth. Als die Bischöfe Gerard, Beztritus, Buldi und Beneta dieses hörten, gingen sie aus Stuhlweißenburg den Herzogen Andreas und Leventa entgegen, um sie ehrenvoll zu empfangen, erlitten alle nebst einer unzähligen Menge Kleriker und Laien den Märtyrertod bis auf den Bischof Beneta, welchen Andreas rettete. Als König Peter sah, daß die Ungarn einmüthig den Herzogen Andreas und Leventa angehangen, floh er mit seinen Teutschen in der Richtung nach Musim [21]), um von da nach Österreich hinüberzugehen; aber er konnte nicht entkommen; denn unterdessen hatten die Ungarn die Pforten des Ausganges des Reiches zuvor besetzt; aber auch ein Abgesandter des Herzogs Andreas rief den König Peter unter dem Vorwande des Friedens und ihm gebührender Ehrenbezeigung zurück. Peter

19) Hat der Verf. der Chron. Hung. nicht vergessen, daß er erzählt hat, daß Buda, als die Ungarn sich zum ersten Male gegen Peter'n empörten und ihn vertrieben, von ihnen in Stücke gehauen ward, so ist der Buda, der hier auftritt, ein zweiter und ein Nachbild des ersten. 20) Nämlich Aba-Uyvár.

21) In alten Urkunden Musun, ungarisch jetzt Moson und Mosony, teutsch Wieselburg.

glaubte ihm, und kehrte um, wie gesagt wird[22]), aber äußerst gezwungen[23]), weil er erkannt hatte, daß bereits ein Heer gegen ihn verborgen sei; und wollte eilig nach Stuhlweißenburg zurückkehren. Als er in dem Dorfe Zamur eingekehrt war, wollte der genannte Abgesandte ihn durch hinterlistige Nachstellung fangen und gefesselt zum Herzoge Andreas führen. Peter aber erhielt vorher Kenntniß davon, zog sich in einen Hof, und vertheidigte sich hier drei Tage hindurch, indem er tapfer kämpfte. Endlich wurden alle seine Soldaten durch Pfeilschützen getödtet; er selbst aber lebendig gefangen und geblendet. Nach Stuhlweißenburg gebracht endete er vor zu großem Schmerze im Kurzen sein Leben, und ward begraben in Quinque Ecclesiis (Fünf-Kirchen, welche er selbst zur Ehre des Apostels Peter's im dritten Jahre seiner zum zweiten Male statthabenden Regierung gestiftet hatte. Herzog Andreas ward im J. 1047 zu Stuhlweißenburg gekrönt. Der König der Teutschen belagerte, um die von den Ungarn an Peter'n begangene Unbill zu rächen, Poson (Presburg). Gegen die Angabe des Verfassers der Chronica Hungarorum, welchem nicht blos die andern ungarischen[24]), sondern auch selbst neuere teutsche[25]) Geschichtschreiber gefolgt sind, daß Peter kurz nach seiner Blendung gestorben, muß man begründeten Zweifel erheben, und hat ihn erhoben, denn der Annalista Saxo erzählt, das Spitigenus, der erstgeborene Sohn des Herzogs Brezizlav von Böhmen, nach dem Tode seines Vaters, der den 4. Januar 1055 erfolgte, das Herzogthum erhalten, und er nun die Entfernung aller Teutschen aus Böhmen angeordnet, und habe unter ihnen auch seine Mutter Juditha, die Schwester Otto's von Schweinfurt, vertrieben. Da sie ihre Beleidigung, bemerkt der Annalista Saxo weiter, nicht anders an ihrem Sohne rächen konnte, heirathete sie zu seiner und aller Böhmen Schmach Peter'n, den König der Ungarn[26]). Hieraus schließt man[27]) mit Recht, daß König Peter noch im J. 1055 gelebt haben müsse, und daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, von welcher Hermann der Gichtbrüchige sagt, daß sie im J. 1046 mit ihrem Gemahl verschiedene Unbillen von den Ungarn erlitten, und mit ihm an einen Ort geschickt worden, als zweite die berühmte Juditha, Witwe des Herzogs Brezizlav von Böhmen, geheirathet haben müsse. Nach der Angabe neuerer Schriftsteller soll Juditha mit Peter'n eine Tochter Namens Adelheid, welche an den Markgrafen Adelbert verheirathet worden, gezeugt haben. Auf der andern Seite findet man älteren Schriftstellern, welche Nichts davon melden, daß Juditha von Peter'n Kinder gehabt, mit Recht beigepflichtet[28]). Eine bloße Muthmaßung ist es auch, daß jene Adelheid aus der ersten Ehe Peter's erzeugt sein möchte[29]). (*Ferdinand Wachter.*)

22) Der Verfasser der Chron. Hungarorum (c. 41. p. 132) bezeichnet das, was er Näheres von Peter's Gefangennehmung erzählt, selbst als Sage, indem er sagt: „Qui (Petrus Rex) credens ei (legato Andreae Ducis), vertebatur, *ut dicitur*, sed maxime coacte, quia exercitum sibi jam absconditum cognoverat etc. 23) Ungern, wider seinen Willen, wider seine bessere Überzeugung. 24) z. B. *Petrus Ranzanus*, Epitome Rerum Hungaricarum. p. 451. 25) z. B. Meusel, Anl. zur Kenntniß der europäischen Staatengeschichte. S. 633. 26) über diese s. d. Art. Juditha, Jutta, Tochter des Markgrafen Heinrich von Sweinfurt, Gemahlin des Herzogs Brezislaw von Böhmen. 27) Annalista Saxo p. 486. 490 und *Cosmas ab Prag.* ap. *Menckenium*, Rer. Germ. Script. T. I. p. 2031. 2034.

28) *Eccardus*, Praef. Hist. Geneal. Principum Saxon. super. §. XXVI. und darnach Schwartz zu Cosmas von Prag S. 2033. 2034. 29) Vergl. Schöpffen, Nordgau-Ost-Fränkische Staatsgeschichte. S. 205.

11) Herzoge von Bourbon.

Peter I., ältester Sohn Herzogs Ludwig I. oder des Großen und Marien's von Hennegau, war um das Jahr 1311 geboren worden und hatte sich bei seiner Ausbildung seinen ausgezeichneten Vater zum Muster genommen, wiewol er diesem an Talent und an Kenntnissen besonders in den Kriegs- und Staatsangelegenheiten ebenso sehr, als in Festigkeit des Willens nachstand, sonach auch das Ansehen nicht erlangen konnte, welches jenen unter seinen Zeitgenossen emporgehoben hatte. Peter verlor seinen Vater zu Ende Januars 1341 (a. St.) durch den Tod, nachdem er bereits sein 30. Lebensjahr erreicht hatte. Von ihm erbte er die Pairschaft, das Herzogthum Bourbon, die Grafschaften Clermont und La-Marche, das Amt eines Kronschatzmeisters von Frankreich und die ungetheilten Verhältnisse desselben zum königlichen Hofe; indessen mußte er seinem jüngern Bruder Jacob (s. d. Art.) kraft des väterlichen Testamentes die Grafschaft La-Marche und Herrschaft Montaigu, wiewol ungern und darum nicht ohne Hader, wieder abtreten. Die brüderliche Eintracht aber scheint doch bald wieder hergestellt worden zu sein, da sie sich noch im J. 1341 im Feldlager, wie später so oft dort und auch am königlich französischen Hofe beisammenfanden und einander beistanden. Beide führten im Herbste gedachten Jahres dem Herzoge Johann von der Normandie, Kronprinzen von Frankreich, Truppen zu und machten unter ihm, Peter besonders als Rathgeber desselben, den Feldzug in die Bretagne mit, wo der Erbschaftsstreit wegen dieses Herzogthums zwischen Johanna von Penthièvre, der Gattin Karl's von Blois, und dem Grafen Johann von Montfort l'Amauri durch die Waffen entschieden werden sollte. Die schnellen und glücklichen Fortschritte derselben brachten für den Augenblick bald eine günstige Entscheidung der verwickelten Sache zu Wege und lieferten den Gegner der Gräfin Johanna in die Hände des französischen Kronprinzen; allein die thätliche Einmischung Königs Eduard III. von England in den Streit, rief im folgenden Jahre Peter's Beistand abermals herbei. Im Frühjahre 1342 sandte er Hilfstruppen und späterhin zog er selbst zu Felde sobald auch der Herzog von der Normandie wiederum dort erschienen war. Sie drängten den König von England bis Vannes zurück und verharrten dort in fester Stellung einander gegenüber bei der ungünstigsten Witterung bis zum Abschlusse des vermittelten Vertrags zu Malestroit am 19. Jan. 1343. Hiermit war wenigstens für beide Kronen eine mehrjährige Waffenruhe hergestellt worden,

da es beiden Prätendenten unbenommen blieb, den Krieg, an welchem aber Peter von Bourbon keinen Theil nahm, in dem bestrittenen Herzogthume fortzuführen. Erst als die Engländer den Vertrag brachen, trat er wieder gerüstet auf. Sein Schwager, König Philipp VI., sandte ihn mit unbeschränkter Vollmacht im September 1345 in die Provinzen hinter die Loire. Peter kam ohne Truppen und ohne Geld nach Cahors und Agen, und verweilte daselbst bis zu Ende des Jahres, um Languedoc in die Waffen gegen die Engländer zu bringen. Es kostete ihm jedoch Mühe, den mürrischen Adel und das misvergnügte Volk zu gewinnen; und während er mit Glück gegen den Feind an der Dordogne wirkte, rief ihn König Philipp im folgenden Jahre zur Heerschau nach Orleans, wo er unter dem Beistande seines Bruders Jacob mit einem Heerhaufen erschien. Die dort versammelte Truppenmasse wurde mit den bei Toulouse zusammengetretenen Streitern vereint, welche der Kronprinz Johann anführte. Dieser bekam nun den Oberbefehl, und unter ihm kämpften Peter und Jacob siegreich gegen die Engländer bis zur Belagerung Aiguillons, welche am 20. Aug. 1346 aufgehoben wurde, um die Truppen im nördlichen Frankreich gegen König Eduard zu gebrauchen. Die Heerführer gaben die südlichen Provinzen dem Feinde preis und konnten dennoch die Niederlage Philipp's bei Crecy, da dieser vor Ankunft der Verstärkung zum Kampfe geeilt war, nicht hindern. Ihre Truppenmasse wurde, nachdem das geschlagene Heer begreiflicher Weise aufgelöst worden war, zu einem fruchtlosen Einbruche in Flandern verwendet, während sich die Engländer im Innern Frankreichs festsetzten. Erst im Mai 1347 fing der König an, ein großes Heer in Amiens wieder zu errichten, das sich aber langsam zusammenfand; auch Peter erschien, und die zahlreiche Mannschaft setzte sich gegen Mitte Juli's in Bewegung, um das von den Engländern bedrängte Calais zu entsetzen. Das Belagerungsheer befand sich aber in einer unangreifbaren Stellung, und da weder Herausfoderung noch vermittelnde Verhandlungen beim Könige Eduard Gehör fanden, so zogen die Franzosen am 2. August wieder ab und gingen aus einander. Calais blieb den Engländern eine sichere Beute.

Peter ließ sich nun zum Verdrusse des königlichen Hofes mit dem verschwenderischen Dauphin Humbert II. von Viennois in Unterhandlungen ein und verlobte ihm seine älteste Tochter, Johanna. Die Braut sollte auch im Herbst 1348 zu Humbert abreisen; allein der Ausbruch der Pest im mittägigen Frankreich hinderte sie ebenso daran, als das lautgewordene Misfallen des Königs Philipp und seines Sohnes Johann an dieser Heirath, welche fünf Jahre zuvor dem wetterwendischen und kinderlosen Dauphin die Nachfolge in seinen Gebieten abgekauft hatten. Indessen scheint Herzog Peter dieses Hinderniß, vermuthlich durch Geldentschädigungen, gehoben zu haben, da er dem empfindlich gewordenen Dauphin im Eingange des Jahres 1349 seine Tochter nochmals dringend anbot, aber eine abschlägige Antwort erhielt. Die Geldverlegenheit des französischen Königshofes setzte den Herzog bald in den Stand, seine Tochter wieder an den Mann zu bringen. Er verlobte sie noch im selbigen Jahre mit 100,000 Goldgulden Aussteuer an den ältesten Sohn des Kronprinzen Johann, welcher unter dem Namen Karl V. nach seines Vaters Tode den Thron bestieg. Jene Summe wurde zur Erwerbung des Dauphinats und der Prinz Karl zum Beherrscher dieses Landes bestimmt. Humbert II. (s. d. Art.) dankte ab und Karl heirathete als Dauphin von Viennois im April 1350 zu Tain Herzogs Peter Tochter, Johanna. Diese erneuerte Verwandtschaft band den Herzog und seine Familie ebenso fest an den Nachfolger Philipp's VI., als sie diesem selbst treu ergeben gewesen waren. König Johann, welcher Peter den Grausamen von England abziehen und sich verbindlich machen wollte, vermittelte im J. 1352 dieses abscheulichen Monarchen Heirath mit der zweiten, erst 14 Jahre zählenden, Tochter Herzogs Peter von Bourbon, welche trotz der Geldverlegenheit ihres Vaters und des Königs mit 300,000 Goldgulden ausgesteuert wurde, wozu aber der Herzog vermuthlich nur 18,000—25,000 Goldgulden beitrug. Die ganze Summe sollte in verschiedenen Zeiten abgezahlt werden. Dennoch aber blieb die Verlegenheit groß [1]). Blanca, so hieß die schöne und unglückliche Prinzessin, reiste noch zu Ende des genannten Jahres aus dem älterlichen Hause ab und feierte am 3. Juni 1353 zu Valladolid ihre Vermählung mit dem nichtswürdigen Könige von Castilien, der, bereits mit der schönen Maria de Padilla im Einverständnisse lebend, seine liebenswürdige Gattin zwei Tage nach der Hochzeit nach Medina del Campo verwies. Nach kurzer Zeit wurde ihr Aufenthalt in ein Gefängniß zu Arevalo verwandelt und nach sieben Jahren harter Gefangenschaft (1361) fand sie ihren Tod durch Gift. So wurde der blutdürstige Peter ein Feind Frankreichs; sein Schwiegervater aber, der seine Tochter der französischen Hofpolitik geopfert, hatte sie bei seinem Leben nicht retten können. Zu sehr in den Strudel der Verwirrung des französischen Königreichs und der Hofränke, welche namentlich König Karl der Böse von Navarra anregte, fortgerissen, mußte er nicht nur dem daraus erwachsenen Unheile entgegenarbeiten helfen, sondern sich auch noch gegen das feindselige England streitfähig erweisen. Als seine Versuche im December 1354 zu Avignon, mit dem Herzoge von Lancaster unter päpstlicher Einwirkung den Frieden zwischen beiden Reichen herzustellen, vereitelt worden waren, rüstete er sich nach Wiederausbruch des Kriegs und stand mit vielen Edeln Frankreichs in verschwenderischem Glanze dem Könige Johann gegen den Andrang des Prinzen von Wales bei. An der Seite dieses tapfern Monarchen fiel Herzog Peter zu Fuße kämpfend den 19. Sept. 1356 unter den Streichen der Feinde bei Poitiers. Sein Leichnam wurde von dem Schlachtfelde zu den Jacobinern in Poitiers gebracht, wo er aber unbeerdigt stehen blieb, da Jedermann sich scheute, ihm, der ein Geächteter der Kirche war, die letzten Ehren zu erweisen.

Prunksucht und Verschwendung hatten den äußerlich

1) s. den Vertrag bei *Chastelet*, Histoire de Bertr. du Guesclin. 309 sq.

schönen Fürsten in Schulden gestürzt, welcher wegen er auf Veranlassung seiner Gläubiger, vermuthlich erst in dem letzten Jahre seines Lebens, von der Kirche gebannt worden war, um ihn dadurch nach Zeitsitte zur Zahlung zu zwingen. Peter aber konnte wahrscheinlich beim Ausbruche des Krieges mit England kein Mittel zu ihrer Befriedigung aufbringen und starb von der Kirche verstoßen. Sein 19jähriger Sohn und Erbe, Herzog Ludwig II., unterhandelte nun in aller Eile mit Papst Innocenz VI. zur Lösung des Bannfluches und nahm die Befriedigung der Gläubiger auf sich. Der Cardinal Franz sprach im Auftrage des Papstes den Verblichenen am 21. März 1357 zu Avignon vom Fluche los [2]); Ludwig führte hierauf den Leichnam seines Vaters nach Paris und ließ ihn dort in der Familiengruft bei den Jacobinern mit Gepränge beerdigen. Sein Grab bedeckt ein Denkmal von schwarzem Marmor mit einfacher Inschrift. Peter I. war am 25. Jan. 1336 (a. St.) mit der Schwester Königs Philipp VI., Isabelle von Valois, vermählt worden, die nach dem Tode ihres Mannes sich in das Franziskanerkloster des S. Marcelstadtviertels von Paris zurückgezogen hatte und daselbst erst den 26. Juli 1383 starb [3]). Die Kinder ihrer Ehe sind: 1) Herzog Ludwig II. von Bourbon (s. d. Art.); 2) Johanna (s. d. Art.), Gattin Königs Karl V. von Frankreich; 3) Blanca, die unglückliche Königin von Castilien, s. d. Art. König Peter von Castilien; 4) Bonne, in ungekannten Zeiten geboren, vermählt zuerst mit Gottfried von Brabant und seit 1350 Witwe verheirathete sie sich alsdann im August 1355 wieder mit dem grünen Grafen Amadeus VI. von Savoyen, und starb den 19. Jan. 1402 im langjährigen Witwenstande zu Mâcon; 5) Katharine, vermählt den 14. Oct. 1359 mit dem Grafen Johann III. von Harcourt und Aumale, starb den 7. Juni 1427 in unermitteltem Alter; 6) Margarethe, vermählt am 4. Mai 1368 mit Arnaud-Amanjeu, Herrn von Albret und Kronkammerherrn von Frankreich, starb in unbekannten Zeiten; 7) Isabella blieb unvermählt; 8) Marie wurde frühzeitig Dominikanerin in der Abtei Poissy und 1351 Äbtissin daselbst, und starb den 10. Jan. 1410. Außer diesen ehelichen Kindern hinterließ Herzog Peter noch einen Bastard, Johann von Bourbon, Herrn von Rochefort, welcher Generallieutenant in königlichen Diensten, in der Schlacht bei Poitiers nebst seinem Oheime Jacob von Bourbon-la-Marche gefangen wurde und nach seiner Befreiung dem Herzoge Ludwig II. von Bourbon Beistand leistete. Er starb um das Jahr 1376 ohne Kinder, wiewol er seit September 1371 mit Einer von Adel in der Ehe gelebt hatte.

Peter II., vierter Sohn Herzogs Karl I. von Bourbon und Auvergne, und Agnes'ens von Burgund, war der allgemeinen Annahme nach im November 1439 geboren worden. Über die frühere Jugend dieses in der französischen Geschichte merkwürdigen Prinzen ist Nichts bekannt. Er wurde in unruhigen Zeiten geboren und erzogen, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seines ältern Bruders Philipp den Titel Herr von Beaujeu, welchen dieser bis dahin geführt hatte, den wirklichen Besitz der Herrschaft Beaujeu oder Beaujolais aber bekam er erst 1475 in Folge eines mit seinem ältern Bruder Karl, welcher Erzbischof von Lyon war, getroffenen Vergleiches. Der älteste Bruder Herzog Johann II. (s. d. Art.) fügte hierzu noch die Einkünfte der Grafschaft Clermont. Peter's Vater war im J. 1456 gestorben und hatte jenem, seinem erstgeborenen Sohne, die vornehmsten Besitzungen hinterlassen. Ob Peter mit seiner Mutter damals an den burgundischen Hof ging, wohin diese ihren Wohnsitz verlegte, ist nicht bekannt; gewiß ist, daß er sich im J. 1461 oder doch sicher 1464 mit Marie, Tochter Herzogs Karl I. von Orleans, verlobte und sich mit seinen Brüdern der burgundischen Politik anschloß. Im März 1465 brach das Bündniß der Prinzen von Geblüte und anderer französischer Großen für die allgemeine Wohlfahrt des Reichs in Thätlichkeiten gegen den König Ludwig XI. aus. Herzog Johann II. war einer der furchtbarsten Gegner desselben und sein Bruder Peter wirkte unter ihm und dem Erzbischofe von Lyon eifrig mit, wurde aber nach Beendigung dieses Krieges vielleicht damals schon mit Hinweisung auf den Abschluß fester Familienbande ein getreuer Anhänger des Königs und diente demselben in allen wichtigen Händeln, zunächst aber mehr im Felde als im Staatsrathe, von welchem er in der Folge, spätestens seit 1474, das Haupt wurde. Im October 1468 begleitete er den König nach Peronne und von da nach Lüttich zur Bekämpfung der rebellischen Einwohner dieser Stadt. Zwei Jahre darnach stimmte er in der Reichsversammlung zu Tours zu Gunsten des Königs gegen Herzog Karl von Burgund. Im J. 1472 gab ihm der Monarch nach des Herzogs Karl von Berri Tode die Verwaltung der Provinz Guienne und trug ihm zugleich auf, den widerspenstigen Grafen Johann V. von Armagnac zu züchtigen. Peter ging mit einem Heerhaufen vor Lectoure und zwang den in dieser Stadt eingeschlossenen Grafen am 15. Juni zur Capitulation. Derselbe mußte ihm gegen die Zusicherung eines Jahrgeldes von 12,000 Livres alle seine Besitzungen einräumen, mit Ausnahme der Städte Caulse und Fleurance. Der hinterlistige Graf aber, dessen Treulosigkeit längst schon bekannt war, suchte, sobald er seine Freiheit wieder gewonnen und der König den Vertrag genehmigt hatte, die nächste Umgebung Peter's, welcher seine Truppen nach beigelegter Fehde entlassen hatte, zu gewinnen, und als dies gelungen war, nahm er im October desselben Jahres durch deren Verrath den Sire von Beaujeu gefangen und Lectoure wieder in Besitz. Ganz Guienne gerieth abermals in Aufruhr. König Ludwig, durch andere einheimische Fehden abgehalten, selbst an dem wortbrüchigen Grafen von Armagnac Rache zu nehmen, übertrug dieses Geschäft dem Cardinale von Albi, der Teufel von Arras genannt. Dieser erschien zu Anfange Januars 1473 mit einem zahl-

2) Dieser Absolutionsbrief steht in d'*Achery* spicilegium III, 732 sq. und in l'art de vérifier les dates III, 1, 221 und löst die Zweifel, welche über Peter's Verfall in die Kirchenstrafe, die noch in neuester Zeit von Achaintre erhoben worden sind. 3) Sie war die zweite Tochter des Grafen Karl von Valois aus dritter Ehe mit Mathilden von Chatillon.

reichen Heere vor Lectoure, welches Johann V. abermals hartnäckig vertheidigte. Nach zweimonatlicher Belagerung aber ging dieser in die hinterlistigen Vorschläge des Cardinals ein und übergab demselben am 4. März die Stadt. Peter von Beaujeu und seine Mitgefangenen kamen in Freiheit und Tags darauf fiel der Graf von Armagnac unter den Dolchstichen der Franzosen in den Armen seiner hochschwangern Frau. Ein gleiches Schicksal widerfuhr den Einwohnern der Stadt, und diese selbst wurde verbrannt. Die Gräfin Witwe starb bald darnach an beigebrachtem Gifte. Andere Verdächtige und Mitschuldige wurden ebenfalls bestraft. Peter erhielt, nachdem sein Verlöbniß mit des Herzogs von Orleans Schwester wieder aufgehoben worden war, zur Verwunderung vieler Höflinge als Belohnung durch den Vertrag vom 3. Nov. 1473 des Königs älteste Tochter Anna, geboren im April 1461 [4]), zur Frau, die mit 100,000 Goldthalern ausgestattet wurde [5]), während Herzog Ludwig von Orleans mit der jüngern königlichen Prinzessin Johanna, die der Monarch nicht leiden konnte, versprochen wurde. Anna, Ludwig's XI. Lieblingstochter, war bereits der Herzoge Karl von Burgund und Niclas von Anjou-Calabrien, Markgrafen von Pont-a-Mousson, Verlobte gewesen. Auf Verlangen ihres Vaters mußte der Bräutigam beim Verlöbniß versprechen, alle Besitzungen des Hauses Bourbon älterer Linie, für deren Erbe er damals schon angesehen wurde, an die Krone zurückfallen zu lassen, dafern er mit Anna keine Söhne zeugen werde. Die Rechte der jüngern Linie seines Hauses von Bourbon-Montpensier wurden dadurch untergraben. Peter fühlte dies und suchte das Unrecht dadurch zu mildern, daß er der herben Clausel seines Ehevertrags die Worte: en tant qu'il peut toucher au dit futur époux pour le présent et l'avenir beifügte, während der schlaue König darüber hinwegsah und dabei allen Schein, der seinen Schwiegersohn hätte in Verlegenheit setzen können, sorgsam vermied. Die Hochzeit wurde 1474 und nicht später gefeiert.

Daß Peter zur Entschädigung für erlittene Verluste in der Fehde mit dem Grafen von Armagnac dessen Besitzungen erhalten habe, wie Desormeaux behauptet, ist unbegründet, wenn dieselben gleich vom Könige eingezogen wurden. Der Bruder und Erbe des Ermordeten, welcher lange in der Bastille schmachten mußte, erhielt den Genuß derselben nach Ludwig's XI. Tode zurück. Wol aber bekam Graf Peter von Beaujeu eine Vermehrung seiner Besitzungen durch den Sturz des Herzogs Jacob von Nemours, aus dem Hause Armagnac. Bereits als Rebelle bestraft und gezügelt hörte dieser nicht auf, gegen den König feindselig zu handeln und als sein Complot mit dem Connetabel von Saint-Pol, in das auch die Herzoge von Bretagne und Burgund gezogen wurden, zur Herbeilockung der Engländer nach Frankreich verrathen worden war, ließ der König den Grafen von Beaujeu, welcher ein Jahr zuvor lebhaften Antheil an den Kriegsbegebenheiten genommen hatte, im J. 1476 mit einem Heerhaufen vor Carlat in Auvergne marschiren, wo sich der Herzog mit seiner Gattin aufhielt. Er überlieferte sich nach kurzer Vertheidigung den Händen des Grafen mit der Bedingung, daß er am Leben bleiben und sich gegen die Anschuldigungen, die man ihm mache, vertheidigen dürfe. Peter sagte dies zu, ließ ihn nach Vienne, wo sich der König eben aufhielt, bringen, und da er sich weigerte, denselben zu sehen, so wurde er nach Pierre-en-Cise und von da in die Bastille abgeführt, wo er in einen eisernen Käfig gesteckt wurde. Sein Proceß wurde eröffnet, Jacob vertheidigte sich mit Entschlossenheit, die Qualen der Folter aber verleiteten ihn zu weit mehr Geständnissen, als man von ihm verlangte. Nachdem die Untersuchungen ein Jahr lang gedauert hatten, beschloß der ungeduldige König, sie auf ein Mal zu beenden. Er brachte sie vor das Parlament, welches nach Noyon verlegt wurde, die Pairs von den Sitzungen ausschloß, dagegen dreizehn königliche Beamte zum Beistande aufnahm, und übertrug seinem Schwiegersohne Peter den Vorsitz. Man hat diesen nachmals getadelt, daß er sich aus Gefälligkeit gegen seinen Schwiegervater zum Präsidenten dieses Blutgerichtes habe machen lassen, da er doch dem Unglücklichen das Leben versprochen hatte. Peter scheint den Vorwurf gefühlt zu haben, indem er selbst keine Entscheidung aussprach, sondern nur die Stimmen der Richter sammelte, welche den Herzog als Majestätsverbrecher am 10. Juli 1477 zum Tode verurtheilten. Das Urtheil wurde am folgenden 4. August vollstreckt, wobei die drei Söhne des Herzogs, die noch im Kindesalter waren, Zuschauer sein mußten, und die Besitzungen des Hingerichteten wurden eingezogen. Peter erhielt davon im September desselben Jahres die Grafschaft La-Marche und die Herrschaft Montaigu in Combraille. In der Folge (1481) schenkte ihm der König noch die Herrschaft Gien und die Vicegrafschaft Chatellerault. Güter, Ehren und Einfluß mehrten sich bei ihm von Jahr zu Jahr, je wichtiger er seinem Schwiegervater wurde. Nach seines Schwagers, des Herzogs Karl von Burgund, Tode (1477) half er dem Könige bei der Besetzung der Städte Hesdin, Boulogne und Arras. Je mehr sich aber der Graf an Ludwig XI. anschloß, desto verhaßter machten sich diesem seine Brüder, und während der König diese verfolgte, erhob er jenen zum Generallieutenant seines Reiches und im März 1482 (a. St.) zum Erzieher und künftigen Vormund seines Sohnes, des Dauphin Karl VIII. Ludwig soll selbst die unter dem Titel le Rosier des guerres noch vorhandene Instruction zur Erziehung seines kränkelnden und verwilderten Sohnes niedergeschrieben haben, die auch Graf Peter in die Hände bekommen haben mag. Im Frühjahre 1483 bekamen er und seine Gattin Anna, die bei Hofe blos Madame genannt wurde, den Auftrag, des Dauphin Braut, die zweijährige Erzherzogin Margarethe von Österreich, in Hesdin zu empfangen und unter zahlreicher Bedeckung nach Paris zu

4) Dieses Geburtsdatum steht bei *Duclos*, Histoire de Louis XI. I, 98. 5) Der Vertrag in den Mémoires de Messire *Philippe de Comines* III, 345 sq. und in *Dumont*, Corps diplomat. III, 1, 465. Demoiselle de Lussan gibt in ihrer Histoire et règne de Louis XI. IV, 332 sq. aus Misverstand der Urkunde zur Mitgift 300,000 Goldthaler an. Die Verlobung beider Schwestern scheint den 28. Oct. 1473 schon bekannt gemacht worden zu sein.

geleiten. Am 2. Juni kamen sie mit ihr daselbst an und am 23. d. M. wurde die Verlobung gefeiert. Der kranke König nahm keinen Theil an den damit verbundenen Festlichkeiten, sondern überließ deren Anordnung seiner Tochter und seinem Schwiegersohne. Ludwig lebte in dem Schlosse du Plessis bei Tours sehr zurückgezogen und so mistrauisch, daß er selbst seinen Kindern zuweilen nicht mehr trauen wollte. Als Peter und Anna einst mit einem Gefolge bei ihm einzogen, schickte er ihnen seinen Gardehauptmann entgegen, der sie untersuchen mußte, ob sie etwa Waffen bei sich versteckt hielten. Kurz vor seinem Tode, welcher am 30. Aug. 1483 erfolgte, überließ er, ohne Testament, bei mündlicher Unterredung den Dauphin und die Dauphine (wiewol diese Sorge seiner damals noch lebenden Gattin Charlotte, einer geborenen Prinzessin von Savoyen, zukam), sowie die ganze Staatsverwaltung dem Grafen Peter und dessen Frau, sodaß Anna bis zur Mündigkeit ihres Bruders (dieser war damals erst 13 Jahre alt) wirkliche Regentin sein und Peter ihr rathend zur Seite stehen sollte.

Madame aber war vermöge ihres Geschlechtes von diesem Amte ausgeschlossen und ihr Gemahl hatte als der jüngste Prinz seines Hauses auch kein Recht dazu. Näher stand dem Throne sein Bruder, Herzog Johann, am nächsten aber unbestritten die Herzoge von Orleans und Angouleme. Beide waren indessen noch sehr jung und die Verständigen mochten ihnen die Leitung des jungen Königs und der Geschäfte nicht anvertrauen. Die übrigen Prinzen von Geblüte waren ein Gegenstand des Mistrauens und der Verfolgung des verstorbenen Königs gewesen, auch wurden ihre Ansprüche weniger berücksichtigt. Gleichwol kamen Alle zu Karl VIII. nach Amboise und wollten ihre Stimmen geltend machen, jeder nach seinen Interessen und Vortheilen. Bei dieser Verwirrung hielten Anna und ihr Gatte den jungen König fest, trotz aller Misgunst und Eifersucht, die sie erweckten, und wußten sich auch der Folgsamkeit der königlichen Leibwache zu versichern. Eine Verlegenheit hob der Tod der Königin Witwe Charlotte auf; doch blieb im Ganzen ein schwankender Zustand der Dinge, da Jeder das Heft in den Händen haben wollte; und diesem ein Ende zu machen, wurden — andere unabweisbare Gründe foderten noch besonders dazu auf — die Reichsstände im Januar 1484 nach Tours berufen. Hier zeigten sich aber zwei mächtige Parteien, die eine der Frau von Beaujeu, die andere des Herzogs Ludwig von Orleans. Beide arbeiteten einander in den stürmischen Sitzungen entgegen. Peter von Beaujeu wirkte aus allen Kräften für seine Frau, mithin auch gegen seinen Bruder Johann, der zugegen war. Sein und Anna's Zutrauen bei den Ständen siegte am 11. Februar in der Weise, daß durch einen Beschluß der König ihren Händen überlassen blieb, obschon man denselben am folgenden Tage für volljährig erklärte; allein Anna hatte ihren Bruder schon gewöhnt, daß er ihr folgen und sie fürchten mußte. Und wenn auch der Ständebeschluß ferner verlangte, daß in Abwesenheit des jungen Monarchen Herzog Ludwig von Orleans und in dessen Ermangelung Johann II. von Bourbon oder der Sire von Beaujeu den Vorsitz im Staatsrathe führen sollte, so kümmerte dies die geist- und charaktervolle Anna gar wenig. Denn ihr Schwager, Herzog Johann von Bourbon, alt, gichtkrank und der Geschäfte überdrüssig, ließ sich mit der Connetabelwürde und der Generallieutenantschaft im ganzen Reiche befriedigen, Orleans und die Andern, welche mehr Ansprüche und Rechte, als ihr Gatte hatten, oder ihm unerschütterlich anhingen, wurden theils zurückgedrängt, theils mit Befehlshaberstellen oder Statthalterschaften abgefunden, und Peter von Beaujeu behielt den Vorsitz im Staatsrathe. So kam die 23jährige Gräfin ohne ausdrückliche Vollmacht, nur durch Willkür und durch kluge Benutzung der Familienumstände aller einzelnen Prätendenten zur alleinigen Herrschaft, und wollte Ludwig von Orleans seine Rechte behaupten, wie er es denn auch that, so ließ ihn die Gräfin nicht viel anders als einen Rebellen behandeln. Er war überdies vergnügungssüchtig und haßte jegliches ernste Geschäft. Zur Vorsicht schlossen Peter und Anna am 29. Sept. 1484 mit Herzog Rainer II. von Lothringen ein Vertheidigungsbündniß, am folgenden 22. October einen Vertrag mit dem Adel in der Bretagne, wonach dieses Herzogthum nach Herzogs Franz II. sohnlosem Tode der Krone Frankreichs anheim fallen sollte, und drei Tage darnach vereinten sie sich mit den Ständen von Flandern, die im Namen ihres unmündigen Fürsten, des Erzherzogs Philipp von Österreich, handelten. Beide Theile versprachen einander in Nothfällen Beistand.

Muth und Kraft entwickelten nun der Graf und die Gräfin von Beaujeu, besonders aber rühmt sich dies von Letzterer, nach allen Seiten hin und bei allen Gelegenheiten, die sie berührten, in solcher heftig angefochtenen Stellung. Sie wirkten allerdings mit Erfolg, weniger aber war ihr Einfluß heilsam und förderlich auf den jungen König. Karl VIII. blieb ziemlich unwissend, da seine Jugendjahre nun einmal vernachlässigt waren, und die königliche Macht, die er bekommen hatte, vermehrte sein Wissen so wenig, als seinen Verstand: er schlug allen guten Rath, den man ihm ertheilte, in den Wind und suchte sich gleichwol ruhmsüchtig zu stimmen. Der Herzog Ludwig von Orleans, Schwager Peter's und Anna's von Beaujeu, mußte 1485 aus der Hauptstadt des Reichs flüchtig werden, verlor, wie sein rüstiger Gefährte, der Graf von Dunois, seine Statthaltereien, und da er keine aufrichtige Aussöhnung suchte, auch wol nicht fand, der Herzog Franz II. von Bretagne aber, sein Freund, sich Anna'n von Beaujeu näherte, so mußte er auswärtigen Beistand suchen. Er fand diesen im Erzherzoge Maximilian I. von Österreich. Derselbe führte von 1486 an einen zuweilen unterbrochenen Krieg an der flandrischen Grenze mit Frankreich, während Herr und Frau von Beaujeu mit dem jungen Könige in den ersten Monaten des Jahres 1487 die südlichen Theile der Monarchie durchzogen, um neue Verschwörungen der Prinzen und Großen zu unterdrücken. Und aus ebendiesem Grunde bekam Peter jetzt die Statthalterschaft von Guienne, mit welcher ein Jahr darnach die von Languedoc vereinigt wurde. Alle die, welche sich während dieser Reise des

Hofes nicht unterwarfen, wichen in die Bretagne zurück, und bauten dort gar bald einen neuen Herd für Verschwörungen. Königliche Truppen mußten ihnen nachziehen, nachdem der dasige Adel sich gegen die Meutereien erklärt hatte, und als man im Begriffe war, dieses Herzogthum vollends zu unterwerfen, lenkte der Tod des alten Herzogs von Bourbon die Aufmerksamkeit des Herrn und der Frau von Beaujeu auf die erledigten Besitzungen, da Johann II. keine ehelichen Leibeserben hinterlassen hatte. Er war den 1. April 1488 zu Moulins gestorben und sein an Jahren nächster Bruder Karl, Cardinal und Erzbischof von Lyon, nahm sofort den Titel eines Herzogs von Bourbon an, um die dazu gehörenden Besitzungen festzuhalten, worin ihn auch die Erbrechte schützen mußten. Peter aber und vorzüglich seine Gemahlin griffen schleunig vor, bemächtigten sich der ganzen Erbschaft und dann erst unterhandelten sie mit dem Prälaten. Dieser alte und schwache Herr, welcher nach menschlichen Gedanken denn doch auch bald wieder ohne Leibeserben dahin scheiden würde, ließ sich leicht gewinnen und trat seine Erbrechte seinem jüngern Bruder Peter gegen Empfang eines Theiles von den Einkünften ab, welche dieser bisher genossen hatte. Der Cardinal bekam nämlich nach getroffener Verständigung die Einkünfte von Beaujolais und 20,000 Livres jährlichen Zuschuß, genoß aber diese Verwilligungen nur sehr kurze Zeit; denn er starb schon den 13. Sept. 1488. Peter, nunmehr Herzog von Bourbon und im Besitze aller der Macht, die sein Bruder Johann in den Händen gehabt hatte, kaufte noch in demselben Jahre von Wilhelm von Vergi die Baronie und Stadt Bourbon-Lanci für 12,000 Goldthaler. Er und seine Gattin ließen das erledigte Connetabelamt unbesetzt, um die Nebenbuhler nicht zu vermehren, und von diesen blieb ihr Schwager von Orleans fortan der gefährlichste; daher ihr Absehen darauf zielte, ihn sich unschädlich zu machen. Aus dieser Verlegenheit half sie gar bald der Führer der königlichen Truppen, Ludwig von La-Tremoille. Dieser hatte den Krieg in Bretagne mit Glück fortgesetzt, und als er das sehr feste Fougères eingenommen hatte, gelang es ihm, das feindliche Heer unter d'Albret, Orleans und dem Fürsten Johann II. von Orange bei Saint-Aubin du Cormier am 27. Juli 1488 zum Schlagen zu bringen. Die Bretagner wurden überwältigt und Ludwig von Orleans fiel sammt dem Fürsten von Orange (auch dieser war ein Schwager des Grafen von Beaujeu) den Siegern in die Hände. Jener wurde vom Könige, der ihn liebte, vorsichtig entfernt gehalten, in mehren Städten umher geführt und endlich zu Bourges in einem Thurme eingesperrt. Johann von Orange dagegen blieb ein Jahr lang Gefangener im Schlosse zu Angers. Die Partei der misvergnügten Prinzen war nunmehr völlig unterdrückt und das Herzogthum Bretagne zur Ruhe gewiesen, sowie Peter und Anna von Bourbon gesichert, nicht mehr vom königlichen Hofe verjagt zu werden. Nur machten noch die Kriegsunruhen an der flandrischen und spanischen Grenze, sowie an den Alpen dem Herzoge viel zu schaffen. Brachte er auch den Herzog von Savoyen zum Gehorsam zurück, so fing doch sein und seiner Frau Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten an, allmälig zu sinken. Karl VIII. hatte sein 18. Jahr zurückgelegt und wurde von seiner Dienerschaft immer lauter an seine Regierungsmündigkeit und an die Alleinherrschaft erinnert, die ihm mit Recht zukomme und von Frankreich erwartet werde. Schon im J. 1490 lebten sein Schwager und seine Schwester von ihm getrennt zu Moulins. Indessen wirkten sie noch auf seine Trennung von Margarethe'n von Österreich, sowie auf seine Heirath mit der Erbin des Herzogthums Bretagne mit.

Herzog Franz II. war im September 1488 gestorben und hatte nur zwei eheliche Töchter hinterlassen, von denen die jüngere zwei Jahre darnach ebenfalls starb und der älteren Anna die reiche Erbschaft allein hinterließ. Sie war aber noch unmündig und ihre vormundschaftlichen Räthe verlobten sie mit Maximilian von Österreich ohne Zustimmung des französischen Königshofes unter Verbindlichkeiten, welche die Monarchie den Gefahren eines Krieges aussetzten. Da gewannen Peter und Anna von Bourbon, freilich eben so gewissenlos, Alan von Albret, welcher in Nantes befehligte mit einer ansehnlichen Geldsumme und andern Versprechungen, und Schloß und Stadt wurde den 19. Febr. 1491 den Franzosen überliefert. Der Herzog von Bourbon war der erste, der in Nantes einzog, späterhin kam auch König Karl dahin. Nun waren die bestehenden Verträge thatsächlich verletzt, und der König fand keinen Anstoß mehr, die österreichische Prinzessin wieder zu verstoßen, und Anna von Bretagne, welche in Rennes belagert und zu einem Vergleiche genöthigt worden war, zu heirathen. Auch in diesem Staatsstreiche, den man zum Wohle Frankreichs zu deuten wußte, war Peter mitwirkend gewesen, gleich dem Herzoge Ludwig von Orleans, welchen Karl im Mai 1491 in Freiheit gesetzt hatte. Da Herzog Peter und seine Gemahlin überhaupt keine Rechte mehr auf die Leitung der öffentlichen Geschäfte in Anspruch nehmen konnten, dieselben auch ihrem heranreifenden Schwager täglich lästiger wurden, so hielten sie für gut, darauf scheinbar zu verzichten, aber doch die Aussöhnung mit Ludwig von Orleans zu suchen. Der junge 21jährige König erleichterte sie ihnen, und am 4. September gedachten Jahres kam zu Lafleche ein Vertrag zwischen beiden Fürsten zu Stande, worin sie gelobten, sich einander zu lieben, sich in des Königs Gunst zu erhalten und vereint zu dessen und der Monarchie Aufnahme zu wirken. So war denn ihr erstes Werk, durch die Stiftung der Heirath ihres Königs mit der Erbin von Bretagne die innere Ruhe herzustellen und zu befestigen und alsdann im Mai 1493 ihren wortbrüchigen Schwager mit Kaiser Maximilian abzufinden, damit die Nachbarschaft dem Reiche keine Gefahren bringen sollte. Der Vertrag von Senlis erreichte diesen Zweck, und lieferte zugleich die betrogene Erzherzogin Margarethe in die Hände ihres Vaters zurück. Allein mehr vermochten nun die beiden verbündeten Familien über den jungen König nicht. Ihr Einfluß blieb fortan geschwächt. Es stand außer Peter's Macht, seinen Schwager Karl vom abenteuerlichen Kriegszuge nach Ita-

lien abzuhalten. Dieser gedachte die von seinem Vater erworbenen Rechte auf das Königreich Neapel zu verwirklichen und ließ sich durch keine verständigen Vorstellungen davon abhalten. Peter und seine Gattin Anna sprachen mit rechten Gründen vergebens gegen das Unternehmen, und als die Ausführung fest beschlossen worden war, ernannte der König seinen Schwager zum Vicar und Regenten Frankreichs auf die Dauer seiner Abwesenheit. Peter begleitete ihn im August 1494 bis Grenoble, und hier bekam er den Auftrag, die Königin Anna mit sich nach Moulins zurückzuführen und sie bei sich zu behalten. Der Herzog verwaltete nun mit Hilfe seiner klugen Gemahlin die Monarchie, bewachte die Grenzen nach den Pyrenäen und Niederlanden hin, und als Ferdinand der Katholische die Feindseligkeiten eröffnete, ließ Peter sich nicht nur über Verletzung der bestehenden Verträge beklagen, sondern den einbrechenden Feind auch wieder zurückjagen. Dabei hielt der rastlose Fürst immer noch frisches Kriegsvolk in Bereitschaft, um seinem Schwager für den Nothfall Verstärkung nachzusenden. Nur Herzog Ludwig von Orleans, der in Asti zurückgeblieben war, verlangte, als er durch Ludwig Sforza sehr ins Gedränge gerieth, raschen Beistand. Diesen sandte Peter, ohne doch seinen Schwager in die Verlegenheit zu bringen, zu der er die Erlaubniß gegeben hatte, nämlich dessen Eigenthum anzugreifen und zur Heerverstärkung zu verwenden. Der Herzog wußte dieses äußerste Mittel zu umgehen, indem er die Freigebigkeit des Adels dabei benutzte.

Nach Verlauf von 14 Monaten empfing Bourbon seinen Schwager, den König, am 7. Nov. 1495 wieder zu Lyon, und gab ihm die Zügel der Regierung zurück. Der in Neapel zurückgelassene Vicekönig, Graf Gilbert von Montpensier, kam binnen Jahresfrist durch den König Ferdinand beider Sicilien so sehr ins Gedränge, daß ihm nur die Flucht nach Frankreich noch übrig blieb. Er starb aber den 5. Oct. 1496 zu Pozzuoli an der Pest, und seine verwaisten Heerhaufen mußten allenthalben unterliegen. König Karl, der seine Eroberungen ebenso schnell verloren sah, als er sie gewonnen hatte, schwur schon im Frühjahre 1496 Rache zu nehmen; allein er fürchtete den größten Widerstand bei seinem Schwager zu finden, welcher wieder bedeutenden Einfluß auf seine Minister erlangt hatte; allein diese Besorgniß war dieses Mal völlig ungegründet. Peter von Bourbon suchte vielmehr, als es einem Rachekriege in Neapel ernstlich gelten sollte, den Staatsrath für Karl's Absichten zu gewinnen und auch den Adel dazu geneigt zu machen. Um die Drohungen Kaisers Maximilian und Königs Ferdinand des Katholischen bekümmerte man sich nicht. Mehr Bedenklichkeiten erweckten die gegründeten Einwendungen des Admirals von Graville und des Finanzministers Briçonnet; aber auch diese würden außer Acht gesetzt worden sein, wenn nicht der König selbst durch eine Liebschaft auf andere Gedanken gekommen wäre. Der vorbereitete Kriegszug unterblieb, der Graf von Montpensier blieb ohne Hilfe, und so fanden alle Franzosen bis auf einen geringen Theil, der nach Frankreich zurückkehrte, im Königreiche Neapel den Tod oder die Gefangenschaft.

Von jetzt an suchte Herzog Peter seines Schwagers Ludwig von Orleans Freundschaft immer auffallender, da des Königs Ausschweifungen und schwächliche Gesundheit einen baldigen Thronwechsel befürchten ließen. Karl's VIII. Kinder starben sämmtlich im zarten Alter hinweg, und für Orleans eröffnete sich die sichere Aussicht auf die Thronfolge. Peter, der ihn zur Zeit seiner Gefangenschaft im Kerker zu Bourges sehr hart hatte behandeln lassen, fürchtete für die Zukunft allerlei Rache, und suchte daher seine Freundschaft auf's Untrüglichste zu gewinnen. Dies gelang ihm auch in solchem Grade, daß Beider Vertraulichkeit der Umgebung des Königs verdächtig erschien und Karl den Herzog Ludwig im November 1497 aus dem Schlosse zu Moulins, wo er mit Peter verkehrte, hinweg nach Blois verwies. Der Tod Karl's VIII., am 7. April 1498, zerstreute endlich allen Argwohn, als der Herzog von Orleans nun unter dem Namen Ludwig XII. den französischen Königsthron bestieg. Als König vergaß er vollends alle Beleidigungen, die ihm als Herzog von Orleans zugefügt worden waren. Er ehrte in Anna von Bourbon das seltene Genie und die ungemeine Kraft, womit sie in stürmischen Zeiten den Staat gehalten und gehoben hatte, und in ihrem Gatten erkannte er Eigenschaften und Tugenden, die des aufrichtigsten Vertrauens werth waren. Peter täuschte sich nicht; denn König Ludwig XII. machte keine Schwierigkeiten, seines Schwagers Verlangen in Betreff der Clausel seines Heirathsvertrags Gehör zu geben und dessen einziges Kind, Susanna, geboren den 10. Mai 1491, gegen die bestehenden und anerkannten Familienverträge im Gesammthause Bourbon, noch vor Ablauf des Jahres 1498 für erbfolgefähig zu erklären [6]). Zugleich veranlaßte er das Parlament zu Paris, dieser Bewilligung seine Zustimmung zu geben. Der Herzog soll seine Tochter, die damals neun Jahre alt war, seinem nächsten Verwandten, dem ältesten Sohne Gilbert's von Montpensier, Ludwig II., zugedacht haben; allein der junge Graf, von unruhigen Rathgebern aufgehetzt, berief sich auf sein Näherrecht und wollte nicht durch eine Heirath ererben, was ihm sonst Rechtens nicht wohl hätte abgesprochen werden können und durch den Vertrag zu Chinon vom 19. März 1488 seiner Linie überdies noch zugesichert worden war. Er griff den Herzog schonungslos im Parlamente an und protestirte auch gegen des Königs Zustimmung. Da nahm der Herzog sein Wort zurück, versprach seine Tochter am 21. März 1500 (n. St.) durch einen Vertrag dem Herzoge Karl von Alençon und verlobte Beide wirklich in Gegenwart des Königs im Februar 1501 zu Moulins. Der

6) Der Bischof Seyssel zu Marseille hat in seiner Comparaison des Roys Louis XI. et XII. die Behauptung aufgestellt, daß diese Erbfolgefähigkeit Susanna's zu Gunsten des Prinzen Karl von Montpensier erklärt worden sei, Beaucaire (in s. Commentar. rer. Gallicar. p. 216) nimmt sie nebst Sismondi als wahr an, und sie übergehen auch den Eheverspruch der Prinzessin mit Karl von Alençon; allein es widerstreiten ihnen schon Nachrichten von andern Zeitgenossen. Vergl. *Velly*, Histoire de France. XXI, 24 sq.

Graf von Montpensier starb zwar im August ebengedachten Jahres, allein sein Bruder Karl III., der nachmals berühmte Connetabel von Bourbon, setzte die Einreden fort, und so entstand ein Proceß, dessen Ende Peter nicht erlebte. Nachdem er den König zu Maçon besucht hatte, überfiel ihn auf dem Rückwege zu Cluni ein Fieber, an welchem er etliche Monate kränkelte. Seine Kräfte nahmen ab, und als er den Armen und Gebrechlichen reichliche Vermächtnisse veranstaltet hatte, starb er den 8. Oct. 1503 zu Moulins mit großer Ergebung. Sein Leichnam wurde mit fast königlicher Pracht in der Abtei Souvigni, dem Erbbegräbnisse der Herzoge von Bourbon, beigesetzt; sein Herz kam in die Collegiatkirche zu Moulins.

Herzog Peter hatte mit seiner Gemahlin Anna einen Sohn Karl, Grafen von Clermont, gezeugt, der, vor der Tochter geboren, in seiner Kindheit gestorben war. Es erlosch also mit ihm die ältere männliche Linie des Hauses Bourbon; denn auch seine Brüder waren (ebenso seine Schwestern) längst gestorben ohne eheliche Leibeserben. Seines jüngern Bruders Ludwig, Bischofs von Lüttich, drei natürliche Söhne nahm er nach dessen Ermordung 1482 zu sich, sorgte für ihre Erziehung und ihr Unterkommen. Sie traten nachmals an Karl's VIII. Hofe unter dem Namen Bastarde von Lüttich auf. Ebenso großmüthig erwies er sich gegen die natürliche Tochter seines Bruders, des Cardinals und Erzbischofs von Lyon, indem er sie 1484 bei ihrer Verheirathung anständig ausstattete. Nicht minder mildthätig zeigte er sich nach seines Schwiegervaters Tode gegen die verarmten Kinder des hingerichteten Herzogs, Jacob von Nemours, indem er ihnen für die entrissenen Gebiete Entschädigungen verschaffte. Mit Anna von Valois scheint Peter zwar ganz einig gelebt zu haben, mußte aber doch, da sie politisch nicht immer einerlei Meinung waren, zuweilen durch sie leiden. Er hatte sie kurz vor seinem Tode noch zur Universalerbin eingesetzt, dafern seine Tochter unvermählt sterben würde. Peter hatte als Herzog von Bourbon verschiedene Münzen prägen lassen, davon die auf die Nachwelt gekommenen silbernen Stücke die Inschrift führen: PETRUS D. G. DUX BORBON. TREVOL. mit dem Wahlspruche Sit Nomen Domini Benedictum. Der Prägort war Trévoux. Mit seiner Gattin hatte er in seinen Landen mehre gute Einrichtungen getroffen, neue Kirchen erbaut, alte verbessert und ausgeschmückt und die Kapelle zu Riom gestiftet. Anna fuhr als Witwe fort, die hinterlassenen Besitzungen trefflich zu verwalten. Sie gründete auch das Kloster der Minimen zu Gien, sorgte für das Aufkommen des von ihrer unglücklichen Schwester Johanna, Herzogin von Berri (s. d. Art.), gestifteten Ordens der Annunciaden und stattete viele arme Mädchen zu ihrer Verheirathung aus. Nach ihres Gemahls Tode gelang es ihr, ihre verwachsene und häßliche Tochter Susanna mit der ganzen Erbschaft dem reichen Hause Alençon wieder zu entziehen; denn Ludwig von Bourbon-Vendôme, Vormund des jungen Grafen Karl von Montpensier, setzte den Kampf für seines Mündels Erbrechte fort, und zog auch den König Ludwig XII. auf seine Seite. Dieser beredete die Herzogin Anna, daß sie ihre Tochter am 10. Mai 1505 zu Moulins mit dem Prätendenten Karl vermählen ließ. Im Heirathsvertrage vermachten sich beide Verlobte einander ihre Erbrechte. Beide waren mit einander im Hause des verstorbenen Herzogs Peter erzogen worden. Dem Herzoge von Alençon versprach man zur Entschädigung die Schwester Herzogs Franz I. von Valois und Angouleme, Margarethe von Valois zu geben. Anna vermehrte nachmals die Rechte ihres Schwiegersohnes, der nunmehr als Herzog Karl III. von Bourbon und Auvergne auftrat, durch die Ansprüche auf Provence, welche sie dem Herzoge von Lothringen abgekauft hatte. Am 28. April 1521 erlebte sie den Gram, ihre Tochter zu verlieren, nachdem ihre Enkel ebenfalls schon dahin geschieden waren. Ebenso kränkten sie die Verfolgungen, welche ihr Schwiegersohn nun von Königs Franz I. Mutter, Luise'n von Savoyen, zu erdulden hatte; und da ihm seine Erbrechte von dieser mit parteilichem Nachdrucke abgesprochen wurden, so soll sie auf dem Sterbebette ihrem Schwiegersohne den Rath gegeben haben, sich in die Arme des jungen Kaisers Karl V. zu werfen. Anna starb in dieser verzweiflungsvollen Stimmung am 14. Nov. 1522 zu Chantel und wurde neben ihrem Gemahle zu Souvigni beigesetzt. Auch dort liegt ihre Tochter begraben[7]. (*B. Röse.*)

12) Herzoge von Bretagne.

Peter I., genannt Mauclerc, Stammvater des letzten Herrschergeschlechtes in Bretagne, war Großenkel Königs Ludwig VI. oder des Dicken von Frankreich und zweiter Sohn des Grafen Robert II. von Dreux und Braine aus zweiter Ehe mit Jolande'n von Coucy. Sein Geburtsjahr ist schwer zu ermitteln; indessen wird er sammt seinem ältern Bruder Robert III. und seiner Mutter bereits 1205 in einer Urkunde bei Duchesne erwähnt, derzufolge sein Vater mit den Mönchen zu Igny in Tardenois einen Vergleich abschloß. Da Peter nach alten übereinstimmenden Nachrichten von Hause aus kein glänzendes Glück zu erwarten hatte, so wollte es ihm sein Vater im geistlichen Stande, welchem der Sohn geweiht wurde, verschaffen helfen. Der junge Graf studirte auch wirklich auf der pariser Universität, wo ihn aber Unruhe und vorherrschende Neigung zu den Waffen von den Wissenschaften wieder ab und an den ihm verwandten Hof Königs Philipp August zogen. Die Kriege dieses Monarchen mit England gaben ihm Gelegenheit zur Auszeichnung und 1209 wurde er zum Ritter geschlagen[1]). Drei Jahre darnach half er seinem Oheime, dem Bischofe Philipp von Beauvais, den unruhigen Grafen von Boulogne, Reinhold von Dampierre, bekämpfen. Um dieselbe

7) Außer den angeführten Werken wurden noch benutzt: *Désormeaux*, Histoire de la maison de Bourbon. T. I. et II. *Achaintre*, Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de Bourbon. T. I. *Sainte-Marthe*, Histoire généalogique de la maison de France. T. II. *Anselme*, Histoire de la maison royale de France. T. I. *Sismondi*, Histoire des Français. T. X. XIII—XV. und l'art de vérifier les dates. T. III.

1) *De Limiers*, Annales de la monarchie française. II, 215.

Zeit ersah ihn Philipp August, welcher zuletzt noch in diesen Kleinkrieg gezogen worden war, zum Gemahle der Erbprinzessin Alix (Adelheid) von Bretagne, der älteren Tochter Constanzen's aus dritter Ehe mit Veit von Thouars. Constanze, auf welcher die Erbrechte ruhten und von der sie auf ihre Kinder rechtmäßig übergingen, war zu Ende d. J. 1201 gestorben und hatte aus erster Ehe einen Sohn Artur und eine Tochter Eleonore hinterlassen. Jener aber wurde anderthalb Jahre nach seiner Mutter Tode vom Könige **Johann** von England (s. d. Art.) umgebracht, und diese war durch denselben Wütherich in lebenslängliche Haft nach England abgeführt worden, sei es, um die vorgeblichen lehnherrlichen Rechte der englischen Könige auf Bretagne in Anspruch zu behalten, oder in günstigen Zeitumständen die Erbfolge in diesem Lande zu stören. Eleonore starb zwar erst 1241; da aber Neigung zur Aussöhnung mit England weder Anfangs bei den bretagner Baronen und bei den Königen von Frankreich vorhanden war, noch späterhin durch Umstände bei ihnen erweckt werden konnte, wie überhaupt die gefangene Prinzessin für die Politik selbst gänzlich bedeutungslos wurde und in völlige Vergessenheit gerieth, so blieb auch Alix anerkannte Erbin des Herzogthums und unter Philipp August's Beschirmung übernahm ihr Vater Veit mit dem Titel eines Regenten die vormundschaftliche Verwaltung. Dieser verlobte sie im J. 1209 mit Zustimmung und in Gegenwart, wenn nicht auf Geheiß Königs Philipp August, mit dem jungen Grafen Heinrich von Penthièvre, der um etliche Jahre jünger war, als die Prinzessin, unter strengen Verbindlichkeiten zur französischen Krone [2]). Gar bald aber misfiel dem Könige diese Heirath, sei es, weil ihm der englische Einfluß durch das Herbeiziehen des angesehenen Hauses Penthièvre nicht genug zerstört schien, oder weil ihm der Bräutigam — er war 1205 geboren — noch jung und schwach war und der alte Veit kein langes Leben mehr versprach, wenn nicht der Papst wegen Ertheilung der Dispensation Schwierigkeiten erhoben hatte. Genug er brach nach Verlauf von fast drei Jahren dieses, seinen Absichten unzureichende, Verlöbniß, und erwählte mit Zustimmung des Vicomte von Thouars seinen schlauen, gewandten und tapfern Vetter, Peter von Dreux, zum Manne der Prinzessin, in der Hoffnung, einen getreuen Vasallen in ihm, den Engländern gegenüber, zu finden, während die Stände des Landes durch den herangereiften und erfahrenen Fürsten die zerrissenen Zustände des Landes wieder hergestellt und das verfallene herzogliche Haus wieder emporgebracht zu sehen hofften.

Der alte Graf Robert von Dreux half diese Angelegenheit zu Stande bringen, und der Heirathsvertrag wurde nach Duchesne im November 1212 zu Paris geschlossen, unter ebenso bindenden Bedingungen zur Krone Frankreichs, als sie von Veit und den einheimischen Baronen früher eingegangen waren. Graf Robert II. von Dreux mußte einen Monat später dem Könige noch urkundlich versprechen, seinem Sohne, wenn dieser den Vertrag brechen werde, keinen Beistand zu leisten, vielmehr ihn zur Folgsamkeit anzuhalten. Sonntags vor Mariä Reinigung (27. Januar) 1213 (a. St.) leistete Peter, der sich nunmehr bald Graf, bald Herzog von Bretagne nannte, dem französischen Monarchen den Lehneid mit Übernahme von persönlichen Dienstpflichten und mit dem Versprechen, Philipp August's Verträge und Verhältnisse mit und zu den Baronen der Bretagne in Kraft zu lassen, sobald sie ihm huldigen würden, und dabei Nichts einzugestehen, wodurch seine Verbindlichkeiten zur königlichen Krone gefährdet werden könnten. Gleichzeitig verbürgten sich nochmals sein Vater, dann sein Bruder Robert III. und sein Oheim, der Bischof von Beauvais. Dennoch wurde Peter in der Folge einer der gefährlichsten Gegner der französischen Krone, und Philipp August's Enkel, Ludwig IX., sagte einst von ihm: Je jàmais n'ai trouvé pis qui mal m'ait voulu faire que lui.

Sein Schwiegervater Veit zog sich sofort von den öffentlichen Geschäften zurück (er starb am 13. April 1213 a. St.) und Peter übernahm für sein kaum erst 13 Jahre altes Weib die Verwaltung des Landes, soweit es ihm die Waffendienste für Philipp August gestatteten. Seine Hochzeit feierte er vermuthlich noch vor Ablauf des Jahres 1212 gleichzeitig mit der Vermählung seiner Schwägerin Katharine von Bretagne (die Bouchard Margarethe nennt), mit dem Barone Andreas von Vitré zu Rennes [3]). Im April 1213 befand sich Peter mit seinem Vater und seinen Brüdern in der Reichsversammlung zu Soissons, und vereinte sich mit den Anwesenden zu einem Angriffe auf England. In der Normandie sammelte sich ein furchtbares Heer; allein die Vermittelung des päpstlichen Legaten Pandulf trat dazwischen und das Heer brach in Flandern ein, wo sich Peter, mit seinen geharnischten Reitern immer voran, sehr tapfer erwies. Von dort eilte er 1214 an die Loire zurück, als König Johann in Guienne gelandet und durch Poitou bis Nantes vorgedrungen war. Nach Matthieu Paris warf sich der Graf mit seinem Bruder Robert, den die Zeitgenossen den Getreideverderber nannten, in die bedrängte Stadt und schlug die Engländer zurück. Bei deren Verfolgung gerieth Robert in der Hitze mitten unter die Flüchtlinge, wurde ergriffen, als Gefangener fortgeführt und erst nach der Schlacht bei Bouvines gegen den Grafen von Salisbury wieder ausgelöst. Den Krieg an der Loire und in Poitou endete mit Glück die Herbeikunft des Kronprinzen Ludwig VIII. Der Antheil Peter's an diesem Feldzuge hinderte ihn, den Sieg der Franzosen bei Bouvines erkämpfen zu helfen. Noch vor Wiederherstellung der Ruhe gewann er den Oheim seiner Gemahlin, den mächtigen Vicomte von Thouars, der es mit dem Könige von England hielt, und vermittelte dessen Aussöhnung mit Philipp August.

2) *Verlot*, Établissement des Bretons dans les Gaules. II, 35 sq.

3) Vignier (in s. traité de l'ancien estat de la petite Bretagne) setzt S. 315 die Heirath ins Jahr 1213, ebenso Bouchard (in s. croniques Annalles des pays dangleterre et bretaigne Blatt 90).

Als im J. 1219 der Kronprinz Ludwig sich zu einem Kreuzzuge gegen die Albigenser in Languedoc rüstete, nahm auch Peter das Kreuz. Ein Gleiches thaten der Graf von Saint-Pol, 30 andere französische Grafen, über 20 Bischöfe und 600 Ritter. Sie brachten gegen 10,000 Bogenschützen zusammen, zogen — an der Spitze Ludwig VIII. — dem Grafen Amalrich von Montfort zu, und belagerten mit ihm die Stadt und das Schloß Marmande. Sie zwangen den Platz zur Übergabe und Ludwig versprach den Einwohnern freien Abzug ohne Gepäck und Habe; ein Bischof aber wollte diesen Vertrag hintertreiben und verlangte, daß die Belagerten als Ketzer verbrannt werden sollten. Allein Peter von Bretagne und der Graf von Saint-Pol bestanden auf das gegebene Wort. Dennoch ließ der Bischof alle zurückgebliebene Leute in der Stadt durch den Grafen von Montfort umbringen und dieser bekam nur einen Verweis. Der hierauf unternommene Heerzug gegen Toulouse wurde vereitelt, und am 1. August mußten sich die Kreuztruppen wieder zurückziehen. Am 30. Jan. 1226 nahm Peter in der Reichsversammlung zu Paris abermals das Kreuz gegen den Grafen von Toulouse, welchen der päpstliche Legat als Ketzer in den Bann that und dem derselbe Ludwig, der inzwischen König von Frankreich geworden war, die ausgedehnten Besitzungen abnehmen wollte. Die Großen aber sahen dies ungern und fürchteten durch diesen neuen Zuwachs der Krone auch eine Vermehrung der Macht ihres Lehnherrn. Das zügellose Kreuzheer sammelte sich indessen zu Bourges. Peter stieß hier mit seinen Rotten zum Könige und ging zu Ende Mai's über Lyon nach Avignon, welche Stadt zwar den König und eine gewisse Anzahl Ritter, nicht aber das ganze Kreuzheer, wie gefodert wurde, hinter seinen Mauern aufnehmen wollte. Sie setzte sich zur Wehr und den 10. Juni begann die Belagerung. Im Gange derselben brachen mancherlei Unglücksfälle und verheerende Seuchen unter den Belagerern aus, und unter den Großen befanden sich Mehre, welche die Macht des Königs vergrößern zu helfen nicht gesonnen waren, sondern misbilligten, daß man den sich als rechtgläubigen Christen erwiesenen Grafen Raimund VII. von Toulouse vernichten wollte. Unter diese Misvergnügten rechnete man die Grafen Theobald IV. von Champagne, Peter von Bretagne und Hugo von La-Marche und Angouleme. Theobald verließ nach 40tägigem Kriegsdienste das Kreuzheer, obschon ihn der König dringend und drohend auffoderte, sich nicht zu entfernen. Indessen scheint Peter das Heerlager nicht verlassen, sondern die Übergabe der Stadt im September abgewartet zu haben; aber am Sterbebette des Königs zu Montpensier im November 1226 war er nicht zugegen. Man sagt überhaupt, daß zwischen ihm und diesem Monarchen eine Feindschaft aus folgendem Grunde obgewaltet habe.

Seine Gemahlin Adelheid war den 21. Oct. 1221 gestorben, und Peter hatte als Witwer, zu Folge einer alten Nachricht bei Duchesne, sein Auge auf die schöne und reiche Gräfin Johanna von Flandern (s. d. Art.) geworfen, die ein lockeres und verliebtes Leben führte, da ihr Gemahl, der Infant Ferdinand von Portugal, seit der Schlacht bei Bouvines (1214) Gefangener des Königs von Frankreich war und von ihr auch nicht besonders geliebt wurde. Sie sagte daher dem ritterlichen Grafen Peter ihre Hand zu, und dieser erlangte vom Papste Honorius III. den Scheidungsbrief für Johanna; allein König Ludwig VIII. wollte, als er davon Nachricht erhielt, diese Heirath nicht zugeben, noch weniger gestatten, daß die beiden ansehnlichen Lehnländer Bretagne und Flandern vereint werden sollten. Zum Verdrusse Peter's erleichterte er also die Befreiung Ferdinand's. Darauf soll sich Peter aus Rache mit den Grafen von La-Marche und Champagne gegen den König verschworen und bei der Belagerung Avignons sich demselben verdächtig gemacht haben, ein Einverständniß mit dieser Stadt und dem Grafen von Toulouse zu unterhalten. Gewiß ist, Peter hatte schon am 19. Oct. 1225 mit König Heinrich III. von England, welcher die seinem Vater entrissenen französischen Provinzen gern wieder zurückerobern wollte, ein Bündniß geschlossen; er war überdies durch seine Gattin Alix Graf von Richmond und sonach englischer Vasall geworden, woraus er Gelegenheit nahm, die Ansprüche Englands den französischen Verbindlichkeiten und umgekehrt diese jenen entgegen zu setzen. Das Verbündniß mit Heinrich nun fesselte ihn jetzt an England. Peter versprach darin seine Tochter Jolande (geb. 1218) dem Könige zum Weibe zu geben, und dieser gelobte mit seinem Bruder Richard, seine Freunde oder Feinde für die Ihrigen zu halten. In dieses Bündniß traten noch der mächtige poitevinische Baron Savary von Mauléon, mit welchem Peter schon öfters ganz Poitou durchzogen war, Graf Hugo X. von La-Marche und Angouleme nebst dessen Gattin Isabelle, welche des Königs von England Mutter war, und der Vicomte von Thouars. Heinrich III. war Haupt des Bundes; da er aber zu Hause mit seinem Bruder und seinen Baronen Händel bekam, so mußte sich Graf Theobald IV. von Champagne an die Spitze der Misvergnügten stellen; denn dieser hatte ohnehin das Bündniß verhandelt und die Großen auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die ihnen drohen würden, wenn der König von Frankreich den Grafen von Toulouse stürzen würde. Nach Ludwig's VIII. Tode blieben die Verbündeten in den Waffen und weigerten sich, zur Krönung Ludwig's IX. in Rheims zu erscheinen. Ihre Absicht war, die Königin-Witwe Blanca nicht als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes anzuerkennen, weil sie eine Castilianerin war. Vielleicht machte Peter selbst, als Prinz von königlichem Geblüte, Ansprüche an die Regentschaft. Blanca aber eilte im Februar 1227 mit ihrem Sohne nach Tours und weiter durch Poitou nach Loudun, die Kronvasallen zu sich bescheidend. Die verbündeten Großen, die in Thouars zusammenkamen, wußte sie unter einander uneinig zu machen und der in sie verliebte Graf Theobald war der erste, welcher dem Bündnisse entsagte, ins königliche Lager ging und sich versöhnend unterwarf. Seinem Beispiele folgten insgeheim Mehre, und da Drohungen gegen den Abfall nur Zwiespalt verursachten, so mußten sich die verlassenen Bundesglieder, welche unversöhnlichen

Sinnes waren, auch unterwerfen. Dieses Schicksal hatten Peter von Bretagne und der Graf von La-Marche schon im folgenden Monate. Auf wiederholtes Verlangen erschienen sie den 16. März vor dem Könige und seiner Mutter zu Vendôme, und entsagten dem Bunde, vornehmlich dem Könige von England. Peter's Tochter Jolande mußte ihren Eheverspruch mit ihm aufheben und sich zur Befestigung dieser Aussöhnung mit des Königs Ludwig IX. Bruder Johann (nicht Karl), welcher Anjou und Maine zur Apanage erhalten sollte, verloben und versprechen, ihn, wenn er sein 14. Jahr erreicht haben würde, zu heirathen. Peter erhielt bis dahin die Verwaltung der Apanageländer seines Schwiegersohns und für sich selbst den erb- und eigenthümlichen Besitz der Schlösser Saint-James-de-Beuvron, la-Perriere und Belesme. Im folgenden Monate October wurden diese Bedingungen von Neuem verbrieft und Peter mußte versprechen, seine Tochter bis zu ihrer Vermählung der Aufsicht einer Anzahl namhafter Großen des Reichs zu überliefern. Allein der Graf hielt nicht Wort, er lieferte seine Tochter nicht aus und verband sich wieder mit den angesehenen Baronen, welche bei der Aussöhnung mit dem königlichen Hofe die erwarteten Vortheile nicht gewonnen hatten. Sie versammelten sich zu Corbeil und beschlossen, den jungen König seiner Mutter zu entführen und der Obhut seines Oheims Philipp Hurepel anzuvertrauen. Sie wollten ihn nach Vendôme locken, ihm daselbst Rechenschaft von ihrer Unzufriedenheit ablegen, und Peter übernahm es, mit einer Anzahl Reiter den jungen König bei Etampes aufzufangen und hinwegzuführen. Kaum war dieser bis Montlhéri gekommen, so wurde der Plan verrathen, und Blanca eilte mit ihrem Sohne nach Paris zurück. Aus Verdruß hierüber gingen die Verbündeten aus einander und versprachen, daß Jeder von ihnen nach erfolgter Auffoderung dem Könige nur mit zwei Rittern Lehndienste leisten wollte. Schon im Frühjahre 1228 wurde der Heerbann zusammengerufen, weil die Regentin Blanca Peter'n von Bretagne angreifen wollte, welcher in seinem Eifer geschworen hatte, sie aus Frankreich zu verjagen. Die Großen hielten Wort und erschienen mit so wenig Leuten, als sie gelobt hatten. Der Graf Peter erlangte dadurch die Überlegenheit im Felde und seine heimlichen Freunde im Heere der Königin verließen sich schon auf eine Niederlage derselben. Da erschien der Graf von Champagne plötzlich mit seinem kleinen Heere bei ihr und rettete sie aus der Verlegenheit. Weil er aber für einen wetterwendischen Fürsten galt, welcher leicht zu verführen war, so leiteten die misvergnügten Barone geheime Verhandlungen mit ihm ein und brachten ihn wieder auf ihre Seite. Die Heere trennten sich ohne Kampf. Graf Peter vergaß nun alle für seine Tochter eingegangene Verbindlichkeiten und bot sie dem Grafen Theobald zum Weibe an. Der Vorschlag fand bei diesem um so geneigteres Gehör, als Jolande, wegen der Schwächlichkeit ihres Bruders Johann, Aussichten auf die Nachfolge in den Erbländern bekommen hatte. Die Heirathssache sollte nach getroffener Abrede in der Abtei Valserre (? Valsecret) bei Chateau-Thierry abgeschlossen werden. Fräulein Jolande kam zu bestimmter Zeit mit ihren Ältern dahin und Theobald befand sich auch auf dem Wege, als er in einem Briefe Blanca's dringende Abmahnungen mit der Drohung erhielt, seine Besitzungen in Frankreich zu verlieren, wenn er sich mit der Tochter von ihres Sohnes ärgstem Feinde verheirathen werde. Aus Liebe zur Regentin nahm Theobald sein Wort, das er dem Grafen von Bretagne gegeben hatte, zurück und schloß sich wieder an den königlichen Hof an, wodurch sich nun die Gerüchte von seiner Liebschaft zu Blanca erst recht verbreiteten. Die misvergnügten Barone, und unter ihnen Peter, gaben jetzt, da sie sich zum zweiten Male von ihrem Haupte getäuscht sahen, den Vorsatz auf, die Regentin Blanca zu stürzen, schmähten aber den Grafen Theobald und nannten ihn den Vergifter Königs Ludwig VIII. Der Oheim des jungen Königs, Philipp Hurepel, schwur, seinen Bruder zu rächen und erklärte dem Grafen von Champagne den Krieg. Auch Graf Peter wollte für die empfangenen Beleidigungen Rache nehmen, und sammelte als Haupt der Misvergnügten ein Heer, während die Königin Alix von Cypern herbeigerufen wurde, um als Tochter von Theobald's IV. Oheime, Heinrich II., welcher dessen Vater im Alter vorangegangen war, ihre Erbrechte auf Champagne geltend zu machen. Die Verbündeten, durch den Übertritt des Herzogs Hugo IV. von Burgund verstärkt, welcher eine Nichte Peter's, Jolande von Dreux, heirathete, griffen im J. 1229 den Grafen Theobald von zwei Seiten an, und trieben ihn dergestalt in die Enge, daß er selbst, von seinen Unterthanen verlassen, mehre seiner Plätze zerstören mußte, um seinen Feinden die feste Stellung in seinen Gebieten zu erschweren. Der König und Blanca foderten diese zur Einstellung ihrer Feindseligkeiten auf, und als sie nicht darauf achteten, führte Ludwig ein Heer herbei, konnte aber seine Gegner nicht zum Schlagen bringen, weil sie sich scheuten, gegen ihren König zu fechten. Sie erboten sich nach mehrfachen Unterhandlungen zum Abzuge, sobald ein Vergleich zwischen dem Grafen von Champagne und der Königin von Cypern, in deren Namen sie den Krieg zu führen vorgaben, vermittelt werden würde. Doch verlangte Ludwig zuvörderst ihren Abzug. Dieser erfolgte, sobald sich einige von den Gegnern mit dem Grafen verglichen hatten, und die Sache der Königin Alix wurde der Entscheidung eines Schiedsgerichts überlassen, das jedoch erst 1234 seinen Ausspruch that. Graf Peter, von allen Freunden verlassen, war inzwischen mit verstärktem Grolle nach Hause gezogen und da der Sturm über ihn allein loszubrechen drohte, so eilte er nach England und foderte den König Heinrich zu seiner Rettung auf, während er ihm am 9. Oct. 1229 huldigte.

Mittlerweile sprach ihm Blanca die Lehen in Anjou ab und foderte ihn im Namen ihres Sohnes auf, Sonntags nach Weihnachten vor demselben zu Melun zu erscheinen. Darauf kam sie mit ihrem Sohne und dem Grafen von Champagne nach Anjou, griff seine Lehnbesitzungen verwüstend an und war eben im Begriffe, Belesme wegzunehmen, als Peter am 21. Jan. 1230 (a. St.) eine Protestation erließ, worin er sich über ein wi-

derrechtliches Verfahren beschwerte. Namentlich fand er die Ladung nach Melun unstatthaft, da ihm hierbei die gebührliche Frist von 40 Tagen nicht zugestanden worden sei; ferner beklagte er sich, daß die Königin die von ihm schriftlich übergebenen Klagen den Baronen, die über ihn hätten zu Gericht sitzen sollen, nicht habe mittheilen wollen und daß er nicht für die vom Könige und von den Seinen erlittenen Schäden habe Genugthuung erhalten können. Darum kündigte er demselben seine Lehnpflichten auf und foderte ihn noch besonders durch einen abgeschickten Tempelherrnritter zum Kampfe heraus. Indessen geschah vorläufig nichts, als die Eroberung Belesme's durch das königliche Heer, da Peter diesem Platze nicht zu Hilfe kam. Blanca mußte, da der Vasallen Dienstzeit abgelaufen war, ihr Heer entlassen und konnte es erst im Frühjahre 1230 wieder zusammenberufen. Da landete aber König Heinrich von England am 3. Mai mit einem ansehnlichen Heere zu S. Malo, und Peter vertraute ihm, zum Verdrusse seiner Barone, welche eben darum zum großen Theil auf Ludwig's IX. Seite traten, den Schutz seines Landes an. Die Engländer indessen benutzten ihre Stärke nicht, da die Franzosen über die bretagner Grenze hereindrangen und Ancenis wegnahmen. Jetzt foderte Ludwig den Grafen auf, sich vor den Richterstuhl seiner Pairs und Reichsbarone zu stellen, und da er nicht erschien, so erklärte ihn dieser Gerichtshof am 30. Juni für einen Staatsverräther, der bretagner Lehen verlustig, mit Vorbehalt der Rechte, die sein Sohn und seine Tochter besaßen. Darauf wurden auch die Barone des Herzogthums dem Könige verpflichtet [4]). Gleichwol geschah nichts Erhebliches mit den Waffen. Die Kronvasallen verließen nach Ablauf ihrer gewöhnlichen Dienstzeit das königliche Lager und warfen sich aus Rache über die Grafschaft Champagne her, deren Besitzer sie im steigenden Einflusse an Blanca's Hofe erkannt hatten. Die Engländer nahmen inzwischen Saintes und Mirebeau weg, kehrten nach Nantes zurück und überließen sich festlichen Vergnügungen. Sobald das Geld verjubelt und das Heer durch Krankheiten geschwächt worden war, kehrte Heinrich III. nach England zurück. Er hinterließ zu Peter's Verfügung 500 Ritter und 1000 Söldner unter der Leitung des Grafen von Chester. Sie unternahmen Streifzüge in die Normandie und nach Anjou.

Mittlerweile hoffte die Regentin Frankreichs den Richterspruch an Peter vollstrecken zu können, und als sie den Krieg zwischen Theobald IV. von Champagne und den erbitterten Baronen beigelegt hatte, drang der König mit einem Heere im Frühjahre 1231 abermals in das Fürstenthum Bretagne ein. Die englischen Hilfstruppen aber schlugen aus einem Hinterhalte die französische Nachhut und nahmen die Gepäckwagen sammt den Kriegsmaschinen weg. Dieser Unfall erweckte in der Regentin friedliche Gesinnungen, mit welchen ihr auch der erschöpfte König von England und selbst der unruhige Graf Peter entgegenkamen. Und so wurde mit päpstlicher und des Grafen von Dreux Vermittelung am 4. Juli zu S. Aubin du Cormier ein dreijähriger Waffenstillstand zu Stande gebracht [5]). Zugleich gab man jedem zurück, was er entweder durch Anhänglichkeit an die Königin oder an den Grafen Peter verloren hatte [6]). Sieben bretagner Barone verpfändeten sich für die Aufrechthaltung der Übereinkunft, und Philipp Hurepel, Grafen von Boulogne, wurde, da er die Aufsicht darüber bekam, die Bewachung mehrer unterpfändlicher Schlösser anvertraut. Er starb aber zwei Jahre darnach und Peter nahm wieder Besitz von diesen Plätzen.

Während von Außen die Ruhe hergestellt war, im Innern der Bretagne aber Unruhen, wie weiter unten erzählt werden wird, entstanden, näherte sich der versöhnlich gewordene Graf Peter seinem alten Bundesgenossen Theobald von Champagne wieder, und Beide einten sich in dem Vorsatze, eine Heirath zwischen ihren Kindern zu stiften. Theobald IV. hatte damals nur eine Tochter Blanca aus seiner zweiten Ehe mit Agnes von Beaujeu, welche für die Erbin seiner Grafschaften in Frankreich und auch des Königsreichs Navarra galt, wo Sancho VII., des Grafen Mutterbruder, herrschte und seinen Neffen, da er kinderlos war, zum Nachfolger auf dem Throne bereits bestimmt hatte. Blanca nun sollte Peter's Sohn Johann I. heirathen und ein mächtiges Reich gründen, allein dieses misfiel der hellsehenden Königin Witwe von Frankreich und sie wußte durch päpstliche Einmischung diese Heirath so lange zu hintertreiben, bis Theobald wieder geheirathet hatte und er nebst Peter die Rücksichten gegen Frankreich wieder hintansetzen konnte.

Grade als der Waffenstillstandsvertrag von 1231 seinem Ende nahete, starb eine für die Erhaltung der Ruhe wichtige Person, der Graf Robert III. von Dreux, der oftmals den Vermittler zwischen dem königlichen Hofe und seinem Bruder Peter von Bretagne gemacht hatte. König Heinrich III. schickte diesem zeitig einige Hilfstruppen und Blanca sandte ihren Sohn zu Anfange Juli's 1234 mit einem Heere in die Bretagne. Er griff das Land auf drei Punkten an, und da er einen Verlust erlitt, so bat und erhielt Peter ohne Vorbewußt des Königs von England eine Waffenruhe im August [7]), während welcher er nach England reiste und den König um größere Unterstützung ansprach. Er vernahm aber gar bald, daß dort sein Zutrauen untergraben und für ihn Nichts zu hoffen war; also kündigte er sein Bündniß mit Heinrich, der ihm schon einige Male den Beistand versagt hatte, auf, reiste nach Paris und unterwarf sich im November 1234 dem Könige Ludwig IX. Matthieu Paris erzählt einem Gerüchte nach, wenn er von des Grafen Demüthigung Folgendes beibringt: Er warf sich mit einem Stricke um den Hals vor des Königs Füße und bat um Gnade, und der heil. Ludwig empfing ihn mit einem Ausbruche des heftigsten Zornes: Elender Verräther, obgleich Du einen schmählichen Tod verdient hast, so verzeihe ich Dir doch aus Rücksicht auf Deine edle Abkunft; allein Bretagne werde ich Deinem Sohne blos

4) *Vignier* l. c. 316 sq.

5) *Vignier* l. c. 326 sq. 6) Schmidt's Geschichte von Frankreich nach Morice de Beaubois. 7) *Vignier* l. c. 332.

auf Lebenszeit lassen, dann soll das Land mit der Krone vereint werden. Mag dies auch ein ersonnenes boshaftes Gerücht der Engländer sein, — Vertot vertheidigt seine Echtheit — so ging der gedemüthigte Fürst doch auf Alles ein, was Ludwig und seine Mutter von ihm verlangten. Er versprach, ihnen gegen Jedermann zu dienen, gelobte weder England noch sonst einem Feinde des königlichen Hauses anzuhängen, gab dem Könige auf immer wieder heraus, was er seiner Freigebigkeit in Anjou und Maine verdankte, namentlich die Schlösser S. James-de-Beuvron, Perrière und Belesme, und überlieferte ihm zur Bürgschaft auf drei Jahre noch die Schlösser S. Aubin du Cormier, Chanteauceaux und Mareuil[8]). Ferner gelobte er, seinen Baronen alle entrissenen Vorzüge und Vortheile zurückzugeben und — dies wird als nicht verbürgte Nachricht hinzugefügt — sobald sein Sohn volljährig geworden sei, auf seine Kosten fünf Jahre lang in Syrien gegen die Sarazenen zu kämpfen. Hingegen nahm ihm der König von England die Aufkündigung seiner Lehnpflichten übel, entriß ihm die Grafschaft Richmond, und Alles, was er außerhalb des Festlandes besaß. Peter's Waffendurst benutzte dieses Misgeschick zu neuen Thaten. Er rüstete mehre Schiffe aus und fügte den englischen Handelsschiffen durch Seeräuberei großen Schaden zu. Im J. 1236 ließ er sich von dem am französischen Königshofe schwer beleidigten Grafen Theobald von Champagne verleiten, nochmals in ein Bündniß mit mehren Großen einzugehen gegen die Königin Blanca, deren Einfluß, ungeachtet der eingetretenen Mündigkeit ihres Sohnes Ludwig IX., immer noch sehr bedeutend war und Mismuth erregte; Theobald aber und seine Bundesgenossen kamen den feindseligen Angriffen des Königs durch Aussöhnung und Vergleiche zuvor. Indessen blieb doch nach Matthieu Paris eine Art von Verbindung unter den mächtigeren Kronvasallen in Kraft und sie suchten dieselbe — freilich ohne Erfolg — durch Heirathen noch mehr zu befestigen. So kam eben jetzt die Heirath von Peter's Sohne, Johann, mit des Grafen von Champagne Tochter, Blanca, welche mit vollem Erbrechte, als sei sie ihres Vaters einziges Kind, ausgestattet wurde, zu Stande. Gleichzeitig oder gewiß doch zwei Jahre später (1238) gab er seine Tochter Jolande dem ältesten Sohne seines Bundesgenossen von La-Marche, dem braunen Grafen Hugo XI., aus dem Hause Lusignan. Die eingetretene fünfjährige Waffenruhe und Verschwägerung zwischen den Königen von Frankreich und England hinderten den engen Anschluß dieser Großen an den König Heinrich III.

Im November 1237 übergab Peter seinem mündig gewordenen Sohne Johann I. (s. d. Art.) die Verwaltung der Gebiete, die er seit 1213 übernommen hatte. Von Außen her in dieser Periode sehr beschäftigt, wie eben erzählt worden ist, machte er sich doch auch im Innern des Landes Bretagne vollauf zu thun. Er hatte sich in den politischen Verwicklungen unter den Großen der französischen Monarchie als einen ehrgeizigen, ränkevollen und gewandten Staatsmann und Krieger erwiesen, der zwar keine Furcht kannte, aber ohne Rast und Besonnenheit die Umstände nur zu vorübergehenden Vortheilen zu benutzen verstand, jedoch dabei keinen besonderen Werth auf das Rechte legte, noch immer die erfoderliche Tiefe von Scharfsicht und Gediegenheit des Charakters bewies. Er blieb immer ein Abenteurer in zwiefachen Vasallenverhältnissen, welche endlich zerrissen werden mußten, d. h., er mußte das eine, das englische, aufgeben, um das andere, das französische, zu erhalten. Jene doppelte Lehnpflicht hatte ihn in den stürmischen und unruhigen Zeiten freilich ziemlich unabhängig gehalten, wobei ihm vornehmlich die Lage Bretagne's sehr zu statten kam. Der Unabhängigkeitssinn aber, der ihm eigen war, fand sich auch unter den Bewohnern des Herzogthums; sie stützten denselben auf ihre alte Verfassung, auf die eigenthümliche Landessprache, welche den Franzosen unverständlich war, und eben auch auf die Beschaffenheit der Lage ihrer Heimath. Ihre Freiheiten, Rechte und Vorzüge schonte Peter jedoch nicht, sondern verletzte sie öfters zur Hebung der fürstlichen Macht; daher er frühzeitig mit ihnen in Händel gerieth. Seine Feinde wurden ziemlich gleichzeitig der Adel und die Priesterschaft, deren Rechte er aus souverainer Machtvollkommenheit angriff, wodurch er zu großen Übeln und Spaltungen im Lande Veranlassung gab. Er bekam deshalb und vermuthlich noch besonders wegen seiner standhaften Widersetzlichkeit gegen die Eingriffe der Priestergewalt den Spottnamen Mauclerc, welches Wort ebenso viel als mauvais clerc oder mauvais savant sagen will[9]). Zuerst sah sich der Adel durch einen Zoll, den Peter auf die Waaren in den Häfen gegen alles Herkommen legte, verletzt: er trat zusammen und hinderte die Hebung dieser Abgabe. Zwar wußte der Fürst Einzelne von demselben wieder zu trennen, der Streit aber dauerte doch fort, bis er die Gerichtsbarkeit und die Vorrechte der Geistlichkeit angriff, worüber der dabei sehr betheiligte Adel seinen Groll vergaß und auf Peter's Seite zurücktrat. Dieser hatte durch Nachforschungen gefunden, daß der Klerus sich durch Simonie, Erpressung und Raub viele Vortheile

8) Die Urkunden bei *Vignier* l. c. 335 sq.

9) Diese Deutung ist von Joinville und den bretagner Chronisten auf Mangel an Staatsklugheit bezogen und darum behauptet worden, daß man Peter jenen Beinamen beigelegt habe, als er sich 1234 dem Könige von Frankreich unterworfen hatte. Darauf bezieht sich namentlich auch die Stelle bei *Bouchard* 97, wo es heißt: Icelluy duc Pierre fut appelle mauclerc, et ainsi est appelle par les registres des greffes du parlement de paris, et par les cronicques de france es endroiz ou il est faicte mention de luy. Et ne fut pas appelle mauclerc sans cause, car sil eust este clerc et discret ou quil eust voulu croyre le conseil des sages et clercs lettrez et entenduz il eust preserve et garde le duche de bretaigne qu'estoit le propre heritage de sa femme de cheoir en celle submission ou jamais navoit este submis comme confesse le roy mesmes par la lettre du dit traicte. Es ist aber dieser Vertrag schon längst sehr angefochten und für ein späteres Machwerk gehalten worden, obschon Peter's Unterwerfung mit Lehndienst nicht bezweifelt werden kann. Man behauptet auch, der Graf oder Herzog sei von seinen Zeitgenossen Mauclerc genannt worden, weil er dem geistlichen Stande selbst, dem er bestimmt gewesen, untreu geworden wäre.

erworben hatte und unter der Farbe löblicher Gewohnheiten das Volk widerrechtlich drückte. Namentlich fiel auf, und Peter verhinderte, daß die Geistlichen von allen verstorbenen Eheleuten ein Drittel von ihrer beweglichen Hinterlassenschaft (tierçage genannt) und von jeder Hochzeit 40 Sols (past nuptial) verlangten. Da Volk und Adel diesen Vorwürfen Gehör schenkten, drohten gefährliche Unruhen gegen den Klerus auszubrechen. Die Sache kam vor den Richterstuhl des Papstes Honorius III., nachdem der Bischof von Nantes mit Zustimmung des Erzbischofs von Tours den kecken Priesterfeind 1217 mit dem Kirchenbanne belegt hatte. Der heilige Vater hob denselben zwar wieder auf, aber die Bedingungen, welche dieser machte, kümmerten den Fürsten wenig. Jene Abgaben an die Geistlichen scheinen in Kraft geblieben zu sein, da sie noch unter der Regierung Johann's I. ein Gegenstand heftigen Kampfes waren. Überdies war Graf Peter zu unruhig und unbeständig, wie zu verwickelt in die allgemeinen politischen Verhältnisse des Westens, als daß er mit beharrlicher Anstrengung in irgend einer Sache hätte siegreich durchgreifen können. Auch scheint der Grund seiner Ohnmacht bei diesen Streitigkeiten in seinen unklaren Begriffen von Recht und Redlichkeit gelegen zu haben, indem ihm bei seinen Eingriffen immer nur das Recht des Stärkern und die Willkür vor Augen schwebten. Denn während er über Ungerechtigkeiten der Geistlichkeit klagte und dagegen eiferte, vergaß er selbst, Gerechtigkeit auszuüben. Sein Adel wünschte den so äußerst gemisbrauchten und zu harten Bedrückungen führenden droit du bail, d. h. das Recht der Verwaltung und Nutznießung der Güter von minderjährigen Erben, abgeschafft zu sehen. Graf Peter fand aber zu große Vortheile in dem Fortbestehen dieses barbarischen Herkommens, als daß er den Vorstellungen seiner Barone hätte nachgeben sollen. Er übte dieses Recht in seinem ganzen Umfange mit aller Strenge aus, sodaß jegliche Schonung dabei zurückgesetzt wurde. Schon war der Mismuth groß hierüber, als er im J. 1221 mit dem Vicomte von Leon ebendeshalb in Streit gerieth und diesen aus seinen Besitzungen verdrängte. Der Vicomte fand in den Verbindungen mit Gleichgesinnten und Schicksalsgenossen starken Schutz und zog den benachbarten Adel noch auf seine Seite, darunter der Graf von Vendôme und der von Peter ebenfalls schwer beleidigte Seneschall von Anjou, Amalrich von Craon. Peter hingegen wußte den Vicomte von Rohan mit seinem starken Anhange und den Bischof von Nantes mittels Aussöhnung zu gewinnen, und sammelte mit ihrer Hilfe ein ansehnliches Heer. Schon hatten ihm die Gegner mehre Schlösser weggenommen, als sie der Fürst in der Gegend von Chateaubriant traf, welchen Platz sie eben belagerten. Es kam am 3. März 1222 (a. St.) dort zu einer blutigen Schlacht, in welcher Peter, obschon er mehr Fußvolk als Reiterei hatte, den Sieg davon trug. Der Graf von Vendôme und der Seneschall von Anjou fielen nebst vielen Andern in seine Hände. Diese wurden zu Ostern gegen ein Lösegeld freigegeben, jene Beiden aber mußten ein Jahr lang im Schlosse Touffou gefangen sitzen. Amalrich von Craon verlobte bei seiner Freilassung sein einziges Kind Johanna mit Peter's jüngerem Sohne Artur (geb. 1220), der aber bald nachher starb.

Ein Theil seines Adels blieb jener Niederlage ungeachtet fortwährend widerspenstig, und da auch die Geistlichkeit fortfuhr, ihm zu grollen, so baute Peter zu seiner eignen Sicherheit im J. 1223 das unbezwingliche Schloß bei dem Städtchen Saint-Aubin-du-Cormier und begnadete dieses mit mehren Vorrechten. Die feste Burg wurde wegen der Nähe des Waldes in der Folge ein Lieblingsaufenthalt der Fürsten von Bretagne. Im J. 1224 befehdete und bezwang Peter einen den Handelsleuten sehr gefährlichen Raubritter an der Loire, Theobald Crespin, und im folgenden Jahre wurden die Unruhen durch Adel und Klerus wieder bedenklich. Namentlich beschränkte er den letztern in der Ständeversammlung zu Nantes so sehr, daß es zu gegenseitigen Schmähungen kam, Peter abermals mit dem Banne belegt, die hohen Geistlichen aber verfolgt wurden. Die Bischöfe, die ihn gestraft hatten, beraubte er ihrer Pfründen und drei von ihnen mußten sogar ihren Sitz verlassen. Bei dieser Verfolgung wurden auch ihre Untergebenen nicht geschont. Wer von ihnen Sicherheit in den Kirchen suchen wollte, fand den Hungertod, denn Peter ließ sie dort einmauern. Matthieu Paris erzählt bei dieser Gelegenheit eine schauderhafte, jedoch nicht verbürgte Geschichte, die aber ganz zu Peter's Denkart stimmt. Ein reicher Bürger in einer bretagner Stadt, welcher Geldgeschäfte trieb, zerfiel mit seinem Bischofe und starb im Banne; da ihm das Begräbniß versagt wurde, so beschwerten sich die Hinterbliebenen bei dem Grafen. Peter befahl das christliche Begräbniß, und da der Ortsgeistliche dasselbe hartnäckig verweigerte, so ließ er denselben durch seine Diener mit dem todten Körper des Gebannten zusammenbinden und lebendig begraben. Auch gibt man ihm Schuld, daß er mehre Kirchen und Wohngebäude der Geistlichen habe niederreißen und das Material davon zu seinen Privatzwecken verwenden lassen. Diese Härte des Herzogs dauerte fort, bis im J. 1230 der Unwille über seine erneuerte Abhängigkeit von England allgemein wurde. Der Beistand, welchen er in der Ständeversammlung zu Redon verlangte, wurde verweigert, weil Adel und Geistlichkeit laut über seine Willkür schrieen und sich auf ein Breve von Gregor IX. beriefen, wonach die Unterthanen und Vasallen ihrer Pflichten gegen den Landesherrn entbunden und dieser mit der Kirchenstrafe belegt werden sollte, wenn er der Kirche nicht volle Genugthuung geben wollte. Die Einmischung der Königin Witwe von Frankreich in diese Gährungen, um den Grafen vollends zu stürzen, vergrößerte zwar die Gefahren, zumal da die bretagner Geistlichkeit Alles aufbot, sich durch Blanca zu rächen; allein mit Hilfe der Engländer trotzte er ihnen mit Erfolg und blieb auch von den Seinen dann nicht ganz verlassen, als ihn der König Ludwig, wie schon bemerkt, in die Reichsacht erklärt, d. h. der vormundschaftlichen Landesverwaltung entsetzt und Jedermann seiner Pflichten gegen ihn entbunden hatte.

Einer seiner ärgsten Feinde unter seinen Baronen

wurde derselbe Graf von Penthièvre, welcher früherhin mit seiner ersten Gattin verlobt gewesen war. Das Ansehen dieses Grafenhauses schien Peter'n überhaupt gefährlich zu sein, da es sich stets unabhängig zu halten trachtete. Darum unterstützte er die Ansprüche Olivier's von Tournemine auf einen Antheil dieser Grafschaft mit Erfolg, und als ihm Graf Heinrich von Penthièvre immer noch zu mächtig war, so entriß er ihm etliche Jahre hernach noch die Gebiete Guingamp, Lamballe, Tréguier und Saint-Brieuc. Darüber entrüstet, schloß sich der Graf 1230 den widerspenstigen Baronen und dem Heere des heiligen Ludwig an, konnte aber durch seinen Diensteifer nicht wieder gewinnen, was er verloren hatte. Denn setzte ihn auch der Vertrag von 1231 wieder in alle seine Besitzungen ein, so verlor er den größten Theil davon doch in der Folge, sei es durch einen Aufruhr der Barone im J. 1232, wenn derselbe keine Verwechselung mit dem Kampfe von 1222 ist [10]), oder doch durch einen spätern königlichen Richterspruch nach Peter's Aussöhnung mit Ludwig IX., im November 1234, auf immer wieder. Gewiß ist, Peter's Tochter, Jolande, erhielt durch ihren Heirathsvertrag mit Hugo XI. aus dem Hause Lusignan im Januar 1235 (? 1238) die Grafschaften Penthièvre und Porhoet zur Ausstattung, und als sie den 10. Oct. 1272 starb, nahm ihr Bruder, Herzog Johann I. von Bretagne, die Gebiete Penthièvre und Guingamp zurück und ließ seiner Schwester Söhnen blos Porhoet.

Im Übrigen wurde nach Argentré Bretagne in Folge von Peter's fortgesetzten Streitigkeiten mit seiner Landesgeistlichkeit 1231 mit dem Interdicte und der Fürst mit dem Banne belegt. Peter wußte aber durch Nachgiebigkeit bei dem heiligen Stuhle die Kirchenstrafen wieder zu heben; ob er aber bei seiner Aussöhnung mit dem heiligen Ludwig die Rechte der bretagner Fürsten und ihres Landes soviel als thunlich zu wahren gesucht oder wirklich verwahrt hat, wie eine Übereinkunft bei Bouchard und Argentré darthut, steht gar sehr in Zweifel. Erstlich ist die Urkunde, welche die Chronisten bald in's Jahr 1231, bald in's Jahr 1234 setzen, sehr verdächtig; sodann hatte der Graf oder Herzog Peter die Gewalt nicht in den Händen, als ein von Allen Verlassener die Hoheitsrechte der Bretagne in ihrem ganzen Umfange bei Ludwig IX. zu retten; vielmehr wurde er wieder Kronvasall und die Souverainetät blieb untergraben, wie sich aus der Folge ergibt. Freilich waren die bretagner Stände sehr misvergnügt, daß sich ihr Fürst ohne ihr Zuthun unbedingte Unterwerfung hatte gefallen lassen; es hielt aber auch für die nächsten Nachfolger Peter's schwer, sich vom Einflusse der französischen Könige ganz loszureißen.

Graf Peter nahm, nachdem er seinem Sohne die Regierung abgetreten hatte, den einfachen Titel „Ritter Peter von Braine" an. Viele nannten ihn indessen doch noch aus Höflichkeit bald Graf, bald Herzog von Bretagne. Für sich behielt er nur die Herrschaften Fere in Tardenois, Longjumeau, Brie-Comte-Robert, Pontarci und Chailli, welche er von seinem Vater geerbt hatte. Manche geben ihm noch die Grafschaft Braine, d. i. dieselbe Mitgift, welche seine Großmutter Agnes von Baudemont dem gräflichen Hause Dreux zugebracht hatte; allein dies ist unbegründet. Denn sein Bruder Robert III. suchte und empfing nach seiner Mutter Tode, die mit Braine bewitthumt gewesen war, im J. 1225 vom Grafen Theobald von Champagne die Lehen über diese Besitzung, und aus andern sichern Nachrichten geht hervor, daß sie bei dem regierenden Hause Dreux geblieben war. Worauf aber Peter's Vorliebe für Braine im leeren Titel beruhte, leuchtet nicht klar ein, wenn er nicht seines Großvaters Beispiel vor Augen gehabt und dieses nachgeahmt hatte. Als Graf Robert I. seinem ältesten Sohne die Regierung der Lande vier Jahre vor seinem Tode abtrat, nannte er sich hinfort Graf von Braine. Einen Gebietszuwachs hatte sich Peter vermuthlich noch im J. 1226 durch die Witwe des Vicomte Hugo II. von Thouars, Margarethe von Montaigu, erheirathet. Diese brachte zur Ausstattung die poitevinischen Landschaften Montaigu und la Ganache (richtiger Garnache) mit. Dieses Weib zog vom Könige Ludwig IX., wie es scheint seit 1239, eine Rente von 200 Livres aus der Propstei zu Rochelle auf ihre Lebenszeit. Ihr mit Peter erzielter einziger Sohn, Olivier von Braine, erbte ihren Grundbesitz. Beide verschwanden in unermittelten Zeiten aus dem Leben.

Soviel aber Peter von Braine selbst noch betrifft, scheint er die im November 1234 ausgestellte Verzichtung auf die Schlösser S. James-de-Beuvron, Belesme und Perrière, die ihm im März 1227 (a. St.) erblich überlassen worden waren, nicht gehalten zu haben, da selbige nach Duchesne im April 1238 nochmals wiederholt und bestärkt wurde. Und obschon der hohen Geistlichkeit verhaßt, so ersuchte man ihn 1237 doch ernstlich, das Kreuz zu nehmen und im Morgenlande für die bedrängten Christen zu kämpfen. Gregor IX. schmeichelte ihm bei seiner Anwesenheit zu Rom, wo er für seinen Sohn, der damals im Banne lag, sprach, aber kein geneigtes Gehör fand, mit dem Oberbefehl über ein Kreuzheer. Beide wurden indessen über die Bestimmung der Kreuztruppen nicht einig und Peter schloß sich im Frühjahre 1239, nachdem er einen, seinen Verwandten und Freunden angethanen Schimpf an der Stadt Orleans gerächt hatte, an seine alten Waffengenossen Theobald von Champagne, den Herzog von Burgund, die Grafen von Bar, Forez, Montfort, Maçon und andere an, und ohne sich weder an die Einwendungen des päpstlichen Legaten, noch an die Drohungen Kaisers Friedrich II. zu kehren, schifften sie sich, während andere Kreuzritter sich mismuthig wieder nach Hause wendeten, im August desselben Jahres nach Syrien ein. Sie fanden das christliche Königreich Jerusalem in großer Verwirrung, da der gebannte Kaiser Friedrich II. und die Königin Alix von Cypern ihre Rechte daran geltend machen wollten. Die französischen Kreuzritter aber mischten sich nicht in diesen Staatsstreit und völlig gleichgültig dabei leiteten sie sich nach einem eignen Kriegsrathe zur Linderung des Druckes, der den dortigen Christen von den Sarazenen bereitet wurde. Peter verrich-

10) Diese Rebellion der Barone gegen Peter behauptet l'art de vérifier les dates IV, 71 und III, 2, 346 mit Berufung auf eine handschriftliche bretagner Chronik; allein weder du Paz, noch andere Schriftsteller verbürgen dieselbe.

tete einige glückliche Waffenthaten, die ihm Neid zugezogen haben sollen; allein von entschiedener Bedeutung für das Schicksal des heiligen Königreichs waren sie nicht. Und da eben wegen ungünstiger Stimmung und Schwäche der Streitkräfte kein entscheidender Schlag gewagt werden konnte, so kehrten Peter, Theobald von Navarra und der Herzog von Burgund gegen Ende Septembers 1240 in die Heimath zurück. Im folgenden Jahre fand sich Peter in der Versammlung zu Saumur ein, wo König Ludwig seinen Bruder Alfons als Grafen von Poitou und künftigen Besitzer von Toulouse den Kronvasallen vorstellte. Der Graf Hugo von La-Marche und Angouleme empörte sich hierüber, begann nebst seinem Stiefsohne, dem Könige von England, einen unglücklichen Krieg gegen Ludwig und sah sich nach dem Rückzuge der geschlagenen Engländer genöthigt, durch seinen ehemaligen Waffengenossen, Peter Mauclerc, die Gnade des französischen Monarchen zu suchen. Dieser übernahm auch die Vermittelung und wirkte im Feldlager bei Pons am 3. Aug. 1242 die Versöhnung, wiewol unter harten Bedingungen, aus. Hierauf sandte ihn Ludwig gegen Raimund VII. von Toulouse, der ebenfalls abtrünnig geworden und Verbündeter Hugo's gewesen war. Auch dieser ward bald bezwungen, und so endete der Kampf gegen die Unabhängigkeit des alten französischen Lehnadels (bis zur Zeit der Valeser) unter Mitwirkung Peter's von Braine, welcher ehedem von Philipp August's Tode an bis zu seiner Abdankung in Bretagne ebendieselben Grundsätze genährt und vertheidigt hatte. Er und alle seine vornehmsten Kampfgenossen hatten bis auf Theobald von Champagne, welcher durch seine navarreser Erbschaft ganz andere Beschäftigung erhielt, dabei dasselbe Schicksal, welchem Hugo von Lusignan unterlag, zum Beweise, daß sie bei all' ihrer Unerschrockenheit, Feinheit, Verschlagenheit, Ränkesucht und persönlicher Tapferkeit keine ausgezeichneten Herrschertalente, keine tiefen politischen Einsichten, keine Standhaftigkeit in den Widerwärtigkeiten, keine Geduld und keinen ausdauernden Gemeinsinn besaßen; gleichwol galten sie für große Fürsten, welche recht wohl wußten, daß wenn sie die Gelegenheiten zur Beschränkung der königlichen Macht verstreichen ließen, die ihrige unwiederbringlich verloren wäre.

Peter führte nach Unterwerfung der Grafen von Toulouse und Foix mit einer zahlreichen königlichen Flotte aus Kampfluft den Seekrieg gegen England fort und achtete lange Zeit nicht auf den im April 1243 abgeschlossenen Stillstand; denn dieses Seeräuberhandwerk bereicherte ihn, und König Ludwig mußte es ihm zuletzt untersagen. In Mitte Octobers 1245 fand er sich mit seinem Sohne zu Paris in einer Versammlung der Reichsbarone ein, wo sie nebst König Ludwig das Kreuz nahmen. In der Fastenzeit 1247 wurde über die Kreuzfahrt nochmals berathen, die Eröffnung derselben schob sich aber noch bis zu Johannis 1248 hinaus. Inzwischen hatte der Papst Innocenz IV. seinen Krieg mit dem Kaiser zur Besteuerung der westlichen Theile Europa's benutzt, worüber besonders unter den Franzosen großer Unmuth entstand. Zur Abwehr dieser Willkür traten mehre Große in verschiedene Vereine zusammen. An die Spitze eines solchen Bundes stellte sich Peter nebst dem Herzoge von Burgund und den Grafen von La-Marche und S. Pol. Sie richteten aber die einander zugesagte Hilfe zugleich gegen die ausschweifende Macht des Klerus überhaupt, wie sie im J. 1235 schon ein ähnliches Verbündniß geschlossen hatten. Die Abfahrt nach dem gelobten Lande erfolgte indessen aus verschiedenen Häfen Frankreichs, und auf Cypern sammelten sich im Herbste 1248 die Kreuzfahrer wieder um den heiligen Ludwig. Viele von ihnen wurden dem Klima geopfert. Erst im Mai 1249 brach das Kreuzheer nach Damiette in Ägypten auf. Nach der Einnahme dieser Stadt rieth Graf Peter dem Könige, Alexandrien anzugreifen; allein andere Vorschläge erhielten das Übergewicht und der Marsch wurde unvorsichtiger Weise in das Innere des Landes gerichtet. In einem Überfalle der Sarazenen bei Mansurah am 6. April 1250 fiel Peter, nachdem er im Gesichte verwundet und die Zügel seines Pferdes zerrissen waren, nebst den Königen von Frankreich und Cypern in die Gefangenschaft. Er hatte großes Ungemach auszustehen, war aber einer der Ersten, mit welchen die Ungläubigen wegen des Lösegeldes unterhandelten. Die Auslösung der Gefangenen erfolgte schon am Tage nach Himmelfahrt, und sogleich wurde auch die Abfahrt nach Saint-Jean-d'Acre beschlossen und ausgeführt. Unterwegs trennten sich jedoch Viele, darunter Peter Mauclerc und die Grafen von Flandern und Soissons, vom heiligen Ludwig und segelten nach Hause. Dem Grafen von Braine war es aber vom Schicksal nicht beschieden, seine Heimath wieder zu sehen. Er starb im Schiffe etwa drei Wochen nach der Abfahrt von Ägypten, zu Ende Mai's (? 22. Juni) 1250. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und nach Marseille gebracht. Von dort ließ ihn sein Sohn abholen und in die Klosterkirche Saint Yved zu Braine, dem Erbbegräbnisse der Grafen von Dreux, feierlich bestatten, wo ihm auch nach Duchesne und Martenne ein Grabdenkmal nebst einer Inschrift gesetzt wurde. Der gewöhnlichen, doch irrigen Annahme zufolge soll er zu Ville-neuve bei Nantes begraben worden sein. Die von seinem Vater ererbten Besitzungen gingen auf den Sohn Johann I. oder Rothen von Bretagne über.

Peter II. oder der Einfältige, war zweiter Sohn Herzogs Johann VI. von Bretagne und Johanna's von Valois, dritter Tochter Königs Karl VI. von Frankreich. Die Geschichte dieses Fürsten ist kurz und mager. Er war nach Vertot am königlichen Hofe zu Paris erzogen worden, war schwach und von geringen Geistesgaben, abergläubisch, düster und zur Einsamkeit geneigt. Sein ausgezeichneter Oheim, der Graf Artur von Richmond, Connetabel von Frankreich, bekümmerte sich frühzeitig um ihn und sorgte auch, daß er am 21. Juli 1431 in Franziska von Amboise eine Gattin erhielt, um ihn dem geselligen Leben zurückzugeben [11]). Franziska war die äl-

11) Die Heirath wurde ein Jahr zuvor in Partenai verabredet, als der Vicomte von Thouars von Tremouille war verhaftet worden und seine Gattin den Connetabel um Hilfe ansprach. Go-

teste Tochter Ludwig's von Amboise, Vicomten von Thouars aus erster Ehe mit Marie'n von Rieur. Ihre Aussteuer betrug 4000 Livres jährlicher Einkünfte aus der Grafschaft Benon, aus Isle-de-Ré und Mont-Richard. Graf Artur setzte zugleich seinen Neffen, welchen er damals öfters bei sich hatte, zum Erben seiner in Frankreich gelegenen Güter ein und sein Vater gab ihm am 2. März 1438 eine Apanage von 6000 Livres, damit er seines ältern Bruders Franz I. Erbfolge nicht stören sollte. Allein diese Ausstattung wurde so knapp zugemessen, daß er sich keiner besondern Verbesserung zu erfreuen gehabt haben würde, wenn er nicht selbst noch auf den herzoglichen Thron gelangt wäre. Denn der Vater setzte fest, würde sein Sohn Peter den Grafen Artur von Richmond beerben, sollte er die Hälfte von seiner Apanage fallen lassen, und würde er im Verlaufe der Zeit sich eigene Güter erwerben, sollten ihm nach dem Werthe derselben ebenfalls Abzüge gemacht werden; nur wenn sein jüngerer Bruder Gilles ohne Leibeserben vor ihm stürbe, hatte er die Aussicht, einen jährlichen Zuschuß von 2000 Livres davon zu bekommen. Seine Apanagegüter bestanden meistens aus Theilen der confiscirten Grafschaft Penthièvre: außer Gourin, Chateaulin und andern bekam er vornehmlich die Herrschaft Guingamp, nahm den Grafentitel von derselben an und stand unter der Hoheit seines Vaters, wie nach dessen Tode (1442) unter der seines Bruders, wenngleich ihm eine Art von Mitbelehnschaft zugestanden worden war. In der Folge kaufte Graf Peter von Guingamp noch einige Stücke von der Grafschaft Penthièvre, welche sein Vater an Barone verschenkt hatte. In Guingamp baute er ein Schloß und ließ die Mauern der Stadt, welche bei der Confiscation der Grafschaft zerstört worden waren, wiederherstellen. Im Übrigen aber nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Antheil. Im J. 1439 besuchte er nebst seinem Oheime Artur die Reichsversammlung zu Orleans, in den Jahren 1448 und 1449 beschäftigte er sich mit Vertheidigungsanstalten im Lande gegen die Engländer und leitete in Abwesenheit seines Bruders Franz die Belagerung der Stadt Fougères so lange, bis dieser aus der Normandie zurückkam und den Platz im November 1449 eroberte. Im J. 1448 fand er sich zu Nantes bei dem Herzoge Franz ein, wo unter Vermittelung des Connetabels Artur mit Johann von Blois die Restitution der Grafschaft Penthièvre verhandelt wurde. Sie kam am 27. Juni zum Theil zu Stande, wobei auch die Erbansprüche des Hauses Penthièvre nach den Bestimmungen des Vertrags von Guerande (1365) geregelt und festgesetzt wurden. Im J. 1465 aber kam diese Familie um alle ihre wiedererlangten Rechte durch Herzogs Franz II. Verfügungen. Den Vertrag, welchen Herzog Franz I. mit König Karl VII. von Frankreich gegen England am 27. Juni 1449 schloß, beschwor auch Graf Peter, nur war er nicht mit seines ältern Bruders grausamem Verfahren gegen den jüngern Gilles zufrieden. Er hatte nebst seinem Oheime wiederholt um dessen Schonung und Freiheit gebeten; allein Franz verspottete sie.

Gilles, Herr von Chantocé, ein Prinz von schönen Geistesgaben, aber ausschweifend und ungestüm, hatte aus Misfallen an seiner spärlichen Apanage im J. 1445 die reiche Erbin von Dinan und Chateaubriant, Franziska, obschon ein Kind von neun Jahren[12]), aus Begierde, sich zu bereichern, entführt und geheirathet, nachdem er durch den Einfluß der Engländer seinen Bruder, den Herzog Franz, zu keiner Vermehrung seines Einkommens hatte bewegen können. Da aber Franziska von Dinan dem Günstlinge des Herzogs Artur von Montauban zur Gattin bestimmt gewesen war, so bekam Gilles nunmehr zwei erbitterte Feinde an ihnen; und wußte auch Graf Artur von Richmond bald eine Versöhnung zwischen beiden Brüdern wieder herzustellen, so brach doch der Haß durch Gilles' Neigung zu den Engländern mit verdoppelter Stärke wieder aus, der Herzog ließ seinen Bruder mit Zustimmung Königs Karl VII. am 26. Juni 1446 zu Guildo verhaften und in ein Gefängniß zu Dinan abführen. Die Grafen Peter und Artur baten mit Thränen und auf den Knien um Schonung; allein der grausame Herzog hörte weder auf Bitten noch auf Vertheidigung, sondern ließ einen harten und unbilligen Proceß gegen seinen Bruder in der Ständeversammlung zu Redon eröffnen, während dessen die Engländer in das Herzogthum einbrachen und des Prinzen Befreiung verlangten. Franz ließ seinen Bruder, nachdem dieser der angeschuldigten Verbrechen nicht hatte überführt werden können, und der Einfluß des Connetabels die beabsichtigten gewaltsamen Schritte gehemmt hatte, aus dem Schlosse zu Dinan, wo er bisher gesessen, im Sommer 1449 in ein finsteres Gefängniß des Schlosses zu Montcontour, später nach Touffou und endlich nach Hardouinaie abführen und zwei rohen Menschen, Olivier de Meel und Robert Roussel, in die Gewalt liefern. Diese brachten ihn nach mehrfach versuchten Mishandlungen in der Nacht vom 24—25. April 1450 mit Vorwissen, wenn nicht auf Geheiß des Herzogs, auf jämmerliche Weise um's Leben. Der Mord blieb nicht verschwiegen und erregte großes Aufsehen. Der Herzog Franz lag mit seinem Heere grade vor Avranches in der Normandie, und als er die Schreckensnachricht erhielt, befiel ihn ein Entsetzen. Er verließ unter Vorwürfen seines Oheims die Truppen und ging krank nach M. S. Michel. Hier erschien ein Franziskanermönch, sagt man, vor ihm und lud ihn um des Brudermordes willen vor Gottes Gericht. Gewissensbisse versenkten ihn in Schwermuth, und verschlimmerten seine Krankheit. Er bestätigte sein Testament, das er zur Sicherung der Erbfolge am 22. Jan. 1450 gemacht hatte und starb den 19. Juli deff. Jahres zu Vannes[13]).

---

defroy, Histoire d'Artus III., Duc de Bretaigne (Paris 1622). p. 50.

12) Nach Du Paz (Histoire généalogique de plusieurs maisons illustres de Bretagne) war Franziska von Dinan den 20. November 1436 geboren. 13) Wilhelm Gruel, welcher die von Godefroy herausgegebene Histoire d'Artus III. duc de Bretaigne geschrieben hat und Zeitgenosse war, sagt dort (p. 131 sq.) nur sehr lückenhaftes von dem Unglücke des Prinzen Gilles. Weit umständlicher erzählt die Vorfälle Bouchard (l. c. p. 180 sq.).

Peter, Graf von Guingamp und Benon, folgte seinem Bruder auf dem herzoglichen Throne, ordnete zunächst die Angelegenheiten seiner verwitweten Schwägerin, Isabelle Stuart, hielt am 12. October seinen Einzug in Nantes, nachdem er sich zu Rennes gegen Bestätigung der Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen unter vielen Festlichkeiten hatte huldigen lassen, und leistete am 3. November zu Montbazon dem Könige Karl VII. unter weitläufigen Streitigkeiten den Lehneid ohne persönliche Dienstpflicht, wie es von seinen nächsten Vorfahren auch geschehen war. Doch mußte er bei der Feierlichkeit den Degen ablegen [14]). Der Witwe seines ermordeten Bruders Gilles, Franziska von Dinan, entriß er alle Rechte bis auf den Besitz von Chateaubriant und verheirathete dieses 14jährige Kind am 1. Oct. 1450 mit seinem 44 Jahre alten Schwager, dem Grafen Veit XIV. von Laval, der Witwer von seiner Schwester war. Gleich gewaltsam nöthigte er die Witwe des Admirals von Coëtivi, auf ihr Erbtheil zu verzichten. Dahingegen verfolgte er die Mörder seines Bruders Gilles, die sich nach Marcoussis bei Montlhéri geflüchtet hatten. Der Herzog oder vielmehr der Connetabel Artur ließ sie, da sie seine Unterthanen waren, ohne Vorwissen des Königs verhaften und gewaltsam abführen. Karl VII. beschwerte sich darüber und verlangte die Verbrecher zurück. Des Herzogs Entschuldigungen wurden nicht anerkannt; er mußte nach umständlicher Widerrede die Verbrecher den königlichen Beamten wieder ausliefern und diese gaben sie alsdann den Leuten des Herzogs zurück. Man machte ihnen nun den Proceß, und nach erfolgter Überführung wurde Olivier de Meel nebst vier andern Mitschuldigen am 8. Juni 1451 zu Rennes hingerichtet. Mehre andere mußten mit Gefängnißstrafe büßen, der Urheber des greuelhaften Mordes aber, Artur von Montauban, hatte sich mit Hilfe seiner Verwandten den Verfolgungen glücklich entzogen, war zu Marcoussis Cölestinermönch geworden und da er sich hier nicht sicher glaubte, floh er späterhin in ein Kloster desselben Gelübdes zu Paris, von wo aus er durch Ludwig XI. — man sollte es kaum glauben — zum Erzbischofe von Bordeaux befördert wurde [15]). Auch der Bischof von Rennes wurde der Theilnahme an Gilles' Mishandlungen beschuldigt, allein der Papst Niclas V. nahm ihn bei'm Herzoge dagegen in Schutz.

Der Krieg Frankreichs mit England berührte Bretagne nicht, Peter blieb ungestört in seinem Lande, und dem Könige Karl sandte er Mannschaft und Schiffe zum Beistande. In diesen Angelegenheiten vertrat seine Stelle sein Vetter, der junge Graf von Etampes. In Regierungssachen unterstützte den schwachen Herzog der Oheim Artur. Er hielt mehre Ständeversammlungen während der siebenjährigen Dauer seiner Regierung, regelte das Polizeiwesen, verbot allen päpstlichen Erlassen in seinen Landen die gesetzliche Kraft, bevor sie nicht von ihm genehmigt worden wären, erließ ein neues Strafgesetz gegen die Gotteslästerer, eine Advocatenordnung und mehre andere Gesetze. Als Freund des Adels hielt er streng darauf, daß kein Bürger ein Adelslehen erwerben durfte. Er schuf eine Menge Titel, Würden und Ehrenstellen, sonderlich zur Hebung des Adels, und wußte denselben zu vermehren. Er schuf mit einem Worte mehre neue Baronien. Vom Cardinallegaten in Frankreich erlangte Peter die Erlaubniß, alle Verbrecher, die sich in die Kirchen und geistlichen Häuser flüchten würden, durch seine Beamten fassen und verhaften zu lassen, sowie lüderliche und lasterhafte Geistliche in weltliche Strafe zu nehmen. Im J. 1455 wurde ein geistlicher Rangstreit wie eine wichtige Staatssache vor des Herzogs Ministerrathe mit der größten Aufmerksamkeit verhandelt; der Abt von S. Melaine zu Rennes stritt sich mit der Äbtissin von S. Georges schon längst über den Vortritt bei feierlichen Umzügen. Papst Niclas V. hatte bereits zu Gunsten des Prälaten entschieden, allein sein Erkenntniß war nicht vollstreckt worden. Da nahm man des Herzogs Räthe zu Hilfe, und nach ihrem Berichte entschied Peter endlich die Sache dahin, daß zwar der heilige Vater in seinem Erkenntnisse recht habe, allein der Abt sollte doch, bevor er in vorkommenden Fällen den Vortritt nähme, denselben aus Höflichkeit der Äbtissin anbieten, und diese ihn aus Demuth ablehnen. Im August dess. J. besuchte er in Gesellschaft seines Oheims Artur den König Karl und besprach sich mit ihm über die Verheirathung seiner beiden Bruderstöchter Margarethe und Marie. Der König scheint keine Einwendungen gemacht zu haben; denn Herzog Peter versorgte gleich darauf seine beiden Nichten mit Zuziehung der Stände nach den Vorschriften ihres Vaters, zur Wahrung der Erbfolge für den Mannsstamm. Margarethe bekam den Grafen von Etampes, nachmals Herzog Franz II. von Bretagne, zum Manne, und Marie heirathete den Vicomte Johann II. von Rohan.

Der schwache und argwöhnische Fürst erkrankte vielleicht schon im Frühjahre 1457 und glaubte durch den Bischof von Rennes verzaubert worden zu sein. Da die Ärzte den Charakter seiner Krankheit nicht begreifen konnten, so rieth man ihm, sich durch Teufelsbeschwörer heilen zu lassen; er war aber vernünftig genug, diesen Unsinn abzulehnen. Seine Schwermuth vermehrte die körperlichen Leiden und er starb den 22. Sept. 1457 zu Nantes am Schlagflusse, in unermitteltem Alter, nachdem er am 5. dess. M. seinen Oheim Artur III. zum Nachfolger auf dem herzoglichen Throne ernannt hatte. Sein Leichnam kam in die Kirche zu unserer lieben Frau in Nantes. Der Herzog, schön und groß gewachsen, war bei seinen Lebzeiten aus Schwäche in seiner Diener Gewalt gerathen und von ihnen misbraucht worden, und da er außerdem hartherzig, schwermüthig und übellaunig war, so hatten meistens Schmeicheleien nur geneigtes Gehör bei ihm; doch soll das Land durch milde Regierung unter ihm wieder in Aufnahme gekommen sein. Seine reizende Witwe Franziska von Amboise mag einen ähnlichen trüben Eigensinn, wie ihr Gatte besessen haben, dafern wahr ist, daß Beide seit ihrer Verheirathung übereingekommen waren, sich einander nie fleischlich zu berühren. Wenigstens lebten sie in kinderloser Ehe mit einander. Peter war eifersüchtig auf sie, und Franziska hatte viel von ihm zu

14) *Vertot* l. c. 132 sq. 15) *Bouchard* l. c. 187 sq.

erdulden. Er hatte nicht nur alle ihre Bedienung, mit Ausnahme ihrer Amme, verjagt, sondern sie auch öfters geprügelt. Die fromme Fürstin ertrug Alles mit Geduld und dafür genoß sie die Ehre, daß ihr Gatte sie zu einem der Vollstrecker seines letzten Willens ernannte, worin sie selbst aber, wenn Argentré richtig berichtet, vergessen worden war; denn erst 1459 warf ihr Herzog Franz II. ein Witthum von 7000 Livres jährlicher Einkünfte aus. Auf seinem Sterbebette gestand der hartherzige Sonderling, er habe sich das strenge Gelübde der Keuschheit aufgelegt, um für seine jugendlichen Ausschweifungen zu büßen. Er hinterließ ein natürliches Töchterchen, Namens Johanna, welche ihm aus dem vertrauten Umgange mit einer Ungenannten entsprossen war. In den letzten Zeiten trug er fast täglich einen Bußgürtel am Leibe. Franziska von Amboise blieb auch im Witwenstande den Freuden der ehelichen Liebe gram, und bezog ein von ihr an der Loire gegründetes Kloster der Karmeliterinnen unfern Nantes. Hier wurde ihr zu Ende des Jahres 1461 von ihrem Vater im Namen Königs Ludwig XI. der unerwartete Antrag gemacht, einem der Schwäger desselben die Hand zu reichen. Auf ihre ablehnende Antwort kam der König zu Anfange d. J. 1462 nach Nantes, wo sie ihm vorgestellt wurde, und wären ihr die Bürger dieser Stadt nicht sehr zugethan gewesen, so wäre sie von Einem ihrer Verwandten aufgehoben und entführt worden, wie es Ludwig selbst gewünscht hatte. Da aber die Einwohner zu ihren Gunsten die Waffen ergriffen, stand man von den offnen gewaltsamen Versuchen ab und als Bitten und Drohungen ihres Vaters und ihrer Verwandten Nichts über sie vermochten, hoffte man sie ohne Umstände des Nachts wegführen zu können. Allein Herzog Franz II., der davon Nachricht bekam, sorgte sogleich für die Sicherheit der Herzogin Witwe, was ihm der König nachmals nicht verzieh. Franziska lebte 1468 noch als Nonne in gedachtem Kloster und starb auch dort [16]. (*B. Röse.*)

13) Peter I—VIII., Fürsten der Moldau, s. Moldau.

14) Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg s. Oldenburg. III, 3. S. 23 fg.

Peter Friedrich Ludwig's Verdienstorden. Am 5. Dec. 1838 stiftete der Großherzog Paul Friedrich August zu Oldenburg, zur Feier der 25 Jahre nach der Wiederherstellung der Dynastie Oldenburg, einen Verdienstorden, dem er zum Andenken an seinen am 21. Mai 1829 gestorbenen Vater, da dieser schon die Absicht gehabt habe, einen solchen Orden zu stiften, den Namen gab: „Haus- und Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig zu Oldenburg."

Die Benennung „Verdienstorden" bezeichnet seine Bestimmung. Zur Ermunterung, Auszeichnung und Belohnung treu geleisteter Dienste, oder wissenschaftlicher und gemeinnütziger Bestrebungen soll er dienen.

Der Regent des Hauses ist Ordensherr und Großmeister, die Prinzen, welche in männlicher Linie vom Herzoge Peter Friedrich Ludwig abstammen, sind Ehrengroßkreuze, der Erbgroßherzog, nach erlangter Mündigkeit, Großprior. Der Orden besteht übrigens aus Capitularien und Ehrenmitgliedern. Beide Abtheilungen sind im Range gleich und in Großkreuze, Großcomthure, Comthure und Kleinkreuze getheilt. Die Capitularien bestehen aus zwei Großkreuzen, welche eine jährliche Präbende von 500 Thalern, zwei Großcomthuren, welche jährlich 400 Thaler, vier Comthuren, welche jährlich 300 Thaler und acht Kleinkreuzen, von denen die vier ältesten jährlich 200 Thaler und zwar alle in Golde diese Einkünfte beziehen. Mit Ausnahme der Prinzen des großherzoglich oldenburgischen Hauses ist, im Großherzogthume Oldenburg, die Zahl der Großkreuze auf vier, die der Großcomthure auf vier, die der Comthure auf acht, die der Kleinkreuze auf 16 beschränkt; doch kann die Zahl der letztern, in Kriegszeiten, für militairisches Verdienst vermehrt werden. Ordenscapitel ist jährlich am 17. Januar, dem Geburtstage des Herzogs Peter Friedrich Ludwig. Das Ordenskreuz wird an einem dunkelblauen Bande mit rother Kante, von der ersten Classe, über die rechte Schulter, nebst Stern auf der linken Brust getragen; von der zweiten um den Hals, nebst einem Bruststern; von der dritten um den Hals und von der vierten im linken Knopfloche.

Als zum Orden gehörig ist ihm ein allgemeines Ehrenzeichen beigegeben, das die Form des Ordenszeichens hat, und in Gold, Silber oder Eisen vergeben wird. (*F. Gottschalck.*)

15) Peter Ludwig, Herzog von Parma, s. Parma. III, 12. S. 212 fg.

Ende des achtzehnten Theiles der dritten Section.

---

16) Außer den angeführten Werken wurden noch benutzt: *du Chesne*, Histoire des maisons de Dreux et de Bretagne, *Argentré*, Histoire de Bretagne, *Guyot Desfontaines*, Histoire des ducs de Bretagne. T. I. et II., *Saint-Marthe*. Histoire généalogique de la maison de France. T. II. und *Sismondi*, Histoire des Français. T. VI. VII. XIII. et XIV.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

